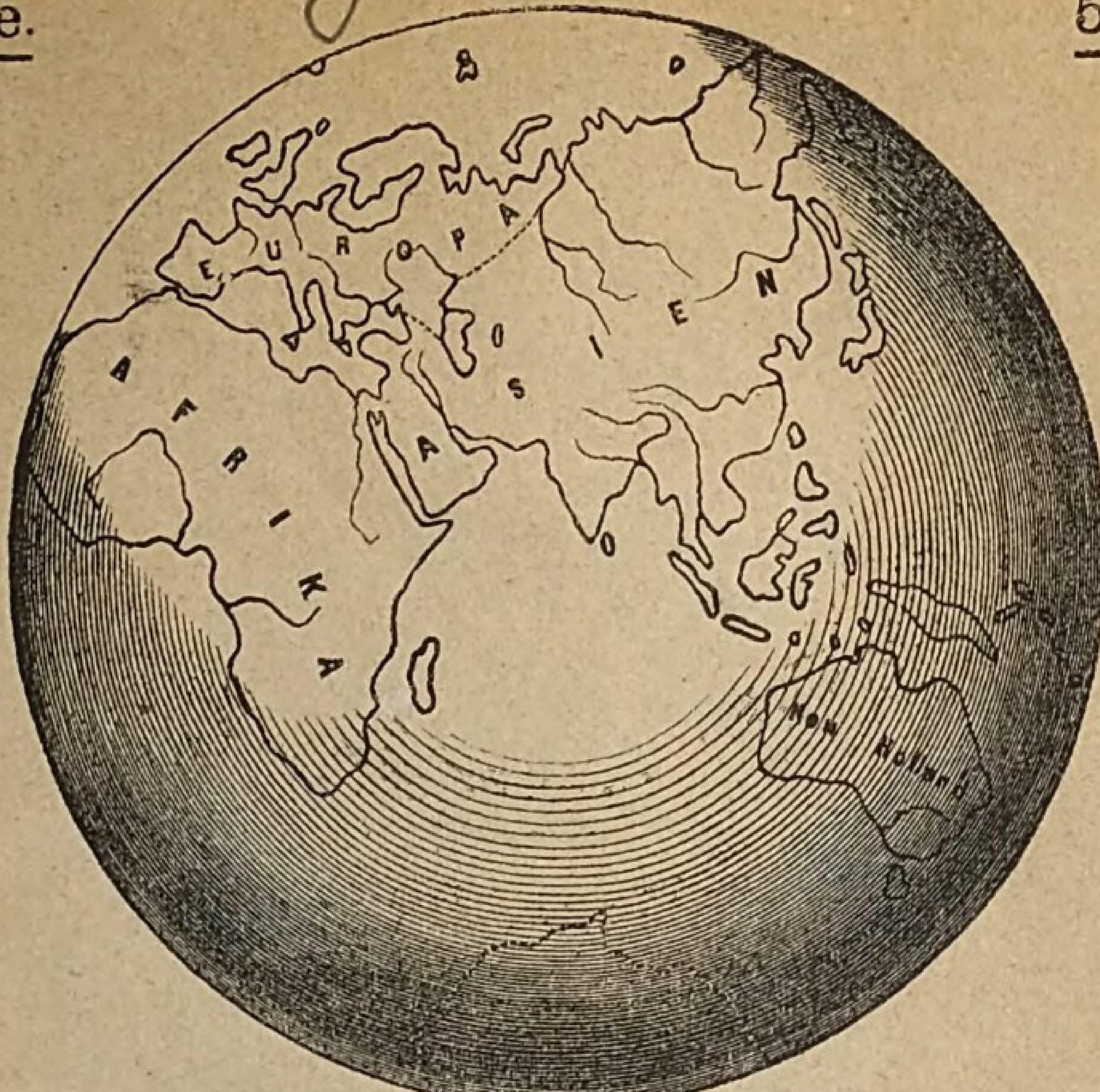
5. Auflage. 5. Auflage.



Malerische LAENDER und Völkerkunde

von Dr. Zimmermann.

Supplement 49. Lieferung.

Der Mensch.

Der Mensch,

die Räthsel und Wunder seiner Natur,

Ursprung und Urgeschichte seines Geschlechts

sowie

dessen Entwickelung vom Naturzustande zur Civilisation.

Nach den

neuesten Forschungen der Naturwissenschaft und Geschichte

populär dargestellt

von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

Allgemeiner Theil.

Mit 150 Abbildungen.

Fünfte Auflage.

Berlin.

Gustav Hempel.

1865.

Der Mensch,

die Räthsel und Wunder seiner Natur,

Ursprung und Urgeschichte seines Geschlechts

sowie

dessen Entwickelung vom Naturzustande zur Civilisation.

Nach den

neuesten Forschungen der Naturwissenschaft und Geschichte

populär dargestellt

von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

Mit 150 Abbildungen.

Fünfte Auflage.

Berlin.
Gustav Hempel.

1865.

Inhalts-Verzeichniß.



Berlin Verlag von Gustav Hempel
Lith Atelier v. A. Schütze Berlin

Vor fünftausend Jahren.



Die Aufgabe des gegenwärtigen Werkes soll die Betrachtung des **Menschen** sein, die Betrachtung seiner leiblichen und geistigen Natur, die Betrachtung des geheimnißvollen Dunkels seines einstigen Ursprunges, die Betrachtung aller Phasen seiner Entwickelung und Fortbildung vom Urzustande an durch seine tausendjährige Geschichte, die Betrachtung der merkwürdigen Contraste und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stämme seines Geschlechts, mit einem Wort die Betrachtung alles Dessen, was die Naturwissenschaften, was die Völkerkunde und was die Geschichte über das Geschöpf „Mensch“ ergründet und erforscht haben.

Gewiß ein Gegenstand voll hohen Interesses, aber auch ein Gegenstand voll dunkler Räthsel, denn es stehen mit demselben die höchsten und letzten Fragen der Wissenschaft in unmittelbarem, innigem Zusammenhange.

Diese ungelösten Probleme der vergangenen Jahrtausende sind für alle gewesenen Geschlechter das höchste, aber unerreichte Ziel des Denkers

gewesen; erst dem unermüdlichen Forschergeist dieses Jahrhunderts ist es gelungen, einzudringen in jenes heilige Dunkel, und wir wollen getreuen Bericht abstatten von den Entdeckungen und Entdeckungsreisen, welche die Denker und Forscher der neueren Zeit auf diesem Gebiete gemacht und von den Wundern, die sie uns enthüllt; wir denken mit diesem Bericht unsere Leser zu fesseln und anzuregen, wenn wir ihnen auch nicht den Stein der Weisen zu bieten vermögen.

Der Gegenstände, welche das Thema dieses Buches unserer Betrachtung darbietet, sind so unendlich viele und mannigfache, daß es unmöglich ist, in kurzem Abriß eine flüchtige übersichtliche Anschauung davon zu geben, und wenn es uns gleichwohl darum zu thun ist, bevor wir zur speciellen Behandlung unseres Gegenstandes übergehen, dem freundlichen Leser die Vielseitigkeit und das Interesse desselben vor die Augen zu führen, so bleibt uns nur übrig, einzelnes Abgerissene aus den verschiedenen Abschnitten unseres Buches herauszugreifen, das wenigstens Beweis dafür abgeben kann, welch verschiedenartige Zweige des Wissens und der Erfahrung zu berühren sind, wenn es auch weder von dem Interesse, noch von dem Inhalt des Ganzen ein nur einigermaßen erschöpfendes Bild zu geben vermag.

Die erste Frage, welche sich uns darbietet und deren eingehende und allseitige Untersuchung uns obliegen wird, ist die Frage über den

Ursprung des Menschen

und der Menschheit. Wir werden uns zu beschäftigen haben mit seinem Paradies, mit seiner Abstammung — ob von einem Paare oder verschiedenen — mit der Verbreitung der Menschen über die Erde, mit dem, was die Religionen und Mythen der verschiedenen Völker hierüber lehren und was im Gegensatz zu diesen Mythen oder Offenbarungen durch die Forschung ermittelt und schließlich festgestellt worden ist.

Wo wurde der Mensch erschaffen?

In früheren Zeiten war diese Frage ganz leicht beantwortet — wer kennt nicht die Sage vom Paradies? Allein nachdem man in Geographie und Geschichte, in Geologie und Astronomie weiter vorgerückt war als die Verfasser des ersten Buches Moses, genügte eine bloße Behauptung nicht mehr; man suchte, man forschte weiter, man glaubte dem ersten Menschen eine Heimath anweisen zu müssen, ausgestattet mit allen Hülfsmitteln zur Erhaltung und müheloſen Ernährung des unerfahrenen Geschöpfs, und hat demnach bald die glücklichen Thäler von Kaschmir als die Geburtsstätte des Menschen angesehen, bald die Thäler zwischen dem Euphrat und dem Tigris, welche allerdings zu

jener Zeit noch nicht so öde gebrannt waren, wie jetzt; bald hat man seine Pflanzstätte in die Thäler des Ganges oder des Indus verlegt. Was die Traditionen betrifft, so hat darüber ein jedes Volk seine eigene, nur die der europäischen Christen stimmt mit den aus Asien eingewanderten Juden überein, und das kommt daher, daß die heilige Schrift die Grundlage beider Religionen ist.



Nach den mosaischen Berichten ist in dem Paradiese, welches wir auf dem obigen kleinen Kärtchen zu suchen haben, entweder in Kleinasien oder Syrien wegen der Flüsse Phrat und Hidekel, „welcher vor Assyrien fließt" (siehe weiter unten), oder in Kaschmir oder im eigentlichen Indien, der Mensch von Gottes Händen gebildet und mit allen Vollkommenheiten ausgestattet worden. Von ihm geht, nachdem ihm eine Gattin gegeben worden, die Bevölkerung der Erde aus.

Mehr oder minder haben die ältesten Völker ähnliche Sagen. Die Indier erzählen, daß, nachdem die Welt geschaffen worden, der Erde befohlen wurde, den Menschen aus ihrem Schooße hervorzubringen, welchem Gott Leben und Bewegung einblies, und Gott gab ihm ein Weib zur Gesellschaft, mit welchem er vier Söhne erzeugte von durchaus verschiedener Beschaffen=

heit in Sinnesart, Temperament &c., welche nun die Stammväter der verschiedenen Menschenracen sind. Nach einer anderen Erzählung des Ezur Vedam kam aus dem Nabel des ersten Menschen Brahma hervor, der Schöpfer, aus seiner rechten Seite Wischnu, der Erhalter, und aus seiner linken Schiwa, der Zerstörer.

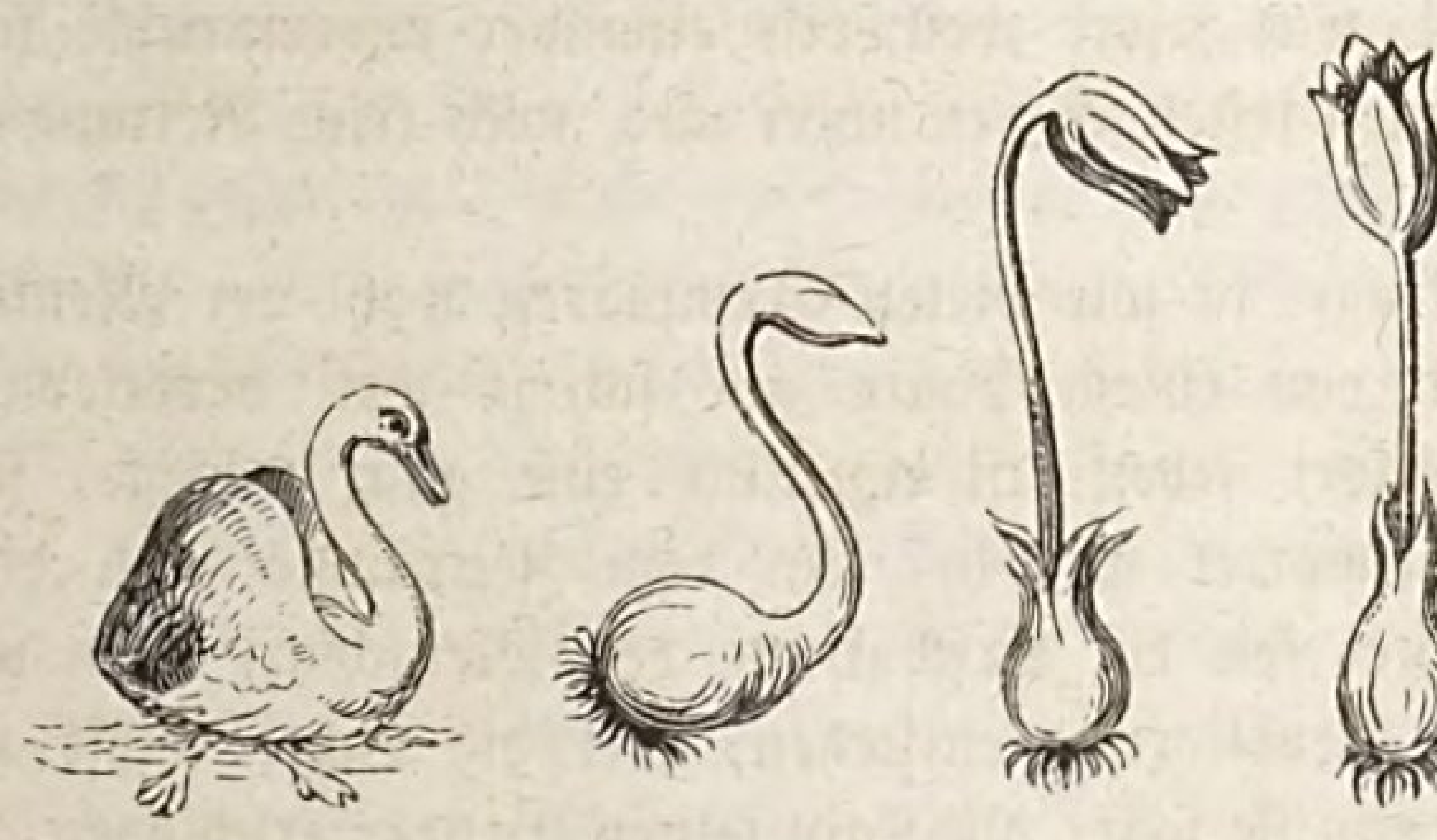
Die Perser des Alterthums, die Feuer-Anbeter und die Tybetaner haben äußerst nah verwandte Sagen. Beide sprechen nicht von dem Schöpfungsacte der Menschheit, sondern sie nehmen unsere Stammeltern als vorhanden an, und legen ihnen nur Eigenschaften besonderer Heiligkeit bei, welche indessen durch einen bösen Geist zerstört worden. So wurden sie Sünder, erfanden das Eisen und die Waffen, vergaßen ihre Ehrfurcht vor Gott und sanken immer tiefer bis zu der traurigen Stufe von höchster Unvollkommenheit, auf der sie jetzt stehen, nachdem sie sich einmal einer wahrhaft göttlichen Vollkommenheit erfreut hatten.

Die nächste Frage, welche uns beschäftigen wird, ist das Wie der Erschaffung des Menschen. Ein Capitel von solcher Schwierigkeit und zugleich von solchem Interesse, daß es große und kleine Geister der verschiedensten Zeiten vielfältig beschäftigt hat und auch unsere längere Aufmerksamkeit später in Anspruch nehmen wird. Welch abenteuerliche Phantastereien über diese Frage zu Tage gekommen, davon hier nur zwei Beispiele: Der französische Marine-Inspector Duhamel, in der französischen Literatur für eine Größe geltend, hat eine ganze Reihe verschiedener Schriften naturgeschichtlichen Inhalts hinterlassen, deren einige auch das Capitel der Menschwerdung berühren. Er hat gefunden, daß die Fische unter einander in der innigsten Verwandtschaft stehen, alle ein großes Geschlecht bilden, daß sie durch allmälige Umwandlung in Amphibien übergehen, und daß auch der Mensch durch solche Verwandlungen und Uebergänge aus dem Geschlechte der Fische abstamme. Die Arme sind die Brustflossen, die Beine waren die Schwanzflosse, welche sich getheilt hat, und auf dem ganzen Körper sehen wir noch in den Querlinien, welche am deutlichsten auf der Hand hervortreten, die Stellen, an welchen bei unseren Vorfahren die Schuppen gesessen haben.

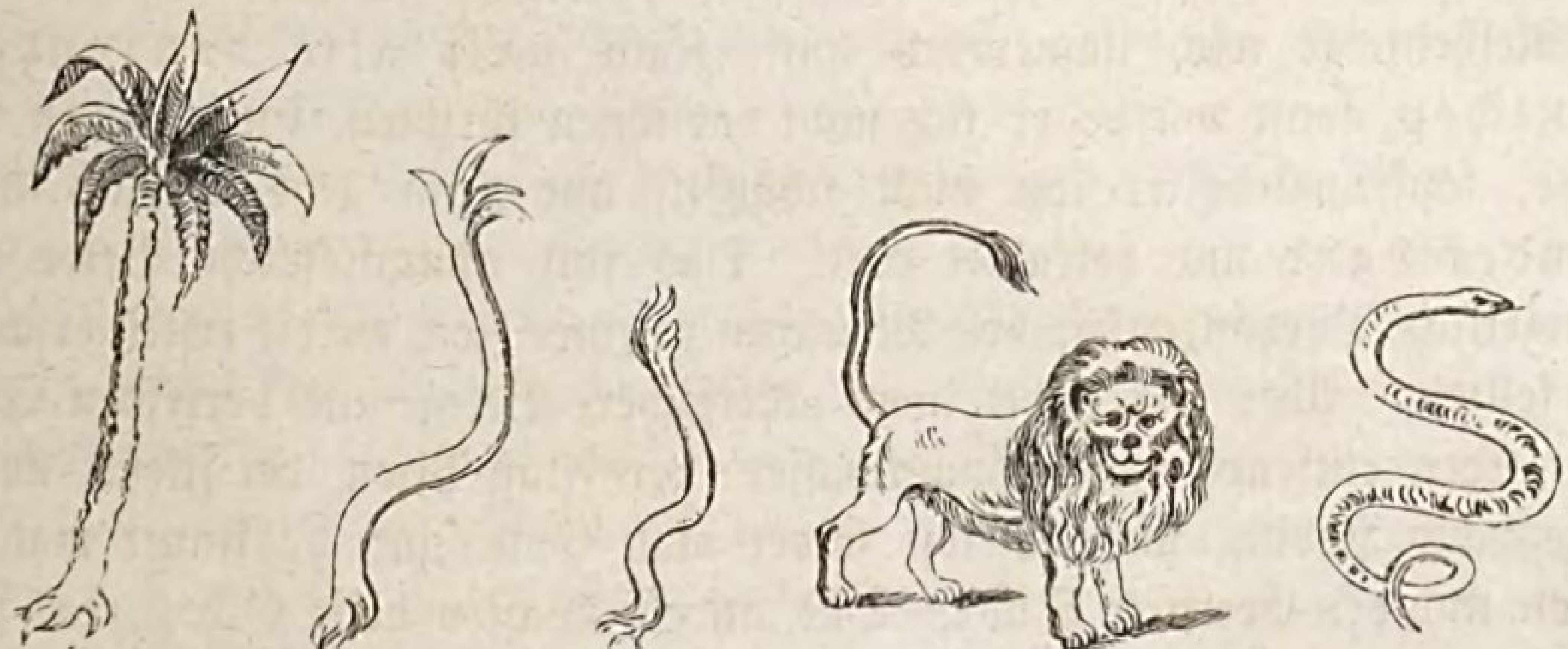
Warum sollte das hier Gesagte nicht möglich sein? Noch viel größere Entdeckungen sind ja von dem berühmten Naturforscher Schmitz gemacht und in seinem Werke: „Die Ursache aller Bewegung in der Natur," niedergelegt.

Hier zeigt der geniale Kopf uns mit einer bewundernswürdigen Ueberzeugung den Uebergang von Thieren zu Thieren, ja sogar von Pflanzen zu Thieren. So z. B., daß die Tulpe eigentlich die Grundlage des Schwanes sei: schon in Figur 3 bemerken wir ihre Neigung, den Stengel zum Schwanenhals zu gestalten, in Figur 2 sehen wir die, wahrscheinlich in einem Winkel

vergessene Tulpenzwiebel eine Knospe unter erschwerenden Umständen treiben. Der Schwanenhals ist dabei schon zur Wahrheit geworden, es fehlt nichts, als daß die Zwiebel durch den Wachsthumsproceß ein wenig anschwillt



und ein Paar Schwimmfüße erhält wie in Figur 1, so sehen wir den Schwan in seiner stolzen und schönen Form fertig.



Ein anderes Beispiel sehen wir rückwärts geleitet, nämlich vom Thiere zurück zur Pflanze in der vorstehenden Figur. Die Schlange (Figur 5) läßt sich herab aus ihrer Selbstständigkeit herauszutreten und ein Glied eines größeren Körpers zu werden, der Schwanz des Löwen. Derselbe fällt ab und wird in Figur 3 zum Rudiment eines Palmbaumes, den wir in Figur 2 bereits beträchtlich gewachsen, in Figur 1 aber zur prächtigen tropischen Pflanze ausgebildet sehen.

Zu solchen Wunderlichkeiten gelangt man bisweilen, wenn es an allen eigentlichen Hülfsmitteln fehlt. Wir haben gar keinen Fingerzeig, gar keine historische Thatsache, welche nur annäherungsweise bis in jene fernen Zeiten deutete, in welche wir doch die Entstehung des Menschen verlegen müssen, und bezüglich hierauf ist es auch eigentlich völlig gleichgültig, ob das Menschengeschlecht nach Waitz's Annahme mindestens 35,000 Jahre — wahrscheinlich aber viel älter bis zu der Grenze von 6 Millionen Jahren — alt sei; keine

Geschichte, selbst die ganz fabelhafte indische und chinesische, reicht bis an die niedrigste von den beiden Zahlen. Wir sind gänzlich beschränkt auf das, was uns die Genesis darüber sagt, und da das erste und zweite Capitel Verschiedenes sagt, was sogar theilweise einander widerspricht, so haben wir auch hier noch keinen festen Boden unter uns, noch keine Rettung zu erwarten.

Auch die Frage, in wie vielen Exemplaren wohl der Mensch geschaffen und ob die Welt von einem Paare aus sich so weit bevölkern könne, wie wir sie jetzt bevölkert sehen, ist eigentlich eine ganz müßige, sie kann gewiß mit Ja beantwortet werden. In dem Zeitraume, den die Bibel als verflossen betrachtet seit der Erschaffung des Menschen, kann unzweifelhaft eine solche Bevölkerung entstehen, aber die Bibel selbst macht dieses zweifelhaft; denn sie sagt: als Kain seinen Bruder erschlagen, machte Gott an ihm ein Zeichen, damit ihn Niemand verletze, und er ging darauf in das Land Nod im Norden von Eden und nahm daselbst ein Weib und ein ganzes langes Geschlechtsregister führt die Abkömmlinge des Kain der Reihenfolge nach namentlich auf. Kain weiß also von anderen Menschen, sonst würde er sich nicht vor ihnen fürchten, Gott weiß dasselbe, sonst würde er ihn nicht schützen, und Kain geht wirklich in ein fremdes Land und heirathet dort. Das sind unumstößliche Beweise für das wirkliche Vorhandensein von Menschen zu einer Zeit, wo die ersten erschaffen sein sollten. Aber wir haben noch zahlreichere Belege aus derselben Quelle.

„Eden entsendete vier Hauptwasser: den Fluß Pison, der fließet um das ganze Land Hevila, und daselbst findet man Gold und da findet man Bedellion und den Edelstein Onyx. Das andere Wasser heißt Gihon, das fleußt um das ganze Mohrenland. Das dritte Wasser heißt Hidekel, das fließt vor Assyrien. Das vierte Wasser ist der Phrat.“ Aus der Bezeichnung der verschiedenen Länder, namentlich des sehr bekannten Mohrenlandes, muß man schließen, daß in der damaligen Zeit nicht nur bereits Menschen, sondern daß sogar verschiedene Menschenracen bereits vorhanden waren, auf welche Weise denn durch die Bibel selbst, auf deren Autorität hin man von einem Menschenpaare spricht, diese nur einmal vorgekommene Erschaffung widerlegt wird und demnach eine Urheimath gar nicht zu suchen wäre.

Können aus der Vermischung eines weißen Ehepaares Neger hervorgehen? Die gerichtliche Medicin sagt nein, und wenn irgendwo eine weiße Frau ein braunes Kind bekommt, so sucht man so lange, bis man einen Neger findet, der möglicherweise der Vater sein könnte.

Dennoch ist von einigen Naturforschern die Hypothese aufgestellt worden, das ursprünglich älteste Paar möge wohl gar schwarz gewesen sein, was zwar im Allgemeinen mit den hohen Begriffen, die wir von unserer Race

haben, nicht übereinstimmt, welche Bedenken man aber durch Anführung der Thatsache beseitigt, daß es nicht nur braune, sondern auch schwarze Kaukasier giebt.

Steht die Sache so weit fest, so kann man allerdings sagen, daß schwarze Kaukasier ganz wohl weiße Kaukasier erzeugen können. Wir sehen schon, daß die Kabylen im Atlasgebirge (welche selbst beinahe ganz schwarz) doch Frauen von so viel hellerer Farbe haben, daß sie mindestens für eben so weiß gelten können, wie Spanierinnen und Sicilianerinnen, welche zu den Schwarzen zu zählen auch Niemandem im Entferntesten einfällt. Der Grund dieser helleren Farbe ist allein im malpighischen Schleim zu suchen, welcher, unter der obersten Haut, unter der Epidermis, gelegen, dieser den Teint mittheilt. Bei den Europäern der nördlichen Hälfte ist dieser Schleim rosenroth, daher die schöne Farbe, auch ist er wenig empfindlich für das Licht; bei den Südländern ist die Farbe der Schleimhaut schon braun, bei den Negern beinahe schwarz, und sie ist ferner so empfindlich gegen die Lichteindrücke, daß das neugeborene Kind eines Negers, welches beinahe die helle Rosenfarbe des neugeborenen Europäers hat, selbst innerhalb des Zimmers, ohne Einwirkung der Sonne, sehr bald schwarz wird.

Wir sehen mithin, so weit es blos die Farbe betrifft, wohl die Möglichkeit der Abstammung der Weißen von den Negern, aber es giebt zwischen diesen beiden doch noch andere wesentlichere Unterschiede, welche sich nicht auf die Farbe zurückführen lassen; da helfen sich nun gar Diejenigen, die durchaus die Abstammung von einem Menschenpaare haben wollen, dadurch, daß sie annehmen, dieses eine Menschenpaar sei nicht nur ein schwarzes gewesen, sondern es habe wirklich der Negerrace angehört, und so sehr sich unser Hochmuth dagegen sträuben mag, so haben doch sehr große Gelehrte, wie z. B. Link, nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Wahrscheinlichkeit einer solchen Abstammung mit Gründen darzuthun gesucht. Sie gingen allerdings von einer Voraussetzung aus, welche die Theologen nicht gelten lassen. Link sagt, die Wahrscheinlichkeit, daß der erste Mensch ein Neger gewesen, werde durch seine Unvollkommenheit, durch seine körperliche Mißbildung noch größer, denn die Natur pflege nicht ganz Vollkommenes zuerst und das Unvollkommnere nachher zu schaffen. Die Theologen aber sagen, der Mensch, wie er aus den Schöpferhänden hervorgegangen, sei das erhabenste, ja mehr als das engelgleiche, das gottgleiche Geschöpf gewesen und sei auch in seinem Wissen, durch göttliche Offenbarung aller Kenntnisse theilhaftig gewesen, und es habe ihm nur die Allwissenheit gefehlt und die Unsterblichkeit zur wahren Göttlichkeit. Das heruntergekommene Menschengeschlecht zeige sich jetzt nur in Folge des Sündenfalles (d. h. unvollkommen).

Naturwissenschaftlich hebt die Annahme eines schwarzen, eines negerhaften Urelternpaares über die meisten Schwierigkeiten hinweg.

Eine bemerkenswerthe Thatsache ist übrigens, daß diese Frage über die einheitliche Schöpfung des Menschen durchaus nicht von Naturforschern, sondern von Theologen zuerst berührt worden ist, und eine zweite Merkwürdigkeit dabei möchte sein, daß es ein engländischer Theolog war, der diese für die Unumstößlichkeit der biblischen Lehren so hochwichtige Frage zum Gegenstande der Erörterung machte. Er führt dieselben Stellen aus der Genesis an, welche wir S. 6 berührt, und die Stelle beim Paulus in dem Briefe an die Römer, worin gesagt wird, daß zwar die Juden von Adam abstammen, nicht aber die Heiden. Dieser englische Geistliche Peyrerius hat schon vor 200 Jahren in einem „Systema theologicum, ex Prae-adamitarum hypothesi" seine aus der Bibel geschöpften Gründe dafür dargelegt.

Um die Verschiedenheit der Menschen zu erklären und doch bei den wichtigsten Stellen der biblischen Bücher beharren zu können, nehmen einzelne Theologen, wie z. B. van Ameringe, an, daß Gott, außer dem Wunder der Erschaffung des Menschen, nach der Sündfluth noch ein neues Wunder, nämlich die Umgestaltung der Kinder, welche die Söhne Noah's zeugten, verrichtet habe.

Auch die berühmtesten Naturforscher, wie Blumenbach u. A. m., halten sich eigensinnig an die Abstammung aller Menschen von einem Paare, und geben an, daß Lebensweise, klimatische Verschiedenheiten, sonstige Eigenthümlichkeiten ihrer Wohnsitze die Nachkommen des ersten Menschenpaares allmälig so verändert haben, wie wir sie jetzt in den bekannten fünf Hauptracen auftreten sehen. Erst seitdem man die fleißigsten Forschungen in den Alterthümern Aegyptens und Assyriens gemacht und gefunden hat, daß mehr als 5000 Jahre alte Sculpturen so überaus deutlich die Judenphysiognomie von der der Assyrier, und die Negerphysiognomie von der der Aegypter unterscheiden, beginnt man zu begreifen, daß der Unterschied der Racen einen anderen Grund haben müsse als die allmälige Veränderung eines und des nämlichen Grundtypus durch Zeit und Umstände. 5000 Jahre haben an der Gestaltung der Menschen nichts verändert, die vorhergehenden 500 Jahre müßten demnach Alles gethan haben, dies wären Annahmen, welche Männer, denen die Wissenschaft Ernst ist, nicht unterschreiben können.

Eine andere, nicht minder sonderbare Hypothese ist diejenige, welche den Neger zu einem vervollkommneten Affen macht, eine Ansicht, welche von großen Gelehrten direct ausgesprochen worden, wie sie sogar von ganzen Völkerstämmen, man möchte sagen, als Thatsache betrachtet wird. Indische und malayische Völker nehmen die Sache als zu ihrer Religionslehre ge-

hörig und jedes Widerspruches unfähig an. Die Ansicht unserer Gelehrten stützt sich auf die Thierähnlichkeit bei den Negern. Wir geben hier zwar nur das Profil eines Negers mit dem eines Europäers zusammengestellt, um die Hauptunterschiede der Gesichtsbildung zu zeigen, besonders was die vorspringenden Freßwerkzeuge und das Zurücktreten der Stirne und damit gleichzeitig die starke Entwickelung des Hinterkopfes betrifft (gleichbedeutend mit geringerer Ausbildung der Geisteskräfte und höherer Ausbildung der Sinnlichkeit), allein wir dürfen auch die übrigen Körpertheile in Betracht ziehen und wir werden zu dem gleichen Resultat gelangen; so sind z. B. die Hüften der Neger schmal, die Lenden derselben flacher als bei den Europäern, solche schmale Hüften, flache Lenden hat auch der Affe, genau ebenso ist es mit dem Plattfuß des Negers, welcher der Hinterhand eines Affen bei weitem ähnlicher ist als dem wohlgestalteten Fuß eines Europäers.



Zu diesen Thierähnlichkeiten gehört auch die Gefräßigkeit, welche nur den Magen zu füllen begehrt, gleichviel womit (verwestes Fleisch, nasser Thon, Talglicht sind ihm trefflicher Braten), und eine Weitläufigkeit des Geruchssinnes, welche in Erstaunen setzt. Dem eigentlichen Neger nämlich ist auch der gräßlichste Gestank nicht unangenehm, nicht zurückstoßend, er hat daher auch keinen Ekel.

Dies alles sind wirkliche, unwiderlegliche Thatsachen, aber wir müssen doch berücksichtigen, daß diese so nackt aufgestellten Sätze allen Haltes entbehren, wenn wir sie als allgemeine, wenn wir sie als Gesetze bildend betrachten wollen.

Die große Familie von schwarzen Menschen, welche wir gar zu leicht zusammenwerfen, hat durchaus nicht stets Plattfüße, schmale Lenden, dünne Hüften und vorspringende Freßwerkzeuge. Die Völkerschaften, welche Afrika nördlich und südlich vom Aequator bewohnen, sind von einander so verschieden, wie es die Europäer sind, und wenn wir uns den Engländer, den Deutschen, den Franzosen und den Südspanier, wenn wir uns gar daneben den Türken und den Araber vergegenwärtigen wollen, so werden wir sofort eingestehen, daß die Verschiedenheiten sehr bedeutend sind, und daß, wenn sie bei den Negern ebenso sind, man diese weder nach Gestaltung noch geistiger Begabung

in einen Topf werfen, oder über einen Kamm scheeren könne. Auch haben wir genug lebende Beispiele von der Richtigkeit dieser Ansicht. Der Präsident der Negerrepublik Liberia in Westafrika, den unsere Zeichnung nach einer in Berlin von ihm genommenen Photographie giebt (woselbst er wegen Abschluß von Verbindungen mit der preußischen Regierung war), hat sich als einen so gebildeten, von vielseitigen Kenntnissen durchdrungenen Mann gezeigt, daß wir ihm die vollkommene Gleichberechtigung mit den Europäern zugestehen müssen, insofern es sich um geistige Regsamkeit handelt.



Wir würden sehr thöricht sein, wenn wir von einem solchen Beispiel einen Schluß auf die Allgemeinheit ziehen wollten, aber wir dürfen es wohl wagen, wenn wir erfahren, daß von dem Aufstand in San Domingo bis zum Abfall der spanischen Colonien in Amerika vom Mutterlande sich Hunderte von Fällen ereignet haben, in denen Neger Fähigkeiten zeigten, welche man ihnen sonst nicht zugetraut hat. Man darf sie nicht in den Vereinigten Staaten suchen, denn dort geht der Abscheu vor den Farbigen bis ins Lächerliche, und man gestattet ihnen durchaus nicht, Geist zu zeigen oder aber zu haben; aber in der Republik Mexico, in welcher den Negern ihre Menschenrechte zurückgegeben wurden, sieht man Neger als Präsidenten, Minister, Generale und Offiziere niederer Grade so geachtet wegen ihrer Thätigkeit und wegen ihrer Kenntnisse, daß die Creolen auf sie hätten eifersüchtig werden können. Auch dies ist eine Thatsache, daß zu der Zeit, als die Engländer alle Segel anspannten, um den Sklavenhandel zu unterdrücken und ihnen von den Pflanzern vorgehalten wurde, daß die Neger eine des Mitleids durchaus nicht würdige, höchst untergeordnete und zur Dienstbarkeit von der Natur selbst bestimmte Race seien, sie Versuche mit der Erziehung von Negerkindern machten, welche mit Weißen in dieselben Verhältnisse gebracht, von den nämlichen Lehrern unterrichtet und überall in gleicher Weise behandelt wurden, wie die mit ihnen erzogenen Weißen, und daß sie, diese schwarzen Kinder, die nämlichen Fortschritte machten, wie die Kinder der Europäer, wodurch man bewiesen zu haben glaubte, daß der vorausgesetzte Unterschied in der geistigen Befähigung der Racen keineswegs stattfinde.

Man könnte sogar sagen, andere Racen als die europäische hätten schon

früher Culturstufen erreicht, zu deren Erlangung die Kaukasier noch Jahrtausende nachher kaum oder gar nicht befähigt waren. Wir dürfen nur an die wunderbar hohe Cultur des chinesischen Volkes denken, welches uns noch jetzt, obschon wir uns einbilden, das Allerhöchste geleistet zu haben, in vielen Dingen übertrifft. Dies aber ist es nicht, was uns besonders angeht, sondern die frühe Zeit, in welcher sie diese hohe Cultur erreicht hatten. Fünfzehn Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung und über tausend Jahre, bevor in Griechenland Kunst und Wissen erblühte, haben die Chinesen eine Culturstufe erreicht, welche Römer und Griechen nie erlangt, es sei denn hinsichtlich der bildenden Künste, was aber auch ein chinesischer Maler oder Bildhauer gar nicht einmal zuzugeben braucht, indem er nach dem Geschmacke des chinesischen Volkes eben so vollkommene und herrliche Schöpfungen liefert, wie Skopas und Apelles nach dem Geschmacke des griechischen Volkes. Dieser Geschmacksrichtung muß man immer Rechnung tragen. Der Chinese muß das chinesische Kunstwerk, der Europäer das europäische betrachten und beurtheilen.

Jene in Kunst und Wissen, in bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen und in der Philosophie uns um Jahrtausende vorausgeschrittenen Chinesen sind nicht Kaukasier, sondern Mongolen. Man sucht den Gang zu verfolgen, den sie genommen, um zu erfahren, woher sie so viel früher so groß geworden, als die für begünstigt gehaltenen kaukasischen Völker. Sollte es die Nachbarschaft Indiens sein? Sie ist in der That für die Chinesen nicht größer als für die Araber, und obwohl diese Jahrtausende lang vor unserer Zeitrechnung mit den Indiern bekannt waren, Handel mit ihnen trieben, so sind sie doch immer Araber geblieben, welche noch jetzt so leben, wie Abraham, Isaak und Jakob, im besten Falle von der Zucht ihrer Schafe und Kameele, im schlimmeren Falle vom Raube. Wenn wir also auch die Bewohner von Indien zur kaukasischen Race zählen, so sehen wir doch, daß ihr Beispiel früher auf die Mongolen als auf andere Kaukasier wirkte.

Kehren wir nun zu dem Ausgangspunkte zurück, die Abstammung der verschiedenen Racen betreffend, so haben wir eines der Hindernisse für die Möglichkeit bereits überwunden. Die geistige Befähigung der andern scheint nicht geringer zu sein als beim Kaukasier, bei denen große Männer auch selten sind, und es ist vielleicht nicht allzu kühn zu behaupten, ein junger deutscher Bauer würde sich in einer afrikanischen Wildniß nicht viel vernünftiger benehmen, als ein Neger in einem Walde des Harzgebirges.

Aber auch die Körperbeschaffenheit ist, wie wir bereits oben bemerkt haben, von solcher Art, daß sich allenfalls ein Uebergang vom Neger zum Weißen vertheidigen läßt. Diejenigen Schwarzen, welche Neu-Holland bewohnen, haben keine Wolle auf dem Kopf, sondern lange, schlichte Haare, und zwischen diesem langen, schlichten Haar und der Wolle des eigentlichen

Negers steht das gekräuselte Haar der Australneger von Guinea bis zu den Fidji-Inseln, welches die Gestalt des Barthaares der Europäer hat, und in dieser feinen Kräuselung keineswegs kurz bleibt wie die Wolle des Schafes und des Negers, sondern eine bedeutende Länge (wie auch unser Barthaar) erreicht und in manchen Fällen zur Erbauung einer kolossalen Frisur benutzt wird.

Es bliebe nur noch die Farbe übrig. Schwarze erzeugen nur Schwarze, allein es giebt bei den Negern wie bei den Europäern eine Krankheit desjenigen Schleimes, welcher die Hautfarbe bestimmt und den man nach dem Entdecker desselben „Malpighi" benannt hat. Dieser Schleim

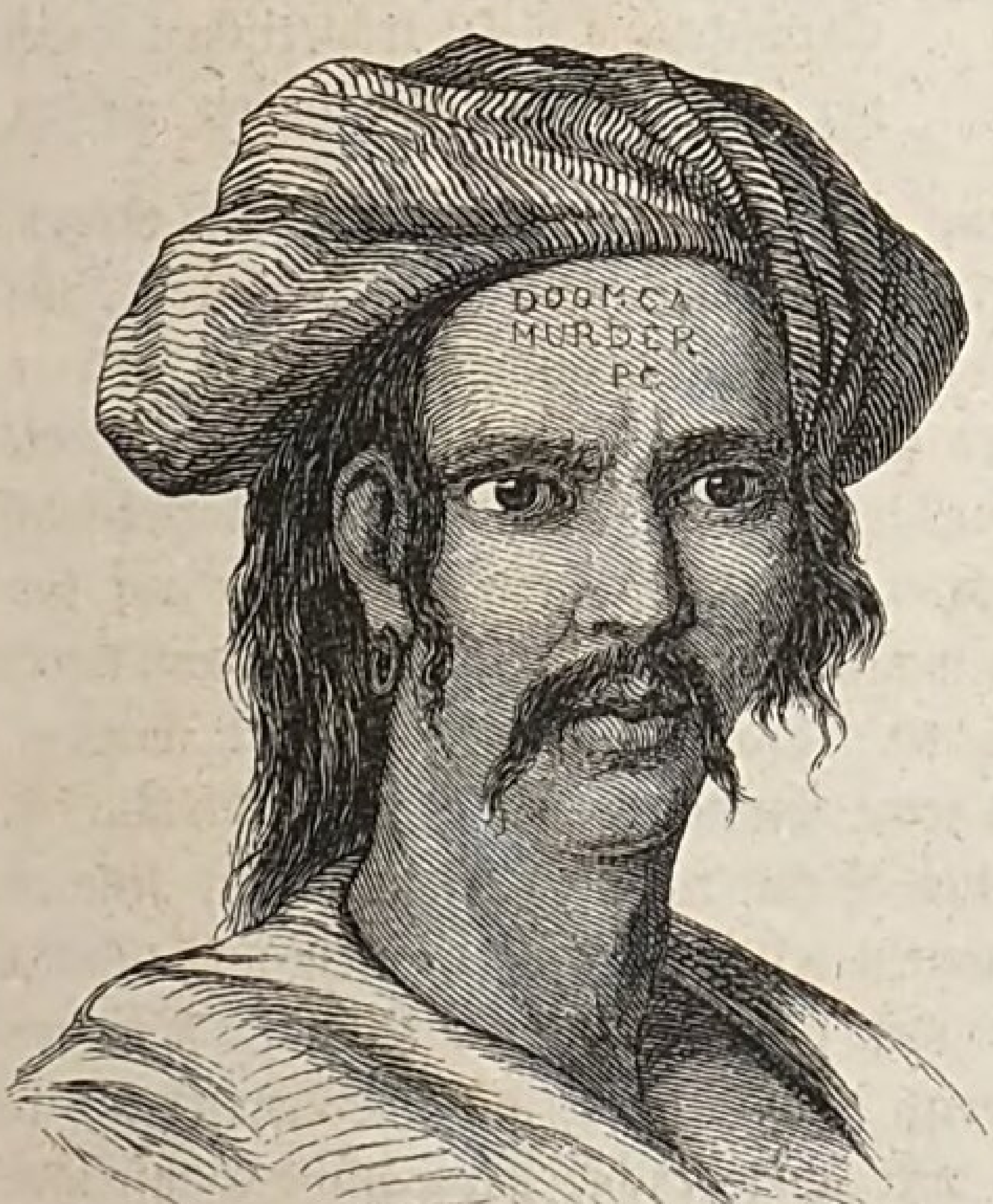


ist bei den Negern beinahe schwarz und die Haut läßt diese Farbe durchschimmern. Eine Krankheit zerstört die dunkle Farbe des Schleimes und

läßt sie hell rosenroth erscheinen, natürlich schimmert auch diese rosenrothe Farbe durch und die Haut erscheint entweder ganz der eines Weißen gleich oder doch an vielen Stellen weiß gefleckt, so daß der davon Befallene scheckig aussieht. Diese Krankheit ist erblich und ein weißes Negerpaar, welches man Albinos oder Kakerlaken nennt, erzeugt daher weiße Kinder.

Wer nun ein schwarzes Paar als das Urpaar des menschlichen Geschlechts haben will, kann höchst folgerichtig sagen: ein solcher Albino, mit einer Schwarzen vereinigt, wird Mulatten erzeugen, und warum sollten bei ferneren Verbindungen nicht alle möglichen Schattirungen sich zeigen, wie wir denn wirklich in den Sklavenstaaten diese Vermischung und diese naturgemäßen Folgen finden.

Sind alle denkbaren verschiedenen Hautfarben durch solche Vermischung möglich, so sind auch alle physiognomischen Verschiedenheiten möglich, da die Neger, wie bereits oben bemerkt, durchaus nicht über einen Leisten geformt sind, und somit wird Niemand sich wundern, wenn er erfährt, daß die beiden Figuren auf Seite 12 Mischlinge von Negern darstellen. Es sind Dajaks von der Insel Borneo: ein körperlich sehr schöner Menschenstamm von viel hellerer Farbe, als die der Neger und von einer physiognomischen Bildung, welche einerseits an die europäische erinnert, wie bei dem Manne, andererseits an die Negerrace, obwohl in einer sehr abgeschwächten Form, wie bei der weiblichen Gestalt, die zu den schönsten Typen dieser, wenn man so sagen darf, Mischlingsrace gehöre, heimisch im Süden von Indien und sich fortpflanzend in immer edleren Formen bis zu den Sandwichsinseln.



Eine schon sehr veredelte Gesichtsbildung zeigt uns der malayische Mörder, welcher, als solcher nach engländischen Gesetzen gebrandmarkt an der Stirn mit dem vollen Titel seines Vergehens, in der Strafcolonie von Singapore detinirt, gezeichnet worden ist. Das Verbrechen, welches er begangen, stempelt nicht sein Gesicht; was er gethan, ist in seinen Augen kein Verbrechen, im Gegentheil würde er unter seines Gleichen als Feigling gelten, wenn er eine Beleidigung nicht durch Ermordung

des Beleidigers rächen wollte. Die physiognomische Umwandlung ist ganz unzweifelhaft, und so zeigt sich, daß der scheinbar einheitliche Typus sehr verschiedene Gestaltungen annehmen kann.

Kommen wir wiederum zu der Race der Mongolen, der sogenannten gelben Race, so finden wir bei ihnen so viele geistige wie körperliche Verschiedenheiten, wir finden unter ihnen von Attila bis auf Batu Khan, von diesem auf Nadir Schah und bis auf die heutigen Chinesen und Japaner so viele große Feldherren, Staatsmänner und Gelehrte, daß wir auch hier nicht berechtigt sind, sie für untergeordnet unter die Kaukasier anzusehen. Das nebenstehende Bild, welches uns ein Mitglied der japanesischen Gesandtschaft, Fürsten Simodske, zeigt, kann uns belehren, wie nahe seine physiognomische Bildung der europäischen steht, und daß er sich als ein geschickter Diplomat gezeigt, geben ihm nur seine Landsleute nicht zu, weil sie noch eine höhere Entwickelung dieser trügerischen Kunst bei ihm vorausgesetzt haben mögen.



Aber alle diese Verschiedenheiten, wie auffallend sie auch sein mögen, lassen sich, wenn man will, aus Aeußerlichkeiten, aus Zufälligkeiten, aus Fortpflanzung der Zufälligkeiten 2c. erklären, wie denn überhaupt da, wo es an bestimmten Thatsachen, da, wo es an Belegen für eine Theorie fehlt, die Aufstellung einer Hypothese gerechtfertigt ist. Es wird Niemand bezweifeln, daß das Klima und die Nahrungsmittel einen auffallenden Einfluß auf den Körper der Thiere haben, eben so wenig wie man bezweifeln kann, daß durch Vermischung von Thieren verschiedener Racen Bastarde erzeugt werden, welche zwischen beiden stehen. Das feine Electoralschaf ist ein Abkömmling von spanischen Widdern und sächsischen Schafen und diese mit dem Namen Electoralschaf belegte Race ist vollkommen selbstständig geworden und pflanzt sich jetzt ohne fremde Beihülfe fort, aber nur in unserem Klima. Bringen wir diese Thiere nach heißen Ländern, nach Afrika, nach Südamerika, so verlieren sie so gut ihre Wolle, wie dort hingebrachte europäische Gänse ihre Daunen verlieren. Genau ebenso könnte es ja wohl sein mit demjenigen, was thierisch ist im Menschen, mit dem Körper nämlich, und was die Vermischung verschiedener betrifft, so ist es auch wirklich so. Und daß die weiße Race

sehr verschiedene Färbungen annimmt, je nachdem sie Schweden oder Kleinasien oder Indien bewohnt, ist gleichfalls bekannt genug, gegen Umwandelungen oder Möglichkeiten derselben also nichts einzuwenden.

Vergleichen wir schließlich die menschlichen Körperformen noch in Bezug auf ihre Schönheit:

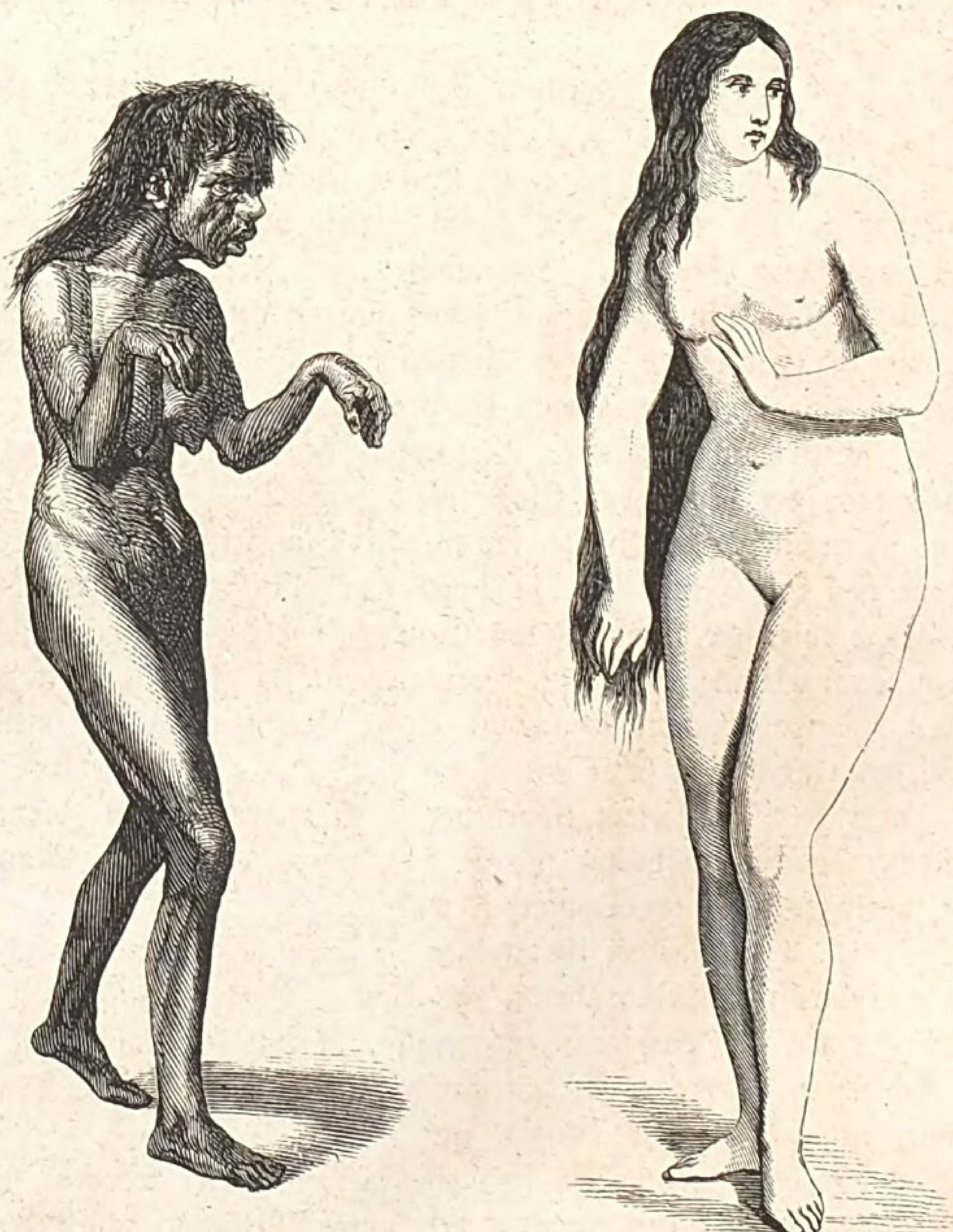
Wir sehen auf der folgenden Seite zwei wirklich lebende Geschöpfe, eine Frau aus dem Innern von Neu-Holland, durchaus nicht die häßlichste, und eine Georgierin. In dem einen Weibe sehen wir das rein Thierische, das Affenartige des Baues, die Fleischlosigkeit der Arme und Beine, die beinahe ungeschickte Größe der Extremitäten, den Kopf von der allerwiderlichsten Mißgestalt, den Bauch ungeschickt aufgetrieben, überall Zeichen der Verkümmerung darbietend, einer Verkümmerung, wie sie durch Noth und Mangel an Pflege oft genug auch bei den Europäern erscheint, wenn auch selten in so 'gräßlicher Weise, wie unter den Eingebornen des großen Australlandes, bei denen das Elend nicht zufällig — dann und wann — sondern in vernichtender Weise immerfort auftritt, die ganze Existenz bedrohend von der Geburt an, ja schon vor der Geburt, daher auch der widerwärtige thierische Ausdruck des Gesichts, der bei weitem schlimmer ist, als beim Orang-Utang oder beim Gorilla, denn bei diesen großen menschenähnlichen Affen ahnt man wenigstens einige Eigenschaften des menschlichen Geistes, wenn auch nicht seine besten, wie z. B. List, Verschlagenheit, Schlauheit — aber hier, bei diesem Ungeheuer in menschenähnlicher Form, welche Eigenschaft des Geistes spräche sich da aus, wenn es nicht der Mangel aller solchen, wenn es nicht die Dummheit wäre?

Wie edel, wie vollendet ist dagegen die Form des Weibes, welches neben diesem Thiermenschen steht; überall das richtige Verhältniß, überall schlanke, elegante Formen und doch genügende Fülle, überall Zweckmäßigkeit und dadurch Schönheit, denn das ist eben das Charakteristische des Schönen, daß es immer zugleich das Zweckmäßige ist.

Was wir betrachtet haben, sind die Formen zweier lebender, durch den ganzen Erddurchmesser von einander getrennter Menschen; glücklicherweise ist die Zahl der schöner geformten Menschen die überwiegende, obwohl dieser Ausspruch kühn genannt werden kann, denn es bürgt uns Niemand dafür, daß der Australneger die schwarze Person mit dem dicken Kopfe und den dünnen Beinen nicht für schöner hält, als das Mädchen, welches der Stolz des Serails eines türkischen Paschas ist.

Aber diese beiden Formen sind nur die Extreme, kennzeichnen das Schönste und das Häßlichste — was Alles liegt zwischen diesen Formen äußerster Häßlichkeit und äußerster Schönheit! Wir Europäer sind in der glücklichen Lage, behaupten zu dürfen, daß unsere Formen sich den schöneren

von beiden nähern, aber schon bei uns giebt es eine so unglaubliche Menge von Varianten dieser idealen Formen, daß es wohl schwerlich Jemandem einfallen wird, zu behaupten, sie seien ihm alle ganz wohl bekannt.



Der Verfasser will sich übrigens auf das Entschiedenste gegen die Annahme gewahrt wissen, als sei das, was hier gesagt worden ist über die Umwandlung des ursprünglich schwarzen Menschengeschlechts in die verschiedenen Racen, seine Ansicht; er stellte nur die von großen Gelehrten, selbst von Theologen, vorgetragene Meinung auf, daß in der gedachten Weise die Racenverschiedenheit herbeigeführt worden sein könne und verweist in Betreff des Näheren auf den Abschnitt des Werkes, in welchem dieser Gegenstand abgehandelt werden wird.

Wir haben hier von den natürlichen Formen gesprochen und daraus einen Racenunterschied hergeleitet, es wird uns jedoch auch die Betrachtung der abnormen, der unnatürlichen und der Mißgeburten beschäftigen. Auch hier breitet sich vor uns ein Feld aus, welches so mannigfaltig wie interessant ist. Wir dürfen nur an die Mißgeburten denken, um zu dem Schlusse zu kommen, daß wir niemals zum Schlusse kommen; denn die schöpferische Natur scheint wirklich Launen zu haben und sich darin zu gefallen, nicht eine gewisse Art von Abnormitäten zu schaffen und festzustellen, sondern täglich neue hervorzubringen.



Wenn schon die Zwillingsgeburten so selten sind, daß in der Regel von 500 Geburten nur eine durch das Erscheinen zweier Kinder ausgezeichnet ist, so treten zum Glück die Verwachsungen solcher Kinder noch viel tausendmal seltener ein, sie sind aber um so mehr von physiologischem Interesse. Ein solcher Fall wurde Anfangs der dreißiger Jahre durch öffentliche Schaustellung bekannt. Zwei in Siam im Jahre 1811 geborene Brüder Eng und Chang, waren von dem unteren Ende des Brustbeins bis zum Nabel mit einander verwachsen. Ein amerikanischer Schiffskapitän, der sie in ihrem Vaterlande sah, speculirte auf sie, nahm sie, als sie 19 Jahre alt waren, ihren Eltern ab und ließ sie in den großen Städten von Nordamerika und dann in England und Frankreich für Geld sehen. Hier nahmen sie die Gesetze zu Hülfe und befreiten sich von ihrem eigennützigen Wohlthäter und setzten das Geschäft auf eigne Rechnung fort.

Die beiden Brüder standen ursprünglich einander gegenüber, allmälig aber gewöhnten sie sich an eine solche Dehnung der Bauchhäute und Muskeln einerseits und eine Zusammenschiebung der andern Seite, daß sie beide, wie es scheint, ohne Unbequemlichkeit beinahe neben einander stehen und sich dabei mit zwei Armen so umfassen, daß der rechts stehende Eng seinen linken Arm und der links stehende Chang seinen rechten Arm um den

Rücken des Bruders schlingt, da für eben diese Arme bei ihrer künstlich angenommenen Stellung neben einander allerdings kein Platz ist; wären sie in ihrer angeborenen Lage geblieben, so würden sie beide ihre Arme haben brauchen, doch würden sie alsdann viel weniger gut haben gehen können (der eine immer rückwärts), während sie in der selbst ermöglichten Stellung mit einander gehen, indem sie gleichzeitig die beiden äußern und dann die beiden inneren Beine fortsetzen, so können sie auch laufen und springen.

Beide Brüder führen ein ganz gesondertes Leben, haben alle Sinne für sich, haben auch verschiedene Neigungen und verschiedene Charaktere, nur die Verwachsungsstelle ist beiden gemeinschaftlich, wenn sie hier berührt werden, so fühlen es beide zugleich, sonst empfindet ein Jeder seinen Schmerz und seine Freude für sich, zum Beweise, daß sie wirklich zwei ganz verschiedene Personen und nur durch ein Fleischband an einander gefesselt sind; aber wie es bei Zwillingen gewöhnlich zu sein pflegt, so sind ihre physischen und geistigen Thätigkeiten und Fähigkeiten sehr übereinstimmend mit einander. Sie lesen gleichsam in demselben Buche, sie haben gleichzeitig Hunger und Durst, doch wird der Hunger des einen durchaus nicht dadurch gestillt, daß der andere Speise zu sich nimmt.

Schlafen oder Wachen war auch gleichzeitig, aber was bei ihrer sonst vollständigen Individualisirung doch befremden muß — sie hörten beide nur immer auf eine Person und sprachen nur mit einer. Wenn verschiedene Leute unter den Zuschauern der eine sich an Eng, der andere sich an Chang wandten, so antworteten beide doch immer nur auf eine Frage eines Mannes, nicht Eng auf die Anrede des einen und Chang auf die des zweiten, auch spielten sie nicht mit einander Dame oder Schach, obwohl sie die Spiele kannten; sie sagten darüber: das wäre, als ob die rechte Hand mit der linken spielen wollte. Es muß demnach doch noch ein anderes Band zwischen ihnen geknüpft gewesen sein, als das lediglich körperliche. Sie handelten gewöhnlich wie nach einem Willen, sie thaten auch, ohne sich zu besprechen, dasselbe, überhaupt sprachen sie wenig mit einander, denn sie verstanden sich ohne dieses Hülfsmittel.

Mit ihrem Schicksal schienen sie völlig zufrieden, sie liebten einander sehr und als einmal, noch unter Leitung des Amerikaners, davon die Rede war, sie zu trennen, weinten sie sehr, bis ihre Angst beseitigt war. An Intelligenz fehlte es ihnen nicht, sie waren lebhaften Geistes und zu Scherz und satyrischen Aeußerungen geneigt, sie sprachen sehr geläufig englisch und französisch, liebten Musik und Malerei und trieben auch Beides auf Dilettantenweise und hatten dabei viel Neigung für Poesie.

Die Zeitungspresse hat sich mit ihnen noch bis zum Jahre 1836 beschäftigt. Die letzte Nachricht über sie lautet dahin, sie hätten sich in New-

York mit zwei Mädchen, Schwestern oder sogar Zwillingsschwestern, gleichzeitig verheirathet; jedenfalls eine wunderliche Ehe, welche nur unter dem höchst moralischen Volke der Amerikaner möglich ist und wohl schwerlich nach unserm Geschmack wäre — vielleicht ist diese Nachricht aber auch nur einer der vielbekannten amerikanischen Humbugs.

Die Monstrositäten des menschlichen Körpers, die wir hier in einem zusammengewachsenen Zwillingspaar repräsentirt sehen, mögen wohl schon in alten Zeiten beobachtet worden sein, aber sie gaben nicht Veranlassung, die möglichen Mißgestaltungen zu constatiren, sondern sie veranlaßten die vielen Fabeln von Völkerschaften ganz verschiedener Beschaffenheit und vielleicht stammt auch die älteste solcher Fabeln — daß nämlich der Mensch ursprünglich doppelt gewesen und erst später auf Befehl der Gottheit, die dies ununterbrochene Beisammensein nicht gut gefunden, getrennt worden sei — von solch' einer monströsen Zwillingsgeburt her.

Ebenso ist es wohl mit jenen Völkerschaften gegangen, welche uns der älteste Geograph, der Grieche Strabo, aufführt. Zu seiner Zeit kannte man nicht nur die Gehülfen des Vulcan, die Cyklopen, als menschliche Gestalten mit einem Auge, sondern es sollte wirklich ganze Völker geben, welche einäugig waren. Zu seiner Zeit gab es Pygmäen — so kleine Menschen, daß sie sich nur mit Mühe gegen Vögel, gegen Reiher, wehren konnten — Menschen, welche auf einem Beine standen und hüpften, d. h. nur ein Bein hatten und sich entweder auf diesem hüpfend fortbewegten, oder auf dem Rücken liegend dadurch, daß sie das Bein in die Luft gestreckt, angezogen und plötzlich fortschleuderten, also gewissermaßen auf dem Rücken gingen.

Vielleicht hat es einmal eine Mißgeburt gegeben, welche den Kopf nicht auf den Schultern hatte, sondern zwischen den Schultern; was ist einfacher, als daß man von solcher Mißgeburt sagt: sie habe das Gesicht auf der Brust? Wenn nun ein recht geistreicher Zeichner den Strabo liest und ihn illustrirt, so mag es sehr wohl kommen, daß er den Kopf noch etwas tiefer rückt, wie wir auf unsrer beigefügten Zeichnung sehen und dann befindet sich der Kopf wirklich recht mitten in der Brust.

Und dem Marco Polo ist es mit seinen Erläuterungen wirklich so gegangen. Er beschreibt die Bewohner von Angaman (wahrscheinlich die Insel Andaman im Golf von Bengalen), indem er sagt: „sie haben keine Könige, sie sind Götzendiener und sind dumm wie die wilden Thiere. Ich will Euch auch von einer Gattung Leute erzählen, welche in der That beschrieben zu werden verdienen, diese Leute haben Köpfe genau wie die Hunde, die Zähne und die Augen gleichfalls wie die Hunde sie haben. Ihr Kopf ist in allem gleich dem eines großen Bullenbeißers. Sie sind sehr grausam und sie fressen alle Menschen, welche sie fangen können, falls sie nicht von ihrer Race sind,

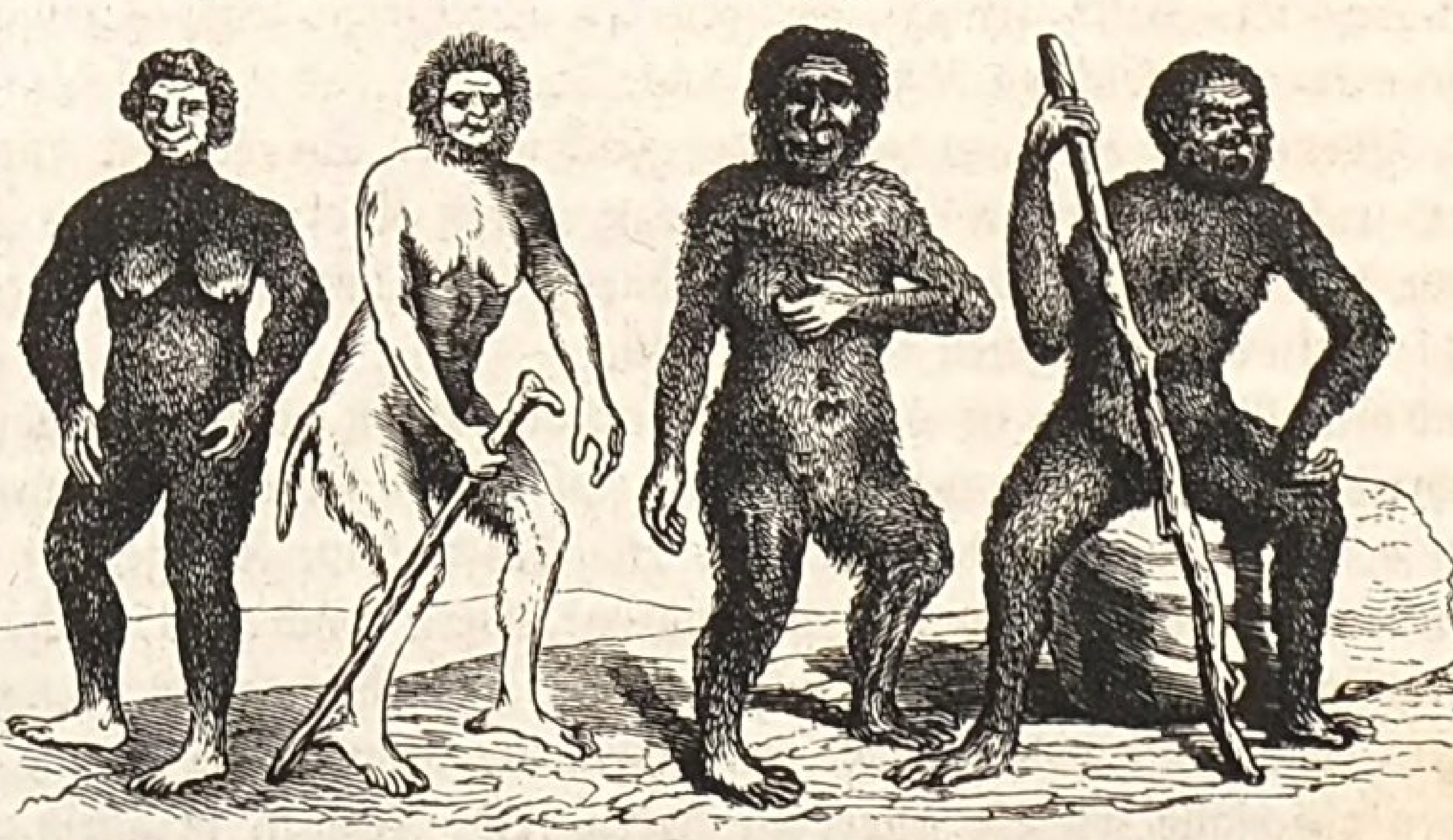
sonst nähren sie sich von Milch und von Fleisch aller Art. In ihrem Lande wachsen der Früchte mancherlei, doch von den unseren verschieden. Sie haben in ihrem Lande auch Kostbarkeiten mancher Art."

Derjenige, welcher nun die Illustrationen zu diesen Beschreibungen geliefert hat, nahm die Sache wörtlich und gab ihnen, den würdigen Bewohnern von Andaman, die Fuchsköpfe, welche wir auf unserer Zeichnung sehen. Es



wird kaum scheinen, als habe Strabo oder Marco Polo das sagen wollen, was der Maler mit kühnem Griffel gezeichnet hat, aber er hat wörtlich genommen, was jene schrieben und wer kann ihm das verdenken?

Eben so ist es mit den behaarten Menschen, mit den Höhlen-Menschen und mit den geschwänzten Menschen gegangen, wie es auch mit den Nixen



und Sirenen und anderen völlig phantastischen Gestalten gewesen ist, welche dennoch als wirklich vorkommend geschildert worden, von Reisenden da oder

dort aufgefunden und in die älteren Geographien aufgenommen worden sind und erst der neueren Zeit ist es gelungen, so weit in die verschiedenen, dem Innersten von Afrika und Asien angehörenden Reiche zu dringen, um Vorurtheile beseitigen zu können, welche durch die Berichte leichtgläubiger Reisenden uns zugeführt worden sind. Der Mensch hatte sonstmals eine gar mannigfaltige Gestaltung, selbst noch Linné zählt uns einen Höhlen-Menschen auf. Die letzte der vorstehenden Figuren ist eben dieser homo troglodytes, die vorderste nannte man Pygmaeus, die zweite, deutlich geschwänzte, Satyrus (in Linné's Systoma naturae „homo caudatus"), die dritte Lucifer.

Linné hatte keine Gelegenheit, diese Formen selbst zu untersuchen, er beschreibt dieselben nach bereits vorhandenen Werken. Wie schwer es ist, hinter die Wahrheit zu kommen, beweist die neu gemachte Fabel von den Nyams, welche buschige Schwänze haben sollen, die sich dann schließlich auf ein eigenthümlich gestaltetes Kleidungsstück reducirten.

Geistige Entwickelung des Menschen und der Menschheit.

Was ist es für ein trauriges Ding, das an den Ufern des Amazonenstromes in einer schwankenden, aus Blättern und Zweigen zusammengebauten Hütte wohnt, die ihm der nächste Sturm über dem Kopfe entführt, und was ist es für ein gewaltiges Geschöpf, das mitten in dem Toben desselben Sturmes den wogenden Strom hinauffährt und sich tragen läßt von den Flügeln des Windes, der die Bäume niederbricht in dem Walde, den der arme Indier bewohnt. Welch' ein armes Geschöpf ruht dort im dürren Grase, an einem dürftigen Feuer sich die Heuschrecken bratend, die zum Mittagstische gefangen worden sind, und wie reich und glücklich wohnt unfern davon der Mann, der in des Hochofens Gluth die Erze schmilzt, oder der Kiesel und Thon zu Porzellan vereinigt. Welch' ein Unterschied ist zwischen dem Menschen, der vergiftete Pfeile aus seinem Blaserohr schießt und demjenigen, der mit dem ferntragenden Feuergewehr nicht nur den Löwen, sondern das gepanzerte Krokodil bewältigt, die Erde reinigt von den Ungeheuern, die ihn belästigen.

Die Natur gab den wilden wie den civilisirten Menschen gleich gute Sinne; der Wilde übt dieselben und er erkennt die Spuren des feindlichen Mitbewohners seiner Wildniß auf dem nackten Felsen, aber der civilisirte Mensch erfindet sich ein Mikroskop und untersucht damit die einzelnen Glieder eines Infusionsthierchens, und er erfindet sich ein Teleskop und betrachtet damit die Ringe des Saturn und die Monde des Uranus.

Der Wilde hört das leise Knistern des Reisigs unter dem Tritt des Rehes, der civilisirte Mensch erfindet Hörrohre und Sprachrohre, trägt seine Stimme und sein Commandowort durch das Brausen des Sturmes und durch den wilden Lärm der Hammerwerke auf Tausende von Schritten von Mund zu Ohr.

Der Wilde vermag den Hirsch zu verfolgen, bis er ermüdet, erschöpft seinen Feind erwartet, der civilisirte Mensch erfindet Locomotiven und sein Dampfwagenzug überbietet bei weitem die Schnelligkeit des Vogels und die Schnelligkeit des Sturmwindes.

Der Wilde vertraut sich ohne Furcht dem Strome an und schwimmt meilenweit mit demselben, die Civilisation baut ganze Häuser, ja man möchte sagen, ganze Städte und Festungen, um sie auf das Meer zu setzen und ohne Hülfe des Windes sie durch die Kraft des Dampfes über die Meere zu führen.

Der Mensch ist waffenlos geboren, der wilde wie der civilisirte verschafft sich Waffen, aber der wilde nur Schleuder und Speer, Pfeil und Bogen, allenfalls noch die Keule, der civilisirte macht sich die Kraft der comprimirten Gase unterthänig, und wenn der erstere seinen Feind auf 50 Fuß tödtet, so wirft der andere die Bleikugel aus dem Zündnadelgewehr auf 1000 Schritt, und die Spitzkugel der gezogenen Kanone auf drei Viertheile einer deutschen Meile. Obschon waffenlos, bedarf er weder der Hufe des Pferdes, noch der Klauen des Bären, noch der Zähne des Löwen, noch der Hörner des Stieres, denn er schafft sich wirksamere Waffen, als diese sind, er vermag nicht nur die gedachten Thiere, er kann den Elephanten und das Nilpferd, er kann den Hay und den Walfisch tödten, er hat in seinem Geiste die viel wirksameren Waffen, und er hat den Vortheil, kein Monstrum zu sein.

Derselbe Geist, der den Menschen lehrt, seine Bedürfnisse in immer vollkommenerer Weise zu befriedigen, derselbe Geist lehrt ihn auch, sein Leben zu verschönern und führt ihn zur Kunst. Er lehrt ihn singen, dem Rohr Töne entlocken, Saiten erklingen machen, er lehrt ihn, den Schattenriß der Geliebten entwerfen, ihn dann mit Farben schmücken, ihn dann in weichem Gestein nachbilden; er lehrt ihn die Rohrhütte in ein hölzernes, in ein steinernes Haus und dieses in einen Tempel verwandeln, dessen Ruinen noch nach Jahrtausenden den Wanderer entzücken.

Aber welche Reihe von Jahrtausenden mag verflossen sein, um dem menschlichen Geiste diejenige Spannung zu gewähren, welche erforderlich ist, ihn zu großartigen Unternehmungen zu spornen.

Und doch sehen wir solche Unternehmungen schon durchgeführt in einer Zeit, in welche gar keine Geschichte hinaufreicht.

Die alten römischen Feldherren haben die Schweiz, haben Deutschland

und Gallien durchzogen, aber nirgends erzählen sie uns von den wunderbaren Pfahlbauten in den Schweizer Seen, es mußte erst eine solch regenlose Zeit eintreten, daß das Bette dieser Seen auf weite Strecken entblößt wurde und man trocknen Fußes da gehen konnte, wo ein Jahr vorher die Dampfschiffe über 50 Fuß tiefes Wasser geglitten waren. Es war dies im Winter von 1853 auf 1854 der Fall. Man fand anfänglich allerlei Alterthümer aus Stein, Horn, Knochen, auch aus Thon; wie die Wasserfläche immer tiefer sank, so vermehrten sich die wunderbaren Funde, man bemerkte Pfähle, man sah große Pfahlroste und bis jetzt sind in den verschiedenen Schweizer Seen dies- seits und jenseits der Alpen bereits 112 solcher im Wasser aufgeführter Bauten entdeckt worden, Plattformen bildend, auf denen theils mehrere Häu- ser, theils ganz ausgedehnte Niederlassungen standen. Die Völker, welche diese Bauten zurückgelassen haben, waren zur Römerzeit bereits verschwunden, sie waren mithin viel älter als die Römer, und sie waren auch keineswegs roh, ohne Cultur, ja sie waren schon so weit fortgeschritten, daß nicht mehr Jeder seine Bedürfnisse mit eigenen Händen machte, sondern daß sie Hand- werker hatten und auch Kaufleute. Unter dem Hause des Einen, in dem vom Pfahlrost umgebenen Raume findet man nur Lederabfälle und im Hause selbst mancherlei Lederarbeiten. Ein anderes Haus zeigt uns Flachs in seiner Anwendung zu Gespinnsten und Geweben. Dicke und dünne Seile und Schnüre, Matten feinerer und gröberer Art und endlich wirkliche Leinewand sieht man da aufgespeichert. Ein anderes Haus zeigt uns Thonwaaren, so gut gebrannt, daß sie, obgleich eine ganze Reihe von Jahrtausenden unter Wasser gelegen, immer noch Haltbarkeit haben.

Man kann hier ganz deutlich ein Steinzeitalter, ein Erz- und ein Eisenzeit- alter erkennen, denn in einigen Ansiedelungen sieht man Aexte und Beile, Lanzenspitzen und andere Waffen lediglich von Stein, in anderen findet man dagegen solche Steinwerke gar nicht mehr. Statt dieses Materials ist überall Erz angewendet, aus vier Theilen Kupfer und einem Theile Zinn bestehend. Wiederum findet man in anderen Niederlassungen kaum Spuren von ehernen Werkzeugen, wogegen man das Eisen vielfältig verwendet sieht.

Unzweifelhaft ergiebt sich hieraus ein mächtiger Fortschritt in der Cultur dieser Völker, welche den ältesten der uns bekannten (so weit sie Europa betreffen) nicht unbekannt waren; aber dieses ist nicht das Einzige, was wir hieraus lernen, wir nehmen auch zugleich wahr, daß drei von einander ganz abgesonderte Völkerfamilien hier wohnten, vielleicht einem Stamme angehörig, aber doch durch Jahrtausende von einander geschieden. Welch ein Alter solcher Niederlassung setzt nicht allein dieser Umstand voraus!

Wir finden in Lothringen, in dem Thale de la Seille unfern des Städt- chens Marsal, ein Werk von Menschenhänden, das in Erstaunen setzt durch

seine riesenhafte Ausdehnung, ein Werk, welches, was die Massenhaftigkeit betrifft, die ägyptischen Pyramiden sammt der chinesischen Mauer sehr bedeutend dagegen zurücktreten läßt.

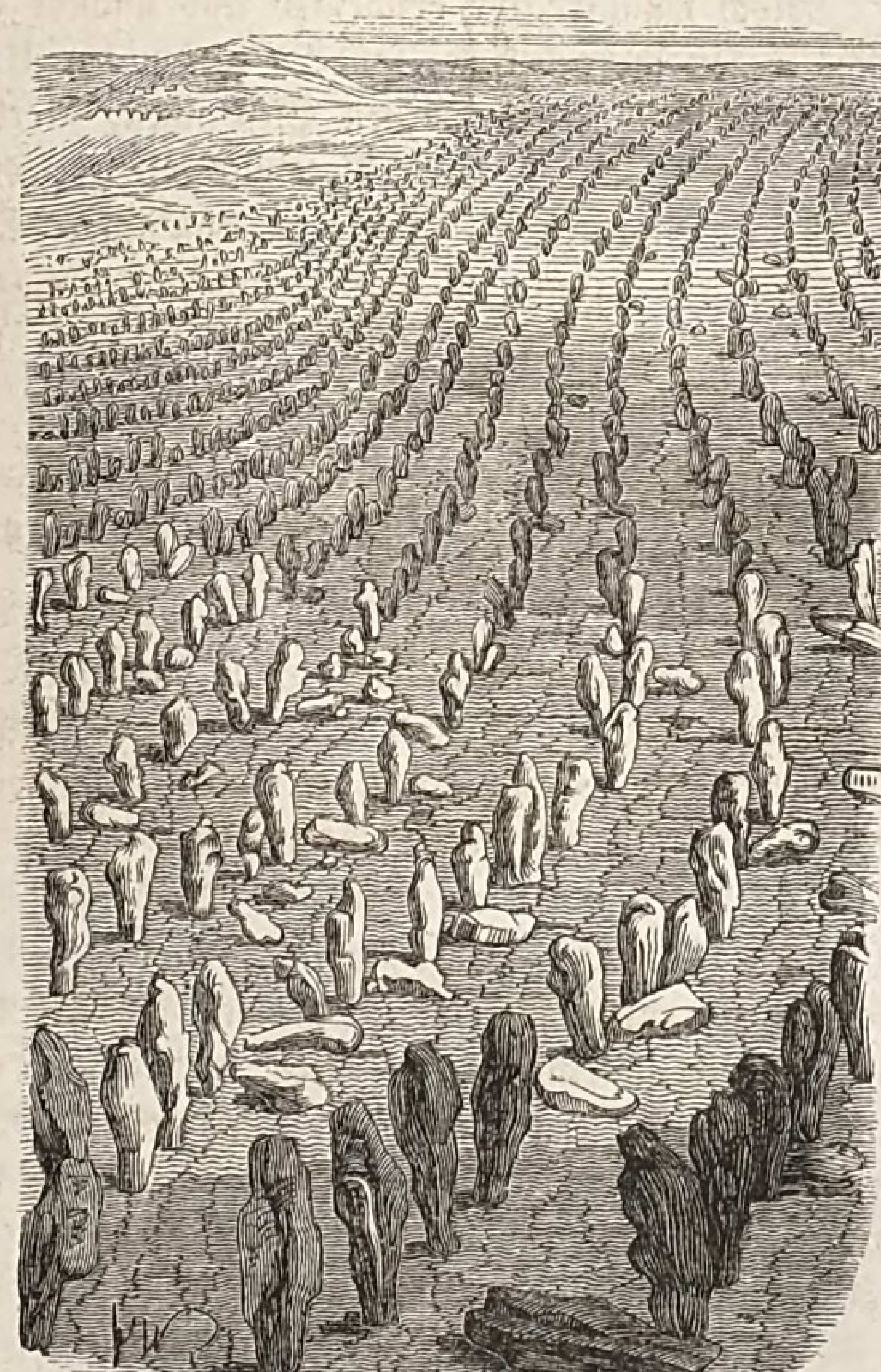


Pfahlbauten der europäischen Ureinwohner.

Das gedachte Thal war ein Sumpf- und Moorboden, aber dieses Thal, in welchem jetzt die Städte Dieuze, Marsal, Vie, Moyenvie, Salinse u. s. w. liegen, schien jenen in die fernsten Zeiten zurückzuführenden Völkern angenehm genug zur Niederlassung, nur allerdings fehlte es ihnen an Boden zum Bau ihrer Hütten, der Sumpf trug dieselben nicht, und so machten sie sich denn in diesem Sumpfe einen festen Boden. Die umher liegenden Höhen gaben Thon her, dort wurde von Männern, Weibern und Kindern an Herstellung von zusammengekneteten Massen gearbeitet. Tausendfältig sieht man an diesen unregelmäßigen Stücken noch die Eindrücke der Kinder- und Frauenhände. Diese Stücke wurden gebrannt, so daß sie unseren wohldurchglühten Ziegeln gleich waren, dann wurden sie in den Sumpf versenkt und es wurde auf diese Art mitten im Sumpfe ein Plateau gebildet, sechs Meilen lang und der unregelmäßigen Breite des Thales folgend, immerhin von einer solchen Ausdehnung, daß eine tausendfach größere Breite, als die chinesische Mauer hat, daraus hervorgeht. Ziehen wir die Tiefe, die nicht unbedeutend, gar nicht in Betracht, so erhalten wir eine Ausdehnung von 6000 Meilen Länge von der Breite dieser berühmten Mauer, gänzlich bestehend aus einer von Menschenhänden geformten Ziegelmasse. Welch' zahlreiche Bevölkerung, welche Willenskraft bei derselben, welch' andauernde Thätigkeit setzt ein solches Werk voraus, und dieses Volk ist doch bereits zur Zeit des Cäsar so

vollständig von der Erde verschwunden gewesen, daß derselbe uns nicht einmal eine Fabel darüber mittheilt.

Andere Völker zeigen uns wieder eine rohe Kraft, welche nicht minder in Verwunderung setzt als die Ausdauer, welche wir hier kennen gelernt haben. Im nördlichen Frankreich und in England findet man celtische Ueberreste, welche durch ihre Ungeheuerlichkeit nicht minder in Erstaunen setzen, wie der künstliche Boden für sechs Städte in Lothringen. Auf unserem Bilde sehen wir lange Gassen von mächtigen Steinen aufgerichtet, deren Bedeutung man kaum noch ahnt und welche zu ihrer Entstehung Jahrhunderte — ja Jahrtausende gebraucht haben. Aber es giebt in England noch größer Denkmale derselben Art, die sogenannten „Stone-Henge", in der Gegend von Salisbury: Steinmassen von ganz ungewöhnlicher Größe, senkrecht aufgerichtet, von ferne herbeigeschafft, denn diese Steine findet man in der gedachten Grafschaft nirgends; und unzählige Fälle zeigen sich, in denen ein noch viel größerer Stein als die aufrecht stehenden quer über zweien solchen Steinen liegt, damit eine Art Thorweg bildend. Was setzt es für eine Kraft voraus und welche gleichzeitige Zusammenwirkung von Hunderten, ja von Tausenden kräftiger Menschen, um solchen Stein nicht nur von ferne herzuschaffen, sondern auch noch zu solcher Höhe zu heben ohne alle Hülfe von Maschinen.



Mächtig, ja Staunen erregend sind auch die Bauten ähnlicher Art (das heißt zusammengefügt aus ungeheuren Steinen), welche man in den Urwäldern von Mittel- und Südamerika entdeckt hat und welche uns gleich dem Vorherberührten beweisen, daß in jener fernen Urzeit, welche wir vergeb-

lich in die Jahrtausende unserer Geschichtsbücher einzureihen versuchen, die Menschen mancherlei Wissen gehabt, mancherlei Künste getrieben und sich zu großartigen, gemeinschaftlichen Arbeiten vereinigt und darüber verständigt haben.

Noch wunderbarer erscheinen uns manche Arbeiten von Menschenhand, nicht wegen ihrer Größe, sondern wegen der Umstände, unter denen sie gefunden sind, so die steinernen Pfeilspitzen, Aexte und Meißel in demselben Lager mit Mastodon- und Mammuthresten, woraus, wie wir aus dem Ferneren ersehen werden, hervorgeht, daß unsere Stammeltern in weit früheren Zeiten gelebt haben, als man anzunehmen pflegt, und daß sie die Genossen jener ungeheuerlichen Geschöpfe der Vorwelt waren, welche noch jetzt in ihren Knochenresten unser Staunen und unser Grauen erregen.

Die menschliche Sprache.

Mit der geistigen Entwickelung geht die Vervollkommnung der Mittel zu gegenseitigem Verständniß Hand in Hand. Alle Thiere haben eine **Sprache**, nur der Mensch aber hat die Fähigkeit, die Sprache in Gesetze zu bringen, ihre Gliederung zu vervollkommnen, ihre mannigfaltigen Ausdrücke seinen Bedürfnissen anzupassen.

Woher stammt die Sprache überhaupt? Hat der erste Mensch auch sprechen können und wer hat den Menschen diese Sprache gelehrt? Wie kommt es, daß nicht *eine* Sprache, sondern viele vorhanden sind, — ich meine nicht lateinisch, italienisch, französisch, denn diese kann man kaum anders als *Dialekte* einer und derselben Sprache nennen, — ich meine die *Sprachstämme*, wo denn der romanische sich von dem indogermanischen, wo der semitische sich von dem malayischen und dieser sich von dem chinesischen als völlig anders gestaltet unterscheidet.

Wie ist es gekommen, daß man zu der Sprache, welche Mund und Ohr vermittelt, auch noch eine andere erfunden hat, welche durch das Auge aufgefaßt wird, die Schriftsprache. Sie ist unzweifelhaft als ein mächtiger Fortschritt zu betrachten, denn während das Ohr nur für kurze Strecken die Gedanken von Einem zum Anderen zu übertragen vermag, gestattet uns die Schriftsprache, unsere Ansichten weit über die Grenzen der Thätigkeit des anderen vermittelnden Sinnes hinaus zu verbreiten.

Die Sprache der Thiere ist schon oft betrachtet worden, wir finden sehr unzweifelhafte Belege für die Ansicht, daß die Thiere untereinander sich verständigen können, und wenn man sich einige Mühe giebt und nur die gewöhnlichen Hausthiere betrachtet, so wird man bemerken, daß sie verschiedene Töne von sich geben, je nachdem sie sich mit Ihresgleichen verständigen wollen. Aber gewiß höchst auffallend ist es, daß es Thiere giebt, die gemein-

same Arbeiten ausführen, welche von einem ordnenden Geiste, ja von ordnenden Personen gelenkt werden.

Der Mensch hat Vieles und Bedeutendes erfunden, aber manche Erfindung haben Thiere lange vor ihm gemacht. Ich kann mich nicht erinnern, von Chausseen im alten Griechenland oder in Persien gelesen zu haben, erst die erobernden Römer legten Straßen an, um ihre mächtigen Truppenkörper, um den schwerfälligen Kriegsapparat darauf bewegen zu können. In wenig bevölkerten Gegenden fehlen Straßen noch jetzt und das, was man in Brasilien oder Mexico oder in Nordamerika Straßen nennt, kann kaum als eine Entschuldigung für das Fehlende angesehen werden und doch stehen dem Menschen so viele Hülfsmittel zu Gebote. Er ist übertroffen worden von einem kleinen Thiere, es hat die Wichtigkeit der Straßen erkannt, lange bevor man den Namen der Römer hörte.

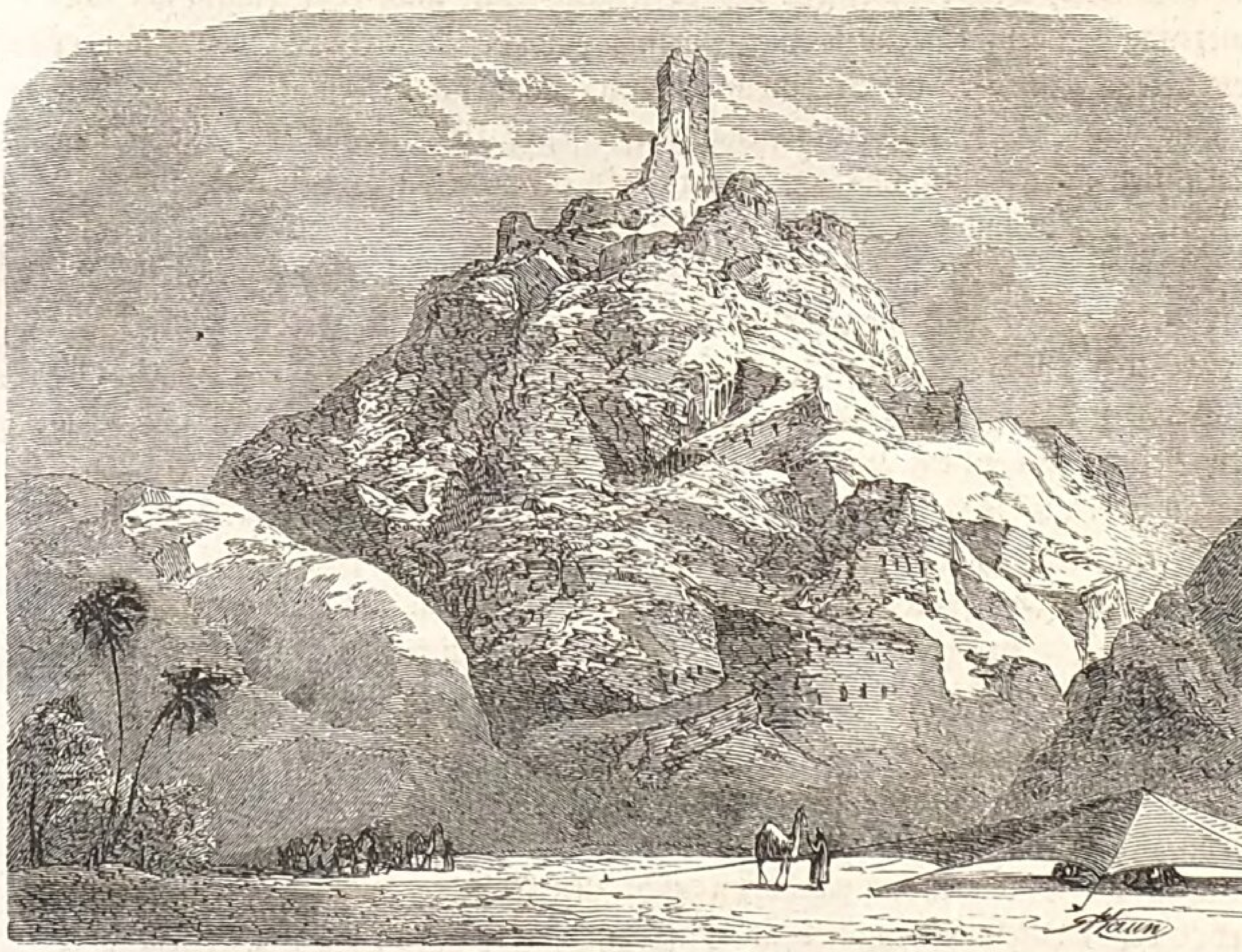
Es ist die Ameise, welche Chausseen durch Urwälder baut. Auf trockenen Wiesen, welche in einem Walde liegen, kann man sehr häufig die Bemerkung machen, daß zwei Ameisennester hundert Schritt weit von einander durch eine Chaussee in Verbindung stehen. Wahrlich die dichtstehenden Grashalme einer Wiese sind ein so eng geschlossener Urwald für die Ameise, wie Brasilien keinen für uns zu zeigen hat. In diesem Hochwalde sind die Bäume gefällt und fortgeschafft, eine Straße ist gebaut worden dreißig Mann breit, d. h. so breit, daß dreißig dieser fleißigen Thiere darauf neben einander gehen. Die einzelnen Bäume, Grashalme, sind dicht an der Wurzel abgeschnitten und fortgeschafft, Sand und Erde ist alsdann ausgegraben und entfernt worden, man hat unter der Fläche der Wiese gegraben und diese Vertiefung mit einem Kitt von Lehm und Sand überdeckt und festgeschlagen, daran haben 20,000 Ameisen gearbeitet unter Aufsicht von anderen, welche nicht selbst arbeiten, sondern nur zusehen, daß Alles in geeigneter Weise geschehe.

Wodurch verständigen sich diese mit den anderen und wie verstehen die anderen die Sprache der Aufseher. Hier kann von keinem Instinct die Rede sein. Es sind nicht Bienen, welche immerfort ganz dasselbe, ganz auf die nämliche Weise thun, sechseckige Zellen bauen, sie mit Honig oder mit Bienenbrod füllen, es sind Ameisen, welche eine Arbeit unternehmen, die bei jedem Schritt eine andere ist. Ein ordnender Geist muß darin herrschen, der Instinct kann bei diesen Einzelnheiten nicht zur Geltung kommen, der Instinct lehrt die Beutelmeise immer auf eine unabänderlich gleiche Art bauen, aber er lehrt sie nicht, das Nest einmal hoch, einmal niedrig, einmal in dieser, einmal in jener Form zu bauen, auch arbeitet die Meise nur mit ihrem Männchen zusammen, hier sind aber viele Tausende zu einer gemeinschaftlichen Arbeit vereinigt, zu einem Bau. Und sie haben freie Arbeiter und Sklaven mit Sklavenaufsehern, sie haben Gefängnisse für diese Sklaven, welche

auch von freien Arbeitern gefüttert werden, und das Alles sollte möglich sein ohne Sprache, ohne Verständniß der Thiere unter einander? Und doch, was ist alles dieses im Vergleiche mit der Sprache des Menschen, auch der unvollkommensten, wie sie vielleicht auf einigen Koralleninseln im Stillen Meere zu finden sein möchte.

Die bischöfliche Geschichte erzählt uns, daß ursprünglich alle Menschen eine Sprache geredet hätten und daß dieselbe erst dadurch vielfältig modificirt worden sei, daß sie sich gegen Gottes Rathschluß nicht hätten über die Erde verbreiten, sondern beisammen bleiben wollen, und deshalb einen Thurm erbaut, der ihnen zur Warte, zum Sammelplatz dienen und ihre Zerstreuung möglichst verhindern sollte.

Dieser alttestamentarischen Sage (1. Buch Moses, Cap. 11, Vers 1 bis incl. 9) dient als Stützpunkt eine gewaltige Ruine in Vorderasien, welche noch jetzt unter den dortigen Völkern als der Thurm des Nimrod genannt



Ruinen des Thurmes von Babel.

wird. Unsere Figur zeigt die Ruine und Layard, welcher dieselbe untersucht und die ausgedehntesten Nachgrabungen veranstaltet hat, sagt uns, daß der riesige, einen gewaltigen Kegel bildende Schutthaufen in der That einen Bau

berge, dessen äußere Umkleidung nur eingestürzt sei, welche nun als Schutt diene, um das innere Mauerwerk vor der Zerstörung zu schützen.

Der Zweck, zu welchem dieser Thurm erbaut ist, hat zwar nicht aufgefunden werden können, doch mag wohl irgend ein Zusammenhang zwischen diesem Thurm und den verschiedenen Sprachen stattfinden, aber vielleicht in ganz entgegengesetzter Art, so daß nämlich nicht die Sprachen sich verwirrten, weil der Thurm gebaut wurde, sondern der Thurmbau aufgegeben werden mußte, weil die Sprachen der vielen Völker, welche dazu vereint wurden, kein Verständniß mehr zuließen.

Die Sprache vermittelt den Gedanken des Einen durch das Gehör mit dem Verstande des Anderen. Damit die Sprache nützlich wird, muß ein Mensch den anderen sehen, muß so nahe bei ihm stehen, als erforderlich, damit sie einander verstehen. Es giebt aber noch einen zweiten Vermittelungsweg, nämlich das Auge; um jedoch durch dieses sich zu verständigen, muß man Zeichen haben, und das ganze Verständigungswesen, welches solcher Art hervorgebracht wird, nennt man die Schriftsprache. Was hat alles geschehen müssen, damit sie nur möglich wurde, und sie kann wohl mit Recht zu den Triumphen des menschlichen Geistes gezählt werden. Wie schwierig diese Erfindung war, geht daraus hervor, daß die mehrsten Völker dieselbe erst in historischer Zeit und zwar nicht sowohl erfunden, als vielmehr erhalten haben.

Wo die Schriftsprache erfunden worden ist, vermag kein Mensch zu entscheiden. Man hat sogar Sagen, daß man sich über den Nutzen der Schriftzüge oder überhaupt der Schreibekunst nicht habe verständigen können, und Dinge angegeben habe, welche die geringste Bedeutung haben. Die Schriftsprache soll zur Unterstützung des Gedächtnisses dienen; für Jemanden, der ein schlechtes Gedächtniß hat, mag das wahr sein, aber für denjenigen, der ein gutes Gedächtniß hat, wird der Gebrauch der Schriftsprache, behufs der Unterstützung des Gedächtnisses, es schwächen, keineswegs aber stärken. Viel wichtiger ist jedenfalls die Schriftsprache für die Cultur überhaupt und für die Geschichte insbesondere. Hätten alle Völker, von da, wo sie als solche auftreten, die Schriftsprache gehabt, so würde man über die Urgeschichte derselben nicht im Zweifel sein, leider aber wissen wir, daß selbst Völker wie die Assyrier und Babylonier erst 800 bis 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung Schriftzeichen erhalten haben.

Die chinesische Schriftweise ist ursprünglich die ungekünsteltste gewesen und stimmte mit derjenigen überein, welche auch wohl bei uns noch von Personen angewendet wird, die nicht schreiben gelernt haben. Es wurde nämlich der Gegenstand, welchen man schriftlich wiedergeben wollte, abgemalt. Nach und nach vermehrte sich die Zahl der Bilder, zugleich aber wurden sie

dem Vorbilde immer unähnlicher, so daß man gegenwärtig, ohne mit den Uebergangsstufen bekannt zu sein, sie nicht mehr als Abbildungen erkennen kann. Sie sind aber immer noch, was sie von vornherein waren, Zeichen für Gegenstände und überhaupt Begriffe, also nicht etwa wie unsere Buchstaben, Zeichen für einzelne Laute, aus welchen ein Wort, ein Ausdruck für einen Begriff, besteht. Für jeden Begriff hat man ein besonderes Zeichen, welches mit dem Laute gar nicht im Zusammenhange steht, für manches Wort, das in verschiedenem Sinne gebraucht wird, so viele mit einander gar nichts gemein habende Zeichen, als es verschiedene Bedeutungen hat. Daher kommt es nun, daß die Chinesen an 100,000 Zeichen zu ihrer Schrift gebrauchen, während wir mit zwanzig und einigen ausreichen, und daß die Erlernung der chinesischen Schriftsprache dem Chinesen selbst fast gleiche Schwierigkeiten bietet, wie z. B. dem Deutschen, denn es wird dem ersteren nicht leichter, das Zeichen für das chinesische Wort yu (zu Deutsch Fisch) kennen zu lernen, als dem Deutschen, für den es dieselbe Bedeutung, nämlich Fisch hat, ebenso wie der Franzose und Deutsche den Sinn der Zahl 5 gleich gut verstehen, wiewohl ihre Worte für dieses Zeichen ganz verschiedene sind, jener cinq und dieser fünf sagt, und ganz eben dies Verhältniß tritt ein bei jedem anderen der 100,000 Zeichen.



A

B

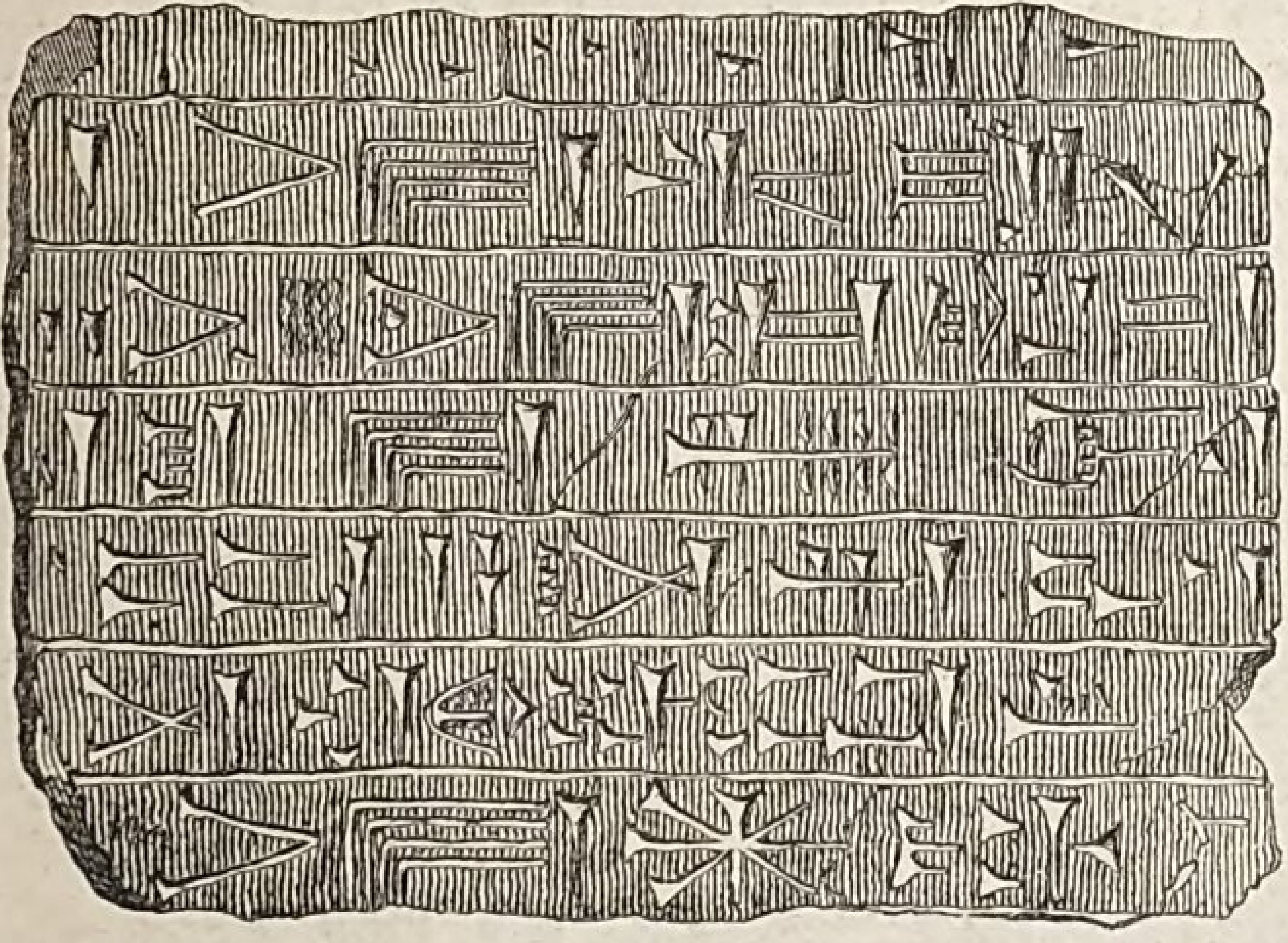
C

Zum Theil ist dies System auch bei der Hieroglyphen-Schrift angewandt; auch hier werden vielfach ganze Worte durch ein Bildzeichen ausgedrückt; daneben aber sind auch Zeichen für die einzelnen Buchstaben vorhanden. Worte durch ein einzelnes Bildzeichen und solche durch Buchstabenzeichen, die übrigens auch als Wort-Bildzeichen gebraucht worden sind, dargestellt, folgen einander und wechseln ab in einem und demselben Satze. Vorzugsweise diese Vermischung und dann auch die Bezeichnung eines und desselben Begriffes durch verschiedene Zeichen bewirken die bedeutenden Schwierigkeiten der Erklärung der hieroglyphischen Schriften. Wir geben hier ein Bruchstück jener hieroglyphischen Inschrift, welche auf der Thürpfoste am Eingange eines kleinen Tempels zu Philä stand und durch den in solchen Dingen als Autorität geltenden Gelehrten Brugsch entziffert worden ist. Die obere Gruppe (A) enthält den göttlichen Sperber, das Symbol des Gottes Horus, mit der Krone geschmückt, und daneben den Diskus des Sonnengottes Raa; der Sinn dieser ganzen Gruppe ist „der König“. Die darunter befindliche Gruppe (B) enthält die hieroglyphischen Lautzeichen für H U N — N U und zur näheren Bestimmung dieser Wörter, welche die Idee des jungen jugendlichen ausdrücken, das

Bild eines Kindes; sie heißt: „der junge". Die dritte mit C bezeichnete Gruppe enthält in der Krone und in dem ausgestreckten Arme die symbolischen Zeichen für „herrschen", und die Buchstaben der letzten Zeile, U und E, dienen dazu, die Participial-Endung zu bilden, so daß diese Gruppe C „herrschend" heißt.

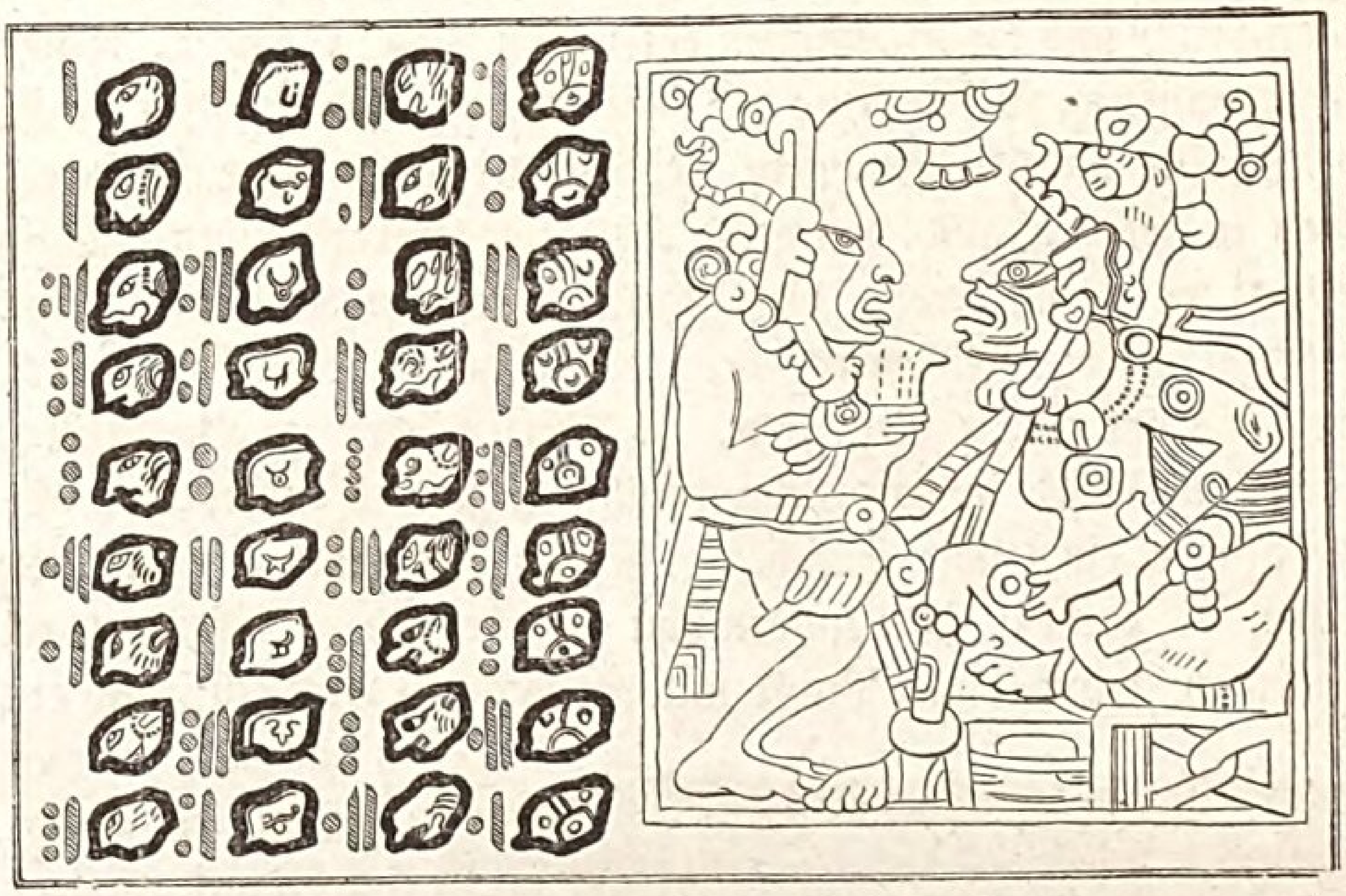
Hier sind Begriffe ausgedrückt durch Zeichen, welche ihnen entsprechen, um so verstanden zu werden auch von dem, der dieser Sprache nicht mächtig ist. Die Herrschaft durch die Krone, die Jugend durch ein Kind und dergl.

Viel schwieriger ist die Keilschrift, bei welcher immer dasselbe Zeichen, der Keil, zusammengesetzt ist zu Begriffen, zu Worten oder zu Buchstaben. Unser sogenannter M-Strich in der Schreibekunst zeigt uns in letzterer Beziehung etwas Aehnliches, ein solcher Strich, ⁓, heißt c, ein solcher eng an einen anderen geschlossen, ⁓, heißt e, zwei unfern von einander, ⁓⁓, heißen n, drei solche, ⁓⁓⁓, heißen m, durch einen Punkt und ein Häkchen wird ein i und ein u daraus. Solcher Art sind die Buchstaben auf der hier gegebenen Zeichnung, einer treuen Copie von einem babylonischen Ziegel, welcher auf der königlichen Bibliothek in Berlin bewahrt wird, doch ist diese Schrift (und Ihresgleichen) noch nicht entziffert, denn die Keile derselben sind zu Zeichen zusammengesetzt, welche nicht Buchstaben, sondern Begriffe geben sollen. Diese letztere Schriftart ist die schwierigste, jene, welche nur eine geringe Zahl von Zeichen, 25 bis 30 Buchstaben hat, liest man jetzt bereits ganz leicht und bequem.

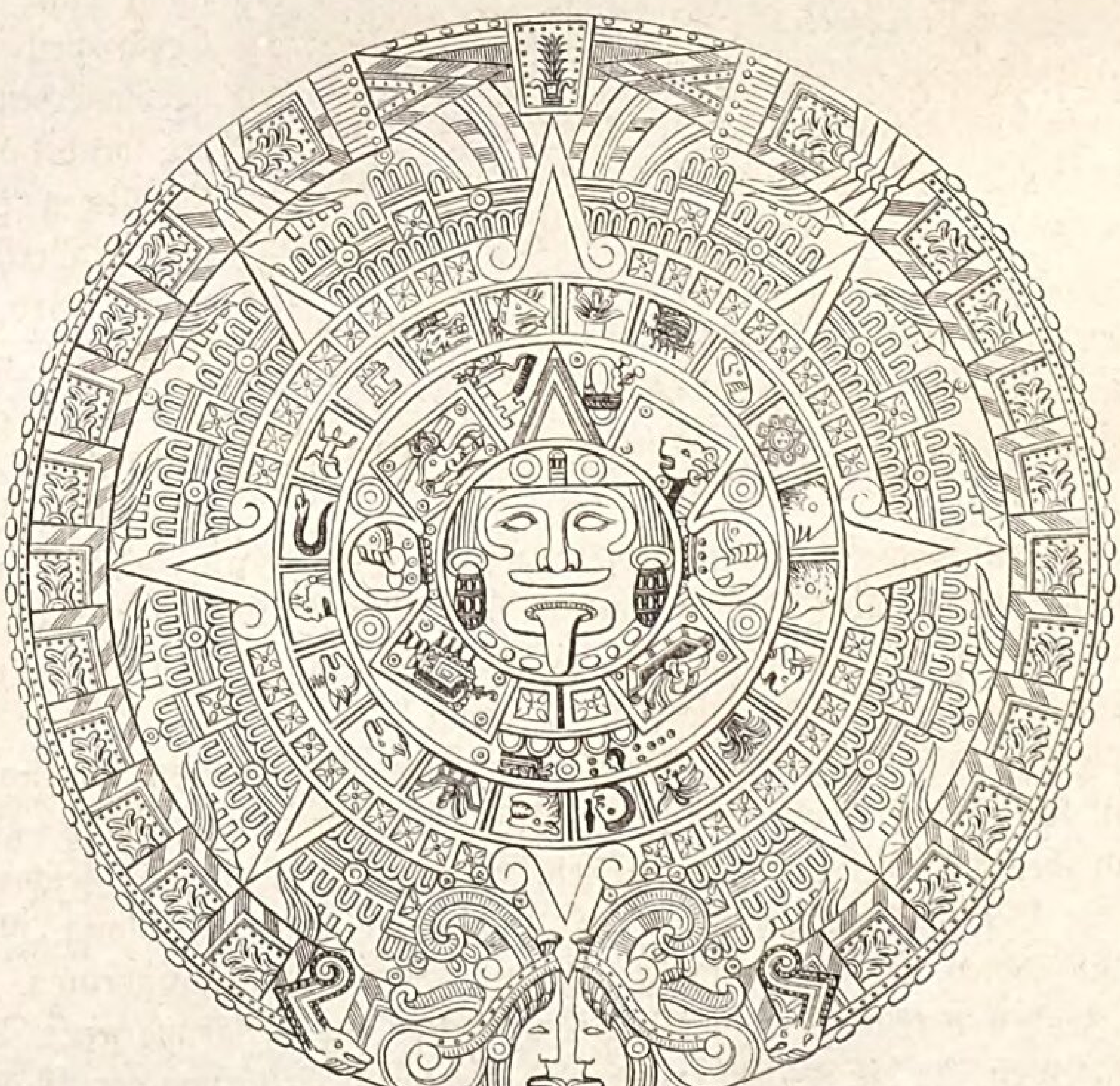


Die hieroglyphische Schreibweise der Ureinwohner von Mexico, der Azteken, scheint auf einem weit niedrigeren Standpunkt zu stehen als die Hieroglyphenschrift der Aegypter. Dieselbe hatte gewisse einfache Zeichen, um damit die Begriffe von Wasser, Erde, Luft, Wind, Tag und Nacht, Mitternacht, die Zahlen, die Tage und Monate des Sonnenjahres anzudeuten. Mit diesen Zeichen vereinigte man Malereien, welche zur Erklärung jener Zeichen sowohl dienten, als die Zeichen erforderlich waren zur Erklärung der Malereien dergestalt, daß sie sich beide gegenseitig ergänzten. Daß diese höchst unvollkom-

menen Schriftzeichen doch verständlich waren, geht daraus hervor, daß Humboldt vermocht hat, ganze große Manuscripte in unsere lebenden Sprachen zu übertragen. Auch in dem vorliegenden kleinen Pröbchen sieht man die verschiedenen Zeichen und die Zeichnungen mit einander vereinigt und begreift so, wie dieselben sich unterstützen.



Auch hatten sie eine heilige Schrift, deren nur ihre Priester kundig waren und welche gänzlich



Hieroglyphischer Kalender der Ureinwohner von Mexico.

aus Bildern (ohne daneben stehende erklärende Zeichen) bestand. In solchen Bildern ist der mexicanische Kalender verfaßt, welchen wir hier sehen und den Humboldt ein Wunder von mathematischer Genauigkeit in der Eintheilung nennt, dessen nähere Bedeutung er indessen auch nicht mitzutheilen vermag, da ihm das Verständniß dieser heiligen Zeichensprache fehlte. Der ganz äußerste Kreis scheint übrigens nur Verzierungen zu enthalten. Komisch erscheinen die beiden weiblichen Gesichter ganz unten, welche gegen einander die Zungen ausstrecken.

Die Weisen, sich durch Zeichen zu verständigen, sind so außerordentlich verschieden, daß die mehrsten außereuropäischen Völker ganz besondere Zeichen haben und den Mönchen ist es gelungen, selbst die lateinischen Schriftzeichen so zu verunstalten, daß nun denn auch die deutsche Sprache eigene Zeichen hat, obwohl dies in der That das am allerwenigsten Nothwendige war. Die Indier haben sogar drei verschiedene Schriftarten, die Chinesen wieder andere, die Japaner abermals andere. Ziehen wir übrigens in den europäischen Sprachen die Buchstaben in Betracht, welche für die Feder und welche für den Druck bestimmt sind, so bekommen wir für jeden Buchstaben vier verschiedene Zeichen, zwei für die Fractur, groß und klein, zwei für Cursivschrift, groß und klein. Und wir haben uns die Sache nach Kräften erschwert. Die Philologen geben uns die Versicherung, alle unsere Dichter und Prosaiker hätten nichts so Erhabenes geleistet, als die griechischen und römischen Schriftsteller, und diese haben nur eine einzige Art von Buchstaben gehabt, nämlich die großen, die Anfangsbuchstaben, ursprünglich nur die griechischen, welche von den Lateinern adoptirt, dann verändert wurden, wie wir sie in alten Büchern finden; die neuere Zeit hat ihre Eleganz vermehrt und in der Absicht zu verzieren auch viel Unnützes beigefügt.

Einige Völker, z. B. die slavischen, haben von dem unseren ganz abweichende Alphabete. Die heilige altslavonische Schrift hat 31 Schriftzeichen, außerdem aber drei, welche in zwei Formen vorkommen, der Zeichen sind also 34. Dieses schien dem heiligen Kyrillos, dem Apostel der Mähren und Böhmen, noch nicht genug, und als er die Bücher des neuen Testaments in das Altslavonische übersetzte, veränderte und ergänzte er die Zeichen bis auf 41 und gab jedem eine doppelte Form für klein und groß (Anfangsbuchstaben), welche zwar häufig nur durch ihre Maaße verschieden sind, doch auch vollständig von einander abweichen, wie das t groß als *T*, klein aber als *III*, das u groß als *OY*, klein als *y* erscheint. Für eine große Menge dieser Buchstaben, welche noch jetzt ganz allgemein in der russischen Schreib- und Druckschrift gebraucht werden, haben wir in den anderen Sprachen gar keine Zeichen.

Allmälig ist man auch hierin weiter geschritten, hat die Zeichen vereinfacht und verringert und hat sogar ganz die gewöhnlichen Schriftzüge angenommen, Böhmen, Mähren, Slowaken und Soraben die deutsche Druckschrift, Polen, Kroaten und Dalmatier die lateinische, allein mehrere Laute forderten doch besondere Bezeichnungen, wie denn die Polen ein doppeltes l (l und ł), ein dreifaches z (z, ż und ź), ein doppeltes s (s und ś), ein dreifaches e (e, é und ę), ein doppeltes a und o haben, wo denn aus e „en", aus a „an" und aus o „on", mit französischer Aussprache der Silben en u. s. w., wird.

Die unglaubliche Wichtigkeit der Schriftsprache hat selbst Männern wie Leibnitz Veranlassung gegeben, über eine allgemeine und Allen verständliche Sprache nachzudenken, über eine Sprache, die der Chinese so gut wie der Spanier, die der Pole und Russe so gut wie der Deutsche und Engländer lesen und verstehen kann. Das erstgenannte Volk hat eigentlich eine solche, eine Schriftsprache, die nicht aus 25 oder 30 Zeichen besteht, die man zu Worten zusammensetzt, sondern welche mehrere hunderttausend Zeichen hat, die Begriffe auszudrücken, welche man gar nicht in der chinesischen Sprache zu benennen braucht, sondern in seiner eigenen Sprache lesen kann, doch wissend, was der Chinese damit gemeint hat.

Wer sollte nicht begierig sein, sich über die Entwickelung und die Verwandtschaft der Schriftzeichen und Schriftsprachen zu unterrichten, welch eine Fülle von eigenthümlichen Betrachtungen entwickelt sich daraus, wie groß sind die Folgerungen für das Leben des Einzelnen wie für die Cultur aller Völker. Was würde die unsrige sein ohne die Schriftsprache, wir hätten uns noch immer nicht erhoben über das Zeitalter der Traditionen, all unser Wissen beruhte, wie vor 4000 Jahren das der ägyptischen Priester, auf mündlichen Ueberlieferungen, und wir würden vielleicht wie die Braminen Indiens die Sonnen- und Mondfinsternisse vorhersagen durch das Citiren einiger Verse aus dem Sanscrit, d. h. wir würden die Resultate längst vergessener Forschungen auf mechanische Weise ableiern, aber wir würden weder selbst fortschreiten, noch anderen Menschen zum Fortschritt verhelfen. So wird es denn unsere Aufgabe sein, auch hier so weit zu gehen, als mit dem Umfange dieses Buches verträglich, und wir dürfen wohl hoffen, dem Leser manches Neue zu bieten. Am Ende ruht ja der ganze Schatz unseres gesammten Wissens in unseren fünfundzwanzig Schriftzeichen.

Der so hoch vollkommene Mensch (wie er sich selbst gar zu gerne nennt in seinem Uebermuth) ist doch ein leicht zerbrechliches Ding. Seine Werkzeuge, besonders seine Sinne und die Functionen derselben, haben noch dazu einen so innigen Zusammenhang, daß der Verlust des einen nicht selten den Verlust des anderen nach sich zieht, so daß mit dem Mangel einer

Fähigkeit sehr häufig die Unmöglichkeit verbunden ist, eine andere, gar nicht gestörte Fähigkeit auszuüben.

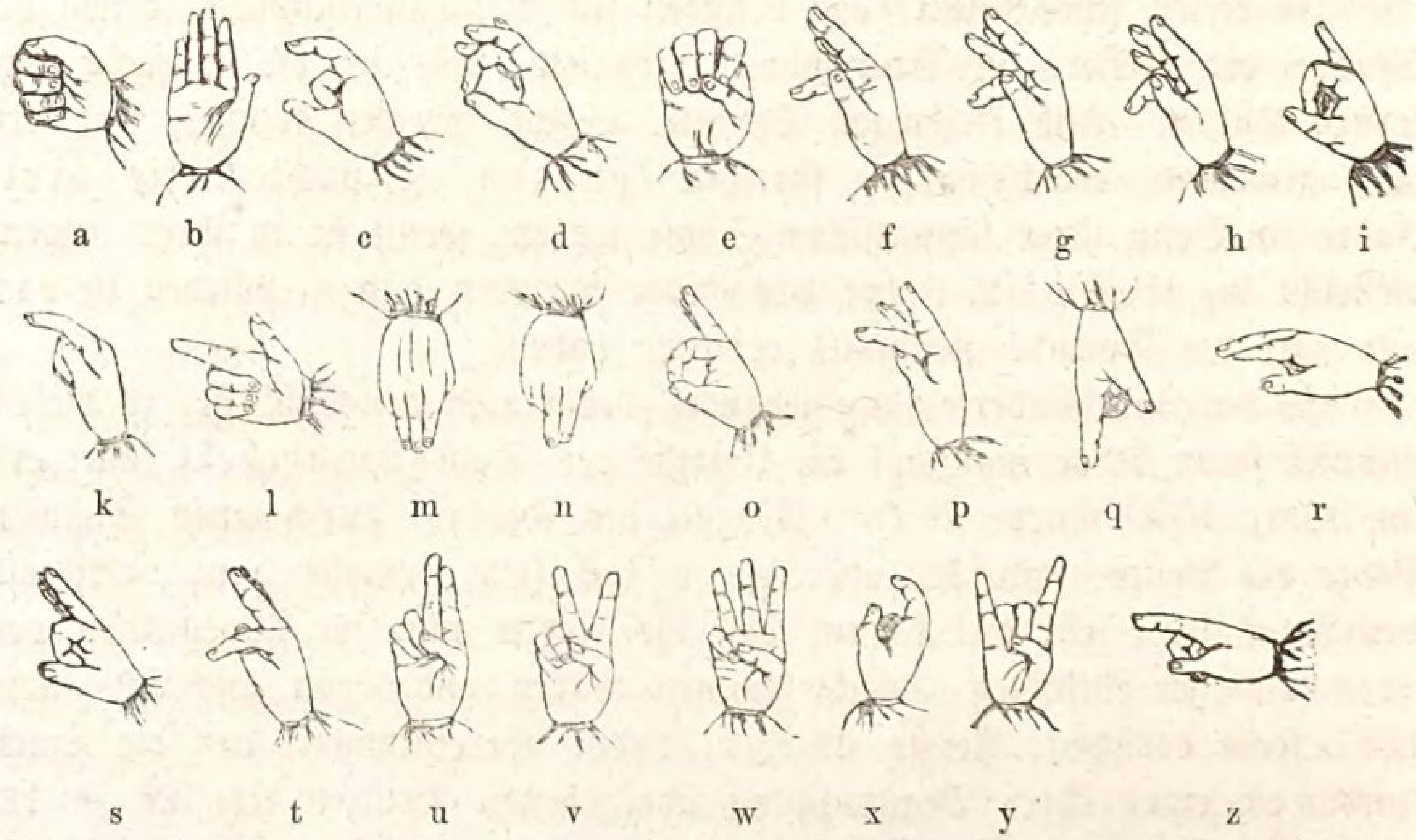
In dieser schrecklichen Lage befinden sich die Taubstummen, denen der Mangel des Gehörs die Stummheit aufdrängt, weil sie die Sprache nicht lernen können. Alle diejenigen Tauben, welche sprechen können, sind erst taub geworden, nachdem sie sprechen konnten, je nachdem sie viele Jahre im Besitz ihrer sämmtlichen Sinne waren; wenn sie in ihrer Jugend vielleicht im 10. bis 12. Jahre das Gehör verloren hätten, würden sie nach und nach die Sprache gleichfalls verloren haben.

Es hat Jahrhunderte lang gedauert, bevor man den Schlüssel zu diesem Räthsel fand, bevor man auf die Ursache der Taubstummheit kam; erst im Jahre 1570 wurde sie (der Mangel des Gehörs) durch einen Spanier, Pedro del Ponce, entdeckt, aber dieser Fall steht beinahe ganz vereinzelt, wenigstens fehlt sehr viel daran, daß die Aerzte nun im Allgemeinen von ihren früheren Ansichten zurückgekommen wären und wenn auch im Jahre 1581 sechs berühmte Aerzte in Wien dahin übereinkamen, daß die Taubstummheit eines ihrer Begutachtung übergebenen Prinzen lediglich in der wirklich vorhandenen Taubheit ihren Grund habe, so konnte doch im Jahre 1801 noch der Leibarzt Lucian Bonaparte's, Baroine, einem taubstummen Kinde eine Moxa unter das Kinn setzen und behaupten oder glauben, die Zunge des Leidenden sei dadurch weniger dick geworden. Man stellte nämlich den Grundsatz auf, daß bei dem Taubstummen die Sprechorgane eben so gelähmt seien, als die Gehörswerkzeuge. Einen Taubstummen Namens Luco behandelte man nach Desmortier's Schrift hierüber (vom Jahre 1801) mit Abführmitteln und spanischen Fliegen, bis er auf das Jämmerlichste geschwächt war, dann rieb man ihm die Zunge mit dem schärfsten Senf, bis der ganze Mund entzündet, die Nase und die Augen völlig angeschwollen gewesen und das Blut aus allen Theilen stromweise hervorgedrungen war.

Das geschah am Anfange dieses Jahrhunderts, auf welche Zeit unser Hochmuth gerne mit einem gewissen verächtlichen Mitleid herabsieht, obwohl man damals gerade so gut auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen glaubte, wie jetzt, allein noch heutigen Tages suchen manche Chirurgen die Ursache der Stummheit in einem Fehler der Zunge und „sie lösen dieselbe", d. h. sie durchschneiden Muskeln und Bänder und Adern und würden den Operirten stumm machen, wenn er es nicht schon wäre.

Man ist jetzt nicht mehr so grausam, man quält die Unglücklichen nicht mehr. Für das verlorene Gehör substituirt man das Auge, man lehrt sie mit der Hand die umstehend abgebildeten Stellungen machen, man legt jeder die bestimmte Bedeutung eines Buchstaben unter und in kurzer Zeit haben sie im Gebrauch derselben eine Fertigkeit erlangt, die in Erstau-

nen setzt. Wer ein Paar taubstumme Knaben, mit einander spazieren gehend, in der Unterhaltung begriffen sieht, dürfte wohl schwerlich bemerken, daß ihr



Mittel, mit einander zu sprechen, ein unvollkommenes, ein unzulängliches sei. Die Lebhaftigkeit ihrer Augen, die raschen Bewegungen, mit denen sie dem, was der Andere sagt (deutet), folgen, geben hinlänglich zu erkennen, wie geläufig ihnen diese Sprechweise geworden.

Auch die Blinden hat man der Welt wiedergegeben, oder vielmehr die Welt ihnen. Es giebt Blindeninstitute, in denen die Armen viefältig unterrichtet werden, es giebt sogar Mittel, sie lesen zu lassen. Während unsere Typen nur dem Auge, nicht der Hand wahrnehmbar sind, bedarf die Blindenschrift keiner Farbe, um gelesen zu werden. Der Blinde fährt mit den Fingerspitzen darüber hin und fühlt die Gestalt der einzelnen Buchstaben heraus und ordnet sie in seinen Gedanken so gut, wie wir Buchstaben ordnen zu Worten, welche wir schwarz auf weiß vor uns sehen. Man muß nämlich nicht glauben, daß man das Wort mit einem Blicke liest, denn sonst würde man keinen Druckfehler, keinen umgekehrten Buchstaben entdecken.

Verhältniß des Körpers zum Geist.

Ein bedeutender Theil der Naturforscher unserer Tage — und es gehören zu diesen viele Koryphäen der Wissenschaft — will von einer Seele durchaus nichts wissen, denn wie es ehemals Sitte war, den Menschen weit über die Thiere zu stellen, ihm etwas ganz Besonderes und Göttliches beizulegen, seine Seele als einen Hauch, als einen Ausfluß, als den Athem Gottes zu betrachten, so spricht sich in unseren Zeichen umgekehrt die Neigung aus, den Menschen zum Thiere herabzuziehen, und die Existenz einer

Seele vollständig zu leugnen. Der Mensch überhaupt mit seinen körperlichen sowohl als mit seinen geistigen Thätigkeiten und Fähigkeiten soll nichts weiter sein, als die Vereinigung, man könnte sagen als die Summe von Vater und Mutter, von Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wetter von Schall und Licht. Seine Handlungen sind die nothwendigen Folgen aller jener Ursachen und sind so an ein Naturgesetz gebunden, welches wir durch Beobachtung gewonnen haben, wie der Planet an seine Bahn, wie die Pflanze an ihren Standort gebunden ist.

Wenn nun der Naturforscher dieser Schule sagt, daß das Gehirn die Gedanken aus dem Blute filtrirt, wie die Niere aus demselben Blute den Harn absondert, so folgt daraus, daß der freie Wille, daß die Selbstbestimmung des Menschen in die Rumpelkammer zu dem Aberglauben des Mittelalters geworfen werden müsse, denn seine Handlungen sind nur das unabänderliche Resultat eines einfachen Rechenexempels. Wie 2 + 3 + 5 = 10 ist, so macht eine gewisse Quantität Phosphor + Eisen + Sauerstoff einen Mörder, so müßte dann auch ein Mensch, welcher zugleich mit Leibnitz oder Göthe geboren und von solchen Eltern abstammend und von solcher Mutter oder Amme gesäugt und so gebildet wie Leibnitz oder Göthe, so gut unterhalten, so genährt, so unterrichtet „in Folge der einfachen Summirung aller dieser Ursachen“ genau das werden, was Leibnitz oder Göthe war und in Folge eines Naturgesetzes sogar alle Gedanken des einen oder des andern dieser Männer haben, so sicher und so bestimmt, wie die Erde in 365 Tagen um die Sonne läuft.

Man darf das Kind nicht mit dem Bade verschütten, man darf das Gesagte nicht ohne Weiteres verwerfen, weil es in so herber, in so ungewohnter Form auftritt, es ist eine unbestrittene Erfahrungssache, daß die Nahrung, die Umgebung, das Klima und sonstige Verhältnisse auf den Menschen in einer höchst bedeutenden Weise verändernd einwirken, daß selbst die Nationalität ihren Beitrag dazu liefert. Aber diese Einzelnheiten können und dürfen nicht in ein System gebracht werden, weil dieses uns in ein Labyrinth führen würde, aus welchem der Faden der Ariadne uns nicht zu erretten vermöchte, denn hiernach fiele jede moralische und gesetzliche Zurechnungsfähigkeit weg, und der Richter, welcher einen Dieb, welcher einen Mörder bestrafen wollte, würde eine Sünde gegen die Natur begehen, denn Dieb und Mörder können nichts für ihr Vergehen, sie haben mit ihrer Unthat nur das oben angeführte Rechenexempel gelöst, so und so viel Eisen, Sauerstoff, Stickstoff ꝛc. ist gerade in ihren Knochen, in ihrem Blute, in ihrem Gehirn, als erforderlich ist, um einen Dieb oder Mörder zu constituiren. Aber mit dem Verfasser würden gewiß auch alle seine Leser sich bedanken, einer Gesellschaft anzugehören, in welcher diese Grundsätze zur Geltung

kämen, und auch der Hauptvertreter dieser Lehren, Herr Moleschott, würde selbst zweifelsohne den Dieb, welcher ihm seine silbernen Löffel stiehlt, vor ein Gericht bringen, das den Bösewicht hindert, ferner seinem Naturberufe zu folgen.

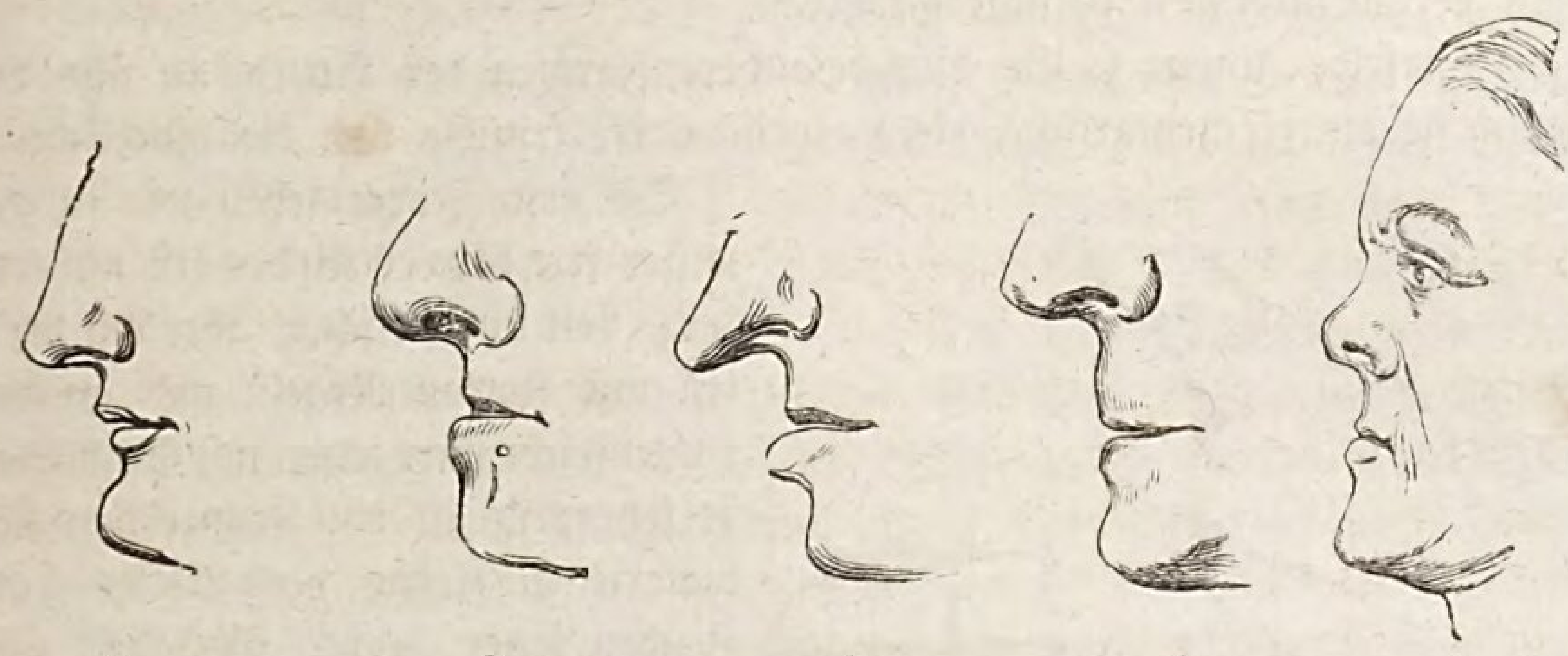
Wenn die Anhänger dieser Lehre als krasse Materialisten bezeichnet werden, so nennen sie hinwiederum diejenigen, welche sich dem schönen Glauben an etwas Höheres im Menschen hingeben, welche eine Fortdauer nach dem Tode als Kennzeichen des göttlichen Ursprunges des Menschen betrachten und sie mit den Worten des Stifters unserer Religion unterstützen, abergläubige Thoren, Schwärmer, Blinde, geben ihnen Schuld, daß sie ihre Sinne nicht brauchen wollen, und so ist denn „der Kampf um die Seele" immer noch nicht beendigt, und er kann auch seiner Natur nach nicht beendet werden, denn die Streitenden haben mit etwas zu thun, was sich der Beobachtung entzieht. Den Körper betreffend, hat das Mikroskop uns Wunderdinge eröffnet, die Seele betreffend, kann es uns nichts lehren, weil die Seele nicht ein Ding ist, das sich von dem Scalpel des Anatomen zerlegen läßt, und wir sind jetzt nicht weiter als zur Zeit des Aristoteles, es sei denn, daß man darin einen Gewinn sähe, daß die Anzahl der abweichenden Meinungen eine sehr große geworden ist.

Daß ein Wechselverhältniß zwischen den Körperformen und den Eigenschaften des Geistes und Charakters vorhanden, kann und wird Niemand in Abrede stellen: gewisse Körperformen bedingen gewisse seelische Eigenschaften. Der Kopf, die Nase, die Stirn, der Mund, das Auge, die Hand, ja sogar der Fuß haben ihre bestimmten Beziehungen zu der geistigen Beschaffenheit des Menschen. Mit Recht schließen wir aus übermäßiger Größe oder Kleinheit des Kopfes auf geringe geistige Begabtheit, denn nach beiden Richtungen hin macht sich die Geringfügigkeit der geistigen Thätigkeit kenntlich. Vom ganzen Haupte abgesehen und nur das Vorderhaupt genommen, so zeigt mäßige Größe gute geistige Fähigkeiten an, Kleinheit desselben deutet entschieden auf geringeres geistiges Vermögen. Das scheinbar höchst gleichgültige Kleid des Kopfes, das Haar, ist nicht nur eine körperliche Zierde oder eine Verunstaltung, sondern es hat auch für den Geist seine Bedeutung. Schon sprüchwörtlich sagt man: krause Haare, krauser Sinn, und in den Volksglauben ist übergegangen die Meinung, daß zartes, weiches, blondes Haar Milde und kindlichen Sinn, gröberes, dunkles Haar dagegen einen festen, männlichen Charakter andeute.

Ebenso zweifelt Niemand daran, daß Gestalt, Größe, Stellung der Nase, der Augen, der Lippen die geistige Beschaffenheit des Individuums kennzeichnen, schon Herder sagt: „Jedermann weiß, wieviel die Oberlippe über Geschmack, Neigung, Lust und Liebesart eines Menschen entscheide, wie

diese der Stolz und der Zorn krümme, die Feigheit spitze, die Gutmüthigkeit runde, die schlappe Ueppigkeit welke, wie an ihr in unbeschreiblichem Zuge Liebe und Verlangen, Kuß und Sehnen hange und die Unterlippe sie umschließe und trage, ein Rosenkissen, auf dem die Krone der Herrschaft ruht. Wenn man etwas articulirt nennen kann, so ist's die Oberlippe eines Menschen, wo und wie sie den Mund schließt."

Es ist gewiß ein großer Beobachter, der diese schönen und wahren Worte sagte, und wo wir hinschauen, wir finden sie bestätigt.



1. 2. 3. 4. 5.

Weiche und schön geschnittene Formen, wie in Fig. 1, zeigen uns die fein sinnlich poetische Natur an, springt die Unterlippe vor, wie man es häufig bei sehr materiellen Männern findet (Fig. 2), so spricht sich darin Anlage zur Rohheit aus, wird die Unterlippe gar hängend, wie in Fig. 3, so deutet sie Schlaffheit, Stumpfheit an, das zu der charakteristischen Mißbildung des Blödsinnigen führt.

Die Formen der Lippen sind allerdings so unendlich verschieden, wie nur irgend ein anderer Theil des menschlichen Gesichts, aber sehr wohl lassen sich diese verschiedenen Formen unter gewisse Rubriken bringen, wie es der berühmte Physiolog Carus, gestützt auf einen reichen Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen, gethan, und man kann an den mehr eingezogenen Lippen die willensstarken Naturen erkennen, so gut wie den Schlemmer und Phlegmatiker an der Wohlgenährtheit und Fülle derselben.

Ist eine fein geschnittene und kurze Oberlippe, wie wir sie an den griechischen Statuen sehen, ein Kennzeichen der edelsten Bildung, so ist dagegen eine lange Oberlippe, wie die Figur 4 dieselbe zeigt, eine Oberlippe, welche den Mund in die Mitte zwischen Nase und Kinn setzt, immer eine Verunstaltung des Gesichtes und wenn sie auch nicht gerade ein Kennzeichen gemeiner und roher Naturen ist, so giebt sie doch dem damit behafteten Gesichte solchen Ausdruck. Wenn die Oberlippe durch häufigen

Mißbrauch, wie er bei hochmüthigen und Alles verachtenden Charakteren gewöhnlich vorkommt, sich verkürzt zeigt, so kann man Dieses, besonders in Verbindung mit einer aufgestülpten Nase, fast immer als ein Kennzeichen gemeiner Aufgeblasenheit ansehen.

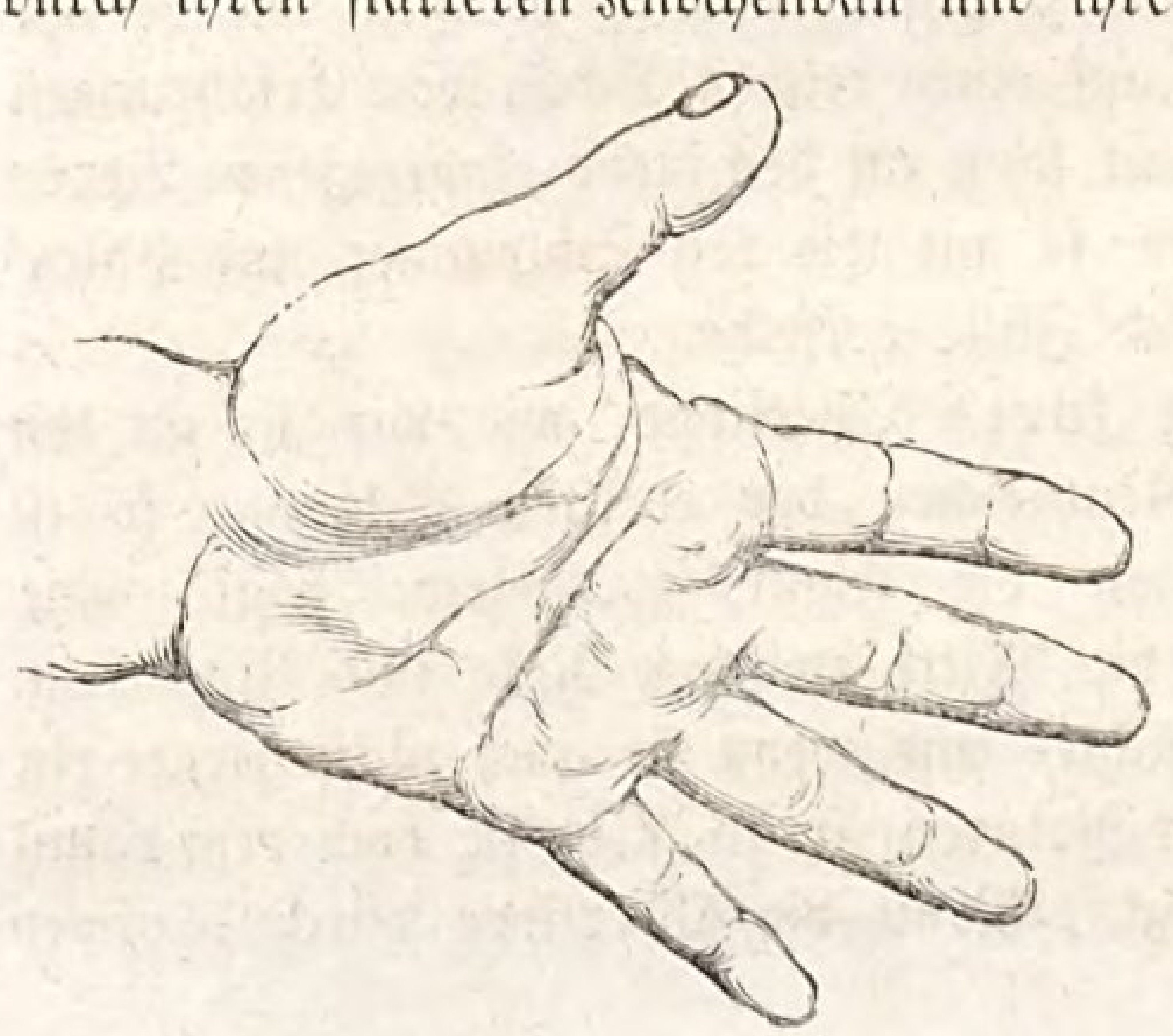
Aber, wie bereits bemerkt, nicht das Gesicht allein, sondern der ganze übrige Körper hat seine Bedeutung in einem viel höheren Grade, als man zu glauben pflegt, wenn man die Physiognomik in dem weiteren und höheren Sinne nimmt, in welchem sie durch Carus' schöpferischen Geist zu einer Symbolik der menschlichen Gestalt geworden.

Derselbe nimmt z. B. vier besondere Formen der **Hand** an und benennt sie die elementarische, die motorische, die sensible und die psychische.

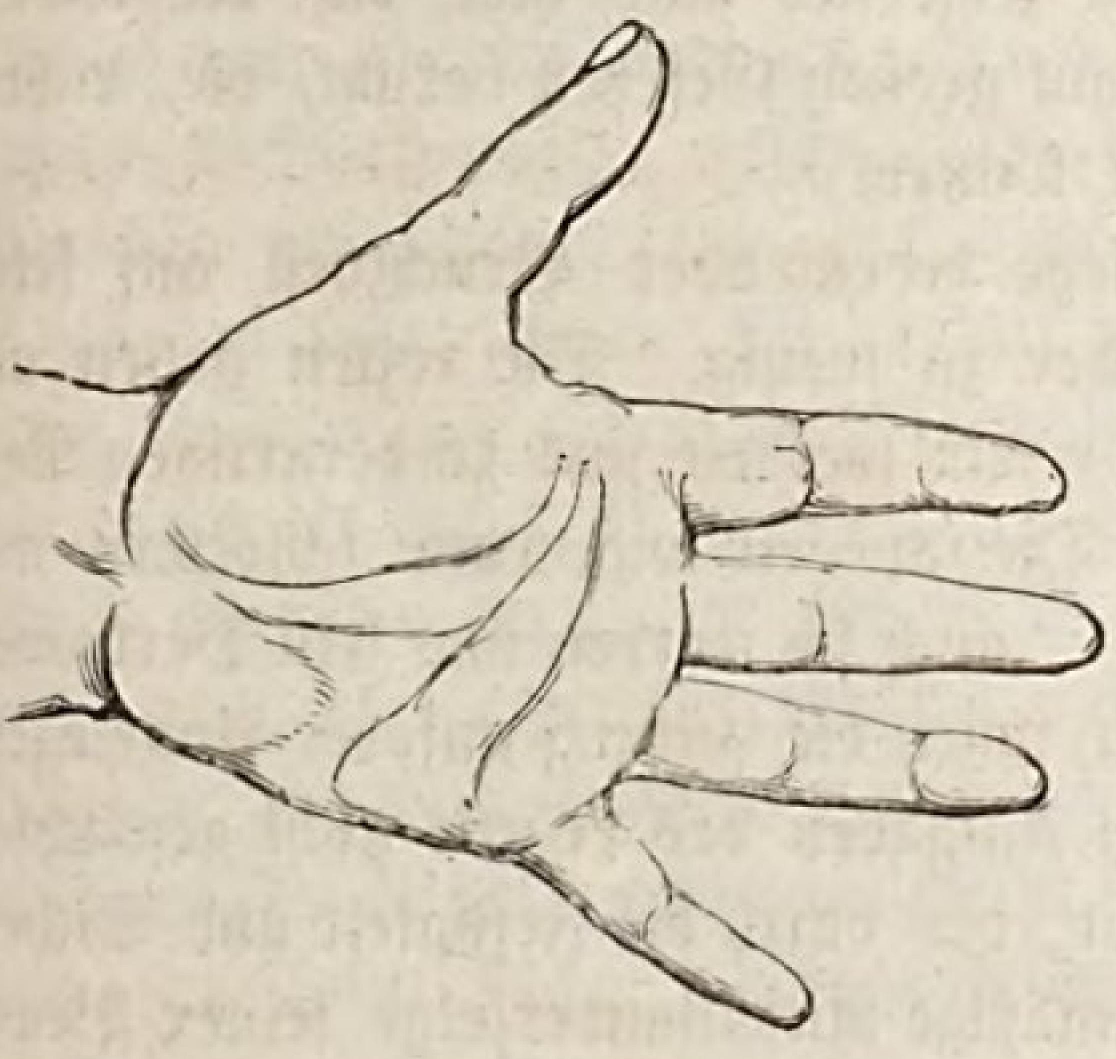


Die erste Form sehen wir in gewisser Art der des Kindes sich nähern, kurz, voll und fleischig, aber mit breiten und starken Nägeln und an der Innenfläche nicht selten mit Schwielen versehen, sie ist ein Kennzeichen des materiellen Kerns des Volkes, ein Zeichen jener großen Mehrheit von Menschen, welche den Boden bearbeiten, um ihm Nahrung abzugewinnen. Diese Handform ist das Symbol des weniger entwickelten Zustandes, der schwerfälligen Intelligenz, der langsamen Entschließung, aber keineswegs das Zeichen der Stumpfheit, im Gegentheil wird es leicht möglich, daß ein solches Individuum sich eine bei weitem höhere Bildung erwerbe, als sein Stand voraussetzen läßt. Cornelius Drebbel war ein holländischer und Seume ein sächsischer Bauer.

Die motorische Hand charaktirisirt sich theils durch ihre Größe, theils durch ihren stärkeren Knochenbau und ihre kräftigere Muskulatur, theils auch durch die deutlich fühlbaren Sehnen, die Finger sind kräftig, der Daumen zeichnet sich durch einen stark gerundeten Ballen aus. Die Haut des Handrückens ist wenig behaart, sie ist aber gewöhnlich derber, als die Haut der innern Hand. Diese Form ist besonders dem Manne eigen und sie ist das Zeichen des kräftigen Willens und einer Anlage zu großer Thätigkeit und Ausdauer.



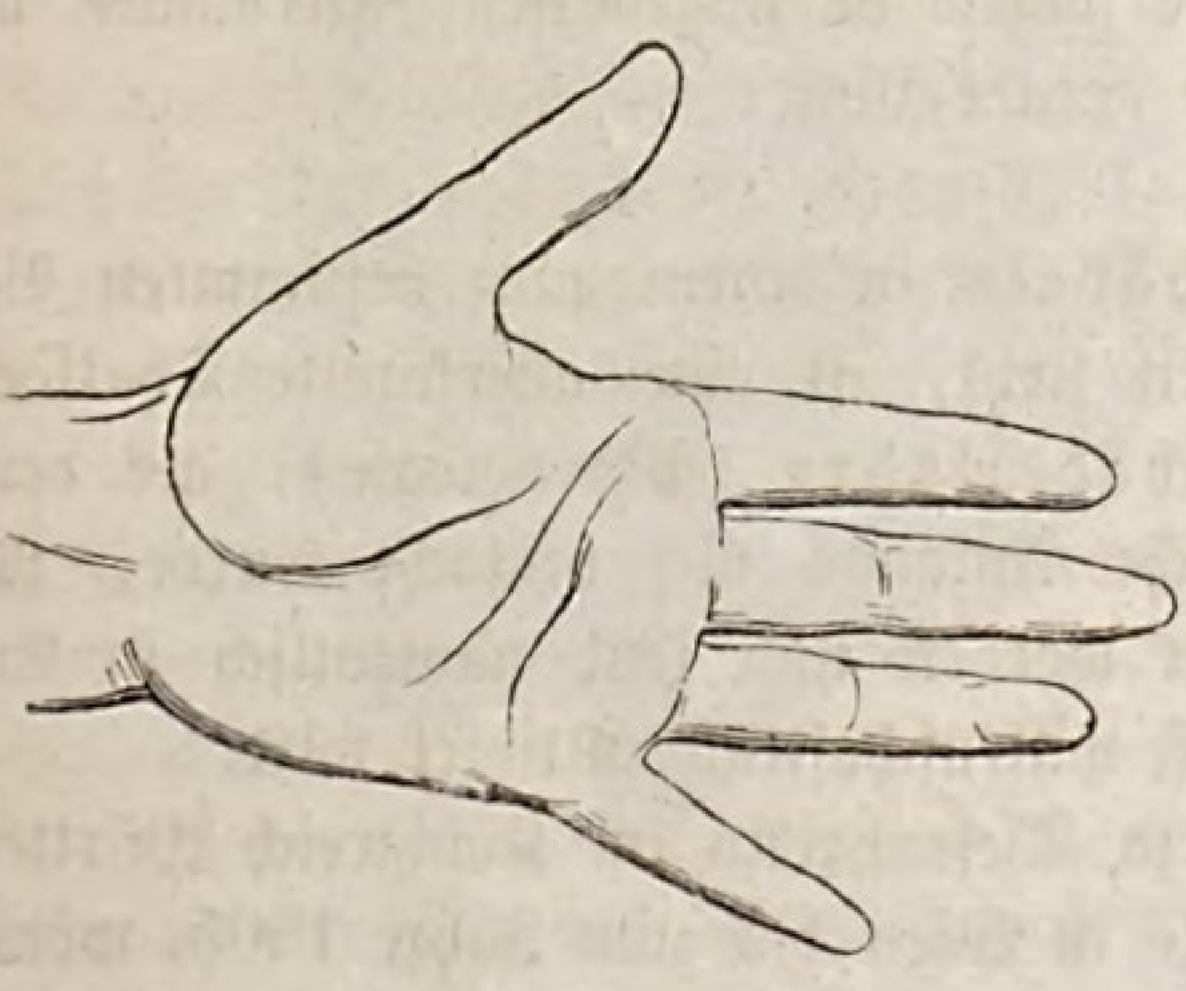
Die dritte Form, die sensible Hand, gehört so vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte an, wie die motorische dem männlichen; Alles daran ist zarter und der Daumen ist entschieden kleiner, die Formen sind runder und weicher. Menschen mit solchen Händen sind gewöhnlich sanguinischen Temperaments, sie zeichnen sich im Allgemeinen mehr durch Gefühl und Phantasie, als durch Geistesstärke und Willensstärke aus. Etwas mehr ausgebildet, wird diese Hand den Künstler oder den Dichter verrathen.



Die feine Ausbildung der sensiblen Hand wird sich nur in den höheren Schichten der menschlichen Gesellschaft, und zwar auch nur bei besonderer Pflege, in ihrer vollkommensten Gestalt vorfinden. Die Anlage dazu findet man allerdings auch bei den unteren Klassen, aber doch nur bei den Frauen.

Die schönste und reichste, aber auch seltenste Form ist die der psychischen Hand, sie ist am vollendetsten in den Jahren der beginnenden Reife und sie erhält sich nur selten bis in die späteren Jahre. Die Finger sind fein und schlank, die Gelenke nicht stark vorragend, die Hautbedeckung ist durchweg zart und die Behaarung fast verschwindend.

Solche höchst vollkommenen, in ihrer eigenthümlichen Reinheit nur selten zu findenden Hände zeigen in der Regel einen klaren, eigenthümlich reinen Sinn, ein sehr edles Gemüth an. D'Arpentigny, ein französischer Schriftsteller, sagt in seiner Chirognomonie von diesen psychischen Händen: „sie fügen, sie verknüpfen mit den Werken des Denkers die Schönheit, die Idealität, wie es der Künstler mit der Arbeit des Handwerkers zu machen versteht. Sie vergolden die Gedanken mit dem leuchtenden Strahl der Sonne, sie erheben sie, wie der Künstler seine Statue, auf ein Piedestal, sie öffnen den so verschönerten Gedanken die Pforten des Herzens. Die Seele, welche die Philosophen vergessen haben, ist ihre Führerin, die Wahrheit in der Liebe und die Erhabenheit des Gedankens ist ihr Ziel."



Auch aus dem Gange des Menschen schauen gar manche Charakterzüge und wohl vermögen wir uns ein Urtheil über einen Menschen aus der Bewegung seiner Glieder zu bilden; es zeigt sich auch hier, daß die Uebereinstimmung zwischen Seele und Leib auf großen Gesetzen beruht, die, richtig erkannt und angewendet, nicht täuschen können.

Unter den Fußgängern legt ein sehr bedeutender Bruchtheil auf seine Bewegungen entweder zu viel Werth oder zu wenig. Die ersten gehen mit zierigen Schritten aufgeblasen einher — wir werden uns zu derartigen Persönlichkeiten nicht hingezogen fühlen. Die andern wiederum schlottern und tändeln lässig und unverdrossen dahin — auch sie werden uns kein Vertrauen einflößen, wir werden uns wohl bedenken, ihnen die Leitung unserer Angelegenheiten zu übertragen und sie den ernsten Aufgaben des Lebens nicht gewachsen betrachten. Sehen wir dagegen Jemand, der durch die Festigkeit und Sicherheit seines Trittes und durch die regelmäßige Aufeinanderfolge seiner Bewegungen zeigt, daß er sich seiner Würde und des ihm zukommenden Grades von Achtung bewußt ist, so fühlen wir unwillkürlich, daß ein solcher Mann seiner Bestimmung, seinem Beruf thatkräftig, mit Einsicht und Pünktlichkeit nachkommen wird.

Daß wir unbewußt ein solches Wechselverhältniß zwischen dem Gang und dem Charakter des Menschen annehmen, und zwar mit Grund annehmen, liegt in der Thatsache, daß die verschiedenen Bewegungen beim Gehen unter der Aufsicht und Leitung des unablässig auf sie wirkenden Willens stehen.

Den frappantesten Beweis hierfür liefert der Gang der Idioten und der Gang der Trunkenbolde. Die Bewegungen der Idioten sind meist unregelmäßig, ohne Uebereinstimmung, ruckweise, ohne Takt und Halt. Ebenso beim Trunkenbold. Er hat noch genug Willenskraft, die Maschine in Gang zu bringen, aber nicht genug, um sie zu überschauen und zu regeln. Die Kraft, das Gleichgewicht zu erhalten, ging zum Theil verloren, die Füße werden hin und her geschleudert, sie folgen in ungewissen Zeiträumen und beschreiben auf dem Boden nie eine gerade Linie.

Daß auch die Form des Schädels in einem ganz bestimmten Verhältniß zu den geistigen Eigenschaften steht, ist eine anerkannte Thatsache. Es stützt sich hierauf die sogen. Schädellehre (Phrenologie), als deren Schöpfer Gall zu betrachten, welche Anfangs viel verlacht wurde, nach seinem Tode aber weiter ausgebildet worden und jetzt namentlich in England und Amerika mit großem Fleiß wissenschaftlich cultivirt wird.

Johann Joseph Gall, geboren zu Tiefenbronn im Königreich Württemberg 1758, war Arzt und practicirte in Wien bis zum Jahre 1805, worauf er sein neues anatomisch-physiologisches System aufstellte, darüber an mehreren Orten Deutschlands Vorträge hielt und dann nach Paris übersiedelte und

hier in Verbindung mit Spurzheim seine Lehre ausbildete und mit ihr großes Aufsehen machte.

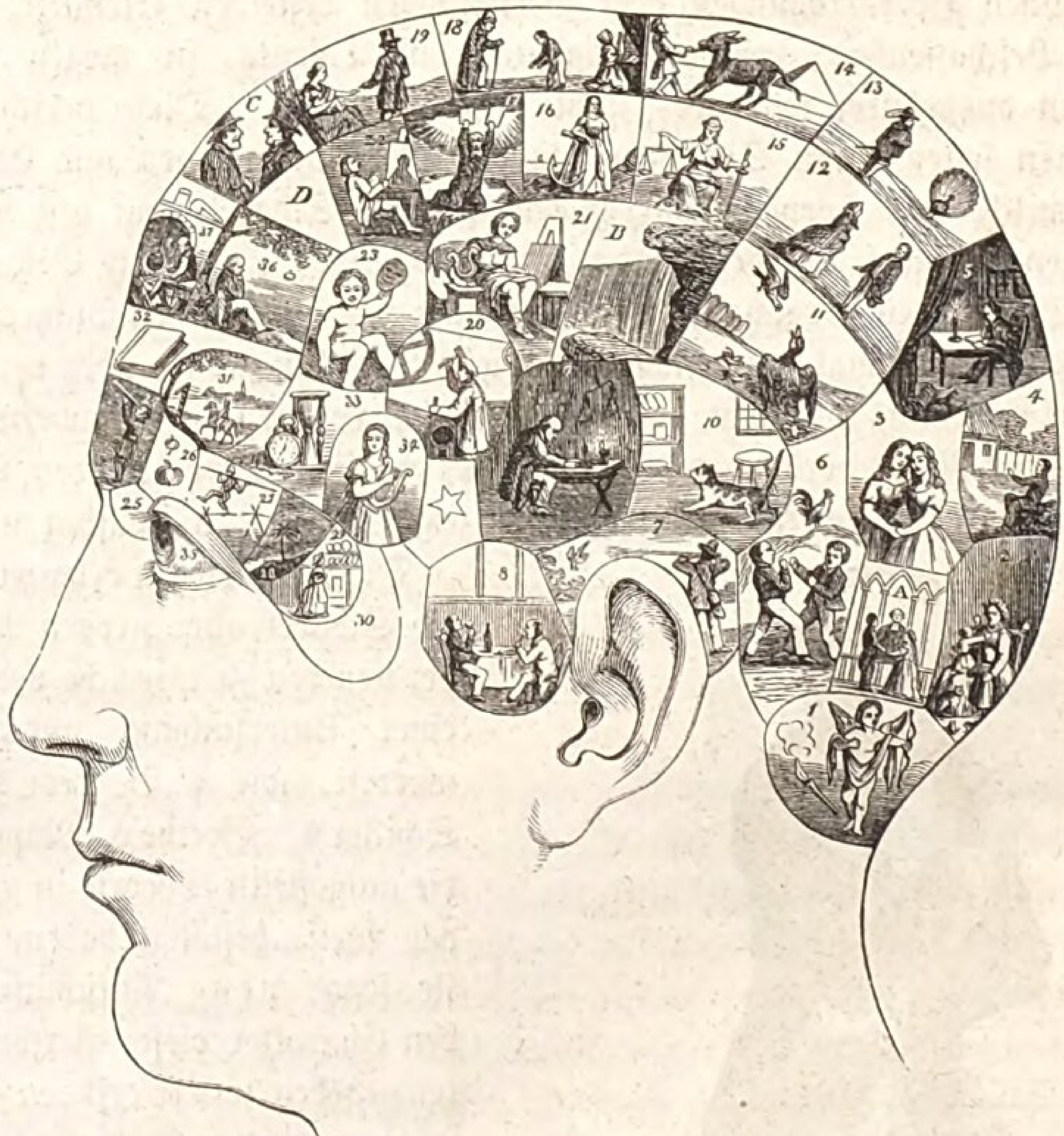
Nach dieser Lehre läßt sich an der äußeren Form des Schädels und an einzelnen Hervorragungen oder Vertiefungen desselben erkennen, welche geistige Beschaffenheit, welche Fähigkeiten und Talente, sie mögen in dem Menschen ausgebildet sein oder nicht, sich vorfinden. Diese verschiedenen Fähigkeiten sollen ihren Sitz haben in den Gehirnwindungen und Erhabenheiten, welche ihre Form gewissermaßen auf den Schädel, auf den Knochen übertragen, so daß z. B., wenn unter einer bestimmten Stelle das Gehirn eine gewisse Bildung, ein Organ für die Auffindung von Wegen, von Plätzen besitzt, welche man nur einmal betreten hat, sich dieser Ortssinn gerade über der Stelle durch eine Erhöhung kundgiebt, oder daß, wenn im Gehirn an einer andern Stelle ein Sinn für Musik vorhanden, dieser sich auf der Oberfläche über dem Organe durch eine bemerkbare, fühlbare Erhöhung zeigt, welche den Tonsinn andeutet.



Die Phrenologen behaupten, daß die Schädel aller großen Männer der neueren Zeit, welche von ihnen einer Untersuchung unterworfen wurden, wie z. B. der Schädel Schiller's, Goethe's, Napoleon's, die aufgestellte Theorie in glänzender Weise bestätigt haben, ja daß sie sogar neue Aufschlüsse über den Charakter dieser Persönlichkeiten gegeben, welche erst den Schlüssel zu mancher mit ihrem sonstigen Charakter scheinbar in Widerspruch stehenden Handlung ihres Lebens geboten haben.

So will man z. B. in dem Schädel unseres großen Kant, der sich selbst um die „Lehre vom Menschen" so unendliche Verdienste erworben und dessen getreues Bildniß wir deshalb nebenstehend unseren Lesern mittheilen, die Organe des Ursächlichkeits- und Begriffssinnes, der Emsigkeit, der Tüchtigkeit, der Hoffnung, der Demuth und Gläubigkeit, des Idealitätssinnes, des Ordnungssinnes, des Erinnerungs-, Ton- und Sprachsinnes alle stark entwickelt gefunden haben.

Wir werden uns später an Ort und Stelle ausführlich mit dieser Sache beschäftigen, denn sie enthält den Schlüssel zur Beantwortung der Frage über die Seele des Menschen und deren Verhältniß zum Körper, und wollen



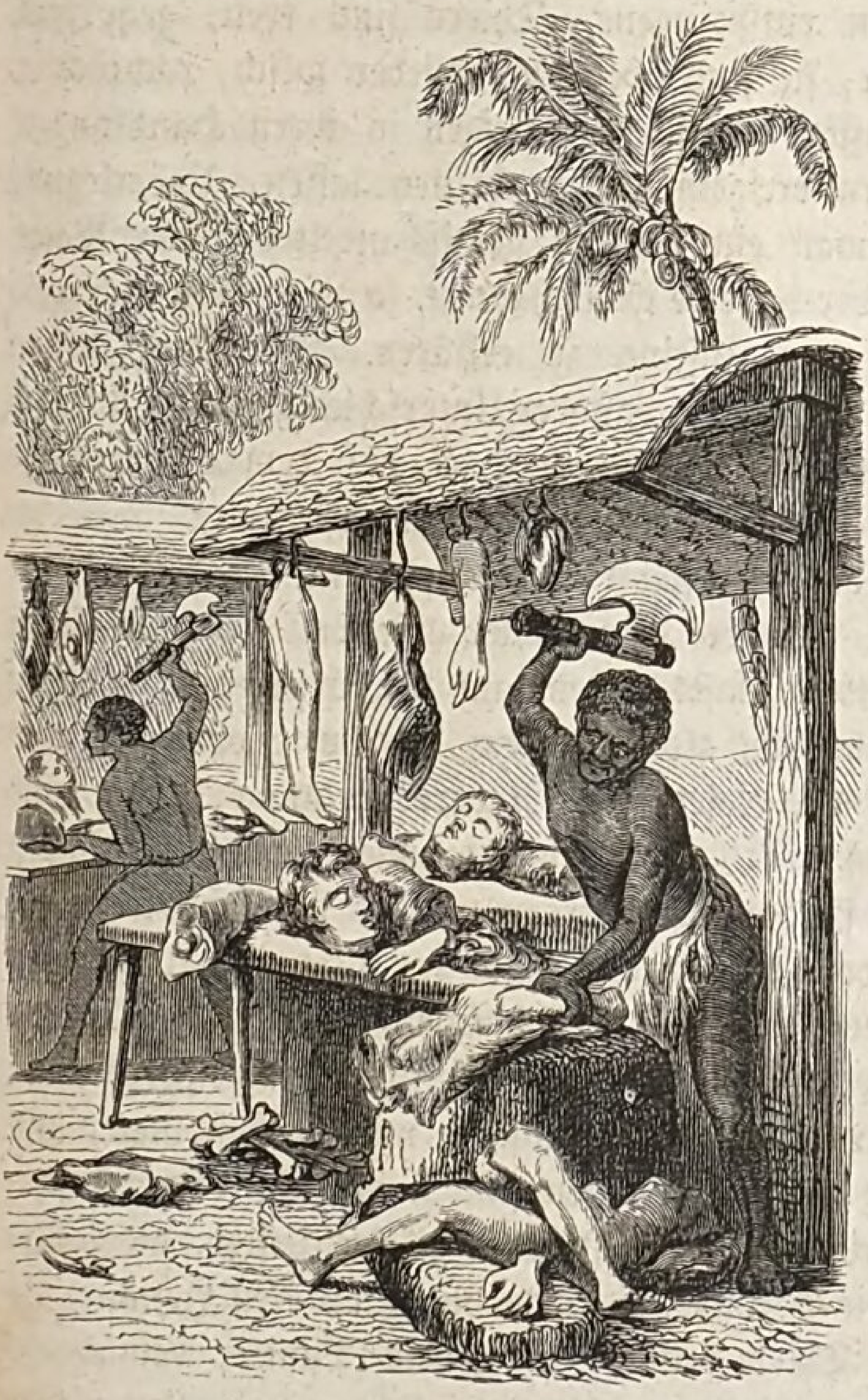
an dem vorstehenden Kopfe und dessen symbolischen Bildchen nur noch unsern Lesern zeigen, welche Stelle des Kopfes — des Schädels und Gehirns — die Phrenologie den verschiedenen menschlichen Befähigungen und Trieben als Sitz angewiesen hat.

Es dürfte hier der Ort sein, auch noch der Frage über den geistigen Unterschied zwischen Mensch und Thier andeutend zu gedenken.

Hat ein Thier Sittlichkeit? Man möchte es wohl bezweifeln. Hat ein Thier Moral? Gewiß nicht.

Haben Thiere Religion? Welcher Mensch wäre wohl so thöricht, diese Frage zu bejahen. Haben Thiere Laster oder Tugend? Wenn wir von den uns unangenehmen Handlungen der Thiere sprechen, kann es wohl Jemandem einfallen, zu sagen, das Pferd, der Hund habe dieses oder jenes Laster, diese oder jene Tugend; keinem Menschen auf Erden wird aber einfallen, seinen Worten die Bedeutung zu geben, welche sie im menschlichen Leben haben,

Wieder ein Unterschied kann darin gefunden werden, daß Thiere derselben Species einander nicht fressen, während beim Menschen dies leider geschieht. Der furchtbarste Hunger bringt zwar Ratten dahin, Ihresgleichen zu verzehren, dasselbe weiß man von den Wölfen und bei mangelnder und unangemessener Nahrung soll es vorkommen, daß Säue ihren ganzen Wurf Junge aufgefressen haben. Doch sind dies nur Ausnahmen. Wenn aber Menschen einander schlachten, um des Fleisches willen, welches gegessen werden soll, wie es in Neu-Seeland, auf Neu-Guinea und a. O. noch



in neuester Zeit geschehen ist, oder wenn Hunderte von Menschen vor den Augen des Herrschers geschlachtet werden, wie in dem Negerreiche Dahomey, um sie zuerst den Göttern zu opfern und dann zu verzehren, so kann es uns nicht wundern, aus dem Munde Pigafetta's, welcher vor beinahe 350 Jahren dieselben Gegenden berührte, zu vernehmen, daß jene Leute, jene furchtbar wilden Negerhorden, Menschen geradezu schlachten und zerhauen, wie es bei uns von den Fleischern mit einem Rind oder mit einem Kalbe geschieht. Das hier beifolgende Bild ist eine getreue Copie einer Zeichnung aus Pigafetta's Reise-Bericht über Congo, westwärts von dem Cap Lopez, woselbst damals ein König Maniloango regierte. Die Frauen gehen nach Menschenfleisch zu Markt, wie bei uns nach Schweine- oder Hammelfleisch.

Die Gelehrten sind allgemach darin vollkommen mit einander einverstanden, daß die Thiere der Seelenthätigkeit nicht entbehren, und Bischof, einer unserer berühmtesten Naturforscher, sagt ganz unbedenklich, daß er es für unmöglich halte, den Thieren Seelenthätigkeit abzusprechen. Er glaubt und mit ihm

glaubt es gewiß ein Jeder, der zu beobachten versteht, daß die Thiere sich ihrer Existenz, ihres körperlichen Daseins und Empfindens so gut bewußt sind wie die Menschen, sie fühlen und empfinden, sie denken, urtheilen und schließen, und wenn das uns genau bekannte Pferd und der noch genauer bekannte Hund geistige Fähigkeiten zeigt und sich durch dieselben bei seinen Handlungen leiten läßt, so dürfte es uns vielleicht schwer werden, in dieser Hinsicht einen Unterschied zwischen Thieren und Menschen zu begründen, denn in den Handlungen der Thiere finden wir wirklich solche, wie sie bei den Menschen aus moralischen Vorstellungen entspringen. Thiere sind treu, gehorsam, anhänglich, gutmüthig, dankbar, sie sind aber auch wieder falsch, rachsüchtig, zornig, eifersüchtig, widerspenstig, tückisch; sie zeigen in ihren Handlungen, welche sich von solchen Charaktereigenschaften ableiten lassen, Ueberlegung und Gedächtniß, und wenn man ein vielfach gemißhandeltes Thier Rache nehmen sieht an demjenigen, der dasselbe gemißhandelt, so wird man sich vergeblich bemühen, dieses durch den Instinct zu erklären. Aber trotz dessen dürfte es sehr gewagt sein zu behaupten, daß der Unterschied zwischen Mensch und Thier in dieser Hinsicht nur ein quantitativer sei, daß dem Thiere zwar Bewußtsein, aber nur dem Menschen Selbstbewußtsein zukommt.

Gewiß hat kein Thier über sich selbst und über sein Verhältniß zur Welt nachgedacht, und wenn auch bei dem Thier wie bei dem Menschen gewisse Erkenntnisse auf derselben Basis ruhen, auf der Erfahrung, so kann doch ein Thier nicht weiter gelangen, als Gefahren, die ihm drohen, zu vermeiden; indessen der Mensch die Gesetze der Naturerscheinung studirt und Maßregeln zu seiner Sicherung trifft. Das Thier sammelt seine Erfahrungen zufällig, der Mensch sammelt sie bedacht zu einem vorher bestimmten Zwecke und er sammelt sie aus Gründen, die für das Thier gar nicht einmal existiren.

Um die Bevorzugung des Menschen zu bestreiten, hat man die Cretins und ähnliche von der Natur vernachlässigte Geschöpfe zum Vergleich gewählt, aber es ist ganz unstatthaft, krankhafte Erscheinungen und Mißbildungen mit normalen Zuständen auf eine Stufe zu stellen und Vergleiche davon herzuleiten. Man hat auch wohl einzelne tiefer stehende Völkerschaften, die Waldbewohner von Südamerika, die Eskimos, die Bewohner von Neu-Holland, als solche angeführt, welche das Thier beinahe in keinem Punkte, beinahe in keiner Eigenschaft übertreffen, aber man hat vergessen, einen Unterschied zwischen der augenblicklichen Wirklichkeit und der Möglichkeit zu machen. Thier und Mensch stehen hier sehr nahe auf derselben Stufe, aber der Mensch kann sich von derselben erheben und das Thier nicht. Nicht die Stufe, auf der man steht, sondern die Möglichkeit, eine höhere zu erklimmen, ist das Bestimmende. Wollten wir sagen, nur derjenige, der ein Plato, ein Kant, ein Archimedes oder ein Newton, ein Homer oder ein Schiller ist,

verdient den Ehrentitel eines Menschen — wie geringfügig würde dann die Zahl der Menschen sein. Nicht was das zweibeinige Geschöpf ohne Federn ist, sondern was es werden kann, begründet den Menschencharakter. Der Mensch kann civilisirt werden, das Thier niemals. Mensch und Thier können beide lernen, aber der Mensch mit dem Bewußtsein des Nutzens und dem Bewußtsein des Weiterschreitens, ja überhaupt mit dem Gefühl zu lernen und gewiß mit dem, daß es nützlich sei; das Thier immer nur mit dem Gefühl des Zwanges; auch das edelste, schon weit unterrichtete Roß wird nicht zu dem Herrn kommen und ihn bitten, es auch noch dieses und jenes zu lehren.

Man hat sich bemüht nachzuweisen, daß das Gehirn des Menschen absolut größer sei und mehr wiege als das irgend eines anderen Thieres. Im Allgemeinen läßt sich dies wohl vertheidigen. Das menschliche Gehirn wiegt mindestens zwei Pfund, höchstens vier Pfund, und das, selbst eines großen, wohlgenährten Stieres wiegt beträchtlich weniger, als die niedrigste Zahl angiebt, aber es giebt doch wiederum Thiere, welche ein größeres Gehirn haben, wie der Elephant, der Wallfisch, bei denen das Gehirn bis auf zehn Pfund steigt.

Wenden wir uns zu den Sinnen, so finden wir auch da die früheren Meinungen keineswegs allgemein bestätigt. Der Gesichtssinn ist zwar bei den Vögeln sehr ausgebildet, sie sehen auf große Entfernungen ihre Beute deutlich genug, und sie können sich wie der Condor in Südamerika aus der Höhe von anderthalb Meilen auf dieselbe herabstürzen, aber Humboldt sah in solchen Höhen den Condor wie einen schwarzen Punkt im Blau des Himmelsgewölbes schweben. Der Condor erkannte aus solcher Höhe seine Beute, so erkannte der Mensch in solcher Höhe auch den Raubvogel. Kurzsichtige Menschen vermögen zwei neben einander gezogene schwarze Linien auf weißem Grunde zu unterscheiden, auch wenn die Entfernung zwischen beiden nur den tausendsten Theil einer Linie beträgt.

Das Gefühl, der Sinn, welcher vorzugsweise durch die Oberfläche der menschlichen Haut bedingt wird, scheint bei dem Menschen mehr ausgebildet, er scheint aber wohl nur. Auf dem Leibe des Vogels liegt eine dicke Schicht Federn, und ein Wassertropfen, der darauf gespritzt wird, zeigt ganz unzweifelhaft an, daß der Vogel die Berührung, die Benetzung deutlich empfunden habe, feiner fühlt die menschliche Haut gewiß nicht. Das Getast, das Gefühl in der inneren Handfläche, in den Fingerspitzen scheint bei uns mehr ausgebildet, als bei den Thieren, wohl aber nur, weil den letzteren das Organ dazu gänzlich fehlt. Daß ein sanftes Berühren der Haut den Thieren angenehm sei, weiß so ziemlich ein Jeder; der Papagei, der Hund, das Pferd, die Katze, der Affe, sie Alle lassen sich gern streicheln oder kratzen, krabbeln.

Den Geruchssinn haben die Thiere nicht nur ebenso gut wie der Mensch, sondern sie haben ihn wohl noch schärfer; ebenso ist das Gehör unzweifelhaft bei den Thieren schärfer als bei den Menschen. Am sichersten noch unterscheidet den Menschen vom Thiere der Theil des Gehörsinnes, welcher mit der Fähigkeit, Laute von sich zu geben und Tonverhältnisse zu fassen, verwandt ist. Musik versteht kein Thier, obwohl musikalisches Geräusch auf einzelne Thiere großen Einfluß übt, aber wenn auch das Pferd und das Kameel bei Trompetengeschmetter munterer schreitet, und die Eidechse bei sanftem Flötengetön aus ihrem Schlupfwinkel herauskriecht und aufmerksam zuhört, so kann doch kein Thier musikalische Töne von sich geben, wie der Mensch. Unter allen Thieren haben nur die Vögel (und nur wenige derselben) eine eigentliche Stimme, und diese ist wiederum keine musikalische, sie hat weder Rhythmus noch Tonfolge.

Dagegen sind körperliche Unterschiede zwischen Mensch und Thier vielfältig vorhanden. Kein Thier hat einen aufrechten Gang, kein Thier hat zwei Füße und zwei Hände, keines Thieres Fuß ist so geschickt zum Gehen eingerichtet als der menschliche, keines Thieres vordere Gliedmaßen sind so vortrefflich eingerichtet zum Fassen, Halten, Fühlen, ja der ganze Bau des Menschen zusammengenommen zeigt eine solche Vielfältigkeit und Ausbildungsfähigkeit des Körpers, wie kein anderes Thier sie hat, nur der Mensch kann gleich gut auf dem Rücken oder auf der Seite liegen, gleich gut sitzen, stehen, ebenso bequem und mit Ausdauer laufen, springen, klettern oder schwimmen, kein Thier kann fahren oder reiten.

Doch es wird schon genug und zu viel sein hierüber, denn wir wollten überhaupt unsern Gegenstand nicht erschöpfen, sondern nur Einzelnes davon andeuten, wie wir es in den vorigen Blättern gethan, aber auch in dieser Form konnten wir nur Weniges geben; bei Weitem nicht alle Themata, im Gegentheil nur die allerwenigsten haben wir berührt, von denen wir in unserm Buche den Leser zu unterhalten gedenken. Aber auch aus diesem Wenigen wird derselbe schon wahrnehmen, wie unendlich mannigfaltig, wie reich an Wendungen das große Ganze ist, über welches wir zu sprechen gedenken, daher wir uns denn nun ohne ferneren Verzug zu dem Hauptthema selbst wenden wollen.

der Korallenthierchen ein Ziel gesteckt. Nun fände man aber neben den Koralleninseln keinen Grund, selbst nicht in einer Tiefe von vielen vielen Tausend Fuß, das komme daher, daß der Boden des Meeres in dieser Gegend im allmäligen Sinken begriffen sei und daß die Korallenthierchen folglich immer noch Wasser über sich fänden, denn während sie zur Oberfläche hin arbeiteten, versinke gleichzeitig der ganze Bau, und er würde verschwinden, wenn die Korallen nicht unermüdet fortbauten.

Diese Hypothese wurde mit großer Lebhaftigkeit als die einzig richtige angenommen, weil ihr Schöpfer ein Engländer war; wäre er ein Deutscher gewesen, so würde man ihn ausgelacht und die Schwäche seiner Beweismittel sofort bloßgelegt haben. Die Zartheit des Thierchens nämlich hindert nicht, sondern macht es gerade fähig, einen ungeheuren Druck auszuhalten. Das kleine Bläschen ist mit einer Flüssigkeit gefüllt, welche ebenso zusammengedrückt wird mit zunehmender Tiefe des Wassers wie das Wasser selbst. Das Bläschen (die Haut desselben nämlich) hat also von innen wie von außen einen glanz gleichen Druck zu erleiden und wird deshalb so wenig zerrissen wie das Schafhäutchen, welches der Goldschläger zwischen seine getriebenen Goldblätter legt, um sie durch mächtige Schläge mit dem 10 Pfund schweren polirten Treibhammer in das feinste Blattgold zu verwandeln.

Diese aus der Theorie begleitete Ansicht hat sich praktisch bestätigt gefunden, als man den Telegraphendraht, welcher Frankreich mit Algier verbindet, aus einer Tiefe von 6000 Fuß emporhob, um ihn auszubessern; man fand ihn ganz mit Gehäusen zarter, gallertartiger Thiere bedeckt. Aber lange schon, ehe es Telegraphendrähte gab, hat man dieses gewußt, man scheint es nur vergessen zu haben. In dem zoologischen Museum zu Berlin befand sich schon vor 50 Jahren das Bruchstück einer thönernen Schüssel, welches, durch das Senkblei aus beträchtlicher Meerestiefe emporgeholt, schon damals zeigen konnte, daß Thiere in solchen Tiefen leben können, denn diese Schüssel ist in mehrfachen Gängen von Korallenthierchen überzogen.

Derselbe Darwin, dem wir seine sonstigen Verdienste nicht absprechen wollen, hat auch eine vollkommen neue Schöpfungstheorie aufgestellt, welche, so nagelneu sie ist, doch nichts weiter sagt als das oben Angeführte, welches nämlich die Heraufbildung der höheren Geschlechter aus den niederen als Thatsache feststellt.

Darwin spricht die Ueberzeugung aus, daß die Arten der Thiere und Pflanzen durchaus nicht unveränderlich seien und daß die Meinung, jede Species im Thier- oder Pflanzenreich sei für sich besonders geschaffen worden, vollkommen unrichtig wäre.

Die Thatsache, daß jeder Organismus innerhalb gewisser Grenzen veränderlich sei, stellt er als seine Idee und als die Basis des ganzen hypo-

thetischen Baues auf. Er behauptet, jeder Organismus kämpfe um sein Dasein und in diesem Kampfe verändere er sich auf eine ihm nützliche oder eine ihm unnütze Weise, im letzteren Falle verliere sich die Veränderung und der Organismus gehe auf die frühere Form zurück, im ersteren Falle dagegen bleibe die Veränderung und pflanze sich fort. Wir müssen uns die Sache ungefähr so denken, daß ein Hirsch aus einer Gegend, die reich an Sträuchern wäre und ihm genügende Nahrung darböte, in eine solche versetzt werde, wo Gras und Kräuter und Gesträuche ganz und gar fehlten und er, um sich zu ernähren, den Hals emporrecken und die Zunge ausstrecken müsse, um Zweige der Bäume zu erlangen und davon zu leben.

Es wird ihm hier an Nahrung nicht fehlen, aber um sie zu erlangen, muß er sich sehr strecken, sein Hals wird sich verlängern, seine Kinder werden schon mit einem verlängerten Halse geboren und jede neue Generation wird einen längeren Hals und längere Vorderfüße haben als die vorige, und so wird zuletzt aus dem Hirsch die Giraffe werden; kommt die Giraffe wieder in gutes Waideland, wo ihr die bisher sehr nützliche Veränderung sehr überflüssig wird, so verliert sich dieselbe und die Giraffe geht auf die Form des Hirsches zurück.

Dergleichen Thorheiten sind wirklich schon aufgestellt worden, warum sollte es Darwin verwehrt werden, Aehnliches aufzustellen, nur geht er mit großer Consequenz auf den Uranfang zurück. Er spricht mit innerer Ueberzeugung die Meinung aus, daß sich aus allen einzelnen Geschöpfen Abarten bilden können, welche, wenn diese Verwandlung zu solchen Abarten andauernd ist, sich von Generation zu Generation tausendfach und zehntausendfach immer wiederholen, wodurch denn feststehende Formen gebildet werden, neue Arten, Familien und Ordnungen. Wenn indessen ähnliche Verwandlungen sich nicht in gleich consequenter Weise wiederholen, wenn also eine Befestigung der neuen Abart in sich selbst nicht stattfindet, so gehen sie — diese so nicht befestigten Formen — zurück, sie hören auf.

Es existirt hier keine Grenze, an welcher angelangt man sagen könnte: „bis hierher und nicht weiter." Zu einer jeden Umwandlung, zu einem jeden Uebertritt aus einer Form in die andere ist nichts weiter nöthig als Zeit, zu einer großen Umwandlung mehr Zeit als zu einer unbedeutenden oder wenigstens geringfügigeren, aber Zeit ist ja vorhanden. Die Bildung und Umbildung der Erde zählt nicht nach Tagen und Jahren, sondern nach Millionen von Jahrtausenden.

Dieses Gebäude auf das Consequenteste verfolgend, gelangt Darwin endlich zu dem kühnen Schluß, daß es überhaupt nur 4 oder 5 Thier- und ebenso viel Pflanzenformen gegeben habe, aus denen sich allmälig die Gebilde entwickelt haben, welche diesen Urformen entsprechen, es müßte demnach ein

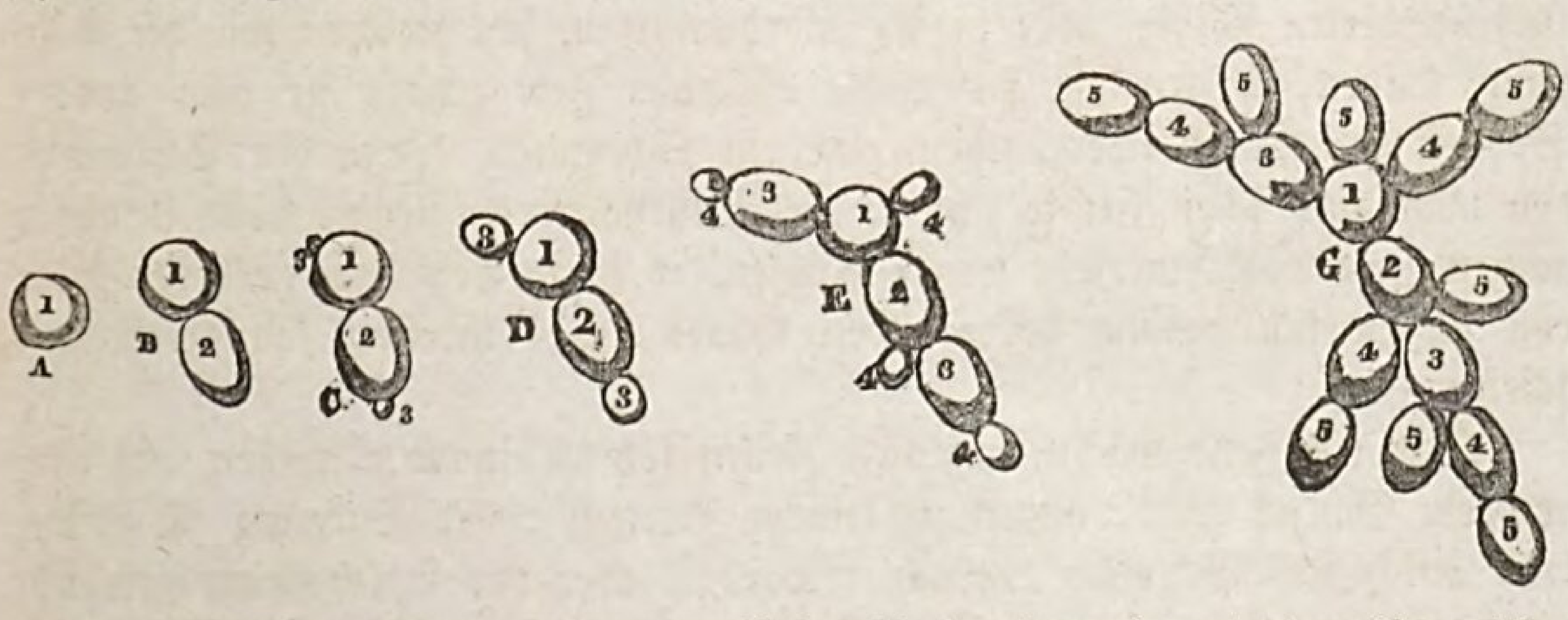
Urvorbild für die Weichthiere, ein solches für die Insecten, ein solches für Fische und Reptilien, für Vögel und für Säugethiere gegeben haben. Aus diesen Urformen hat sich im Laufe von so und so viel tausend Millionen Jahren sowohl der Kolibri als die Fettgans, sowohl der Zaunkönig als der Strauß herangebildet, aus dieser Urform ist hervorgegangen die Spitzmaus und der Walfisch, der Löwe und der Elephant.

Darwin geht noch weiter und Niemand kann dies hindern, jeder Schritt ist nur die unmittelbare Folge des vorhergehenden, er sagt: wozu brauche ich noch besondere Formen für die großen Klassen der Thiere und Pflanzen, bestehen sie nicht aus Zellen, und ist die Urform alles Erschaffenen nicht die Zelle, das Keimbläschen, aus welchem sich so gut der Weizenhalm mit seiner Aehre, als der Elephant mit seinem Rüssel und seinen Hauzähnen entwickelt?

Also die Zelle ist das erste Organische gewesen und aus dieser Zelle haben sich sämmtliche Thiere und Pflanzen entwickelt.

Das Verfahren, welches Darwin bei seinen Hypothesen befolgt, um uns zu überzeugen, daß er mit seinen Annahmen Recht habe, oder vielmehr, daß er zu diesen Annahmen berechtigt sei, ist so überaus consequent, daß es verlockt, daß es verführt. Um seine Ehrlichkeit darzuthun, stellt er sogar alle Fragen auf, welche ihm hindernd in den Weg treten, und er weiß dieselben mit großer Sicherheit zu bekämpfen, zu beseitigen, siegreich aus dem Kampf hervorzugehen, allein er vergißt doch einige wenige, vielleicht für ihn ganz unbedeutende Nebendinge, die indessen bei näherer Betrachtung mehr und mehr in's Gewicht fallen.

Das mikroskopische Leben, das Leben im kleinsten Raume durch das Mikroskop untersucht, hat uns sehr wunderbare Aufschlüsse über die organischen Bildungen gegeben. Die nachstehende Figur A zeigt uns ein kleines



ovales Bläschen, einen vereinzelten Hefenpilz in einer bedeutenden Vergrößerung. Bei einer mäßigen Temperatur, und in einer Flüssigkeit, welche die Pflanze zu ernähren vermag, vermehrt sie sich durch Knospenbildung. Zucker-

wasser oder ein süßer Pflanzensaft sind solche Flüssigkeiten. Ein Zuthun von außen braucht nicht stattzufinden, man kann die Möglichkeit der Existenz einer lebenden Pflanze und eines Keimes von derselben ausschließen, durch das Kochen geschieht dieses. Erhöhung der Temperatur bis auf 100° C. macht den Eiweißstoff gerinnen, damit ist alles Leben zerstört. Der Bierbrauer thut dies, wenn schon in ganz anderer Absicht, er kocht das in Malz verwandelte Getreide und zerstört dadurch das in demselben vorhanden gewesene Leben.

Nun überläßt er diesen Decoct sich selbst und allmälig geht derselbe in Gährung über. Der Brauer allerdings will die Gährung haben und er will sie schnell haben, deshalb setzt er Gährungsstoff hinzu, welcher nun in der gesotten gewesenen Flüssigkeit lustig fortwächst, aber erforderlich ist dieses durchaus nicht, es liegt nur im Vortheil des Brauers, dies zu thun. Der Weinbauer thut dieses auch nicht und der Saft seiner Trauben zeigt schon nach 12 Stunden die beginnende Bildung der Hefenpilze.

Die Arbeit schreitet nun munter vorwärts, Zelle reihet sich an Zelle, ein Pilz an den anderen, wir haben auf dem umstehenden Bildchen fünf Generationen vor uns, die Mutter mit einem Kinde B, die Mutter mit mehreren Kindern C, mit Enkeln und Großenkeln D, E u. s. w.

Das ist, was Darwin die Urform alles Erschaffenen nennt, die Zelle. Aber es ist doch sonderbar, daß seit den 2000 Jahren, ja wenn wir nur bis auf Noah zurückgehen, können wir schon sagen 4000 Jahre, die Hefenzelle immer Hefenzelle geblieben ist. Damals machte man Wein dadurch, daß man den ausgepreßten Saft sich selbst überließ, bis er den Gährungsprozeß durchgemacht hatte und so geschieht es noch jetzt; aber noch niemals ist aus einer Hefenzelle eine Orange oder ein Palmbaum hervorgegangen, ja wir wollen gar keine solchen Sprünge machen, dazu sind ja Millionen von Jahrhunderten nöthig, aber in 40 Jahrhunderten, seit welchen wir die Gährung kennen, hätten die Hefenpilze vielleicht Zeit gehabt, in eine andere Species von Pilzen überzugehen, etwa in Schimmel. Oder der Schimmel, den man auch schon seit so und so viel Jahrhunderten kennt, hätte in dieser ganzen Zeit wohl ein klein wenig wachsen, es hätte wohl eine gröbere Sorte von Pilzen sich daraus hervorbilden können, was indessen keineswegs geschehen ist.

Daß die Zelle wächst, daß viele Zellen sich an einander reihen, daß daraus ein Ganzes wird, unterliegt keinem Zweifel, dieser Vorgang ist gleichfalls durch das Mikroskop beobachtet worden, aber das Wachsthum geschieht immer nach vorhergegangenen Bedingungen, dergestalt, daß ein Weizenkorn, zum Keimen gebracht, niemals etwas Anderes giebt als einen Weizenhalm mit einer Weizenähre und darin enthaltenen Weizenkörnern, man möge den

Keim pflegen oder vernachlässigen wie man wolle, der Unterschied wird nur darin zu finden sein, daß unter günstigen Umständen das Korn sich prächtig bestoppelt, daß es vielleicht acht bis zehn Halme giebt von der Dicke eines mächtigen Federkiels und daß jeder Halm eine Aehre mit 50 und mehr Körnern tragen wird, in einem anderen Falle die Pflanze wenig oder gar nicht bestockt erscheint, daß sie nur einen Halm und an diesem eine schwache Aehre mit wenig Körnern bildet.

Es sind hier allerdings Verwandlungen vorhanden, aber sie bewegen sich in den engen Grenzen, in denen alles Lebende überhaupt sich bewegt, je nachdem es gut oder schlecht genährt ist, eine Verwandlung der Form selbst hat nirgends stattgefunden, wir kennen den Weizen schon aus den ägyptischen Mumien und wir finden ihn dort durchaus nicht anders, wie wir ihn jetzt bei uns sehen.

Dies alles hindert übrigens nicht, in den von Darwin entwickelten (wenn schon nicht von ihm erfundenen) Ansichten außerordentlich viel zu finden, was der allerhöchsten Beobachtung werth ist. Die Fülle von Beobachtungen, die er uns giebt, ist so überraschend, daß kein neues Buch sich nur annäherungsweise damit vergleichen kann. Was er uns giebt, beruht auf 20jährigen Beobachtungen und aus diesen sind seine Schlüsse sehr consequent gezogen, wenn auch der Blick, den er in die Zukunft wirft, daß nämlich in Folge des von ihm dargelegten Vervollkommnungsgesetzes die sämmtlichen jetzt lebenden Wesen sich zu immer schöneren, höheren und edleren Formen entwickeln werden. Wolle uns Gott nur davor behüten, daß solche Veredelung auf die Weise stattfinde, wie der engländische Botaniker Hooker meint. Dieser nämlich hat in einem Werke über Botanik die Darwin'schen Grundsätze ausgeführt und geht damit auch auf die Menschen über, indem er zeigt, wie die jüngsten, und daher der jetzigen Natur am besten angepaßten Menschenracen, die Kaukasier und Malayen, bestimmt sind, die älteren Racen, die Polynesier und die Rothhäute, im Kampfe um das Dasein zu besiegen und von der Erde zu verdrängen.

Diese Veredelung des Menschengeschlechtes durch Vertilgung des für unedel gehaltenen Theiles haben die Engländer sich vorzugsweise in Amerika und Australien angelegen sein lassen, und wenn sie ihrer Aufgabe hier genügt haben werden, so werden sie hoffentlich einsehen, daß der europäischen Race auch die Malayen weichen müssen, wie schon in Indien die nöthigen Vorbereitungen dazu gemacht sind, dann bleibt nur noch die eine Aufgabe übrig, nachzuweisen, daß von sämmtlichen Kaukasiern der anglogermanischen Varietät das Vorzugsrecht gebührt und daß sie allein berechtigt sei, die Welt zu bevölkern und zu beherrschen.

Vorstellungen kann man allenfalls das oben Gesagte nennen, aber

unrichtige! Denn es giebt keinen Uebergang von Menschen zum Affen, keinen Uebergang von irgend einem Thiere zum anderen, und ebenso wie die Gegenwart eine solche Umwandlung ableugnet, so auch die Vorzeit. Nirgends bei den fossilen Pflanzen oder Thieren finden sich Mittelstufen, durch welche eine Gattung in die andere übergegangen wäre. Es giebt Palmen mit gefiederten Blättern und Farren mit dergleichen, die Palmen haben Blüthen und Früchte und die Farren tragen beides, fast unsichtbar für das bloße Auge, unterhalb ihrer Blätter, und weder in der Vorzeit noch in der Gegenwart findet man Palmen mit Blüthen unterhalb ihrer Blätter, noch auch Farren mit aus ihren Blättern hervorgehenden Blüthen und mit daraus hervorgehenden Früchten. Wir könnten das ganze Buch mit Beispielen füllen, die alle dasselbe beweisen würden, daß es nämlich nicht so ist, wie Darwin oder Hooker ꝛc. sich wunderlicherweise vorstellen.

Jedes Thier so gut wie der Mensch mußte bei seiner Erschaffung vollständig da sein, ganz fertig körperlich und geistig, um sich forthelfen zu können. Der Vorgang ist uns verschlossen, ist uns durchaus räthselhaft, aber er wird es nicht minder, wenn wir die vorige Ansicht festzuhalten suchen. Um einen Affen zum Menschen zu machen, bedarf es keiner geringeren schöpferischen Kraft, als um ihn ganz und fertig und neu aus den Urstoffen zu erschaffen. Die verschiedenen Gattungen der organischen Wesen sind keineswegs Zusammenhäufungen von mehr oder weniger Grundstoffen, sondern es sind eigenthümliche Lebensformen, dauernde Gedanken der Schöpfung, und jede Form hat ihren Ursprung aus den allgemeinen Weltkräften genommen.

Ueber die Entstehung des Menschen haben verschiedene Gelehrte so höchst verschiedene Ansichten gehabt, daß man erstaunen muß, wie sich derselbe Vorwurf auf so höchst abweichende Art behandeln ließ.

Schelver, noch der alten Schule angehörig, geboren zu Osnabrück 1778, wurde in seinem 20. Jahre zu Göttingen Doctor, in seinem 24. Jahre Privatdocent zu Halle, ging aber ein Jahr darauf 1803 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena und später als Professor der Medicin nach Heidelberg. Er ist als philosophischer Naturforscher und Arzt bekannt und hat sich durch seine Forschungen über die Sinneswerkzeuge schon in seinem 20. Jahre ausgezeichnet, hat „von den Geheimnissen des Lebens“, „von den sieben Formen des Lebens“, hat „über die allgemeine Therapie nach den Grundsätzen der magnetischen Heilkunst“ geschrieben, auch dankt man ihm eine Reihe werthvoller Abhandlungen über Zoologie und Zootomie, denen das Nachfolgende entnommen ist. Aus dem von ihm Gesagten ersieht man, daß er kein unberufener sei, und doch wie wenig befriedigend ist dasjenige, was er über die Entstehung des Menschengeschlechtes sagt.

„Die niedrigste, jetzt bekannte Stufe der Menschheit (1802), welche also

der ursprünglichen Wurzel des Menschengeschlechtes am nächsten steht, repräsentirt die Negerrace. Sie befindet sich noch größtentheils in den Händen der Natur, wiewohl sie keineswegs als das Original des ursprünglichen Menschenstammes betrachtet werden kann, sondern bereits eine nicht unbedeutende Höhe der Cultur erstiegen hat. So nahe der Neger auch dem Affen steht, die Cultur hat sich doch bereits seines Körpers bemächtigt, hat ihn von vier Füßen auf zwei erhoben."

Schelver sagt zwar, „daß er nicht behaupten wolle, daß der ursprüngliche Naturmensch von einem jetzt bekannten Affengeschlechte abstamme, weil er sich außer Stande fühle, eine solche Behauptung durch positive Gründe zu beweisen, und weil man den Urstamm des Affengeschlechtes ebenso wenig kenne, als den des Menschengeschlechtes, und es auch wohl möglich sei, in dem Affengeschlecht umgekehrt eine verunglückte Herunterbildung, eine Abartung von dem Stamme des Menschengeschlechts zu sehen."

Aber Schelver fährt nunmehr fort und „giebt zu bedenken, daß der Neger unter den bekannten Racen dem Menschenstamme am nächsten stehe und daß der Neger auch sehr nahe an das Affengeschlecht grenze, daß aber dieses an Größe wachse, je mehr die Temperatur der von ihm bewohnten Gegenden zunehme, und wenn man ferner nicht vergißt (sagt er), daß wir das Innere von Afrika so gut wie gar nicht kennen, so drängt sich der Gedanke auf, daß gerade das Innere dieses Welttheils die Mutter des Menschengeschlechts und wahrscheinlich der ganzen lebenden Schöpfung sei und daß wir dort noch den Keim und den Embryo der körperlichen Natur des Menschen entdecken werden."

Seitdem diese Worte geschrieben sind, also seit 60 Jahren, ist man unabläßig bemüht gewesen, von den verschiedensten Richtungen her nach dem Innern von Afrika vorzudringen, und es ist auch so weit gelungen, daß man ohne Anmaßung sagen darf: Schelver's Vorhersagung hat sich nicht erfüllt, aber möglicherweise läßt sich das auch gar nicht finden, denn er fragt selbst, woher denn jener noch zu entdeckende Keim der Menschennatur kommen solle. Die Antwort (sagt er) sei auf der Stammtafel der ganzen lebenden Welt zu lesen, welche bis auf den hüpfenden Punkt im Ei zurückgeht und dieser Punkt liegt im Bildungstriebe des organischen Universums. Und woher dieser Trieb? fragt er schließlich, und da wie begreiflich die Antwort fehlt, sagt er: „kehre ich in dich selbst zurück."

Oken hat im zweiten Bande der Isis von 1819 einen Aufsatz gegeben, betitelt die Entstehung des ersten Menschen, dem ich das Folgende entnehme.

Nachdem derselbe den Embryo des Thieres und des Menschen auf das Genaueste auseinandergelegt und uns in die verschiedenen Einzelheiten seiner Organe und der Functionen derselben eingeführt hat, sagt er:

„Der negative Leib tritt allein als Hülle auf. Die erste Hülle ist die Geschlechtsblase und zwar ist diese erste Geschlechtsblase die indifferente, die geschlechtslose, Zwitterart. Bei dieser uranfänglichen Bildung treten die Nieren hervor, es sind die weib-männlichen Hoden, in der Harnröhre ist vereinigt und verschlossen die weibliche Scheide und die männliche Ruthe.

„Die eigentliche Weiblichkeit und Männlichkeit entwickelt sich erst, wenn der kleine Leib des Embryo bereits gebildet ist, dann kommen die Eingeweidehüllen, die Aderhüllen, die Lungenhüllen, welche sämmtlich nach und nach absterben, wie sich neue und bessere, wie sich dauerhafte Hüllen gestalten.

„Ein solcher menschlicher Embryo bedarf zu seiner Entwickelung im Mutterleibe nicht mehr als neun Monate, aber wenn er zu seiner Entwickelung gelangen soll, wenn er so reif werden soll, daß er Luft athmen und seine Nahrung durch die Gedärme einsaugen kann, so bedarf er im Mutterleibe einer ihn nährenden Flüssigkeit, des Eiweißwassers, des Amnions und außerhalb des Mutterleibes eines Saftes, der seiner bisherigen Nahrung innerhalb des Mutterleibes ähnlich ist, das ist die Milch. Mensch und Säugethiere können das Leben nicht fristen ohne Mutter und ohne die Milch derselben.

„Im Leibe der Mutter hat das Kind eine Umhüllung von etwa 96° F. Eine solche Temperatur ist also zur Ausbrütung des Eies nöthig und wo der Urschleim, der Urstoff der Thiere, der Eiweißstoff in einer solchen Temperatur lange genug verweilt, da kann er zu einem Keim werden und dieser Keim kann sich entwickeln, und es kommt nur darauf an, daß zu der Entwickelung so viel Zeit gegeben werde als erforderlich, um das neu entstandene Wesen in den Zustand zu versetzen, in welchem es sich selbst forthelfen kann.

„Bei der Geburt hat das Kind keine Zähne, kann sich auch nicht fortbewegen, mithin weder seine Nahrung suchen, noch feste Nahrung genießen. Milch ist im Naturzustande sein einziges Nährmittel, ohne diese, mithin auch ohne Mutter, kann kein Kind am Leben bleiben, ein Kind setzt mithin eine Mutter voraus und die Mutter doch wieder ein Kind. Der Mensch ist mithin ein unmögliches Thier.

„Ohne Zweifel war der erste Mensch ein Embryo, nicht sogleich eine Mutter, denn das Kleine ist nothwendig vor dem Großen und es entsteht noch so; wie aber etwas jetzt entsteht, so ist es auch früher entstanden, denn das jetzige Entstehen ist nur eine Nachahmung oder vielmehr eine Fortdauer des ersten.

„Ein Kind von zwei Jahren wäre ohne Zweifel im Stande, sein Leben zu erhalten, wenn es Nahrung um sich fände. Würmer, Schnecken, Kirschen, Aepfel, Rüben, Kartoffeln, endlich gar Mäuse, Ziegen, Kühe, denn schon das

neugeborene Kind saugt ohne Unterricht, um die Zeit des zweiten Jahres aber hätte es Zähne und könnte gehen.

„Damit also ein Kind sich selbst ohne Mutter forthelfe, wäre erforderlich, daß es erst etwa nach zwei Jahren geboren würde. Ein solches Kind würde ein Junge sein, der etwa aussehe wie nebenstehende Zeichnung, welcher Gelegenheit hätte, sich im Schwimmen zu üben und die Zähne weisen kann. Zwar hängt er noch an der Nabelschnur, weil er, im Wasser verschlossen, noch kiemenartig athmet, allein wie ein Fisch ist er hurtig in den Bewegungen, öffnet die Augen und sucht, was er verschlinge.



„Nun steht ohne Zweifel die Zeit der Schwangerschaft im Verhältniß mit der Größe des Menschen und daher auch mit der Zeit der Reifheit. Nimmt man nun an, der Fötus reifte gleich schnell, während seine Mutter so groß wäre wie ein Elephant, mithin einen Uterus hätte, der bequem einen zweijährigen Knaben fassen, ernähren und beathmen könnte, so würde er als zweijähriger Knabe mit Zähnen und mit brauchbaren Gliedern geboren; daß dieser also fortleben könne, ohne mütterliche Pflege, ist außer allem Zweifel.

„Der erste Mensch müßte also sich in einem Uterus entwickelt haben, der weit größer gewesen wäre als der menschliche.

„Dieser Uterus ist das Meer.

„Daß aus dem Meere alles Lebendige gekommen, ist eine Wahrheit, die wohl Niemand bestreitet, der sich mit Naturgeschichte und Philosophie befaßt hat. Auf andere nimmt die jetzige Naturforschung keine Rücksicht mehr.

„Das Meer hat Nahrung für den Fötus, es hat Schleim, den dessen Hüllen einsaugen können. Es hat Sauerstoff, den dessen Hüllen athmen können. Es ist nicht beengt, so daß die Hüllen des Fötus sich darin nach Belieben ausdehnen können, auch wenn er sich viel länger als zwei Jahre darin aufhielte und herumschwämme.

„Solche Embryonen entstehen ohne Zweifel zu Tausenden im Meer, wenn sie einmal entstehen. Die einen werden unreif auf den Strand geworfen und verkommen, andere werden an Felsen zerquetscht, andere von Raubfischen verschlungen. Was thut das? sind ja noch Tausende übrig, welche sanft und reif an den Strand getrieben werden, welche daselbst ihre Hüllen zerreißen, die Würmer ausscharren, die Muscheln und Schnecken aus

ihren Schalen ziehen. Wenn wir Austern roh essen können, warum nicht Meermenschen? Kommt die Fluth, so kann der Junge entfliehen, er geht auf höheres Land und da giebt es Pflanzenfrüchte in Menge, sollten es auch nur Pilze sein, an Nahrungs- oder Rettungsmitteln fehlt es also nicht mehr, also auch nicht an Zeitvertreib, denn mit ihm sind wohl an derselben Küste Dutzende angetrieben worden.

„Warum soll dieser Junge nicht Töne ausstoßen, warum nicht andere beim Schmerz, andere bei der Freude, andere beim Locken, andere beim Liebkosen, andere beim Zanken. Wer kann an all diesem einen Augenblick zweifeln? Die Sprache wächst also aus dem Menschen, wie dieser aus dem Meere, der Weltbärmutter und dem Weltsamen. Daß also Kinder im Meer sich entwickeln, sich dann außer ihm erhalten können, wäre gezeigt, allein wie kommen sie in dasselbe?

„Von außen offenbar nicht, denn im Wasser muß alles Organische entstehen, sie sind also im Meere entstanden. Wie ist das möglich? Ohne Zweifel so wie andere Thiere in ihm entstanden sind und noch tagtäglich in ihm entstehen, Infusorien, Medusen wenigstens.

„Wie aus Schleim ein Infusorium zusammengerinnt, ist allenfalls begreiflich, denn ein Tropfen Schleim ist schon ein Infusorium. Daß dieses nach Umständen lang wird, nach Umständen sich andere mit ihm verbinden, und es also ein zusammengesetztes Thier wird, ist wohl auch zu begreifen. Warum sie aber hier rund, dort eckig werden, wissen wir zwar nicht, allein daß durch äußere Einflüsse solche Aenderungen kommen können und müssen, ist natürlich; mithin daß auch ein solches Schleimthier sich als Blase ausdehne. Daß diese Blase sich einsenkt und mithin ein Amnion ist, daß sich diese Blase füttert, mithin ein Chorion um sich legt, daß zwischen diese zwei Blasen oder vorher sich andere legen können, die zur Harn- und Darmblase werden, daß sich alle diese Theile zu Harn- und Geschlechtsorganen verhalten, in Därme und Adern spalten, ist demnach auch nicht unbegreiflich; nur müssen die äußeren Bedingungen hier und da spaltend, polarisirend einwirken. Daß mithin im Meere aus einem Haufen Schleim eine menschliche Zeichnung entstehen könne, ist wohl mehr als gewiß.

„Eine solche Zeichnung muß immer von vorne entstehen, d. h. aus ungeformtem, mithin flüssigem Schleim. Die Idee, daß schon fertige Wasserthiere aus dem Wasser gekrochen und geworfen wären und diese nach und nach durch mehrere Zeugungen und den Drang der Umstände die menschliche Form angenommen, ist so kindisch und gedankenlos, daß man sie nur bemitleiden kann.

„Der Mensch entsteht mithin als Embryo mit menschlichem Entwurf aus dem Schleim im Meere, hierzu ist aber noch eine Bedingung unerläßlich,

nämlich die mütterliche Temperatur. Daß Meer muß also, als Menschen in ihm entstanden, so warm gewesen sein als der menschliche Leib, mithin etwa 96° F., und diese Eigenschaft kann uns sogar auf die Zeit leiten, in welcher das Menschengeschlecht entstanden ist.

„Die Luft ist jetzt bekanntlich viel kälter als das Blut, etwa 56°. Das Wasser noch kälter. Zu jener Zeit müssen also beide bedeutend wärmer gewesen sein. Daß dieses wirklich der Fall gewesen, beweisen die südlichen Pflanzen und Thiere, welche versteinert in den kalten Klimaten gefunden worden, denn daß eine Verrückung der Erdachse stattgefunden hätte, gehört zu den Abenteuerlichkeiten, deren wir noch viele aus der mechanischen Physik nachschleppen.

„Welches waren nun die Ursachen der höheren Wassertemperatur zur Zeit der Menschenschöpfung und noch früher? Ohne Zweifel die Erdniederschläge.

„Als sich der Granit mit dem Urwasser niederschlug, wurde ohne Zweifel so viel Wärme entwickelt, daß das Wasser kochte und dampfte. Beim Niederschlage des Gneus war die Hitze schon gemildert, die Metalle entstanden. Beim Niederfallen des Thonschiefers schied sich schon halbgefrischtes Metall aus, Kohle. Pflanzen konnten sich bilden, es mußten solche sein, welche dem heißen Klima entsprechen. Endlich fiel der Kalk, die Temperatur war gesunken und Thiere enstanden aus dem Schlamme an jedem Punkte, wo Kohle mit Wasser und Luft in Berührung kam an den Gestaden des Urmeeres.

„Einmal muß eine Zeit gewesen sein, wo die Wassertemperatur dieselbe gewesen, welche im Mutterleibe stattfindet. Da entstanden Menschen."

Wir sehen aus der ganzen Darstellung, daß Oken den Menschen gleich den Infusionsthierchen entstehen läßt ohne eine Mutter.

Ritgen, berühmter Arzt und ordentlicher Professor der Chirurgie und Entbindungskunst, gab neben vielen anderen rein medicinischen Schriften auch ein Gemälde der organischen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde heraus und späterhin eine Physiologie des Menschen, aus welcher wir das Folgende entnehmen, welches gleichfalls die Menschenschöpfung berührt. Er erklärt selbst, daß es sehr schwer sei, eine Vorstellung von der Entstehung des ersten Menschen zu geben, ohne eine Mutter zu Hülfe zu nehmen, wenn man sich nicht, was gar zu leicht möglich, damit lächerlich machen wolle. „Aber vielleicht," so sagt er, „ist das Bild des Erwachens des ersten Kindes in dem Kelche einer riesenhaften Blume voll Nektarien, mit süßem Milchsafte den Sinnen des Gefühls am wenigsten anstößig. Sieht man doch oft auf der Mitte einer üppig blühenden Blume eine zweite hervorwachsen, warum nicht statt einer zweiten Blume ein erstes Thier. So dachten sich

die Aegypter das Erwachen des Gottes auf dem Blatte oder aus dem Kelche des Lotus. Bei dem Anblick einer Rafflesia mit ihrem mächtigen Kelche voll Keimspitzen kann man wohl auf den Gedanken kommen, hier habe unter einem südlichen Himmel ein menschlicher Embryo und Säugling Lager und Nahrung finden können. Auch befreundet man sich durch die Kenntniß dieser riesenhaften Pilzflanze leicht mit der Idee eines aus der Erde hervorgewachsenen Menschenpilzes, den man am Ufer eines Baches, wo das Wasser zu Trank und Bad nicht fehlt, aufgegangen sich denken mag. Indessen kann ein Gewächs, welches einmal Pflanze ist, ein Thier nur als einen Schmarotzer aus seinem zerfallenen Pflanzenstoff entstehen lassen, nie aber selbst hervorbringen. Richtiger dürfte es daher wohl sein, ein im Uferschlamm sich entwickelndes Menschenei anzunehmen und so die ersten Menschen aus Eiern entstehen zu lassen. Denkt man nun um ein solches Menschenei nur einige lederartige Hüllen gelegt, welche sich entfalten wie die Außendecken der Rafflesia, so schmilzt das Pflanzliche mit dem Thierischen ziemlich gut zusammen. Man wird auf diese Weise eine Pilzknospe und ein Menschenei für weniger fremdartig halten und das Hervorwachsen des letzteren wie der ersteren aus der Erde nicht als ganz ungereimt abweisen. Um sich mit dem Hervorwachsen des Keimes des ersten Menschen aus der Erde noch mehr zu befreunden, seien hier diejenigen Thiere genannt, von denen ein noch heutigen Tages vorkommendes Entstehen, ohne daß ihnen zeugende Eltern vorangingen, gewiß oder wahrscheinlich ist. Aufgußpflanzen, Pilze, Conserven, Flechten, Rhizomorphen, Infusionsthierchen, Eingeweidewürmer, Schmarotzerthiere.

„Es kann noch gefragt werden, ob der erste Keim des Menschen aus reinen Niederschlägen aus der Luft- und Wasseratmosphäre oder aus zerfallenen Trümmern der Erdrinde und vorangegangenen Pflanzen und Thieren seinen groben Stoff geschöpft haben möge. Zu der Zeit, als der Mensch entstand, mußten bereits viele Zertrümmerungen der Erdrinde stattgehabt haben, auch mußten, wenn nicht alle, doch sehr viele Pflanzen und Thiere entstanden gewesen sein, es ist also kaum zu erwarten, daß die Niederschläge aus den genannten Atmosphären ohne Beimischung von Trümmern von Erdbewohnern gewesen seien, es läßt sich daher wohl annehmen, daß sowohl Niederschläge aus der Luft- und Wasseratmosphäre als auch Trümmer der Erdrinde und Trümmer vorangegangener Pflanzen und Thiere zur Bildung des ersten Menschenkeimes beigetragen haben.

„Ueber das Wo des Erwachens der Stammeltern des Menschengeschlechtes sind die Ansichten ebenso getheilt als über das Wie. Bedenkt man, daß sie am frühesten auftreten konnten, wo am frühesten trockenes Land aus dem Urocean aufgetaucht war, so wird man geneigt sein, die Wiege des Menschengeschlechtes an den Fuß des höchsten Berges zu stellen, weil

dieser am frühesten aus der abnehmenden Wasseratmospähre hervorragen konnte. Da nun das Himalajagebirge das höchste aller bekannten Gebirge ist, so wird man in dessen Nähe eine Höhe zum Geburtsort des ersten Menschen suchen, welche ein möglichst mildes Klima hat. Hier bietet sich die Gegend von Kabul dar, welche die mildeste und höchste zugleich ist. Von diesem Punkte aus die Bevölkerung der Welt angenommen, kann man die sich hierauf beziehenden Sagen und bestimmteren Nachrichten sehr füglich deuten."

Giebt es Beweise für die Existenz des Menschen vor der letzten Umbildungsperiode der Erde?

Die Frage, wie der Mensch entstanden, läßt sich nicht beantworten, obwohl wir bereits gesehen haben, daß große Gelehrte sich nicht die Mühe haben verdrießen lassen, an diese schwierige Arbeit zu gehen. Etwas Anderes ist die Frage, ob der Mensch wohl schon dagewesen sei zur Zeit der großen urweltlichen Thiere, deren Ueberreste wir in den Niederschlägen aus dem Wasser, in den Sedimentgesteinen finden, ob er vor der großen Sündfluth gelebt habe, ob es Zeugen der Sündfluth gegeben habe, derjenigen Revolution nämlich, welche die letzte allgemeine gewesen ist und der Erde ihre gegenwärtige Gestalt gegeben hat.

Die Frage schwebt nicht gleich der von der Erschaffung des Menschen völlig im Blauen. Wir werden im Stande sein sie zu beantworten. Hat es nämlich zur Zeit der vorweltlichen Elephanten, der damaligen Schuppenthiere, der großen Schildkröten u. s. w. bereits Menschen gegeben, so werden wir doch irgendwo auf der Erde versteinerte Menschen finden, wie wir versteinerte Mammuthe, wie wir Höhlenbären und Höhlenlöwen gefunden haben. An manchen Orten hätte es sich sogar so günstig gestalten können, daß wir Menschen aus der Urzeit nicht im versteinerten, sondern im frischen Zustande gefunden hätten, nämlich im Eise der Polarländer, woselbst man den vorweltlichen Elephanten durch den Frost ganz wohl erhalten und zwar so frisch gefunden hat, daß die Einwohner ihre Hunde damit fütterten und große Gelehrte sich daraus Suppe kochen ließen. (Pallas.)

Wir würden auch außer den Resten des Menschen selbst noch Ueberreste von seinen Wohnungen, Kunstprodukten oder dergl. gefunden haben, welche sich länger halten dürften als Knochen, wiewohl auch diese, wenn sie einmal wirklich fossil geworden sind, auch von unberechenbarer Dauer sein müssen. In einigen Torfmooren hat man Pfeile mit Spitzen von Eisen und von Stein gefunden, auch einen Riesenhirsch, in dessen einer Rippe ein solcher Pfeil steckte. Mit diesen Worten würde eigentlich die vorhin aufge-

stellte Frage bejahend beantwortet sein, denn jener Riesenhirsch wird von Vielen zu den vorsündfluthlichen Thieren gerechnet; trägt er also eine Verwundung durch einen Pfeil an sich, so lebte mit ihm gleichzeitig der Mensch. Allein dieser Riesenhirsch gehört eben nicht zu den urweltlichen Thieren, es haben vielleicht die Helden des Ossian denselben in den Wäldern und Sümpfen von Irland gejagt, und die Pfeilspitze gehört also ebenso wenig zu den Arbeiten eines urweltlichen Menschen wie die Pfahlbauten, welche man in den Schweizerseen, sowohl am nördlichen wie am südlichen Abhange der Alpen, entdeckt hat.

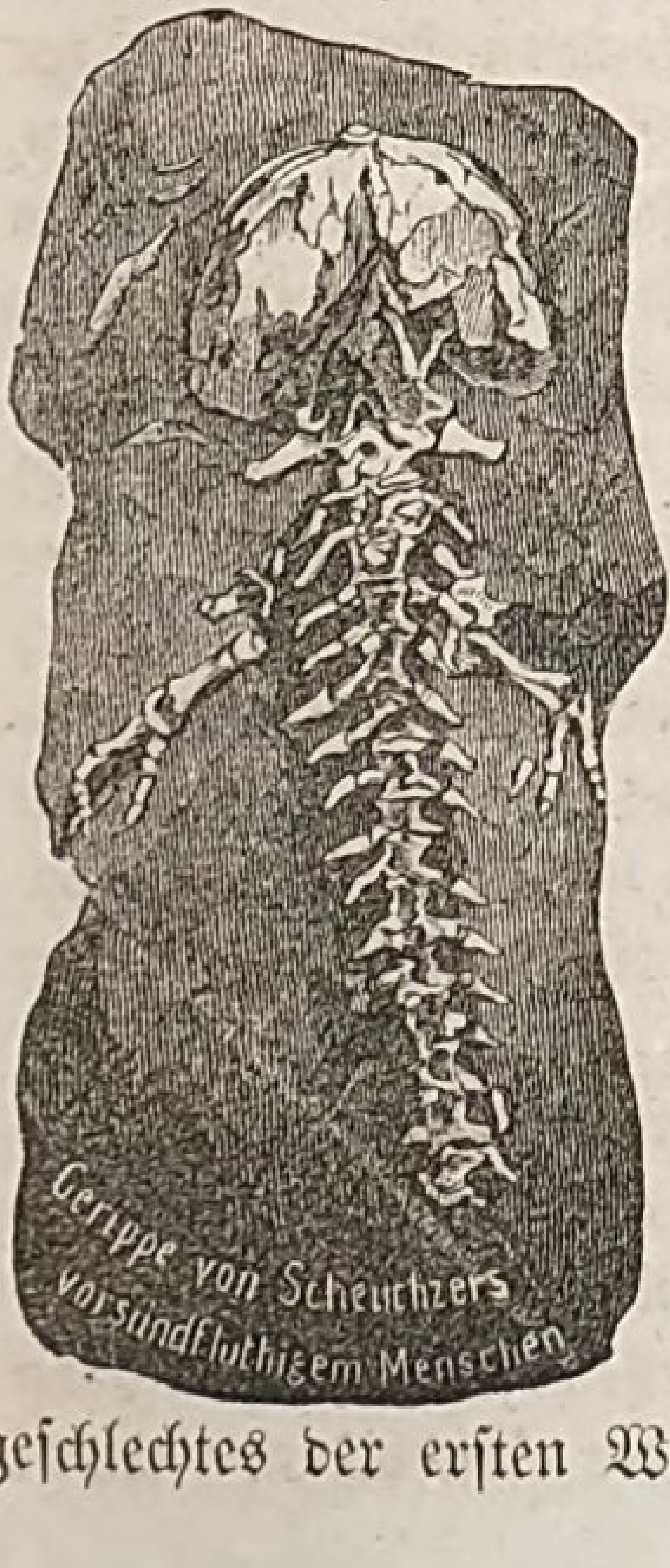
Eine lange Zeit war man wirklich der Ansicht, daß man versteinerte Menschen gefunden habe. Im Jahre 1613 wurden im südlichen Frankreich große Knochen entdeckt, welche von dem Könige der alten Cimbern abstammen sollten. Sie hatten eine ungeheure Größe, eine Ausdehnung, welche weit über das gewöhnliche Maß des Menschen hinausging, dies hinderte jedoch nicht im Geringsten, sie für Menschenknochen zu halten, wußte man ja doch, daß Achilles eine Länge von 12 Ellen gehabt, wußte man ja doch, daß die glücklich aufgefundene Kniescheibe des Ajax die Größe einer mäßigen Kuchenschüssel hatte, warum sollte der König der alten Cimbern nicht auch 12 oder 20 oder mehr Ellen haben? Später, als man aufhörte an Wunder zu glauben, als man fand, daß die Größe eines jeden Thieres in gewissen Grenzen bleibend ist, als man ferner in dem ganzen Umfang der Naturwissenschaften nicht mehr glauben, sondern wissen wollte, entdeckte man, daß diese Knochen Elephanten angehörten. Dasselbe war es mit mehreren anderen früheren Funden, die sich auch auf Elephantenknochen bezogen, so geschah es, als beim Kloster Reyden in Luzern eine Eiche durch den Sturm entwurzelt wurde. Es kamen dabei große Knochen zum Vorschein, welche ein Doctor der Medicin zu Basel im Jahre 1584 untersuchte und erklärte, daß sie einem menschlichen Riesen von 19 Fuß Höhe angehörten. Auf diese Autorität hin, ließ die Stadt Luzern ein Bild von diesem Giganten „in natürlicher Größe“ anfertigen.

Etwas Aehnliches geschah mit den vorhin angeführten Knochen des Königs der Cimbern, dieselben wurden in einem Grabmal, aus Ziegeln erbaut, gefunden. Das Grabmal trug über der Eingangsthür die Aufschrift: Teutobochus Rex. Es war also der König der Teutonen, welcher mit den Cimbern in Gallien einfiel, gegen Marius kämpfte und in der Schlacht bei Aquae Sextiae im narbonesischen Gallien geschlagen und gefangen wurde.

Der Chirurg Mazurier, welcher das Gerippe unterhalb Lyon auf dem linken Ufer der Rhone gefunden haben wollte, sagt es, daß dieses Grabmal vollständig verschüttet gewesen und daß er es entdeckt und geöffnet, im Innern 30 Fuß lang und 15 Fuß breit und darin ein Gerippe von 25 Fuß

Länge und 10 Fuß Schulterbreite, mit einem Kopf von 5 Fuß Höhe gefunden habe. Kein Mensch besah sich die Fundstätte, man bewunderte nur das mächtige Gebein. Mazurier reiste damit in Deutschland und Frankreich umher, zeigte es an großen und kleinen Höfen und selbst Ludwig XIII. besuchte die Schaustellungen mehrmals und nahm großes Interesse an dem Ungeheuer, und die Geschichtsschreiber rechtfertigten diese Sage, denn sie wußten zu erzählen, daß Teutobochus wirklich geschlagen und gefangen worden und den Triumphzug des Marius geziert habe und so groß gewesen sei, daß er alle die auf hohen Stangen getragenen Rüstungen und sonstigen Trophäen überragt habe.

Der Glaube an die gewaltige Größe der früheren Menschen mag wohl mit den Angaben des Talmud über die Größe des Adam zusammenhängen. Wir müssen von dieser ganz absehen, wenn wir Menschengebeine suchen und wir dürfen uns auch nicht durch fünfgliedrige Extremitäten täuschen lassen. Der Elephant hat auch fünf Zehen, und der Bär hat eine so gut ausgebildete Hand und einen so menschenähnlichen Fuß, daß man, hiernach gehend, sein Gerippe sehr wohl würde mit einem menschlichen verwechseln können, vorausgesetzt, daß man in der vergleichenden Anatomie nicht gar zu große Fortschritte gemacht habe. Diese Wissenschaft nämlich lehrt uns, daß die Knochen eines jeden Thieres anders gestaltet sind als dieselben Knochen eines gleich großen Thieres einer anderen Gattung; so würde der Oberarmknochen des Pferdes (der obere Theil des Vorderfußes) von demselben Knochen des Rindes oder des Elennthiers auf den ersten Blick zu unterscheiden sein, den ein der vergleichenden Anatomie Kundiger darauf wirft.



Die hier angeführten Funde von Menschengebeinen berechtigen noch nicht zu dem Schluß, daß man vorweltliche Reste entdeckt habe, allein im Jahre 1731 entdeckte der gelehrte schweizerische Arzt Scheuchzer ein Gerippe eines Menschen, welches er „homo, diluvii testis" nannte — Mensch, Zeuge der Sündfluth. Er ließ dieses versteinerte Gerippe mit seinem Lagergestein aufheben, ließ dasselbe abzeichnen und fügte es seiner Kupferbibel bei, „in welcher die Physica sacra oder geheiligte Naturwissenschaft derer in der heiligen Schrift vorkommenden natürlichen Sachen deutlich erklärt und bewährt wird." In diesem Werke sagt er wörtlich: „ein recht seltenes Denkmal jenes verfluchten Menschengeschlechtes der ersten Welt. Die Abbildung giebet zu erkennen den Umcreyß

des Stirnbeins, die Augenlinsen, das Loch der unteren Augenlinse, welches dem großen Nerven vom fünften Paare den Durchpaß giebet. Ueberbleibsel des Gehirnes, des Jochbeines, etwas übriges von der Nasen, ein ziemliches Stück von dem kauenden Mäuslein. Weiter 16 Rückgradwirbel, Anzeige der Leber, zween ausgebildete Hände.

„Betrübtes Beingerüst von einem argen Sünder!
„Erweiche, Stein! das Herz der neuen Bosheitskinder."

Es ist allerdings schwer einzusehen, was jener arge Sünder und jenes verfluchte Menschengeschlecht noch Schlimmeres gethan haben kann als die Männer nach dem Herzen Gottes, welche uns der rein historische Theil der Bibel anführt, aber der Glaube an den Untergang der Menschheit durch die Wasserfluth in Folge eines Zorngerichtes Gottes stand so fest, daß man gar nicht erst Vergleiche machte, sondern, an das Vorhandensein der Menschen in jenen Tagen glaubend, so aufgefundene versteinerte Reste sofort für Ueberbleibsel von Menschen erklärte, wenn sie auch wirklich nur die von Riesensalamandern gewesen wären, wie der von Scheuchzer gemachte Fund denn hierzu gehört. Das Thier selbst braucht übrigens gar nicht vorsündfluthlich zu sein, denn der Riesensalamander lebt noch in Japan und man besitzt in London ein lebendes Thier dieser Art von 3 Fuß Länge.

Man hat auch in Amerika völlig versteinerte Gerippe von Menschen gefunden, namentlich auf der Insel Guadeloupe und zwar nicht einzelne, sondern ganze Reihen von Gerippen. Die alten Bewohner jener Insel waren deshalb nicht vorweltliche oder urweltliche, sondern sie gehörten der Zeit an, in welcher die Antillen entdeckt und von den Spaniern besetzt wurden.

Die Insulaner waren häufig räuberischen Anfällen von den Caraiben ausgesetzt. Dieselben konnten zwar nicht schlimmer sein als die räuberischen Spanier, aber wenigstens fraßen diese nicht Menschen und gruben sie nicht Leichen aus, um dieselben zum Mahle herzurichten. Um diesem Unglück aus dem Wege zu gehen und die Leichen dieser Abscheulichkeit zu entziehen, bestatteten die Insulaner dieselben zur Zeit der Ebbe am Meeresstrande, so tief sie in der kurzen Frist gelangen konnten. Vom Meerwasser überspült, fanden die Caraiben die Begräbnißstelle nicht und das bewegte Meer führte aus den Tiefen herauf immerfort den fein zerriebenen Kiesel, Kalk oder Thonschiefer und erhöhte so im Laufe der Jahrhunderte die Decke, welche über den Begräbnißplätzen lag.

In neuerer Zeit hat man aus dem nunmehr trocken gelegten, ehemaligen Meeresboden Steine gehauen und ist dabei auf diese Gerippe gekommen, welche man auch so lange für antediluvianische hielt, bis man die Entstehungsart der Versteinerung entdeckte, welche unzweifelhaft wurde durch die Muscheln, die das Kalkgestein um diese Gerippe her einschloß und welche

keineswegs urweltlichen, sondern noch jetzt lebenden Thieren angehörten, und durch die große Regelmäßigkeit, in welcher die Gerippe nebeneinander liegen, welches wieder unmöglich wäre, falls dieselben durch irgend ein Ereigniß hier zusammengetrieben oder geschwemmt wären.

Man hat auch menschliche Fußspuren in harten Felsen eingedrückt gefunden und hat geglaubt, diese müßten nothwendig von vorsündfluthlichen Menschen herrühren, welche über das Gestein hinweggegangen wären, so lange es noch weich war.

Dieser letztere Grund würde noch durchaus nicht berechtigen, ein Alter vorauszusetzen von so vielen tausend Jahren, als wir gewohnt sind bis zur Sündfluth zurück zu zählen. An vielen Orten giebt es incrustirende Quellen, auf den Andes giebt es deren so reichhaltige, das man Bausteine davon bilden läßt, indem man das Wasser lediglich in Formen leitet, die sich zuerst mit einer dünnen, dann mit einer immer stärkeren Schicht bedecken und endlich sich ganz mit festem Gestein füllen, welches nach dem Trocknen nicht blos zum Bau vom Häusern, sondern von Kirchen und Thürmen benutzt wird. Die bekannten Confetti von Tivoli sind ähnliche Marmorincrustationen, und in Sicilien findet man nahe bei Messina Meeresablagerungen, welche im Laufe von nur 30 Jahren schon so fest werden, daß man sie massenhaft losbricht und zu Mühlsteinen bearbeitet, was jedenfalls noch mehr sagen will, als ihre Benutzung zum Häuserbau.

Solche Fußspuren, wie wir oben angemerkt, können also wirklich in weiches Gestein eingedrückt worden und dann erhärtet sein, ohne daß von einem so gewaltig hohen Alter die Rede sein dürfte; aber es ist überhaupt von gar keinen Eindrücken die Rede, die sperrigen, kaum Aehnlichkeit mit dem menschlichen Fuß habenden Vertiefungen sind künstliche Eingrabungen, sind in den Stein gemeißelt. Die älteren Bewohner von Nordamerika gaben, wenn sie wanderten, ihren Nachfolgern Zeichen über den Weg, den sie eingeschlagen. Sie meißelten Fußspuren im Gehen und nach der Gegend gerichtet, wohin sie selbst ihre Schritte gelenkt hatten, daraus entstanden die an sich sehr schlecht geformten, vorsündfluthlichen menschlichen Fährten, welche jedenfalls besser ausgefallen wären, wenn die Verfertiger bei Kiß oder Drake in die Schule gegangen wären.

Derjenige Fund, der noch am mehrsten Wichtigkeit hatte, wurde bei Köstritz gemacht in den Spalten des Zechsteingypses zwischen dem gedachten Orte und Kaschwitz an der Elster. Dort findet man wirklich menschliche Gebeine mit Knochen wirklich urweltlicher Säugethiere vereinigt. Man glaubte daher lange Zeit, daß sie durch eine und dieselbe Fluth dort abgesetzt worden seien und folglich die Menschengebeine auch der Urwelt angehören müßten. Das Vorkommen der fossilen Knochen in Verbindung mit den

Menschenknochen kann man sich nur dadurch erklären, daß eine sehr viel spätere Fluth, daß eine partielle Ueberschwemmung die Knochen der urweltlichen Thiere von ihrem ursprünglichen Lager losgerissen und mit Menschengebeinen verbunden in die Köstritzer Steinspalten geworfen habe.

Welcher Zufall diese Vereinigung herbeiführte, ob vielleicht dabei ein Begräbnißplatz weggeschwemmt worden ist, hat sich nicht ermitteln lassen; wohl aber läßt sich beweisen, daß die dort gefundenen Menschenknochen nicht fossil sind, nicht versteinert, sie enthalten nämlich noch den thierischen Leim, welcher in Verbindung mit dem kohlen- und phosphorsauren Kalk die außerordentliche Festigkeit der thierischen Knochen bedingt. In anderen Höhlen findet man auch fossile Knochen von vorweltlichen Thieren und Menschenknochen, dort nimmt man dann wahr, daß die Thierüberreste in Lehm eingebettet sind, den das Wasser mit sich führte, das die Knochen hierher trug, während die menschlichen Gebeine obenauf liegen, stark von Verwesung angegriffen, aber nicht versteinert sind. Dieser Vorgang ist klarer als der in den Gebirgsspalten von Köstritz. Die Menschenknochen gehören nämlich Flüchtlingen an, welche sich in der Höhle verbergen wollten, oder Unglücklichen, welche hinuntergestürzt sind — auch kann es sein, daß solche Höhle der Begräbnißplatz irgend eines Menschenstammes gewesen. Fossil sind die Knochen nun einmal nicht.

Aus allen diesen Angaben scheint mit ziemlicher Sicherheit hervorzugehen, daß zur Zeit jener gewaltigen Katastrophe, welche die ganze Thier- und Pflanzenwelt vernichtete und begrub, noch kein Mensch lebte. Aber der große Irrthum liegt darin, daß man diese letzte Umgestaltung der Erde für diejenige hielt, von welcher Moses spricht und welche er als einen Act eines höchst ungöttlichen Zornes darstellt. Mit dem Inbegriff alles Guten und Erhabenen läßt sich der Zorn gar nicht vereinigen, so wenig wie mit dem Inbegriff aller Gerechtigkeit sich würde vereinigen lassen, daß bei einem Strafgericht, auch wenn es nicht im Zorn verhängt worden wäre, die Strafe sowohl die Unschuldigen als die Schuldigen ereile. So straft wohl der Mensch, wenn er den Hochverräther hinrichten und seine Güter für den Fiscus einziehen läßt, damit doch auch die unschuldigen Kinder und die unschuldige Gattin das Ihrige abbekommen, Gott aber kann nicht so strafen.

Dies sind allerdings nur Ansichten! Wenn unser christlicher Gott nicht so strafen kann, so konnte es doch der Gott Israels, den Moses als gewaltig zornig, eifersüchtig, eigensinnig und eben nicht allzu gerecht schildert. Meinungen — da sie so sehr verschieden sein können, sind also nicht geeignet, hier einen Ausschlag zu geben; wohl aber sind Thatsachen vorhanden, welche beweisen, daß die Fluth, deren Moses gedenkt, nicht diejenige war, welche die urweltlichen Thiere in Sand und Lehm und Kalk-

gestein einbettete. Aus der mosaischen Sündfluth nämlich gingen all die Thiere hervor, welche vor derselben dagewesen, von den Thieren des Diluviums sind keine auf uns gekommen; die Geschöpfe der Urwelt, welche damals untergingen, sind bis auf das allerletzte anderer Art als die gegenwärtig lebenden.

Daher scheint der Gedanke, daß Menschen vor der gegenwärtigen Schöpfungsperiode gelebt haben, doch nicht so ganz zu verwerfen, und wenn es sich bei dieser Frage nur darum handelt, ob aufgefundene Menschenknochen wirklich fossil sind, so scheint die Waage sich auf Seite Derjenigen zu neigen, welche an die gleichzeitige Existenz des Menschen und des Mammuth glauben.

Die bisher angeführten Funde hat man durchweg als solche bezeichnet, die nicht den Charakter der wirklichen Versteinerung an sich tragen, aber man hat in einer Kalksteinhöhle in Brasilien Menschenknochen mit urweltlichen Thierknochen vereinigt gefunden, und diese sind durch Lund als fossile Knochen erkannt worden.

In dem mittleren Frankreich, in der Gegend von Le Puy und Velay, befindet sich eine vulcanische Breccie, und in dieser hat Aymard Menschenknochen gefunden, welche der engländische Geolog Lyell der britischen Gesellschaft zu Aberdeen im Jahre 1859 als fossile Menschenknochen vorgelegt hat.

In einer Felsengrotte des Neander-Thales, zwischen Düsseldorf und Elberfeld, entdeckte Dr. Fuhlrott das Gerippe eines Menschen, welcher seiner Körperbildung nach auf der niedrigsten Stufe der Entwickelung stand. Dies Gerippe ist im Jahre 1860 für fossil erklärt worden.

Zu den bereits früher angeführten Auffindungen, wenn nicht menschlicher Gebeine, so doch menschlicher Thätigkeit (ein Hirschgerippe durch einen Pfeil verletzt, eine Hirschhaut abgezogen und zusammengewickelt, Beides wohl erhalten durch die Humussäure eines gewaltigen irländischen Torfmoores) gesellt sich in neuester Zeit ein ähnlicher Fund, indem Larette in den Compt. rendues für das Jahr 1860 über einen Fund von Gebeinen ausgestorbener Thiere berichtet, welche, mit menschlichen Instrumenten zusammen gelagert, entdeckt wurden, und welche überdies unzweifelhafte Spuren von Verwundung durch scharfe Instrumente zeigen.

Unser berühmter Landsmann Bronn giebt nicht nur zu, daß in jüngster Zeit wirklich fossile Ueberreste von Menschen mit fossilen Knochen vorweltlicher Thiere unter solchen Umständen gefunden worden sind, daß beinahe nicht mehr daran gezweifelt werden kann, der Mensch sei ein Zeitgenosse dieser Thiere gewesen, sondern auch das Alter berechnet, welches die sogenannte Alluvialzeit, oder die letzte auf das Diluvium folgende Periode haben

soll; er schätzt es nach fossilen Baumstämmen, welche man in der Louisiana gefunden hat, auf 158,000 Jahre.

Wir mögen diese Berechnung glauben oder nicht, so muß jedenfalls zugestanden werden, daß der Mensch ganz unverhältnißmäßig viel älter sei als seine Geschichte, Etwas, das selbst Nöggerat in einer Rede vor der Naturforscher-Versammlung im Jahre 1861 ausgesprochen hat, und auch die oben angeführten, durch Boucher de Perthes gemachten merkwürdigen Funde bestätigen dieses und machen es zur unbestreitbaren Thatsache.

Der Mensch das vollkommenste Thier.

Nachdem jene große Revolution ausgetobt hatte, nachdem die kreisenden Berge, welche diesmal wahrlich keine Maus geboren hatten, sich beruhigten, nachdem ihre Auswurfsmassen sich abgekühlt und durch allmälige Verwitterung eine fruchtbare Erdschicht hervorgebracht hatten, nachdem die aufgeregten Gewässer sich in die neu entstandenen Tiefen gezogen und die gestörten Gleichgewichtsverhältnisse sich wieder geordnet und wieder ein Gleichgewicht in anderer Weise hervorgebracht hatten, da erschienen erst die jetzt vorhandenen Pflanzen, die Thiere, die uns umgeben, und endlich der Mensch, der ersichtlich das jüngste, das letzte Geschöpf der Erde ist und das vollkommenste, das es giebt. Ob es nicht noch vollkommnere geben könne, ist eine andere Frage, denn der menschliche Körper leidet allerdings an sehr vielen Unannehmlichkeiten, wohl zu bemerken in ganz gesundem Zustande. Etwas Angenehmes ist es gewiß nicht, daß er bei starker Bewegung schwitzt und daß dieser Schweiß bei manchen Leuten, ja überhaupt bei allen südlichen Völkern, von sehr üblem Geruch ist. Angenehm ist es gewiß nicht, daß der Mensch mehr essen muß, als er in den Nutzen seines Körpers verwendet, und daß das Mehrgenossene in fester oder flüssiger Gestalt abgesondert wird. Angenehm kann man wohl schwerlich die Absonderung von ekelhaftem Schleim aus der Nase nennen — wozu ist das Alles? Die Pflanze ist auch ein lebendes Wesen, aber sie schnaubt sich nicht die Nase, noch speit sie aus, noch ißt oder trinkt sie mehr, als sie bei sich behalten kann, sie giebt nichts Ekelhaftes von sich — und schön sind gewisse Theile auch nicht, und daß die Ausbildung des Embryo mit so viel Beschwerden für die Mutter, mit einer so großen Entstellung ihres Körpers und mit einer so dauernden Benachtheiligung ihrer Gesundheit und ihres Aussehens verbunden ist, gehört nicht zu den Vollkommenheiten des Menschengeschlechtes, und die Blumen, bei denen alle auf die Vermehrung bezüglichen Verrichtungen mit einer stets erhöhten Verschönerung verbunden sind, scheinen wenigstens hierin besser bedacht.

Es ließe sich noch sehr vieles Andere aufzählen, was den Menschen zu einem noch weit vollkommneren Thiere machen würde, als er wirklich ist, aber so wie es jetzt steht, ist er wirklich das vollkommenste Geschöpf, das wir kennen, und er ist weit allen anderen Thieren voraus, selbst den Affen, die ihm noch am ähnlichsten sind.

Der Mensch ist das einzige Thier, was zum aufrechten Gange bestimmt ist, alle anderen ohne alle Ausnahme (Säugethiere) gehen auf vier Füßen, und selbst der Affe und der Bär richten sich nur zeitweise, etwa zum Kampf, zum Angriff, auf die Hinterbeine auf. Selbst der Orang-Utang hat einen Körperbau, welcher ihm das Aufrechtgehen auf größere Strecken verbietet, und wenn der Gorilla dem Menschen aufrecht gegenüber tritt, so kehrt er doch, verwundet, demselben „die Westseite" zu und läuft auf allen Vieren so schnell davon, als es ihm möglich ist.

Man könnte glauben, weil der Mensch nur zwei Hände, der Affe aber vier Hände hat, so sei der letztere wenigstens in dieser Hinsicht besser organisirt als der Mensch. Dies ist aber keineswegs der Fall. Die Füße des Menschen dienen, um seinen ganzen Körper zu tragen, sie sind daher überwiegend kräftig gebaut, mit sehr viel mehr Fleisch versehen als die Arme. Bei dem Affen ist der Unterschied lange noch nicht halb so groß, die Beine des Menschen sind auch länger als seine Arme, was bei dem Affen wieder nicht der Fall ist, daher der Mensch, auf allen Vieren gehend, hinten höher steht als vorne, indessen umgekehrt die längeren Arme des Affen seinem Rückgrat eine horizontale oder schräge Lage geben, so daß er mit dem Gesäß niedriger steht als mit den Schultern.

Daß der Affe nicht zum Gehen auf zwei Beinen eingerichtet ist, beweist auch schon sein gänzlicher Mangel an Waden, seine Hände an den hinteren Extremitäten aber machen es beinahe ganz unmöglich, daher er auch immer nur auf ganz kurze Zeit aufrecht geht. Die in einen Daumen, vom Fuße abstehend, verwandelte große Zehe kann den Körper nicht schnellen; wenn er springen will, thut er es mit allen vier Händen gleichzeitig. Er ist zum Klettern, und zwar noch dazu zum Klettern in hängender Lage, gebaut, auch sind die Hände dadurch, daß die Daumen sehr viel kürzer sind als bei Menschen, schon offenbar viel schlechter eingerichtet, sie können wohl mit vier langen Fingern einen Ast umfassen, aber nicht mit Daumen und Zeigefinger irgend einen kleinen feinen Gegenstand halten. Der Mensch kann die mehrsten Verrichtungen, welche er sich aufzulegen beliebt, auf der festen Grudlage seiner Füße mit den zwei losgetrennten Händen vollziehen, der Affe kann in aufrechter Stellung wenig oder gar nichts thun, will er nur eine Nuß öffnen, so setzt er sich auf die großen Schwielen seines Gesäßes und nimmt alle vier Hände dazu.

Aber das bei Weitem mehr charakterisirende Kennzeichen seiner höheren Stellung ist sein Geist.

Vorzüge der Ausstattung des Menschen.

Der Mensch ist ein schwaches, hülfloses Geschöpf, es muß schon ein sehr entschlossener, kräftiger Mann sein, der es wagen will, unbewaffnet mit einem mäßig großen Hunde, oder gar mit einem Wolf anzubinden. Der Vortheil der Reißzähne, der Krallen, der geübten Sehnen und Muskeln, der Behendigkeit ist durchweg auf Seiten der Thiere, und dennoch hat der Mensch vermocht, durch seinen Verstand diese Mängel zu ersetzen solchergestalt, daß er nicht blos Hund und Wolf, sondern Löwe und Tiger, Rhinoceros und Elephant besiegte.

Kein Thier nimmt gemeinsame Unternehmungen vor, es sei denn die Beraubung eines Fruchtfeldes, eines Gartens, wozu sich die Affen, oder die Erwürgung eines Thieres, wozu sich die Wölfe vereinigen. Der Mensch aber verbindet sich gern und leicht mit seines Gleichen zu hundertfältigen Unternehmungen, nicht allein, um den Stier im Urwalde, oder das Nilpferd im Schlamme der afrikanischen Sümpfe zu besiegen, nicht allein, um seines Gleichen zu bekriegen — dies ist eine böse Schattenseite des menschlichen Geistes — sondern auch, um Paläste und Brücken, Canäle und Eisenbahnen zu bauen, um gewaltige Schiffe herzustellen und mit ihnen alle Oceane zu durchfurchen, von Pol zu Pol zu wandern und Continente aufzusuchen, wo keine sind, und Meere aufzusuchen, wo auch keine sind. Er vereinigt sich mit seines Gleichen zu den kühnsten Unternehmungen, zur Besteigung der höchsten Berge, zur Befahrung der tiefsten Höhlen, zur Bereisung der Luft mittelst leichter Gase, zum Untertauchen unter die Fläche des Meeres mittelst comprimirter Gase.

Dies Alles vermag kein Thier. Es kann nicht Gedanken fassen, welche über sein unmittelbarstes Ich hinausgehen. Der Mensch hat Entschlüsse, das Thier hat nur Triebe, der Mensch handelt mit Bewußtsein und strebt einem vorgesteckten Ziele nach, das Thier hat nur Bedürfnisse und es ergiebt sich, sobald diese befriedigt sind, der Ruhe. Das Thier hat ein Kleid, es friert dennoch, das Thier friert, dabei bleibt es; es erduldet den unbequemen Frost, der Mensch weist ihn zurück, er erfindet etwas, wodurch er seinen Frost beseitigen, unterdrücken kann, er verschafft sich ein Kleid, er verschafft sich mehrere, er benutzt das Feuer, um sich eine künstliche Wärme zu bereiten, wenn die natürliche nicht mehr auslangt. Der Affe friert auch, der Affe, der Hund, die Katze suchen die warmen Stellen auf, sie lassen sich ihr Fell bescheinen, aber hiermit ist ihre Thätigkeit auch beendet, denn keines

von diesen Thieren weiß das Feuer, das ihnen wohlthut, zu unterhalten. Man kann zu dem brennenden Haufen klein gespaltenes Holz legen in Menge, keinem Affen wird es einfallen, einen Scheit davon zu nehmen und ihn in die Kohlen zu werfen, um sich neue Flammen zu verschaffen.

Die schönsten Empfindungen des Menschen, die heiligsten Gefühle desselben, Liebe zu den Eltern, Liebe zu den Kindern oder zu einem gleichgestimmten Wesen anderen Geschlechts existiren nur beim Menschen, nicht beim Thiere. So lange das Bedürfniß da ist, scheint etwas Derartiges vorhanden; die Mutter beschützt ihr Kind, der Löwe bringt Nahrung für sein Weibchen und für seine Jungen — ein paar Löwen oder ein paar Hirsche kämpfen auch um ein Weibchen — aber sobald die Bedürfnisse beseitigt sind, hört diese Liebe, hört diese Pflege, hört Kampf und Vertheidigung auf. Der Hirsch, der Hund hat seinen Trieb befriedigt, er kümmert sich nicht mehr um die Hindin oder um die Hündin. Der junge Hund der sich nach der Entwöhnung der Mutter nähert, wird von ihr gebissen, sie kennt ihr eigenes Kind nicht mehr, und wenn die Zeit der Brunst herankommt, so ist es ihr gleichgültig, wer sie stillt, ihr eigener Vater oder ihr eigener Sohn, es ist keine Wahl da, es ist keine Liebe da, und der Sohn wird mit seinem Vater sich blutig beißen um seiner Mutter willen, und wird sich kein Gewissen daraus machen, ihn zu verwunden, ihn zu tödten, eben weil das Kennzeichen des Menschen, die Vernunft, ihm ganz und gar fehlt.

Der Mensch gehört allerdings in die Reihe der Säugethiere. Der Begriff eines solchen läßt sich von dem Begriff des Menschen gar nicht trennen. Es sind zwei verschiedene Individua nöthig, es ist eine eigentliche Begattung nöthig, um ein drittes ähnliches Individuum zu erzeugen. Das bereits im Mutterleibe lebende Kind wird ganz ausgebildet und fertig geboren, und es wird genährt an den Brüsten der Mutter; dies Alles sind Kennzeichen des Säugethieres; bei den Fischen findet keine Paarung statt, bei Amphibien und Vögeln findet Paarung statt, aber sie legen Eier und können die ausgebrüteten Jungen nicht durch Säfte ihres eigenen Körpers nähren, sondern müssen ihnen Futter zutragen oder sie lehren, sich dasselbe zu suchen.

Wenn hier nunmehr die Verwandtschaft mit den Säugethieren nicht zu bestreiten ist, so ist doch von der Aehnlichkeit zwischen den Säugethieren und dem Menschen so gut wie gar keine Rede, denn alles hierauf Bezügliche ist völlig oberflächlich und rührt nur daher, daß man in älteren Zeiten nicht zu beobachten verstand. Solche Beobachtungsfehler sind es auch, welche auf die Aehnlichkeit des Menschen mit dem Affen führen. Wie schon oben gesagt, ist ein durchaus wesentlicher Unterschied darin zu finden, daß der Mensch zwei Hände und zwei Füße, der Affe aber vier Hände hat. Hierzu gesellen

sich noch eine ganze Reihe von anatomisch höchst wichtigen Unterschieden.

Der aufrechte Gang des Menschen ist als nothwendig bedingt anzusehen durch die Schwäche des Genickbandes, welches den Kopf herabzuhängen verhindern soll. Das Hinterhauptsloch an dem Kopfe des Menschen, diejenige Oeffnung, durch welche das Gehirn mit dem Rückenmark verbunden ist, liegt in der Mitte des Kopfes, d. h. in der Mitte der Basis desselben, bei den Thieren liegt eben dieses Hinterhauptsloch sehr viel weiter nach der Rückseite des Kopfes zu. Das Thier, auf vier Füßen gehend, würde seinen Kopf weit herunter hängen lassen, wenn es nicht eine mächtige Muskulatur hätte, welche dieses Herabhängen verhindert. Dem Menschen fehlt diese Muskulatur, und wenn er auf allen Vieren gehen will, so kostet es ihm viel Anstrengung, den Kopf mit dem Rücken in gleicher Lage zu halten, die Sehnenbänder und Muskeln, welche sich am Hinterkopfe ansetzen und über den Hals nach dem Rücken zu verlaufen, sind viel zu schwach, um dieses ohne Anstrengung zu bewerkstelligen, deshalb dem Menschen auch das Schwimmen nicht natürlich angeboren ist wie den Säugethieren, deshalb es ihm auch beim Erlernen des Schwimmens schwer wird, den Kopf horizontal zu tragen und er Genickschmerzen davon bekommt. Wer sich die Muskulatur des Halses bei einem Hunde, bei einem Pferde oder gar einem Stier ansieht, wird wohl den Unterschied zwischen ihr und den schwachen Genickbändern des Menschen finden. Auch bei dem Affen fehlt dieses Genickband in bedeutender Stärke nicht, zum sicheren Beweise, daß er keineswegs gebaut sei, um aufrecht zu gehen, alsdann nämlich wäre die Stärke dieser Muskeln ganz überflüssig und die Natur thut nichts Ueberflüssiges.

Uebertreibungen hinsichtlich der Aehnlichkeit mit dem Affen.

Die Aehnlichkeit zwischen Affen und Menschen ist überhaupt in äußerstem Grade übertrieben worden durch die wundervollen Erzählungen der Reisenden, welche glaubten, ihren Credit zu verlieren, wenn sie von ihren Reisen nicht Nachrichten mitbrächten, die vor ihnen noch nie erzält worden sind. Da ist denn ein Affe auf einem Schiffe gewesen, welcher alle menschlichen Handlungen auf das Getreueste nachgeahmt hat, da hat dieser Affe offenbar Verstand und Ueberlegung gezeigt, hat die Befehle verstanden, hat aber auch selbst Befehle ausgetheilt und sehr darauf geachtet, daß man sie vollziehe und ihm den Respect nicht versage. Ferner hat man nicht selten junge Thiere aus dem Affengeschlechte für alte gehalten und die Aehnlichkeit, welche man zufällig bei dem unausgebildeten Thiere fand, wenn man es mit dem Menschen verglich, hat man auf Rechnung wirklicher anatomischer Aehn-

lichkeiten geschoben. So gehört der Pongo zu denjenigen Affen, welche in ihrer Jugend — die Behaarung ausgenommen — einem dürftig ausgestatteten, schwächlichen Knaben ähnlich sehen; auch in dem Berliner Museum für Anatomie befindet sich das Skelett eines unausgewachsenen Mandril, welches so menschenähnlich ist, daß man allerdings darüber erstaunen müßte, wenn nicht eben nachgewiesen wäre, daß hier eine Uebergangsperiode vorhanden sei, die allerdings nicht maßgebend sein kann für den Bau eines ausgewachsenen Thieres.

Sehr nachtheilig haben jedenfalls, wie bereits bemerkt, die Beschreibungen einzelner Reisenden gewirkt. Wenn man z. B. liest, was Trelawney (der angenommene Name eines jüngeren Sohnes) über einen von ihm erlegten Affen sagt, so muß man erstaunen, wie ein vernünftiger Mann, der seine Lebensbeschreibung giebt, solche Aufschneidereien wagen mag. Offenbar hat er den Orang-Utang, von dem er redet, niemals gesehen, sondern er hat ihn nach den Mährchen der Malayen beschrieben. Das 2. Capitel des dritten Bandes seiner Abenteuer in Ostindien ist mit dieser Geschichte erfüllt und wir wollen sie im Auszuge geben, lediglich um zu zeigen, wie wenig der Wahrheit gemäß sie ist.

Mit seiner jungen Gattin an dem sumpfigen Ufer von Borneo gelandet, hört er seinem Versteck einen Tiger nahen, bereitet sich auf seinen Empfang vor, sieht aber statt des Tigers einen greisen, behaarten, alten Mann erscheinen, welcher behutsam Gebüsche zur Seite beugt, die Gegend überblickt und dann an das Ufer der Bucht heraustritt.

Als der alte Mann freistand, zeigte er das seltsamste Ansehen, was man je erblicken konnte; er war von hoher, magerer, fast ausgemergelter Gestalt und glich keinem der bekannten Volksstämme. Er führte keine andere Waffe als eine gewaltige Keule, so wie die Bewohner der Südsee-Inseln diese zu tragen pflegen. Sein Gesicht war schwarz, mit greisen Haaren bedeckt und von tiefen Runzeln gefurcht, sein Körper schien durch Alter und Krankheit zusammengedrückt, dennoch ging er mit großen Schritten über den rauhen Boden hin; im Ausdruck seines Auges lag eine wilde tückische Bosheit, die ihn einem bösen Dämon ähnlich machte.

Als er zum Meeresstrande gekommen war, setzte er sich auf einen Felsblock, ergriff einen starken Stein und schlug sich damit Muscheln und Schnecken auf, die er schnell und gierig verschlang. Sodann nahm er ein großes Blatt, legte einen Haufen Austern und Muscheln darauf und wickelte diese darin fest, darauf schaute er in das Meer hinaus, heftete seine Blicke eine Zeit lang auf das herannahende Boot (welches Trelawney vom Lande abholen sollte), wusch hierauf seine Hände und kehrte etwas eiliger zu dem Orte zurück, aus welchem er hervorgetreten war.

Trelawney wollte ihm nach, seine Gattin suchte ihn abzuhalten und erklärte den Mann für einen Jungle-admie, welcher gefährlicher und listiger und grausamer sei als irgend ein Raubthier. Der Reisende ließ sich nicht abhalten, weil er auf seine körperlichen Kräfte vertraute, und folgte dem greisen Wilden auf einem ziemlich betretenen Fußpfade, indem er sich selbst möglichst verbarg, hauptsächlich um seine Gattin, die ihm durchaus folgen wollte, keiner unnöthigen Gefahr auszusetzen.

Man schlich ihm nach, bis man durch eine ziemlich offene Felsschlucht kam, dort stand der alte Mann still bei einer großen, vor Alter umgefallenen Pinie, aus deren halb verfaultem hingestrecktem Stamm eine Reihe junger Pinienbäume emporschoß. Der Alte maß von diesen mehrere mit einem Stock, zog vier davon mit den Wurzeln aus, brach ihre Zweige ab, drehte sich aus Gras eine Schnur, band die Bäumchen damit zusammen und nahm sie auf seine Schultern und wanderte weiter bis zu einer aus Rohrstäben zusammengeflochtenen, zierlich erbauten Hütte, welche unter einem dicken, ganz mit weißen Blüthen überzogenen Baume stand.

Verwundert blickt Trelawney umher, über den guten Geschmack erstaunt, welchen der Einsiedler bei der Wahl seines Wohnplatzes gezeigt. Nahe seiner Hütte erhob sich ein mit Tamarinden und wilden Muskatnüssen bestandener Fels, in dessen unterem Theile sich eine Höhle befand, welche zum Theile von drei schlanken, geradstämmigen, silberglänzenden Betelbäumen versteckt war. Hinter der Hütte dehnte sich eine weite, mit Rohr, Tamarinden, Cactus, Akazien und Bananen bewachsene Fläche aus.

Nachdem der Greis sein Bündel junger Pinienbäume neben seiner Hütte niedergelegt hatte, kroch er auf Händen und Füßen in dieselbe hinein, denn die Thüre mochte kaum zwei Fuß hoch sein; das aus Palmblättern gewebte Dach reichte beinahe bis auf den Boden herab.

Durch eine Gefahr, welche plötzlich seiner Gattin drohte, vergaß er die bisherher befolgte Vorsicht und wurde nun von dem Greise entdeckt. Ein rasselndes Geräusch nämlich hatte Trelawney's Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er sah dahin und gewahrte eine giftige Brillenschlange, die seine Gattin anstierte. Er schrie laut vor Entsetzen auf und hob die junge Frau in seinen Armen empor; den Schrei aber hatte der Alte gehört, und er eilte nun mit geschwungener Keule auf das Ehepaar zu, seine Keule mit beiden Händen gefaßt über dem Kopfe schwingend. Aus der vermehrten Tücke seines Auges, aus dem Knirschen seiner Zähne und dem Runzeln seiner schmalen Stirn erkannte Trelawney die Absicht des Greises, der so rasch herbeigeeilt war, daß er kaum mit seinem Gewehr in Anschlag kommen konnte, doch glückte es ihm, den Schuß unter der linken Achselhöhle in den Leib zu jagen; er sprang hoch auf und bevor der Schütze zurückweichen konnte, fiel er auf

denselben nieder, so daß es ihm schwer war, sich unter dem stark blutenden Leichnam hervorzuwinden.

Beide gingen nun in die Hütte des Alten, welche sich wenig von dem unterschied, was man im Allgemeinen bei den Eingebornen der dortigen Gegenden findet, nur zeigte dieselbe etwas mehr Reinlichkeit und Behaglichkeit, auch befand sich an dem einen Ende der Hütte ein sehr sinnreich zugeschlossener Verschlag, welcher wahrscheinlich Sicherheit gegen Diebe gewähren sollte, wenn der Alte abwesend war. Er hatte einen guten Vorrath von Wurzeln und Früchten sorgfältig ausgebreitet, um das Faulwerden derselben zu verhindern.

Alle diese Angaben sind durchaus unwahr. Die Affen bauen sich kaum Nester, viel weniger Hütten, sie verstehen nichts vom absichtlichen Trocknen ihrer Vorräthe, sie bauen sich auch keine Verschläge mit künstlichen Schlössern, sie machen nicht weite Märsche aufrechten Ganges, sie bedienen sich wohl eines Stockes, um sich darauf zu stützen, aber keineswegs, um damit anzugreifen oder sich zu vertheidigen, und in solcher Art könnte man die Unterschiede zu Dutzenden aufzählen. Trelawney läßt einen niederländischen Arzt van Skoppelfeld auch ganz richtig darüber urtheilen, indem er sagt: derselbe gehöre nicht zur Ordnung der zweihändigen, sondern der vierhändigen Thiere; er habe ein schmales Becken, flache Sitztheile, lange Arme und kurze Daumen, kurz es sei ein Orang-Utang in der That dem Geschlechte Homo nahe verwandt, aber er habe dreizehn Rippen.

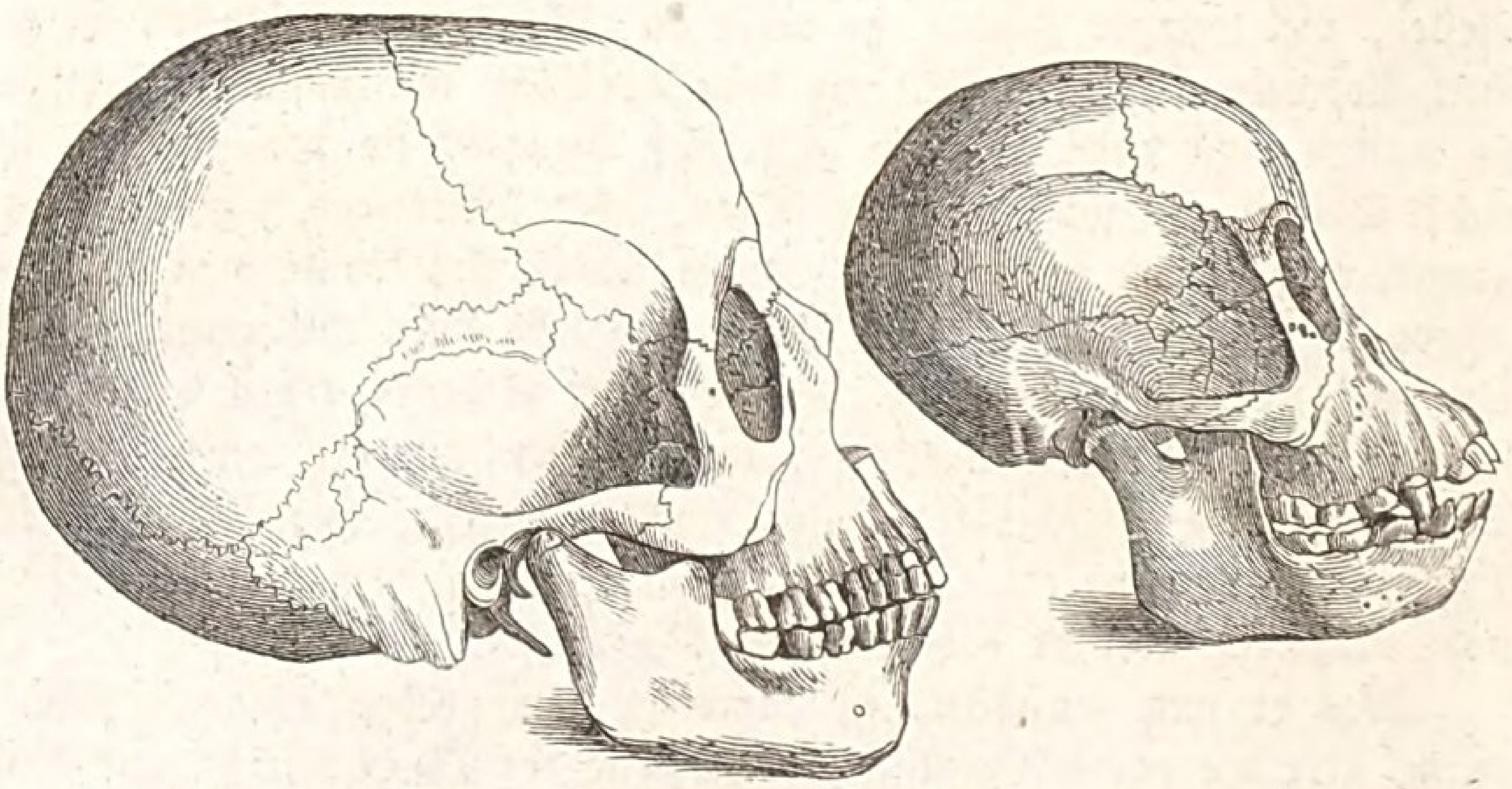
Was er nun hinzufügt, ist allerdings zum großen Theile satyrisch gemeint, aber wo es die eigentliche Lebensweise der Thiere betrifft, auch keineswegs richtig. Buffon sagt: „sie haben keinen Begriff von Religion, aber was schadet das? sie sind ebenso unverzagt und wild wie Sie, Mr. Trelawney, und dabei sehr sinnreich, was Sie gar nicht sind; überdem sind sie eine recht nachdenkliche und überlegende Art in der Welt, haben die beste Regierung, theilen ihr Land in Districte ein und machen sich nie eines feindlichen Einfalls schuldig, noch verletzen sie die Rechte Anderer. Alles dieses, weil sie keine Priester, keine Könige und keine Aristokratie haben. Sie werden von demokratischen Häuptern regiert, gehen in geschlossenen Haufen aus, bauen schöne Häuser und leben ungewöhnlich gut und essen mit großer Auswahl. Dieser muß ein Ausgestoßener sein, sehen Sie nur, er ist krank, hat Geschwüre und den Kropf an der Kehle. Auf seinem Körper zeigen sich viele Wunden. Ja er ist ein Ausgestoßener, ohne Zweifel verbannt aus der Gemeinschaft seiner Mitgeschöpfe. Ich will sein Gerippe aufbewahren, um es dem anatomischen Collegium zu Amsterdam zu schenken, es ist eine seltene Gattung."

Derjenige unserer Leser, der Neigung hat, nur im Mindesten nachzu-

denken, wird den satyrischen Ausfall Trelawney's von dem zu unterscheiden wissen, was eben derselbe für eine naturhistorische Notiz angesehen wissen will, und überall, wo dies letztere der Fall ist, sieht man wohl längst verjährte Mährchen, aber keineswegs wissenschaftliche Thatsachen herausleuchten.

Schädelformen der Affen und der Menschen.

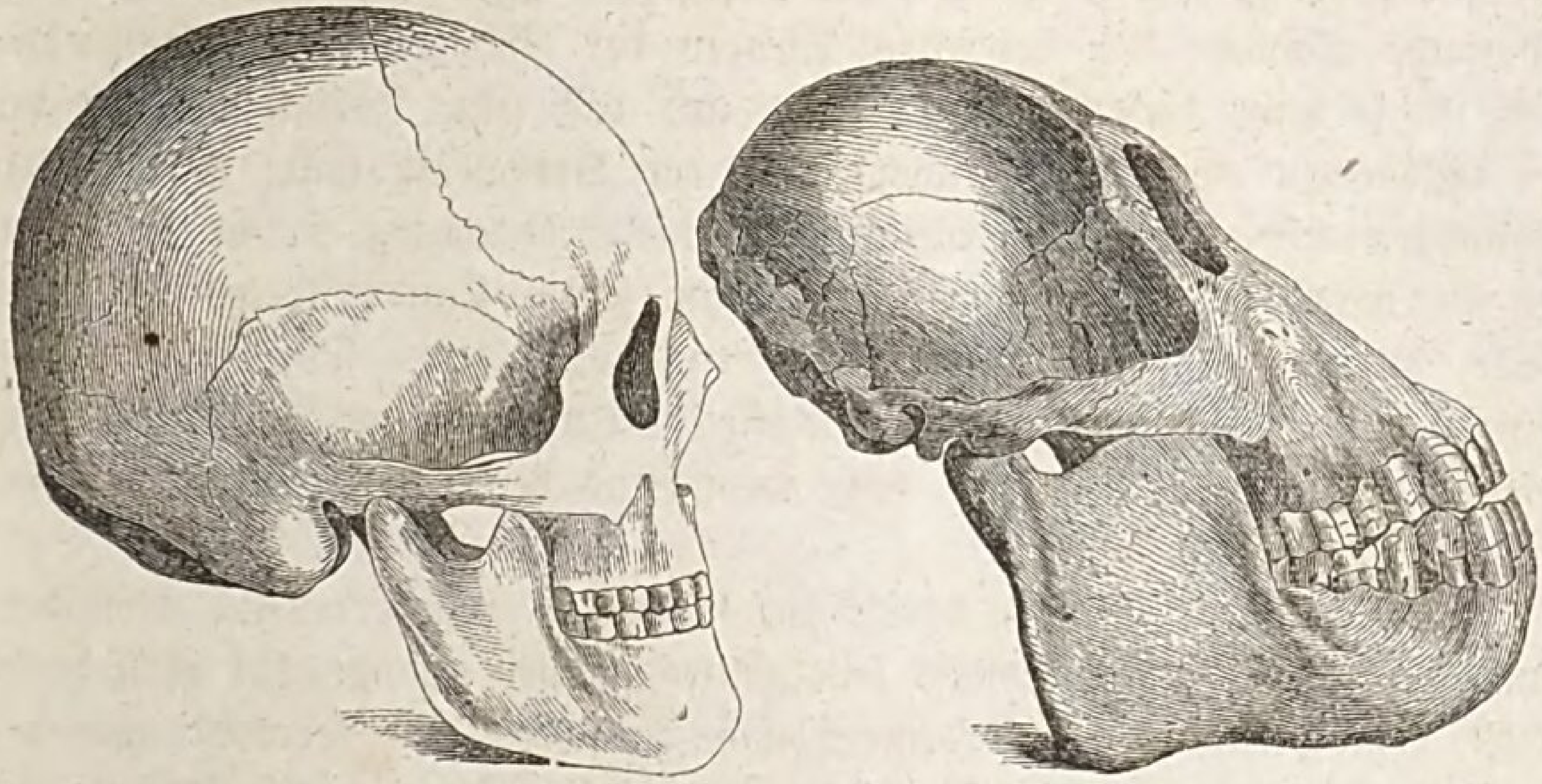
Um zurückzukehren auf den jungen Affen, so geben wir hier die Schädelform eines solchen, dessen ungewöhnlich großer Kopf, das will sagen dessen Hirnschale, sich allerdings in auffälliger Weise derjenigen



nähert, welche wir bei den Negern wahrnehmen, deren Schädelformen die erste Figur uns zeigt. Die Nähte, welche die einzelnen Theile der Hirnschale mit einander verbinden, liegen allerdings nicht vollkommen gleichmäßig verlaufend, wie denn z. B. die Kronennaht beträchtlich weiter bei dem Menschen nach hinten steht, als es bei dem Affen der Fall ist, und die Hinterhauptsnaht auch ganz anderen Verlauf und andere Endigungspunkte hat als eben dieselbe Naht bei dem Schädel des jungen Affen; jedenfalls aber nimmt man ein Verhältniß wahr, welches uns berechtigt, beide Schädel als ziemlich nahe verwandten Geschöpfen angehörig zu betrachten. Die Freßwerkzeuge springen in beiden Köpfen vor, die Zahnstellung ist so schräge, daß die oberen mit den unteren einen stumpfen Winkel bilden und auf solche Weise in den ausgebildeten Negerschädel das Thierische kommt, während in dem unausgebildeten Affenschädel das Menschliche vorwalten wird.

Nun vergleiche man aber den Schädel eines alten, völlig ausgebildeten

Affen, namentlich eines als höchst menschenähnlich betrachteten Orang-Utangs nicht allein mit dem Schädel des Negers, sondern mit dem des Europäers,



so wird man sofort wahrnehmen, daß die Gehirnhöhle, welche bei dem jungen Affen beinahe zwei Dritttheile des ganzen Kopfes einnimmt, hier dergestalt zurückgeblieben ist, daß sie nur noch ein Dritttheil des Ganzen bildet, daß obere und untere Kinnlade zusammengenommen mit der Nasengegend diesem rein auf die Materie angewiesenen Theile ein so ungeheures Uebergewicht verschaffen, daß daraus das angegebene Verhältniß hervorgehen muß.

Die Entdeckung, daß die beiden Affenschädel einem und demselben Thiere angehören, ist durch Cuvier gemacht worden, welchen man den Schöpfer der vergleichenden Anatomie nennen darf. Bei Betrachtung eines solchen, sehr menschenähnlichen Affenschädels ging er auf die genaue Ausführung der Maße zurück und suchte festzustellen, inwieweit die Verhältnisse sich gleich blieben, sich fortführen ließen und wie weit nicht. Auch ihn frappirte die Größe der Hirnschale des ihm vorliegenden Exemplars, und da es ihm nicht um oberflächliche Aehnlichkeit, sondern um naturhistorische Thatsachen zu thun war, so untersuchte er die vorkommenden Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, so weit es möglich war, und um noch alles Zweifelhafte festzustellen, meißelte er die Oberfläche eines Orang-Utang-Schädels auf und siehe, da fand er das Vermuthete, aber bis dahin allerdings nicht Bekannte, er fand in der zerstörten Kinnlade die zum späteren Vorrücken bestimmten Zähne, welche nun den so sehr menschlichen Orang-Utang zu einem dem Menschen höchst unähnlichen Pongo machten.

Beide Thiere leben auf Borneo und beide Thiere sind dasselbe, welches die Eingebornen sehr gut wissen, welches den Naturforschern jedoch so lange

fremd war, bis Cuvier die gedachte Entdeckung machte. Ohne sein Verdienst im Geringsten schmälern zu wollen, müssen wir übrigens sagen, daß er damit nur eine längst bekannte Erfahrung bestätigte, welche lediglich noch nicht auf andere junge Thiere als auf den Menschen angewendet worden war, die Thatsache nämlich, daß bei allen Thieren der Schädel unverhältnißmäßig groß ist, so lange dieselben jung sind, und daß seine Ausbildung erst mit der vollendeten Reife des Geschöpfes in das Verhältniß tritt, welches wir bei ausgewachsenen Thieren wahrnehmen, eine Beobachtung, welche Derjenige, der überhaupt Neigung hat zu sehen, an jedem Canarienvogel in seiner Hecke, an jedem noch blinden Hündchen machen kann. Der Kopf nimmt beinahe ein Dritttheil der ganzen Masse in Anspruch und bei einem neugeborenen Kinde hat der Kopf doch wenigstens den vierten Theil des Gewichtes der Gesammtmasse.

Durch diese Entdeckung verlor der früher so außerordentlich menschenähnliche Orang-Utang allerdings sein ganzes, bisher unangetastet gebliebenes Recht, dem Menschen außerordentlich nahe zu stehen, und betrachtet man den Schädel eines erwachsenen Menschen europäischer Race vergleichsweise mit dem Schädel eines Affen, so fällt allerdings die gerühmte Aehnlichkeit auf sehr enge Grenzen zusammen. Hier sehen wir, daß der Menschenschädel, das will sagen die große Höhle, in welcher das Gehirn ruht, reichlich drei Viertheile des ganzen Kopfes beträgt, daß die Kinnladen dergestalt zurücktreten, daß eine von der Stirn bei der Nase und dem Munde vorbeigeführte Linie beinahe senkrecht wird, daß die Zähne ferner nicht mehr einen stumpfen Winkel mit einander machen, sondern senkrecht auf einander stehen. Man pflegt zu sagen, daß dieser Schädel besonders schön und edel geformt sei und daß dieses uns nicht in Verwunderung setzen dürfe, da die Zeichnung nach dem Schädel unseres berühmtesten deutschen Dichters gezeichnet sei. Hierauf allerdings glaubt der Verfasser nur wenig Werth legen zu dürfen, denn er hat Menschen gekannt, welche eine so klassische Schädel- und Gesichtsbildung hatten, daß ein Laie in Sachen der Kunst, der nicht gewußt, der berühmte Apollo von Belvedere sei ein mehr als 2000jähriges Werk, unbedenklich zugegeben haben würde, der Schöpfer dieser überaus schönen Statue habe den eben gedachten jungen Mann zum Vorbilde gehabt, und dieser schöne Mann genoß einer so glücklichen Bornirtheit, daß er sich wirklich für etwas hielt, ein Fall, der dem Verfasser mehrmals vorgekommen, indessen wiederum die treuesten Bilder Kant's und unserer berühmtesten Philosophen und Dichter — Schelling, Hegel, Lenau, Schwab, Uhland — durchaus nicht jenen idealen Schädelformen entsprechen.

Allein dies ist auch gar nicht nöthig, es handelt sich keineswegs darum, zu beweisen, daß ein geistreicher Mann einen Schädel haben müsse wie

Hardenberg oder Schiller (was überhaupt gar nicht bewiesen werden kann, sondern darum, daß die am höchsten stehende kaukasische Race eine Schädelbildung habe, die sich der eben gedachten am auffallendsten nähere und die von der Schädelbildung des Affen am weitesten abweiche.

In früheren Zeiten hat man blödsinnige Menschen mit den Thieren verglichen und hat vor allen Dingen in der Schädelbildung den Grund des Blödsinns zu finden gedacht, man hat gesagt, weil der Schädel dieses Menschen affenähnlich geformt erscheint, darum muß er auch dem Affen ähnlich, beschränkten Geistes sein; aber auch hier findet ein ganz entschiedener Irrthum statt, der Affe ist keineswegs beschränkten Geistes, nur ist er kein Mensch, sondern ein nicht mit Vernunft begabtes Thier, der Blödsinnige dagegen ist durchaus nicht so pfiffig, nicht so schlau, bei weitem nicht so gelehrig wie der Affe, er hat nicht nur keine Vernunft, sondern es fehlt ihm auch an dem Instinct und an all denjenigen Aeußerungen eines geistigen Lebens, an denen der Affe so reich ist. Es findet nur in einer einzigen Hinsicht Aehnlichkeit zwischen dem Affen und dem Blödsinnigen statt, nämlich in der Lebhaftigkeit seines Geschlechtstriebes (wozu aber kein geistiges Leben erforderlich ist), in allen übrigen zeigt der Blödsinnige sich als ein krankes Geschöpf, der Affe dagegen als ein gesundes, und es ist ganz unstatthaft, aus der Schädelbildung auf einen heruntergekommenen Geist zu schließen.

Viele Verunstaltungen des Schädels rühren von Zufälligkeiten her, von einer ungeschickten Behandlung im Acte bei der Geburt, von einer späteren absichtlichen Veränderung der Kopfform, wie dies namentlich an den Schädeln mehrerer mittelamerikanischen Völker wahrgenommen wird, wo der Kopf bald nach der Geburt des Kindes mit entschiedener Absichtlichkeit verunstaltet wird, und dennoch sind durchaus keine Thatsachen vorhanden, welche beweisen könnten, daß wirklich der Verstand der so gemißhandelten Kinder dergestalt zurückgehalten oder sonst modificirt worden, als man unter solchen Umständen zu glauben pflegt und glaubhaft machen will. Selbst Carus sagt, obschon er der Schädelform ihr Recht angedeihen läßt — „Das, was von außen auf den Schädelbau gewirkt hat, kann ihn beschränken, ihn hemmen, aber nichts in ihm erzeugen, erschaffen.“ Wird z. B. der Kopf während eines langsamen und schwierigen Durchganges durch das mütterliche Becken gewaltsam in seiner Form verändert, so sieht man den mit dem Scheitel vorausgeborenen Kopf zuweilen thurmartig in die Höhe getrieben (einen Schädel dieser Art zeigte sowohl Walter Scott als der Graf Harrach, Vater der Fürstin von Liegnitz) oder es wird der langsam mit dem Hinterhaupte vorausgehende Kopf zu ungewöhnlicher Länge ausgedehnt dergestalt, daß etwas davon für das Leben zurückbleibt.

Auch bei der absichtlichen Veränderung werden die inneren Hirnorgane

gewiß in ihrer Lagerung verändert werden, hinsichtlich ihrer inneren Bedeutung aber um so mehr ohne Abweichung bleiben, als ihr inneres Structurverhältniß dabei sich nicht um ein Bedeutendes zu verändern braucht. Man wird daher bei den ungewöhnlichen Schädelformen sich nicht verleiten lassen dürfen, auch ungewöhnliche Geisteseigenschaften vorauszusetzen, sondern sich bemühen müssen, das ursprüngliche, nur von Innen heraus angeregte Bildungsverhältniß der einzelnen Schädelgegenden sich stets deutlich zu machen und hiernach erst die Beurtheilung einzuleiten.

Es wird auch ganz unstatthaft sein, aus den Eigenschaften, welche verwilderte Kinder zeigen, auf diejenigen zu schließen, die nicht verwilderten ursprünglich eigen sein müssen, wie wir später zeigen werden.

Der aufrechte Gang.

Wir haben weiter oben die aufrechte Stellung des Menschen berührt und müssen das Nähere nunmehr hinzufügen, um zu zeigen, wie durchaus nothwendig die aufrechte Stellung für den Menschen sei. Wir müssen es um so mehr, als viele Leute aus der Art, wie das Kind sich bewegen lernt, auf den Schluß kommen, die geneigte Lage, die auf allen Vieren, sei diejenige, welche dem Säugethier als angemessener erachtet werden müsse.

Die Gliedmaßen des Kindes, des neugeborenen, sind so weich und biegsam, daß sie das Körperchen nicht tragen, es ist Zeit dazu erforderlich und reichliche Uebung, um den Knochen und den Muskeln diejenige Widerstandsfähigkeit zu geben, welche durchaus erforderlich ist, um den Körper in aufrechter Stellung zu erhalten und um nicht zusammenzubiegen unter seinem Gewicht, und daß unvernünftige Kindermädchen und Eltern das aufrechte Gehen der Kinder zu früh veranlassen, hat sehr häufig jene häßliche Entstellung und Verkrüppelung zur Folge, die man mit dem Ausdruck Säbelbeine bezeichnet, die Beine werden krumm. Wie nachtheilig ein solcher Zwang nicht nur bei Kindern, sondern auch noch viel später und selbst noch am Anfange der zwanziger Jahre wirkt, kann man an Cavalleristen wahrnehmen, welche sehr früh zu ihrer Waffe gegangen sind, noch mehr vielleicht bei sogenannten Stallmeistern, bei Lehrern der Reitkunst, welche noch früher angefangen und das Metier fortsetzen; ihre Beine sind stark gekrümmt.

Dem Kinde ist das Gehen unmöglich, es ist nicht wie das aus dem Ei kriechende Hühnchen sofort im Stande, davon zu laufen, es ist nicht im Stande, wie das neugeborene Füllen eine Stunde nach der Geburt aufzustehen, umherzuschwanken mit gespreizten Beinen und schon am nächsten Tage ganz munter einherzulaufen, es ist nicht einmal in der Lage des Hündchens, welches doch wohl in vierzehn Tagen das Lager der Mutter, wenn auch nur

auf ganz kurze Zeit verläßt. Es ruht hülflos auf seinem Rücken und bildet seinen Körper bewußtlos im Schlaf durch Zunahme von Muskelsubstanz, von Knochensubstanz aus, und es beginnt schon am ersten Tage, wenn es wacht, zu turnen, und dieses Turnen setzt es fort Monate lang, Halbjahre lang. Man sagt, der Junge strampelt, er zieht den rechten Fuß an sich und stößt ihn von sich, er zieht den linken Fuß an sich und stößt ihn von sich und so dauert dies ununterbrochen fort, so lange das Kind wacht.

Diese Bewegung, die es auch in geringerem Grade mit den Armen macht, ist durchaus nothwendig für die Ausbildung des Körpers, die Muskeln werden dadurch gestärkt und wenn das Kind sich frei genug fühlt, so wendet es die gestärkten Muskeln ganz von selbst an, es dreht sich von der Rückenlage auf die Seite und fängt an zu kriechen, aber nicht auf Händen und Füßen, denn das geht gar nicht, sein Hintertheil würde viel zu hoch stehen, das Gesicht vorne herabhängen und es zwischen Armen und Beinen durch nach hinten sehen, wenn es sich überhaupt in der Stellung erhielte, das Wahrscheinlichere ist, das es über seinen Kopf hinwegfällt, daß es sich überschlägt, es geht daher auf Händen und Knieen, dies ist der natürliche Gang des Kindes. Nun wird aber schwerlich irgend ein vernünftiger Mensch behaupten wollen, die Kniee seien dasjenige, worauf der Mensch im natürlichen Zustande, im ungekünstelten zu gehen habe.

Ohne alle Anleitung zeigt das Kind auch, daß diese Gangart ihm nicht lange gefällt. Wie es sich aus seiner Rückenlage auf Hände und Kniee gebracht, sobald es seine Kräfte fühlte, ebenso erhebt es seinen Körper, sobald der Rückgrath und die Beinmuskeln stark genug sind. Das Kind sagt sich selbst darüber nichts, denn die Ueberlegung fehlt ihm, aber es thut, als wenn es überlegt hätte, und es prüft seine Kräfte, wie wenn es wissen wollte, ob sie ausreichen; an einem Stuhl, an dem Knie der Mutter, an einem Geländer richtet das Kind sich auf, sichtlich erfreut, daß es ihm gelungen ist, und von nun an läßt sich's auf die Kniee nur dann nieder, wenn es müde ist.

Das freie Gehen, ohne sich an einem Gegenstande festzuhalten, wird dem Kinde sehr schwer, auch ist es in der That eine Aufgabe von nicht geringem Belang. Nimmt man an, das Kind habe seine Kräfte vollkommen ausreichend für die gedachte Operation geübt, es könne also auf zwei Beinen ohne die geringste Beschwerde stehen, so wird es doch ohne einen Anhaltspunkt nur ungerne schreiten, weil durch das Aufheben eines Fußes das Gleichgewicht vollständig verloren geht. Der Körper ruht auf zwei Stützen, die in dem Fuße eine genügend breite Grundlage haben, sobald der schreitende Mensch eine von diesen Stützen fortnimmt, so ist die eine Hälfte seines Körpers ohne

Haltepunkt und der Mensch, der dieses Experiment mit Absicht macht, fällt rettungslos zu Boden.

Das Kind fühlt die Gefahr, es setzt deshalb die Beine breit aus einander, macht kurze Schritte, um die weggenommene Stütze sogleich wieder unterzustellen, und auch wenn es sich allmälig an die Gefahr gewöhnt und sie zu überwinden gelernt hat, behält es doch noch den Gang, welchen wir an zweibeinigen, breitspurig gehenden Thieren, wie z. B. an Gans und Ente wahrnehmen, sie watscheln, und es ist Sache des Erziehers, dem Kinde diese sehr natürliche Untugend abzugewöhnen dadurch, daß man es lehrt, die Füße beim Gehen so nahe wie möglich aneinander vorbeizuführen, dadurch kommen sie unter die Mittellinie des Körpers und derselbe bleibt auch noch gestützt, wenn nur ein Fuß am Boden steht. Wer aber einen noch so wohl ausgebildeten Gang hat, wird doch beim langsamen Schreiten das Schwanken des Körpers nicht vermeiden können, und derselbe wird vom rechten auf den linken und vom linken auf den rechten Fuß schwanken, die sorgfältigste Gewöhnung kann nichts weiter thun, als dieses in gewisse Grenzen zurückführen.

Wie sehr der aufrechte Gang ein Eigenthum des Menschen ist, geht aus dem Bau seines Knochengerüstes hervor. Wir könnten sogleich die Beckenknochen anführen, als einen Beweis für die Nothwendigkeit der Aufrechtstellung; kein vierfüßiges Thier hat ein so gestaltetes Becken, an dessen einer Seite die unteren Glieder hängen, während an der entgegengesetzten Seite die oberen Theile darauf stehen, aber dies wollen wir bei Seite lassen, weil es überhaupt einen ganz anderen Zweck hat und dieses unser Thema nicht berührt.

Was den aufrechten Gang angeht, ist die Zusammenfügung des kugelförmigen Gelenkknorpels der großen Beinröhre mit der etwas mehr als halbkugelförmigen Gelenkkapsel in dem Hüftknochen. Die Form dieser beiden Theile ist bei allen Säugethieren so ähnlich, daß derjenige, der kein Studium aus der Sache gemacht hat, sie gleich nennen würde, aber an dem Hüftknochen fällt auch dem Laien in dieser Wissenschaft sofort auf, daß die Gelenkkapsel in demselben eine ganz andere Stellung hat beim Thiere als beim Menschen. Richtet sich das Thier empor, so daß es auf den Hinterbeinen steht, so wird man sagen, die halbkugelige Oeffnung sei nach vorne gewendet, beim Menschen dagegen steht diese Kapsel so, daß man gezwungen ist zu sagen, sie gehe nach unten. Dies letztere aber ist für ihn die einzig brauchbare Lage, und damit diese es bei dem Vierfüßler gleichfalls werde, muß es seinen Leib horizontal legen, alsdann nämlich ist die Oeffnung der Gelenkkapsel gleichfalls nach unten gekehrt.

Befestigungsart des menschlichen Beines.

Der menschliche Fuß von seinem Aushängepunkte bis zur Zehenspitze, so vielgliederig er ist, hängt doch an einem einzigen Sehnenstrange, welcher aus der Mitte der Gelenkkapsel im Hüftbein nach der Mitte des Gelenkknorpels in dem Knochen des Hüftbeins geht. Sonderbar genug, dieses an sich sehr starke Sehnenband, dessen Existenz man so lange kennt, als es überhaupt Anatomen gegeben hat — dieses Band ist viel zu lang, um wirklich das Bein zu tragen. Wenn man einen Schritt macht, wir wollen annehmen, durch Muskelanstrengung das Bein hebt, um es eben dadurch weiter zu setzen, so müßte diese Anstrengung enorm sein, und würde sehr bald den Fußgänger ermüden, wenn sie dasjenige ersetzen sollte, was dem Sehnenband fehlt, die Tragekraft. Es war dem Professor Weber in Leipzig vorbehalten, die ganz neue Entdeckung zu machen, daß dieses Band durchaus nicht dazu diene, den Schenkel zu halten und zu tragen; es ist ein durchaus anderes, rein physikalisches Princip, worauf diese Tragung beruht, es ist der Luftdruck, der dieses allein bewirkt.

Die beiden Gelenkflächen, die innere sowohl als die äußere, sind mit einer außerordentlich dichten, wie Milchglas aussehenden Knorpelsubstanz überzogen. Die beiden Theile passen auf das Allergenaueste auf einander, es ist nirgends Spielraum zwischen den Gelenkflächen, um auch nur ein Menschenhaar aufzunehmen, gleichzeitig werden beide Gelenkflächen durch eine eigene Flüssigkeit, die man Gelenkschmiere nennt, im Zustande der allerleichtesten Beweglichkeit erhalten. In solcher Weise zusammengesetzt, hängt das ganze schwere Bein an dem Oberkörper, ohne daß die allerdings sehr mächtige Muskulatur nöthig hätte, irgend etwas dabei zu thun. Hierüber sind sehr belehrende Versuche gemacht worden, man hat die sämmtlichen Muskeln des Beines an einem Leichnam durchschnitten und sie zurückgestreift, bis Knorpel und Knochen gänzlich entblößt waren, und dennoch senkte sich der Beinknorpel nicht aus seiner Pfanne herab, als man aber von oben her eine Oeffnung in die Pfanne bohrte, fiel, sobald die Knorpelsubstanz durchdrungen war, das Bein aus der Pfanne soweit herab, als der darin befindliche Sehnenstrang es irgend gestattete, und als das Bein in seine Lage zurückgebracht und die gemachte Oeffnung mit weichem Wachs verschlossen war, haftete es wieder ganz bequem in der Pfanne und fiel daraus nicht hernieder.

Die innere Fläche der Pfanne hat bei einem ausgewachsenen Menschen eine Oberfläche von vier bis fünf Quadratzoll, der Druck der Luft auf einen Quadratzoll beträgt 15 Pfund. Sind zwei Flächen von vier bis fünf Quadratzoll luftdicht auf einander gedrückt, so braucht man, wenn die Luft

zwischen ihnen wirklich ganz entfernt ist, 60 bis 75 Pfund, um sie aus einander zu reißen, man kann dieses Experiment mittelst der Luftpumpe an den magdeburgischen Halbkugeln sehr leicht versuchen, und man würde es auf das Allergenaueste bestätigt finden, wenn die Luftpumpe wirklich einen völlig luftleeren Raum herzustellen vermöchte, sie giebt aber nur einen luftverdünnten Raum, darum wird man ein paar Guerikische Halbkugeln von vier Quadratzoll Durchschnittsfläche schon bei 58 bis 59 Pfund angehängten Gewichts sich trennen sehen. Was die Natur aber macht, ist vollkommen und leidet nicht an den Fehlern menschlicher Arbeit, so trägt denn die Gelenkkapsel von vier Quadratzoll wirklich 60, und die von fünf Quadratzoll wirklich 75 Pfund, und dieses ist genug, um auch das Bein eines Riesen nicht sinken zu lassen, zugleich ist es die leichteste Aufhängungsart. Das so aufgehängte Bein, von seinen Muskeln rings umher getrennt, pendulirt sehr lange hin und her, ehe es zur Ruhe kommt.

Diese Pendelbewegung selbst ist das Gehen, der Körper wird vorwärts geneigt und alsbald fällt das ein wenig gehobene Bein vorwärts und fällt soviel weiter nach vorne über, als es hinter der senkrechten Linie bei der Neigung des Körpers zurückgeblieben war. Diese ganze Bewegung ging ohne Hülfe der Muskeln vor sich, erst wenn der Fuß wieder auf dem Boden steht, tritt die Muskulatur in Wirkung, um ihn zu strecken und steif zu halten, damit der vorwärts sinkende Körper an ihm eine kräftige Stütze habe.

Jetzt sinkt beim zweiten Schritte das andere Bein, welches beträchtlich hinter dem niedergesetzten steht, wie ein von seiner Hemmung befreiter Pendel vorwärts, und zwar weiter als bis zur Mittellinie, so viel über dieselbe hinaus, als es beim beginnenden Schritte hinter ihr gestanden hatte. Die Muskulatur des Beines hat nur das Auslösen der Knie- und Fußgelenke und das darauf folgende Strammhalten des Beines zu besorgen, das Gehen selbst ist lediglich Sache der Pendelbewegung, und dies ist auch der Grund, weshalb man so viel Schritte machen kann, ohne müde zu werden. Für einen jungen gesunden Mann ist ein Marsch von zwei Meilen, wobei er 24,000 mal schreiten muß, nur ein Spaziergang, der ihn nicht im Mindesten anstrengt.

Daß diese Ansicht von der Sache die richtige sei, sieht man daran, daß die Ermüdung sehr bald eintritt, wenn man die Pendelbewegung hindert und die Muskeln statt derselben braucht. Dies findet z. B. statt, wenn man eine Treppe hinaufsteigt. Einen Thurm, welcher 400 Stufen hat, zu besteigen ist keine geringe Aufgabe, und sollte man dieselbe lösen, ohne einige male auszuruhen, so würde man sicherlich dadurch sehr viel mehr angestrengt, als hätte man nicht zwei, sondern sechs und mehr Meilen zurückgelegt, ja es bedarf gar nicht des Treppensteigens, schon ein so mäßiges Bergangehen, daß 12 Schritte die Höhe einer Treppenstufe haben, macht sich durch Müdigkeit in den Beinen

bemerklich und bei stärkerer Steigerung immer mehr. Im Falle des Gehens auf ebener Fläche bleibt die Muskelbewegung fast ganz aus dem Spiel, im Falle des Bergansteigens haben die ungeübten Muskeln den Körper immerfort zu heben.

Beim Laufen findet ganz dasselbe statt, wie beim Gehen, die Bewegung ist nur schneller und die Schritte sind weiter, die Art der Bewegung ist die nämliche, das Penduliren des Beines spielt immer eine Hauptrolle.

Man wird fragen, wozu denn nunmehr das vielbesprochene Sehnenband sei, welches die beiden Gelenktheile mit einander verbindet. Einen Zweck muß es nothwendig haben, wenn die Natur nun einmal nichts Zweckloses macht. Hierauf hat vor 15 Jahren der Professor Retzius in Stockholm Antwort gegeben: es dient dazu, das zu weite Drehen des Beines in seiner Pfanne zu verhindern.

Wenn eine Kugel in einer hohlen Halbkugel steckt, so kann sie rundum gedreht werden, so oft man will, einmal um ihre Achse — zehnmal — hundertmal. Bei einem Beine in seiner Pfanne würde die Muskulatur dies allerdings verhindern, aber das Sehnenband ist darum nicht überflüssig, es hat eine bestimmte Länge, eine bestimmte Stärke und es verhindert, daß das Bein sich weiter als zur Hälfte um seine Achse drehe. Das Bein kann also aus seiner gewöhnlichen Lage zur Rechten um einen Viertelkreis und zur Linken um einen Viertelkreis gedreht werden. Sieht man bei sogenannten Akrobaten, bei Kunstreitern, besonders bei deren Possenreißern mehr als das Gedachte, so rührt dieses von unendlicher Uebung und Anstrengung in früher Jugend her und ist unnatürlich.

Die Kopfstellung betreffend, welche wir auch bereits berührt haben, so ist auch sie ein Beweis für die Nothwendigkeit des aufrechten Ganges, denn der Kopf steht nur in diesem Falle ohne Unterstützung der Muskeln fest auf den Halswirbeln; sobald eine Neigung des Oberkörpers eintritt, müssen die Nackenmuskeln ihn halten, müssen sie angespannt werden. Die Augenstellung des Menschen ist so, daß er auf Vieren gehend, nur den Boden unmittelbar vor sich übersehen könnte und auch dieses nicht, ohne eine mit Absicht gemachte Anstrengung der Genickmuskeln. Sollte er aber den Kopf so weit erheben, daß er mit den Augen vorwärts schaut, so würde dieses ihm eine sehr bald schmerzhaft werdende Anstrengung verursachen. Die Augen der Säugethiere sind so gestellt, daß sie, auf allen Vieren gehend, selbst bei niederhangendem Kopfe nicht unter sich, sondern vorwärts sehen. Wenn man die Augenachsen nach hinten verlängert und von den Rückenwirbeln oder Halswirbeln durch das Hinterhauptsloch eine Linie rückwärts zieht, so kreuzt diese sich mit der vorhergedachten so ziemlich unter rechtem Winkel. Thut man dasselbe bei einem Säugethiere, so werden beide Linien fast parallel.

Es wird wohl kaum weiterer Beweise bedürfen, daß die aufrechte

Stellung diejenige sei, welche dem Menschen zugehörig ist, und zwar ihm allein, denn bei keinem anderen Thiere findet man die genannten Eigenheiten ausgebildet. Zu dieser Anordnung stimmt die Breite der Brust und des Beckens, durch welche Arme und Beine vollständig zur Seite des Gerippes gerückt werden, während sie bei den Thieren unter eben diesem Gerippe liegen; zu dieser Stellung gehört die Stärke der Muskeln, welche Fuß und Schenkel ausdehnen, besonders die Waden und die Gefäßmuskeln und die weit höhere Anfügung der Biegemuskeln des Unterschenkels, wodurch der Fuß ganz gerade gestreckt werden kann; die Verschiedenheit der Hand- und Fußflächen, auf deren letztern die Schenkel vertical stehen, d. h. mit der Sohle einen rechten Winkel bilden.

Zu der aufrechten Haltung des Menschen ist der Kopf nicht nur durch die Stellung seiner Augen, durch seine Befestigung auf dem Rumpf in der Mitte seiner Basis, ein bequemes Gleichgewicht bedingend, geeignet, sondern auch noch durch sein Adersystem, dessen Arterien dem Gehirn zwar reichlich Blut zuführen, dessen Venen aber ohne aufhaltende Klappen oder Ventile dieses Blut auch ebenso schnell wieder hinwegströmen lassen, als es zu demselben gelangt. Würde bei dieser Einrichtung der Kopf so gesenkt sein, wie er es werden müßte, wenn der unglückliche Mensch auf allen Vieren ginge, so würde das Blut, welches durch ein mächtiges Pumpwerk in den Kopf gehoben wird, nun auch noch von selbst dahin strömen durch die Neigung, wie überhaupt alle Flüssigkeiten in schräg liegenden Röhren sehr schnell abwärts sinken. Umgekehrt würde aber das ausgediente Blut innerhalb der Venen durchaus nicht ohne Hinderniß das Gehirn verlassen, es würde sich stauen, es würde stocken. Die Arterien mit sehr starkem Fall würden es zu rasch und zu gewaltsam in die Gehirnhöhlen drängen, dagegen umgekehrt die starke Steigung der Venen den Abfluß verhindern müßte und die nothwendige Folge, ein steter Druck und eine damit verbundene Betäubung, sich von selbst ergeben würde.

So groß der Kopf ist, den der Mensch auf seinen Schultern trägt, so wenig ist er doch geeignet, irgend etwas im eigentlichen Sinne zu thun, körperlich zu thun; das Tragen von Lasten auf dem Kopfe ist jedenfalls ein Mißbrauch desselben. Allerdings ist dieser Mißbrauch in manchen Ländern allgemein eingeführt, namentlich in gebirgigen Gegenden sieht man Mädchen und Frauen gar nicht unbedeutende Lasten auf den Köpfen tragen, und in Südamerika kennen die Neger gar kein anderes Mittel, etwas fortzuschaffen, als es auf den Kopf zu setzen, gleichviel ob Einer fünf Tonnen oder ob fünf Neger einen großen Flügel tragen, es geschieht immer mit dem Kopfe; aber derselbe ist dazu weder gestaltet, noch ist es ihm dienlich, noch ist die Muskulatur des Halses dazu gemacht. Die Neger freilich brauchen ihn auch gleich den Wid-

dern um sich damit zu bekämpfen; ihre Schädelknochen sind fingerdick und vermögen dergleichen ohne beträchtlichen Schaden auszuhalten, aber der Zweck des Kopfes kann dies nimmermehr sein.



Die Neger tragen Alles auf dem Kopfe.

Das pflanzenfressende Thier so gut wie das Raubthier hat ein vorstehendes Gebiß, womit das eine seine Nahrung vom Boden abrauft und womit das andere das Fleisch der getödteten Thiere von den Knochen abreißt und abnagt. Welch eine jämmerliche Rolle würde der Mensch spielen, wenn er auf solche Weise sich die Speisen aneignen wollte, er hat weder Hauer zum Zerfleischen, noch vorstehende Schneidezähne, um Kräuter damit abzurupfen; er hat keinen Rüssel, um damit die Erde aufzuwühlen, — und wenn ein Mensch einen bis zur Ungestalt gehenden großen Mund hat, so ist derselbe doch immer noch viel kleiner als der des Affen, und seine Zähne sind bei weitem nicht so geschickt, um Etwas zu fassen und zu zermalmen, als die Zähne dieses, wie man behauptet, menschenähnlichsten Thieres. Ja es scheint beinahe, als ob er überhaupt nicht auf rohe Nahrung angewiesen wäre und als ob die Natur ihm auch darum Verstand gegeben, damit er sich durch das Feuer Speisen bereite, deren er bedarf, und sie nicht roh genieße, da sie ihm in dieser Gestalt weniger zuträglich sind. Man findet beinahe kein Volk, das gänzlich und nur rohe Nahrungsmittel genösse, kein Volk, das unbekannt mit dem Feuer

wäre, wenn schon die mehrsten nicht grade unsere Kochkunst haben, sondern die zur Nahrung bestimmten Substanzen, namentlich das Fleisch, nur wenig verändern, was wiederum kein Fehler ist, da unser ausgekochtes Fleisch sicherlich bei Weitem weniger werth ist als dasjenige Nahrungsmittel, dessen Eiweißstoff noch nicht vollständig erhärtet, noch nicht ganz oder doch zum Theil unverdaulich geworden ist.

Fernere Vergleiche zwischen dem Körperbau des Menschen und des Affen.



Alter Orang-Utang von Borneo.

Die viel besprochene Aehnlichkeit mit dem Affen betreffend, so wollen wir uns einen solchen menschenähnlichen Affen ein wenig näher betrachten. Wir haben hier einen alten, ausgewachsenen Orang-Utang von Borneo vor uns, welcher zwar aufrecht steht, aber sich doch gerne auf einen tüchtigen Knüppel stützt, welcher auch keineswegs auf seinen Sohlen geht, sondern auf den äußersten Rändern derselben, was allein schon zur Genüge beweisen würde, wie wenig dieses sein natürlicher Gang sei. Die Hand hat allerdings etwas Aehnlichkeit mit der des Menschen, nur sind die Finger ganz außerordentlich lang und der Daumen ist beträchtlich kürzer, auch sind die Nägel so schmal, daß sie sich schon krallenartig gestalten. Nun aber, welche furchtbare Länge hat der Arm; er reicht mit demselben bis zur Erde oder we-

nigstens bis an die Ferse, indessen die Hände des Menschen nur bis zur Mitte der Schenkel gelangen. Ersichtlich sind die Hinderhände kürzer als die Vorderhände, abgesehen von der Hand selbst, haben die beiden vorderen Armknochen zusammengenommen eine beträchtlich größere Länge als die beiden gleichnamigen Knochen der hinteren Glieder.



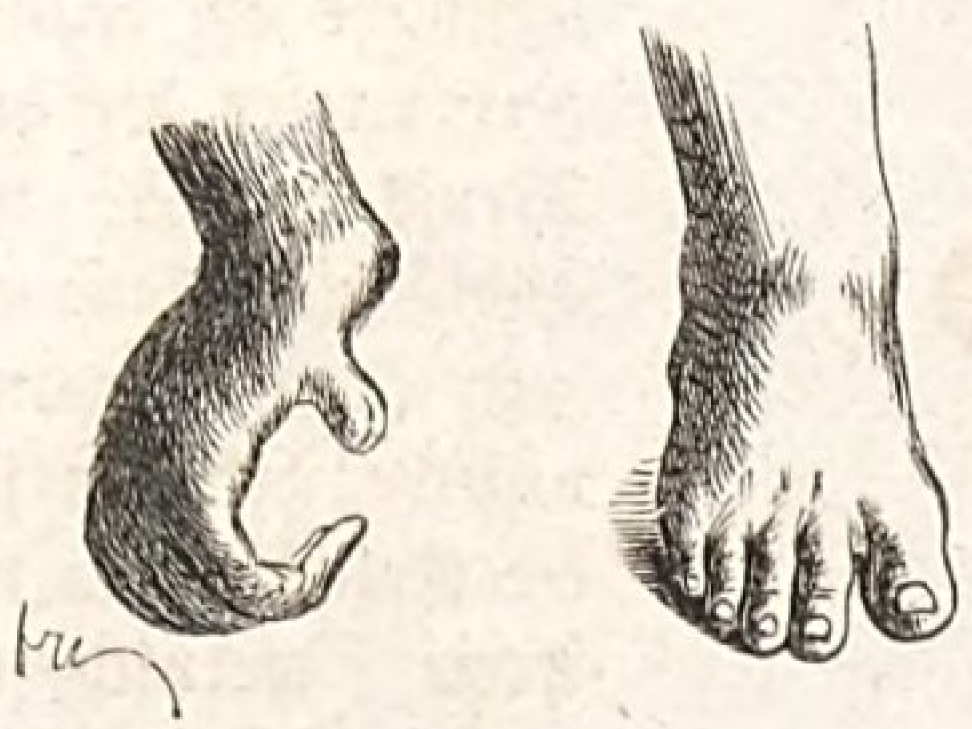
Skelett des Menschen des Gorilla des Chimpanse des Orang des Gibbon.

Sehr viel deutlicher wird uns dieser Unterschied noch werden, wenn wir das Skelett eines Menschen mit dem Skelett der Affen vergleichen. Wir sehen hier nicht nur die unverhältnißmäßige Länge der oberen Extremitäten an vier verschiedenen Species, wir sehen auch die anderen Unterschiede sehr deutlich hervortreten. Bei dem Menschen ist das Schlüsselbein lang und gestreckt, und am Ende desselben befinden sich die Gelenkkapseln der Arme, wodurch die große Schulterbreite entsteht, welche verhältnißmäßig gar kein anderes Thier hat, darunter wölbt sich die Brust zwischen den

Schultern am breitesten, und von da abwärts gehend werden die Rippen immer kürzer, das bildend, was man Taille nennt, und was unsere Damen veranlaßt, die Natur bedeutend zu verbessern, dem menschlichen Körper möglichst annähernd die Wespengestalt zu geben.

Wenden wir unser Auge auf die Affen-Skelette, so sehen wir, daß die Rippen sich immer weiter auswärts biegen, so daß die Stelle der Taille ein breit werdender Bauch einnimmt.

Betrachten wir den Kopf, so sehen wir den des Menschen der Kugelgestalt sehr nahe kommen, indessen der der Affen durch einen Kamm auf der Mitte des Kopfes, durch breite Jochbogen von der Augengegend weit nach hinten gehend und durch enorme Kinnladen mit ebenso ungeheuren Zähnen, ein langgezogenes und eckiges Aussehen erhält. An den Händen nehmen wir wahr, daß die überaus kurzen Daumen nicht über die Mittelhandknochen hinausragen, indessen die des Menschen so viel länger sind, daß sie bis über die Mitte des ersten Fingergliedes gehen. An den Füßen zeigt sich gleichfalls ein Daumen, welcher der Hinterhand ebenso entgegengesetzt ist, wie der obere Daumen der Vorderhand. Beim Menschen dagegen sehen wir keinen Daumen, sondern einen großen Zeh, der bis auf die beiden letzten Glieder mit dem breiten Fuß verwachsen ist und sich nur um ein Weniges kürzer zeigt, als der neben dem Daumen stehende Zeh. (Wenn derselbe nämlich, wie es gewöhnlich der Fall ist, sich länger zeigt als der erste Finger oder Zeh, so ist dieses eine Verkrüppelung, welche der Mensch durch seine Modethorheiten herbeigeführt. Die vollkommene Form des Fußes sieht man in der Regel nur an Werken der Bildhauer und an Kindern, welche noch niemals Schuhe auf den Füßen gehabt haben, also an Kindern vor Ablauf des ersten Jahres.) In der nebenstehenden Figur sehen wir den gedachten Unterschied auffallend genug hervortreten. Der Fuß des Affen ist eine wahre Hand, daher man sie auch mit Recht seine Hinterhand nennt; der Fuß des Menschen dagegen hat nicht das allergeringste Händeartige, er entspricht ganz anderen Zwecken und ist nach diesen gestaltet.



Wenn man allerdings diese Affen und deren Gerippe nicht in natura sieht, sondern die Beschreibungen der Reisenden aus dem vorigen Jahrhundert liest, so ist es kein großes Wunder, wenn man sie für menschenähnlich hält. So beschreibt Batel einen Affen, welchen er Pongo nennt, der ein Gesicht wie ein Mensch, und zwar ein haarloses habe, überhaupt wenig Haare am Leibe zeige, dessen Hände, Ohren u. s. w.

ganz denen des Menschen gleich seien und der sich nur durch den Mangel an Waden von diesem unterscheide; er sei dabei riesengroß, baue sich eine Hütte zum Schutz gegen Sonne und Regen, lebe von Früchten, fresse kein Fleisch, könne aber nicht reden, obwohl er mehr Verstand habe als andere Thiere. Derselbe sagt ferner, diese Affen gingen truppweise zum Kampfe aus, griffen Elephanten an und schlügen sie mit Stöcken in die Flucht. Für Menschen sei es ganz unmöglich, sie zu fangen, indem sie die Stärke von zehn Männern hätten und zwar so vollkommen, daß zehn Menschen eines solchen Affen wirklich nicht Herr würden. Manchmal sollten sie Kinder der Neger mit sich nehmen; dem Reisenden selbst wurde ein Negerknabe geraubt, der ein ganzes Jahr bei ihnen geblieben wäre und dem sie nichts gethan hätten.

Der engländische Reisende du Chaillu hat solche Affen auch gesehen und nennt sie Gorillas, wie sie in der Landessprache heißen sollen. Man hat seine Reiseberichte nicht nur bezweifelt, sondern geradezu für Lügen erklärt. Späterhin hat sich gezeigt, daß der größte Theil dessen, was er gesehen, von anderen Reisenden bestätigt worden ist. Aber das Interessanteste dürfte jedenfalls der Bericht des Phöniciers Hanno sein. 550 Jahre vor Chr. Geb. lebend, machte er, ein Feldherr der Karthager, eine Entdeckungsreise um Afrika, mit einer Flotte, von vielen tausend Mauschen besetzt, zu Kampf und Krieg gerüstet, doch allerdings nicht vorbereitet auf Gegenden ohne Lebensmittel, daher ein großer Theil der Expedition zu Grunde ging. Er legte an der Küste des jetzigen Marocco sechs Colonien an und gelangte endlich bis nach der Küste des jetzigen Guinea. Auszüge aus seiner Reisebeschreibung haben sich erhalten, und obwohl man sie entweder ganz und gar oder doch großentheils für verfälscht und untergeschoben hält, zeigt sich doch bei näherer Prüfung so viel Wahres darin, daß man nicht umhin kann, zu glauben, der Reisebeschreiber habe wirklich Kenntniß von jenen Gegenden gehabt.

Dem bekannten Naturforscher Owen wurde durch den Bischof Maltby, einem tüchtigen Sprachforscher, eine Stelle aus der Reisebeschreibung des Hanno geschickt, gelegentlich der oben gedachten Zweifel über du Chaillu's Entdeckungen, welche folgendermaßen lautet:

„Am dritten Tage, nachdem wir abgesegelt und bei den Feuerströmen vorbeigekommen waren, fuhren wir in eine große Bai ein, welche das Horn des Südens heißt. Im Hintergrunde dieser Bai lag eine Insel, die einen großen See hatte, und in diesem See lag wieder eine Insel, welche von ganz wilden Menschen bewohnt war. Der größte Theil derselben war weiblichen Geschlechts, sie hatten ganz behaarte Körper und die Dollmetscher nannten dieselben Gorillai.

„Wir verfolgten viele derselben, konnten aber die männlichen nicht ein-

holen, sie entwischten alle, indem sie Abhänge erkletterten, wohin man ihnen nicht folgen konnte, und wo sie sich auch durch Werfen von Felsstücken vertheidigten. Drei weibliche wurden gefangen, widersetzten sich aber den Führern durch Beißen und Kratzen so sehr, daß wir sie tödteten, ihre Häute schickten wir nach Karthago, indessen wir weiter segelten, da uns die Lebensmittel zu fehlen begannen."

Wir nehmen hier wahr, daß schon damals ungewöhnlich große Affen entdeckt worden seien, daß ihnen derselbe Namen gegeben worden, den sie jetzt noch führen, und daß sie so sehr Menschen ähnlich waren, daß man bestimmt wurde, sie für Menschen zu halten. So wird denn sehr wahrscheinlich, daß Hanno wirklich vor mehr als 2000 Jahren dorthin gelangt ist, wo du Chaillu vor ganz wenigen Jahren seine neuesten Entdeckungen machte.

Was derselbe in seinem großen Reisewerk: „Explorations and Adventures in Equatorial Africa, London 1861" über diesen Gegenstand sagt, ist kurz zusammengefaßt das Folgende. Der Gorilla oder der wilde Mensch der Wälder, wie ihn die Afrikaner selbst nennen, ist der größte unter allen Affen, er erreicht vollkommen Menschenhöhe, er wird 5 bis 6 Fuß groß und darüber. Wahrscheinlich hat dieses und der Umstand, daß er länger aufrecht gehen kann, als andere Affen, verbunden mit seiner außerordentlichen Stärke, Anlaß zu den vielen Mährchen gegeben, welche die Eingebornen von ihm erzählen, daß er z. B. förmliche Häuser baue, das Zuckerrohr auf dem Felde abschneide und in Garben zusammmenbinde, und so davon trage, daß er auf Bäumen lauere, um Verübergehende zu sich heraufzuziehen und sie zu erwürgen, daß er Weiber entführe und sie als seine Frauen behandle, daß er ferner nicht nur den Leoparden, sondern sogar den Elephanten mit der Keule angreife und todtschlage.

In natürlicher Folge zu diesen Uebertreibungen halten die Eingebornen den Gorilla für eine Art Verwandten ihrer selbst, sie glauben sogar, daß es Gorillas gäbe, welche von menschlichen Geistern bewohnt seien, indem die Seelen Verstorbener in sie gefahren. Dieser vorausgesetzten Verwandtschaft wegen essen sie kein Gorillafleisch, während sie das Affenfleisch sonst nicht verschmähen. Auch hüten sich die Frauen, wenn sie in Hoffnung sind, einem Gorilla zu begegnen, weil sie glauben, daß sie sich an ihm versehen und einen Gorilla gebären werden.

Nach du Chaillu's Schilderung hat der Gorilla, der unbestrittene König der afrikanischen Wälder, eine außerordentliche Stärke und Wildheit, seine Stimme hat etwas Menschliches, seine Kraft ist so groß, daß er einen Menschen mit einem einzigen Schlage tödtet, daß er mit einem nach unten geführten Seitenhiebe ihm den Bauch mit sammt den Gedärmen herausreißt,

und daß er ein Feuergewehr zwischen seinen furchtbaren Kinnladen zerbricht, als wäre es ein Rohrstecken.

Man hat schon durch Bowditsch im Jahre 1819, dann durch Savage und Wymann in Boston im Jahre 1847 Nachrichten über diesen Affen erhalten, Keiner aber ist dem Thiere so zu Leibe gegangen, wie du Chaillu, welcher dasselbe bis in die unbekannten Regionen von Afrika und bis in seine Höhlen verfolgt hat. Dieser Reisende ist der erste, welcher die Ehre der persönlichen Bekanntschaft mit den Gorillas genossen hat und nicht von Hörensagen spricht. Er bestreitet alle die oben gemachten Angaben von der Entführung der Negerinnen rc. und sagt; der Gorilla lebe paarweise in den Rohrgebüschen der afrikanischen Sümpfe, lebe nur von Pflanzennahrung und klettere nur wenig, schlafe auf ebener Erde mit dem Rücken an einen Felsen oder Baum gelehnt, nur die Jungen suchen Bäume auf, um darauf zu schlafen. Der natürliche Gang ist auf allen Vieren, das Aufrechtgehen wird ihm jederzeit schwer, wegen der Ungeschicktheit seiner Beine kommt er auch nur langsam fort; will er laufen, so fällt er alsbald auf die Vorderhände nieder, da diese und die Vorderarme sehr lang sind und er beim Laufen sogar noch die Hinterbeine verkürzt, so hat er allerdings, wenigstens von hinten und aus der Ferne, das Ansehen eines etwas mißgestalteten Negers. Aber nur die Jungen laufen bei der Verfolgung davon, der Erwachsene richtet sich auf, besonders das Männchen, breitet die ungeheuren muskulösen Arme balancirend aus und geht furchtbar brüllend und einen wahrhaft herzbeklemmenden Anblick bietend, auf den Jäger los, wobei er sich häufig mit den Fäusten an die breite gewölbte Brust schlägt, daß es einen weit hörbaren dumpfen Ton giebt.

Das ruckweise Vorgehen giebt dem Jäger Zeit, sein Ziel gut und fest ins Auge zu fassen, fehlt er indessen, so ist er beinahe gewiß des Todes, er wird zerschmettert, er wird zerrissen. Der Gorilla stirbt übrigens, wenn er getroffen wird, bei weitem schneller als andere große Thiere. Sein Todesschrei, sein Hinstürzen mit ausgebreiteten Armen hat etwas wirklich Menschliches und die Jagd auf ihn nimmt dadurch etwas Schaudererregendes an. Die Menschenähnlichkeit soll sich besonders bei dem sterbenden, bei dem getödteten Thiere auf eine gräßliche Weise kundgeben, und es war du Chaillu bei der Tödtung eines Gorilla immer, als ob er einen mißgestalteten Menschen tödte, er konnte sich dessen nicht erwehren, obwohl er sehr gut wußte, daß er keinen Menschen vor sich habe.

Von einer solchen Jagd erzählt du Chaillu wörtlich: „Ein Männchen und ein Weibchen waren in einem Rohrdickicht verborgen, daher sie unsere Annäherung eher bemerkten, als wir ihre Anwesenheit. Das Weibchen lief mit einem lauten Schrei davon und verbarg sich im Dickicht, bevor wir darauf

schießen konnten, das Männchen dagegen entfloh nicht, stand langsam von seinem Lager auf, stieß ein furchtbares Wuthgebrüll aus und sah uns, die wir ihm offenbar sehr ungelegen kamen, sehr grimmig an. Die Augen, falsch und finster, waren entsetzlich bösartig, das Gesicht hatte etwas Satyrähnliches und seine Züge arbeiteten in der Wuth so lebhaft, daß man hätte glauben sollen, man sähe einen der Hölle entstiegenen Geist vor sich.

„Er rückte, wie es in seiner Gewohnheit ist, in kurzen Absätzen auf uns zu, ließ dabei ein Brüllen hören, dessen Widerhall dem lauten Murren des Donners glich und schlug dazu die Brust mit seinen Fäusten. In einer Entfernung von 6 Yards hielt er wieder an und bevor er wieder weiter schritt, feuerten wir und er fiel taumelnd auf sein Gesicht, todt zu unseren Füßen nieder."

Bemerkenswerth sind die Maße, welche der Jäger angiebt. Seine Höhe betrug 5 Fuß 9 Zoll, seine ausgebreiteten Arme maßen 9 Fuß, seine Hände waren gestaltet wie wahrhafte Zangen und man konnte sich ungefähr vorstellen, welche Wirkung sie haben mußten, von solchen Armen bewegt. Der Umfang seiner Brust betrug 5 Fuß 2 Zoll, der große Zeh hatte einen Umfang von einem halben Fuß, er hatte also die Stärke einer kleinen Schoppenflasche. Was sind das für Maße, welche furchtbare Kraftentwickelung setzen sie voraus, da sie nicht von Fett, sondern vom Knochenbau und der Muskulatur herrühren.

Die Hautfarbe des Gorilla ist schwarz, die Farbe des Haares eisengrau. Der Hals sitzt so tief zwischen den Schultern, daß man glaubt, er fehle ganz und der Kopf ruhe unmittelbar auf dem Brustkasten. Die Arme reichen bis zum Knie, die Beine sind dagegen kurz.

Wie weit er übrigens von dem Menschen entfernt steht, beweist schon der Inhalt des Schädels, er beträgt nur 35 Kubikzoll, indessen der geringste Schädelraum des Menschen (Hottentott und Australneger) 63 Kubikzoll, gewöhnlich aber 75 beträgt. Der Schädelinhalt eines Kaukasiers hat zwischen 92 und 114 Kubikzoll.

Noch eine andere Affenart entdeckte du Chaillu und er nennt sie, so wie die Bewohner des Landes selbst, die nesterbauenden Affen. Dieses Nest schwebt 15 bis 20 Fuß hoch über dem Boden und es bildet eigentlich mehr ein Dach als ein Nest, aber ein so gut und so künstlich gearbeitetes Dach über dem gemeinschaftlichen Sitze, daß es vollständig Schutz gegen den Regen gewährt und du Chaillu sich nur schwer überzeugen konnte, daß es ohne menschliche Hülfe zu Stande kommen könne. Mann und Weib arbeiten gemeinschaftlich an diesem Bau, indem das Weibchen die Aeste und Zweige und das Rohr herbeiträgt und der Mann sie zusammenfügt.

Du Chaillu hatte eine Mutter dieser Affenart getödtet. Das Kleine, welches ein weißes Gesicht hatte, liebkoste die Leiche, als ob es versuchen

wollte, dieselbe zu erwecken, dann schien es die Hoffnung aufzugeben, die Augen wurden sehr traurig und es brach in langes Wehklagen aus, welches etwas Menschliches hatte, indem es klang, wie: O weh! o weh! Du Chaillu zog das Junge auf, welches bald sehr zahm wurde und äußerst gelehrig schien, aber es hatte eine große Neigung zum Stehlen, und es hatte auch bald die Entdeckung gemacht, daß der Morgen, wenn Alles schlief, die geschickteste Zeit dazu sei, dann schlich es leise an das Lager des Jägers, um zu sehen, ob er wirklich schlafe, glaubte es dieses zu bemerken, so sah es sich nach Früchten und Speisen, die ihm besonders lieb waren, um. Oeffnete du Chaillu bei diesen Voruntersuchungen die Augen, so that das Aeffchen ganz unschuldig und liebkoste seinen Herrn. Frühstück und Mittag beobachtete das Junge von einer Dachstange der Hütte, um zu sehen, was es gäbe, nun erst verfügte es sich selbst zu Tische und setzte sich neben du Chaillu, bekam es dann eine Speise, die ihm nicht behagte, so warf es dieselbe zornig zur Erde, wie ein unartiges, verzogenes Kind. Kaffee trank es sehr gerne, aber er mußte hinlänglich gesüßt sein. Man gab ihm ein Kissen, um darauf zu schlafen, woran es sich sehr bald in solcher Art gewöhnte, daß es dasselbe immer mit sich herumtrug und gewaltig schrie, wenn es dieses verloren hatte. Als es kälter wurde, wollte der junge Affe nicht mehr allein schlafen und da Niemand Neigung hatte, ihn zu seinem Schlafkameraden zu machen, wartete er ab, bis Alles sich zur Ruhe begeben hatte, und dann schlich er sich an einen der Neger, war jedoch listig genug, ihn zu verlassen, bevor er am Morgen erwachte; allein war er überhaupt nur ungern und war sichtlich betrübt, wenn er verlassen wurde. Mit den Negern setzte er sich regelmäßig zu Tisch und langte wie sie in die Schüssel, auch geistige Getränke liebte er sehr und betrank sich einmal so vollständig, daß er ganz und gar das Bild eines berauschten Menschen gab.

Auch der französische Reisende Brosse beschreibt bei seiner Reise nach der Küste von Angola im Jahre 1738 einen Affen, welchen er Quimbeze nennt, welcher 6 bis 7 Schuh hoch wird, sich Hütten baut und sich großer Knüppel zu seiner Vertheidigung bedient. Das Gesicht soll platt, die Nase aufgestülpt und das Ohr ohne Umschlag sein, die Haut etwas heller als bei einem Mulatten, das Haar lang und dünn zerstreut, der Bauch sehr gespannt. Dieser Affe soll ein großer Freund von Negerinnen sein, soll sie oft auf dem Felde überfallen, mit sich in die Wälder nehmen, sie gut ernähren, sehr freundlich behandeln und lange bei sich behalten. Der Reisende erzählt, er habe selbst eine Negerin gekannt, Zolowango, welche drei Jahre lang unter diesen Thieren gelebt hat und Wunderdinge von ihrer außerordentlichen Liebenswürdigkeit erzählte. Er fährt dann fort, daß diese Thiere auf zwei Beinen und auf vier Beinen gingen, wie es ihnen gefiel, er habe selbst ein junges Männchen

und eben ein solches Weibchen gekauft und sie hätten sich an die Tische gesetzt wie Menschen, hätten sich der Messer und Gabeln bedient, hätten Wein und Liqueure getrunken, hätten die Schiffsjungen zu ihrer Bedienung herbeigerufen und sie geprügelt und zu Boden geworfen, wenn dieselben nicht gethan hätten, was sie verlangten. Als das Männchen krank wurde, ließ man demselben zur Ader und so oft es sich später unwohl fühlte, streckte es seinen Arm hin, als wolle es zur Ader gelassen sein.

Die geschwänzten Menschen.

Vor der neueren Forschung sind diese großen Wunder aus der Thierwelt geschwunden, ebenso wie die geschwänzten Menschen, von denen man auch lange Zeit gefabelt hat, ja die selbst jetzt noch von Zeit zu Zeit auftauchen, wie z. B. Julius Kögel, welcher sich lange in dem niederländischen Indien aufgehalten hat, von geschwänzten Menschen auf den Sunda-Inseln erzählt.

Kögel hatte verschiedene Male über diese Sonderbarkeit gesprochen, namentlich, daß es auf Java geschwänzte Menschen gebe, denen übrigens die Eltern diese verunstaltenden Auswüchse abzuschneiden pflegten. Einige Jahre später hat er unter den Dajaks wiederholt mehrere geschwänzte Menschen angetroffen und sich darüber ausgesprochen. Die Nachricht war in holländische Blätter übergegangen und war dort mannigfach kritisirt worden. Der Recensent erklärte die Nachricht von den „Menschen met staarten" (Menschen mit Stertzen) für unbegründet, da er 15 Jahre auf den Sunda-Inseln gewesen und dort dergleichen Curiositäten niemals gesehen habe.

Kögel macht sich über diese Art der Kritik lustig, etwas für fabelhaft zu erklären, weil man selbst es nicht gesehen habe, und dann sagt er: „Noch im Jahre 1850 habe ich auf der Insel Banda-neira einen Mann, Namens Redisono, von Cheribon aus Java gebürtig, gesehen, welcher einen anderthalb Zoll langen Stertz oder Schwanz hatte. Er war schon seit vielen Jahren Soldat und der Dr. Mühlert hielt diesen Mann wegen seiner Rückgrathsverlängerung für dienstuntauglich, dennoch war er zum Soldaten genommen und man hatte dieses Auswuchses nicht einmal als eines besonderen Kennzeichens erwähnt."

Kögel versichert, daß diese Verunstaltung unter den Dajaks auf Borneo häufiger vorkomme, als unter anderen Völkern des malayischen Archipels, und daß dieses wahrscheinlich daher rühre, daß schwangere Frauen sich an Affen versehen, welche auf Borneo sehr häufig sind und durch ihre Zudringlichkeit eine wahre Plage der Dajakfrauen werden, indem sie diese und erwachsene Mädchen häufig entführen und sich mit ihnen begatten.

„Die Schwänze weiblicher und männlicher Javanen und Dajaks, welche ich gesehen, waren unbeweglich, steif und unbehaart. Von Eingeborenen erfuhr ich aber, daß man hin und wieder auch Personen antrifft, deren Schwanz wirklich mit einem Haarbüschel versehen ist. Bei Einigen gehen diese Schwänze gerade nach unten und geniren deshalb ihre Besitzer ungemein beim Sitzen, bei Anderen sind sie gebogen und stehen aufwärts, so auch bei dem beregten Redisono. Solche, deren Rückgradsverlängerung etwa nur einen Zoll beträgt, findet man unter den Dajaks sehr häufig, namentlich auf Borneo, aber es giebt auch welche, deren Schwänze länger als zwei Zoll sind, daher findet man auch auf den Ruderbänken ihrer Kähne Oeffnungen oder Einschnitte, welche dazu dienen, das allzulange Rückgrad aufzunehmen."

No. 46 des Auslandes vom Jahre 1858, welche diese Notiz giebt, macht dazu die sehr weise Bemerkung: „die Verantwortung für alle diese Angaben überlassen wir dem Verfasser, in dessen Wahrheitsliebe wir zwar keinen Zweifel setzen, dem wir jedoch bemerken müssen, daß, wo noch immer das Vorkommen geschwänzter Menschen behauptet wurde, die Sache bei strenger Untersuchung sich als eine Täuschung erwiesen hat."

Die neuesten Nachrichten über Menschen mit Schwänzen stammen aus dem Sudan her, woselbst Herr von Escayrac Menschen gesehen hat, welche Schwänze von fächerförmiger Gestalt hatten.

Ein anderer Reisender Lejean macht in dem großen Sammelwerk „le tour du monde" hierüber das Folgende bekannt, das von der Redaction mit der Frage eingeleitet wird:

„Giebt es wirklich Menschen mit Schwänzen? Im Alterthum oder Mittelalter stand man keinen Augenblick an, diese Frage bejahend zu beantworten. Aber diese fabelhaften Geschöpfe, zur Hälfte Menschen, zur Hälfte Affen, scheinen für immer in das Dunkel ihres Zeitalters zurückgekehrt, seit dem erleuchteten 16. Jahrhundert, gleichzeitig mit den Greifen, mit den Pygmäen, den Menschen ohne Kopf und denen mit einem Fuße, welche sich so malerisch breit machten auf den Karten und in den Reisebeschreibungen des 12. und 13. Jahrhunderts.

„Man war daher nicht wenig erstaunt, als man durch europäische Reisende mit der ernsthaftesten Miene bezeugen hörte, daß sie im östlichen Sudan mit eigenen Augen gesehen — das, was man wirklich nennt: gesehen hätten, Neger mit Schwänzen! Sie gingen auf diesen Gegenstand mit der allersorgfältigsten Genauigkeit ein und schienen selbst von der Wahrheit ihrer eigenen Angaben durch und durch überzeugt. Trotz alle diesem waren gescheute und erfahrungsreiche Männer nicht sofort zu bewegen, die Sache als richtig anzunehmen, sie erklärten: wir seien sämmtlich dem Unglück ausgesetzt, die Narren unserer Sinne zu werden, und sie erklärten, daß die Wis-

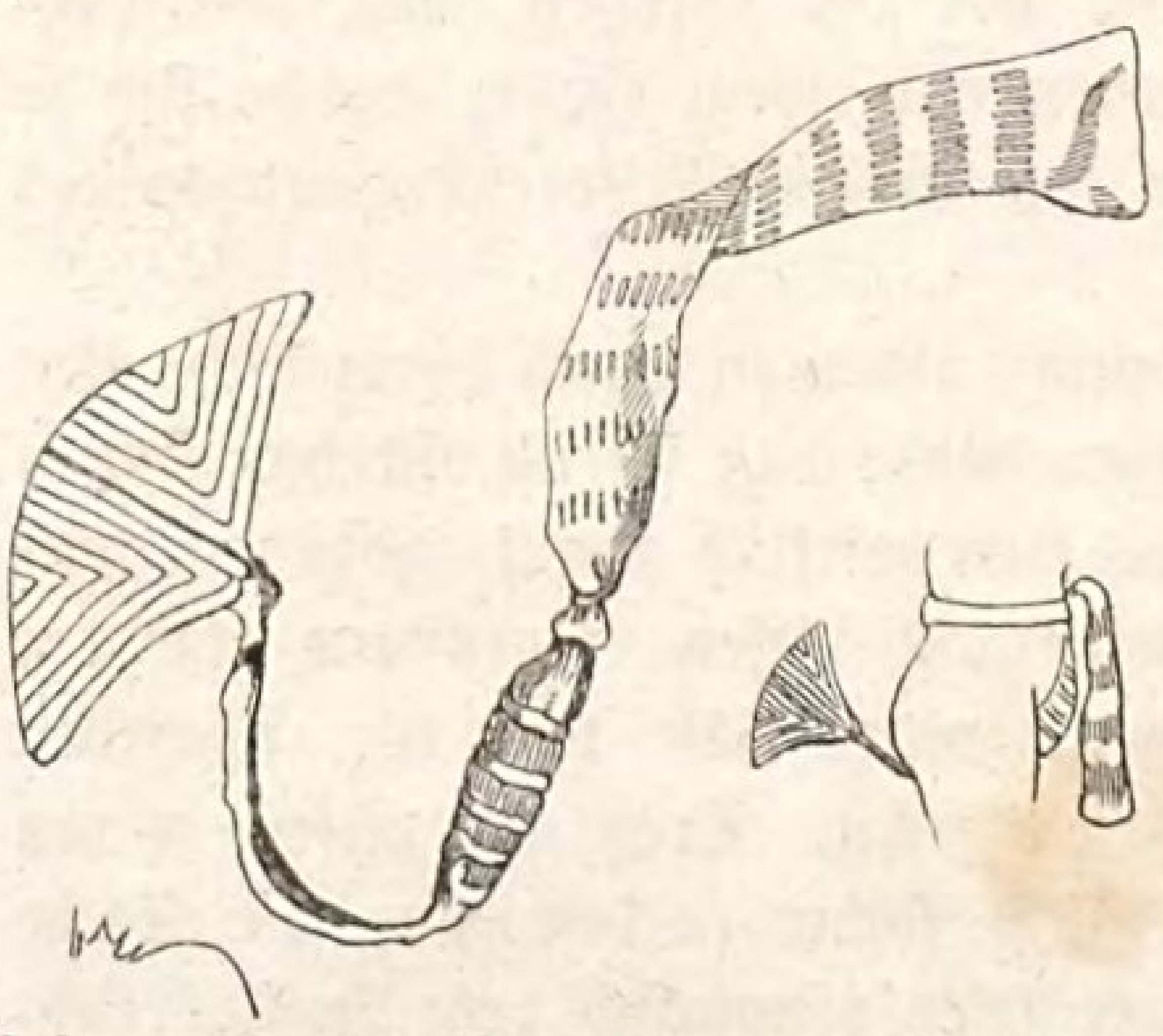
senschaften sich nicht mit bloßen Versicherungen begnügen könnten, und daß, um Thatsachen, welche so ganz gegen alles Bekannte verliefen, welche so entschiedene Abnormitäten bildeten, zu glauben, man Beobachtungen haben müsse, welche nach den strengsten Regeln der neuen Untersuchungsweise geführt seien, und daß sie, um zuzugeben, daß es geschwänzte Menschen gäbe, warten wollten, bis man einen solchen lebend oder todt aus Afrika nach Europa brächte.

„Das war mit Weisheit gesprochen, und unser Mitarbeiter, Herr Guillaume Lejean, in diesem Augenblicke selbst beschäftigt, die Quellen des Nil aufzusuchen, ist im Stande, die aufgeregte Neugierde über diese sonderbare Frage zu befriedigen. Er schreibt uns das Folgende:

„„Ich sende Ihnen anbei eine genaue Zeichnung des berühmten Kleidungs- oder Verzierungsstückes, welches die Veranlassung zu der neuerdings aufgetauchten Fabel von den geschwänzten Menschen gegeben hat. Ich habe die Zeichnung auf das Genaueste genommen an dem Leichnam eines Nyambari oder Nyam-Nyam, welcher bei einem Raubanfall auf unsere Tauschhändler erschossen wurde. Es ist dies das erste Mal, daß man einen Menschen mit seinem sonderbaren Anhängsel unter Händen hat, und ich denke bei meiner Rückkehr nach Frankreich diesen Gegenstand vor dem großen Rath der geographischen Gesellschaft in Paris zur Anschauung zu bringen.

„„Dieser Schwanz ist von sehr gut gearbeitetem Leder, und er ist mit Eisendraht so durchnäht, wie die Zeichnung und die schwarzen Striche darauf angeben, die Drahtmaschen haben etwas über einen Zoll Länge. Die Anschwellung des Knotens ist nichts weiter, als eine gewölbte Stelle des Bandes, welches inwendig hohl ist. Das ist der fächerförmig gestaltete Schwanz, welchen Herr von Escayrac beschreibt.““

„Also es unterliegt keinem Zweifel, diese ledernen Schwänze der Nyams sind durchaus nicht im Mindesten wunderbarer als diejenigen, welche die Choctaws, die Eingeborenen von Nordamerika, tragen, wenn sie Ball spielen, wie Catlin dieselben abbildet, es bedarf nur noch einer etwas näheren Bezeichnung, wie sie getragen oder befestigt werden, und diese giebt Herr Lejean in einem Briefe an Malte Brun, den Jüngeren, den Herausgeber der neuen Annalen der Reisen.



„Man bezeichnet unter dem Namen Nyam-Nyam eine starke, sehr zahlreiche Bevölkerung des östlichen Sudan, welche zum mindesten 15 bis

20 Tagereisen westlich vom Weißen Flusse und im Süden von Darfur liegt. Diese Bevölkerung hat eine streng monarchische Regierung und die Provinzen stehen unter einer eben solchen Feudalherrschaft.

„Man hat die Nyams-Nyams der Menschenfresserei beschuldigt, allein mit Unrecht, denn es ist nur ein einziger ihrer Stämme, der der Biudgie, welcher sich dieser Abscheulichkeit schuldig macht. Die Europäer kennen übrigens von diesem Lande nichts weiter als die Partie, welche an das Reich Dor grenzt.

„Ich habe heute am 2. August 1860 eine Frau des Nyam-Nyam-Volkes gesehen, welche durch Neger gefangen worden ist. Sie ist kupferroth von Farbe, wie die Dors und die Peuhls. Die Djurs und die Denkas haben ein sehr schönes Schwarz, und da diese mit den rothen Völkern sich durchaus nicht vermischen, so ist die Grenzlinie zwischen den Schwarzen und den Rothen sehr wohl zu bestimmen. Die Gefangene mag etwa 25 Jahre zählen, sie ist groß, sehr regelmäßig und sehr schön gebaut, und hält in ihren Formen die Mitte zwischen den Schwarzen und den benachbarten Gallas. Ihre Augen sind sehr schön, die Stirne breit. Nase und Lippen haben zwar die charakteristische Form der Negerphysiognomie, aber so sehr abgeschwächt, daß sie nicht im Geringsten unangenehm erscheinen. Das Gesicht zeigt viel Sanftmuth an, gleichzeitig aber auch viel Verstand. Da sie ganz nackend ist, bedeckt sie ihren Busen mit den Armen, die Geschlechtstheile sind durch jene sonderbare Verzierung verborgen, die den Anlaß zu jener oben angeführten Fabel gegeben hat (die Figur zeigt, wie das eisenbeschlagene Band durch einen Gürtel befestigt wird und wie sein stark gekrümmtes und federndes Ende, das in einen Fächer ausläuft, zwischen die Beine geklemmt und so getragen wird, daß der Fächer nach hinten hervorsteht).

„Ich habe versucht, diese Frau zum Sprechen zu bringen, sie hat mir auch in einem lieblichen, kindlichen Tone geantwortet, aber ich vernahm nichts als ganz unübersetzbare Laute und nicht zehn Worte der arabischen Sprache, obschon sie bereits seit zwei Monaten in Khartum sein sollte. Die Sprache dieser Bevölkerung ist allen ihr benachbarten Stämmen gänzlich unbekannt. Will man mit ihnen verhandeln, so findet man Dolmetscher bei den Dors, ihren östlich wohnenden Nachbarn.

„Die Frau hatte, gleich allen ihren Landsmänninnen, zwei Schneidezähne der unteren Kinnlade spitzig gefeilt. Vielleicht ist es dieser Gebrauch, welcher dazu geführt hat, diese Leute für Cannibalen, für Menschenfresser zu halten. Sie trug ihren ganzen Reichthum an Schmuck auf ihrem holden Körper, Halsbänder, Armbänder, Knie- und Knöchelringe und Glaskorallen, recht hübsche Ohrgehänge, welche von Aegypten eingeführt werden; sie trug auch drei schwere Halsbänder von Eisen an ihrem Halse, durch den Schmied

vernietet, wie bei den Galeerensklaven in den französischen Bagnos. Hier bei den Nyams waren diese Halseisen der reine Edelsteinschmuck.

„Das Haar ist vollständig wollenartig und bildete, als sie in Khartum ankam, einen großen Wulst auf dem Scheitel, sie hat denselben jedoch ersetzt durch eine große Anzahl sehr feiner Zöpfchen, in welche sie nach Entwirrung ihrer Haare dieselben geflochten hat. So trägt sie sich denn jetzt nach arabischer Mode und ließ uns nicht undeutlich merken, daß sie sich schon im Voraus auf die Bewunderung freue, welche sie durch ihre Verwandelung unter ihren Lanesleuten erregen würde, sobald sie zu denselben zurückkehre.

„In etwa drei Monaten, wenn sie die arabische Sprache einigermaßen inne haben wird, hoffe ich aus ihrem Munde recht viel Interessantes zu vernehmen; aber ich verzichte noch gar nicht auf die Hoffnung, die Nyams-Nyams in ihrem eigenen Vaterlande zu studiren."

Was wir bis jetzt gehört, ist das Neueste über geschwänzte Menschen, es hat sich also auch diese neueste Fabel als eine solche gezeigt, ebenso gut, wie es mit den früheren gleichlautenden geschehen ist.

Der Mensch ist unbewaffnet.

Dies Alles beweist, daß der Mensch von den übrigen Thieren so sehr verschieden ist, daß es Unsinn wäre, ihn ferner noch mit denselben zusammenzubringen, oder wohl gar seine Ureltern irgendwo im Thierreiche zu suchen, wiewohl es geschehen ist, und sogar von Menschen, die man Gelehrte zu nennen Ursache hatte. So hat z. B. ein berühmter Franzose Duhamel mit großem Scharfsinn bewiesen, daß der Mensch aus dem Meere entsprungen sei und daß er von den Fischen abstamme. Er zeigt in den Querlinien unserer Haut, z. B. in denjenigen Jedermann leicht sichtbaren auf der oberen Handfläche, die Spuren der Fischschuppen, welche unseren Körper ehemals bekleideten. Daß wir Säugethiere sind und mit der Lunge athmen, macht ihm natürlich keine Schwierigkeit, denn von den kleinen Seehunden bis zu den großen Walen giebt es ja Säugethiere genug im Meere, und daß gerade diese Säugethiere keine Schuppen haben, ihren Abkömmlingen, den Menschen, also auch keine Spuren derselben hinterlassen haben können, vermehrt die Falten auf seiner Stirn auch nicht. Unsere unmittelbaren Vorfahren, die Meeressäugethiere, können ja Schuppen gehabt haben, ehe sie in Landsäugethiere übergingen.

Man pflegt es als ein Zeichen der schlechten Begabung des Menschen zu betrachten, daß er ganz waffenlos ist, allein gerade darin scheint dem Verfasser ein großer Vorzug zu liegen. Wir können uns einmal klar zu machen suchen, was daraus werden würde, wenn der Mensch Waffen hätte, natür-

lich nicht Degen und Pistolen, nicht Helm und Schild, denn dergleichen liefert die Natur nicht, sondern Klauen, Zähne, Hufe &c. Ein Mensch mit Hufen, wenn auch nur an den Hinterfüßen, würde doch wohl eine ziemlich traurige Rolle spielen, nicht weil die Hufe unschön aussehen — der Reiter sagt von seinem Pferde ohne Zweifel, es habe schöne Hufe, und das Pferd selbst, wenn es seine Beine besieht, findet dieselben und die daran haftenden Hufe nicht unschön und würde, wenn es eitel wäre und gut deutsch sprechen könnte, dies gewiß erklären. Der viel klügere Mensch, dem es an Eitelkeit nicht fehlt, zeigt dies jeden Augenblick. Eine alte Jungfer, vor dem Spiegel stehend, findet, daß sie immer noch sehr hübsch ist, und eine Bucklige sieht ganz deutlich, daß man ihren Buckel gar nicht bemerkt, und das gehört doch nicht zu ihrer Eigenschaft als Weib; wie sollte der Mensch oder ein Weib überhaupt die Hufe an den Hinterfüßen unschön finden, wenn sie einmal zu seiner Eigenschaft als Mensch gehörten.

Aber wozu würden diese Hufe ihm dienen? Dem Pferd allerdings sind sie Waffen, dem Menschen aber würden sie es nur in dem Falle sein, daß er immer einen Stuhl mit wohlabgerundeter, handlicher Lehne mit sich herumführte, worauf er sich mit den Händen stützen könnte, um mit den Hinterbeinen auszuschlagen und sich auf diese Art seiner Haut zu wehren.

Aber welche Nachtheile würde er von seinen Hufen haben. Nicht daß er einer Dame etwa auf die Hühneraugen träte, denn die Damen hätten ja auch Hufe, und derselben einen Kronentritt beizubringen, setzte doch eine für galante junge Leute allzu große Ungeschicklichkeit voraus. Aber der behufte Mensch stände auf seinen zwei halbrunden Hufflächen höchst unsicher, das Thier hat vier solcher Hufe, der Mensch würde durch die geringste Kleinigkeit aus dem Gleichgewicht gebracht werden und fallen; er könnte nicht Matrose werden, denn er könnte nicht an den Seilen emporklettern, es gäbe keine Maurer und keine Zimmerleute, denn mit zwei Hufen statt zweier Füße kann man nicht auf den Gerüsten umher steigen, unsere Schornsteine würden bald voller Glanzruß sitzen, denn Niemand vermöchte hineinzukriechen und ihn abzukratzen. Wir würden auch weder Messer noch Gabel, weder Hobel noch Stechbeutel, weder Hammer noch Feilen haben, welche zwar alle mit den Pferdehufen nichts zu thun haben, welche aber alle nicht existiren könnten zusammt der ganzen, sich auf die Metalle stützenden Industrie, weil man auf Pferdehufen weder in die Schachte hinein-, noch aus den Schachten herauskommen kann, weil es also keine Bergwerkskunst und also keine Metalle gäbe.

Wir sehen, welche Consequenzen eine einzige solche Annahme hat. Wir wollen daher gar nicht erst besonders darauf aufmerksam machen, wie schön es aussehen müßte, wenn eine wohlbewehrte Dame im Zorne hinten aus-

schlüge, wie es wohl manchmal von vorne geschehen soll, sondern wir wollen sofort die Waffen auf die anderen Extremitäten verlegen, wir wollen dem Menschengeschlechte Krallen geben.

Auch hier würden zuerst große Unbequemlichkeiten eintreten. Vor allen Dingen wäre ein sehr wichtiger Sinn, das Getast, verloren. Dies ist wirklich etwas ganz Anderes als das Gefühl, welches man deshalb auch wohl mit dem Worte Gemeingefühl oder Allgemeingefühl bezeichnet. Das Tasten mit den Fingerspitzen, das Unterscheiden von Glatt und Rauh, von Weich und Hart, von Erhöht und Vertieft ohne Beihülfe des Auges läßt sich nur durch diesen besonderen Sinn ermöglichen. Man möge Jemandem aus seinem täglich in der Hand geführten Schlüsselbunde einen Schlüssel hinlegen oder aufdrücken, wohin es auch sei, er wird ihn nicht erkennen, während er denselben zwischen Daumen und Zeigefinger fassend augenblicklich weiß, wohin er gehört. Der Blinde vermag die erhaben gedruckte Schrift mit den Fingern zu lesen; mit der oberen Handfläche, mit der Wange, mit dem Kinn, auch wenn er keinen Bart hätte, wird er es wohl bleiben lassen.

Dies wäre allerdings ein Nachtheil, wenn schon ein kleiner. Was würde aber aus dem Menschengeschlechte werden, wenn es weder Woll- noch Flachsspinner, wenn es weder Schuster noch Schneider, weder Buchbinder noch Goldarbeiter, noch sonst irgend wie einen Handwerker gäbe, der seine Finger in der jetzigen Gestalt zur Verrichtung seiner Arbeiten braucht, die uns nun einmal zum Bedürfniß geworden sind. Und o! — was würde aus meinen Lesern werden, wenn es keine Setzer gäbe, denn mit Löwenklauen oder Bärenklauen kann man die kleinen Typen nicht fassen, und auch ich müßte das Buch ungeschrieben lassen, denn ich könnte die Feder nicht halten. Welch ein Elend für die Welt!

Und was machte das schmeichelnde Kind mit Mutter oder Vater, und wie tändelten diese mit dem Kinde, etwa wie die Katzen durch Herumrollen auf dem Boden, und durch zärtliches Zurückziehen der scharfen Klauen? — Bei Katzen sieht das recht schön aus, aber bei Menschen in Fracks oder Reifröcken — — —?

Wie wäre es mit Hauern von Schweinen oder Elephanten, oder auch nur mit Reißzähnen von Wölfen oder Füchsen? Immer sehen wir von der Aeußerlichkeit ab, denn es wird vorausgesetzt, daß diese Form die dem Menschen angeborene wäre, dann könnte er sie nicht unschön finden; aber wie würde sie ihm für eine große Menge von Verrichtungen im Wege sein. Und wo blieben die Künste, welche das Leben so sehr verschönern, Gesang und Flötenspiel, welches zwar Ferdinand ein unglückseliges nennt, welches indessen manchen jungen Mann, als Kaufmannsdiener unter dem Dache

wohnend, sehr glücklich gemacht hat; wo blieben alle die Blasinstrumente, welche in unseren Concerten so große Wirkung machen; wie entstellt würde unsere Sprache werden, wie könnte der Jüngling der Geliebten, der Gatte seiner Gattin einen Kuß geben, wenn die abscheulichen Hauer im Wege wären.

Es blieben uns noch die Hörner zu betrachten: für den Hirsch, für die Antilope, für das Reh eine Zierde, für den Menschen aber schon sprichwörtlich eine unehrenhafte Verunzierung, aber abgesehen davon, wo sollten sie ihren Platz haben, um als Waffe zu dienen. Zum Gebrauch der Zähne, der Hörner und der Hufe ist die Stellung auf vier Füßen unbedingt nothwendig, nur die Klauen könnte man brauchen auch auf zweien Füßen stehend, und da sehen wir, so weit es nöthig ist, das schwächere Geschlecht zur Genüge ausgerüstet, ohne daß Bärenklauen oder Tigerkrallen erforderlich wären.

Und wenn der Mensch alle diese Waffen hätte, wäre er dann besser bewaffnet als durch Schwert und Lanze, als durch Bogen und Feuergewehr?

Die Natur hat dem Menschen eine Waffe übergeben, die weit alle diejenigen überragt, welche von den Thieren geführt werden. Was sollte der schwache Mensch mit Klauen oder Zähnen dem Löwen gegenüber ausrichten, was mit den Hufen dem Pferde gegenüber, was mit Hörnern gegenüber einem Stier? Der Verstand, der Geist und die davon hergeleitete Erfindungsgabe sind die Waffen, welche die Natur dem Menschen gab; sie lehrt selbst den jämmerlichen Neuholländer seinen Bumerang, sein hölzernes Wurfschwert machen, das, nachdem es den Feind verletzt, zu ihm (dem Entsender) zurückkehrt. Sie lehrt den Neuseeländer Speere und Keulen, den Asiaten und den Amerikaner Bogen und Pfeile machen, sie lehrt den Balearen-Bewohner runde Kiesel in eine Schleuder legen und dieselben mit einer solchen Sicherheit und einer solchen Gewalt entsenden, daß die alten Römer sich ihrer mit dem größten Erfolg in den Reihen ihres klassisch durchbildeten Heeres bedienten.

Und nun vollends die Waffenkunst unseres Jahrhunderts? Wie völlig unbedeutend und nichtig wird daneben alles das, was an Waffen im Thierreich gefunden wird. Der Schütze mit der gezogenen Büchse in der Hand sucht den Elephanten und das Flußpferd, sucht den Löwen und das Rhinoceros mit dem gegen die Kugel undurchdringlichen Felle auf. Er schießt ihn nicht auf das Blatt, wie der Jäger dies zu benennen pflegt, sondern er nimmt das Auge zu seinem Ziel und tödtet das Thier in dem hundertsten Theile einer Secunde, während zwei Löwen oder zwei Nashörner, mit einander kämpfend, stundenlange schwere Arbeit haben würden, bevor der Sieg sich auf die Seite des Stärkeren neigte und der Sieger selbst bei einem zweiten Angriff gewiß der Besiegte sein würde.

Vermeinte Vernachlässigung des Menschen hinsichtlich der Triebe und Instincte.

Man geht gerne von dem Gedanken aus, die Natur habe den Menschen durchaus nicht blos in Hinsicht auf mangelnde Waffen vernachlässigt, man giebt zu, daß seine Wohlgestalt die größte sei, daß er sich sehr vortheilhaft dadurch unterscheide von den Thieren, daß seine vorderen oder oberen Gliedmaßen völlig frei und von den unteren unabhängig sich bewegen lassen, daß er auf den unteren stehend mit den oberen etwas verrichten könne, ohne sie zu dem niederen Dienste zu verwenden, zu welchem alle Thiere die ihrigen brauchen, nämlich zum Tragen und Aufrechthalten des Körpers, aber man sagt mit Bedauern, daß er das unbehülflichste Thier sei, daß er am längsten abhängig sei von der Hülfe Anderer, daß er rettungslos zu Grunde gehe, wenn nicht wohlgesinnte Menschen sich seiner annähmen. Man führt an, daß er keinen Instinct habe, daß er nicht zu unterscheiden wisse, was ihm dienlich oder nicht dienlich, daß er ohne eigene Erfahrung oder ohne ausdrückliche Belehrung keine giftige Pflanze erkenne, keine als Nahrungsmittel mit untrüglicher Sicherheit ergreife; man führt an, daß er weder so starke Freßwerkzeuge habe, um die unzubereiteten Speisen zu zermalmen, noch einen so guten Magen, um sie zu verdauen; daß er außer Stande sei, Thiere zu fangen und zu erlegen oder sich gegen andere zu vertheidigen, ja daß er nicht einmal aller pflanzlichen Nahrungsmittel habhaft zu werden vermöge, was doch der Affe und das Eichhörnchen, was doch sogar das Faulthier könne. Man führt an, daß seine Haut nackend und sehr empfindlich, und daß sie durch keine Haarbedeckung gegen die Rauhigkeit der Witterung geschützt sei.

Aber alle diese gerügten Mängel sind es doch größtentheils nur scheinbar, oder der Mensch ist nicht größeren Uebelständen unterworfen als die Thiere. Die Hühner haben ein schönes Federkleid, aber wie traurig sehen sie aus, wenn es regnet und sie keinen Schutz dagegen unter Dach und Fach finden. Ohne allen Zweifel fühlen sie die Besetzung nicht minder als der Mensch, und ist die Ursache vorüber, so wird die Unannehmlichkeit bei ihnen viel länger dauern als bei dem nackenden Menschen, sie trocknen viel schwerer ab.

Umgekehrt sehe man den Vogel im heißen Sommersonnenschein; sein Federkleid, obwohl es sich mit dem Beginn der warmen Jahreszeit bedeutend verringert, ist ihm doch sehr lästig und er athmet mit offnem Schnabel, um sich nur einige Erholung zu verschaffen.

Den Instinct betreffend, so ist er beim Menschen allerdings so gut wie Null, und das unverständige kleine Kind wartet nicht ab, bis ihm Jemand sagt: dieses sei gut zu genießen und jenes sei schädlich, es steckt Alles ohne Unterschied in den Mund, das mit giftigen Farben bedeckte hölzerne Spielzeug so gut wie die Erhöhung an der süßen Mutterbrust, woraus es Labung und Stärkung zieht, aber die Natur hat ihm etwas gegeben, was den Instinct bei Weitem aufwiegt. Was er nicht durch einen unabweislichen Naturtrieb thut oder unterläßt, das wird ihm gelehrt durch liebende Eltern, das erlernt er durch Ausbildung seiner Fähigkeiten.

Seine Hülflosigkeit als Kind ist gewiß sehr groß, aber dafür hat die Natur in das Herz der Mutter einen so mächtigen Trieb gelegt, daß dadurch die vorhandene Hülflosigkeit vollständig gehoben wird. Die Dauer der Jugend, die Dauer der hülflosen Zeit ist aber kein Fehler, sondern ein Segen des menschlichen Geschlechtes, durch die Verlängerung dieser hülflosen Zeit wird auch die Zeit der Belehrung, der Ausbildung verlängert. Ist die Dauer der Kindheit bei dem Hunde kein halbes Jahr lang und braucht er, um auszureifen, nicht mehr als ein ganzes Jahr, so ist dafür sein Leben auch schon zweimal abgelaufen, wenn das volle Leben des Menschen beginnt, und er setzt dies dreimal so lange fort, als das ganze Leben des Hundes dauert, das Leben des Erwachsenen nämlich, das Leben des Mannes. Ein Aehnliches läßt sich von den mehrsten anderen Thieren sagen. Das Pferd, welches mit vier Jahren seine vollständigste Entwickelung erreicht hat, ist doch im 25. Jahre, wo der Mensch erst zu leben beginnt, ein vollständig herabgedrückter Greis; so hat denn der Mensch gar viel voraus. Und die Klage des Plinius über die Stiefmütterlichkeit, mit welcher die Natur den Menschen gegenüber anderen Thieren behandelte, verliert ihre Stütze.

Zudem ist der Instinct eine völlig unbewußte Thätigkeit, durch die Natur des thierischen Geschöpfes geleitet, ohne daß dasselbe sich dabei einer Vorstellung oder einer Ueberlegung hingebe, wenn schon die Ausübung jeder einzelnen instinctiven Handlung den äußeren Anschein einer freien Handlung hat.

Der Instinct, der blinde, dunkle Trieb, hat in der Regel die Erhaltung oder das Wohlsein des Thieres zum Zweck, und hat entweder für den Einzelnen oder für die Gattung Geltung, ist also auf Nahrung und andere Bedürfnisse oder auf die Fortpflanzung gerichtet. Diese Triebe sind etwas mit dem Organismus Zusammenhängendes, und man vermag weder die Gründe darzulegen, wofür sie geschaffen sind, noch die Idee, nach denen bei der Einrichtung derselben verfahren worden ist, auch läßt derselbe sich nicht in Regeln bringen, denn der Instinct, welcher das Thier in seinen Umgebungen solchergestalt leitet, daß es sich immer einen Anschein von Freihet

bewahrt, obschon es gezwungen thut, was es thut, äußert sich doch auf so mannigfache Weise, daß man sich wohl gar veranlaßt gesehen hat, verschiedene Instincte anzunehmen.

Diese verschiedenen Triebe lassen sich indessen immer auf einige Hauptmomente zurückbringen, entweder darauf, etwas zu erlangen, was der thierischen Natur angemessen ist, was sie begehrt, oder darauf, sich von etwas zu befreien oder vor etwas zu fliehen, etwas zu beseitigen, was ihr zuwider ist, oder was ihre Existenz, ihre Erhaltung, ihr Wohlsein in irgend einer Weise bedroht. Ein dritter Zweig dieses mannigfachen Getriebes kann als eine Thätigkeit angesehen werden, die auf die Erhaltung des Individuums gerichtet ist, noch ein vierter, als einer, der die Fortdauer der Gattung bezweckt. Man wird die ersten drei unter dem Begriffe des Selbsterhaltungstriebes zusammenfassen und den letzteren als Geschlechtstrieb bezeichnen können.

Die Thätigkeit, welche ein Thier entwickelt, um seinen Durst zu stillen, seinen Hunger zu beseitigen, gehört in die erste Reihe. Nicht daß das Thier frißt, wenn es Hunger hat, ist sein Instinct, sondern daß es ihm nur dienliche Sachen frißt. Die Kuh auf der Weide vermeidet sehr wohl die giftige kleine Ranunkel, welche man Hahnenfuß nennt. Sie weiß nicht, daß der Saft derselben fressend ist und in ihrem Magen Geschwüre erzeugt, sie weiß nicht, daß sie daran elendiglich sterben wird — wenn sie es wüßte und deshalb das Schädliche miede, so wäre das nicht Instinct, sondern Vernunft, aber sie frißt den Hahnenfuß nicht und das ist ihr Instinct. Sie frißt auch nicht jenes Equisetum, welches man in Norddeutschland Haarmoos oder Hermus, oder in Süddeutschland Schaffheu nennt. Sie weiß nicht, daß ihr dadurch die Milch vergeht und sie also ihrem Herrn Schaden thut, sie weiß überhaupt nicht, *daß* es und *wie* es ihr nachtheilig ist, aber ihr Instinct hindert sie, die schädliche Substanz zu fressen. Wenn beide Pflanzen in getrocknetem Zustande als Heu ihr gegeben werden, sagt ihr Instinct nichts und sie kann dieselben fressen, ohne irgend welchen Schaden.

Ein ähnlicher Trieb sagt dem Hirsch, daß er vor den gefährlichen Hunden zu fliehen habe, um sein Leben zu erhalten, aber er sagt ihm auch, daß es nunmehr Zeit sei, nicht ferner zu fliehen, sondern sein Leben zu vertheidigen und aus dem sonst so furchtsamen wird jetzt ein muthiges, ein um sein Leben kämpfendes und oft sieghaftes Thier.

Der Freiheitstrieb ist vollständig hierher zu zählen, das gefangene Thier, obwohl ihm Bequemlichkeiten gewährt werden, die es in der Natur nicht hat, sucht doch auf jede mögliche Weise seine Freiheit zu erringen, der Löwe schüttelt die Stäbe seines Käfigs, obschon er täglich genügend frisches Fleisch bekommt, und auch nicht Durst zu leiden braucht; das Eichhörnchen nagt sich

ein Loch in die Wand seines Hauses und entschlüpft, obschon man ihm Mandeln und Nüsse giebt und in Milch geweichte Semmel, während es im Freien sich mit bitteren Eicheln oder mit harzigem Föhrensamen begnügen muß und nur als Sonntagsgericht einmal eine Haselnuß bekömmt.

Der Geschlechtstrieb dient zur Erhaltung der Gattung, und beschränkt sich nicht auf die Begattung, sondern er dehnt sich aus auf Alles, was damit zusammenhängt, auf Sorge für die Jungen, auf Ernährung, auf Beschützung derselben. Die Mutter vertheidigt ihre Kinder mit großem Muth und mit Gefahr ihres eigenen Lebens, ja der furchtsame Vogel setzt sich zur Wehre gegen den heranschreitenden Menschen und gegen die Schlange, welche seine Jungen bedroht, und die Sorge für die Jungen beginnt bei vielen schon vor der Geburt derselben. Die Vögel bauen sich ein künstliches Nest, mitunter fast wunderbar zierlich und geschickt, die Thiere des Waldes suchen sich einen buschigen Versteck, Kletterthiere die Höhlen alter Bäume auf, Hamster, Dachs und Fuchs graben sich Wohnungen in die Erde, ja Insecten, wie z. B. das Geschlecht der Bienen, sorgen mit größester Emsigkeit und Umsicht für die Kinder, nicht ihrer selbst, sondern einer ganz anderen Person. Das Bestreben, die Sicherheit der Jungen zu befördern, zeigt sich in dem Bösewerden, selbst des gutmüthigsten Hundes, sobald er Junge hat, und in dem Umherwandeln der Katze mit ihrem Kinde im Maule, welches sie den Nachstellungen des bösen Herrn Gemahls entziehen will.

Noch einen Trieb haben die Thiere, wenigstens die mehrsten, und diesen hat der Mensch mit ihnen gemein, das ist der Trieb zur Geselligkeit. Nur sehr wenige und fast nur Raubthiere sind einsam, aber selbst diese, wie Löwen und Wölfe, vereinigen sich da, wo sie häufig sind. In den preußischen Forsten allerdings sieht man den Wolf nur einsam, in den polnischen, galizischen, in den ungarischen Wäldern und Berggegenden sieht man ihn dagegen immer rudelweise. Die Elephanten leben in großer Menge bei einander, die Hirsche halten sich in Heerden zusammen, die Vögel gesellen sich zu bestimmten Zeiten des Jahres, selbst wenn sie nicht Zugvögel sind, in ungeheuren Schaaren an.

Dieser Geselligkeitstrieb oder Instinct ist dem Menschen ebenso eigen, er spricht sich wohl zuerst, er spricht sich in der Jugend als Geschlechtstrieb aus, bald aber wird die Freundschaft ein stärkeres Band und in jenem Alter, in welchem die stürmischen Bewegungen des Herzens längst nachgelassen haben, bleibt doch der Geselligkeitstrieb bestehen, der Mensch sucht mehrere Menschen, um sich zu vereinigen, und nichts ist ihm weniger zu entbehren, als gerade die Gesellschaft seines Gleichen.

Charakteristisch ist der Unterschied zwischen Thieren und Menschen bezüglich auf die Triebe dadurch, daß die letzteren im Stande sind, dieselben

zu zügeln, wenn sie schon leider oft genug es unterlassen. Der Mensch kann gewisse Neigungen, selbst die allermächtigsten bezähmen, überwinden, das Thier wird durch etwas ihm völlig Unwiderstehliches gezwungen: während der Brunst geht der scheue Hirsch gleich einem gereizten Tiger auf den Menschen los, und während derselben Zeit wird der zahme Elephant so wüthend und gefährlich, daß man ihn gerne ins Freie entläßt, damit er sich austobe, nach welcher Zeit er dann auch beruhigt wieder zurückkehrt in seine Gefangenschaft.

In diesem Zustande erwacht, besonders bei sehr kräftigen Geschöpfen, ein Zerstörungstrieb, der solche Thiere der augenscheinlichsten Gefahr entgegenführt und sie derselben gar nicht achten läßt, sie greifen viel kräftigere und größere Thiere an, oder sie lassen ihren Grimm aus an leblosen Dingen, sie stampfen die Erde, sie wühlen sie auf, sie reißen Bäume aus und schleudern sie um sich.

Der Mensch geräth wohl in Zorn und begeht dann auch vielleicht mehr Thorheiten, als im gewöhnlichen Zustande, aber jene thierische Wuth, durch das Erwachen des Geschlechtstriebes aufgerufen, kennt er nicht, wohl begeht er, von demselben gestachelt, manche Thorheiten und manche Großthaten, aber er vermag sich zu bezwingen, seinen Trieben Stillschweigen aufzuerlegen, wenn es sein ernstlicher Wille ist und er zeigt allein dadurch, wenn es sonst auf keine Weise wäre, wie viel höher er steht als das Thier.

Allerdings steht er auch viel niedriger als das Thier, wenn er, der Mensch, seinen Trieben nicht einen Zügel anlegen will, er begeht alsdann Schändlichkeiten, Abscheulichkeiten, er verfällt in Laster, er begeht Verbrechen. Aber alles dieses nur, weil er der Stimme der Vernunft nicht folgt, was er könnte, wenn er es wollte. Das Thier kann dieses nicht, denn es hat nur Triebe, nicht Willen, und dieses durch die Vernunft geleitete Wollen ist grade das schönste und erhabenste Prärogativ des Menschen. Das Thier handelt nicht unsittlich, wohl aber der Mensch, wenn er lediglich seinen Trieben und nicht zugleich dem Verstande folgt.

Was wir an den Thieren als Kunsttrieb bewundern, ist ferne davon, dasjenige zu sein, was wir mit dem Worte Kunst bezeichnen. Die Biene formt ihre Zelle auf saubere, immer gleiche Weise, heftet immer mehr und mehr aneinander, häuft sie zu Waben auf, füllt sie mit Nahrung für die junge Brut an, aber weder das Eine, noch das Andere bekundet Verstand, es ist reiner Instinct, es ist etwas unbewußt Gethanes, etwas, wozu das Thier durch einen inneren Drang getrieben wird. Die Spinne webt ein Netz, dessen Verhältnisse so schön geordnet sind, daß man glauben möchte, sie seien mit dem Zirkel gemessen, die Einzelheiten seien mathematisch berechnet. Sie zieht drei sehr starke Hauptfäden, so blank und so glatt, daß sie die Sonnenstrah-

len vollständig reflectiren und deshalb auch nicht erwärmt werden, selbst nicht in dem Focus des Objectivs eines Fernrohrs, indem die wunderbare Politur dieser Fäden das Verschlucken der Sonnenstrahlen vollständig hindert. An diesen Fäden befestigt sie querlaufende Leinen, gleichfalls von großer Stärke und hierüber befestigt sie die übrigen Speichen ihres Rades, alle diese Speichen haben eine ähnliche Beschaffenheit, sie sind glatt und glänzend und sie neigen sich von den spannenden Fäden nach der Mitte des Netzes unter ziemlich gleichen spitzen Winkeln.

Nunmehr zieht die Spinne eine weitläuftige Spirale, mittelst welcher sie in sechs bis acht Umgängen sämmtliche Speichen vereinigt. Das ist nicht ihr Netz, das ist erst die Leiter, welche sie anlegt, um mit Hülfe derselben das Netz zu weben, jetzt erst beginnt sie es wirklich und während sie längs der weitläuftigen Spirale umhergeht, zieht sie eine sehr viel engere Spirale über die Speichen hin und versieht jeden Faden derselben mit einer Reihe glänzender Perlen von Vogelleim, der eine unwiderstehliche Klebrigkeit hat. Mit einer starken Lupe kann man diese Perlchen auf das Deutlichste sehen, und sie sind es, an welchen die Mücke und die Bremse haftet, denn selbst diese trotz ihrer Stärke wird gefesselt. Indem sie sich zu befreien strebt, kommt sie mit immer mehr solcher Leimruthen in Berührung und wickelt sich selbst bis zur Wehrlosigkeit in dieselben ein, statt sich aus ihren Banden zu befreien.

Aber die Spinne webt immer weiter und dehnt ihre klebrigen Fäden über die ganze Fläche des Rades aus, indessen sie von der vorhergesponnenen, weitläuftigen Spirale einen Gang nach dem andern auffrißt, so wie sie dessen nicht mehr bedarf, auch verzehrt sie überhaupt jeden Morgen ihr Netz bis auf die glatten Fäden und sie spinnt es aus dem so wieder in sich aufgenommenen Vorrath an jedem Morgen von neuem.

Etwa aus Kunstsinn, damit das Netz immer schön rein und ordentlich aussehe? damit der Mensch stets etwas an ihr zu bewundern habe? o nein! das ist nicht Kunst, nicht Kunstsinn, nicht Kunstliebe, welche sie dieses lehrt, das ist der Erhaltungstrieb, sie spinnt das Netz um Beute zu fangen, sie überzieht die Fäden mit Leim, damit die Thiere sich darin verfangen, sie läuft herzu, wenn ein größeres Insect in ihr Netz gegangen, aber so lange es Lärm macht, hütet sie sich wohl ihm nahe zu treten, bis es sich ermattet, bis es sich abgearbeitet hat, dann schneidet sie die Fäden, woran es haftet, an einer Seite ab, und dreht die Fliege darin um, sie bindet dieselbe, nun dreht sie die so gebundene zur Sicherheit noch unter ihren Spinnwarzen zwanzigmal umher, bis sie sich auch nicht im geringsten mehr rühren kann, und dann saugt sie dieselbe aus, oder sie hängt sie, falls sie satt sein sollte, irgendwie hin, bis der Appetit wiederkommen wird.

Wer lehrt sie dieses Alles? und hat sie es überhaupt gelernt? Man sieht im Gegentheil die kleinste, kaum aus dem Ei geschlüpfte Spinne, selbstständig und ohne allen Unterricht, ihr überaus kleines und zartes Netzchen spinnen gerade so gut, wie es die älteste macht — das ist Instinct, das ist ein von der Natur dem Thiere verliehener Trieb. Wäre Ueberlegung dabei, so würde die Schmeißfliege ihre Maden nicht in die offene Blüthe der stapelia mixta legen. Sie will ihren Jungen Nahrung gewähren, diese Nahrung ist verwesendes Fleisch. Die Blüthe der stapelia riecht auf das Täuschendste danach; der Verständige, der Mensch, läßt sich dadurch nicht täuschen, die Schmeißfliege aber wohl, denn der Erhaltungstrieb für ihre Jungen leitet sie nur nach dem Sinne des Geruches.

Dies ist der hohe Vorzug des Menschen vor dem Thiere, daß er nicht dunkeln Trieben, sondern klaren Vorstellungen folgt, es ist also nichts Beklagenswerthes, daß der Instinct dem Menschen fehlt, sondern es ist das Zeichen seiner bei Weitem erhabeneren Stellung. Je höher die Thiere stehen, desto mehr treten diese angeborenen Triebe in den Hintergrund. Alle diese Instincte führen zurück auf eine und dieselbe organische Kraft. Je mehr Werkzeuge und je verschiedenartigere, je vollkommnere Glieder das Thier hat, desto schwächer wird der Trieb, desto mehr kommt er unter die Befehle der Willkür und das höchst organisirte Thier, der Mensch, wägt erst die verschiedenen Empfindungen gegen einander ab und verbindet sie zu einem harmonischen Ganzen. Durch den Instinct führt die Natur das des Lernens unfähige Geschöpf, das Geschöpf, welches wissen muß, ehe es lernt. Das Geschöpf aber, welches lernfähig ist, muß lernen, weil die Natur ihm weniger gegeben hat, es muß sich üben, weil es nichts von selbst kann, aber es hat vertheilte Kräfte, verfeinerte Werkzeuge und vermehrte Mittel zur Wirksamkeit erhalten; was ihm von der Bestimmung durch die unklaren Triebe abgeht, hat es reichlich durch die Ueberlegung zurückerhalten. Dieses scheinbar so vernachlässigte Thier ist eines bei Weitem vielfacheren und freieren Gebrauches seiner Kräfte und Glieder fähig, hat also keinen Grund, die Biene und die Spinne zu beneiden, welche beide nicht im Stande sein würden, viereckige Netze, oder dreieckige Zellen, zum Fang der Insecten und zum Aufsammeln des Honigs, zu verfertigen. Das instinctreiche Thier ist an eine unabweisbar einzige Form gebunden, der Mensch allein ist vollkommen frei von einer solchen ihn hemmenden Fessel.

Leistungsfähigkeit des Menschen.

Nach Allem, was wir sehen, steht der Mensch durch seine geistigen Fähigkeiten hoch über den Thieren. Die Natur setzt ihm viele Hindernisse in den Weg, allein sie gab ihm durch seine bevorzugte Stellung so bedeutende Mittel, so ausreichende Kräfte, daß er die Hindernisse besiegen und Alles überwinden kann, was ihm hindernd in den Weg tritt. Es ist etwas Großes, etwas Erhabenes um diesen Geist, der vermocht hat, jeden Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, der Alles sich unterthan macht. Wir sahen oben, daß der Mensch den Löwen und den Elephanten, das Rhinoceros und den Walfisch bezwingt, aber was sind diese unbedeutenden Kleinigkeiten im Vergleich mit alle dem, was er sonst vermag. Der Fuß des Wanderers wird gehemmt durch den Fluß, was fragt er danach, er baut eine Brücke und geht trocknen Fußes hinüber, oder er baut einen Kahn und fährt hinüber. Das Thier muß schwimmend das Ufer zu erreichen suchen, muß zurückbleiben, wenn es das nicht kann, oder wenn es seinen Kräften zu viel vertraut, muß es untergehen.

Der Mensch kommt an das Meer, was hindert ihn dieses, er baut mächtige Schiffe und er zieht darin über den Atlantischen Ocean und durch den Indischen Ocean und wenn man ihm in China und Japan den Eingang verwehrt, bohrt er Kanonen von größerem Kaliber als sonst, und wenn man ihm den Handel mit dem tödtlichen Opiumgift nicht gestatten will, so erzwingt er denselben, indem er noch mehr Menschen als durch Opium — durch Pulver und Blei umbringt.

Der Wanderer gelangt zum Fuße der Alpen, zum Fuße der Andes, das scheint ein Hinderniß und das mit dem feinsten Instincte begabte Thier würde durch diesen Instinct zurückgeleitet werden von dem Versuche, sie zu überschreiten; aber Brennus und Hannibal überschritten sie mit ganzen Kriegsheeren in alter Zeit, die Cimbern und die Gothen in mittlerer Zeit und die Franken unter Napoleon zogen mit vielen Hunderttausenden und mit Kanonen, mit Roß und Wagen hinüber, so gut wie Hannibal mit seinen Elephanten.

Einem noch anderen Volke gelang es, die ganze Hochfläche der Andes von Mexico bis Peru in einen Garten zu verwandeln, in ein segensreiches, mit allen Schätzen der Cultur überhäuftes Land; Tempel zu bauen, Königspaläste und Städte, welche in ihren Trümmern noch unsere Bewunderung erringen; gelang es, eine noch feste und zusammenhängende Gliederung des

ganzen Volkslebens hervorzurufen, daß man nicht begreifen kann, wie es wenigen Abenteurern möglich war, dieses Alles zu zerstören, aber diese wenigen Abenteurer, spanische Krieger unter der Anführung so heldenmüthiger als roher Offiziere, erstiegen jene Höhen, auf denen die Schöpfungen der Inkas blühten und legten die Städte, welche sie in kurzer Zeit geschaffen, in Asche und vertilgten Millionen friedlicher Menschen von der Erde. Beim Himmel nichts Rühmliches, wohl aber ein Beweis von der gewaltigen Kraft des Menschen überhaupt, der durch seinen mächtigen Geist hier so gut Reiche schaffen, wie dort Schöpfungen zerstören kann.

Der Mensch gelangt an die Wüsteneien, welche halbe Welttheile bedecken und an deren Rande selbst der Löwe zagend zurücktritt, welchen er nicht zu überschreiten wagt. Der Mensch wagt es! seit Jahrtausenden wandern große Züge von Kaufleuten zu Fuß, oder auf schlanken Rossen, oder auf geduldigen Kameelen, von dem Nordrande des afrikanischen Festlandes nach Süden, nach dem zu Herodots Zeiten bekannt gewesenen, von Negern bevölkerten mittleren Afrika. Und Alexander wagte es, mit einem Kriegsheer nach dem Tempel des Jupiter Ammon zu ziehen und Napoleon lieferte auf den Pyramidenfeldern blutige Schlachten.

Aber so großer Apparate bedarf der Mensch gar nicht. Lichtenstein, Le Vaillant, Mungo Park, Lander, Rüppel, Livingstone, Lepsius, Andersson, Richardson, Barth, Vogel haben mit geringen Hülfsmitteln, haben mit wenigen Menschen dasselbe versucht; viele sind untergegangen, vielen aber ist es geglückt, die Schätze ihrer Erfahrungen zurückzubringen und das gebildete Europa durch ihre Kühnheit sowohl, als durch die Erfolge derselben in Erstaunen zu setzen und die Geographie in einer ausgedehnten Weise zu bereichern, uns mit Menschen und Thieren bekannt zu machen, deren Existenz man bisher Nichts gewußt hat.

Der hohe Norden von Asien, von Amerika hat andere Forscher angezogen. Die Gegenden, in denen im ewigen Eise begraben die vorweltlichen Elephanten, die Mammuths liegen, sind so gut durchforscht worden, als jene in der Polarregion des anderen Welttheils, in welcher nur Rennthiere und Moschusochsen hausen. Man hat den Weg zur See, über Asien so gut als über Amerika, gesucht und gefunden, und man hat zu bestimmen vermocht, ob er fahrbar sei oder nicht; die unerhörtesten Entbehrungen hat der Mensch sich aufgelegt, um zu diesen Resultaten zu gelangen und nichts hat mit mehr Vollständigkeit dargethan, welche Kraft der Geist des Menschen zu entwickeln befähigt sei, als gerade diese vielen Bestrebungen, es wäre denn, daß man noch Größeres darin sehen wolle, daß es einem Seemanne gelang, durch Berechnungen zu der Ueberzeugung zu kommen, Indien müsse auf dem Wege

gen Westen gefunden werden können, was denn zu der Entdeckung eines ganzen neuen Welttheils führte.

Aber der Mensch ist nicht zufrieden damit, die äußeren Verhältnisse, welche ihn umgeben, zu betrachten, aufzuklären, festzustellen, er wendet auch nach Innen seinen Blick und betrachtet seine eigene Geistes- und Seelenthätigkeit und sucht die Wege zu erforschen, welche das Reich des Sinnlichen mit dem Uebersinnlichen verbinden, er will weiter gehen, als die Anschauung es erlaubt, er will etwas erforschen, was sich dem Secirmesser und dem Mikroskop, was sich der Physik und der Chemie entzieht.

Dieses Bestreben hebt ihn weit über denjenigen Standpunkt, welchen seine thierische Natur ihm anzuweisen scheint, hebt ihn über thierische Klugheit und thierische Neigungen, oder läßt ihn diejenigen, welche in ihm wohnen, mit Bewußtsein üben, wie Treue und Liebe, und verwandelt seinen Muth in Tapferkeit, und verwandelt seine Nachsicht mit der Schwäche des Besiegten in Großmuth und lehrt ihnen alles das bekämpfen, was von seinen thierischen Neigungen einem andern nachtheilig werden könnte. Der Mensch kann sich beherrschen, und dies bringt die Sittlichkeit zur vollständigen Entwickelung, was den Thieren durchaus unmöglich ist.

Die Natur hat den Menschen nicht weniger und nicht schlechter begabt als das Thier, sondern bei weitem höher und reicher, sie hat ihm nicht gewisse Vorzüge unmittelbar geschenkt, aber sie hat ihn mit so reichen Anlagen ausgestattet, daß er Alles, was ihm fehlt, zu dem behaglichen Zustande, welcher den Thieren ohne weiteres gegeben ist, sich verschaffen kann, wie denn Handeln und Schaffen sein wesentliches Kennzeichen ist. Er hat einen bei weitem weniger ausgebildeten Instinct als das Thier, ja man könnte vielleicht sagen, es sei nur ein einziger Trieb im Menschen so unmittelbar vorhanden, wie in den anderen höheren Thieren, dies ist das Aufsuchen der Nahrung unmittelbar nach der Geburt. Niemand hat das Kind saugen gelehrt, aber an die Brust der Mutter gelegt, wendet es seinen Kopf so lange hin und her und sucht es mit dem Munde so lange, bis die Brustwarze in denselben geräth und alsbald beginnt es zu saugen und zu schlucken, so wie das neugeborene Füllen, oder das Lamm, oder das blinde Hündchen.

Alles andere muß der Mensch lernen, selbst den Gebrauch der Hände und Füße, den Gebrauch der Sinnesorgane, die Sprache u. s. w.

Das erwachsene Thier hat mächtige Kauorgane, um die Körner des Getreides zu zerbeißen, oder um die Knochen des getödteten Thieres zu benagen, hat einen Magen stark genug und mannigfaltig zusammengesetzt, um sogar das unverdauliche Gras in guten brauchbaren Nahrungsstoff zu verwandeln und die zermalmten Knochen zu erweichen, aber der Mensch hat Verstand genug, um aus den roh ihm nicht dienlichen Stoffen wohlschmeckende

und leicht verdauliche Gerichte zu machen. Die Natur hat ihm Waffen versagt, aber sie hat ihm Verstand gegeben, um wirksameren anzufertigen, als irgend ein Thier aufzuweisen hat. Die Natur hat seinen Körper nicht durch eine Haarbedeckung, nicht durch Wolle oder Federn gegen die Eindrücke der Witterung geschützt, aber sie hat ihm die Befähigung gegeben, sich solche Bedeckung für jede beliebige Lage, in welche er kommen könnte, zu bereiten. Er bedient sich der Seide oder des Bastes, der Haare oder der Wolle der Thiere, um solche Stoffe zu verfertigen, wie die Jahreszeit sie fordert; sie hat ihm die schnellen Läufe des Hirsches versagt, aber sein Verstand hat ihn gelehrt, die Schnelligkeit des Hirsches für sich zu benutzen, auf dem Rennthier oder auf dem Rosse zu reiten, oder sie vor Wagen und Schlitten zu spannen, mit den Hunden über die beeisten Flächen der Polarländer und mit dem gezähmten Rinde durch die sterilen Gegenden des südlichen Afrika zu fahren. Ja sein Verstand hat ihn gelehrt, nicht nur den Wind zu benutzen, um über die Flächen des Meeres zu reisen, sondern den Dampf zu brauchen, um dem Sturme Trotz zu bieten und um damit auf Schienenwegen durch die bevölkerten Gegenden Europas so gut wie durch die menschenleeren von Nordamerika zu eilen und so das Unerhörteste zu leisten, wovon nur zu träumen man vor einem Jahrhundert nicht gewagt hat.

Zu solchen Schöpfungen führt den Menschen nur sein Verstand und das dadurch geweckte Bestreben, die Naturerscheinungen seiner Betrachtung, seiner Untersuchung zu unterziehen, wodurch er immer auf neue Erfahrungen kommt und immer neue Combinationen macht, welche wieder seine Hülfsmittel vermehren und sein Fortschreiten auf der Bahn des Wissens und der Erfindungen bis in's Unendliche ermöglichen.

Und welch eine Thätigkeit ist der Wille, vermöge dessen er Leidenschaften und natürliche Triebe zu beherrschen vermag. Schon dieses Eine würde genügen, um ihn von dem Thiere zu unterscheiden, welches immer den Trieben folgt, so weit seine Kräfte es gestatten, und welches keine Ahnung hat, daß es möglich sei, dieselben zu bekämpfen, und dieser Wille ist es auch, der den Menschen stärker macht als das Thier, der ihm eine größere Ausdauer gewährt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Märsche der Cavallerie immer kürzer sein müssen, als die der Infanterie, obwohl das Pferd achtmal so stark als der Mensch, doch nur dreimal so stark beladen ist als der Mensch, also verhältnißmäßig seine Kraft nur halb mal so viel trägt. Dieser Wille lehrt den Eingebornen von Nordamerika den fliehenden Hirsch zu verfolgen, bis er ermüdet niederstürzt, und dieser Wille hat, unterstützt von dem Verstand, alle jene Erfindungen hervorgebracht, durch welche das Menschengeschlecht von Jahrhundert zu Jahrhundert höher gestiegen ist.

Unabhängigkeit des Menschen von äußeren — von Naturverhältnissen.

Durch den Verstand hat der Mensch sich unabhängig von der Natur und allen ihren Beziehungen zu ihm gemacht. Unter dem versengenden Strahl der tropischen Sonne kann er eben so gut leben, wie zwischen Schnee und Eis bei Temperaturen, welche 30° unter Null, ja welche den Gefrierpunkt des Quecksilbers überschreiten, und es sind nicht blos Neger, welche am Senegal oder in Indien leben, nicht blos Eskimos, welche die Polargegenden bewohnen, sondern der gemäßigten Zone angehörige Europäer, mitunter verzärtelte Söhne reicher Eltern, welche die heißen Ebenen Indiens, welche die Ganges-Ufer, oder wahrhaft fromme, von einem inneren Drange für die Belehrung der Menschen getriebene Geistliche, welche das eisumstarrte Nord-Cap bewohnen, und ertragen ohne Nachtheil für ihre Gesundheit, was man für unerträglich zu halten geneigt ist. Die Engländer in Indien allerdings ertragen nicht so viel, ihnen fehlt das leitende Princip, was vorhanden sein muß, wenn Erfolge, wie die gedachten, daraus hervorgehen sollen. Dort müßte der Wille allerdings so weit zur Geltung kommen als nöthig, um das Thörichte, das Unsinnige zu unterlassen, um sich ein Beispiel zu nehmen an den nüchternen, einfachen Menschen, unter denen sie wohnen; da aber Rostbeaf und Portwein ihnen mehr werth ist als die Gesundheit, so opfern die Engländer diese und dann ertragen sie allerdings das Klima nicht, das kommt aber keineswegs von der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur her, sondern nur von der Unzulänglichkeit des Verstandes, der in ihm wohnt, und des Willens, ihn zu gebrauchen.

Durch seine Verstandeskraft weiß der Mensch sich Alles erträglich zu machen; er ist fähig, den Druck von 15,000 Pfund auf den höchsten Bergen der Erde, sowie den von 30,000 Pfund in den Ebenen, welche der Meeresfläche gleich liegen, so wie von 90,000 Pfund in der Taucherglocke zwei Atmosphären tief unter der Meeresfläche zu ertragen; es wird ihm schwer, aber er kann es, er vermag sich daran zu gewöhnen. Die Europäer, welche in Quito und in Bogota und überhaupt auf den mittleren Höhen von Mexico, Bolivia und Peru leben, erfreuen sich ihres Daseins in einer Atmosphäre, welche kaum die Hälfte der Dichtigkeit hat, wie bei uns in den Ebenen, und die würdigen Geistlichen, welche in den Hospicien in der Schweiz 6000 und 8000 Fuß über der Meeresfläche leben und ihr Dasein der Errettung von Verunglückten und Verirrten weihen, sind nicht dort geboren und ertragen

es doch, und daß die Schweizer, wenn sie lange Zeit in den Ebenen wohnen, das Heimweh bekommen, deshalb, weil sie unter einem, um ein ganzes Viertheil größeren Luftdruck leben, ist gänzlich unrichtig, denn die Savoyarden, welche in Paris wohnen, befinden sich ganz in derselben Lage und bekommen das Heimweh nicht. Jene Schweizer-Regimenter in Paris, bei denen diese Krankheit sich am häufigsten zeigte, bestanden aus Faullenzern. Die fleißigen und thätigen Savoyarden bekommen das Heimweh so wenig als diejenigen Schweizer, welche nicht als königliche Garden mit Faullenzern, sondern als Wasserträger mit Arbeiten ihr Brod verdienen.

Die Nahrung betreffend, so ist der Mensch durch seine Kauwerkzeuge sowohl als durch seine Verdauungsorgane auf vegetabilische und animalische Nahrung angewiesen. Ohne irgend eine Bedürftigkeit besonderer Art kann er sowohl die eine als die andere dieser beiden Klassen von Nahrungsmitteln ganz entbehren und sich mit der andern ganz allein begnügen. Nur sehr wenige Thiere sind so glücklich organisirt, daß ihnen dieses möglich wäre; es sind die sogenannten Allesfresser, die Maus und die Ratte, der Rabe und die Krähe, aber trotz der fleischfressenden Pferde des Diomedes würde ein Pferd doch Hungers sterben, wenn man es in einen Fleischerladen einsperren wollte, und der Löwe würde da verhungern, wo das Rind und das Schaf sich mästen könnten bis zum Zerplatzen, im Heumagazin oder im Kornspeicher.

Wie viel höher steht der Mensch hier, als das ganz bestimmter Nahrungsmittel bedürfende Thier. Auf den Südsee-Inseln, auf den wunderbaren Korallenbauten des Stillen Meeres lebt der Mensch ausschließlich von Pflanzenkost, wie die Eskimos ausschließlich von Fischen und die von der Civilisation noch nicht berührten nordamerikanischen Völker lediglich von Fleischkost leben.

In den gedachten Fällen bringt die Nothwendigkeit es so mit sich. Die Korallen-Inseln haben keine vierfüßigen Thiere, und die Jägervölker in Nordamerika haben keine festen Wohnsitze, um Getreide- oder Gartenbau treiben zu können; aber in Indien lebten, bevor die Engländer die Hälfte derselben ihrem Geize zum Opfer gebracht hatten, 200 Millionen von Menschen lediglich von Pflanzenkost, nicht weil sie mußten, sondern weil sie wollten, weil ihre Priester ihnen eingeredet hatten, Pflanzenkost zu genießen sei den Göttern wohlgefällig, die Thiere aber zu essen sei verbrecherisch, denn in ihren Leibern wohnten die Seelen ihrer Vorfahren. Und diese Menschen lebten sehr wohl und gesund und hatten keine Sehnsucht nach etwas Anderem, ja sie hatten sogar einen Abscheu gegen Speisen aus dem Thierreich, es sei denn die Milch der Kühe.

Daß diese Biegsamkeit der Natur zu einer großen Wohlthat werden

könne, darf wohl kaum erst erörtert werden. Sobald dem Jäger seine Jagdbeute entkömmt, sobald der Fischer seine Netze vergebens auswirft, ist er ein verlorener Mann. Nicht so derjenige, welcher über die eine oder über die andere Nahrungsweise gebieten kann; was ihm auf einer Seite abgeht, wird er auf der anderen Seite zu ersetzen verstehen, aber allerdings gehört hierzu nicht nur der Verstand, sondern auch die Fähigkeit, ihn zu gebrauchen. Unser Ackersmann hat diese. Wenn ihm das Wintergetreide ungünstiger Witterung wegen mißräth, so wächst der nämlichen Witterung wegen das Sommergetreide, Hafer, Gerste, Buchweizen desto besser, ebenso ist es mit den Kartoffeln, deren verschiedene Arten sehr verschiedene Erntezeiten haben. Jede dieser Pflanzen und die Früchte derselben weiß er zu benutzen, er weiß sie zu seiner Nahrung zu verwenden. Zweimal aber sind über Irland schon furchtbare Hungersnöthen gekommen, im Jahre 1817 und im Jahre 1847, woselbst mitten in Preußen der Scheffel Roggen über vier Thaler und der Scheffel Weizen über fünf Thaler kostete.

Die hungernden Irländer stahlen, und wenn sie nichts mehr zu stehlen fanden, mordeten sie, und furchtbare Banden solcher verzweifelnden, hungernden Menschen durchzogen das unglückliche Land. Und wenn sie nichts mehr zu morden und zu stehlen fanden, so verhungerten diese Banden auf offenem Felde oder auf offener Straße.

Da schickte man von allen Seiten Nahrungsmittel nach Irland — Roggen, Erbsen, Bohnen, Reis, türkischen Weizen in hunderten von Schiffsladungen, genug, um der Hungersnoth vollständig abzuhelfen, aber es ward nicht geholfen, denn die unglücklichen Menschen erklärten alles das für Pferdefutter, glaubten sich in ihrem Unglück von mitleidlosen Menschen verhöhnt, hatten nicht Verstand genug, die Bohnen und Erbsen zu kochen, den Roggen zu mahlen und Brod daraus zu backen, da sie nur den Weizen als Brodgetreide, aber überhaupt nur die Kartoffeln als Nahrungsmittel kannten und folglich außer Stande waren, irgend etwas zu brauchen, irgend eine Speise zu bereiten, wenn nicht Kartoffeln die Grundlage derselben waren. Verzweiflung trieb sie, die Erbsen roh zu zerkauen, natürlich ein sehr thörichtes Unternehmen, da ihnen doch immer die Mahlzähne der Pferde fehlten, um solche Kost zu zerkleinern in so hinlänglicher Menge als erforderlich, um den Körper zu ernähren.

Unter *solchen* Umständen freilich, wenn der Mensch seinen Verstand gar nicht zu gebrauchen weiß, steht er nicht viel über dem Thiere; wo er jedoch dieses vermag, ist die Kluft eine ungeheure und eine ganz unausgefüllte, und es ist eine eben so große Thorheit, das Menschengeschlecht dem Thiere gleich zu stellen, als dasselbe aus der Reihe der organischen Wesen herauszuheben und ihm eine, man möchte fast sagen, Gott ähnliche oder Gott nahe Stellung

anzuweisen. Der Mensch ist an seine Gattung mit den allerstärksten Fesseln des thierischen Organismus gebunden, weil er sich langsam entwickelt — langsamer als irgend ein anderes Geschöpf; dafür hat er auch eine viel längere Lebensdauer und dafür hat er auch ein Organ, durch welches er in die innigste geistige Gemeinschaft mit seiner Gattung zu treten und sich darin zu unterhalten vermag, die Sprache nämlich und mit ihr die Herrschaft der Gedanken über den Stoff, wodurch er zuerst seines eigenen Daseins inne wird, wodurch er dann zur Selbstbestimmung gelangt, bis ihm hieraus die geistige Freiheit entspringt.

Hier ruht das Unvergängliche, hier ruht Dasjenige, was Vor- und Nachwelt mit einander verbindet, hier vorzugsweise die Unsterblichkeit. Solon und Sokrates und Plato leben mit ihrer Weisheit noch unter uns, Christus hat uns durch seine erhabene Moral dazu gemacht, was wir sind. An der Kriegskunst eines Alexander und eines Cäsar hat sich Friedrich der Große, hat sich Napoleon I. zum Feldherrn gebildet. Die Mathematik eines Euklid und eines Archimedes hat unsere Mechanik, und die Berechnungen eines Ptolomäus und eines Eratosthenes haben unsere Astronomie gegründet. Der menschliche Leib ist zerfallen und ein Raub der Würmer geworden, die geistige Thätigkeit dieser Leiber ragt aber bereits mehr als zwei Jahrtausende über die Gräber derselben hinaus und erhält sich in ununterbrochener Wechselwirkung mit uns.

Die Organisation des thierischen wie des Pflanzenlebens hängt auf das Innigste mit der Beschaffenheit des Bodens, der Luft, der Temperatur-Verhältnisse zusammen. Körperbau, Kraft, Instinct und äußere Zustände stehen überall in Wechselwirkung. Die Natur sorgt überall in angemessener Weise für ihre Kinder. In den Gegenden, in denen große Kälte herrscht, haben die Bewohner einen mächtigen Haarwuchs. Der Fuchs, der Hund, der Bär des Nordens sind ganz anders bekleidet als die in mäßig temperirten Gegenden heimischen Thiere der ähnlichen Gattung. Das Schaf verliert in der heißen Zone seine wärmende Wolle ganz und behält nur die groben, jene Wolle durchdringenden Haare zurück; Gans und Ente verlieren ihren Flaum, indessen im hohen Norden dieser so zart und gleichzeitig so dicht wird, daß kein Pelz irgend eines Thieres von ähnlicher Wirkung ist, da aber, wo solche Bedeckung lästig werden würde, ist sie auch nicht vorhanden. Elephant, Rhinoceros, Nilpferd sich beinahe nackend, Löwe und Tiger haben ein äußerst schwach behaartes Fell, und der Hund von Guinea ist vollständig haarlos.

Der Mensch des Nordens setzt eine starke Speckschicht an, Eskimos und Lappländer könnte man kugelrund nennen, so fett, so reichlich mit Speck ver-

sehen sind sie. Das Schneelicht, welches ihren Augen sehr nachtheilig werden würde, erscheint gedämpft durch sehr dichte Augenwimpern. Der Neger im tropischen Afrika hat Schneelicht keineswegs zu besorgen, ihm brennt die Sonne senkrecht auf den Kopf, dafür hat die Natur ihm eine reiche Wollenbedeckung gegeben, welche die Sonnenstrahlen hindert, bis auf den Schädel zu dringen, und damit sie auch den Augen nicht schädlich werde, sind sie von den Augenbrauen stark überwölbt und diese sind mit einem fingerdicken Busch vortretender Haare bewachsen, welcher das Auge gegen die von oben herabkommenden Sonnenstrahlen schützt. Die Haut des Negers ist schwarz und die Sonnenstrahlen haben auf sie einen nur geringen Einfluß; weil bei der Lockerheit des Zellengewebes mit der Menge und Größe der Poren die Ausdünstung so gewaltig wächst, daß sie an Wärme hinwegnimmt, was die Sonnenstrahlen ihr zuführen. Der Weiße, welcher sich den nämlichen Einflüssen aussetzt, leidet darunter gewaltig, und die Sonne bewerkstelligt an seiner hornigen Oberhaut dasjenige, was der Feuerbrand an der Schildkröte thut, diese Hornhaut löst sich in großen Blasen ab.

Unzweifelhaft ist jede Thier- und jede Pflanzenspecies auf gewisse Grenzen angewiesen. Thiere und Pflanzen halten diese Grenzen auch ein, der Mensch aber hat eine so glückliche Acclimatisationsfähigkeit, daß er sich niederlassen kann auf der Erde, wo er will. Seine Hausthiere begleiten ihn allerdings (verändern sich aber schnell in der bereits gesagten Weise), doch sie thun es nicht freiwillg, der Mensch nimmt sie dorthin mit; aber sie sind bei weitem weniger fähig, den Wechsel der Zone zu ertragen; das Schwein gewöhnt sich an den hohen Norden nicht, eben so wenig wie das Rennthier an die gemäßigten Erdstriche, obwohl die Natur auch hier einigermaßen das Ihrige gethan hat. Die gemäßigte Zone hat sehr verschiedene Jahreszeiten, hat zum Theil nicht blos starke Sommerwärme, sondern Sommerhitze, mitunter nicht nur eine mäßig niedrige Temperatur, sondern eine grimmige Kälte während des Winters. Da gab die Natur den Thieren ein Sommerkleid und ein Winterkleid, und das letztere ist so dicht, daß der weichliche Hase und das zart gebaute Reh im Walde auf dem Schnee schlafend nicht erfrieren. Selbst die Vögel verlieren während der Sommerzeit den größten Theil ihres Federschmuckes und erhalten dafür schon im Herbst eine reichlich wärmende Bedeckung, aber dennoch ist diese Ausgleichung nicht genug, um die Unterschiede schwindend zu machen, welche die Zonen hervorbringen.

Noch weniger verbreitungsfähig sind die Pflanzen. Viele derselben haben geflügelten oder gefiederten Samen, und nicht selten ist derselbe so eigenthümlich gestaltet, daß er nicht nur vom Winde leicht fortgetragen werden kann, sondern daß er sich auch mit dem Kern in den Boden senken muß, daß er nicht verkehrt fallen kann; so ist es bekanntlich mit dem Samen der

Distel, mit dem der Kuhblume, an welcher die Kinder die Stärke ihrer Lungen prüfen.

Solch ein Samenkorn vom Winde gehoben ist geeignet, 500 Meilen in nördlicher oder südlicher Richtung zu machen, so weit vom Winde fortgetragen zu werden; aber weder in Lappland noch in Indien würde diese Pflanze sich entwickeln, wenn sie auch wirklich keimen sollte, an einem Orte ist es ihr zu kalt, am anderen zu heiß, und selbst durch Kunst läßt sich da nichts bewerkstelligen. Wie gerne würde man unser köstliches Obst, welches das vielgerühmte der Tropenländer bei weitem übertrifft, wie gerne würde man es nach Java verpflanzen. Was gäbe ein reicher Holländer darum, wenn er frische Pflaumen oder Himbeeren, oder lieblich duftende Aepfel und Birnen in seinem Garten brechen und auf seine Tafel setzen könnte. Allein es geht nicht, diese Pflanzen wollen einen Winter, sie wollen Ruhe haben, schlafen. Schon wenn bei uns eine eigenthümliche Witterungsgestaltung den Bäumen im Herbste eine zweite Blatt- und Blüthen-Entwickelung entlockt, macht es sich im nächsten Jahre als Benachtheiligung des Baumes bemerklich, in den Tropenländern aber geht der Baum wirklich ganz aus, er stirbt an Erschöpfung.

Allen diesen Unbequemlichkeiten unterliegt der Mensch nicht, er vermag sich zu behaupten unter Verhältnissen, welche auf das Aeußerste von einander verschieden sind, und er vermag es um so mehr und um so leichter, je höher seine geistige Kraft gestiegen ist, ja man könnte behaupten, seine Verpflanzungsfähigkeit hinge von seiner Cultur ab und er sei um so mehr dazu befähigt, je weiter er fortgeschritten ist. Man hat überall wahrgenommen, daß die uncultivirten Völker einem ungewohnten Klima unterliegen, während die civilisirten Menschen sich ohne Schwierigkeiten acclimatisiren, und dies kommt vielleicht allein daher, daß der vorwaltende Verstand gebildeterer Menschen sie eine angemessene Lebensweise wählen läßt. Rührigkeit des Geistes, Lust an Neuem, Freude an Wechsel, an der Anschauung des Fremden macht die Menschen fähig, hundert Unbequemlichkeiten zu ertragen, indessen Beschränktheit des Gesichtskreises, Isolirung und die Gewöhnung an ein einförmiges Leben an den Boden fesseln, auf welchem die Wiege gestanden hat. Solche Menschen, krank in der Fremde werdend, bessern sich oder werden gänzlich wieder hergestellt, wenn sie in die Heimath zurückkehren. Darum suchen auch die Engländer, wenn sie sich auf den indischen Besitzungen dreiviertel todt geschwelgt haben, immer von Neuem ihre nebelreiche Insel auf, um in den gewohnten Verhältnissen wieder zu gesunden.

Acclimatisation.

Es wäre thöricht, behaupten zu wollen, jeder Mensch befände sich überall auf der Erde gleich gut, dies ist keineswegs der Fall. Die Menschenracen haben eben so gut ihre Verbreitungsbezirke wie die Pflanzen und wie die Thiere. Versetzt man einen Araber nach Frankreich und wäre es der südlichste Theil desselben, so wird ihm immer die endlose Wüste fehlen, er kann sein Roß nicht beliebig tummeln ohne zu fragen, ob er es dürfe oder nicht. Dem Kabylen ist sein Zelt von Filz gewiß bei weitem lieber, bequemer und sein Lager auf harter Erde nur mit unterbreiteter Matte weicher, schöner als das prächtige Haus, welches er in Bordeaux oder Genua oder in Triest bewohnt, ihm fehlt der freie Blick in die Ferne, der auch seinem edlen Thiere mangelt; ihm fehlt das geduldige Kameel, das, wie ungestaltet es auch unserem Auge erscheinen mag, doch dem seinigen so viele Schönheiten und Vorzüge darbietet, wie der Jagdjunker an seinen Windhunden oder der Gardeoffizier an seinem Paradepferd bewundert.

Seinem Charakter widerstrebt die fremde Sitte, er findet verwerflich und abscheulich, was der Bewohner des Landes, in dem er sich jetzt aufhält, schön und gut und wohlthätig findet. Er hält für unmoralisch und für unreligiös, was der Andere thut; er ist in seinen Ansichten und in seinen Begriffen verwirrt, er sieht Leute Dinge thun, welche ihm ganz unerlaubt scheinen, und sie fühlen doch keine Gewissensbisse darüber.

Seinen Gewohnheiten widerstrebt die anschließende, ihm überhaupt unbequeme Kleidung und man lacht ihn aus, wenn er seine ihm lieb gewordene Landestracht beibehält, er muß sich in eine steinerne Höhle verkriechen, statt unter Gottes freiem Himmel zu schlafen, und muß er die ungewohnte Lebensart längere Zeit fortführen, so erschrickt er über sich, denn er wird bleich, seine dunkle, sonnengebräunte Farbe, weicht der des Städters, seine Muskeln werden schlaff; macht er den Versuch seinen Bogen zu spannen, so will es ihm nicht mehr gelingen, wirft er seine Lanze, so erreicht sie nicht die Hälfte der Entfernung, welche er ihr sonst geben konnte, er fühlt sich gedrückt, er unterliegt einer ungewohnten Last.

Die Gefühle, welche ihn sonst belebten, der Stolz, der Muth, die Freundschaft, die Kampfbegier und die schönste der Tugenden jener Völker, die Gastlichkeit, kann er nicht üben und das macht ihn unglücklich, auch wenn der Reis bei weitem besser gekocht wird, als er dessen gewohnt ist. Die Verhältnisse stürmen auf ihn ein und richten ihn zu Grunde, ja es würde auch der

Fall sein, wenn er mit seinem Pferde oder seinem Kameel oder seinen Stammesgenossen aus Arabien oder aus dem Atlas nach den Steppen von Hochasien verpflanzt würde, woselbst ziemlich ähnliche Völker unter ziemlich ähnlichen Verhältnissen leben, aber die Kalmücken und Mongolen sind nicht seines Gleichen, wenn sie auch auf ihren kleinen, muthigen und ausdauernden Pferden weite Strecken durcheilen, auf denen kein Regen fällt, deren Gräser und Kräuter nur der Thau erquickt. Dort sind ihrer wieder zu viel bei einander, die Stämme, welche regelmäßig vom Anfang des Frühlings gegen Norden und vom Anfang des Spätsommers gegen Süden ziehen, sind ihm zu reich, sie haben zu große Heerden von Rossen, von Schafen, von Rindern, sie leben nicht in fortwährendem Kriege unter einander, bei ihnen ist nicht Jedermanns Hand erhoben gegen Jedermann, was soll er dort mit seinem kriegerischen Muth, was mit seiner scheuen Behutsamkeit, was mit seinem Rachegefühl, unter Leuten, die in gedankenloser Gleichgültigkeit müßig dasitzen und den ewig blauen Himmel ansehen und mit ihren Rossen sprechen, als wären sie ihres Gleichen.

Der Eskimo am nördlichsten Rande von Amerika freut sich zwar des geheizten Raumes seiner Winterwohnung, sie möge noch so übel nach Thran riechen, mit welchem er heizt und mit welchem er kocht, er freut sich auch der kleinen Kajüte auf dem Schiffe des Walfischfängers, aber was würde er machen, wenn man ihn nach Deutschland verpflanzen wollte. Er würde nicht umkommen aus Mangel an Seehundsthran, denn über diese Fabeln sind wir hinaus, er benutzt Fleisch und Speck des Seehundes zur Nahrung, aber keineswegs den Thran als Getränk, aber wenn er auch lange schon in Europa zurückgehalten wäre, er würde doch eine unbesiegbare Sehnsucht nach seinem Vaterlande empfinden und er wird gewiß, wenn er am Meeresstrande einen todten Seehund liegen sieht, über denselben herfallen und sich an der gewohnten Speise zu laben suchen.

Cranz erzählt in seiner Geschichte von Grönland, daß man sechs der Eingebornen nach Dänemark gebracht habe, und daß sie trotz aller freundlichen Behandlung und trotz aller ihnen gewährten Pflege und der reichlichsten Nahrung mit Lebensmitteln, deren sie gewohnt, stets seufzend und kummervoll gesehen worden sind, und daß sie nach einiger Zeit auf ihren gebrechlichen Booten entflohen, um ihr Vaterland wieder aufzusuchen. Sie wurden durch den Sturm zurück an die Küste von Schonen geworfen und wieder nach Kopenhagen gebracht, wo zwei von ihnen aus Kummer starben. Von den übrigen versuchten zwei die Flucht nochmals, einer derselben wurde eingeholt und nunmehr wurde keine fernere Flucht versucht und die drei übriggebliebenen lebten 12 Jahre in Dänemark, aber niemals sah man sie fröhlich, häufig weinend und als sie nach und nach dänisch lernten, er-

gossen sie sich fortwährend in Klagen und in Jammer über den Verlust ihres Vaterlandes, bis sie sich nach und nach in Kummer verzehrten und starben.

Im äußersten Westen von Nordamerika, wo jetzt die wilde Geschäftigkeit der beutesuchenden Menschen in den Minen an die goldgrabenden Ameisen des Diodor erinnert, sah man sonst ein dürftiges, aber genügsames Jägervolk die Wälder und die Berge durchstreichen, kaum jemals mehr als zwei Tage an einem Orte verweilen, Tag für Tag weit umherirren, Nacht für Nacht einen anderen Baum zum Lager wählen und bei einem Alter von 60 Jahren wenigstens so viel Weg zurücklegen, als ausreichen würde, um die Erde dreißigmal zu umkreisen. Das Hausgeräth dieser Leute bestand in Bogen und Pfeil, in einem spitzen Holz, um Wurzeln auszugraben, in einem steinernen Beil und Messer, in einem Stück Birkenrinde als Wiege und in einem aus Aloefasern geflochtenen Sack.

Als Missionäre diese Leute zuerst besuchten, fanden sie dieselben in einem wunderbar elenden Zustande; Wurzeln, Kräuter, kleine Samen, an thierischer Nahrung Raupen und Würmer, Muscheln und Fische der Flüsse oder des Meeres essend, und dennoch gesund und frohsinnig, stark und in dieser Stärke ausdauernd, schwarzbraun und unschön von Gesicht, aber von Körper wohlgestaltet, rasch und gelenkig — und was sind sie jetzt, nicht etwa nachdem man sie aus ihrem Vaterlande entfernt, sondern nachdem man ihnen die Civilisation näher gerückt? Herunter gekommen in jeder Art und von allen Krankheiten heimgesucht, welche durch eine völlig veränderte Lebensweise hervorgebracht werden können. Sie fortzuführen in fremde Länder, in welchen sie ihr gewohntes Klima, ihre gewohnte Lebensweise nicht mehr hätten, würde unzweifelhaft ihren völligen Untergang zur Folge haben.

Kehrt ein so seiner Heimath Entfremdeter in seine Heimath zurück, so ist sein Glück unbeschreiblich, alle Leiden sind vergessen, und er wird von den Seinen mit eben solcher Freude empfangen, wie er sein geliebtes Vaterland umfängt. Ein junger Fuli, ein Neger, von engländischen Missionairen erzogen, wohlgebildet und von ihnen mit seiner eigenen Zustimmung nach England geführt, war doch keinen Augenblick Herr über eine ihn nicht verlassende Sehnsucht nach der schönen Heimath. Er war ein aufgeklärter, wohldenkender Mann, welcher die ihm bewiesenen Ehrenbezeugungen und die entgegenkommende Freundschaft wackerer Männer dankbar anerkannte, allein alles das füllte sein Herz nicht aus und er war nicht eher ruhig, als bis er sich einen Platz auf einem Schiffe gemiethet, das ihn nach seiner Heimath zurückführen sollte. Die Thränen perlten aus seinen Augen, als er die sandigen Küsten seines Vaterlandes wieder erblickte, und als er das Land betrat, empfing ein jeder Fuli ihn mit solcher Liebe, als wäre er ein ihm

wiedergeschenkter Bruder, man nannte seine Entfernung eine Zeit der Sklaverei, man nannte ihn den zweiten Menschen, welcher jemals aus der Sklaverei zurückkehrte.

Wir könnten die Beispiele beliebig vermehren, wir würden überall finden, daß der Boden, daß das Vaterland, das Klima den Menschen mit unzerreißbaren Banden fesselt. Es handelt sich dabei nicht etwa um Hitze und Kälte, welche ausschließlich auf den Menschen wirkten, es ist vielmehr die ganze Umgebung, welche solchen Einfluß ausübt, wir leben zum großen Theile von der uns umgebenden Luft, welche uns ein Balsam, eine wohlthätige Nahrung ist. Wen sollte es wundern, wenn die so höchst verschiedene Lokalbeschaffenheit dieses die ganze Erde einhüllenden Fluidums verschiedenartige Einflüsse auf die Menschen und die Thierwelt hat?

Wir leben auf dem Boden eines gewaltigen Oceans, auf dem Boden des Luftmeeres; da die Atmosphäre wirklich ein Theil der Erde ist, so muß es ganz ungerechtfertigt erscheinen, wenn man sagt, wir leben auf der Erde. So ist es keineswegs, wir leben in der Erde und der Walfisch, welcher Tausende von Fuß unter der Meeresfläche schwimmen kann, lebt nur noch etwas tiefer in der Erde als der Mensch. Sollte es uns denn nun wundern, wenn die Beschaffenheit des Luftmeeres Einfluß hätte auf unser Wohlbefinden?

Im Gegentheil, es ist dieses ein sehr wohlbekanntes Factum, nur weiß man sich nicht immer Rechenschaft davon zu geben, man kennt die Ursachen nicht. Man nimmt einen Luftgütemesser zur Hand und vergleicht die Beschaffenheit der Luft im Freien mit derjenigen, welche uns die Luft in bewohnten Räumen, in angefüllten Gerichtssälen, in überfüllten Tanzsälen zeigt, und man findet zu seiner Ueberraschung gar keine Unterschiede. Die neueste Zeit hat unsere Instrumente und unsere Untersuchungsmethoden so verfeinert, daß wir nun allerdings Unterschiede finden, aber sie sind so überaus geringfügig, daß die Frage noch immer offen ist, wie denn wohl bei diesen unbedeutenden Differenzen so große Wirkungen entstehen können?

Vielleicht macht ein Beispiel, ein Vergleich uns dieses klar. Man sagt zwar, alle Vergleiche hinken, allein derjenige, den wir hier anstellen wollen, ist diesem Vorwurf am wenigsten unterworfen.

Alle unsere Uhren leiden an Fehlern, es sind Werke von Menschenhand und diese können nicht fehlerlos sein. Zu den größten Kostbarkeiten eines Schiffes oder eines Observatoriums würde eine Uhr gehören, welche täglich nur einen Fehler von zwei Secunden machte, aber natürlich stets in derselben Richtung, also stets zwei Secunden zu geschwinde, oder täglich zwei Secunden zu langsam, nur nicht bald das Eine, bald das Andere.

Nennen wir einen, in seiner Heimath ganz gesunden Menschen eine solche gute, richtig gehende Uhr und verpflanzen wir ihn in eine Gegend,

in welcher irgend welche Einflüsse so auf ihn einwirken, daß er täglich einen kleinen, einen gleichbleibenden Fehler macht, so wird er bald unrichtig gehen und falsch zeigen, die Uhr schon nach einem Monat um eine Minute, nach einem Jahr um 12 Minuten und nach fünf Jahren um eine volle Stunde. Die Uhr geht falsch.

Und der Mensch, ein viel zusammengesetzteres Kunstwerk als der schönste Chronometer, sollte nicht falsch zeigen, wenn täglich Einflüsse auf ihn wirken, die, wenn auch noch so schwach, sich alltäglich addiren zu immer größeren Fehlern, zu immer auffallenderen Störungen, bis die Uhr für das Leben nicht mehr brauchbar ist?

Bei der Uhr ist die fehlende Hand des Menschen dasjenige, was den Uebelstand hervorbringt, kein Mensch kann etwas Vollkommenes schaffen, die Unvollkommenheit spricht sich bald genug aus. Bei dem Menschen ist es die Verpflanzung in eine ungewohnte Umgebung und wäre es auch nur in eine ungewohnte Luft, diese Luft übt täglich ihren Einfluß, verzögert alltäglich den Gang der Uhr um ein Unbedeutendes, allein die tägliche Verzögerung wächst zu einer 30maligen monatlichen, zu einer 365maligen jährlichen und die Krankheit ist langsam aber sicher ausgeführt, der verzögerte Puls, der mangelnde Appetit, die Niedergedrücktheit zeigt den langsameren Gang der verschlechterten Maschine an.

Und welche Fülle von Einflüssen, welch ein Chaos von Ursachen ist vorhanden, um Veränderungen hervorzubringen in dem Befinden der Menschen! Ob derselbe näher oder ferner vom Meere wohne und ob diese Entfernung in wagerechter oder in senkrechter Entfernung gemessen werde, ob er also in einem Seeklima, oder in einem Landklima, ob er in einer niedrig gelegenen oder in einer hoch gelegenen Gegend wohnt — was verändert schon allein dieses? Nicht nur die Unterschiede von Tag und Nacht und die Reihenfolge der stets wechselnden Jahreszeiten bedingen Veränderungen, sondern der Streit der Elemente, die Lage der Gebirge und der eingeschlossenen Thäler gegen die Richtung der Winde, die Periodicität derselben oder ihr regelloser Wechsel, dieses alles bringt so viele Veränderungen hervor, daß sie sich der Berechnung entziehen. Alle jene vielfältigen Bewegungen sind nöthig, damit keine Stockung eintrete in dem Kreislauf, aber sie sind gerade darum kaum der Beobachtung, viel weniger der Berechnung zugänglich.

Und diese Atmosphäre, wie unterliegt sie selbst wieder lediglich durch die Strahlen der Sonne den mannigfaltigsten Veränderungen! Die einseitige Erwärmung dieses zusammengesetzten Körpers bringt magnetische Ströme hervor, welche wir an der Magnetnadel beobachten können. Diese magnetischen Ströme bringen eine gewaltige elektrische Thätigkeit hervor. Die Sonne erwärmt die Erdoberfläche und das Meer, und gewaltige Massen von

Feuchtigkeit steigen in die Luft und schlagen sich an den Bergen nieder und kommen zur Erde zurück als Regen oder Thau oder Schnee, und so findet ein Wandel und Wechsel, ein Auflösen und ein Niederschlagen statt im ewigen Kreislauf und man könnte wirklich glauben, daß die localen Verschiedenheiten keinen Einfluß haben sollten?

Die südliche Hälfte der Erde ist kälter als die nördliche, sagt man. Allerdings ist dieses nicht wahr, aber es hat vollkommen den Anschein. Man hat die fernsten Theile der südlichen Erdhälfte: Patagonien, die Falkland-Inseln und viele andere Punkte während des Sommers besucht und hat gefunden, daß es dort auf der südlichen Erdhälfte bei weitem kälter sei, als bei gleicher Breite und bei entsprechender Jahreszeit auf der nördlichen Hälfte. Es ist dieses ein Factum, welches ganz unerschütterlich fest steht. Aber man hat vergessen, den zweiten Factor mit in Rechnung zu ziehen, man hat nicht gefragt, wie steht es denn in den Ländern mit dem kalten Sommer während des Winters? und da hat man endlich gefunden, daß dieser Winter nicht kalt ist, oder daß er es bei weitem weniger ist als bei uns. Im südlichen Theile von Amerika wachsen die schönen Fuchsien, sie erfrieren im dortigen Winter nicht, bei uns in Europa nicht unter dem 52° wie dort, sondern unter dem 45° würden sie während des Winters erfrieren.

Alle Gebüsche wimmeln von zierlichen Honigvögeln, von kleinen, metallisch glänzenden, den Kolibris verwandten Thieren, welche dort so heimisch sind als bei uns die Sperlinge und Lerchen. Diese Kolibris sind Strichvögel, wie die eben genannten Thiere bei uns und sie befinden sich bei einer Abwechselung von 2 bis 3° sehr wohl. In unserm Klima würden sie das nicht, ihre zarten Körper würden unsere Wintertemperatur nicht ertragen.

Stellt man die niederen Sommertemperaturen mit den unglaublich milden Wintertemperaturen zusammen, so nimmt man wahr, daß die daraus gewonnene mittlere derjenigen gleich ist, welche unter ähnlichen Graden nördlicher Breite gefunden wird, die Kälte ist also auf der südlichen Hälfte nicht größer als auf der nördlichen, die Temperaturen sind nur anders vertheilt, es ist der Unterschied zwischen Landklima und Seeklima, welcher sogar in den Aequatorialgegenden bemerklich ist, indem die nahe der Linie gelegenen Inseln des Stillen Meeres einer bei weitem milderen Temperatur genießen, als man in gleicher Breite auf dem Festlande von Amerika oder Afrika findet. Asien scheint uns zum Vergleiche näher zu liegen, seine Festlandstheile aber reichen nicht so weit nach Süden herab.

Selbstverständlich müssen solche Verhältnisse ganz andere Thätigkeiten wecken als günstigere, und es müssen viele Eigenschaften des Menschen, dadurch bedingt, im Schlummer bleiben, welche sonst auf eine nutzenbringende Weise zum Vorschein gekommen wären.

Der Gegensatz zu dem Seeklima der südlichen Halbkugel ist das Continentalklima der nördlichen; drei Welttheile hängen hier an einander und die tief einschneidenden, vielfältig gezackten Meeresabtheilungen sind wohl bedeutend genug, um den Handel segensreich zu vermitteln, keineswegs aber um bedeutende klimatische Veränderungen hervorzubringen.

Dieser ungeheure Ländercomplex bietet der Sonne eine gewaltige Fläche zur Durchwärmung dar, und je nachdem wir die Hochfläche von Asien oder die nicht bedeutend über dem Meeresspiegel erhabenen Flächen von Afrika betrachten, haben wir eine verzehrende Sonnengluth mit einem aufsteigenden Strom, welcher alle Dämpfe mit sich nimmt und keinen Niederschlag gestattet (über der ganzen Wüste von Afrika regnet es nicht), oder wir haben jene abwechselnde Temperatur, die für die Nacht jederzeit den Thau gestattet und für die Jahreszeiten so gut den Regen wie den Schnee bedingt, wie heitere, trockene Luft und warmes Wetter.

Und so wie Meer- und Landklima sich von einander unterscheiden, so auch das Klima der Gebirge und das der Ebenen, so auch der geringere Druck der Bergluft von dem höheren der Thalgegenden und alles dieses influirt so entschieden auf das Menschengeschlecht, wie es Einfluß hat auf Pflanzen und Thiere, so daß wir uns denn wohl nicht wundern können, wenn die Veränderung, welche der Mensch mit seinem Wohnsitz vornimmt, auch auf seinen Körper und seinen Geist rückwirkt.

Alle Uebergänge, welche zu schnell gemacht werden, führen nachtheilige Folgen mit sich. Der Verfasser wählt die Engländer nur ungern für dergleichen Beispiele, weil gerade sie diejenigen sind, welche mit einem ganz unverständigen Hochmuth Alles verachten und verwerfen, was ihren Gewohnheiten nicht entspricht: sie trinken Portwein in Jamaika gerade so gut wie in Alt-England, nachdem sie sich den Magen angefüllt haben mit den allerschwersten Speisen in derselben Weise am Magdalenen-Strom wie an der Themse. Wir wollen aber hier nicht von Engländern, sondern von Engländerinnen sprechen, welche, wenn sie auch viele komische Gewohnheiten haben, doch diese abscheulichen Laster der Männer durchaus nicht theilen.

Die engländischen Besitzungen in Süd-Amerika und auf den Antillen gehören zu den glücklichsten und am besten begabtesten Gegenden der neuen Welt, aber die schönen jungen Frauen und Mädchen, welche mit dem ganzen Schmuck der Rosen ihres Vaterlandes, in blendender Frische des Teints dort, auftreten, weil ihre Eltern dahin ziehen oder weil sie sich dahin verheirathen sie verbleichen, sie kränkeln, in einem Jahr schon ist die liebliche, duftige Röthe entflohen und nach zwei Jahren hat auch die helle, weiße Farbe der Haut jenem unangenehmen, krankhaften Gelb Platz gemacht, welches man als ein charakteristisches Kennzeichen der Eingewanderten überall wiederfindet.

Niemand wird behaupten wollen, daß ein norddeutscher Birnbaum durch Verpflanzung in den Boden und die klimatischen Verhältnisse von Italien zu einem Feigenbaum, Niemand wird behaupten, daß ein engländisches Schaf in Neu-Holland zum Känguruh werde, aber daß modificirende Einflüsse vorhanden sind und daß wirkliche Modificationen durch solche klimatische Veränderungen herbeigeführt werden, unterliegt durchaus keinem Zweifel. Das Klima ist ein Chaos von Ursachen, welche einander sehr ungleich, theils langsam, theils schnell und immer verschiedenartig wirken, anfangs nur das Aeußere, bald aber auch das Innere, die organischen Kräfte selbst berühren. Die lebende Kraft widersteht lange und mitunter hartnäckig, da sie aber nicht unabhängig ist vom Körper und dieser wieder nicht unabhängig von seiner Umgebung, so müssen modificirende Umbildungen eintreten.

Wir wissen, durch ein reiches Material für Geographie und Geschichte belehrt, was aus den portugiesischen Colonien in Afrika und später in Südamerika, was aus den spanischen in Indien, in Mexico und Peru, was aus den holländischen in Südafrika und Ostindien geworden ist, was Klima und Aneignung der Lebensweise des neuen Vaterlandes oder beharrliches Festhalten an der hergebrachten Weise bewirkt. Und so könnten wir eine physisch geographische Geschichte der Entartung, der Verwandlung unseres Geschlechtes nach Klimaten und Zeiten erhalten.

Wenn wir nur die Hauptzüge einer solchen Untersuchung anführen wollen, so bieten sich uns sofort wichtige und bedeutende Resultate dar. Wo wir hinsehen, finden wir, daß die Verpflanzung selbst der scheinbar sehr gesitteten und sehr gebildeten Nationen in ferne, ihren bisherigen Gewohnheiten nicht zusagende Gegenden stets sehr nachtheilig gewirkt habe, es scheint beinahe, als habe gezeigt werden sollen, daß dem Menschen nicht die ganze Erde gehöre, und daß die Natur nicht ohne Absicht schwer zu überwindende Grenzen zwischen den fernen Ländern gezogen habe. Die Engländer, die Franzosen und die vorhin genannten Nationen sind in ihren Colonien kaum mehr wieder zu erkennen. Am reinsten dürfte sich noch der Franzose erhalten haben, die anderen sind untergegangen in Brutalitäten und in allen Lastern, welche nur ein schwelgerisches und müßiges Leben mit sich führt. Es ist ihnen aller Sinn für geistige Cultur entschwunden, ihre Unterhaltungen sind die rohesten, Kämpfe zwischen Thieren, Kämpfe zwischen Menschen, sie sind grausam geworden bis zum Entsetzen, selbst der Eigennutz hat sie nicht gehindert, eine schnöde, eine abscheuliche Grausamkeit gegen ihre Sklaven zu entwickeln. Wenn auch der Franzose allenfalls sich sagt, daß der Sklave einen Theil des lebenden Inventars seines Gutes ausmacht, so denkt doch der Engländer und Holländer niemals daran und die Sklaven in den Südstaaten von Nordamerika sind bei den Herren engländischer Abkunft immer

am schlimmsten aufgehoben, und nur was die Arbeit betrifft, werden sie bei Portugiesen und Spaniern weniger hart angespannt, weil diese Nationen selbst sich einer solchen Faulheit erfreuen, daß die mäßige Arbeit des Sklaven ihnen schon genügt.

Aufgeblasen durch einen gefühllosen Hochmuth, an Leib und Seele entartet und so geschwächt, daß sie selbst zum Genusse keine Kräfte mehr haben und unfähig zum Vergnügen sind, grinset der vergeltende Tod sie in seinen furchtbarsten Verwandlungen an, als gelbes Fieber, als Aussatz und unheilbare Syphilis, als Cholera u. s. w.

Wie überall so auch hier giebt es ehrenwerthe Ausnahmen. Der deutsche Bauer, welcher thöricht genug ist, nach Amerika überzusiedeln, wird nicht immer ein echter Yankee, das hat sich der entflohene Verbrecher, der Dieb, der Mörder, der Betrüger, der Schwindler, der Spieler vorbehalten, und der deutsche Assessor oder Professor, dem die politischen Zustände seines Vaterlandes nicht zusagen, oder der dasselbe hat verlassen müssen, weil er ein Ideal hat in Ausführung bringen wollen, das nun einmal mit dem Realen nicht in Uebereinstimmung zu bringen ist, nimmt in Nordamerika die Färbung, welche der Abkömmling der Engländer erhalten hat, gleichfalls nicht an. Aber das Gepräge, das ihm das Land und das Klima aufdrückt, muß er schon tragen, wenn gleich er gerne davon befreit bliebe.

Jahrelange Beobachtungen haben gezeigt, daß die Abkömmlinge der Europäer dort viel früher die Pubertät, die körperliche Reife erlangen, als in der ursprünglichen Heimath; aber sie verfallen auch viel früher dem Tode. Es würde wenig beweisen, wenn wir sagen wollten, daß 15jährige Knaben schon an's Heirathen denken, aber es beweist allerdings etwas, wenn man erfährt, daß 14jährige, ja daß 13jährige Mädchen wirklich heirathen und gesunde Kinder gebären. Allerdings tragen sie den Charakter des Schwächlichen, Schmächtigen an sich, da indessen dieser Habitus der ganz allgemeine ist und die Mädchen dort keineswegs alle, ja wohl kaum zum vierten Theile der Gesammtmenge die Heirathen in so frühen Jahren schließen, so liegt die Annahme sehr nahe, daß die klimatischen und sonstigen Verhältnisse des neuen Vaterlandes eine solche Abschwächung hervorbringen.

Mit derselben läuft parallel das frühzeitige Aufhören der Empfängnißfähigkeit, sie tritt größtentheils schon im 30. Jahre ein, nach dem 36. Jahre bekommt eine Amerikanerin nur noch ganz ausnahmsweise ein Kind, und daß eine Mutter bis über das 45. Jahr, wie bei uns fruchtbar bleibe, ist ganz unerhört. Das 60. Jahr ist überhaupt als das äußerste Ziel des menschlichen Lebens zu betrachten, so weit es die Abkömmlinge der eingewanderten Europäer betrifft; es giebt Ausnahmen, aber sie sind selten. Ein anderer, sich zeitig einstellender Uebelstand ist der frühzeitige Verlust der

Zähne; man sieht nur wenig Europäer mit gesunden Zähnen bis über das 30. Jahr hinaus kommen.

Allen diesen Uebelständen erliegen die eingeborenen Amerikaner nicht. Die Mädchen der Rothhäute werden auch im 13. Jahre reif und heirathen meistentheils im 14., aber sie gebären gesunde, überaus kräftige Kinder, denen selbst im hohen Alter die Zähne nicht fehlen und welche ihr schwarzes, reiches Haar bis weit über das 50. Jahr hinaus behalten. Es ist sehr selten, ergraute Eingeborene zu sehen, obwohl sie sehr häufig ein hohes Alter erreichen.

Mit der Frühreife des Körpers der Abkömmlinge von Europäern ist auch ein frühes Reifen des Geistes verbunden. Die Kinder geben so überraschend kluge Antworten, daß man zwar erstaunt, daß man aber auch das arme Geschöpf bedauert, welches eigentlich gar keine Kindheit hat. Wenn aber die Zeit eintritt, wo der Verstand gereift sein sollte, ist er hier schon überreif, er wird zur Spitzfindigkeit, und dieser danken die lieben Nordamerikaner europäischen Ursprungs ihr beneidenswerthes Yankeethum.

Der Mensch hat überall verstanden, die Natur eines Landes umzuwandeln und, so weit es ihm selbst gefällt, der Heimath ähnlich zu machen. Er greift mit stürmischer Willkür in die fremde Erde, er brennt die Wälder nieder, läßt Pflug und Egge über den Boden gehen, sobald es möglich, und er gewinnt von der hundertfältigen Fruchtbarkeit der jungfräulichen Erde hundertfältige Ernten. Aber sobald sich seine Arbeiten in bemerkenswerther Weise ausdehnen, versiegen die Quellen, verrinnen die Bäche, werden aus fischreichen Seen brodelnde Sümpfe, welche giftige Reptilien nähren und ihren Pesthauch weithin verbreiten. Mit den ausgerotteten Wäldern vermindert sich der Regen, mit den versiegenden Quellen nimmt der Wasserreichthum der Ströme ab, das Klima wird veränderlich, die beiden Hauptjahreszeiten, welche sonst (wie in Astrachan) sich auszeichneten durch extreme Temperaturen, gleichen sich aus, die Winter sind nicht mehr so kalt, aber auch nicht mehr so erfrischend, die Sommer nicht mehr so heiß, nicht mehr so belebend, den Boden nicht mehr so tief durchdringend, und so ergiebt sich denn, daß nicht allein der Mensch unter den Einflüssen der Natur, sondern auch die Natur unter denen des Menschen leidet. Und es bleibt alsdann die Rückwirkung der veränderten Natur auf die Söhne des Bodens nicht aus. In dem Staate Mexico, in Peru und Bolivia und in Paraguay sind die Eingeborenen durch die europäische Cultur ganz herunter gekommen. Nicht wie in Nordamerika durch die Branntweinpest, welche die Engländer dort eingeführt haben (denn Spanier und Portugiesen, welche im Süden gehaust haben, lieben selbst den Branntwein nicht), sondern durch Veränderung ihres Bodens und ihrer Lebensart, welche nach europäischer Weise umgewandelt

wurde, ohne daß man die Eingeborenen auch in Europäer hätte verwandeln können.

Die früheren Wald bewohnenden Nationen wurden, so lange sie in ihren Wäldern blieben, alt und stark wie ihre Bäume, sie sind muthig und gewandt, sie sind Jäger und Krieger. Nimmt man ihnen ihre Wälder, lichtet man sie, oder giebt man ihnen andere Wohnsitze, so vergehen sie wie die Schatten. Sehr häufig hat der spanische oder portugiesische Eigennutz solche kräftige Männer und Jünglinge aus ihrer Heimath gezogen, um die Arbeitskräfte derselben zu benutzen. In einer Art Mitgefühl für die Leiden der ihrem Boden Enthobenen hat man gewöhnlich die ganze Familie entführt. Die Arbeit ist nicht unmäßig und der Nahrungsmittel hatten die Entführten mehr als sie brauchten und mehr, als sie sich selbst hätten verschaffen können, allein bald starb eins der älteren Mitglieder, dann ein jüngeres, und nun träumten die übrig bleibenden allnächtlich davon, daß Mutter und Schwester sie zu sich riefen und diese sonderbaren Träume kehrten so lange wieder, bis ohne körperlichen Schmerz, lediglich im geistigen Wehe die Kraft, die Widerstandsfähigkeit sich verzehrten und Einer nach dem Anderen erlag.

Auf solche Weise hat Francia die Bewohner von Paraguay, welche er sehr kriegerisch fand, gezähmt; auf solche Weise sind die Gebirgsbewohner zwischen Mexico und Texas, die tapferen Hülfsvölker der Mexicaner gegen Cortez oder des Cortez gegen die Mexicaner, zu weichmüthigen Bergwerksarbeitern geworden, ein Schicksal, das den denkenden Menschen mit tiefer Trauer erfüllen muß.

Eben so wenig wie die Europäer das Uebersiedeln nach anderen Welttheilen ertragen, eben so wenig ertragen es die Amerikaner oder die Indier, und wo man die Versuche gemacht hat, sogenannte Wilde in das Gedränge der Hauptstädte Europas zu bringen, sind sie entweder untergegangen oder man hat sie schnell in ihre Heimath zurückgeführt.

Nur da, wo Europäer sich den Gewohnheiten Derjenigen fügten, zu denen sie kamen, ist etwas aus ihnen geworden. Wenn der Engländer und der Holländer in dem heißen Indien oder auf den südasiatischen Inseln die Lebensweise beibehalten, deren sie in Amsterdam oder in London gewohnt waren, haben sie ein theures Lehrgeld bezahlt, haben sie ihre Gesundheit zurücklassen, haben sie frühzeitig vom Leben Abschied nehmen müssen, wenn sie nicht vorzogen, von ihrer neuen Heimath Abschied zu nehmen. Wo sie aber sich mit den Einwohnern befreundet, sich mit ihnen verbanden, ihre Lebensweise annahmen, überall wo sie sich die Achtung derselben zu gewinnen und es dahin zu bringen wußten, daß sie sagten: „er ist so vernünftig, er ist so klug wie wir," überall dort haben Europäer sich vollständig acclimatisirt, haben sie nichts von ihren Kräften, nichts von ihrer Lebensfähigkeit verloren.

Im Uebrigen findet man als ziemlich allgemein gültige Regel, daß cultivirte Völker sich leichter einem fremden Lande und fremden Klima, auch wenn es ein ungewohntes wäre, anschließen, als Personen oder Völkergruppen, die man zu den uncultivirten zählen muß. Beschränktheit des Gesichtskreises, Gewöhnung an Einförmiges und die Isolirung kettet an die Scholle und macht sich gewöhnlich durch Krankheit geltend, wenn das Gewohnte, das Heimathliche verlassen wird. Rührigkeit des Körpers, Thätigkeit des Geistes, Lust am Neuen und Wechselvollen machen dagegen widerstandsfähig.

Abhängigkeit der Organismen von einander.

Kein Geschöpf kann ohne die anderen bestehen. Wir wollen den Satz nicht gar zu allgemein machen, wir wollen nicht sagen, jedes Geschöpf braucht alle anderen zu seiner Existenz, weil der Satz bestritten werden könnte und zu weitläuftig für unsere Betrachtung wäre, allein in einer Beschränkung, welche sich bei alledem mächtig der Allgemeinheit nähert, ist der Satz vollkommen wahr und man kann die Geschöpfe in ihrer Gesammtheit als Glieder eines einzigen großen Organismus betrachten.

Alle Geschöpfe bedürfen des Wassers, weil es das allgemeine Auflösungsmittel aller Substanzen der Erde ist, die Metalle etwa ausgenommen, und auch diese nur theilweise. Die Pflanzen ziehen ihre Nahrung beinahe nur auf diese Weise aus der Erde. Organische und nichtorganische Stoffe bilden den Boden der Pflanze, wäre derselbe jedoch völlig ausgetrocknet, so würde auch die kräftigste Pflanze keine Nahrung daraus ziehen können, selbst wenn der Boden aus lauter Nahrungsstoff für die Pflanzen, z. B. aus reinem Humus bestünde, immer müßte das Wasser als das einzige Nahrungsmittel dazu treten.

Dieser reine Nahrungsstoff ist — wunderbar genug — ganz unfruchtbar, aber mit Sand und Thon und Kalk vermischt in den ihr zusagenden Verhältnissen nährt er jede Pflanze, welchen Namen sie auch haben möge.

Dieser Humus aber ist das Ende des Kreises, von welchem die Pflanze der Anfang ist. Ein Kreis hat zwar weder Anfang noch Ende, aber irgendwo kann man einen Punkt in demselben annehmen, sagend, hier wolle man seine Betrachtung anfangen. Beginnen wir dieselbe mit der Pflanze, so müssen wir mit dem Humus aufhören, denn er ist dasjenige, wozu, nachdem die Pflanze daraus entstanden ist, nachdem sie tausend verschiedene Thiere genährt hat und nachdem diese wieder anderen Thieren zur Nahrung gedient haben — er ist dasjenige, wozu die Pflanze sammt den von ihr genährten Thieren schließlich wieder wird, um einer neuen Pflanze Leben und Nahrung zu geben.

Alle organischen Geschöpfe ziehen ihre Nahrung aus anderen Geschöpfen oder aus den Auswurfstoffen derselben, das Pflanzenreich ist diejenige Stufe in der großen Leiter, auf welcher die Mineralien, die für den thierischen Körper nöthig sind und die in ihrem ursprünglichen Zustande ungenießbar und unverdaulich wären, in organische Substanz verwandelt und zur Erhaltung des thierischen Körpers brauchbar werden. Kein Thier kann von Kali, Kalk, Kiesel, Schwefel, Phosphor, Eisen, Chlor, Flußspatsäure u. s. w. leben und doch sind alle diese Mineralien den Thieren unumgänglich nöthig. Speichel und Schleim enthalten Kali, die Knochen enthalten Kalk und Phosphor, die Zähne enthalten Kalk und Flußspatsäure, das Blut enthält Eisen u. s. f. Aber diese Dinge dem thierischen Körper in Substanz zuzuführen, ist theils etwas sehr Gefährliches, theils etwas Zweckloses. Die Pflanze versteht alle diese und viele andere Stoffe sich in solcher Weise und in solchem Maße anzueignen, daß sie für den thierischen Körper brauchbar werden.

Der Mensch weiß sich von den Pflanzensubstanzen die größte Menge und die größte Mannigfaltigkeit anzueignen. Er ißt die Keime des Hopfens und der Spargeln, er ißt die Wurzeln und die Knollen der verschiedenen Rüben und Kartoffeln, er ißt die Stengel und die Blätter der Gemüse, er ißt das Mark des Zuckerrohres und der Sagopalme, er ißt die Samenkörner der Gräser und endlich die Früchte einer unzähligen Menge von Bäumen, Kräutern und anderen Pflanzen.

Minder reich ist die Auswahl für die pflanzenfressenden Thiere. Die einen beschränken sich vorzugsweise auf die Gräser und das Getreide, so die Pferde und die Rinder und eine große Zahl der Wiederkäuer. Andere lieben wiederum festere, gerbstoffhaltige Nahrung, ziehen den Gräsern das Laub und die Zweige der Gesträucher und Bäume vor, so das zahlreiche Geschlecht der Ziegen; noch andere suchen sich die Moose als besonders beliebte Nahrung auf, wie das Rennthier und seine Verwandten. Welche Nahrung aber sie auch besonders gerne haben mögen, sie selbst werden wieder die Nahrung anderer Thiere, entweder solcher, die nur von Fleisch leben, wie die Raubthiere, oder solcher, die Neigung haben, Alles zu vertilgen, was ihnen in den Wurf kommt, wie die Menschen.

Die Wirkung der verschiedenen Nahrungsmittel weicht höchst auffallend von einander ab. Die Getreide und einige Wurzeln sind rein ernährend; viele Früchte, wie die Brodfrucht, die Banane, die Cocosnuß und andere sind es auch; viele Früchte sind aber auch zugleich höchst erquickend und erfrischend, dies würden wir von unseren wohlschmeckenden, saftreichen Obstsorten sagen, — andere Früchte sind zugleich reizend, so die Gewürze. Sehr wohlschmeckend und sehr nährend ist der viel verbreitete Zucker, welcher auch selbst da, wo er sich in den allerkleinsten Mengen vorfindet, in den Blüthen

des Haidekrautes und der Linden von den Bienen gesammelt zu großen Vorräthen für die eigene Brut aufgehäuft, von dem Menschen aber unbarmherzig und rücksichtlos geraubt wird.

Der Mensch ist das einzige Geschöpf, welches unter allen diesen Pflanzen eine beliebige Auswahl trifft. Alle pflanzenfressenden Thiere sind, wie bereits bemerkt, auf etwas angewiesen, das sie nicht aus freier Wahl, sondern das sie aus einem Triebe, welcher sich nicht abweisen läßt, verzehren. Der Mensch dagegen sucht sowohl das ihm Nützliche als das Wohlschmeckende auf und verwendet es nach seinem Gefallen, die Natur hat ihm sehr glückliche Fingerzeige gegeben, sie hat die saftreichen, höchst erfrischenden Früchte in die gemäßigte Zone versetzt, sie hat der heißen Zone, in welcher der Genuß solcher saftreichen Früchte nachtheilig werden könnte, andere von minderem Wohlgeschmack und geringerer Saftfülle gegeben, hat aber dazu die Gewürze gepflanzt, durch welche der Mensch sowohl diese Früchte wohlschmeckend als auch dem Körper zuträglich machen kann.

Alle diese Früchte oder Gräser oder sonstigen Pflanzentheile haben andere, man könnte sagen Feinde, welche auf sie angewiesen sind. Es giebt keine Pflanze, die Farrenkräuter ausgenommen, welche nicht Insecten nährten, die giftige Wolfsmilch hat eben so gut ihre Raupe wie die Maulbeere ihren Seidenwurm und wie die Eiche die schwarze, haarige, zerstörende Raupe, oder die Kiefer die berüchtigte Kienraupe, ja manche Pflanzen sind verurtheilt, 40 und mehr Species von Thieren ausschließlich zu erhalten. Von diesem Gewürm leben wieder andere Thiere, wie von dem Gewürm der Sümpfe die Schnepfe lebt, und der Mensch beeilt sich, wo er dieselbe sieht, sie zu schießen, um sie seinem Alles verschlingenden Magen einzuverleiben.

Aber mit all diesem ist er noch nicht zufrieden in seiner schauerlichen Ungenügsamkeit, er vereinigt die mannigfaltigsten, die widersprechendsten Substanzen, wie saure Früchte und süße Milch, wie scharf fressende Senfkörner und mildes Fleisch, um sich Gerichte zu verschaffen, welche seinen Gaumen in besonderer, manchmal sogar in sehr schmerzhafter Weise ansprechen, wie z. B. der Pfeffer, und der noch viel schärfere rothe Cayenne-Pfeffer, wie der scharfe Knoblauch und der übelriechende Teufelsdreck. Aber auch dies ist ihm noch nicht genug, er will noch etwas haben, was ihn nicht nährt, dessen Genuß an keine Zeit gebunden ist und wovon man nicht satt wird, das ist ein Berauschungsmittel, ein Mittel, um seinen geistigen Zustand in einer Weise zu steigern, daß er sich in einer erhöhten Stimmung befindet, ausgelassen lustig wird, oder wenn er melancholisch ist, in Thränen ausbricht, oder überglücklich mit der ganzen Welt Brüderschaft macht, wenn er sanguinischen Temperaments, und mit der ganzen Welt Händel anfängt, wenn er cholerischen Temperaments ist.

Kein Thier kennt diese Art des Genusses, der Mensch allein kann sich berauschen, der Mensch allein sucht in jeder Zone, unter jedem Himmelsstrich Mittel dazu auf. Er läßt den Saft der Rebe oder anderer zuckerreicher Früchte gähren und trinkt ihn als Wein; er setzt einen siedenden Wasseraufguß auf gekeimtes Getreide (Malz) in Gährung und trinkt diese Flüssigkeit als Bier, oder er destillirt den Geist von dem Erzeugniß der Gährung und trinkt dieses als Branntwein, oder er bedient sich des Hanfextractes als Haschisch, oder des Mohnsaftes als Opium, oder er nimmt den Tabak in den Mund, wie die Amerikaner und die Matrosen, oder er zieht den Rauch desselben in die Lungen und berauscht sich daran, er greift wohl auch, wie im äußersten Norden der bekannten Welt, zum Fliegenschwamm, und er ist wohl gar niedrig genug, um die flüssigen Elemente des durch Fliegenschwamm Berauschten aufzufangen und sich daran in zweiter Instanz zu berauschen.

Wie entsetzlich und wie abscheulich und doch wieder wie durchaus menschlich, denn nur er hat den entsetzlichen Vorzug vor anderen Thieren, den Vorzug sich berauschen zu können und wollen, aber auch wie absonderlich und wie charakteristisch für den Menschen, denn kein Thier hat die Neigung, sich zu berauschen und keins findet die Mittel dazu. Und auch könnte man sagen, ein geistiges Kennzeichen, denn in der That bedarf das untergeordnete Thier eines solchen Hülfsmittels nicht, um seinem Geiste Schwung zu geben, eben weil dieser Geist nicht vorhanden ist; demnächst liegt auch eine Besonderheit darin und ein Beweis seiner erhöhten Stellung, daß der Mensch im Stande ist, sich ein Mittel aufzusuchen, welches gewisse Eigenschaften in ihm weckt. Der Mensch ist das Kind der Sorge, der Sorge gehört er von der Schulstube bis zu seiner letzten Schlummerstätte; das Kind hat Sorgen um die Schularbeiten, um der Schmutzflecke willen auf seinem Kleid, der Erwachsene um sein tägliches Brot, seine Rangstellung, der Greis endlich um den Glanz bei seinem Begräbniß. Kein Thier kennt die Sorge, das Pferd, welches die Hiebe täglich tausendfältig fühlt, denkt nicht daran, daß sie ihm morgen auf dem schwielenvollen Fell noch schmerzhafter sein werden, kein dreiviertel verhungerter Hund denkt daran, daß er morgen ganz verhungert sein wird. Nur der Mensch blickt in die Zukunft und sorgt um dieselbe und ihm hat der Schöpfer die Eigenschaft gegeben, nach einem Mittel zu suchen, um die Sorgen zu brechen; Sorgenbrecher ist dem Lappländer und dem Russen der Schnaps, Sorgenbrecher ist dem Engländer und dem Deutschen das Bier und der Wein, dem Bewohner des südlichen Europa der Wein allein, ausschließlich aller anderen Berauschungsmitel, dem Orientalen das Mohngift, dem Indier das Hanfgift, dem reichen Samojeden der Fliegenpilz, dem armen der Urin desjenigen der sich mit dem

Fliegenpilz berauscht hat. Für Alle aber ist das Berauschungsmittel zugleich ein Beweismittel, daß sie Menschen sind, und der Gebrauch derselben wird wohl von keinem vernünftigen Mann getadelt werden; ein Anderes aber ist es mit dem Mißbrauch, hier thut man wieder dem Vieh großes Unrecht, wenn man den Ausdruck braucht: „er ist besoffen wie ein Vieh", kein Vieh besäuft sich, es müßte denn durch den thörichten Menschen dazu angeleitet werden.

Schöpfungsperioden und Ueberfluthungen.

Wir sind im Stande, aus den Schichten, welche Versteinerungen enthalten, gewissermaßen den Charakter der Erde und zwar in jeder einzelnen ihrer Epochen zu erkennen. Wir sehen z. B. Steinkohlenlager verbreitet in allen Ländern, oder besser gesagt, in allen Zonen, und diese Lager haben eine solche Allgemeinheit der Pflanzen, daß wir nicht umhin können, zu sagen, zur Zeit der Bildung müsse die Temperatur der Erde überall und ganz unabhängig vom Stande der Sonne, eine tropische gewesen sein, denn wir finden die Ueberreste von Calamiten, von anderen Palmen, von Bambusarten, von Baumfarren, und die aufgefunden Thierreste gehören solchen an, die damals unter Palmen lebten, welche in Deutschland, im hohen Norden von Amerika oder Asien wuchsen, sowie ihre Nachkommen unter den Palmen leben, welche am Aequator wachsen. Man behauptet zwar, das in Sibirien gefundene Mammuth müsse ein Thier des rauhen Klimas sein, denn es hat einen langhaarigen Pelz und unter diesem ein weiches, wolliges Haar, aber obschon dieses ganz richtig ist, so deutet allein schon seine Gegenwart in der großen Menge, in welcher seine Reste gefunden werden, darauf hin, daß das Klima ein bei weitem milderes gewesen sei, denn das jetzige Sibirien hat kaum Pflanzen genug, um ein paar Exemplare dieses Ungeheuers zu nähren. Wie wäre es denn möglich gewesen dort zu bestehen für jene vielen Thiere, deren Stoßzähne große Inseln im Eismeer bilden!

Eine andere frühere Periode weist die größere Ausdehnung der Meere nach, es war die Zeit der gewaltigen Amphibien; eine noch frühere Zeit weist die Bedeckung der ganzen Erde mit Wasser nach. Damals lebten nur die kleinen fleißigen Baumeister, welche die Korallengebirge schufen.

Erst in der letzten Schöpfungsperiode, oder ist es vielleicht besser zu sagen, in der für uns letzten Umbildungszeit des Erdkörpers? finden wir die am vollkommensten ausgebildeten Thiere, die Wiederkäuer und die großen Fleischfresser. Ihre Reste sind im aufgeschwemmten Lande zu finden, im Lehm, im Thon, doch auch, wie es scheint, in Sümpfen versunken, welche sich im Laufe von Jahrtausenden zu gewaltigen Torfablagerungen gestalteten.

Man glaubt, daß diese Thiere durch gewaltige Fluthen umgekommen sind und daß der durch diese Fluthen von den Gebirgen herabgeschwommene Thon und Sand — ein Verwitterungsprodukt von Granit, von Porphyr und von Sandstein begraben worden seien. Und in der That finden sich in den ältesten Erinnerungen aller Völker Sagen, welche auf eine gewaltige Fluth hinweisen. Die Gestaltung der Erde durch Wasser und Feuer zugleich, ist so gut wie unzweifelhaft; das geschmolzene Aeußere der Erde erstarrte allmählig zu mehr oder minder dicken Schichten, zu Schollen, welche an einander gereiht und über einander verschoben wurden, wie es mit den Eismassen geschieht, wenn der Winter Brücken über die Ströme baut.

Bei der ferneren Abkühlung der Erde zog die endlich fest gewordene Masse sich zusammen, das noch glühende, geschmolzene Innere wollte sich dies nicht gefallen lassen, es sprengte die Bande und quoll über die Ränder des Risses und so konnte ein Gebirge entstehen, wie die Cordilleras de los Andes oder das Hymalaia-Gebirge, und an die riesigen Bergjoche schlossen sich eben so mächtige Thäler. Ein solches mag das Thal des Mittelländischen Meeres, mag das des Mexicanischen Meerbusens gewesen sein. Gewaltige Dämme, deren Trümmer wir noch auf der einen Seite in den Dardanellen und dem Bosporus, jenseits des Oceans aber in den großen und kleinen Antillen sehen, trennten diese Thäler von den sie umgebenden Meeren. Sprengte nun ein Erdbeben solchen Damm, so mußte das höher stehende Wasser aus den Steppen der Wolga und des Don oder aus den gewaltigen Massen des Atlantischen Oceans in diese Thäler stürmen, sie waren vielleicht reichlich und herrlich bewohnt, das hereinbrechende Meer tödtete Alles, begrub einen Theil davon unter dem Schutt, unter den Trümmern des durchbrochenen Dammes, alles Uebrige verweste in dem neu entstandenen Meere oder wurde hereingeführten Ungeheuern des Oceans zur Beute.

Die Erde hat viele Stellen, an denen solche Ereignisse vorgegangen sind, und noch in neuester Zeit sind uns Gebirgsseen bekannt geworden, welche tief unter der Fläche des Meeres liegen und woselbst ähnliche Ereignisse, wenn schon in kleinerem Maßstabe möglich wären, so der See Tiberias, welcher 600, und das Todte Meer, welches 1300 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt.

Die erste Entdeckung dieser Thatsache brachte ein namenloses Erstaunen hervor. Die Seen liegen am Jordan zwischen zwei Gebirgszügen und man hat viel eher geglaubt, sie 1000 Fuß über als 1000 Fuß unter dem Spiegel des Meeres zu sehen — nun es ist nichts weiter als eine Vertiefung, welche nicht ausgefüllt ist mit Wasser. Würde der Jordan eine stärkere Masse hergeben, würde die Temperatur eine weniger hohe sein, so daß die Ausdünstung nicht soviel fortführte, und mithin die herbeiströmenden Ge-

wässer das Thal allmählig füllen könnten, so würde sich kein Mensch wundern, um so weniger als ja alle Meere in die nämliche Kategorie gehören, nämlich Thäler sind, welche weit tiefer liegen als die Meeresoberfläche. Wäre dieses nicht der Fall, so wären es ja keine Meere. Eben ein solch unausgefüllter Thalraum wie ein zweiter viel größerer findet sich weit nördlich davon im Wolga-Gebiet, er böte noch heutigen Tages Gelegenheit zu einer Sündfluth dar. Die Gegenden des Caspischen Meeres und die von Kleinasien sind höchst vulkanischer Art; wie oft ist Kleinasien von den entsetzlichsten Erdbeben heimgesucht worden. Es dürfte nur ein solches, das Küstengebirge Kleinasiens, hinter welchem das Todte Meer liegt, untersinken, so würden die Gewässer des Mittelmeeres da hineinstürmen und eine kleine Sündfluth veranstalten, die Bewohner des ganzen Thales, Menschen und Thiere vernichten. Es dürfte nur der Feuerheerd, welcher unter Baku am Caspischen Meere lodert, nördlich oder südlich von demselben einen Einbruch, eine Senkung verursachen, so werden wir alsbald eine Sündfluth in größerem Maßstabe haben. Astrachan und Baku und viele Städte und unzählige Dörfer rings um den Caspi-See und längs der Wolga würden von der Erde verschwinden, denn das schwarze Meer liegt 80 Fuß höher als der Spiegel des Caspi-Sees, und in dieses hinein würde sich die überströmende Masse des Schwarzen Meeres ergießen und in den leeren Raum, der sich dadurch im Schwarzen Meere erzeugte, würde sich das Mittelländische Meer mit solcher Vehemenz stürzen, wie jetzt umgekehrt die Gewässer des Schwarzen Meeres nach dem Mittelmeer strömen, und welche ungeheure Flächen würden die einströmenden Gewässer bedecken, bevor die Höhe von 80 Fuß erreicht und alle drei Meere sich ausgeglichen hätten.

Ich habe dieses angeführt, um zu zeigen, wie wenig dazu gehört, daß noch in unseren Jahren Aehnliches vorgehe, wie es also gar nicht zu verwundern sei, daß nicht nur Hebräer, Chaldäer und Perser, sondern auch Indier, Griechen und Amerikaner gleiches zu erzählen wissen. Und so ist es denn kein Wunder, daß jedes große Volk auch seinen Noah hat, von dem es abzustammen behauptet, und dieser heißt bei den Chinesen Fohi, bei den Indiern Satiavrata, bei den Hellenen Deukalion, bei den Arkadern Dardanos, bei den Mexikanern Coxcox.

Die Natur spricht überall dieselbe Sprache; der aufmerksame Mensch lernt dieselbe bald verstehen. Wir nehmen Veränderungen an der Erdoberfläche wahr und es gehört wenig dazu, um dieselbe richtig zu deuten. Gehen wir von dem Kleinen, von dem uns zunächst Liegenden, gehen wir von der Bewegung des Sandes aus, so finden wir durch diesen schon bedeutende Veränderungen auf der Erdoberfläche vorgehend. Der Wellenschlag treibt den fein geriebenen Sand des Meerbodens, das Resultat aller Aus- und

Abwaschungen, welche Regen und Wind, welche Frost und Hitze an den Gebirgen verursacht und welche die Flüsse stromabwärts geführt haben — vom Meeresgrunde herauf. Luft und Sonne trocknet diesen feinen Sand und der Wind führt denselben in das Meer zurück, oder von demselben hinweg in das Land hinein.

Dieser letzte Fall ist ein sehr folgenreicher. Anfänglich bildet der am Ufer aufgehäufte Sand eine flache Hügelreihe, welche man Dünen nennt, von diesen hinweg wird aber der Sand weiter in das Innere des Landes geführt und so sehen wir den Meeressand große Strecken überlaufen, welche er völlig unfruchtbar macht. Die Höhe der Bedeckung hängt ganz und gar von der Stärke und Richtung des Windes ab und von dem, was der Mensch dagegen thut. Die außerordentlichen Sandanhäufungen im südlichen Frankreich sind allgemein bekannt, das Departement des Landes ist dadurch zu einer völligen Wüste geworden, nur Schafe finden eine dürftige Nahrung und die Bewohner selbst verwildern wie das Gethier, mit dem sie umgehen, sie leben nur von dem Ertrage desselben.

Noch großartiger ist die Anhäufung des Sandes in Aegypten geworden. Vom Mittelmeere her wird die ganze breite Basis des Delta übersandet, der Nord- und Nordwestwind führt den beweglichen, feinkörnigen Kiesel landeinwärts; es bilden sich parallele Reihen von Dünen, es bilden sich ganze Dünenketten mit dazwischenliegenden Längsthälern, welche wieder gespalten sind durch querlaufende Thäler, in denen kaum einige dürftige Halme sprossen und welche nur von Sumpfvögeln bewohnt werden, welche die im Meere oder in den Flüssen gemachte Beute dort verzehren und deren Reste darauf zurücklassen. Würde dieses nicht der Fall sein, so würden auch nicht einmal die genügsamsten Gräser in dem unfruchtbaren Kiesel Nahrung finden.

Gehen wir den Nil aufwärts, so nehmen wir mit Staunen wahr, daß sich ganz Aehnliches auf dem linken Ufer des Nil zeigt, woselbst der Westwind aus der lybischen Wüste den Sand herüberführt, und zwar ist dieses erst geschehen, seitdem Araber und Türken sich daselbst festgesetzt haben, denn man sieht eine ganze Reihe von Dörfern und Städten durch diesen Sand verschüttet, welche durch die aus dem Sandmeere hervorragenden Minaretspitzen ihre ehemals türkische Bevölkerung verrathen.

Cuvier sagt über diesen Umstand, daß die Versandung unserer geschichtlichen Zeit angehört): „Bei dem schnellen Vorrücken des Sandes würden ohne Zweifel die engeren Theile des Nilthales bereits angefüllt sein, wenn dieses Sandtreiben nicht ein neueres Ereigniß wäre, wenn es schon von lange datire. Daß dem nicht so ist, ist ein Beweis, daß auch hierin

bestimmte Gesetze herrschen, deren Erforschung gewiß interessante Aufschlüsse geben würde."

Diesen Ausspruch hätte ein so großer Naturforscher wie Cuvier wohl nicht thun sollen, denn der Grund liegt gar zu sehr am Tage. So lange die alt-ägyptische Cultur dauerte, so lange ein auf sehr kleine Räumlichkeiten beschränktes, aber darum gerade in Bearbeitung seines Bodens desto emsigeres Volk Aegypten bewohnte, ließ seine Emsigkeit die Versandung nicht zu. Jedes Plätzchen wurde mit Pflanzen besetzt und diese sind die sicherste Schutzmauer gegen solche Ueberfluthungen, wie wir z. B. an den preußischen Küsten der Ostsee wahrnehmen, woselbst weitläuftige Kiefern- und Birkenpflanzungen ausgedehnte Wälder bilden und den Sand hindern, in das Land zu dringen. Da das Meer aber immer von Neuem das Product der Aus- und Abwaschungen heraufführt und diese nicht weiter vorwärts dringen kann, so häufen sich vor den Dünen neue Dünen an, und da man diese abermals mit Birken und Föhren bepflanzt, so setzt sich im Laufe der Jahrhunderte eine dritte Reihe von Dünen, immer vor der vorhandenen, während ohne solche Aufmerksamkeit dieselbe sich dahinter lagern würde. Dies geschieht in Aegypten, in Frankreich, in Irland, und raubt dem Land immer mehr Boden, dieses geschieht nicht in Preußen, Dänemark, Friesland und Holland, im Gegentheil gewinnt man aus dem Meere immer neuen Boden, wenn es auch schlechter ist.

Oft thut die Natur das Ihrige, um das Unglück zu verhüten, aber der Mensch ist so dumm, dies wieder einzusehen, noch einigermaßen dem guten Beispiele der freundlichen Helferin zu folgen. An den irischen Küsten wächst gerade auf den Dünen eine sehr große Binse, welche vollkommen genügend wäre, die Versandung abzuhalten. Die Strandbewohner achten dieses Schutzes so durchaus nicht, daß sie im Gegentheil dieselben massenhaft mit Sichel und Sense vertilgen, theils um die Dächer ihrer erbärmlichen Hütten damit zu bedecken, theils um ihrem Vieh Streu zu geben. So ist denn seit dem Jahre 1697 eine große Grafschaft in Morayshire an der Mündung des Flusses Flinthorn ganz verwüstet worden. Die Gegend hieß die Kornkammer des Landes, sie umfaßte 10 Quadratmeilen, dieselben aber sind jetzt durchaus zur Wüste geworden und es ist auch nicht mehr eine Spur von den Gebäuden der hohen Herren oder der Pächter zu sehen, obwohl Grabsteine auf den versandeten Kirchhöfen durch ihre Inschriften die Thatsache selbst ganz außer Zweifel setzen.

Wenn wir solche Erfolge durch ein so schwerfälliges Element, wie der zerriebene Kiesel ist, entstehen sehen, was kann uns dann wundern, wenn durch das gewaltige Meer noch bei weitem Größeres geschieht. Führen die Meeresfluthen neue Landstrecken herauf, so reißen sie auch vorhandene Land-

strecken in ihren Schooß. Die Insel Norderney in der Nordsee und die Insel Helgoland vor der Mündung der Elbe geben uns Beispiele von der fortdauernden Veränderung der Erdoberfläche durch das Meer, zum Glück auch nur ganz im Kleinen, wiewohl immer schlimm genug für die Gegend, die es betrifft. Von vielen der kleinen Inseln, welche auf der Westküste von Dänemark liegen, weiß man, daß sie auf diese Art immerdar verkleinert sind, so daß sie, sonstmals von zahlreichen Ortschaften besetzt, jetzt nur noch wenigen Familien Wohnung gewähren, und man kann den Zeitpunkt berechnen, wo sie durch eine große Spring- und Sturmfluth gänzlich hinweggespült werden müssen.

Daß kurz vor Beginnen der für uns historischen Zeit solche Ereignisse stattgefunden haben, beweist die ganz außerordentliche Neuheit unserer Geschichte, denn so viel auch Indier und Chinesen von dem hohen Alter ihrer Cultur erzählen, welche sie viele hunderttausend Jahre vor unsere Zeitrechnung zurücksetzen, so ist eine kritische Prüfung dieser Ueberlieferungen genug, um den Ungrund solcher Angaben festzustellen.

Die Länder, in denen jetzt die höchste Cultur zu finden ist, beginnen ihre Geschichte mit der Bekehrung zum Christenthume vor etwas mehr als 1000 Jahren; die Geschichte der Spanier, Gallier und Engländer fängt mit der Eroberung durch die Römer an, die der Römer beginnt schon nicht mehr mit historischen Thatsachen, sondern mit Fabeln. Die alten Griechen glauben die Schreibekunst 1500 bis 1600 Jahre vor unserer Zeitrechnung von den Phöniciern erhalten zu haben, aber ihre Geschichte von dort bis herab auf Thales von Milet (600 Jahre v. Chr. Geburt) und die Werke der früheren, für uns verloren gegangenen Historiker, die er benutzt haben mag, sind kaum 100 Jahre älter als er. Vor dieser Zeit gab es keine geschriebene Geschichte in Griechenland, man hatte nur Dichter, welche historische Romane verfaßten, die dann, wie es in Dichtungen erlaubt ist, von der Geschichte so weit abwichen und des Fabelhaften so viel aufnahmen, als dem Dichter gefiel.

Nur das jüdische Volk hat ein älteres historisches Werk, den Pentateuch, welcher zum mindesten 2800 Jahre alt ist, aber da er sichtlich aus Fragmenten älterer Schriften zusammengesetzt ist, für noch älter gehalten werden kann, vielleicht um 500 Jahre, so daß das Alter des Werkes und seiner Quellen auf 33 Jahrhunderte zu setzen ist. Was will das heißen, selbst wenn wir mit Moses annehmen, daß die Zeit einer Neubildung, einer Umgestaltung der Erdoberfläche noch zwei Jahrtausende früher statt hatte. Wir gelangen damit bis auf etwa 5400 Jahre vor dem jetzigen Zeitpunkt, jedenfalls nur eine sehr kurze Zeit, wenn sich's um die Geschichte des Menschengeschlechts handelt.

Unsere neuere, viel jüngere Geschichte, wie wir sie von den Griechen empfangen haben, reicht bei weitem nicht an jenes Zeitalter hinauf, denn was wir aus dem lernen, was Herodot anführt, was 4 auch 500 Jahre vor ihm geschehen sein soll, also noch nicht 1000 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung, ist so sehr mit Fabeln durchspickt, daß man sich vergeblich bemüht, das Wahre vom Falschen zu sondern.

Auch die Griechen haben ihre Sündfluth, aber allerdings ohne irgend welche Zeitbestimmung, es sei denn, daß es gelehrten Mönchen gelungen wäre, durch fabelhafte Geschlechtsregister die Namen eines Ogyges oder eines Deukaleon so zu verschieben, daß sie nun ungefähr in die Zeit zu stehen kommen, in welcher nach Moses Angabe die große Sündfluth gewesen ist (2349 v. Chr. Geb.). Jeder Volksstamm der Griechen, welcher seinen besonderen Sagenkreis besaß, hat denselben mit einer Fluth begonnen, mit einer Ueberschwemmung, welche die lebenden Menschen bis auf wenige vertilgt. Es kann nun wohl sein, daß die Sagen der Griechen und Phönicier über diesen Punkt mit der Bibel übereinstimmen, einerseits weil ihnen die Nachrichten überbracht wurden, die mit dem Pentateuch nach Kleinasien kamen, andererseits weil es jedenfalls dieselbe Fluth sein mußte, welche alle Anwohner des jetzigen Mittelmeeres betraf; aber die nämliche Sage findet sich auch auf den Inseln des Großen Oceans so wie jenseits des Atlantischen Meeres, es ist daher ganz unmöglich, daß hier überall eine und dieselbe Fluth gemeint sei. Sonderbar genug haben die Südsee-Insulaner eine ihnen allen gemeinsame Sage, welche sehr auffallend von den Sagen der großen Festländer abweicht. Nach diesen letzteren kommt das Wasser über das Land, nach den Sagen der Insulaner fällt das bewohnte Land in das Meer; es ist derselbe Erfolg bei umgekehrtem Proceß, das Land geht unter, der größte Theil der Menschen und Thiere ertrinkt, aber auf jedem Inselchen, welches über dem Wasser sichtbar bleibt, ist doch immer noch ein Menschenpaar übrig, um das Fleckchen von Neuem zu bevölkern.

In ihrer Sage zeigen sie Kenntniß oder wenigstens eine Ahnung von den beiden großen Continenten. Sie glauben, der oberste Lenker aller Dinge, der große Geist, habe ein großes Stück Erde vom Aufgang der Sonne erhoben, habe es über das Meer getragen und beim Untergang der Sonne niedergelegt, er habe aber nicht berechnet, daß die Erde in großen Stücken keinen genügenden Zusammenhang habe, so seien denn zuerst kleine Bröckel und dann immer mehr und größere von seiner Last herab und in das Meer gefallen, bis endlich das ganze große Stück in mehrere Theile zerbrochen und noch vor der Ankunft bei dem im Abend liegenden Festlande in das Wasser gefallen seien.

Dieses sind die großen südasiatischen und die kleineren in den Canälen

umherliegenden Inseln, die zuerst abgefallenen Bröckel sind die zunächst an Amerika und dann auf dem ganzen Wege von dort nach Asien hin zerstreuten hohen und niederen Inseln.

In Mexico nimmt die Sage wieder eine Gestalt an, welche der mosaischen ähnlicher ist, sie entspricht mehr der Natur des tropischen Festlandklimas. Wer einen tropischen Regen von einiger Dauer, wer eine sogenannte Regenzeit zwischen dem Amazonenstrome und dem Orinoco erlebt hat, kann sich wohl mit dem Gedanken einer Sündfluth durch Regengüsse vertraut machen. Es regnet dort nicht in Tropfen, oder wenn schon, so sind sie groß wie die welschen Nüsse, es regnet Stricke; fingerdicke Wassersäulen, als kämen sie aus einer wohlgenährten Fontaine, stürzen aus den Wolken hernieder, und Alles, was wir bei uns einen Wolkenbruch nennen und wovon die Großväter noch den Enkeln erzählen, ist ein bloßer Spaß, ist ein Regen aus einer Gießkanne im Vergleich mit einem tropischen Regen. Ein solcher, obwohl er nur einige Stunden lang täglich und im Ganzen fünf oder sechs Wochen währt, ist doch genügend, um den ganzen ungeheuren Raum zwischen dem Nordrande von Südamerika, der bergigen Guyana im Osten, den Cordilleras im Westen bis weit über den Maranon unter Wasser zu setzen, so daß die Flüsse ganz und gar verschwinden, und man nur ein viele Tausende von Quadratmeilen enthaltendes Meer sieht, aus welchem die Hügel mit den Gebäuden der Pflanzer wie kleine Inselchen auftauchen.

Wer nun Phantasie genug hat, sich vorzustellen, daß der Regen nicht täglich 3 Stunden, sondern täglich 24 Stunden dauert, und sich vorzustellen, daß dieses vierzig Tage lang währt, der hat wenigstens in seinen Gedanken die Sündfluth in bester Form.

Nach dieser Ansicht ist die Geschichte der südamerikanischen Sündfluth gemodelt, es regnet nicht gerade sechs Wochen, wohl aber so lange unaufhörlich fort, bis alles Land gänzlich bedeckt ist. Gleich Anfangs gehen neun Zehntheile aller Bewohner unter, da sie überrascht werden durch den nicht endenden Regen. Die auf höher gelegenen Gegenden Angesiedelten werden allmählich vom Wasser erreicht, die in der Nähe der Gebirge Wohnenden suchen zu entfliehen, werden aber auch erreicht und das ganze Menschengeschlecht und die ganze Thierwelt wird vertilgt.

Es bleibt ein einziger Mann übrig, Koxkox, welcher lange Zeit einsam umherirrt, bis er auf das einzige Geschöpf weiblichen Geschlechts, das dem Untergange entflohen ist, bis er auf Kikequezl trifft. Dieser Koxkox ist der amerikanische Noah, er bevölkert mit seiner Gattin die Erde von Neuem. Es ist übrigens ganz unstatthaft ihn mit Noah zu vergleichen, da außer dem einen Vergleichungspunkte, daß er bei der großen Fluth übrig bleibt, kein anderer zu finden ist. Noah ist ein auserwähltes Werkzeug Gottes, Noah

wird mit seiner Frau und drei Söhnen und deren Gattinnen gerettet, Noah hat die ausdrückliche Aufgabe, die Welt von neuem zu bevölkern und er vollzieht noch einen anderen, nicht weniger wichtigen Befehl Gottes, er rettet von allen reinen Thieren sieben Paare und von den unreinen Thieren je ein Paar.

Auch Deukaleon und Pyrrha haben nur geringe Aehnlichkeit mit Noah, sie erzeugen keine Menschen, sondern sie bringen dieselben durch ein Kunststück hervor, sie werfen Steine über die Schultern hinter sich und diese werden zu Menschen. Allein wie groß oder wie gering die Aehnlichkeit zwischen den Sagen sei, sie sind einmal da, und dies kann man immer für einen Beweis gelten lassen, daß sich dergleichen Ereignisse in weiten Kreisen wiederholt haben. Sonderbar ist dabei, daß die ägyptische Sagenwelt und die persische nichts von einer Sündfluth weiß, obgleich beide gerade auf dem Schauplatz liegen, den nach der mosaischen Erzählung die Sündfluth vorzugsweise betroffen hat.

Die alte indische Mythe dagegen ist beinahe ganz übereinstimmend mit der mosaischen, und da jene die ältere ist, so kann es sehr wohl sein, daß Moses die seinige von Indien entlehnt hat.

Im südlichen Indien herrschte der König Satiavrata, ein gar frommer Mann, der übrigens nur sieben Heilige (Rischis) zu Sinnesgenossen hatte, denn alle übrigen Menschen waren entsetzlich verderbt und waren so voll von Sünden, daß die Götter beschlossen, sie zu vertilgen.

Einst badete sich der König im Flusse Kritamala und fing dabei mit der Hand einen kleinen Fisch, welcher ihn um Schutz gegen die größeren Raubfische bat. Der König gewährte das Erbetene und setzte das Fischlein in einen Wasserbehälter. Der Fisch wuchs sehr schnell und man mußte ihn in einen größeren und immer größeren Raum und dann in ein großes Bassin, und da er auch dieses bald ausfüllte, in das Meer bringen. Nun erkannte der König in diesem Fisch den obersten der Götter Bhagarat und bat denselben, ihm zu sagen, warum er sich so verstellt habe. Der Gott erklärte ihm, daß, da nach sieben Tagen eine große Fluth Alles vertilgen werde, er ihn habe prüfen wollen; da er ihn nunmehr gut erfunden so werde er ihm ein mächtiges Schiff senden, um sich mit den sieben Rischis und einem Paare von jeder Thierart, so wie mit hinlänglichen Vorräthen zur Ernährung derselben, zu retten.

Am siebenten Tage geschah, was Bhagarat oder Wischnu (beide Namen bezeichnen denselben Theil der Dreieinigkeit Brama, Wischnu und Schiwa) vorhergesagt hatte. Das Meer stieg aus seinem Bette und der Regen goß immerfort herab, das trockne Land wurde mit Wasser überdeckt, auch Sonne und Mond verloren ihren Schein, denn Brama hatte sich schlafen gelegt.

In dieser dunkeln Nacht war Wischnu als Fisch der Führer und Retter des Schiffes; vermittelst einer ungeheuren Schlange, welche als Seil diente, zog er dasselbe in die gefahrlosen Stellen des Meeres, bis die Fluth ihr Zerstörungswerk vollendet hatte, dabei theilte der Gott den Geretteten die heiligen Lehren ihrer Religion mit, welche sie aber sorgfältig in ihrer Brust verschließen sollten.

Es sind unzählige Versuche gemacht, um diese Mythe zu erklären, allein was man einigermaßen auf physikalische Grundsätze zurückzuführen suchte, hat die orthodoxe Theologie verworfen und sie hat stramm daran festgehalten, daß es ein Ereigniß sei, zur Strafe für den Sündenfall und die Verderbniß der Menschen über die Welt geschickt, nicht bedenkend, daß sie dem Gott der Liebe eine ungeheure Lieblosigkeit, dem Allgerechten eine entsetzliche Ungerechtigkeit aufbürde. Jetzt ist man allmählig so weit gekommen, die theologischen Bannstrahlen in Sachen der Naturforschung nicht mehr zu berücksichtigen, man sieht ein, daß die Erzählung des Moses von der Sündfluth nichts weiter ist als eine von Alters her überlieferte Tradition, wie man sie bei anderen Völkern auch findet, daß aber die in der Erzählung liegende Angabe, sie sei als Strafe für begangene Sünden des Menschengeschlechtes über die Erde verhängt worden, nur deshalb in ihr liege, weil die Juden, so wie die Orientalen überhaupt, in jedem Unglück und in allen Ereignissen, welche den Menschen schwer betreffen, eine Züchtigung Gottes erkannten, eine Anschauungsweise, welche sich aus der Bibel auf die christliche Religion übertragen hat. Noch jetzt kann man die orthodoxen Geistlichen jeden Hagelschlag und jede Feuersbrunst als eine durch Gott verhängte Züchtigung bezeichnen hören, und der Verfasser war selbst Zeuge, wie in einer württembergischen Kirche gegen die Versicherungsanstalten geeifert wurde und das Schlußargument war — „womit soll Gott züchtigen, wenn der Mensch ihm die Zuchtruthe aus der Hand windet?“ — Es ist in der That wunderbar, wenn man bedenkt, was für eine Vorstellung sich dieser Geistliche von der Macht Gottes zurecht gelegt haben muß. Was ist das für ein Gott, der sich von einem Menschen etwas aus der Hand winden läßt?!

Die Erklärung der Sage ist sehr leicht, wenn man auf die Ereignisse zurückgeht, welche noch jetzt vorkommen, auf den Durchbruch des Meeres durch Dünen wie in Holland, auf die Zerstörung des Dammes eines großen Gebirgssees, welcher dann das Thal verheert, in das er sich ergießt, und wenn dasselbe breit ist, alles darin Lebende dem Tode preisgiebt. Solche Ereignisse betreffen in der Regel nur mäßige Strecken, als aber der See, welcher hinter dem Bollwerk im Rheine sich angestaut haben muß, durchbrach, als sich die Straße bei Bingen eröffnete, mag die Ueberfluthung im

unteren Rheinthal entsetzlich genug gewesen sein und weit genug gegriffen haben, wie viel mehr nicht der Durchbruch des Schwarzen Meeres oder die Zerstörung des Dammes von Florida bis zur Guyana, wovon, wie oben bemerkt, die Antillen die Trümmer sind.

Will man nach der Ansicht einiger Gelehrten sagen, daß die Sündfluth diejenige Epoche bezeichne, in welcher sich alle Wasserdünste aus der Atmosphäre niedergeschlagen und so vielleicht erst die Meere gebildet haben, so hat man ganz Recht festzuhalten, daß vor der Sündfluth die Menschen noch nicht gelebt haben, denn sie konnten in einer Atmosphäre, welche dichter war als der dichteste Nebel, und welche sich Hunderte von Meilen über ihre jetzige Erstreckung erheben mußte, aus vielen Gründen nicht leben (freilich alle Säugethiere und Vögel eben so wenig), denn eine solche Höhe ist nothwendig, um die Masse von Wasser in Dampfgestalt zu bergen, welche nach ihrer Verdichtung die Meeresthäler füllen soll, welche, wie Messungen bewiesen haben, an manchen Stellen zwei volle deutsche Meilen Tiefe haben. Unter einem solchen Druck känn aber keines unserer jetzigen Thiere leben, so wenig wie auf der uns zugewendeten Seite des Mondes, welcher umgekehrt wieder gar keine Atmosphäre hat.

Damit aber bei dieser Höhe der Atmospäre und bei dem ungeheuren Druck, den sie ausübt, das Wasser sich nicht verdichte, mußte die Temperatur weit über den Kochpunkt hinaus, ja vielleicht über die Glühhitze des Eisens hinaus gehen und bei solcher Temperatur (die aber nöthig ist, damit das Wasser in Dampf bestehe) kann wiederum kein Thier leben, allerdings auch keine Pflanze, und deshalb ist überhaupt dieser ganze Vorgang unmöglich zu einer Zeit, in welcher die Erde schon bewohnt war. Das Meer muß bereits an seinem Platz gewesen, die überflüssigen Dämpfe müssen bereits niedergeschlagen gewesen, die Atmosphäre und die Oberfläche der Erde mußte schon so abgekühlt sein, daß im Allgemeinen (bis zu den Polen hin) eine Temperatur vorhanden, wie die Tropenländer sie jetzt zeigen; erst dann konnte das Thier- und Pflanzenleben beginnen, und wenn dann die Erde in solcher Art bevölkert war und verschiedene Male hinter einander auf verschiedene Weise und mit immer neuen Arten bevölkert war, so konnte auch eine sogenannte Sündfluth nicht mehr eine allgemeine sein und sie konnte ganz einfach durch Zerreißung irgend eines Dammes stattfinden, wie wir oben gezeigt haben, und wie in den Flußniederungen der Weichsel und des Rhein noch heutigen Tages geschieht, wenn schon sehr im Kleinen, so doch immer viel Elend verbreitend.

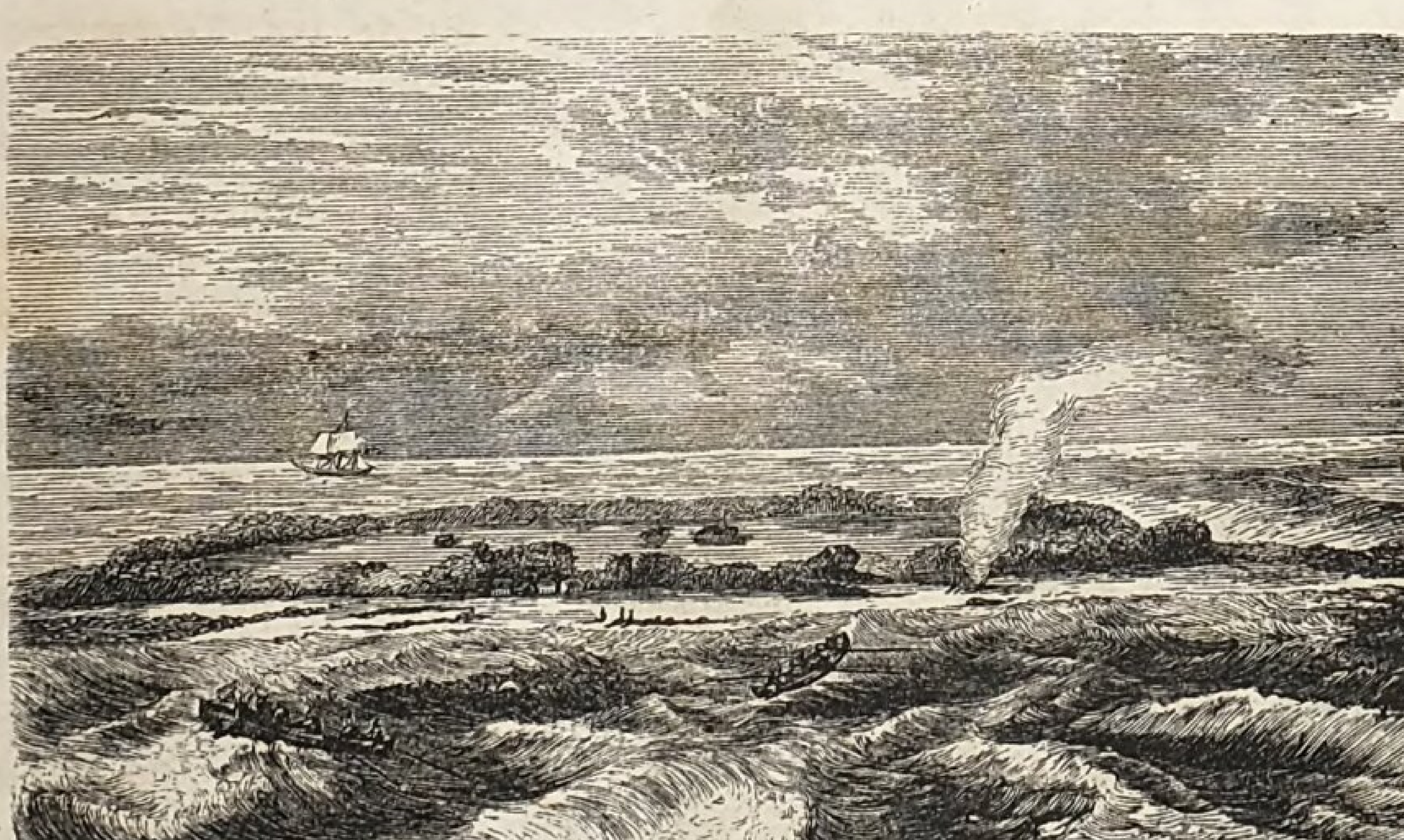
Zu den beiden gedachten Strömen hätten wir wohl einen noch mächtigeren, die Donau, nennen können; diese bringt unterhalb der eisernen Pforte

jährlich gewaltige Ueberschwemmungen hervor, sie verbreiten aber kein Elend, denn dort hat noch Niemand daran gedacht, dem mächtigen Wasser Dämme entgegen zu setzen und das dahinter liegende Land dem Strome abzuringen. Die Leute haben sich erst da angesiedelt, wo auch bei dem höchsten Wasserstande der Strom sie nicht mehr erreicht.

Fortdauernde Umbildung des Erdkörpers.

Wenn wir denn auch nicht wissen, auf welche Weise der Mensch geschaffen worden ist, so müssen wir doch nicht glauben, daß die Schöpfungskraft unseres Planeten erloschen sei. Nicht nur die Umbildung des Erdkörpers selbst dauert fort, nicht nur heben sich neue Ländermassen aus dem Meer empor, oder werden durch fleißige Polypen bis zu seiner Oberfläche geführt, sondern auch die Erzeugung von Organismen dauert fort, wie wir oben gesehen haben.

Das Erstere betreffend, so wären ein paar Beispiele vielleicht nicht ohne Interesse. Die schwedische Küste der Ostsee erhebt sich langsam und vermehrt ihr Terrain jetzt bereits auf Meilenweite, indem frühere Seestädte mehrere Stunden weit davon entfernt liegen und eben in demselben Maße sinkt das preußische Ufer der Ostsee allmählig herab.

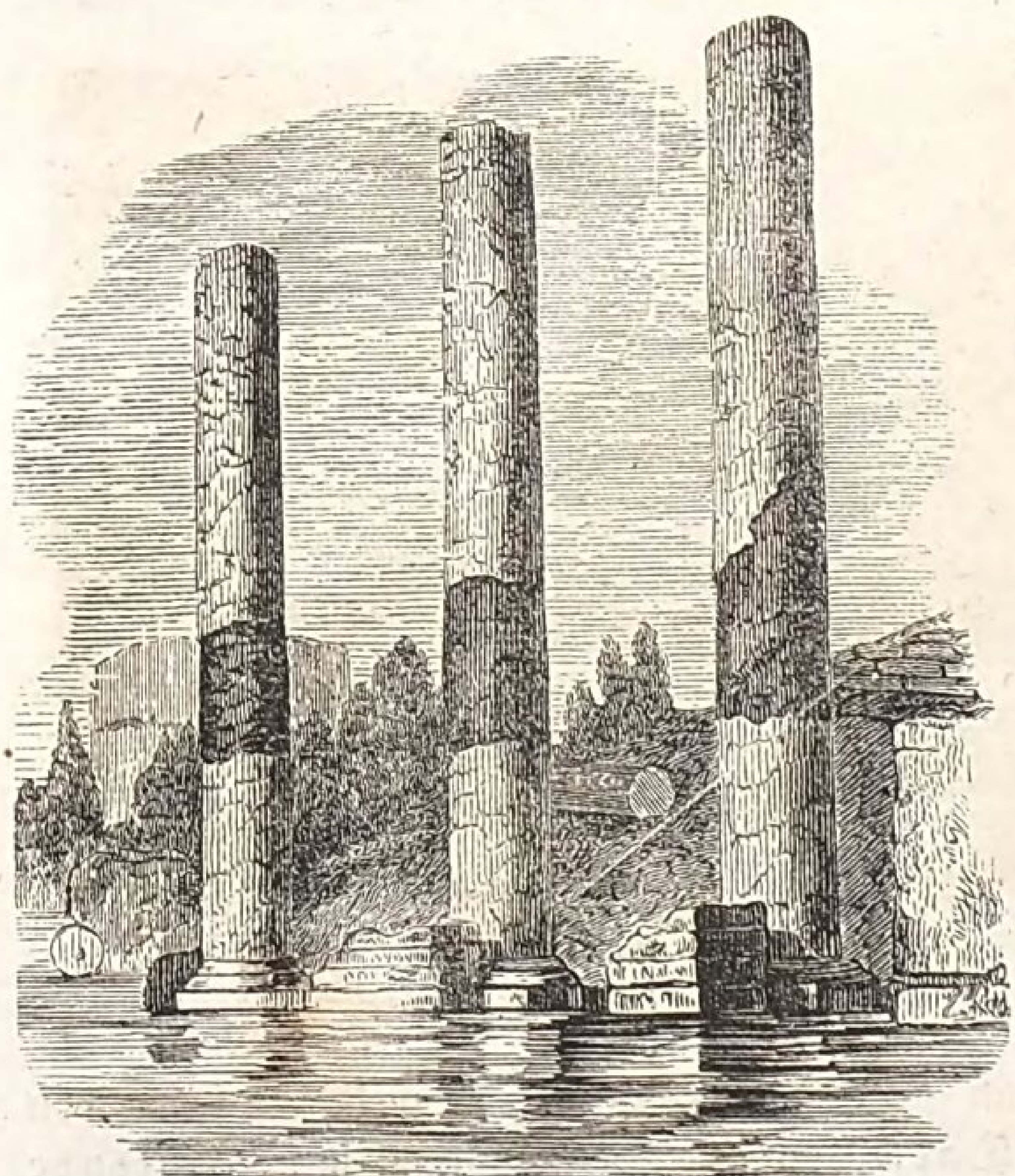


Eine Koralleninsel, ein Attoll.

Mitten im großen Ocean sieht man Tausende, ja viele Tausende von Koralleninseln, das sind nach Darwin's Behauptung allmählig versinkende

Inseln. Früher sah man einen Berg mitten im Meere, die Korallenthierchen bauten sich an seinem Fuße an, bis sie die Oberfläche des Meeres erreichten, aber unter ihren Füßen — wenn man so sagen kann — versank das Fundament des Gebäudes allmählich und die Korallenthierchen bauten immer weiter, sie bauten bis an die Oberfläche des Meeres, aber immerfort versank der Boden, bis zuletzt von der Insel nichts mehr zu sehen war und sie nun die ganze Fläche überbauten, aber da sie den starken Wellenschlag lieben, mehr an der Außenseite der Insel als im Innern und so entstand in der Mitte eine Vertiefung, die Lagune, indessen ringsumher ein Rand von Korallenbauten sich immer weiter ausdehnte, die Insel vor der Ueberfluthung durch die brandenden Wogen schützend und selbst zur Erhöhung derselben dadurch beitragend, daß vom Meere abgebrochene Korallentrümmer nach dem Innern auf den Damm geworfen werden.

Es ist bei dem fortwährenden Sinken, wenn es auch noch so langsam geschieht, nicht zu begreifen, wie solche Inseln zu Tausenden sich bereits seit Jahrhunderten über der Meeresfläche halten, und das muß wohl der Fall sein, denn viele derselben sind bekannt seit der Eroberung von Peru. Darwin sagt, es sei so: die Korallenthierchen könnten nicht in größerer Tiefe leben als in fünf oder sechs Faden (36 Fuß), und Darwin ist ein großer Naturforscher, wenn schon Stücke des Telegraphenkabels, welcher zwischen Toulon und Algier durch das Mittelmeer geht, aus einer Tiefe von 6000 Fuß heraufgeholt, sich ganz mit Polypengehäusen bedeckt zeigten. Genug, ob die Hypothese sich stichhaltig zeige oder nicht, die Thatsache steht fest, daß mitten aus dem Meere durch die vereinte Kraft vieler Thiere sich neue Wohnplätze für die Menschen erheben, also die Erdbildung fortdauert.


Der Serapistempel bei Puzzuoli.

Aber in welchem Grade dieses geschieht und in wel-

chem Grade wandelbar der Boden ist, auf welchem wir stehen, möge ein anderes Beispiel zeigen.

Wir sehen auf der vorhergehenden Seite eine Abbildung des einst so berühmten Serapis-Tempels an der neapolitanischen Küste unfern Puzzuoli. Es sind drei Säulen von 40 Fuß Länge, welche noch jetzt aufrecht stehen, nach dem die Paläste der römischen Großen längst in Trümmer zerfallen. Dies jetzige Bestehen dieser hohen Säulen liefert uns einen unwidersprechlichen Beweis, daß sie von einem Erdbeben nicht berührt worden sind. Bis zu einer Höhe von 12 Fuß über ihrem jetzigen Standpunkt bezüglich auf das Wasser sind sie glatt und rein. Von da an aufwärts in einer Länge von 9 Fuß sind sie durch Bohrmuscheln (Lithotomus) stark angebohrt, rundum vielfältig durchlöchert. Der Rest der Säulen von 20 Fuß Länge ist vollkommen rein und nur insofern verletzt, als die Einwirkungen der Atmosphäre keineswegs daran vorübergegangen sind, ohne Spuren zu hinterlassen.

Neben den drei aufrecht stehenden Säulen liegen viele andere Bruchstücke dieses Tempels, namentlich viertel und halbe Säulenschafte, welche ebenfalls an vielen Punkten und zwar nicht blos an der äußeren Rundung, sondern auch auf den Bruchstellen durchbohrt sind.

Aus diesen Thatsachen zieht man den vollkommen richtigen Schluß, daß die Säulen einmal so tief unter dem Niveau des Meeres gestanden haben müssen, um von der Bohrmuschel, welche noch jetzt in großer Menge das Mittelmeer bewohnt, angegriffen werden zu können. Man zieht ferner daraus den Schluß, daß die am Boden liegenden Säulen zu jener Zeit, als die aufrecht stehenden angebohrt wurden, bereits am Boden gelegen haben, daß damals also schon der Tempel zerstört war, da sonst nur die Rundungen und nicht die eigentlichen Bruchflächen hätten angebohrt werden können; daß der Rest der aufrecht stehenden Säulen über Wasser geblieben sei, weil er andern Falles wohl auch angegriffen worden wäre.

Wir wissen nun, daß der Serapis-Tempel zu der Zeit, wo das Mosaikpflaster in seinem Innern gelegt wurde, d. h. nahezu 100 Jahre vor unserer Zeitrechnung, etwa 12 Fuß über dem Niveau des Meeres gelegen hat. Zweihundert Jahre später stand er nur noch 6 Fuß über dem Niveau des Meeres, und um das Jahr 300 unserer Zeitrechnung stand die Fläche, auf der seine Grundmauern ruhen, mit dem Meere gleich. So senkte sich der Tempel immer weiter, bis er unbewohnbar wurde und sich im neunten Jahrhundert volle 19 Fuß tief unter der Meeresfläche befand. Wie lange dies gedauert hat, ist unbekannt, aber der Tempel hat sich wieder erhoben und stand im achtzehnten, d. h. im vorigen Jahrhundert, wieder gleich mit dem Niveau des Meeres; er hat

sich indessen nicht so hoch erhoben als er früher stand, und ist seit dem vorigen Jahrhundert bereits wieder um 2 Fuß gesunken.

An der nämlichen Stelle könnten sich viel andere Beispiele, von der Brücke des Caligula, von dem Tempel des Neptun, der jetzt im Meere steht und der gewiß nicht dort, sondern auf dem Trocknen gegründet ist, von römischen Straßen und Trümmern alter Villen nachweisen lassen.

Die ganze Erscheinung zeigt uns, daß im Laufe von zwei Jahrtausenden eine bedeutende Landstrecke sich langsam und ohne allen Nachtheil für die darauf wohnenden Menschen so weit senkte, daß dieselben ihre Wohnplätze verlassen mußten, sich senktebis zu einer Tiefe von 30 Fuß; und daß alsdann dieselbe Strecke sich wieder um etwa 20 Fuß erhob und dann wieder um 2 Fuß senkte, was alles eine Wandelbarkeit des Bodens zeigt, die uns allerdings in Verwunderung setzt, aber unzweifelhaft darthut, was wir oben anführten, daß nämlich die Fort- und Umbildung des Erdkörpers noch dauert, seine Bildungskraft noch nicht erloschen ist.

Neue Schöpfungen der Gegenwart.

Aber dasselbe sehen wir auch an den Pflanzen und Thieren. Auf jedem Korallenfelsen, wie er sich aus dem Meere erhebt, wachsen weiße Flechten, welche den Boden hergeben zu stärkeren gelben Flechten. In einem folgenden Jahre ersterben diese, und die geringe Schicht Pflanzenerde, welche sie hinterlassen, genügt, um schwächeren Moosen, dann stärkeren Moosgattungen Boden zu geben, die, wiederum vergehend, dazu bestimmt sind, größeren Pflanzen den Standpunkt und die Möglichkeit des Wachsthums vorzubereiten.

Wo diese Flechten und Moose herkommen, wissen wir nicht, sind das noch fortdauernde, sind das sich immerfort erneuernde Schöpfungsakte, oder ist die Luft von Pol zu Pol mit dem Samen dieser Pflanzen erfüllt, damit, wenn irgend ein Dach mit neuen Ziegeln gedeckt wird, sie gleich vorhanden sind, um dasselbe zu besamen?

Wir sind nicht gewohnt, so zu denken, doch hindert dies allerdings die Möglichkeit nicht, wiewohl sich sehr Vieles gegen solche Annahme einwenden laßt.

Sobald wir zu den höher organisirten Pflanzen übergehen, so hört eine solche Bildung auf. Für Alles, was nicht zu den Kryptogamen und unter diesen vorzugsweise zu den Flechten und Moosen gehört, fordern wir eine Frucht, ein Samenkorn oder einen Ableger der Pflanze, sonst entsteht sie

nicht, und ganz so verhält sich's mit der thierischen Schöpfung, ganz auf dieselbe unerklärliche Weise kommen Thiere zum Vorschein, wo die sorgfältigste mikroskopische Untersuchung vergebens nach ihnen geforscht hat. Man kann mit den vortrefflichsten Werkzeugen, man kann mit 500mal vergrößernden, zusammengesetzten Mikroskopen im Pfeffer, frischem oder getrocknetem Grase, in irgend welcher thierischen oder Pflanzensubstanz nach so einem Wesen suchen und wird keins finden. Wenn man jedoch gewöhnliches Flußwasser — oder die Möglichkeit, daß in dem Wasser die Samen, die Ableger oder die Spuren kleiner Thierchen enthalten seien, statt dessen destillirtes Wasser auf solche trockene, von animalischem Leben entblößte Substanzen bringt und sie damit an einem mäßig warmen Orte einige Zeit stehen läßt, natürlich zugedeckt, damit kein Staub hineinfalle, dann aber einen Tropfen dieses abgestandenen Wassers unter dasselbe Mikroskop bringt, mittelst dessen man vorher nicht die geringste Spur thierischen Lebens hat entdecken können, so wird man nunmehr in diesem Tropfen eine neue Welt finden, eine wimmelnde Menge kleiner, wunderbar gestalteter Thiere von den mannigfaltigsten Formen, kugelig, walzenförmig, mit einem Ruderschwänzchen versehen oder ohne ein solches, mit Härchen besetzt, mit Wimpern, welche sich wie zwei einander entgegengesetzt laufende Räder bewegen, man wird sehen, daß sie Willen haben, also wirkliche Thiere sind, daß sie einander verfolgen, vor einander fliehen, kurz man wird auf das Unzweifelhafteste die thierische Natur erkennen und es wird doch vergeblich sein zu untersuchen, woher sie gekommen. Es sind, wie bei den ersten Anfängen der Vegetation, immerfort neue Schöpfungen, aber sie haben unzweifelhaft so gut ihre Zwecke, wie die ersten weißen und gelben Flechten auf dem Kalkfelsen im Meere, sie dienen späteren Geschlechtern zur Nahrung, wie diese wieder anderen und größeren Geschöpfen (Pflanzen oder Thieren) zur Nahrung dienen. Aber nur die allereinfachsten und unvollkommensten Thiere erscheinen auf solch eine wunderbare unbegreifliche Weise. Die höheren Thiere sowie die Pflanzen werden nur durch Erzeugung durch ihres Gleichen hervorgebracht.

So wären wir also durch einen großen Umweg wieder zurückgekommen auf den Anfangspunkt. Wir können nicht sagen, auf welche Weise die höheren Thiere und der Mensch erschaffen sind, wir wollen daher diese unfruchtbare Untersuchung fallen lassen, um uns mit den Racen zu beschäftigen.

Eintheilung des Menschengeschlechts.

Wer mit einiger Aufmerksamkeit das menschliche Antlitz, die menschliche Form betrachtet, findet alsbald, man möchte fast sagen von selbst, d. h. ohne irgend eine Anleitung dazu, Unterschiede heraus — klein, groß — hellfarbig, dunkelfarbig — blondhaarig, dunkelhaarig, das Alles drängt sich bei der oberflächlichsten Betrachtung dem Menschen auf, ein Jeder sieht, daß er nicht dem Anderen gleich ist.

Nun kommen wohl noch verschiedene Nationalitäten dazu und man fängt an zu beobachten, daß gewissermaßen als Regel aufgestellt werden kann, eine blonde, hellfarbige Menschenrace im Norden, wie die Schweden und Dänen eine dunkelfarbige wie die der Südländer, der Griechen, Spanier, Italiener, deren Haarfarbe auch der dunkeln Hautfarbe entsprechend ist.

Der unbefangenste Beobachter wird sich doch bald sagen, diese Menschen sind nicht eines Stammes, er wird gerne Abtheilungen machen und wird seine eigene Erfahrung in eine gewisse Regel zu bringen suchen, er wird sich selbst vorreden (weil er glaubt, etwas gefunden zu haben, was neu ist), die Nordländer seien hellfarbig, die Südländer seien von dunkler Farbe.

Nun wird seine Erfahrung weiter gehen, und da wird er denn wahrnehmen, daß da, wo blonde und dunkelfarbige Menschen aneinander grenzen, nicht mehr von einem Unterschiede nach Haar- und Hautfarbe die Rede sein könnte, er wird braun gefärbte Deutsche, weiße Tyroler, er wird hellfarbige Italiener finden, und er wird auf den Begriff von Mischlingen kommen.

Und doch sind alle diese Verschiedenheiten vorhanden in einer und derselben großen Familie. Das, was der unbefangene Beobachter, der nicht Naturforscher ist, wahrgenommen hat, ist natürlich in viel größerem Umfange und auch viel früher wahrgenommen worden von demjenigen, der sich mit Forschungen in diesem Fache abgiebt, von demjenigen, der die Natur-

geschichte des Menschen und der Thiere zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht hat.

Aber was dem unbefangenen Beobachter Anlaß giebt zu sagen, hier findet ein Unterschied statt, das genügt dem Naturforscher durchaus nicht; er will nicht äußerlich an der Oberfläche haftende Unterschiede, er verlangt tiefer greifende, er verlangt aus dem Knochenbau hervorgehende, und auf diese Weise gestalten sich diejenigen Unterschiede, die man in der Naturgeschichte des Menschen mit dem Worte Racen bezeichnet, und um jederzeit wissen zu können, was für Unterschiede man meint, giebt man den Racen auch besondere Namen, wobei nicht selten, wiewohl ganz unschicklich, der Name eines Landes, eines Gebirges gebraucht wird, in welchem man die gedachte Race besonders rein repräsentirt zu sehen glaubt. So ist es mit dem Wort äthiopische Race, welches wo möglich noch viel ungeschickter gewählt ist als das Wort kaukasische, denn die Neger sind gerade in Aethiopien nicht zu Hause, sondern im ganzen mittleren und südlichen Afrika, und die kaukasische Race stammt weder aus dem Kaukasus, noch ist sie dort besonders heimisch, sondern sie ist verbreitet über Europa, Kleinasien, den Nord- und Nordostrand von Afrika und den ganzen westlichen Theil von Südasien (der Name kaukasische Race ist ihr von Blumenbach gegeben, welcher den Schädel einer Georgierin untersuchte und für den vollkommensten Typus der Race erklärte und sie danach benannte).

In solcher Weise, nichts Anderes meinend, als besonders ausgezeichnete Typen des Menschengeschlechts, spricht man von einer mongolischen Race, von Papuas oder Australnegern, von Rothhäuten oder eingebornen Amerikanern, und sucht dadurch die Verschiedenheiten zu bezeichnen, welche im Menschengeschlechte vorkommen und welche nun einmal nicht abzuleugnen sind, so sehr der menschliche Hochmuth sich auch dagegen sträubt. Um aber diesem Hochmuth, wie thöricht er sei, zu schmeicheln, sagt der Naturforscher, es existirt nur ein menschliches Geschlecht, es hat nicht gleich den Thieren verschiedene Speciesunterschiede, es hat nur Racenunterschiede.

Daß sich des Menschen Stolz sträubt gegen die Annahme mehrerer Arten von Species, ist allerdings sehr thöricht und das Warum ist äußerst schwer zu begreifen. Würde der gewaltige riesige Baum, der Boabab, der Stolz und die Zierde des tropischen Afrika, etwa verlieren an Schönheit und Majestät, wenn er nicht die einzige Art dieser Familie wäre, wenn es außer der Adansonia digitata noch eine Adansonia aculeata oder eine Adansonia cordifolia gäbe? Sind die Palmen weniger edel und schön, weil sie einer Familie angehören, welche viele Species hat, ist die Eiche minder kräftig und prächtig, ist sie nicht mehr der Schmuck unserer Wälder, weil es auch noch eine Korkeiche, eine immergrüne und eine Steineiche giebt?

Ebenso muß man fragen, was liegt daran, daß der Mensch zu einer Familie gehört, welche nur eine Species, oder drei oder fünf oder noch mehr Glieder zählt? Man kann wohl Schwierigkeiten finden, aber keineswegs etwas Unehrenhaftes, des „homo sapiens" nicht Anständiges, und sobald er dieses behauptet, beweist er ziemlich unwiderleglich, daß er den ihm von Linné gegebenen Ehrentitel nicht verdient, was man allerdings auch noch aus anderen Gründen zu bestreiten berechtigt ist, weil der sogenannte weise Mensch auch noch in vielen anderen Fällen höchst unweise handelt.

Das ganze menschliche Geschlecht gestaltet sich, bildet und verbildet sich, dem allgemeinen Leben hingegeben und von einer mächtigen Natur ergriffen, auf die mannigfaltigste Weise aus, und es giebt kein lebendes Geschöpf irgend einer Gattung, welches sich in dieser Hinsicht an die Seite des Menschen stellen könnte, der sich über die ganze Erde ausgebreitet hat, der die milden Himmelsstriche Indiens bewohnend, nur von Pflanzenkost lebend, der die heißen Erdstriche Afrikas, der die gemäßigten Klimate der Nordhälfte Asiens und Amerikas mit tödtlichen Waffen durchwandert, nur von Fleisch lebend, der den eisigen Norden beider Welttheile als Fischer bestreicht, ganz ausschließlich aller anderen Nahrung, nur Fische und andere Seegeschöpfe verspeist, oder der endlich sowohl die gemäßigten als die heißen Zonen zu seinem Sitze wählend, sich halb von thierischer, halb von Pflanzenkost nährt, wie er nach seiner eigenen Wahl sich dieselben verschafft.

Kein lebendiges Geschöpf vermag so verschiedene Temperaturen zu ertragen. Bei der grimmigsten Kälte, bei einer drei Monate lang dauernden, ununterbrochenen Nacht, bei welcher selbst die dort geborenen Hunde wahnsinnig werden, lebt er ganz heiter und wohlgemuth, vermag er auch den drei Monate langen ununterbrochenen Tag zu ertragen. Die feuchten Wälder von Amerika, die sandigen Ebenen von Afrika, die Hochebenen von Asien, die Gebirge Indiens, nichts ist ihm unzugänglich, überall schlägt er seine bleibende Stätte auf, und wenn er die ihm angedichtete Weisheit wirklich hätte, könnte er überall leben; nur weil er sie nicht hat, erliegt er im Süden, in den heißen Zonen seiner Schlemmerei, und in den kalten Zonen der thörichten Meinung, der Banntwein müsse ihm helfen, weil er augenblicklich scheinbar wärmt, indessen gerade dieses in kleinen Mengen vortreffliche Reizmittel in den großen Quantitäten, in denen es leider genossen wird, den Körper zerstört. Die Eskimos und Samojeden, die Finnen und Lappen, so lange europäische Cultur und die Industrie, welche nur geübt wird, um die Ausübenden zu bereichern, ihnen nicht den verderblichen Branntwein zuführte, ertrugen die Kälte besser als jetzt, und erreichten eine mittlere Lebensdauer, welche der in glücklicheren Zonen lebenden Menschen nicht nachstand, und es ist durchaus irrthümlich, anzunehmen, das Leben dort in jenen kalten Gegenden werde nur

auf Kosten der körperlichen Wohlgestalt erkauft. Die Vegetation nur schrumpft im Norden zusammen, nicht der Mensch, und neben den dort lebenden Lappen von kleiner Gestalt wohnten die gewaltigen Recken der Vorzeit, die norwegischen Seeräuber oder Seekönige, wie sie sich gerne nennen ließen, und neben den Eskimos auf dem Festlande von Amerika wohnen Rothhäute von so kräftigem Körperbau, wie nur irgend andere in Nordamerika lebende Völker, so wie seitlich den Eskimos gegenüber an der Nordostspitze von Asien ein tüchtiges, kräftiges und wohlgestaltetes Menschengeschlecht wohnt, die Tschuktschen, Jakuten &c., welche eben so wenig geistig als körperlich verkümmert sind wie ihre südlicheren Nachbarn, eine Ansicht, welche man den Eskimos gegenüber gleichfalls längst aufgegeben, seitdem man sie näher kennen gelernt, ihre Fröhlichkeit, ihre Neigung zu Scherz und Satyre, ihre Lernfähigkeit u. s. w. wahrgenommen hat. Viel eher stumpft die große Hitze ab als die große Kälte, denn wir sehen in den Aequatorialregionen allerdings die körperlichen Begierden vorwalten und die sonst bezähmende Macht des Geistes sehr stark zurücktreten.

Aber der Geist ist nicht an eine Nationalität oder an eine Zone gebunden, in den heißesten Gegenden der Erde, in Indien scheint er sogar zuerst zur Thätigkeit erwacht; dann sah man das heutige Arabien, Armenien, Persien, überhaupt Kleinasien mit seinem gebirgigen Hintergrunde sich auf den Gipfel der Cultur schwingen in einem kleinen, engbegrenzten Kreise, welcher kaum um ein Bedeutendes erweitert wurde, als die Griechen in denselben eintraten aber allerdings wenn auch das Terrain nicht um viele Quadratmeilen ausgedehnter war, so war doch dafür Kunst und Wissen um so höher gehoben, beides verflachte sich nicht mit der Ausdehnung, sondern es vertiefte sich in einer so wunderbaren Weise, daß unsere gelehrten Schulmänner noch heutigen Tages der Ansicht sind, es habe sich nie mehr zu einer ähnlichen hohen Staffel erhoben.

Mit der Römerherrschaft wurde die Cultur um so viel weiter ausgebreitet, als die Römer selbst die Welt ausbreiteten, die Grenzen derselben erweiterten, die, bis dahin ziemlich beschränkt, nun auf einmal einen beträchtlichen Raum dreier Welttheile umfaßte

Wurde mit der Erweiterung des Culturkreises zugleich eine Vertiefung, eine Mächtigerwerdung bezweckt durch die Griechen, und kann man dies durchaus nicht sagen, als die Römer dies Geschäft in die Hand nahmen, so wird man doch bei der abermaligen Erweiterung dieses Feldes in der neueren Zeit, ohne ungerecht zu sein, nicht leugnen dürfen, daß mit ihr zugleich ein wirkliches Mächtigerwerden eingetreten ist und es vollkommen den Anschein

hat, als wolle sie sich jetzt ohne alle Grenzen über die ganze Erde verbreiten und als wolle sie überall tiefe Wurzeln schlagen.

Aber wenn auch Niemand dies verkennen kann, so muß man doch, wenn man seine Augen nicht absichtlich verschließen will, zugestehen, daß immer nur noch ein äußerst geringer Theil der Menschheit dieser Cultur zugänglich ist, und daß die bei weitem größere Zahl von Menschen und der bei weitem größere von Menschen bewohnte Raum der Erde dieser Cultur noch nicht zugänglich ist, daß noch tiefe Nacht auf diesen Ländern und ihrer Bevölkerung ruht, daß nicht nur eine unzählbare Menge von Geschöpfen unserer Art in Dürftigkeit und Jämmerlichkeit geboren und eine ganze Reihe von Jahrtausenden so geblieben ist, sondern daß vielleicht eine ganz ähnliche Zahl der gegenwärtig bekannten Völker und eine ähnliche Zahl von Individuen Jahrtausende lang in ähnlichen Zuständen leben wird, für Dürftigkeit und kümmerliches Dasein geboren, ohne irgend eine geistige Anregung erwachsend, für alle Aussicht auf eine bessere Zukunft verschlossen, nur da ist, um zu leben, zu vegetiren, ihr Geschlecht fortzupflanzen und dann zu sterben gleich den Thieren des Feldes. Große Philosophen haben diesen traurigen Zustand vielfältig erwogen und zum Vorwurf philosophischer Betrachtungen gemacht, über das Unglück sprechend, welches diese leiblich verunstalteten und sittlich todten Geschöpfe der Erde betrifft, über die Qual, welche sie von unruhigen Träumen erdulden, über die Angst, welche finstere Dämonen, die sie drohend umringen, ihnen bereiten, lebend und sterbend ohne eine andere Ahnung, als daß die strenge Natur, welche sie gebar und sie gefangen hielt, sie auch wieder verschlingt.

Hier ist man wohl zu weit gegangen, denn so wenig das Thier unglücklich genannt werden kann, welches keine Hoffnung auf ein zukünftiges Leben hat, so wenig kann der Mensch, auf einer *so überaus niedern Stufe* stehend, gerade dieser Stellung wegen für unglücklich gehalten werden. Dieses wird er erst, von *unserem* Standpunkt aus betrachtet, und das ist durchaus *nicht der seine*, im Gegentheil ist er vielleicht viel glücklicher daran als wir, ist er vielleicht besser als wir, denn er thut das Gute nicht in der Hoffnung auf eine künftige Belohnung und er läßt das Böse nicht aus Furcht vor künftiger Strafe, sondern er *thut* das Gute um des *Guten* willen und er *läßt* das Böse deshalb, weil es *böse* ist, und es ist daher in seiner Existenz so wenig eine Härte oder eine Grausamkeit zu erkennen wie in der Existenz des Thieres, welches gleichfalls ohne Aussicht für die Zukunft lebt, dem die unmittelbarste Gegenwart das Einzige, dem sie Lohn und Strafe zugleich ist.

Der Verfasser will noch einmal sagen, daß dieses weder sein Standpunkt ist, noch daß es überhaupt der Standpunkt des nach unseren Begriffen

religiös und moralisch Gebildeten ist, aber jene Menschen, von denen hier die Rede, sind auch nach unseren Begriffen weder moralisch noch religiös gebildet, können also auch in unserem Sinne gar nicht tugendhaft, eventualiter selig werden. Da sie jedoch von alledem nichts wissen, so entbehren sie auch nicht und können darum sehr glücklich sein. Um mich eines trivialen Vergleichs zu bedienen, wollen wir den Tabakraucher betrachten, welcher in eine Lage versetzt wird, in der es ihm unmöglich ist, sich die lieblichen Cigarren zu verschaffen, welche wir so hoch schätzen und so theuer bezahlen. Wird er nach einer der Radak- oder Ralik-Inseln verschlagen, so wird er in der Entbehrung des gewohnten Genusses unglücklich sein, der Eingeborne aber durchaus nicht, obwohl er ganz in demselben Falle ist, er hat nämlich auch keine Cigarren. Jener aber kennt den Genuß und entbehrt ihn schmerzlich, dieser kennt den Genuß nicht, entbehrt also auch durchaus nichts. Man darf dieses nur auf die geistige Sphäre des Menschen anwenden, um den Vergleich so weit richtig zu finden, als überhaupt Vergleiche zwischen physischen Dingen und geistigen Begriffen richtig sein können.

In früheren Zeiten hat man sich wurderbare Vorstellungen gemacht von den Eigenschaften der verschiedenen Zonen. Die Römer nannten die Gegenden zwischen den Wendekreisen „Zona torrida", die schreckliche Zone; sie hielten diesen Erdgürtel für unüberschreitbar, sie glaubten wohl allenfalls, daß jenseits desselben auch noch Menschen wohnten, die Zona torrida aber war ihnen ein Flammenmeer als abwehrende Schranke zwischen die beiden bewohnten Theile der Erde gesetzt, damit die Menschen nicht zu einander kommen sollten, und noch in neuerer Zeit hatte man genügend absonderliche Begriffe von diesen Gegenden. Steffens, ein berühmter Philosoph und Naturforscher, sagt in seiner Anthropologie: „Sollen wir die Augen zuschließen vor der Härte der Natur? Ist sie weniger da, wenn wir sie uns verbergen? und tritt sie nicht eben für das edelste Gefühl, welches das Schicksal des Geschlechts als ein eigenes tragen möchte, mit größter Härte hervor? Sind wir getröstet, wenn wir seicht und oberflächlich gezeigt haben, wie die Hitze den Mund fast zur thierischen Schnauze verlängert, die Schenkel und Arme wie bei den Thieren austrocknet, die Haare zur Wolle kräuselt und den Kohlenstoff in das malpigische Netz absetzt?"

Wir möchten wohl fragen, ob das nachstehende Bild des Iman von Zanzibar wollenartig gekräuseltes Haar verräth, ob sein Mund sich zur thierischen Schnauze verlängert, ob der Kohlenstoff sich in das malpighische

Schleimnetz abgesetzt hat? Und doch ist dieser Mann und sein ganzes Geschlecht dem heißesten Theil der heißen Zone angehörig, denn sein Wohnsitz liegt 5° südlich vom Aequator. Es ist also nicht die furchtbare Hitze, welche das Menschengeschlecht umgestaltet, so wenig wie die furchtbare Kälte dieses thut. Es leben seit viel längerer Zeit als derjenigen, zu welcher unsere Geschichtsbücher reichen, in dieser heißen Zone Mauren neben Negern, und unter den Schwarzen, welche wir gewöhnlich und sehr fälschlich mit dem Namen Neger bezeichnen, wohnen zahlreiche Stämme, der kaukasischen Race angehörig und nichts weniger als entstellt, sondern von schönen körperlichen Formen.



Der Iman von Zanzibar.

Die Naturwissenschaft kann sich der Nothwendigkeit, mehrere menschliche Stämme anzunehmen, nicht entziehen, weil die Grundverschiedenheiten zu groß, zu bedeutend sind, um sie mit dem Titel Abarten, Varietäten belegen zu dürfen. Die Nothwendigkeit ist da, es frägt sich nur, in welcher Art wir diese Verschiedenheiten bestimmen wollen, denn sie sind zu groß, um übersehen werden zu können, und sie sind so feststehend, daß Jahrtausende sie

nicht verwischen. Das Sprichwort sagt: es sei vergeblich, einen Mohren weiß zu waschen. Dies Sprichwort gilt nicht mehr. Durch Waschen mit Chlor oder Bleichwasser kann man ihn allerdings weiß waschen, und die Krankheit der Albinos oder Kakerlacken ist eine solche Weißwaschung durch die Natur bewerkstelligt, aber der Mohr, welcher weiß gewaschen oder durch Krankheit weiß erscheint, ist dennoch kein Kaukasier, er hat weder sein wolliges Haar, noch seine vortretenden Freßwerkzeuge, noch die übrigen Kennzeichen des Negertypus verloren. Der Mauritanier, welcher seit 2000 Jahren den ganzen Norden von Afrika bewohnt, ist durch den Sonnenbrand wohl bräunlich, wohl gar sehr dunkelbraun geworden, aber sein Knochenbau, seine Gesichtsbildung, sein glattes Haar, alles dieses hat sich durchaus nicht verändert, seit wie lange er auch in diesen heißen Gegenden heimisch ist, und die Frauen sind nun vollends dem Dunkelwerden gar nicht ausgesetzt, weil sie, im Harem verschlossen, von dem Sonnenbrand nicht leiden können. Das maurische Weib der Kabylen ist so braun wie ihr Gatte, die Städterin dagegen, welche den Harem nicht verläßt, unterscheidet sich von der Spanierin, von der Türkin, von der vornehmen Araberin so wenig wie die Negersklavin, welche das Serail des Sultans bewacht, sich von derjenigen unterscheidet, die ihre Heimath nie verlassen hat. Dies sind durchweg Beweise für die Zähigkeit des Racentypus, und es geht daraus die Forderung hervor, diesem Fingerzeig zu folgen und unbeirrt von dem Hochmuth des Menschen, welcher nun durchaus einmal nur einem einspecieshaltigen Geschlecht angehören will, die Eintheilung des Menschengeschlechts in Racen zu versuchen.

Aber wie! Die Eintheilung des Menschengeschlechts nach Racen durch eine wissenschaftliche Begründung ist ziemlich neu. Sie gehört dem vorigen Jahrhundert an, noch Linné nahm nur eine Species an, und daß er ein paar Affen mit dem Ehrentitel homo beehrte, zeigt nur, daß auch große Gelehrte irren können; im Uebrigen hat er wohl selbst schwerlich gemeint, daß der homo lar und homo troglodytes Menschen seien, er hat nur nicht geglaubt, dieselben zu dem Geschlechte simia zählen zu dürfen.

Blumenbach ging schon systematischer zu Werke. Auch noch von dem Gedanken befangen, es sei für den Menschen unehrenhaft, wenn man ihm verschiedene Species anhänge, hat er doch schon nicht mehr Varietäten, sondern feststehende Racen angenommen, während man in alten Zeiten nichts weiter als schöne und häßliche, hell- und dunkelgefärbte Menschen sah.

Blumenbach hält sich an diejenigen Unterschiede, welche am lebhaftesten in die Augen fallen, vor allen Dingen Farbe der Haut und Beschaffenheit des Haares: so ist ihm der Kaukasier weiß und mit schlichtem Haar versehen, der Mongole gelb von Farbe mit dünnem, schlichtem Haar und Bart, der Malaye braun mit schwarzem Haar und schwachem Bart, der Amerikaner

roth mit sehr straffem, dickem, schwarzem Haar, der Neger schwarz und nicht mit Haaren, sondern mit Wolle versehen, ein Kennzeichen, welches man allerdings gelten lassen darf. Das Negerhaar ist zwar nicht ganz gleich der Wolle des Schafes, welche nicht eigentlich rund gekräuselt, sondern im Zickzack geknickt ist, aber es ist darin durchaus wollenähnlich, daß es nicht lang wächst, sondern gleich der Wolle der Schafe nur einige Zoll erreicht, und die Negerinnen in den Sklavenstaaten, welche das Tragen von Zöpfen sehen und überaus schön finden, sich ganz vergeblich Mühe machen, auch ihre Wolle in Zöpfe zu bringen.

Die übrigen von Blumenbach aufgestellten Kennzeichen sind durchaus unzulänglich, um Racenverschiedenheiten zu begründen, denn sie sind nicht constant: es giebt braune Kaukasier ähnlich den Malayen, es giebt braunrothe Kaukasier ähnlich den Amerikanern, es giebt Kaukasier mit so starkem und straffem Haar, wie man es nur bei den eingebornen Amerikanern findet, während es bei diesen wieder viele, ganz besonders aber Frauen giebt, die langes, schwarzes, aber seidenartig weiches Haar haben. Es giebt Europäer mit einem so schwachen und so dünnen Bart, wie ihn die Chinesen und Japaner haben, und es giebt Malayen, deren Hautfarbe und deren schönes, groß gelocktes Haar, und deren wohlgepflegter Bart sie einem Europäer ganz gleich machen würde, wenn nicht im Knochenbau des Gesichts etwas Verrätherisches läge.

Aus allem diesem geht hervor, daß so schwankende Kennzeichen nicht entscheidend sind. Man hat daher nach anderen gesucht oder man hat diese mit anderen verbunden, hat also z. B. auch die Farbe der Iris mit in den Kreis gezogen. Dasjenige, was dem Auge die Farbe giebt, die sogenannte Iris, kann bläulich, kann grünlich, kann hell oder auch so dunkelbraun sein, daß man das Auge schwarz zu nennen sich befugt glaubt, und man sagt nun, wenn das Haar blond, die Hautfarbe hellrosig und die Iris blau oder grau ist, so gehört ein solches Individuum der kaukasischen Race an.

Man sieht, wie wenig haltbar auch diese Bestimmung ist, denn unter solchen Umständen würden Spanier, Italiener, Griechen, würden die schönsten Menschen der Erde, Georgier und Mingrelier &c., würden Perser, Araber und Armenier nicht zur kaukasischen Race gehören. Eben so wenig paßt die Annahme, daß Neger und Malayen eine braune Iris haben, denn häufig haben sie grünliche und nicht selten haben sie graue Augen. Man hat demnach auch die Eintheilung in drei Racen, nämlich in Menschen mit heller Farbe, hellen Augen und schlichtem Haar, in solche von dunkler Hautfarbe, dunklen Augen und gleichfalls schlichtem Haar, und endlich in solche von dunklen Augen, dunkler Farbe und kurz gekräuseltem Haar aufgegeben, und hat abermals nach anderen Hülfsmitteln zur feststehenden Eintheilung ge-

sucht, wobei übrigens nicht zu vergessen ist, daß die Farbe der Augen eine bei weitem constantere, bei weitem unveränderlichere genannt werden müsse, als die Farbe der Haut. Die Holländer und die Engländer, welche in den afrikanischen und asiatischen Colonien seit Jahrhunderten hausen, haben wohl ihre Hautfarbe, keineswegs aber die Farbe ihrer Augen verändert. Die Engländer liefern eigentlich keinen glücklichen Beleg für diese Behauptung, denn ihnen geht ihr nebeliges Alt-England so weit über alle andern Erdtheile, daß sie, nachdem sie sich in sechs oder zehn Jahren genügenden Reichthum zusammengescharrt haben, immer wieder nach England zurückkehren, wo sie doch besseres Ale, frischere Butter und feistere Hammel finden, als am Cap oder in Indien. Mit den Holländern ist es anders. Auf Batavia, auf Sumatra und Borneo giebt es Kaufmanns- und Beamtenfamilien, welche seit zwei Jahrhunderten daselbst ansässig sind, man erkennt sie sofort an ihrer körperlichen Fülle, welche noch größer, ist als die der Chinesen. Aber obschon ihre Haut bräunlich geworden ist, ja braun, wenn sie nicht den bevorzugten Ständen angehören, sondern etwa Arbeiter sind, die sich nicht verbergen können, wenn die Sonne am heißesten scheint, so hat man doch noch niemals einen Holländer mit braunen Augen gesehen. Es ist also die Farbe der Augen für sich keine zufällige, sondern eine von der Beschaffenheit des ganzen Körpers abhängige und ihr enspechende Erscheinung, im Uebrigen muß man bei einer solchen Eintheilung immer die ächten braunen oder blauen Augen im Sinne haben, welche zwar sehr gut von denen zu unterscheiden sind, die scheinbar diese Farbe haben, bei denen sich aber ein fremdes, beigemischtes Element nicht verkennen läßt. Aechte blaue Augen findet man selbst bei den Norddeutschen nicht allzu häufig, dagegen bei den Schweden und Norwegern sie fast immer in vollster Reinheit und begleitet von schönem blonden Haar und hellrosiger Haut auftretend, gerade so wie hinwiederum die ächten braunen Augen nur dem Süden angehörig sind und dann immer mit dunklem Teint und schwarzem Haar verschwistert vorkommen.

Beide Nationalitäten haben sich rein erhalten. Nach Schweden und Norwegen sind weder die Römer, noch Italiener und Griechen gedrungen, so wenig wie nach Spanien und Griechenland die blonden Nordländer. Daß sich in Deutschland das blaue Auge nicht ausschließlich findet, da es doch gewiß das Erbe der blauäugigen und goldhaarigen Germanen sein müßte, rührt villeicht nicht davon her, daß schon die Römer etwas von ihrem Blute dem deutschen beigemischt hätten — wir wollen hoffen, daß in jener Zeit der Stolz der deutschen Jungfrauen noch groß genug gewesen sei, um eine Verbindung mit den Todtfeinden ihres Vaterlandes zu verabscheuen — aber es rührt davon her, daß seit der Zeit Karl des Gr. und vielleicht noch mehr, seit den Kreuzzügen die südlichen und die nördlichen Völkerschaften

vielfältig durcheinander gewürfelt worden, um aus den beiden sehr scharf getrennten Abarten nunmehr Mischlinge entstanden sind. Diese Mischungen zeigen sich in dem braunen Haar, welches keineswegs schwarz, sondern eine Mischlingsfarbe ist von blond und schwarz, und sie zeigen sich in den vielfachen Schattirungen der Iris in grau, in grünlich, in hellbraun, in fleckig u. s. w. Wie umgekehrt die Farbe der Augen constant bleibt, wo nicht eine Vermischung verschiedenen Blutes eingetreten ist, sehen wir bei den Juden, bei denen, mit wenigen Ausnahmen, das Auge ganz entschieden jene dunkelbraune Färbung hat, die dasselbe so charakteristisch macht. Wo ein Jude blaue oder grüne Augen hat, läßt sich immer mit Bestimmtheit nachweisen, daß sein Vater oder sein Großvater sich entweder mit einer Christin verheirathet hat, oder es hat die Mutter den Stamm nicht rein erhalten.

Wie wenig die Hautfarbe geeignet sei die Race zu bestimmen, geht z. B. daraus hervor, daß französische Naturforscher, und unter diesen besonders Herr von Halloy, auch die Finnen und Türken zur weißen Race zählt, welche doch mongolischer Abkunft sind, aber allerdings dies in ihrer Hautfarbe nicht mehr erkennen lassen, da sie sich der weißen bis zur vollständigsten Gleichheit genähert haben. Ebenso rechnet er die Hindus zu den Malayen, während wir sie zu der kaukasischen Race zählen; dasselbe gilt von Abessyniern und Fellah's, die trotz ihrer dunklen Farbe zur kaukasischen Race gezählt werden müssen, während Halloy sie zu den Malayen schlägt.

Wir wollen zugeben, daß die Farbe der Haut so beständig wäre, als die Farbe der Augen, so kann sie doch unmöglich als Kennzeichen einer Race gelten, wenn wir bei unserer Eintheilung selbst sagen, die schwarzen Abessynier, die braunen Mauren und Andalusier, die hellfarbigen Deutschen gehören zu derselben Abart, oder die Mongolen sind gelb wie die Chinesen, oder kupferroth wie die Japaner, oder weiß wie die Finnen, wir müssen demnach constantere, wo möglich einer Race ausschließlich eigene Kennzeichen aufsuchen. Da hat sich denn als am bewährtesten herausgestellt der Knochenbau überhaupt, und die Form des Kopfes insbesondere, denn obschon jeder Mensch seinen Kopf für sich hat, und kein Schädel dem des anderen vollkommen gleich ist, so wenig wie es überhaupt zwei ganz gleiche Gesichtsbildungen (ja auch nur zwei ganz gleiche Blätter eines und desselben Baumes) giebt und innerhalb einer, nach dem Schädelbau bestimmten Race gar nicht unbedeutende Varietäten vorkommen, so ist doch wiederum gar nicht zu leugnen, daß die Hauptformen des Schädelbaues so constant sind, daß man allerdings nach demselben Völkerfamilien, Völkerstämme, Racen auseinander halten kann.

Racentypen.

Blumenbach nimmt drei verschiedene Typen an, setzt an die beiden Grenzen die Form des Negerkopfes und die des Mongolenkopfes und stellt zwischen beide die Form des kaukasischen Kopfes. Als ein Uebergang vom Negerschädel zu dem des Europäers wird der malayische betrachtet, als ein Uebergang vom mongolischen zum europäischen, der Schädel des Amerikaners. Der Europäer oder der Weiße steht demnach als der mittlere oder als der normale Typus des Menschengeschlechtes da und alle Verschiedenheiten, welche vorkommen, werden nach dieser Auffassung nur als Abweichung von der eigentlichen Norm betrachtet. Es scheint, als ob dieses ziemlich genau festzustellen sei und als ob (die Schädelform allein in Betracht gezogen) eine andere Eintheilung nicht gut thunlich. Nun aber besteht der Mensch doch nicht aus lauter Kopf, wovon wir uns um so leichter überzeugen können, als viele Menschen sehr kopflos handeln und doch noch für Menschen erachtet werden, es wird demnach besser sein, das Menschengeschlecht nicht lediglich nach der Form des Kopfes, sondern nach dem Knochenbau überhaupt, zu beurtheilen, in diesem Falle aber (daß man nämlich die Gesammtheit der anatomischen Unterschiede des Menschen in Betracht zieht) ist eine andere Eintheilung unerläßlich, man findet alsdann die weiße Race nicht in der Mitte, sondern auf dem Gipfelpunkte der gefundenen Reihe stehend, und man findet dann den Neger auf der niedrigsten Stufe, in sofern er das mehrste Thierähnliche, Affenähnliche hat, was bei dem Weißen am allermehrsten verschwindet.

Alle diese Bemühungen haben noch zu keinem Abschluß geführt. Die Annahmen Blumenbach's haben die mehrste Anerkennug gefunden, aber man wirft ihnen vielleicht nicht mit Unrecht vor, daß die Zahl fünf gar zu sehr auf die fünf Welttheile hinweist, welches um so zweckloser zu sein scheint, als beinahe keine Race ganz auf einem Welttheil beschränkt ist, die amerikanische etwa ausgenommen, alle anderen auf zwei, mitunter auf drei Welttheile, als dort constant und ansäßig, übergegangen sind, wie sich denn die mongolische Race über den größten Theil von Asien und über den Norden von Europa und Amerika, die kaukasische über ganz Europa, Mittel- und Süd-Asien und Nord-Afrika, die Neger-Race dagegen über Afrika und Neu-Holland verbreitet findet.

Die Unvollkommenheiten einer solchen Aufstellung wurden leicht erkannt und es wurden darum auch leicht andere Anordnungen geschaffen, es wurde von Lacépède eine sechste Race, die der Polarvölker, angenommen, von einem

andern aber, Virey, eine siebente Hauptabtheilung, die der Hottentotten und der Papuas geschaffen (welcher auch der Erste war, der die Weißen und die Neger nicht mehr als Racen, sondern als zwei ganz verschiedene Species bezeichnete).

Aber auch hier sind wir mit unseren Beschlüssen, wie vielerlei Menschenracen es denn eigentlich geben solle, noch durchaus nicht im Reinen. Von den, allenfalls auch selbst nach biblischen Traditionen erlaubten drei Menschenstämmen, die man nach Sem, Ham und Japhet benannt hat (Mongolen, Neger und Kaukasier), ist man zur Aufstellung von neun, von elf, von fünfzehn, von sechszehn verschiedenen Menschenspecies übergegangen, und Hombron nimmt selbst in Australien mehrere Menschenspecies an, obwohl die sämmtlichen Ethnographen die Bevölkerung dieses mächtigen Continents für ganz einheitlich erklärt haben. Die Bevölkerung von Vandiemensland ist nach seiner Behauptung eine von den Australnegern durchaus verschiedene Art. Agasiz hat endlich die Zahl der Menschenspecies bis in das ganz Unbestimmte vervielfältigt, eine Ansicht, welcher auch Voigt sich anschließt.

Wir sehen leider eine solche Mannigfaltigkeit von Aufstellungen, daß es schwer werden wird, zu einer allgemein gültigen Norm zu kommen. Sind so und so viel Formen berechtigt, eine Berücksichtigung zu fordern, so wird sich gar nichts erwidern lassen auf die Prätension dieser und jener, doch auch berücksichtigt zu werden. Verdienen es die Hottentotten, eine eigene Species genannt zu werden, so ist dies auch gewiß mit den Papuas oder Negrillos der Fall. Sind die Zwischenglieder zwischen Kaukasiern und Mongolen fähig, eine Berücksichtigung zu erfahren, warum sollten es nicht auch die Mittelstufen zwischen Negern und Weißen verlangen dürfen, wie die Kaffern, die Gallas, die Abessynier, und Junghuhn hat von seinen Reisen durch Sumatra die Ueberzeugung mitgebracht, daß auch die Battas noch eine besondere Species bilden. Er sagt zwar einleitend:

„Nehmen wir unsere Zuflucht zum Körper- und Schädelbau und zur Gesichtsbildung, so scheint es anfangs auch hier, als ob wir zu keinen bestimmten Resultaten geführt würden, weil die Verschiedenheit, die zwischen den einzelnen Battaërn (nicht nur in verschiedenen Küsten- und Berggegenden, sondern) in einer und derselben Gegend, ja in einem und demselben Orte, hinsichtlich dieses Punktes herrscht, und die wahrscheinlich aus der Vermischung vieler Individuen mit vielen anderen Nationen hervorging — sehr groß und mannigfaltig ist.

„Sehen wir jedoch ab von den Küstendistricten und den südlichen Landschaften der Battaër, wo eine solche Vermischung zwischen verschiedenen Stämmen vorzugsweise stattgefunden hat, und beschränken wir uns auf die

Centralländer derselben, namentlich auf Tobah (wo seit den ältesten Zeiten das System der Ausschließung vorherrschend war, und allen Fremden der Zutritt versagt wurde), so finden wir zwar auch da noch oft auf einem und demselben Kampong eine so große Mannigfaltigkeit der Gesichtsbildung, daß wir beinahe geneigt sein möchten zu glauben, eine Vereinigung ganz verschiedener Stämme und Racen vor uns zu haben. — Untersuchen wir aber eine größere und möglichst große Masse von Individuen, so nehmen wir bald eine vorherrschende Bildung wahr, die sich in der Mehrzahl der Bevölkerung ausspricht und die wir daher als den eigentlichen Typus des Batta-Stammes, sei er nun abgeleitet von einer Urnation, oder ursprünglich, anzuerkennen berechtigt sind.

„Dieser Typus, in flüchtigen Zügen entworfen, ist folgender: „die tiefe Glabella (dies ist der Zwischenraum zwischen den beiden Augenbrauen, unmittelbar über der Nase, welcher bei den edler gebildeten Racen gewölbt, bei den niedriger stehenden eingedrückt, vertieft scheint) die kurze, eingedrückte, sattelförmige Nase, die breiten Nasenflügel, die hervorstehenden Backenknochen, der große, breite Mund mit dicken, wulstigen Lippen, wodurch sich die Javanen und die mehrsten malayischen Stämme charakterisiren, verschwinden und gehen über in ein weniger breites, oval abgerundetes Gesicht mit höherer, freierer Stirn und großen Augen, deren Spalte nicht wie bei den Chinesen schief nach außen und oben, sondern horizontal gerichtet ist, mit längerer, mehr gerader griechischer Nase und einem wohl proportionirten Munde, mit mäßig dicken, keinesweges wulstigen Lippen.

„Dabei verbleicht der braune Teint der Haut immer mehr, besonders bei den Frauen, deren Teint im Allgemeinen sehr zart ist, daß selbst ein schwaches Rosenroth hindurchschimmert. Diese rosigen Wangen sind bei den jugendlichen Schönen in Tobah eine ganz gewöhnliche Erscheinung, die den Reisenden manchmal sehnsüchtig an sein Vaterland erinnert. Dabei sind die Haare nicht schwarz, sondern dunkelbraun, was besonders bei den Frauen stattfindet, auch sind sie viel zarter und seidenartiger, als bei den Malayen und Javanen. Der Körper ist wohlgebaut, stark, muskulös bei dem vollkommensten Ebenmaß aller Glieder, doch ist ihre Statur im Allgemeinen untersetzt, nicht eigentlich groß und schlank, ja die Bewohner von Tobah sind vorzugsweise mit einem starken Muskelsysteme ausgestattet und zeigen eine dickfleischige, derbe Beschaffenheit ihrer Arme und Beine, welche sehr vortheilhaft absticht gegen den elenden, schwächlichen Gliederbau und die dünnen, mageren Waden der Küstenmalayen. Die Frauen sind in der Regel gleichfalls von großer Fülle, keinesweges schlank, aber doch nach unserem europäischen Geschmack, der in der That mit dem der Battaër übereinstimmt, schön zu nennen. Unter diesen Gestalten sieht man viele, die anatomisch

vollendet gebaut sind und es wohl verdienten, einem Praxiteles zum Modell seiner Statuen zu dienen.

„Dieser Typus ist der vorherrschende in Tobah, wobei der merkwürdigen Thatsache Erwähnung geschehen muß, daß bei dem schönen Geschlechte die Ausnahmen von jener Regel viel seltener vorkommen, daß letzteres die ovale — und wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, subgriechische Bildung viel treuer bewahrt hat, als das männliche Geschlecht, bei welchem der Uebergang in's häßliche, malayische Affengesicht mit breiten, vorstehenden Oberbackenknochen, mit Sattelnase und breitem Munde unverhältnißmäßig viel häufiger erscheint."

Hier scheinen wirklich Formen vorhanden zu sein, welche sich nicht mit den braunen malayischen oder schwarzen Negergestalten über einen Leisten schlagen lassen. Betrachtet man sie aber gesondert von den übrigen als eine Race für sich, so wird man auch noch andere Typen zu berücksichtigen haben, wie z. B. die sogenannten hyperboräischen, welche man allenfalls der großen mongolischen Race anschließen, aber doch jedenfalls als eine Unterabtheilung von ihr wird bezeichnen müssen.

Eben so gefährlich, eben so unstatthaft dürfte es sein, die sämmtlichen in Amerika vorkommenden Formen für gleich zu halten. Die Unterschiede der Gestaltung des Kopfes, welche man als maßgebend zu betrachten pflegt, sind so groß, daß man gerade aus diesen, von einigen Gelehrten gar nicht berücksichtigten Verschiedenheiten, Racenunterschiede gemacht hat. Die Peruaner haben kleine, man möchte fast sagen viereckige Schädel, welche an den Seiten angeschwollen, am Hinterhaupte aber stark zusammengedrückt scheinen. Andere Völkerschaften haben einen ganz runden Kopf, andere einen kurzen, wieder andere einen langen Kopf, eine Form, welche nicht bloß in Amerika, sondern auch in Europa und zwar namentlich im südlichen Deutschland vorkommt, wo dieselbe im Munde des Volkes sogar eine eigene Bezeichnung hat. In Schwaben wird die Milch nicht in flachen Schüsseln, sondern hohen Töpfen aufbewahrt, welche Milchhaven heißen. Von einer Person, welche einen unschönen, lang geformten Kopf hat, sagt man, sie habe einen Milchhavenkopf.

Nähere Untersuchungen haben gezeigt, daß allein in Peru drei ganz verschiedene Schädelformen vorkommen. Die fernere Untersuchung der anderen Nationen Amerikas giebt ein gleiches Resultat, und aus Allem zusammen ergiebt sich, daß man eine Menge verschiedener Typen anzuerkennen habe, und daß die Zahl derselben wahrscheinlich gar nicht festzustellen ist und daß man zu Abtheilungen kommt, die sich nicht rechtfertigen lassen, Abtheilungen, welche durch keine anderen Motive unterstützt werden, Stamm-

verschiedenheiten bei Völkern, welche nach Sprache, nach Herkommen, Sitten und Gebräuchen jedenfalls eines und desselben Stammes sind.

Wir sehen auch im gewöhnlichen Leben, wir sehen rings um uns her die Kopfformen so verschieden werden, daß, wenn wir uns allein hierauf stützen wollten, wir genöthigt wären mitten in Deutschland, mitten in Frankreich und England verschiedene Racen anzunehmen. England und Frankreich bieten sich ganz besonders als solche Länder dar, in denen wenigstens zwei auffallende Formen neben einander bestehen. Der normannische Adel in England und der fränkische Adel in Gallien (beide desselben altgermanischen Stammes) zeichnet sich durch seine schlanken, großen Formen und durch seine edle Gesichtsbildung vor dem übrigen Volke aus und zwar in einer so auffallenden Weise, daß man schon aus Zeichnungen und Kupferstichen die Verwandtschaft zu erkennen vermag. Dieser normannische Adel ist es, der noch jetzt in England den großen Grundbesitz hat, welchen er sich, mit Wilhelm dem Eroberer einwandernd, aneignete. Dieser Adel ist es, auf welchen Victor Hugo als denjenigen hinweist, der nicht in das Land gehöre, sondern es erobert und der das Volk unterdrückt habe.

Wer nun aber diesen Adel und das Volk, dem er angehört, zu zweien verschiedenen Racen zählen wollte, würde doch unzweifelhaft für thöricht gehalten werden und wenig Anhänger für seine Lehre finden, indessen die Stammverschiedenheit der beiden Typen sich wiederum gar nicht in Abrede stellen läßt.

Man möge viel oder wenig Typen annehmen, man stößt immerfort auf Schwierigkeiten. Man hat die Europäer und Asiaten für Hochschädel, die Mongolen und viele malayische Völker für Breitschädel, die Neger für Langschädel erklärt. Eine vorurtheilsfreie Beobachtung wird sofort zeigen, daß diese Formen nicht allein den hier genannten drei Racen eigen sind, sondern daß sie überhaupt wechselnd vielfältig vorkommen, aber angenommen, daß dies nicht der Fall wäre, daß die Europäer die Mongolen und die Neger sich wirklich auf die gedachte Weise unterscheiden ließen, so würde eine fortgesetzte Untersuchung doch alsbald zeigen, daß ganz ähnliche Verhältnisse auch in Amerika sich vorfinden, daß die Eingebornen von Nordamerika hohe Schädel, diejenigen, welche in der Aequatorialgegend Brasiliens und von da bis zum Mexicanischen Meerbusen wohnen, breite Schädel haben, die dritte Form (die der Langschädel) aber bei den Nachkommen der Inkas in Peru vorkommt. Man befindet sich also nach diesen Feststellungen in der angenehmen Lage, den Nordamerikaner für einen Kaukasier, den Mittelamerikaner für einen Mongolen, den Peruaner für einen Neger erklären zu müssen.

Vergleichende Maße einzelner Körpertheile.

Was wir hier angeführt haben, zeigt uns eine vollständige Uneinigkeit gerade unter denjenigen, von denen man glauben sollte, sie müßten über ihren Gegenstand an sich klar und unter sich einig sein. Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob dies darin seinen Grund hat, daß die Sache selbst unendlichen Schwierigkeiten unterliegt oder darin, daß sich wirklich gar keine unerschütterlich festen Merkmale finden lassen, gewiß aber ist, daß wir auf diesem Wege zu keinem genügenden Resultat gelangen. Auch Messungen der wichtigsten Körpertheile sind versucht worden, um danach die Racen zu bestimmen. In der geistreichsten Weise hat dies Burmeister in seinen geologischen Bildern gethan, freilich nur für die Negerrace. Um eine Anschauung von der Bestimmungsweise selbst zu geben, wollen wir ein paar Hauptmomente aus dieser Schrift hervorheben:

„Man darf es als ein Zeichen einer richtig gebauten weiblichen Gestalt betrachten, wenn die Fußlänge den siebenten Theil der Gesammtkörperlänge ausmacht, wobei indeß zu berücksichtigen bleibt, daß der Fuß der unteren, mit schwerer Arbeit belasteten Stände etwas über das Normalmaß hinausgeht. Der männliche Fuß ist relativ größer, er giebt schon mit sechseinhalbmal seiner Länge die Größe der regelmäßigen Gestalt, doch pflegt die engere Bekleidung der höheren Stände seine Länge etwas zu beschränken und in Folge davon ein dem weiblichen näheres Verhältniß zu bewirken. Im Uebrigen weichen Mann und Weib im Körperbau dadurch von einander ab, daß der Arm der Frau relativ länger, das Bein derselben relativ kürzer ist als der entsprechende Theil des Mannes. Setzt man die normale weibliche Größe auf 63 Zoll (was freilich für die meisten Frauen zu groß ist), so mißt der Arm 29 Zoll, das Bein bis zum Knöchel 31 Zoll, der Fuß 9 Zoll. Beim Manne, dessen Durchschnittshöhe zu 66 Zoll angenommen wird, hält der Arm 30 Zoll, das Bein bis zum Knöchel 34 Zoll, der Fuß 10 Zoll.

„Die von mir gemessenen Negerinnen erreichten, mit Ausnahme von einer einzigen, das weibliche Normalmaß von 63 Zoll nicht; jene eine galt aber als eine besonders große Person und machte auch sofort ohne Messung den Eindruck ganz abweichender Größe. Die meisten Individuen standen zwischen 60 und 61 Zoll, und das kann als die mittlere Größe der Negerinnen angesehen werden. Individuen unter 60 Zoll erscheinen klein, die über 61 Zoll schon besonders groß. Bei allen, selbst bei den kleineren unter

60 Zoll, war die Fußlänge über 9 Zoll; wenn die Größe über 60 Zoll betrug, pflegte ich 9½ Zoll Fußlänge zu finden, wenn unter 60 Zoll — 9¼.

„Das Bein, vom Schenkelknorren bis zum äußeren oder Wadenbeinknöchel, hatte 31 Zoll Länge, war also länger als das Bein der größeren Frauen Europas, obgleich die gemessenen Negerinnen noch lange nicht die Normalgröße einer gut gebauten Europäerin erreichten. Dagegen betrug der Arm aller Gemessenen mittlerer Größe 29 Zoll oder etwas drüber, einmal 29¼ Zoll, obwohl die Person nur 60⅓ Zoll Höhe hatte. Es ergiebt sich hieraus mit Bestimmtheit, daß der Arm der Negerin relativ länger ist als der Arm der Europäerin, und daß ihr Bein gleichfalls das europäische an Länge übertrifft, also einen gewissen männlichen Typus annimmt.

„In seinen einzelnen Abschnitten fand ich den Oberarm relativ kürzer, die Hand relativ länger als bei der Europäerin. Schadow giebt in seinem Polyclet die Verhältnisse der drei Abschnitte zu 13, 10 und 6 an; gewöhnlich ist die Hand der Mittelklassen bei uns größer; ich finde 12, 9 und 6 als die Zahlen, welche das mittlere Verhältniß am richtigsten ausdrücken, meine Negerinnen hatten aber alle 12, 10 und 7.

„Im Bein pflegt der Oberschenkel einer großen Frau vom Schenkelknorren bis zur Kniescheibe (sie mit eingerechnet) 17 Zoll, der Unterschenkel vom Knie bis zum Knöchel höchstens 15 Zoll zu messen. Die von mir beobachteten Negerinnen gaben im Oberschenkel auch 17 Zoll, im Unterschenkel 15⅔, wonach das weibliche Bein der schwarzen Race wirklich um ein Geringes länger ist als das der weißen. Nichtsdestoweniger erscheinen die Negerinnen kurzbeinig wegen der ungemein flachen, ganz platten Füße. Bei der Europäerin mit regelrechter Fußbildung schwebt der Knöchel 2⅓ bis 2½ Zoll über dem Boden, bei der Negerin nur 1⅓ bis 1½ Zoll, und dieser ausgebildete Plattfuß ist es ganz besonders, welcher die relativ größere Länge des Ober- und Unterschenkels wieder ausgleicht.

„Von den gemessenen männlichen Individuen erhielt ich ein dem weiblichen ganz gleiches Resultat. Im Allgemeinen scheinen die Neger kleiner als die Europäer, obgleich mitunter sehr große Individuen auch bei ihnen vorkommen. Die Durchschnittsfälle blieben unter 66 Zoll, sie hielten sich zwischen 64 und 65. Bei einem Exemplar, daß sich als ganz besonders normal gebildet ansehen kann, betrug die Gesammthöhe beinahe 65 Zoll. Sein Arm hatte die Gesammtlänge von 29 Zoll, war also relativ kürzer als der der Weiber, deren Körperlänge 61 Zoll nicht überschritt. Er hatte danach kaum die Länge des normalen europäischen Armes, welcher bei 66 Zoll Höhe 30 Zoll betragen müßte; am Arm des Negers fehlte eben so viel wie an der Gesammtlänge, nämlich 1 Zoll, und das wäre für den normalen Arm zu viel“. (Er ist demnach um einen halben Zoll zu kurz.) „Das Bein

eben dieses Menschen war vom Schenkelhöcker bis zum äußeren Knöchel $33\frac{3}{4}$ Zoll lang, also nur $\frac{1}{4}$ Zoll kürzer als das normale männliche Bein, mithin etwas zu groß, wenn man berücksichtigt, daß das Individuum unter dem Normalmaß der Gesammthöhe sich befand.

„In den einzelnen Abschnitten zeigten sich analoge Verhältnisse wie bei den Negerinnen. Das normale Verhältniß von Oberarm, Vorderarm und Hand beim Manne ist $12\frac{1}{2}$ — $10\frac{1}{2}$ und 7. Der gemessene Neger gab $11\frac{4}{5}$ — $9\frac{3}{5}$ und $7\frac{1}{2}$, d. h. die Hand ist viel länger als beim Europäer, Ober- und Vorderarm sind kürzer, und zwar fällt die Verkürzung hauptsächlich auf den Oberarm, weniger auf den Vorderarm, ganz ebenso wie bei den Weibern. Im Bein verhielt sich bei jenem Neger der Oberschenkel mit der Kniescheibe zum Unterschenkel wie 18 : $16\frac{3}{4}$, während das normale Maß der Europäer $17\frac{2}{3}$ und $16\frac{1}{3}$ ist, d. h. beim Europäer beträgt die Differenz $1\frac{1}{3}$, beim Neger nur $\frac{1}{4}$, obgleich das ganze Bein des Letzteren etwas länger ist, das kann nur in einer relativ größeren Länge des Unterschenkels liegen. Der Oberschenkel des Negers ist trotz der größeren Länge relativ kürzer als der des Europäers. Was ich vom weiblichen Negerfuß gesagt habe, gilt auch vom männlichen, er ist ein ausgeprägter Plattfuß ohne Wölbung des Rückens, daher sehr breit und fast schaufelförmig gestaltet. Jener Schwarze hatte $9\frac{1}{4}$ Zoll lange Füße, was für die Länge seines Beines nicht gerade groß ist; berücksichtigt man aber seine kleine Statur überhaupt, so ist sein Fuß doch etwas länger als der normale des Europäers."

Aus dem hier Angeführten, was gewiß das Resultat sehr vieler Messungen ist, da ein so ernster Forscher wie Burmeister nicht von einzelnen Fällen auf das Ganze wird schließen wollen, sieht man doch, wie außerordentlich geringfügig die angeführten Unterschiede sind, übrigens nicht zu vergessen, daß sie als Durchschnittszahlen gerade Schwankungen nach beiden Seiten hin voraussetzen. Es handelt sich bei diesen Durchschnittszahlen immer nur um halbe und um Viertelzolle, wenn wir aber das letzte Beispiel, das Verhältniß des Oberschenkels zum Unterschenkel, in's Auge fassen und die aufgestellten Zahlen als Zolle betrachten (etwas, das verschiedene Male ausgesprochen worden ist), so sehen wir, daß die Differenz zwischen Ober- und Unterschenkel, die beim Europäer $1\frac{1}{3}$ Zoll, beim Neger aber nur $1\frac{1}{4}$ Zoll beträgt, sich auf das reducirt, um das, was ein Drittelzoll größer ist, als ein Viertelzoll, das will sagen, auf eine einzige Linie, auf einen Zwölftelzoll. Nun wird aber ein Jeder zugestehen, daß bei einer Gesammtlänge von 408 Linien diese eine Linie als Unterschied zwischen zweien Abschnitten schwerlich einen Anhaltspunkt für Racenbestimmungen geben kann und zwar um so viel weniger, als zwei wesentliche Punkte nicht übersehen werden dürfen. Der eine Punkt nämlich, daß die gegebenen

Maße mittlere sind, folglich jede einzelne Messung eine Abweichung zeigen muß, vollkommene Uebereinstimmung nur rein zufällig sein kann, der andere Punkt ist die Unmöglichkeit, einen Irrthum von ein oder zwei Linien, von einem Sechstel- oder Zwölftelzoll zu vermeiden. Die Hand, welche das Maß an dem Schenkelknorren anlegt und dasselbe herabführt bis zum äußeren Fußknöchel, kann unmöglich bei jeder Messung genau die Mitte jedes dieser beiden umfangreichen Knochentheile treffen, und so werden wir auch bei diesen höchst sorgfältigen Messungen nicht dazu gelangen, Unterschiede aufzustellen, welche bedeutend genug und welche so hinlänglich feststehend sind, daß sie als kennzeichnend angesehen werden könnten. In solchen Fällen, wo Maße in der gedachten Weise angewendet werden dürften, in Fällen, wo die Unterschiede von dem als Norm aufgestellten, durchweg groß genug wären, könnte man sich des Gedankens nicht enthalten, daß man mit Mißgestalten zu thun hätte. Alles, was bedeutend von der Norm abweicht, muß als unschön bezeichnet werden, von den Menschen überhaupt aber nehmen wir an, daß ihr Körperbau von dem Normalen nur in einem so geringen Grade abweiche, daß eine Mißgestalt daraus noch keineswegs hervorgehe. Der einzige Fall, wo dieses im Allgemeinen statt hat, zeigt sich bei den Bewohnern von Neu-Holland. Hier sind die Verhältnisse auffallend abweichend von der gefundenen Norm und darum sind diese Menschen auch überaus häßlich, so häßlich, daß es bis zur völligen Mißgestalt geht. Wo aber eine solche nicht eintritt, sind die Maße auch wieder übereinstimmend. Die Amerikaner, besonders die der nördlichen Hälfte, haben so schöne Gestalten, daß sie unbedenklich als normale angesprochen werden können, jede Messung und jeder Vergleich zwischen der Gesammtlänge und der Länge der einzelnen Theile führt auf die mittleren Zahlen zurück, welche für schön gewachsene Europäer gefunden worden sind, mit einziger Ausnahme der Kleinheit der Extremitäten, und da diese für ein besonderes Lob bei der Betrachtung eines Körpers gehalten wird, könnte man etwas den Stolz des Europäers sehr Verletzendes folgern, daß nämlich die amerikanische Race edler sei, als die europäisch-kaukasische. Aehnliche Messungen mit Chinesen angestellt, haben gleichfalls gezeigt, daß die Formen und die Verhältnisse denen der Europäer so sehr entsprechen, daß sie mit den schönsten europäischen Individuen verglichen werden können.

Die Sprachen als Racenkennzeichen.

Der Naturforscher wird den eingeschlagenen Weg der Messungen und den Vergleich der Messungen wohl schwerlich aufgeben, und es ist daher sehr

wahrscheinlich, daß wir noch lange nicht zu genügenden, zu feststehenden, zu unabweisbaren Resultaten gelangen werden. Seitdem aber Humboldt auf die große Verwandtschaft der Sprachen fern von einander wohnender und fern von einander stehender Völker gewiesen hat, ist man darauf aufmerksam geworden, daß möglicherweise in der Sprachforschung ein Mittel zu finden sei, die Racen zu bestimmen. Natürlich darf man nicht daran denken, zwei Völker seien eines Ursprungs, wenn sie 20 oder 30 Worte mit einander gemein haben, welche bei gleichem Klang auch dasselbe bedeuten, man muß jedenfalls tiefer, man muß auf den Bau der Sprache zurückgehen. Dieser Sprachbau ist gewöhnlich sehr complicirt und gleichzeitig ist er sehr mannigfaltig; wo nun bei zwei weit auseinander gehenden Volksstämmen sich nicht nur Wortähnlichkeiten, sondern auch grammatische Aehnlichkeiten oder Gleichheiten finden, wird man ein Recht haben, auf Verwandtschaft zu schließen. Man darf zum Vergleich selbstverständlich keine Mischlingssprache wählen. Die englische Sprache wäre z. B. vollkommen unbrauchbar, aus ihr ließe sich alles beweisen, woraus hervorginge, daß nichts bewiesen wäre, sie besteht aus Plattdeutsch (Niederdeutsch), herrührend von den angelsächsischen Eroberern, aus Französisch, herübergebracht durch die normännischen Eroberer, beide Sprachantheile aber so schauerlich corrumpirt, daß, wenn ausgesprochen, weder der Franzose, noch der Deutsche seinen Antheil daran erkennt, und sie besteht endlich noch aus einer nicht unbedeutenden Anzahl von Worten, welche den alten Völkern angehören, welche vor 2000 Jahren von den Römern besiegt wurden.

Auch ihre Grammatik ist nicht maßgebend, denn sie besteht eigentlich aus lauter Ausnahmen, daher es gerade demjenigen, der an einen geregelten Bau der Sprache gewöhnt ist, so sehr schwer wird, diese Sprache zu erlernen. Will man vergleichen, so muß man die lateinische, die griechische, die deutsche, so muß man die Sanskrit-Sprache wählen.

Es ist eine Thatsache, daß die Sprache eines jeden Volkes sich von Mund zu Mund, sich von Generation zu Generation fortpflanzt. Das Kind lernt von Vater und Mutter nicht blos die Wörter, welche dieses und jenes bezeichnen, es lernt auch die Art ihrer Verbindung, ihrer Abwandlung so gut wie das Zusammensetzen zu einer Rede, welche einen Gedanken ausdrückt. Diese Nachahmung geschieht ganz unbewußt, aber doch so vollständig genau, daß sich auch die Sprachfehler vererben, daß auch die grammatikalischen Schnitzer, welche die Eltern machen, von den Kindern selbst dann noch gemacht werden, wenn sie schon durch Gymnasialbildung zu einem Verständniß der Grammatik gekommen sind, welches die Eltern niemals erreicht hatten. Der Berliner wird sagen: „geh einmal um der Ecke herum," der Sachse wird sagen: „ich danke Sie bestens," wenn schon er einen solchen

Fehler in der lateinischen Sprache gemacht, an seinem Mitschüler spöttisch rügen würde. Die fremde Sprache ist dem schon zum Verstand gekommenen Knaben eingelernt, stellenweise eingebläut worden, die Muttersprache dagegen hat er in sich aufgenommen, lange bevor er über dieselbe nachzudenken vermochte.

In solcher Art überträgt sich die Sprache von Generation zu Generation unverändert Jahrhunderte lang und um so mehr unverändert, auf je niederer Bildungsstufe die Völker stehen, denn sobald die Cultur einen gewissen Grad erreicht hat, beschäftigen sich Männer, welche Neigung dazu haben, mit ihrer Sprache, suchen die Regeln derselben auf oder geben ihr Regeln, das, was früher ein willkürliches Uebereinkommen war, gestaltet sich zu einem Gesetz, die Sprache kann umgeformt, vermehrt, bereichert werden, nicht so aber bei den uncultivirten Menschen, bei denen lediglich das von Alters Hergebrachte gilt und der Urenkel genau dieselbe Sprache redet, welche der Urgroßvater gesprochen hat. Wie sehr eine Umwandlung wie die oben angeführte stattfindet, mag man erfahren, wenn man Französisch aus den alten klassischen Schriften gelernt hat und nun auf einmal einen Roman von Paul de Kock, Alexander Dumas oder anderen neueren Franzosen lesen will. Man versteht einen großen Theil der darin vorkommenden Worte gar nicht und man sucht sie sogar vergeblich im Wörterbuch. Eben so verschieden ist die Sprache eines Gotsched von der eines Humboldt, die Sprache eines Calderon von der eines Toreno, umgekehrt spricht der Schwabe in Ostpreußen, seit Friedrich Wilhelm I. dort angesiedelt, noch immer schwäbisch.

Den Verwandtschaften der verschiedenen Sprachen nachzuforschen, ist eine Aufgabe von großem Interesse für den Sprachforscher und den Anthropologen. Man sucht zuerst die Sprachen auf, welche eine gemeinschaftliche Mutter haben, die italienische, die französische und die spanische in der lateinischen; die schwedische, dänische, holländische in der deutschen; die russische, polnische, böhmische in der beinahe untergegangenen wendischen.

Nun will man aber wissen, ob die lateinische, die deutsche, vielleicht die griechische Sprache eine gemeinsame Wurzel irgendwo weiter rückwärts haben. Das könnte wohl in Indien sein und vielleicht wurzelt die polnische Sprache dort auch, dann käme man wohl gar zu dem Resultat, von welchem die Geschichte mit der Sprachverwirrung beim Thurmbau zu Babel ausgeht, daß es nämlich ursprünglich nur eine einzige Sprache gegeben habe.

Im vorigen Jahrhundert hat man sich wirklich ernstlich bemüht, die Ursprache des ganzen Menschengeschlechts zu finden, aber es hat sich doch bald genug gezeigt, wie völlig phantastisch ein solches Streben, wie wenig möglich überhaupt eine solche, Allen gemeinsame Sprache sei und man ist um so mehr von dem Gedanken zurückgekommen und hat sich zu einer Mehrheit

von einander ganz unabhängiger, vom Urbeginn verschiedener Sprachen bekennen müssen, um so mehr, als man wirklich eine große Menge nicht unter einander verwandter Sprachen gefunden hat. Nach Balby, welcher über die ganze Erde 860 Sprachen annimmt, sind sie so vertheilt, daß Asien 153 Sprachen in 17 Familien, Europa 53 Sprachen in 7 Familien, Afrika 114 Sprachen, Oceanien 117 Sprachen in drei Familien und Amerika 423 Sprachen in 32 Familien enthält. Neuere Forscher, wie Tschudi, nehmen an, daß vier Fünftel derselben radical von einander verschieden sind.

Wir sind weit davon entfernt, zu behaupten, daß diese Angaben vollkommen zuverlässig sind (wiewohl man schwerlich die Zahlen zu hoch angegeben hat), aber man sieht, welche Schwierigkeit das Unternehmen böte, in diese Verwirrung etwas Einheitliches zu bringen. Um nur das Einfachste und zugleich das Nächststehende, nämlich Europa, anzuführen, so sind die 7 Familien folgendermaßen geordnet. Eine Familie bilden die iberisch-baskischen Sprachen, eine andere Familie bilden die rhätisch-etruskischen, eine dritte bilden die illyrisch-albanesischen Sprachen. Eine vierte Familie wird die indo-germanische genannt, sie umfaßt die griechischen, lateinischen, keltischen, germanischen Sprachen und die der Litthauer und der Zigeuner. Eine fünfte Familie ist die finnische; sie umfaßt die Sprachen der Lappen, Esthen und Magyaren. Die sechste und siebente Sprachfamilie ist die semitische und die türkische. Wer einen Begriff von der Verschiedenheit der deutschen, lateinischen, litthauischen und griechischen Sprache hat, wird die Kühnheit zu bewundern wissen, welche in dem Gedanken liegt, diese Sprache und die vorhin genannten auf eine Form, auf die indo-germanische, zurückzuführen.

Wahr ist doch bei alle diesem, daß die typischen Eigenthümlichkeiten der Sprachen beinahe unveränderlich sind, während physische Eigenheiten sich thatsächlich verändern und zwar in solcher Weise, daß verschiedene Stämme mit einander in Verbindung einander ähnlich werden, ursprünglich gleiche Völker sich aber im Laufe der Zeit so entfernen, daß sich die Gleichheit, ja die Aehnlichkeit allmählich verliert.

Es soll mit dem Vorhergehenden nicht gesagt sein, daß stammverwandte Völker die gewöhnlichen Kennzeichen ihrer Verwandtschaft jederzeit verlieren, sondern nur, daß es geschehen könne und daß es wirklich häufig geschieht, indessen die gleich wichtigen Kennzeichen der Sprachverwandtschaft nicht so leicht verwischt werden. Alles dieses aber, was zu Gunsten der Sprachvergleichung gesagt werden kann, muß doch nur cum grano salis aufgenommen werden, und es gehört mindestens ein so tiefes Studium der Philologie und Linguistik dazu, um hier ein entscheidendes Wort mitzusprechen, als es ein tiefes Studium der vergleichenden Anatomie fordert, um aus den Formen einzelner

Knochen des Kopfes oder anderer Glieder des menschlichen Leibes auf die Racenverschiedenheit zu schließen oder die Racenverwandtschaft dadurch festzustellen, denn man findet sehr häufig, daß Völker, welche mit einander feindlich oder freundlich in dauernde Berührung gekommen sind, ihre Sprachen dergestalt vermischt haben, daß die Lösung der daraus entstandenen Verwirrung zu einer sehr schwierigen Aufgabe wird. Es wird wohl Niemand im Zweifel sein, welchem Völkerstamme ein Bewohner des Elsaß angehört, obwohl derselbe seit anderthalb Jahrhunderten mit Frankreich einverleibt, sich der französischen Sprache mehr als der deutschen bedient — immer noch laufen beide Sprachen nur neben einander her, sie sind noch nicht in einander übergegangen. Etwas ganz Anderes ist es mit Italien, welches nur eine Sprache und doch zwei Völker ganz verschiedenen Stammes umschließt. Die ehemals so tapferen, die als so heldenhaft gepriesenen und noch jetzt von Seiten unserer Gymnasiallehrer als die unüberwindlichen dargestellten Römer sind doch vielmals bis nahe zu ihrem gänzlichen Untergange besiegt worden, wie es denn durch die Gallier unter Brennus, durch die Karthager unter Hannibal, durch ihre eigenen Sklaven unter Spartacus, durch die Hunnen unter Attila und endlich durch die Gothen unter Theodorich geschah.

Die erst gedachten Niederlagen waren vorübergehend, die letztere war so bleibend, daß mit ihr das Römerreich in seiner ursprünglichen Reinheit und Einheit erlosch. Aber was geschah hinsichtlich der Sprache und der Sitten? Die Besieger verloren die ihrigen und nahmen Sprache und Sitten der Besiegten an. Im nördlichen Italien haben sich die Longobarden wenigstens dem Namen nach noch bis jetzt erhalten, die Lombardei bestand und besteht als Provinz oder gesondertes Reich noch bis zur Stunde, aber die Sprache nicht; nach dieser zu urtheilen sind die Lombarden von den Sicilianern so wenig verschieden, wie die Piemontesen von den Toscanern oder die Neapolitaner von den Römern. Dialektverschiedenheiten kommen, wie begreiflich, in jeder Sprache vor, aber Dialektverschiedenheiten sind nicht Sprachverschiedenheiten. Das siegende Volk ist in dem besiegten gänzlich aufgegangen und hat damit seine Eigenthümlichkeit und seine Sprache verloren, etwas, das sich in der Geschichte sehr häufig wiederholt, viel öfter vorkommt als das Gegentheil, daß nämlich das siegende Volk seine Sprache behalten hätte. Das einzige durchgreifende Beispiel dürfte das von den Juden im gelobten Lande sein, in welches sie erobernd einzogen, in welchem sie sich bis zu ihrer Unterdrückung durch das übermächtige Babylon erhielten, ohne ihre Sprache an die Besiegten zu verlieren, mit der der Besiegten zu vertauschen. Für die späteren Zeiten paßt dieses Beispiel auch nicht mehr, denn in alle Welt zerstreut, sind sie in England zu Engländern, in

Frankreich zu Franzosen geworden, haben sie die spanische, die deutsche, die italienische Sprache, haben sie die Sprache der Türken und Polen angenommen und die ursprüngliche, die hebräische, ist zur Gelehrtensprache geworden, welche das Kind nicht von Vater und Mutter, sondern in der Schule lernt, wie wir Christen das Lateinische, das Griechische lernen.

Vom Gegentheil giebt es indessen unzählige Beispiele. Die Bevölkerung der Deutschen in den Freistaaten von Nordamerika ist durch die massenhafte Einwanderung so gestiegen, daß sie die engländische bereits überwiegt, die Deutschen könnten mithin sowohl wegen ihrer Zahl als wegen ihrer bei weitem größeren Intelligenz die herrschenden sein, sie überlassen aber die Herrschaft ihren immerwährend erbitterten Feinden und lernen demüthig die Sprache derselben, ja statt sich aufzuraffen, sich zusammenzunehmen, um das Heft in die eigene Hand zu bekommen, überlassen sie es nicht nur den Engländern, sondern sie sind auch albern genug, sobald sie nur ein wenig engländisch radebrechen können, sich für Engländer auszugeben und ihre Nationalität zu verleugnen.

Gerade so wie die Gothen, die Sieger über Rom, in Italien ihre Sprache verloren, haben die Eroberer von Unter-Nubien die ihrige verloren. Selim I., welcher sich im Jahre 1517 in Aegypten befand und dasselbe durch eine ganze Reihe blutiger Schlachten sich unterwarf und seinem Reiche einverleibte, sendete ein paar Hundert Reiter aus Bosnien, — wilde, räuberische Leute slavischer Abkunft gleich den Croaten, nach Ober-Aegypten, um auch Nubien zu unterwerfen. Diese Bosnier vollzogen den Auftrag Selim's, welcher jedoch Aegypten bald verließ, worauf sie, die Eroberer von Nubien, ohne weitere Beaufsichtigung zurückblieben, das Land nach ihrer Weise beherrschten, aber als Volksstamm völlig untergingen. In den braunen Gestalten der Emire erkennt man noch jetzt die Abkömmlinge dieser Race, aber ihre Religion ist so gut verschwunden wie ihre Sprache und sie haben nicht einmal mehr Erinnerungen, Traditionen an ihre früheren Schicksale.

Etwas ganz Aehnliches findet mit den Spaniern innerhalb der Minendistricte von Peru statt, woselbst sie ihre romanische Sprache aufgegeben und die ihnen völlig fremde Quichua-Sprache angenommen haben, ein Verhältniß, welches beinahe immer sich auf geringe Zahlen zurückführen läßt, außer da, wo Deutsche mit in's Spiel treten, die sich nach ihrer Bedientennatur ohne alle Gewissensbisse der herrschenden Partei unterwerfen, wenn diese auch an Zahl weit untergeordnet ist.

Die Spanier sind zwar die Eroberer, aber gerade wie die Gothen in Italien gegenüber der Zahl des unterdrückten Volkes nur geringfügig zu nennen. Wir wissen, daß Ferdinand Cortez mit 500 Abenteurern Mexico eroberte, ein Land, in welchem das am schlechtesten bevölkerte Dorf

ihm die doppelte Anzahl von Kriegern hätte entgegenstellen können, wir wissen, daß er mit 500 Kriegern Mexico einnahm, welches Heere nach Hunderttausenden in's Feld stellen konnte. Wir wollen uns hier nicht weiter um die Gründe bekümmern, durch welche so Unwahrscheinliches zur Wahrheit wurde, sondern wir wollen nur auf die Zahlen zurückgehen und anschaulich zu machen suchen, daß 500 Krieger wohl ihre Sprache aufgeben mußten, wo sie von vielen Millionen umringt waren, welche eine andere Sprache redeten.

So auch ist es hier, wo zwar nicht jene gewaltigen Eroberer, aber doch deren goldgierige Nachkommen die Minendistricte besetzten, wo sie sich, wenig an der Zahl, den vielen vorhandenen Einwohnern verständlich zu machen suchten und also deren Sprache lernten, weil es in ihrem Interesse lag. Diejenigen, welche bestimmt waren, das Gold aus dem Schooße der Erde herauf zu holen, die armen geknechteten Peruaner, hatten durchaus kein Interesse daran, von den Spaniern verstanden zu werden, wohl aber hatten die Spanier dieses Interesse, und dadurch wird begreiflich, daß in Peru mit einer gewissen Absichtlichkeit in kurzer Zeit das geschah, was sich in Italien ohne Absichtlichkeit in sehr viel längeren Zeiträumen ausbildete, der Austausch der Sprache der Eroberer gegen die Sprache der Besiegten. Wo der Eigennutz dazu half, geschah der Austausch in weniger als einem Jahrhundert. Wo der Eigennutz nicht auftrat, geschah der Austausch dennoch, aber nicht in so kurzer Zeit, sondern in dem natürlichen Verhältnisse, welches durch die Zahl der Sieger gegenüber den Besiegten gegeben war. Kam eine halbe Million Ostgothen mit zehn Millionen Italienern zusammen, so mußten die Ostgothen zwanzigmal so schnell italienisch lernen, als die Italiener gothisch.

Auch in viel kleineren Verhältnissen findet ganz Aehnliches statt. Capitain Virgin, der Commandeur der schwedischen Fregatte Eugenia, erzählt, daß die Chinesen auf der Insel Manila zwar ihre Tracht unverändert beibehalten haben wie im Mutterlande, den langen Haarzopf durchaus nicht ausgeschlossen, daß sie den Betrieb des Kleinhandels in ihre Hände genommen haben, gleich den Juden im Königreich Polen, daß sie aber die chinesische Sprache gänzlich vergessen haben und ein ziemlich mittelmäßiges Tagalisch und ein noch schlechteres Spanisch sprechen, mit diesem aber sich vollkommen behelfen, durcharbeiten, wie man es nennen will, da sie dem Sprachschatz ihres Volksstammes ganz untreu geworden sind.

Auch die Hottentotten in Südafrika haben ihre Sprache aufgegeben und sprechen nur holländisch, und die Neger auf Haiti sprechen nur französisch. Unter den farbigen Bewohnern in Brasilien hat sich das Portugiesische eingebürgert, aber allerdings in einer höchst seltsamen Form, nämlich vor allen

Dingen auf die allergräulichste Weise verdorben, demnächst aber noch vermischt mit Brocken der französischen, der englischen und derjenigen Sprache der Eingeborenen, welche ihnen am nächsten wohnen und am häufigsten mit ihnen in Verkehr treten.

Man könnte sagen, dies seien Sklaven, welche die Sprache ihrer Herren angenommen hätten, dem scheint aber ertgegen zu stehen, daß die Eingebornen aus der Umgegend von Rio, d. h. die Amerikaner, ihre Sprache gegen die portugiesische vertauscht haben, zu welchem Tausche wirklich kein Grund ersichtlich war. In ähnlicher Weise steht es mit den Eingebornen der Philippinen, denen von Mexico und anderen; ein Aehnliches ist in Nicaragua der Fall, und wenn sich auch hier und dort der Sprachenaustausch dadurch erklären läßt, daß eine fortwährende Mischung zwischen den Eingebornen und den Eingewanderten stattgefunden, so fehlt doch sehr viel daran, daß dieses überall stattgefunden habe, wo man eine solche Sprachvermischung oder Verwirrung findet. Humboldt giebt an, daß verschiedene Völker die Sprache der Caraïben angenommen haben, ohne einerseits mit ihnen verwandt, ohne andererseits von ihnen unterdrückt worden zu sein. Bei den Caraïben kommt noch gar ein wunderbarer Umstand vor, der nämlich, daß die Weiber eine Sprache reden, welche von der Sprache der Männer so verschieden ist, daß man glauben muß, sie gehörten nicht demselben Volksstamme an, und das Volk der Caraïben sei etwa dadurch entstanden, daß einige Individuen irgend welcher Nationalität sich Frauen erobert hätten, welche einem anderen Volke angehört, wie es ja mit den Römern der Fall gewesen sein soll, welche sich durch den Raub der Sabinerinnen beweibt hätten, wiewohl man nicht wird in Abrede stellen können, daß es doch immer sonderbar sei, wenn sich während einer langen Zeit, d. h. im Laufe von vielen Generationen, in denen diese Menschen verschiedener Stämme bei einander gelebt, sich die Sprachverschiedenheit nicht ausgeglichen haben sollte.

Wenn wir hier nachgewiesen haben, daß sehr häufig der Urbewohner des Landes seine Sprache verloren und gegen die des Siegers vertauscht hat, so kann man nicht in Abrede stellen, daß auch Fälle vorkommen, in denen das Entgegengesetzte geschehen ist; so haben die Engländer sich den Indiern gegenüber dergestalt verabscheuungswürdig gezeigt, daß die Sprache der Engländer von den unglücklichen Sklaven nicht angenommen worden ist, obschon ihre Herrschaft eine vollständig unbezweifelte und man könnte beinahe sagen unbestrittene geblieben ist. In einer ähnlichen Weise steht es mit den Spaniern auf den Philippinen, die Tagalsprache ist nicht unterdrückt, ist nicht ausgerottet worden durch die spanische, so wie es die malayische Sprache nicht geworden ist durch die holländische, obschon aus dem sogenannten Mutterlande unaufhörlich reichlicher Nachschub in die Colonien gelangt.

Sittenverwandtschaft.

Haben wir sowohl in der naturhistorischen Untersuchung als in der sprachlichen keine ganz entschieden feste Anhaltspunkte gefunden, um verschiedene Racen oder auch nur um Völkerstämme von einander zu trennen, so wird es uns vielleicht gelingen, wenn wir die Sitten der Völker mit einander vergleichen. Die Baulichkeiten könnten zum Vergleiche dienen, da sie wenigstens mitunter, wenn sie etwa von Stein sind, eine etwas längere Dauer haben, als andere Werke von Menschenhand, und sich nicht gar zu leicht der Beobachtung entziehen. So hat z. B. Humboldt die religiösen Bauwerke der Azteken mit denen der Tataren und Tybetaner verglichen, und eine große Uebereinstimmung darin gefunden. Nach Anderen sollen die Trümmer von alten Tempeln in Yucatan große Aehnlichkeit mit den Tempeln des Buddha in Indien haben. Allein dieses und vieles damit Verwandte kann doch nichts weiter beweisen, als daß es möglich sei, manche Culturelemente von Mexico hätten ihre Wurzel in Asien. Dadurch beweisen zu wollen, daß die eingebornen Amerikaner aus Asien nach Amerika gewandert seien, ist völlig thöricht und ist ungefähr mit dem Unternehmen zu vergleichen, welches die engländischen Geistlichen der Hochkirche immer wieder versuchen, nämlich die Schöpfung der Erde oder, wie sie sich ausdrücken, der Welt auf die Bibel zurückzuführen und sie daraus beweisen, daß auch die Amerikaner ihren Noah haben, was nicht sein könnte, wenn die Sündfluth nicht über die ganze Erde gleichzeitg gegangen wäre.

Noch eher ließen sich Aehnlichkeiten in gewöhnlichen Sitten und Gebräuchen als maßgebend anführen; wenn z. B. dem Verstorbenen bei zwei weit von einander wohnenden Völkerschaften die werthvollsten Waffen und auch andere Geräthschaften von Wichtigkeit mit in's Grab gegeben werden, so ist dies schon eine Uebereinstimmung, welche, wenn auch nicht berechtigt, die Völker für gleichen Stammes zu halten, doch dahin gedeutet werden kann, daß eine Uebereinstimmung zwischen ihnen stattfindet, welche sich möglicherweise bis zu einer entfernten Verwandtschaft ausdehnen läßt. Dergleichen Uebereinstimmungen würden z. B. sein: die Bestimmung der Abkunft eines Mannes nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter, zwar durchaus nicht gewöhnlich, aber vielleicht sehr vernünftig, weil gerade in dieser Anschauungsweise der Abkunft etwas Positives gefunden werden kann, während die Annahme,

mit der wir uns begnügen, eine Voraussetzung einschließt, welche eingestandenermaßen nicht immer gerade stichhaltig ist.

Aber diese Sitte, vollkommen natürlich überall, wo die Männer sich nicht das Recht vorbehalten haben, allein die Herren der Gefühle zu sein, beweist doch immer noch nicht gleiche Abstammung, sondern nur eine auf gleichen Ursprung zurückzuführende Sitte, und weil eine junge Negerin so gut berechtigt ist, ihrer Neigung Gehör zu geben, so lange sie noch nicht verheirathet ist, wie eine Bewohnerin der glücklichen Tonga-Inseln — und folglich die Kinder verschiedener Liebhaber nach ihrer Mutter heißen, wird doch Niemand die Neger für stammverwandt mit den Tonga-Insulanern halten.

Die Reibung erzeugt Wärme, wovon ein Jeder Notiz nehmen kann, der seine beiden Hände etwas rasch an einander reibt, er kann es in einer Viertelminute so weit treiben, daß ihm die beiden Handflächen schmerzhaft wehe thun. Die Beobachtung, daß Reibung Wärme erzeugt, muß wohl sehr alt sein, denn die Kunst des Feueranmachens besteht beinahe bei allen Völkern der Erde nur darin, ein paar Gegenstände, welche brennbar sind, so lange an einander zu reiben, bis sie wirklich brennen, und auch wir hatten — obwohl wir uns die Träger der Civilisation zu nennen gewohnt sind, kein anderes Hülfsmittel, bis sich am Anfange dieses Jahrhunderts die Chemie hineinmischte, und von den Fläschchen mit concentrirter Schwefelsäure und den dazu gehörigen Zündhölzchen sind wir doch auch zurückgekehrt zu der Reibung als dem bequemeren Mittel, denn wir brauchen seit 30 und mehr Jahren Streichzündhölzchen. Wenn nun die Bewohner von Kamtschatka und die von Australien, von Nord- und Südamerika und von Südafrika dadurch Feuer anmachen, daß sie einen runden, trocknen Holzstab zwischen den Händen rasch quirlen, indessen sich eines seiner Enden in der Vertiefung eines Stückes Holz befindet, so wird deswegen doch Niemand auf die Vermuthung kommen, alle diese Leute seien eines Stammes, eben so wenig wie man diejenigen für stammverwandt halten wird, welche Feuer anmachen durch Reibung von Stahl an Stein, wie wir es sonst gemacht haben (Feuer anschlagen) und wie die Matrosen aller Nationen es noch jetzt machen und wie unsere galanten jungen Herren, denen die Beschäftigung der Matrosen mit der Pfeife oder der Cigarre zu einem süßen Bedürfniß geworden ist, es mit dem Luntenfeuerzeug neuerdings gelernt haben.

Viele Gebräuche, welche man da und dort verbreitet findet, und welche man dahin hat deuten wollen, daß die Völker, bei denen sie gefunden werden, mit einander verwandt wären, beruhen lediglich auf einem Mißverständniß.

„Wenn die Frau des Caraïben niederkommt, so legt der Mann sich in's Bett" (welches er gar nicht kennt, wovon er gar keinen Begriff hat, — die

Hängematte oder der flache Erdboden ist sein Bett), „bindet ein Tuch um den Kopf und läßt sich von ihr pflegen."

Diese Nachricht findet man in sehr vielen Reisebeschreibungen, und weil sie so übereinstimmend vorkommt, hat man wohl Ursache, sie nicht als eine bloße Erfindung anzusehen. Sie findet sich auch bei den Basken in Spanien und bei den Kaffern in Südafrika, man müßte demnach diese Völker, die Bewohner dieser verschiedenen Landes- und Welttheile für verwandt halten.

Die Thatsache läßt sich durchaus nicht ablehnen, aber sie findet eine höchst einfache Erklärung in der hülflosen Lage der Frau während der Zeit ihrer Niederkunft und den ersten Wochen nach derselben. In einem Dorf findet eine solche Hülfslosigkeit keineswegs statt, wo aber die Familie, wie es unter den Wilden, namentlich bei den Jägervölkern, gebräuchlich ist, ganz isolirt lebt, muß der Mann schon zu Hause bleiben, weil keine Nachbarin ihm die nothwendigen Dienstleistungen abnimmt; er geht nicht auf eine ferne Jagd, um die Frau nicht allein zu lassen, er schießt nur kleine Thiere, Vögel u. dergl., weil die großen nicht so freundschaftlich sind, ihm genügend nahe zu kommen; aber er liegt freilich in der Hängematte, nur nicht um sich pflegen zu lassen, sondern um zur Pflege seiner Frau bereit zu sein. Wunderbar übrigens ist das Alter dieser Sitte und die Ausbreitung derselben, denn Xenophon vor mehr als 2000 Jahren giebt Nachricht darüber als heimisch bei den Tybarenern in Kleinasien.

Umgekehrt kann die vollständige Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche ebenso wenig einen Racen-Unterschied begründen wie das Vorige eine Racen-Gleichheit, sonst müßten die Tataren in Hochasien eine von den Chinesen ganz verschiedene Race bilden, indessen sehr wohl bekannt ist, daß Chinesen und Tataren zu den Mongolen gehören. Der emsige, fast kleinliche Fleiß, die Gemächlichkeit, der niedere Sklavensinn, der sich seit Jahrtausenden unter den Rohrstock beugt, ohne zu murren und der durchaus nichts Entehrendes darin findet, daß der Befehlshaber von dem Oberbefehlshaber geschlagen wird, so gut wie dieser letztere von einem noch höheren — ist wohl entgegengesetzt genug der Ungeduld und Raschheit des Tataren, dem Ehrgeiz desselben und dem Ehrgefühl, welches lieber den Tod als einen Schlag erträgt, dem Jäger- oder Nomadenleben, welches nicht einmal Zeit gewährt, um ein Haus zu bauen, dem kriegerischen Sinn, welcher keine andere industrielle Thätigkeit kennt als die Verfertigung von Waffen.

Und wieder sehr abweichend hiervon ist die Lebensweise der Bewohner von Nordasien oder von dem südlicher gelegenen Tybet, welche gleichfalls mongolischen Ursprungs sind.

Es wird sich leicht feststellln lassen, daß die Sitten und Gebräuche der Griechen, Italiener und Spanier ebenso weit von denen der Norweger und

Schweden abstehen, als die der Kamtschadalen von denen der Tybetaner, daß also nach solchen Annahmen zu schließen, die Bewohner von Nordeuropa und die des südlichen Theiles auch nicht von einer Race sein könnten; wir kommen dadurch zu dem, für den Forscher nicht ganz angenehmen Schluß, daß auch hier kein Rettungsmittel zu finden sei und man also noch immer an dem Mangel bestimmter Kennzeichen für Racenunterschiede leide.

Suchen wir uns Rechenschaft zu geben über die Begriffe: Art oder Species und Race, so werden wir zu dem Punkte getrieben, daß nur Stammeseinheit unmittelbar dargethan, den Begriff Art bezeichnet. Bei einer so nachgewiesenen Arteinheit wird man aber finden, daß die einzelnen Individuen doch unter einander verschieden sind. Wir wollen als Beispiel den Hund anführen, welcher langhaarig, glatthaarig, spitzköpfig, rundköpfig und breitmäulig, welcher groß und welcher klein sein kann. Hier sehen wir viele verschiedene Formen. Würden dieselben wechseln, so würden wir sie Varietäten nennen, da dieselben aber nicht wechseln, da ein Paar Möpse nicht einen Windhund und ein Paar Neufoundländer nicht ein Bologneser-Hündchen erzeugen, so erheben sich diese Varietäten zu Racen.

Menschen-Racen und Varietäten.

Wir nehmen an, oder nach Anderen ist es bewiesen, daß die Menschen eines Stammes seien, einer Art, daher sagen unsere Forscher, es giebt nicht verschiedene Species, es giebt nur eine im Menschengeschlecht.

Nun sehen wir aber hellrosig gefärbte Nordländer, olivengrün gefärbte Ostasiaten, schwarz gefärbte Neger, und wir könnten sagen, das seien Varietäten. Da wir aber eben so unzweifelhaft sehen, daß ein Neger-Ehepaar keinen Mongolen und ein weißes Ehepaar keinen Schwarzen erzeugt, umgekehrt aber zwei Neger wieder Negerkinder haben, so gut wie zwei Europäer weiße Kinder mit einander erzeugen, so wird dadurch das Feststehen dieser variirenden Typen bezeichnet, und man nennt sie nicht mehr Varietäten, sondern Racen.

Aber nun müssen wir nach den Kennzeichen fragen, und dabei stoßen wir gerade auf dasjenige, was schon bisher uns beschäftigt hat, auf die außerordentliche Schwierigkeit, brauchbare Merkmale zur Unterscheidung der Racen aufzustellen und es scheint, als müsse man sich der Versuche gänzlich begeben, weil man durchaus nicht sagen kann, dieses oder jenes sind Kennzeichen, welche so sicher sind, daß sie niemals trügen. Man glaubt behaupten zu dürfen, daß die Backenknochen des Mongolen auffallend hervortreten, und daß die Stellung der Augen und Augenbrauen als eine schräge bezeichnet werden

müsse. Die Richtung der Augenspalte bildet nicht eine gerade Linie, welche die Nasenlinie senkrecht durchschneidet, sondern sie bildet einen Winkel, so daß der Schlitz des Auges in der Nähe der Nase niedriger steht als an der Außenseite des Kopfes. Ebenso liegt der Augenknochen, dessen Biegung die Augenbraue bezeichnet.

Dies ist etwas im Knochenbau Ruhendes und man pflegt dergleichen Kennzeichen für bei weitem sicherer anzusehen als Hautfarbe, Beschaffenheit der Haare und dergl. Nun haben wir aber Gelegenheit gehabt, die japanische Gesandtschaft hier zu sehen, und wer dies mit unbefangenem Auge gethan hat, wird zugestehen müssen, daß sie nicht schräg geschlitzte Augen hatten und daß ihre Backenknochen nicht weiter vortraten, als gelegentlich wohl einmal bei dem unschön gestalteten Kopfe eines Europäers.

Man findet vor allen Dingen in der Mitte des afrikanischen Continents, im Uebrigen auch noch weit genug darüber hinaus, eine Menschenrace, welche schwarze Hautfarbe hat. Man begnügte sich sonst damit, zu sagen, das nach seinem Entdecker Malpighi benannte Schleimnetz sei bei den Europäern roth gefärbt, bei den Negern aber schwarz. Dies ist allerdings eine Thatsache, aber nichts weiter; man will nicht die Thatsache, sodern die Ursache, man frägt, warum ist der Neger schwarz.

Eine der geistreichsten Antworten hierauf ist von Muller gegeben worden, welcher sagt, daß die Sauerstoffmenge, die der Mensch in heißen Klimaten einathme, nicht genügend sei, um die Menge des dem Körper zugeführten Kohlenstoffes zu verbrennen, d. h. in Kohlensäure zu verwandeln. In Folge dieses Mangels führen die Blutgefäße ein kohlenstoffreicheres, ein dunkleres Blut, und da dieses dem Körper durchaus nicht wohlthätig ist, so entledigt er sich des Kohlenstoffes auf eine andere Weise, er lagert denselben unter der Haut in dem malpighischen Schleimnetz ab.

Diesem analog soll das Dunklerwerden der Haut während des Sommers sein; auch hier tritt die geringere Menge Kohlensäure beim Ausathmen der Entkohlung des Blutes entgegen, und diese geringere Menge soll beruhen auf der wenigeren Sauerstoffmenge, welche man im Sommer einathmet.

Dem ließe sich zwar entgegenstellen, daß die Blumen, dem Sonnenschein ausgesetzt, immer von dunklerer Farbe sind als dieselben Blumen, wenn sie im Zimmer gezogen sind, wo doch von einer geringeren Sauerstoffmenge, welche die Blätter aufnehmen, nicht die Rede sein könne, da die Zusammensetzung der Luft im sommerlich geöffneten Zimmer und außerhalb desselben die nämliche ist (es versteht sich, daß die sonstigen Bedingungen dieselben sind und daß man nicht etwa einen in freier Erde stehenden Oleander mit einer im Zimmer stehenden Topfpflanze vergleiche, sondern daß beide Pflanzen in Töpfen stehen, auch allenfalls von gleichem Alter sind und sich nur durch

den verschiedenen Standpunkt unterscheiden). Wir wollen hiervon ganz absehen und nur anführen, daß schwangere Frauen sehr häufig eine dunkle, schmutzige Hautfarbe bekommen, daß bei einzelnen Wöchnerinnen der Fall beobachtet worden ist, daß einzelne Körpertheile schwärzlich werden, ohne dabei krank zu sein, ja daß Frauen, welche niemals menstruirt gewesen sind, sehr häufig über dem ganzen Körper eine entstellende dunkle Färbung erhalten, welche so weit geht, daß die Wangen nicht mehr jenes schöne Erröthen zeigen, welches gerade die europäische Race vor den anderen so wunderbar auszeichnet.

Es ergiebt sich hieraus, daß die dunkle Farbe der Haut keineswegs das ausschließliche Eigenthum der Neger sei, wie wir ja auch bereits wissen, daß es schwarze Abessynier und schwarze Indier giebt, welche man zu der europäischen oder kaukasischen Race zu rechnen pflegt.

Wer dieser Lehre von der reichlichen Abscheidung in der Haut huldigt, könnte durch das eben Angeführte bewogen werden, einen neuen Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht zu finden, er läßt fallen, was den Neger betrifft, hält aber den Schwarzen fest und sagt: hier zeigt sich deutlich genug, daß die tropische Luft dem Bewohner dieser Gegenden weniger Sauerstoff zuführt, und daß der unverbrannte Kohlenstoff sich unter der Haut ablagert und diese schwärzt.

Aber das ganze Raisonnement ist nicht stichhaltig, denn im tropischen Amerika, wo die Temperatur und Mischungsverhältnisse der Luft, und wo der Druck derselben durch den Barometerstand ermittelt, genau ebenso groß ist als in Afrika, giebt es keine Schwarzen, und auf den tropisch gelegenen Inseln des Indischen und des Großen Oceans giebt es zwar Schwarze, aber bei weitem mehr Menschen der malayischen Race, welche durchaus nicht schwarz, ja welche nicht von dunklerer Farbe, sondern nur von einer anderen Schattirung der Haut sind als die Europäer, selbst die Nordländer nicht ausgenommen, wenn man nur nicht Städter, sondern Landleute zur Vergleichung wählt. Ja selbst in Afrika wohnen viele große Völkerschaften, die nicht zu der Negerrace gehören und auch nicht schwarz sind.

Naturforscher, welche dieser Ansicht überhaupt sind, haben noch mehreres aufgestellt, was geeignet sein soll ihre Meinung zu unterstützen, so unter Anderem, daß die Nahrung der Negervölker beinahe rein vegetabilisch, also viel kohlenstoffreicher sei als die Nahrung derjenigen, die Fleischkost in Menge haben. Dem ließe sich eintgegensetzen, daß Fleisch nicht kohlenstoffärmer, sondern nur stickstoffreicher sei als Pflanzennahrung, und daß in einem Pfund Fleisch bei weitem mehr Kohlenstoff enthalten sei als in einem Pfund Kartoffeln oder Runkelrüben oder Kohl, oder, um auf die Tropenländer zurück zu gehen, in einem Pfund Bananenfrucht oder Brodfrucht oder Yams-

wurzel ꝛc. Das Wasser nämlich ist in allen diesen Pflanzensubstanzen überwiegend, es ist in frischem Fleische gleichfalls vorhanden, so gut wie im Apfel oder in der Cocosnuß, aber in bei weitem geringerer Menge.

Menschen, welche beinahe nur von Pflanzenkost leben, giebt es auch in Europa, wir dürfen nur zurückgehen auf die niederen Stände, nicht auf einzelne Personen, wie z. B. auf Gesellen irgend eines Gewerbes oder Handwerkes, auf Fabrikarbeiter, sondern auf Tagelöhnerfamilien, bei denen der Mann zwar in unseren Gegenden seinen Thaler verdient, sich dafür aber auch für berechtigt hält, zwei Drittel davon für seinen eigenen Antheil zu verbrauchen und der Frau es überläßt, von dem letzten Drittheil sich und die Kinder zu ernähren, zu kleiden, die Miethe zu bezahlen, für Heizung zu sorgen u. s. w. In solcher Weise leben in den größeren Städten Deutschlands Tausende von Familien von einem Dritteltthaler täglich und es ist begreiflich, daß sie, da noch Wohnung, Kleidung, Heizung ꝛc. abgezogen werden muß, nicht unmäßig viel Fleisch zu genießen bekommen! dennoch werden diese angeblich mit kohlenstoffreicherer Nahrung versehenen Menschen nicht brauner als andere, und die Bauern in Württemberg, falls sie nicht reich oder sehr reich sind, d. h. nicht 10 oder gar 20 Morgen Land besitzen (die Landvertheilung ist in Norddeutschland eine bei weitem günstigere, weil die Bevölkerung eine bis auf ein Drittheil herabgehend geringere ist als in Süddeutschland) sind auch nicht dunkler von Farbe als andere Landbewohner, und in der That, bei ihrem geringen Bodenbesitz, der schon bei 4 Morgen den Neid derjenigen erregt, die noch weniger haben, ist nicht anzunehmen, daß sie mit allzu reichlicher Fleischnahrung versehen würden. Im Gegentheil könnte man dieselbe bis zu viel höheren Rangstufen hinauf als ungenügend bezeichnen.

Rangstufen? das scheint beinahe komisch, es ist aber thatsächlich, daß die Bauern sich so gut wie die Ritter in einen niederen und hohen Adel absondern, ja vielleicht noch viel strenger, da sie nicht nach der Zahl der Ahnen, sondern nach der Zahl der Kornsäcke, welche sie zu Markte bringen, sich abschätzen und es im Wirthshause so gut eine Grafenbank und eine Adelsbank giebt wie in den Hörsälen der Universität Göttingen, und keiner, der dem Bauernplebs angehört, es wagt (auch nur in Gedanken, gar nicht thatsächlich wagt), sich an den Tisch zu setzen, an welchem die wohlhabenden und die reichen Bauern sitzen, die zu den überaus Glücklichen gehören, welche 20 und mehr Morgen ihr Eigenthum nennen.

In diesen glücklichen Gegenden, in denen das Leben noch völlig idyllisch ist und man sich nicht mit spitzen Degen oder gezogenen Pistolen schlägt, sondern viel einfacher und viel poetischer, mit Peitschenstielen und Wagenrungen — in diesen schönen Gegenden lebt der arme Bauer von Mehlklößen

und Kartoffeln, welche der Abwechselung wegen einmal mit Salz und einmal ohne Salz gegessen werden, wobei man übrigens nicht annehmen kann, daß er gar kein Fleisch genösse, sondern im Gegentheil er wirklich an den drei hohen Festtagen, Ostern, Pfingsten und Weihnachten mit seiner Familie ein ganzes Pfund genießt, während der wohlhabende Bauer sich dessen allsonntäglich erfreut, also nur sechs Fasttage in der Woche hat, indessen der reiche Bauer — der Schlemmer, der Prasser, seine Spätzle täglich mit einem halben Pfund ranzigen Speckes geschmälzt sieht. — Nun, es wird ihm hoffentlich heimkommen, er wird dafür, wenn nicht diesseits, so doch gewiß jenseits zu büßen haben, denn „es ist eher möglich, daß ein Kameel (Kaemel, Tau, Seil) durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme."

Wie aber auch diese schrecklichen, nun einmal im Laufe der bösen Welt liegenden Mißverhältnisse sich nach dem Tode der armen württembergischen Bauern ausgleichen mögen — so lange sie noch nicht dieser jenseitigen Ausgleichung theilhaft sind, so lange haben sie, selbst die reichen und sehr reichen, weniger Fleischnahrung als die norddeutschen Tagelöhner, und dennoch — was der langen Rede kurzer Sinn ist — setzen sie nicht mehr Kohlenstoff in ihr malpighisches Schleimnetz ab als die Nordländer, und es dürfte hierdurch die oben gedachte, von Muller aufgestellte und von Foissak bestätigte Annahme, daß der Neger seine schwarze Farbe der überwiegend kohlenstoffreichen Nahrung verdanke — widerlegt sein. Und wir sehen, daß — wenn auch nicht zu leugnen ist, daß klimatische und Nahrungsverhältnisse Einfluß auf die körperliche Bildung haben, diese doch nicht als maßgebend, sondern nur nebensächlich zu betrachten ist. Daß dadurch verschiedene Verhältnisse, die körperliche Kraft, die geistige Regsamkeit betreffend, hervorgebracht werden können, ist wahr, keineswegs aber wirkliche Verschiedenheiten, welche uns berechtigten Racen anzunehmen, die aus diesem oder jenem Grunde entstanden seien.

Klimatische Einflüsse.

Es soll hiermit nicht im Entferntesten geleugnet werden, daß das Klima und die Nahrung Einfluß auf das thierische Leben haben. Um uns darüber in's Klare zu setzen, dürfen wir nur beobachten und wir werden finden, daß Thiere und Menschen reichlich genährt von ganz anderer Beschaffenheit sind als schlecht genährte; der pommersche, der holsteinische, der oldenburgische Bauer scheint ein ganz anderes Geschöpf als der des mittleren und südlichen Deutschlands, weil er eine bei weitem reichlichere und kräftigere Nahrung hat — nicht so fleischig, nicht so massig, gewiß aber noch viel kräftiger ist

der norwegische Bauer, weil ihm zu hinreichender Nahrung auch noch hinreichende Bewegung den Körper auszubilden hilft, so daß sich Fett nicht wohl ansetzt, welches die Glieder des Norddeutschen abrundet, wohl aber eine Muskulatur bildet, deren Straffheit ihn befähigt, die Strapazen seiner ländlichen Existenz zu erdulden und zwar mit Leichtigkeit, so daß sie ihm keine Strapazen sind. Dagegen macht das Klima und die reichliche Nahrung von Fleisch und Speck den Samojeden, den Lappen, den Eskimo fett und rund. Um der Kälte Widerstand zu leisten, setzt er eine dickere Speckschicht an, die sich unter seiner Haut lagert und ihn weniger empfindlich macht gegen die Kälte, wie sie in noch größerer Dicke den Seehund und den Wallfisch unempfindlich dagegen macht.

Das Klima betreffend, so sehen wir den Hasen, welcher Deutschland bewohnt, grau von Farbe, den Wolf, den Fuchs grau oder braun. Weiter nach dem Norden sehen wir dieselben Thiere für den Winter ein weißes Kleid anziehen, und noch weiter nach dem Norden, in der Nähe der Küsten des Eismeeres, haben diese Thiere einen weißen Pelz, im Sommer so gut wie im Winter, nur ist derselbe in letzterer Jahreszeit bei weitem dichter als im Sommer, was überhaupt der Fall ist mit Allem, was man Fett nennt. In ganz gleicher Weise spricht sich dies bei den gefiederten Thieren aus, sie sind farblos im Winter, weiß und grau im Sommer, in diesem aber sind sie viel schwächer befiedert als im Winter.

Eben so ist es mit der Reife, welche sich in südlichen Klimaten bei weitem früher einstellt als in nördlichen, und zwar bei Menschen und bei Thieren, und eben so ist es mit der Fruchtbarkeit, die im Norden geringer zu sein aber viel länger anzuhalten pflegt als im Süden, einestheils weil der Geschlechtstrieb nicht so frühzeitig geweckt wird, anderntheils weil er sich nicht so schnell verzehrt.

Fernere Beweise von dem Einflusse des Klimas auf das thierische Leben sehen wir in der Veränderung, welche Thiere und Menschen erleiden, die aus ihrer Heimath in auffallend verschiedene Gegenden verpflanzt werden. Schafe von England oder Deutschland, nach den heißen Gegenden von Amerika versetzt, verlieren ihre feine Wolle und behalten nur ein grobes und dünnes Haarkleid, das man kaum mehr als ein wollenes ansprechen kann. Unsere Gänse, im Norden von Deutschland, ein Gewicht bis zu 25 Pfund erreichend, gehen schon im Süden von Deutschland bis auf allerhöchstens 10 Pfund herab — doch das mag vielleicht daher kommen, daß man in äußerst grausamer Weise die armen Thiere bei lebendigem Leibe ruft, jährlich dreimal und im günstigsten Falle doch wenigstens zweimal, so daß sie wohl mit Reproduction der Federn genug zu thun haben mögen und also nicht viel Fleisch und Fett ansetzen können — aber viel auffallender als dieses ist der

Verlust des gesammten weichen Gefieders, den Gänse und Enten von selbst erleiden, wenn sie nach heißen Gegenden versetzt werden. Allmählig und schon im zweiten Jahre verschwindet der ganze Flaum und es bleiben nur die glatten Deckfedern übrig, zwischen denen und dem magern Körper (denn ein Fettansatz findet auch nicht statt) sich ein hohler, ein leerer Raum befindet. Bei dem Menschen spricht sich dieses weder in einer Abnahme des Haarwuchses, noch in einer Zunahme des Fettpolsters aus, wohl aber in körperlichen Zuständen, welche man Acclimatisationskrankheiten nennt, an welche sich höchst wichtige, das Leben bedrohende Veränderungen des ganzen körperlichen und geistigen Habitus knüpfen.

Der schnödeste Eigennutz hat Holländer, Engländer, Portugiesen und Spanier nach der Westküste von Afrika geführt, um dort unter den unglücklichen Negern dasjenige Hausvieh auszuwählen, was, in Brasilien auf den Markt gebracht, als schwarzes Fleisch einen reichlichen Gewinn verspricht. Alle diese Schurken, welche mit Menschen Handel treiben, setzen sich einer immerwährenden Todesgefahr aus; die Küsten von Afrika in der Aequatorialgegend sind in solchem Grade ungesund, wie die Flußniederungen daselbst, welche sie bereisen, um von dort her ihre Rekruten zu beziehen. Diese heißen Sumpfgegenden, so höchst verhängnißvoll sie für den weißen Menschenräuber oder Käufer sind, haben durchaus keinen Schrecken für die eingebornen Neger, daher diese sich auch in den Zuckerrohr- oder Reispflanzungen, in den heißen Sümpfen der Louisiana, der Sklavenstaaten in dem überaus freien und glücklichen Nordamerika, ganz wohl befinden und deshalb auch besser bezahlt werden als Neger aus anderen Gegenden und eben deshalb auch mehr gesucht werden und immer wieder neue Europäer anziehen, welche sich den tödtlichen Fiebern aussetzen in der süßen Hoffnung, durch zwei oder drei Reisen mit etwas mehr als je 300 Schwarzen zu Millionären zu werden. Ein wohlgebauter Congoneger ist immer seine 1000 Dollars werth und sollte er für seinen Ankauf, seine Ernährung und Transport auch 500 deutsche Thaler in Anspruch nehmen, was jedenfalls eine lächerliche Behauptung wäre, so bleiben dem Sklavenhändler noch immer 1000 Thaler übrig, was bei 1000 Negern die hübsche runde Summe von einer Million beträgt.

Dieser Gewinn verlockt dazu, den klimatischen Krankheiten zu trotzen, aber sie lassen nicht mit sich spaßen, und der größere Theil von denen, die dem Moloch ihre Opfer bringen um reich zu werden, erliegt den klimatischen Krankheiten, und man muß nicht etwa glauben, daß es sich darum handle, von England oder von Portugal nach den Niger-Mündungen zu gehen — wir können deren viel näher haben.

Während die sämmtlichen Fremden Rom verlassen, sobald das Frühjahr kommt und die reichen und vornehmen Römer dieses auch thun, bleibt die

ganze untere Schicht der Bevölkerung ganz ruhig in der heiligen Stadt, in der Stadt der Trümmer und Gräber, ohne daß man bemerkt, ihre Sterblichkeit nehme zu während der Herrschaft der mal aria, die den ganzen Sommer durch unausgesetzt weht und die das Kupferdach auf der Kuppel der St. Peterskirche auf der Südseite grün broncirt, indessen die entgegengesetzte Hälfte desselben Daches unverändert bleibt.

Die Norddeutschen, die Engländer, die Franzosen, welche sich zu dieser Zeit dort aufhalten wollen, würden die ruinenreiche Hauptstadt der Welt als Leichen verlassen müssen, deshalb sie sich zurückziehen — flüchten könnte man besser sagen.

Die niederen Gegenden von Ungarn, die Ufer der Theiß und der Donau, sind für den Fremden nicht minder gefährlich wie die pontinischen Sümpfe, indessen sie auf den eingebornen Ungarn, auf den Pferde- oder Schafhirten, eventualiter Räuber und auf den Fischer, der den ganzen Tag in den Sümpfen watet, ganz ohne Einfluß sind.

Alle diese Thatsachen kann Niemand leugnen, aber deshalb ist es doch immer noch weder bewiesen, noch ernstlich behauptet worden, daß die klimatischen Unterschiede es wären, die die Unterschiede der Racen bedingten. Wäre dies der Fall, so würde man schließen können, daß die Bewohner des äußersten Nordens und des äußersten Südens von Amerika einander gleich sein müßten, einer Race sein müßten, denn nicht nur ihre geographisch-physikalische Lage, sondern auch ihre Lebensweise ist so ziemlich gleich und dennoch kann es kaum Verschiedeneres geben, als Eskimos und Feuerländer, und nur völlig kenntnißlosen, leichtsinnigen Franzosen kann es einfallen, die beiden Völker zu einer Race zu zählen.

Die Natur ist überhaupt keine Freundin von Systemen, und der Mensch hat seine Anordnungen nicht aus den vorliegenden Thatsachen, nicht aus der Natur heraus genommen, sondern er hat seine Systeme in sie hinein getragen, darum will auch Alles nicht recht stimmen. Der Eine behauptet, das gemäßigte Klima bringe die günstigste Entwicklung des menschlichen Körpers hervor und er weist auf die Deutschen, die Friesen, die Schweden und Norweger hin und auf die fabelhaften Patagonier (ein Beweis, der jetzt wohl wird aufgegeben werden müssen); der Andere behauptet, mit der größeren Wärme steige die Entwickelung, und er zeigt auf das Herrschergeschlecht der Südsee-Inseln. Aber Einer wie der Andere vergißt dasjenige, was seiner Behauptung gegenübersteht. An die Schweden und Norweger grenzen, ja mitten unter ihnen wohnen die kleingestalteten Lappländer und neben den für groß gehaltenen oder den für groß ausgegebenen Patagoniern wohnen die kleinen, unansehnlichen Feuerländer. Neben dem herrschenden Geschlechte auf den Sandwichs- und Gesellschafts-Inseln lebt das unansehnliche

Volk, und wenn in dem gemäßigten Afrika wohlgestaltete Kaffern und Damaras und Ovampos wohnen, so grenzen unmittelbar an sie die Buschmänner, welche häufig genug nicht mehr als 4 Fuß messen.

Gegen alle solche Thatsachen müssen die Hypothesen zurücktreten, und wenn in demselben Klima, auf dem nämlichen Boden und unter den nämlichen Verhältnissen große und kleine, geistig bevorzugte und vernachlässigte Menschen wohnen, so muß man sagen, wie groß auch der klimatische Einfluß sei, größer noch ist der Einfluß der Race, der Abstammung, und die Racenverschiedenheit wird durch das Klima nicht hervorgebracht.

Bei alledem wird Niemand die sehr wesentlichen Einflüsse leugnen dürfen, welche das Klima, unterstützt von veränderter Lebensweise, ausübt, nur muß man nicht glauben, daß dadurch die Race selbst verändert werden könne, daß man aus einer Race in die andere übergehen könne, falls man sich dem Klima und den Gewohnheiten unterwerfe, in welchen die andere Race ihren Stammsitz hat.

Nordamerika ist zuerst von den Holländern, dann von den Engländern nach Vertreibung oder Unterdrückung der ersteren colonisirt worden, aber man findet die eingebornen Weißen weder den Holländern noch den Engländern ähnlich, sie sind schwächlicher, bei weitem weniger arbeitsfähig, sie sind mager, haben einen langen Hals, ihr Haar wird straff, grob, schlicht.

Alle diese Kennzeichen finden sich bei ihren europäischen Stammverwandten nicht. Das Haar des Engländers ist seidenartig weich, der Körper des Holländers neigt zur Fülle. In der klimatisch hervorgebrachten Umwandlung liegt offenbar eine Annäherung an den Habitus des eingebornen Amerikaners, aber ein Amerikaner wird der Engländer doch nicht, wie sich sehr wohl beweisen läßt, da einige Familien holländischer Abkunft in Pennsylvanien und engländischer Abkunft nördlich und südlich davon, in New-York und Virginien, seit drei Jahrhunderten wohnen und weder in Knochenbau noch Augenstellung, noch physiognomischem Ausdruck, noch auch in Farbe den Eingebornen gleich geworden sind.

Man hat dem entgegengehalten, daß die Mischlinge von Negern und Europäern in den spanischen oder portugiesischen Colonien, in dem tropischen Westafrika beinahe schwarz sind. Es wird dieses kaum in Abrede gestellt werden können, allein es würde sehr kühn sein, daraus herleiten zu wollen, daß das Klima aus den Portugiesen Neger mache. Wer die Portugiesen niederen Standes, die Bauern und die Matrosen, welche sich aus diesen recrutiren, gesehen hat, wird zugestehen, daß ihre Farbe so dunkel sei, daß nur wenig daran fehle, sie schwarz nennen zu dürfen. Wenn nun schwarzbraune Europäer mit noch schwarzbrauneren Negern Kinder erzeugen und diese schwarz sind wie ihre Eltern, so wird dieses Resultat wohl Niemand in Ver-

wunderung setzen, aber immerhin werden diese Abkömmlinge keine Neger sein, und auch der Mulattentypus, der ihnen selbstverständlich eigen ist, wird in der zweiten Generation verschwinden, wenn schon die Negerfarbe bleibt, als von beiden Eltern ziemlich gleich auf die Kinder vererbt.

Die Farbe betreffend, so ist es ohnedies eine Thatsache, daß unter dem Aequator selbst durchaus nicht die schwärzesten Menschen wohnen, so ist es in Amerika und in dem großen Weltmeere. Die Botokuden und die Puris im tropischen Amerika sind weit weniger dunkel als die Bewohner der Pampas oder die Feuerländer. Auf den Sandwichs-Inseln wohnen zwei offenbar verschiedene Menschenstämme bei einander, davon der eine hell-, der andere dunkelfarbig ist. In gleicher, aber südlicher Breite sind die Tonga-Insulaner von einer auffallend hellen, beinahe europäischen Farbe, viel dunkler erscheinen schon die Einwohner der nördlichen Hälfte von Neu-Seeland, und schwarz sind die Bewohner von Taßmannia oder Vandiemensland, welche unter dem 45° südlicher Breite wohnen, in einem Klima, das dem von England nahezu gleich ist, in welchem man keineswegs gewohnt ist, Schwarze als Eingeborne zu finden.

Dabei ist übrigens der klimatische Einfluß im Allgemeinen nicht zu verkennen. Man darf nur an die nach dem Süden gebrachten Thiere des Nordlandes denken, sie sind darum als Beobachtungsmittel von besonderer Wichtigkeit, weil bei ihnen die Generationen so sehr viel schneller auf einander folgen, daß durchaus nicht selten ein Mensch zehn, von kleineren Thieren zwanzig, von Vögeln dreißig Generationenbeobachten kann.

Am langsamsten von unseren Hausthieren vermehrt sich das Pferd, doch kann man mit Sicherheit annehmen, daß alle vier Jahre eine neue Generation auftritt; mit dem Rinde findet es nach zwei Jahren statt, mit Schaf, Schwein und Hund nach einem Jahre, mit Hühnern, Gänsen rc. nach einem halben Jahre. In Folge dieses schnellen Wechsels hat man sehr sicher die Einflüsse bestimmen können, welche das Klima ausübt. So sind denn die Mustangs oder Pferde ursprünglich spanischer Abkunft, frei von der Beeinflussung des Menschen zu viel schlankeren, dabei unglaublich dauerhafteren, Thieren geworden, als ihre Urväter waren; so haben die schwerfälligen Rinder eine Leichtigkeit und Flüchtigkeit gewonnen, eine Raschheit der Körperbewegungen, welche sie befähigt, als Reitthiere zu dienen. Die holländischen Ansiedler am Cap bedienen sich der Stiere nicht nur als Last- und Zugthiere, sondern sie reiten darauf und zwar in der Art, wie umstehende Figur es zeigt. Es ist nicht der Zufall, der einmal so was bedingt, die Stiere sind dazu gezogen, sie werden gesattelt, ihr Zaumzeug ist nichts weiter als ein Strick, durch die Nasenlöcher gezogen, und man durchstreicht mit solchem Reitstiere mit größester Schnelligkeit gewaltige Strecken, denen vielleicht das Pferd

nicht gewachsen wäre. Wir würden bei uns den Stier so gut zum Reiten abrichten können wie am Cap, aber unser träges Thier würde nicht zu jenen Leistungen zu vermögen sein, welche sich dort von selbst verstehen.



Sehr viel auffallender sind indessen die äußerlichen Verwandlungen, welche mit dem Wollenvieh oder dem Federvieh vorgehen. Nimmt man von Europa Schafe der edelsten Race nach den warmen Gegenden von Amerika oder von Afrika, so verlieren sie daselbst allmählig und zwar schon in der ersten Generation die weiche, wärmende Wolle und es tritt an ihre Stelle ein hartes, starres Haar, welches sich dem Ziegenhaar nähert, die feine Kräuselung verliert und zum Spinnen und Weben beinahe unbrauchbar ist. In ganz gleicher Weise verschwindet von dem Leibe der Gans, der Ente, des Huhns der Flaum, welcher unsere Betten füllt, und es bleiben nur die Deckfedern, die harten äußerlichen, den Flaum umhüllenden Federn zurück.

Es wäre überflüssig, beweisen zu wollen, was eigentlich selbstverständlich ist und was ein Jeder kennt, die Thatsache, daß das Klima Einfluß auf Menschen und Thiere hat. Wir können uns daher das Uebrige erlassen

und wollen nun zu dem übergehen, was von dem Klima nicht abhängig ist, zu der Bestimmung des Racenbegriffes.

Die Negerrace.

Es scheint, als könne man mit Recht drei Hauptracen annehmen, wenigstens erscheint diese Bestimmung als die am sichersten zum Ziele führende, und hiernach würden wir eine schwarze, eine gelbe und eine weiße Race zu unterscheiden haben. Als Zwischenglieder können wir noch zwei oder vier andere annehmen, immerhin aber werden die Hauptunterscheidungs-, die Hauptkennzeichen sich auf drei Racen zurückführen lassen.

Man hat in früheren Zeiten mit großer Consequenz durchzuführen gewußt, daß die und die Kennzeichen der und der Race unweigerlich zukommen, seit längerer Zeit aber hat man so vielfältige und so sorgsame Beobachtungen gesammelt, daß auch diese drei Racen sehr zu schwanken beginnen. Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß es überhaupt keine verschiedenen Racen gebe, wohl aber, daß alle die einzelnen Kennzeichen, welche man als



Ein in Amerika geborner Neger (Creolneger).

typisch zu betrachten pflegte, keineswegs so constant sind, als man in früheren Zeiten geglaubt und auch vielfältig als unumstößlich wahr angesehen hat.

Wir wollen die Kennzeichen, welche von den berühmtesten Naturforschern als solche angegeben worden sind, hier vorführen, dann aber auch gleichzeitig von den Varietäten sprechen, welche überall vorkommen und die feste Bestimmung hindern.

Der Negertypus scheint am stärksten ausgeprägt zu sein, wir können daher zweckmäßig von ihm ausgehen. Der in unserer Figur mitgetheilte, von Rugendas (Malerische Reise in Brasilien, Blatt 15, Fig. 2) gezeichnete Neger gehört den Mischlingen an, welche in Amerika unter dem Namen Kreolenneger bekannt sind und welche in gewisser Art den Negertypus gerade dadurch am besten charakterisiren, daß sie seine Gesammteigenthümlichkeiten in sich aufgenommen haben. Wir sehen einen runden, dicken Kopf mit stark vorspringenden Backenknochen, wir sehen die Augen vortretend und durch eine breite Nase mit weiten Nüstern von einander getrennt, Kinn und Mund springen vor, dicke, wulstige Lippen charakterisiren gleichfalls die Negerphysiognomie. Das Haar um Mund und Backenknochen, der Bart ist überhaupt sehr spärlich, das Haar des Kopfes durchaus wollig, ist auch durch seine feine Kräuselung der Wolle des Schafes ganz gleich, der Hinterkopf wird davon ganz bedeckt, auf der Stirne springt in einem Winkel von der Linie, die man von den Ohren senkrecht aufwärts ziehen kann, eine Schnippe vor, von beiden Seiten dagegen tritt das Haar gänzlich zurück, so weit zurückschreitende Winkel bildend, wie es einstmals im vorigen Jahrhundert Mode war, die Haare durch Ausrupfen künstlich zurück zu drängen. Der Hinterkopf springt nicht so weit zurück als bei den Europäern.

Ein wesentliches Kennzeichen der niedriger stehenden Race ist der mehr oder minder große Gesichtswinkel, je kleiner dieser ist, desto thierähnlicher wird das Haupt. Um hierüber aber verstanden zu werden, müssen wir uns erst klar machen, was wir uns unter Gesichtswinkel zu denken haben.

Wenn man einen Faden von der Mitte des Ohrloches bis nach dem untersten Rande der Nase oder nach dem obersten Theile der Oberlippe zieht, selbstverständlich die Lippe von der Mundöffnung bis zur Nase gehend gerechnet, und dann einen zweiten Faden von den Augenbrauen nach dem Munde herunter dahin legt, wo die Breite der Nase in die Nasenflügel übergegangen ist, an der Lippe aber sich die Schneidezähne fühlbar machen, so erhält man zwei Linien, welche an eben dem gedachten Punkte zusammentreffen und einen Winkel bilden, den man den Gesichtswinkel nennt.

Man wird leicht einsehen, daß je niedriger das Ohrloch liegt, um so viel größer das Oberhaupt sein muß, um so viel weniger Raum übrig bleibt für diejenigen Theile des Gesichts, welche man die unedleren, die Freßwerkzeuge nennt. Man sieht ferner gleichzeitig, daß je mehr die Stirne mit den Augenbrauen zurückweicht, je schräger die Linie, welche längs der

Nase herabgezogen wird, sich legen muß, und daß umgekehrt eben diese Linie steiler wird, mehr senkrecht steht, je weiter die Stirne vortritt.

Wird der Kopf sonach hinsichtlich desjenigen Theiles, der das Gehirn einschließt, größer, wird die Stirn vorspringender und das Ohr niedriger gelegen, so wird der Winkel, den die beiden Linien bilden, immer größer werden, er wird sich immer mehr dem rechten nähern und dieses hält man für das sicherste Kennzeichen der edleren Race, daher der Gesichtswinkel bei allen Untersuchungen über diesen Gegenstand eine große Rolle spielt. Man betrachtet das Vortreten der Stirne als ein Kennzeichen großen Verstandes, das Vortreten der beiden Kinnladen, welche man zusammen mit dem Namen der Freßwerkzeuge belegt, als Zeichen thierischer Bildung. Das Vortreten dieser letzteren verkleinert, das Vortreten der Stirn vergrößert den Gesichtswinkel und es ist somit gerechtfertigt, diesen Winkel für ein wirklich brauchbares Kennzeichen und Unterscheidungszeichen höherer und niederer Stellung in der Stufenleiter der menschlichen Racen anzuerkennen. Macht man Versuche mit Bestimmung des Gesichtswinkels an den menschenähnlichsten Thieren, an den Affen, so findet man den Gesichtswinkel 40° (also sehr spitz), bei den mehr ausgebildeten, größeren Affen 50°, und das allerhöchste von diesen Maßen findet man beim Orang-Utang und beim Gorilla. Bei diesem letzteren steigt der Winkel bis auf 59°, was das Aeußerste zu sein scheint, bis wohin das Thier gelangt. Aber die menschliche Schädelbildung ist doch eine um ein Bedeutendes andere als die Schädelbildung des menschenähnlichsten Thieres. Der Neger, welcher einen Kopf hat, der durch seine hervortretenden, schräg hinausragenden Schneidezähne sich dem Affentypus am mehrsten nähert, hat doch einen Gesichtswinkel von 68 bis 70°. Der Europäer hat im geringsten Falle um 10 bis 12° mehr für seinen Gesichtswinkel zu beanspruchen als der Neger, er hat einen Gesichtswinkel von mindestens 80°, durchaus nicht selten kommen aber 85—86° vor, und der Verfasser hat selbst einige Gesichtswinkel gemessen, weil die ganze Form des Profils auffallend an die geraden Physiognomien der von griechischen Künstlern uns übertragenen Gesichtsbildung erinnerte, und hat sie in einzelnen Fällen 90° gefunden. Die griechischen Künstler sind allerdings weiter gegangen, sie haben ihren Statuen 95, in einigen Fällen sogar 100° gegeben. Ueber diese hinaus zu schreiten ist wohl Niemandem eingefallen, wenn er etwas Schönes hat bilden wollen; die Natur aber ist in der That darüber hinausgegangen, allerdings nicht um etwas Schönes zu bilden. Die Unglücklichen, welche an dem sogenannten Wasserkopf leiden, haben einen Gesichtswinkel, welcher größer ist als 100°, unzweifelhaft auch zeigt sich gerade bei diesen das äußerst Krankhafte und bei dem ersten Anblick eines solchen gewahrt man an dem geschwollenen Kopf die Mißbildung. So stößt denn,

wie Napoleon sagte, das Erhabene unmittelbar an das Lächerliche, denn ein von einem griechischen Künstler gebildeter Apollokopf, dessen Gesichtswinkel 100° beträgt, und ein fratzenhaft verzerrter Wasserkopf, der durch seine ungeschickte Dicke widerwärtig auffällt und dessen Gesichtswinkel 101° beträgt, stehen unmittelbar neben einander. Aber eben weil dieses krankhaft ist, kann es nicht als eine Norm angesehen werden, man darf hierin nicht weiter gehen als das Gefühl für das Schöne gestattet.

Ein anderes Kennzeichen der Negerrace liegt in der Hüftengegend, in dem sogenannten Becken. Man pflegt dabei zwei Dimensionen vorzugsweise zu unterscheiden, den größeren Durchmesser von einer Hüfte zur anderen und die Tiefe desselben, welche von vorn nach hinten geht und sich bei einem Manne verhält wie 44 zu 27, und bei einem Weibe wie 49 zu 28, ein Unterschied, welcher nur sehr gering genannt werden muß. Bei einem Neger gestaltet sich das Verhältniß ganz anders, der größere Durchmesser verhält sich zum kleineren wie 38 zu 27; seine Breite ist um mehr als ein Viertheil geringer als die Breite eines wohlgewachsenen Europäers. Uebertragen wir dieses in Maße, in Zolle z. B., so müssen wir sagen: wenn der Negerkörper etwas über einen Fuß Tiefe, z. B. 13 Zoll von vorn nach hinten gemessen hätte, so würde er von einer Seite zur anderen gemessen 19 Zoll Breite haben. Wenn man die Maße an einem Europäer nimmt, welcher dieselbe Tiefe hat, 13 Zoll von hinten nach vorn gemessen, so würde seine Breite 2 Fuß, annäherungsweise beinahe eine Elle betragen, der Europäer würde also beinahe um ein volles Viertel breiter erscheinen als der Neger.

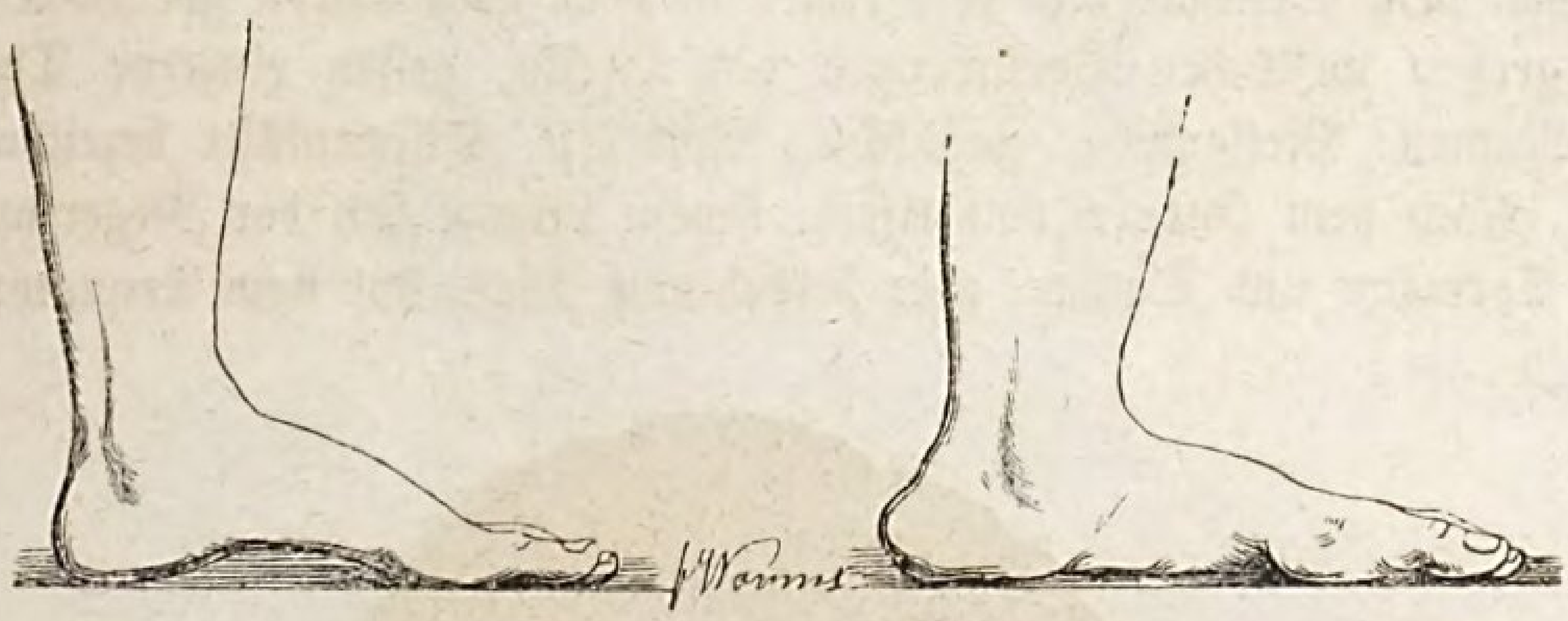
An das Becken schließen sich unmittelbar die Schenkel und die Bildung derselben bei den Negern unterscheidet sich beinahe eben so auffallend von der Schenkelbildung der Europäer, daß sich sehr wohl Maße dafür angeben lassen. Der Schenkel des Negers ist ungleich in seinen Durchmessern; je nachdem man denselben von vorn nach hinten oder von außen nach innen mißt, zeigt er sich sehr verschieden, der Schenkel des Negers ist flach in einem Grade, daß er an den des Pferdes erinnert; der Schenkel des Kaukasiers ist zwar nicht kreisrund in seinem Querdurchschnitt, sondern oval, aber doch nur in einem so geringen Grade, daß der Sänger des Hohenliedes vollkommen berechtigt ist, zu sagen: „Seine Beine sind rund wie Marmelsäulen und gegründet auf goldenen Füßen" (Hohelied Salomonis Cap. 5, Vers 15), oder „Deine Lenden stehen rund an einander wie zwo Spangen, die des Meisters Hand gemacht hat" (Hohelied Salomonis Cap. 7, Vers 1).

In Folge dieser Ungleichheit der beiden Durchmesser und zugleich Rücksicht nehmend auf die geringe Breite des Beckens, erscheint der Neger von vorn betrachtet neben einem Europäer mager und dürftig, wenn dagegen

beide von der Seite betrachtet werden, so nehmen sie einander nicht viel in ihren Dimensionen, sie sehen fast gleich stark aus.

Auch der Fuß nimmt an dieser unschönen Bildung Antheil. Der Neger hat den recht eigentlichen Plattfuß, welcher in unseren nordischen Gegenden vom Soldatenstande ausschließt, nicht blos weil er unschön, sondern weil er nicht geeignet ist, den Körper auf die Dauer, d. h. auf Märschen von größeren als gewöhnlichen Längen und überhaupt bei größeren Anstrengungen, zu tragen.

Der Fuß des Europäers bildet einen vom großen Zehen beiderseits nach außen laufenden Bogen, der in der Ferse seinen Endpunkt findet, ebenso



bildet er vom Ballen des großen Zehen bis zur Ferse einen zweiten Bogen von senkrechtem Durchschnitt, welcher auf seinem hinteren zweiten Drittel das Bein trägt. Diese deutliche Wölbung gewährt dem Fuß diejenige Elasticität, vermöge deren der ganze Körper, auf diesem Gewölbe ruhend, leicht getragen, gehoben, ja geschnellt werden kann (wie beim Sprunge).

Der Plattfuß des Negers fällt neben dem schöneren Bau des europäischen Fußes so sehr auf, daß selbst derjenige, der von den sämmtlichen anatomischen Verhältnissen gar keine Kenntniß hat, diese Eigenthümlichkeit sofort entdeckt. Der Weiße in Amerika sagt vom Neger: er tritt mit der Höhlung seines Fußes ein Loch in den Sand. Die Bezeichnung ist so außerordentlich richtig, daß man in der That den Fußtritt des Europäers von dem des Negers sofort unterscheiden kann dadurch, daß bei dem ersten der Boden zwischen dem großen Zehen und der Ferse auf der inneren Seite des Fußes unberührt bleibt, während bei dem Neger auch diese Stelle den vollen Eindruck der auftretenden Sohle erhält. Dabei sind die Füße schmal und lang, die Zehen sind sehr lang gespalten und die Nägel daran sind so scharf und krallenartig, daß sie auffallend an die Hinterhände der Affen erinnern.

Wenn alle diese Kennzeichen zusammentreffen, so wird nicht geleugnet

werden können, daß sie ein gutes Unterscheidungsmerkmal abgeben, allerdings bei weitem nicht so gut wie bei den Thieren, bei weitem nicht so auffallend, wie z. B. bei den Hunden, wo trotz der ungeheuren äußeren Verschiedenheit im Bau des Kopfes sowohl als der übrigen Glieder, wie dieselben sich beim Schäferhund, beim englischen Bulldogg, beim Neufoundländer, beim Spitz oder Bologneser, beim Mops, beim Dachshund, beim Windspiel ꝛc. zeigend, Niemand darin wird verschiedene Species, sondern immer nur Racen erkennen wollen — aber immerhin sind bedeutende Unterschiede vorhanden, und sie könnten unzweifelhaft gebraucht werden, um einen Racentypus festzustellen, wenn sie nur, wie oben bemerkt, immer alle vorhanden wären. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, denn der eigentliche Negertypus findet sich nur zwischen dem Senegal und dem Niger in dem nach Süden gerichteten Theile des großen westlichen Vorsprunges von Afrika, dessen einzelne Theile mit den Namen: Pfefferküste, Zahnküste, Goldküste, Sklavenküste bezeichnet werden. Nach dem Innern von Afrika hinein pflanzt sich der Negertypus fort nach Cordofan und Darfur, aber südlich vom Niger und vom Aequator kommt



Ein Neger von Mozambique.

schon der Negertypus nicht mehr in seiner Reinheit vor, kaum daß die Congo-Völker ganz im Innern diesen Typus einigermaßen erhalten haben. Wir sehen in der Zeichnung einen Schwarzen von Mozambique, von der ent-

gegengesetzten Seite von Afrika; er hat das Wollenhaar des Negers, er hat auch noch vorspringende Freßwerkzeuge, aber seine Nase ist so fern von der Negernase, daß sie im Gegentheil römisch genannt werden muß, was derjenigen Form, welche wir mit dem Namen des Negertypus bezeichnen, auch nicht im Entferntesten entspricht. Ebenso sehen wir an der nächsten Figur, einem Mädchen aus Monjolo, weder die vorspringenden Backenknochen, noch



Eine junge Negerin aus Monjolo.

die kreisrunden Ohren, weder die platt gequetschte Nase von ungewöhnlicher Größe, noch erscheinen die Lippen in dem Grade aufgeworfen, welchen wir zu beanspruchen pflegen, wenn wir vom Negertypus sprechen wollen. Die beiden letzten Zeichnungen würden wir gar nicht für solche von Negern halten, wenn uns die dunkle Schattirung der Zeichnung nicht ein Fingerzeig gäbe, denn starke krause Haare und etwas, oder sogar viel aufgeworfene Lippen findet man auch bei Europäern.

Betrachtet man nun aber die übrigen schwarzen Völker, so wird man an dem sogenannten Negertypus ganz irre. Die Kaffern können schon gar nicht mehr zu den Negern gezählt werden, ihr Schädel ist mehr gewölbt, er nähert sich dem europäischen, die Unterkiefer springen gar nicht vor, die Nase ist nicht platt, häufig gerade und schön gebildet, manchmal sogar gekrümmt, mit einer starken Erhöhung in der Mitte, wie bei den Orientalen. Das Haar ist viel weniger wollig, es wächst keineswegs länger, aber es entbehrt der Kräuselung, es ist straff und hart, und die Hautfarbe ist nicht schwarz, sondern viel mehr ein schwärzliches Braun.

Südlich von den Congo-Völkern wohnen die Damaras und Ovampos mit Buschmännern gemischt, nicht so, daß sie mit ihnen zusammen wohnten, wohl aber, daß ihre Stämme dieselben Gegenden inne haben, wenn auch abgesondert von einander. Bei diesen ist die Farbe auffallend heller, sie kann nicht einmal mehr braun genannt werden, sie ist grau und sie scheint den Eingebornen selbst so unschön, daß sie sich von oben bis unten gleichmäßig mit rothem Thon anstreichen. Bei diesen Völkern sieht man schon sehr häufig die Haare länger wachsen, nicht mehr wollig, sondern nur kraus erscheinen. Die Körperformen aber sind auffallend schön, die Schenkelbildung ist nicht flach wie bei dem Neger, sondern rund wie bei dem Europäer, das Becken ist sehr viel breiter und tiefer und die ganze körperliche Form überhaupt nähert sich der europäischen so sehr, daß sehr viele der Reisenden, namentlich Spanier und Portugiesen (denen die dunkle Färbung und die starke Hautausdünstung nicht zuwider sind, da sie selbst an diesen Uebeln leiden), ganz entzückt von dem wundervollen Bau der Weiber dieses Menschenschlages sind.

Ganz unten, nächst der Südspitze von Afrika, wohnen gleichfalls Schwarze, die Hottentotten, aber sie entbehren des Negertypus beinahe ganz und gar. In ihnen hat man in früheren Zeiten besonders die Uebergänge gesucht, welche man, als von den Affen zum Menschen gehend, thörichterweise für nöthig hielt. Dahin gehört das große Fettpolster, welches sich bei manchen Hottentottenfrauen auf dem oberen Theile des Gesäßes ablagert und welches wie eine Balggeschwulst heraussteht, so daß die Kinder einer solchen Frau sich desselben als einer Art Sattel bedienen, darauf reitend und den Leib der Mutter mit beiden Händen umschließend, wenn sie selbst bei einem längeren Marsche müde werden. Ein solches Fettpolster findet sich allerdings bei manchen Affenarten, so z. B. bei den Mandrils und dem Pavian, aber als typisches Kennzeichen kann dieser Auswuchs nicht betrachtet werden, da derselbe nur manchmal und durchaus nicht immer vorkommt, was schon daraus hervorgeht, daß man es als eine besondere Schönheit betrachtet und daß Frauen, welche von der Natur nicht in solcher glücklichen Weise begünstigt

sind, sich dergleichen künstlich anfertigen und einen cul de Buschmann tragen, wie unsere vornehmsten Damen einen cul de Paris.

Als besonders charakteristisch gilt für die Hottentotten die Schmalheit der Lenden, was gleichfalls zur Unterstützung der Affenähnlichkeit benutzt worden ist. Diese Schmalheit aber geht so weit, daß die ähnliche Beschaffenheit der Neger dadurch weit überboten wird, also wieder nicht benutzt werden kann, um die Stammverwandtschaft mit den Negern zu beweisen.

Das Ohr des Hottentotten hat keinen hinteren Rand, es ist von der Rück- und Oberseite nicht überwölbt, was wiederum an das Ohr der großen Affen erinnert, aber von dem Ohr des Negers vollständig abweicht.

Die Augen liegen tief und stehen beträchtlich von einander ab, sie sind schief geschlitzt und sinken hinter die vorstehenden Backenknochen und die ganz kleine Nase weit zurück. Diese Nase springt noch nicht um einen Viertelzoll aus der Gesichtsfläche hervor, es hat den Anschein, als wenn weder ein Nasenknochen noch ein Nasenknorpel vorhanden wäre, und bei der ganz ungewöhnlichen Breite der Nase und der weiten Oeffnung der Nasenlöcher, die sich stark seitwärts ausdehnen, macht das Gesicht den Eindruck, als wäre es gewaltsam flach und breit auseinander gedrückt.

Das Haar ist keine Wolle, es bedeckt auch nicht den ganzen Kopf als ein ununterbrochenes Vließ, sondern es steht darauf vereinzelt in einer großen Menge von Büscheln mit erkennbaren Zwischenräumen umher, jeder einzelne Büschel bildet eine Locke, das Haar aber ist stark, und kurz abgeschnitten zeigt es sich borstenartig straff.

Die berüchtigte natürliche Schürze, welche die Hottentottenfrauen haben sollen, ist, wenn sie wirklich vorkommt, nur als eine Mißbildung zu betrachten. Man stellt sich darunter gewöhnlich eine schlaff herabhängende Verlängerung der Bauchhaut vor, durch welche Ansicht man wohl auf den ganz falschen Namen Schürze gekommen ist, sie ist weiter nichts als eine Verlängerung des praeputium clitorides und der Nymphen oder inneren Lefzen.

Den ganzen Körper in's Auge fassend, so steht derselbe bei den Hottentotten beinahe immer unter mittlerer Größe. 5 Fuß gilt bei ihnen nicht mehr als klein und ihre Weiber haben selten mehr als 4 Fuß. Alle diese Kennzeichen zusammengenommen lehren uns, daß zwischen Hottentotten und Negern viel mehr Unähnlichkeit stattfindet als Aehnlichkeit, darum sie auch von der neueren Schule nur negerartige Völker genannt werden gleich den Kaffern und vielen anderen.

Im Norden der eigentlichen Negervölker wohnen gleichfalls Schwarze, die Baghirmi, die Wadai, die Darfur ꝛc. Die gedachten Namen zeigen nicht Völker, sondern Länder an, und die Benennung ist hier nur deshalb auf die Völker übertragen worden, um dieselben in größeren Gruppen zusammenfassen

zu können, denn der theils sich feindlich gegenüberstehenden Stämme, theils der sich wegen räuberischer Zwecke unter einander vereinigenden sind so viele, daß sie alle einzeln zu betrachten dem Zwecke des Buches und den Grenzen desselben nicht entsprechen würden, allein wir können sie hier, unter ihrem Ländernamen zusammenfassend, anführen, daß sie wiederum von den eigentlichen Negervölkern bedeutend abweichen, wie sie denn auch unter sich in Farbe, Statur und Gesichtsbildung abweichen, wenn schon sie alle zu den Schwarzen gezählt werden müssen. Bald sind sie sehr schwarz, bald haben sie hellere Tinten, bald sind sie so blaß, daß sie den Spottnamen Rothe führen. Zum Theil ist ihre Gestalt schöner als die der Neger, zum Theil haben sie dicke Köpfe, zum Theil runde, zum Theil lange Gesichter; man findet nicht selten der Form nach große Schönheiten unter ihnen, die Stirne hoch und breit, die Nase gebogen, die Lippen nur etwas aufgeworfen, doch nicht so stark, daß dadurch der Schönheit der Form Eintrag geschähe.

Zu den Schwarzen gehören auch die sämmtlichen Bewohner der oberen Nil-Länder von Nubien bis Habesch (Abyssinien). Unter den dort wohnenden Völkern sind allerdings einige, z. B. die Schangallas, welche den eigentlichen Negertypus haben, ringsum sie her aber wohnen Schwarze, welche sich weit von dem Negertypus entfernen. Einige dieser Völker sind sehr negerähnlich, sie haben aber nicht vorstehende Backenknochen; anderen Völkern fehlt wiederum das kurze wollige Haar, statt dessen ist das ihrige gelockt und wächst auch um ein Beträchtliches länger; andere Stämme haben weder platte Nasen noch dicke Lippen.

Die Nubier in den mittleren Regionen des Nil erscheinen zart und beinahe von weiblichen Formen, zugleich sind diese Formen nicht ungeschickt, sondern nach den Berichten mehrerer Reisenden beinahe idealisch schön; sie haben äußerst kleine Hände und Füße, die Farbe der Mädchen und Frauen ist in der Regel nicht dunkler als die Farbe der Sicilianerinnen vom Lande, indessen die Männer schwarzbraun oder schwarz sind. Ihre Gesichtszüge sind viel mehr europäischer Art, als daß sie negerartig wären. Die Stirn ist hoch, die Augen sind groß und feurig und haben keine starken Brauen, ebenso stehen die Backenknochen nicht vor und die Nase ist auch nicht breit und flach, sondern im Gegentheile ganz der europäischen entsprechend, theils leicht gebogen, theils ganz gerade, unter allen Umständen aber nicht negerartig. Ebenso ist es mit dem Haar, welches leicht gekräuselt und kleinlockig, aber keineswegs auch nur im Entferntesten wollenartig ist, ihr Kinn ist wohl gerundet, und ihr Mund, obwohl viel größer, als mit den eigentlichen Begriffen von Schönheit verträglich, hat doch keineswegs wulstige, vorspringende Lippen, sondern es sind dieselben nicht anders gestaltet als bei den Nordländern, im Falle, daß die letzteren einen großen Mund haben.

Auch die weiter östlich bis zum Arabischen Meere wohnenden, das Land Habesch im Norden begrenzenden Bischari oder Bedscha haben zwar die schwarze Farbe der Negervölker, aber sonst wenig Verwandtes. Ihre Haut ist nicht sammetartig, sondern fühlt sich an wie die der Europäer, ihre Glieder sind schlank und zierlich, das Gesicht ist oval, die Nase gebogen, die Augen sehr feurig, das Haar ist zwar gekräuselt, aber nicht im Geringsten der Wolle ähnlich. Noch auffallender ist die Gestalt der Abyssinier oder des Landes Habesch, nicht nur ist hier die Hautfarbe außer dem eigentlichen Negerschwarz auch noch braun in allen möglichen Schattirungen, von denen die helleren sich durchaus nicht von denen der Südspanier unterscheiden, sondern sie haben auch glattes oder nur wenig gelocktes Haar, eine fein zugeschärfte Nase, einen Mund, der durchaus nicht aufgeworfene Lippen zeigt oder auch nur unproportionirt wäre, so wie denn überhaupt die ganze Körperbildung (die Farbe abgerechnet) höchst auffallend an die kaukasische erin-



Ein Habesch oder Abyssinier aus Tigré.

nert. Aus Lefebvre's bekanntem Werke seiner Reise in Abyssinien, welche er mit Quartin-Dillon und Petit zwischen 1839 und 1843 unternahm, entlehnen wir das Bild eines jungen Abyssiniers aus Tigré, den, wenn er

keine Wollhaare hätte, wohl schwerlich Jemand für einen Neger erkennen würde, um so weniger, als die Bewohner des Nordrandes von Afrika alle sehr dunkelfarbig sind; die Stirn ist hoch, die Nase gerade, der Blick frei und offen, das Auge zwar nicht groß, aber sehr wohlgebildet und freundlich, der Mund ist beinahe klein zu nennen, das Gesicht oval mit jener eigenthümlichen Zuspitzung nach unten, welche man ganz besonders schön zu nennen pflegt. In diesem Lande haben wir Personen mit schlichtem, fast borstigem Haar und Zügen, welche mit der kaukasischen Gesichtsbildung auf das Vollkommenste übereinstimmen, daher man auch geneigt ist, anzunehmen, daß die Bewohner von Habesch ursprünglich weißer Race gewesen sind, und daß sie erst durch Beimischung der benachbarten Stämme im Süden und Westen die dunkle Farbe und sonstige Eigenthümlichkeiten, welche sie dem Neger ähnlich machen, erhalten haben.

Wie dem auch sei und welches die Ursachen der wandelbaren Gestalten sein mögen, es ergiebt sich aus dem bisher Gesagten, daß ein eigentlicher Negertypus entweder überhaupt nicht gefunden werden kann, oder daß er auf sehr enge Grenzen beschränkt ist, in welchem Falle dann wieder ziemlich gleichgültig wäre, welchen Punkt man als denjenigen bezeichnen wolle, von dem bei Bestimmung des Racentypus ausgegangen werden solle.

Die geistigen Fähigkeiten betreffend, so bemerken wir nochmals, wie schon ganz am Anfange dieses Buches, daß wir dem Neger im Einzelnen geistige Fähigkeiten durchaus nicht absprechen wollen. Zu Toussaint und Christophe zu Dessalines, der, wenn auch ein äußerst grausamer Mensch, doch ein guter Soldat und tüchtiger Anführer war, könnten wir nicht nur die ganze Reihe talentvoller Neger anführen, welche Blumenbach in seiner Naturgeschichte namhaft macht (Jakob Elizar Captein zeichnete sich durch seine Predigten und theologischen Schriften in lateinischer so wie in holländischer Sprache ganz besonders aus), aber es handelt sich nicht um einzelne Beispiele, sondern um eine allgemeine Regel, dieser suchen wir nahe zu kommen. Wenn man diese aufsucht, so läßt sich durchaus nicht in Abrede stellen, daß, soweit die Erfahrung reicht, die Negervölker im Allgemeinen sich niemals einer solchen geistigen Ausbildung fähig gezeigt haben, als diejenige ist, zu welcher die Völker anderer Racen gelangt sind, wobei wir ausdrücklich bemerken wollen, daß durchaus nicht vorzugsweise die Europäer gemeint sind, sondern man dreist sagen könne, daß die mongolischen, die malayischen, ja selbst viele der amerikanischen Völker den Culturstand der Neger bei weitem übertreffen, und bei letzteren stehen bleibend, dürfen wir nicht einmal die Mexicaner und Peruaner anführen, welche sich auf einer unverhältnißmäßig hohen Culturstufe befanden, und diese amerikanischen Ureinwohner haben ihre überwiegende Cultur ganz aus sich selbst geschöpft, während die Neger trotz

ihrer Jahrtausende alten Verbindung mit Abyssiniern, Kophten, Aegyptern und Römern, und ihrer jüngeren Verbindung mit Spaniern und Portugiesen, mit Engländern und Holländern noch immer nicht weiter fortgeschritten, sondern auf denselben Punkt stehen geblieben sind, auf dem die ersten Entdecker sie fanden.

Die geistige Begabung der Negerrace betreffend, so würde es sehr Unrecht sein, wenn man dieselbe nach dem beurtheilen wollte, was sie im Sklavenstande leisten, man muß sehen, wie sie sich in ihrer eigentlichen Heimath zeigen und wenn man dieses thut (wie denn jetzt durch die vielfältigen Reisen dahin uns Aufschlüsse geworden sind, an welche man nur noch vor 20 Jahren nicht zu denken gewagt hätte), so nimmt man wahr, daß ihnen sehr Unrecht gethan worden ist, als die Behauptung, sie seien kaum etwas Besseres als gewöhnliche Thiere, aufgestellt wurde.

Die Neger und ihre Abkömmlinge von Weißen, die Mulatten, haben außerordentlich viel Gedächtniß und in Folge dessen ein an das Wunderbare grenzendes Sprachtalent. Die Nation, mit der sie den nächsten Umgang haben, giebt ihnen zuerst eine neue Sprache, so sprechen sie in Nordamerika englisch, in Mittelamerika spanisch, in Südamerika portugiesisch, am Cap holländisch mit gleicher Leichtigkeit, aber sie tauschen auch mit ihrem Herrn die Sprache. Kommt ein holländischer Neger in den Dienst eines Franzosen, so dauert es gar nicht lange und er hat die früher erlernte Sprache mit einer neuen vertauscht. Allerdings vergißt er auch die früher gelernte sehr bald und man pflegt deshalb den Neger der Unaufmerksamkeit zu beschuldigen, man pflegt zu behaupten, daß er nur mit dem Gedächtniß, nicht mit dem Verstande auffasse, was ich als Thatsache gerne zugeben will, wodurch aber nach meiner Ueberzeugung die geistige Befähigung des Negers noch keineswegs als so sehr niedrig stehend zu kennzeichnen ist. Welchem Lehrer in unseren europäischen, ja in den besten derselben, in den deutschen Schulen — welchem Lehrer wäre es wohl nicht aufgefallen, daß unter 20 seiner Schüler, ja vielleicht unter 50 derselben, kaum einer seine Lehren mit dem Verstande ergreift? Das Gelernte wird beinahe immer nur vom Gedächtniß getragen, wie wäre es sonst möglich, daß bei so sehr vielen Menschen, welche Gymnasien und sogar Universitäten besucht haben, alles früher Gelernte, Geschichte, Geographie, Mathematik, Naturkunde &c. bis auf die letzte Spur erloschen ist und sich nur das erhalten hat, was durch den täglichen Gebrauch immer wieder aufgefrischt wird; so die lateinische Sprache bei dem Arzt und dem Juristen, so die hebräische und griechische Sprache bei dem Theologen und dem Philologen, so die Mathematik bei demjenigen, der sich der Naturlehre widmet. Im Uebrigen wissen sehr viele Neger ihr Sprachtalent mannigfaltiger auszubilden und es giebt nicht nur an den Küsten eine Menge solcher Leute, die drei oder vier Sprachen der mit ihnen handel-

treibende Nationen verstehen, ja dieselben lesen und schreiben, sondern unsere berühmten Reisenden haben auch im Innern von Afrika sehr häufig Neger gefunden, welche nicht nur viele Dialekte und Sprachen der Eingeborenen verstehen und sprechen, sondern auch arabisch und kophtisch, oder türkisch, auch wohl alle drei Sprachen mit einander.

Was das Rechnen betrifft, so glaubt man bemerkt zu haben, daß sie, ohne Hülfe eines Schreibmaterials, im Kopfe viel schneller und mit viel größeren Nummern rechnen als Europäer, also auch hierin stehen sie diesen keineswegs nach. Zu meiner nicht geringen Bewunderung habe ich bemerkt, daß Personen von Bildung, daß Beamte nicht das kleinste Exempel, nicht die allergeringste Haushaltsrechnung im Kopfe zu machen im Stande sind, daß sie darin von ihrer Köchin oder ihrem Bedienten übertroffen werden. Mechanisch wenden sie das Ein mal Eins an, wenn sie die Feder oder den Bleistift in der Hand haben, aber ohne solche Unterstützung können sie nichts machen. Der Neger kommt beinahe niemals in diese Verlegenheit, was denn doch kein Beweis von Mangel an Verständniß genannt werden kann.

Bewunderungswürdig ist ihr Talent der Nachahmung. Sehr rasch fassen sie alles Charakteristische einer Persönlichkeit auf, vorzugsweise wenn dasselbe sich dem Komischen nähert, daher die Neger in den Besitzungen der Europäer jenseit des Meeres auch in der Regel sehr fröhlich, sehr heiter gestimmt sind. Ihre Herren, ihre Zuchtmeister, diejenigen, welche ihre Herrschaft besuchen, die Frau vom Hause, die Kinder, der alte Haushofmeister, alle sind ihnen ein Gegenstand der Nachahmung, ein Gegenstand der Satyre und des Spottes, ein Gegenstand des Gelächters. Ganze Tage bringen sie damit zu, und Tag und Nacht würden sie benutzen, um sich über die Personen lustig zu machen, welche ihnen zunächst stehen.

Auf die Künste selbst, auf Malerei und Bilderei scheint sich dieses Talent nicht zu erstrecken, Alles, was sie in der Art in ihrer Heimath leisten, zur Ausschmückung ihrer Heiligthümer oder ihrer Häuser, ist von der allerroheſten Art.

Von den Künsten aber ist Musik und Dichtkunst für sie nicht nur von höchstem Reiz, sonern sie zeigen auch dafür ein ganz ungewöhnliches Talent. Fast alle ihre Feierlichkeiten sowohl als ihre Vergnügungen begleiten sie mit Gesang; in einigen der Negerreiche giebt es eine Kaste, einen erblichen Stand von Sängern, die zu gleicher Zeit die Historiker dieser rohen Völker sind. Als Stand sind sie zwar verachtet, weil sie sich ihre Gesänge bezahlen lassen und um so kühner im Loben sind als ihnen mehr dafür gegeben wird, aber auch im Tadeln sind sie kühn, sie sprechen Tadel zwar immer nur in der Form der Satyre aus, aber sie thun es straflos, weil man sie für begeistert hält von bösen oder guten Dämonen, welche ihre Kinder in Schutz nehmen, ein Glaube, welcher manche böse Handlung verhindert, indem der-

jenige, der sie ausüben will, sich selbst fragt, wie wohl ihre Sänger darüber berichten werden. Sie haben demnächst auch musikalische Instrumente und sind so weit darin gekommen, daß sie nicht nur Trommeln und Hörner haben, sondern auch Pfeifen, Triangel, Glocken und zitherartige Instrumente von acht bis zu siebzehn Saiten, die mit jenen starken Haaren bezogen sind, welche im Schweif des Elephanten sitzen; auch eine Art Hackebret, theils mit klingenden Steinen, theils mit Saiten, die über Kürbisschaalen gezogen sind, hat man gesehen, und unter den Mandingos am mittleren Laufe des Senegal hat man sogar clarinettenartige Instrumente gefunden, welche eine Länge von 12 bis 14 Fuß hatten. Ihre Musik hat gleichzeitig Harmonie, was für die sogenannten Wilden durchaus charakteristisch ist, da dieselbe sich sonst immer nur in einer Melodie bewegt, die von allen Mitsingenden in demselben Tone begleitet wird; bei der Negermusik findet man Quarten, Sexten und Octaven, die anderen Intervallen scheinen ihnen allerdings unbekannt außer den Quinten, welche sie besonders im satyrischen Gesang, bei Spott und Hohn anzuwenden pflegen. Wie unvollkommen dieser Grad der Harmonie auch sei, so ist er doch unverkennbar und er setzt schon ein gewisses Verständniß der Musik voraus, welches man sogar den Griechen zur Zeit ihres größten Glanzes absprechen muß, denn sie hatten n u r die Melodie und hatten von einer harmonischen Begleitung gar keinen Begriff.

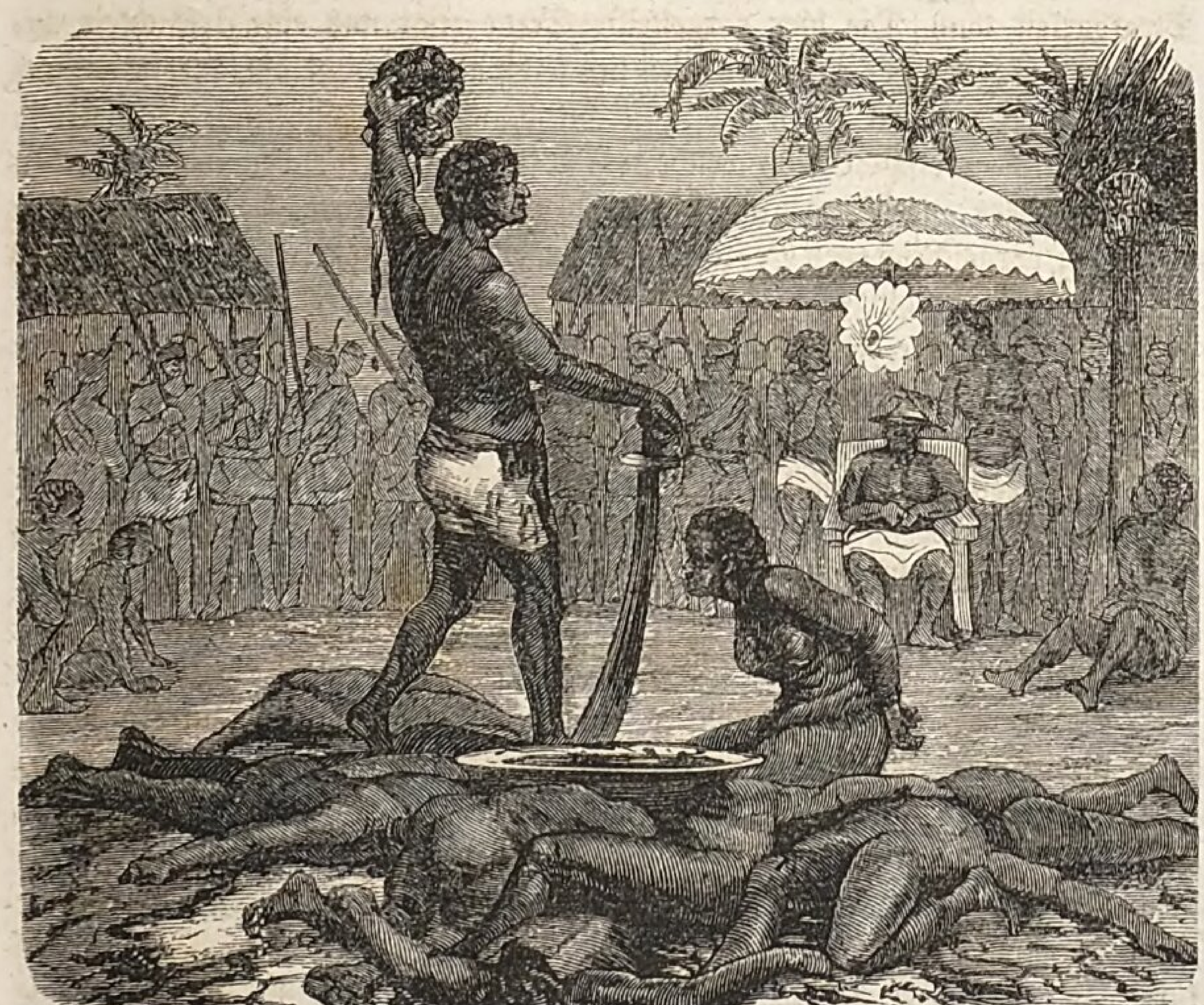
Mit dieser Neigung zu den Künsten steht im grellsten Widerspruch die entsetzlichste, die gräulichste Barbarei derjenigen, die wir als eigentliche Negervölker zwischen dem Senegal und dem Niger wohnend bezeichnet haben. Der Verkehr mit den Europäern hat keinen Einfluß auf sie gehabt. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Beschuldigung der Engländer, nach welcher sie so roh geblieben sind, obschon sie Jahrhunderte lang mit der gebildetsten Nation der Erde verkehren (nämlich mit den Engländern), um so lächerlicher ist, als gerade von dieser gebildetsten Nation der Erde nur diejenigen mit den Negern in Verkehr treten, welche als der Abschaum der Menschen zu betrachten sind, nämlich die Sklavenhändler; aber dennoch steht die Thatsache fest, daß keine andere Menschenrace so durch und durch bestialisch gegen ihres Gleichen handelt, als eben diese. Gewiß ist, daß die Spanier, Portugiesen, Franzosen den Negern auch nicht die Koryphäen der Wissenschaft, der Gesittung, der Religion zugesendet haben, sondern vielmehr rohe Matrosen und deren Führer, welche in manchen Fällen schlimmer sind als die Untergebenen. Dennoch hätten die Neger auch von diesen lernen können, daß sie sich nicht unter einander fressen, sich nicht schlachten, um Mahlzeiten aus dem Fleisch ihrer Brüder zu bereiten, sondern daß sie Thiere mancher Art dazu verwenden, und daß sie demnächst auch Pflanzen bauen, von deren Ertrag sie sich Speisen bereiten. Diese Erfahrungen sind aber an den

Negern spurlos vorüber gegangen. Von einer Erhebung zu höherer moralischer Gesittung war bei ihnen keine Rede, sie kannten keinen Ackerbau und lernten ihn nicht, sie kannten keinen anderen Erwerbszweig als den Raub, vor allen Dingen den Menschenraub, um Sklaven zu haben und Gegenstände zur Hinrichtung, ferner den Raub von Heerden und anderen Lebensmitteln, und selbst hier zeigt sich die außerordentliche Dummheit der ganzen Race. Sie rauben doch nicht lediglich um des Vergnügens willen geraubt zu haben, sondern sie thun es, um das Geraubte zu besitzen und zu benutzen, aber sie gehen doch damit ohne allen Verstand schonungslos um; sie haben einen Raubzug, bis 30 deutsche Meilen von ihrer Heimath entfernt, gemacht, sie haben Hunderte von Menschen und Thieren zusammengetrieben und sie führen dieselben aus der beraubten Gegend in die Heimath der Räuber zurück. Dabei werden die menschlichen wie die thierischen Heerden von ihren Peinigern umstellt, mit gleicher Eile fortgetrieben, ganz ohne Rücksicht auf Nahrung und Ruhe, von 100 der geraubten Geschöpfe gelangen kaum 20 dahin, wohin man sie haben will, alle Uebrigen unterliegen unterwegs der Erschöpfung ihrer Kräfte und sie werden dann von den Raubthieren zerrissen. Aber welchem der räuberischen Neger fiele ein, auch nur das Geringste gegen den Hunger oder zur Abhülfe irgend eines Bedürfnisses zu thun, um seine Gefangenen, sie mögen nun zwei- oder vierbeinig sein, bis zu dem Orte gelangen zu lassen, welcher bestimmt ist, sie schlachten zu sehen.

Hier nun darf man nicht glauben, daß jenes abscheuliche Gewerbe des Menschenraubes durch die Europäer, durch die Sklavenhandel treibenden Nationen hervorgerufen oder auch nur begünstigt worden wäre, im Gegentheil, so alt und älter als unsere Geschichte ist der Sklavenhandel, also der Sklavenraub; nicht nur hatten die Römer schon schwarze und andere Sklaven, es hatten schon die viel älteren Aegypter und die eben so alten oder noch älteren Assyrier und Babylonier bereits schwarze Sklaven und sie hatten dieselben sogar in einer grausamen, abscheulichen Form, nämlich als Verschnittene. Raubzüge in die Länder der Schwarzen, lediglich um der Schwarzen willen, sind vor 3000 Jahren so gut gemacht worden, wie sie jetzt von den Negern unter einander gemacht werden; Raubzüge werden jetzt noch gemacht von den Türken und Arabern den Nil hinauf, um in Nubien oder Habesch Sklaven zu fangen und sie nach Unterägypten zu bringen, um sie daselbst zu verkaufen, entweder als Arbeiter in den Gärten, den Ländereien oder auch in den Werkstätten der Türken, oder auch nach vorhergegangener Vorbereitung zum Dienst im Serail an einen Pascha oder sonst einen reichen Türken zu ungeheuer hohen Preisen, dessen Eifersucht Bewachung seines Serails fordert durch ein Geschöpf, welches außer Stande ist, in seine Rechte einzugreifen.

Unter den Negern scheinen die Bewohner von Dahomey die grausamsten

und abscheulichsten zu sein, bei ihnen ist das Morden, das Abschlachten ein Vergnügen, was sich derjenige, der die Macht dazu hat, ungern oder vielleicht niemals versagt. Das Henkeramt wird nicht von einem verachteten Menschen oder von einer verachteten Kaste betrieben, sondern von dem Vornehmsten, von demjenigen, welcher im Stande ist, entweder am mehrsten Geld daran zu wenden, oder von demjenigen, der eine so große Macht hat, daß ein jeder Unterthan seinen Kopf beugen muß, wenn es ihm gefällt, denselben abzuhauen.



Nicht der Henker, der vornehmste Beamte schlägt die Köpfe ab.

Man muß nicht glauben, daß das hier Angedeutete sich etwa aus den Zeiten des Vasco de Gama herschreibt, es ist uns überliefert worden durch den Doctor Répin von der französischen Marine, welcher im Jahre 1856 auf dem französischen Schiffe Dialmath eine Reise dahin machte. Er beschreibt die Sitten und Gebräuche dieses wunderbaren Landes, er zeichnet uns mit geschicktem Griffel und gewandter Feder das großentheils aus Amazonen gebildete stehende Heer, die Kämpfe dieser kriegerischen, so jungen als schönen

Mädchen, deren Jungfräulichkeit eine wesentliche Bedingung ihrer militärischen Würde ist (dieses erinnert an die Heldenjungfrauen des Nordens, an eine Brunehild, welche ihre Riesenkraft, in der sie dem in der Tarnkappe kämpfenden Siegfried erfolgreich Widerstand leistete, obschon er durch die Zaubermütze seine eigene Kraft um das Siebenfache vermehrt wußte — verlor, sobald sie ihres schönsten Schmuckes beraubt war), und deren Vergehen gegen dieses Gesetz mit dem Tode gestraft wird. Er zeigt uns ihre blutdürstigen Kämpfe gegen die Neger und ihre furchtbaren Jagdzüge auf Elephanten, deren Elfenbein der König verkaufen will, und er läßt uns dann auch einen Blick auf die Strafbarkeit thun. Die hier dargestellte Scene zeigt uns eine Festlichkeit, bei welcher der Herrscher von Dohomey sich selbst die Arbeit erläßt, indem er auch einmal das Vergnügen haben will, zuschauend, nicht mithandelnd, mitzuwirken.

Frauen oder Mädchen, welche ihre Pflicht verletzt haben, diese letzteren ganz besonders, wenn sie im Dienste der Amazonengarde gewesen und sich gegen den vorgeschriebenen Gebrauch vergangen haben, werden jederzeit sammt ihren Verführern hingerichtet. Man thut dies besonders gern bei einem großen Nationalfeste, bei welchem man dem versammelten Volke recht große und ausgezeichnete Freuden bereiten will, zu welchem Behufe man eine bedeutende Menge strafbarer Persönlichkeiten aufsammelt, um sie dann auf einmal dem Vergnügen des Publikums darzubringen.

Der König von Dahomey geht niemals ohne die Begleitung eines mit breitem, schwerem Richtbeile bewaffneten Henkers aus. Dieses Amt ist wie bemerkt, ein Ehrenamt, das er seinem vertrautesten Freunde überträgt, falls derselbe nur kräftig genug dazu ist. Auf unserem Bilde sehen wir den edlen Großwürdenträger in seiner vollsten Thätigkeit, vor ihm liegt ein Haufe bereits abgethaner Subjecte, wir nehmen unter denselben drei weibliche Gestalten wahr: wir sehen aber auch mit auf den Rücken gebundenen Händen noch mehrere andere des Todesstreiches harren, indessen er das zuletzt abgeschlagene Haupt dem Herrscher zeigt und dieser dem Schauspiele in ruhiger Gemüthlichkeit zusieht. Die Köpfe der Hingerichteten werden jederzeit auf kurze eiserne Spieße gesteckt, welche die Mauern um den Palast des Königs umstarren.

Bei dem Begräbniß eines Königs wird für denselben eine Höhle gegraben oder in den Felsen gemeißelt und in demselben wird ein großer Sarg aus Thon zurecht gemacht, welcher durch das Blut von mehreren Hundert Gefangenen, die man zu solchen Zwecken immer bereit hat, zur Erweichung gebracht wird. Wenn dieser Sarg erhärtet ist, legt man den Körper des Verstorbenen hinein, indem man ihn bettet auf lauter Köpfe von Geschlachteten, womöglich sein Haupt selbst auf die Häupter von drei besiegten Königen.

Ist dies geschehen, so werden 8 Tänzerinnen vor den Götterbildern und 50 kriegerische Männer wohl bewehrt in die Höhle einzeln eingelassen, um dem verstorbenen Herrscher Gesellschaft zu leisten; man hat sie stets auf mehrere Tage mit Lebensmitteln versehen, aber man vermauert sie alsdann. Sie sollen ja dem Könige nicht blos Gesellschaft leisten, so lange sein Körper auf der Erde weilt, sondern auch nachher noch, wenn der Körper längst von Würmern zernagt und durch die Fäulniß zerstört ist. Sie sind bestimmt, für ihn und in der Nähe seiner Leiche zu sterben, zu verhungern, falls sie es nicht vorziehen, sich unter einander aufzufressen, wie die Ratten es in der Gefangenschaft zu thun pflegen.

Dieses ist der Anfang desjenigen Festes, welches man vorzugsweise das große nennt, um es von denjenigen zu unterscheiden, die nicht einer gleichen Heiligkeit genießen. Achtzehn Monate später wird die Grabeshöhle wieder geöffnet, und der Thronfolger, der so lange im Namen des verstorbenen Herrschers regiert hat, bringt dessen Haupt an's Tageslicht und erklärt dem Volke den Tod des früheren Herrschers, der bis jetzt für Alle ein öffentliches Geheimniß war, weshalb sie niederfallen und zum Zeichen ihrer Trauer sich mit Erde bestreuen. Nunmehr wird auch erklärt, daß der neue Herrscher die bisher im Namen des alten, des verstorbenen Königs geführte Regentschaft definitiv antrete, worauf denn wieder eben so große Freude ausbricht und dabei werden abermals Hunderte von Menschen geschlachtet, Tausende, nicht blos Hunderte, um dem Verstorbenen die Nachricht von der Thronbesteigung des neuen Herrschers zu bringen. Aus dem Blute der Schlachtopfer und frischem Thon wird abermals ein großer Sarg geknetet, in welchen man nunmehr die noch vorhandenen, die noch nicht zerstörten Reste des Verstorbenen bringt. Dann wird der Sarg so weit verschlossen, bis er, zwei Oeffnungen ausgenommen, die Reste ganz umgiebt, die Oeffnungen aber werden ausgespart, um in die Höhlung Branntwein fließen und Muschelmünzen (Kauris) legen zu können, damit derselbe jenseits, wo jetzt seine Seele weilt, nicht an den nöthigsten Bedürfnissen Mangel leide, oder sich so viel davon kaufen könne, wie er wolle.

Noch aus dem Jahre 1860 schreiben französische und deutsche Missionaire mit gleichem Entsetzen von diesen blutdürstigen Völkern und ihren schauerlichen Opferfestlichkeiten. Sie erzählen, daß kein Tag vergeht, an dem nicht mehrere Menschen geschlachtet werden, um irgend eine Ceremonie zu vollziehen, welche erforderlich ist für die Ruhe und das Wohlbefinden des verstorbenen Herrschers.

Man bemüht sich, diese gräulichen, diese entsetzlichen Menschen zur christlichen Religion zu bekehren. Man hegt die Hoffnung, daß dieselben dadurch in ihren Sitten gemildert, von den furchtbaren blutdürstigen Gebräuchen zu-

rückgehalten werden möchten. Aber die Hoffnungen sind wohl sehr gering und dürftig. Ein protestantischer Missionair schreibt vom 11. Juli 1860 aus Whydah: „Ich wurde eingeladen, mich nach Abomey zu begeben. Nachdem ich zwei Tage auf dem Marsche gewesen war, begegnete ich einem Manne, gut gekleidet, nach Art der Schwarzen in einer Hängematte getragen und von mehreren Sklaven mit Sonnenschirmen umgeben, damit ihm nichts zu seiner Bequemlichkeit fehle. Er hatte eine zahlreiche Begleitung, von welcher ich erfuhr, daß er bestimmt sei, in das Meer gestürzt zu werden gleichzeitig mit den beiden Hütern des Hafens, lediglich damit sie, des Einganges in denselben genau kundig, im Stande wären, dem verstorbenen König, wenn es ihm gefällig sein sollte, ein Seebad zu nehmen, den Weg dahin zu zeigen, ihn Klippen und Korallen, ihn Schlamm und Sandbänke vermeiden zu machen.

„Wir fanden zu Canna, dem Königssitz, den neuen Herrscher selbst. Am 16. hatten wir die Hauptstadt erreicht und der König ließ uns sogleich vor, wir durften uns setzen, was unzweifelhaft eine große Ehre war. Bei dieser Audienz zeigte uns der neue König vor der versammelten, um ihn her knieenden Menge einen Menschen, der geknebelt und mit auf den Rücken gebundenen Händen im Saale stand, er sagte uns, das sei ein Bote, den er an den vorigen König, seinen Vater, sende, damit er ihm berichte, was jetzt zwischen ihm und mir vorgehe. Nach der Audienz wurde derselbe auch fortgeführt und auf dem Grabe des Königs geschlachtet. Eine Stunde nachher führte man vor den König Bahadu vier andere Menschen, begleitet von einem Dammhirsch, von einem Affen und von einem großen Vogel. Alle diese, mit Ausnahme eines einzigen, wurden geköpft, nachdem man ihnen vorher gesagt hatte, was sie im Himmel, dem jetzigen Aufenthalt des Königs an diesen bestellen sollten, es waren die Nachrichten über die Feierlichkeiten und über die Menschenschlächterei, mittelst deren der jetzige König das Andenken des verstorbenen geehrt hatte, und es waren auch noch die Angaben aller jener Metzeleien, welche noch bevorstanden, gleichfalls zu Ehren des erhabenen Todten. Der eine dieser Menschen sollte es denjenigen Geistern verkünden, welche die großen Handelsplätze des Landes überwachen, der andere sollte es denjenigen Thieren erzählen, die in den Gewässern leben, der dritte sollte es den Geistern erzählen, die auf den Heerstraßen wandeln, der vierte den Bewohnern des Firmaments. Der Dammhirsch sollte sich einer gleichen Mission bei den vierfüßigen Thieren, welche die Wälder durcheilen, entledigen. Der Affe war bestimmt, auf alle Zweige und bis in die Spitzen der Bäume zu klettern (d. h. natürlich als Geist), um seines Gleichen von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Der Vogel war der glücklichste von einen Gefährten. Man gab ihm die Freiheit, damit er sich in die Lüfte erhebe, um dort seines Gleichen zu erzählen, was hier unten vorgegangen.

„Als diese Opfer vollzogen waren, erhob sich Bahadu, zog seinen Degen und sprach von den Stufen des Thrones: „Jetzt, wo ich König dieses Reiches bin, werde ich alle Feinde des verstorbenen Königs unter meine Füße treten und ich werde zuerst nach Abbeokuta gehen, um an seinen Bewohnern die Niederlage meines Vaters zu rächen.“ Zwei seiner besonderen Vertrauten, gewissermaßen seine verlängerten Hände, welche man vielleicht bei uns Minister nennen würde, erhoben sich jetzt von ihren Knieen und wiederholten in etwas anderen Worten, was soeben der König gesagt hatte, hierauf standen auch die Anderen auf und verließen die Versammlung, um sich nach der Stadt zu begeben, denn die Wohnung des Königs lag gesondert und außerhalb derselben.

„Am nächsten Tage ließ der König durch das Schlagen großer Gongs die Männer zusammenrufen und ihnen wurde auf allen Straßen und Plätzen verkündet, daß die großen Opfer für den Verstorbenen in wenig Tagen beginnen würden. So geschah es auch am Sonntag den 22. Juli. Schon beim Beginn des Tages wurden einhundert Menschen auf offener Straße geschlachtet und in den Häusern insgeheim eben so viele Weiber. Unter fortwährendem Schießen der schlechten Gewehre, welche diese Leute führen, trat nunmehr der König aus seinem Palaste hervor und wurde von 120 Prinzen und Prinzessinnen und von 90 hohen Offizieren empfangen. Jeder dieser (mehr als 200) hohen Würdenträger brachten ihm zwei bis vier Sklaven dar, welche zu Ehren des verstorbenen Königs geopfert werden sollten. Höchst merkwürdig und abscheulich war dabei, daß drei portugiesische Residenten aus den verschiedenen Hafenplätzen herbeigekommen waren, um dem Könige außer Rindern, Hammeln, Ziegen, Geflügel, Kaurimuscheln, Silbergeld, Rum rc., auch 22 Sklaven darzubringen, welche gleichfalls den Manen des verstorbenen Königs geopfert werden sollten. Man wird hier recht deutlich inne, welche tiefe Wurzeln das Christenthum bei den wackeren Vertretern der portugiesischen Nation geschlagen hat.

„So ging das Schlachten täglich fort, ja es wurde immer großartiger. Am 1. August kam der König, um den Leichenfeierlichkeiten persönlich beizuwohnen. In das Grabmal des Verstorbenen schloß man 60 Menschen, 50 Widder und 50 Ziegen ein, außerdem eine große Menge von Hähnen und ganze Berge von Kauris. Der König eröffnete jetzt einen Zug rund um seinen Palast, ihn begleiteten die Würdenträger und sein Abgang von der Hauptpforte sowie seine Rückkehr dahin wurden durch unzählige Flintenschüsse signalisirt, dann wurden abermals 50 Sklaven geschlachtet; es waren 60 dazu bestimmt, aber der König schenkte zehn davon das Leben.

„Am nächsten Tage warf der König von der Höhe seines Palastes Hände voll Kauris unter die versammelte Menge, blos um das Vergnügen zu haben,

zu sehen, wie die Menschen sich blutig schlugen um dieser Muscheln willen.

„Auf diese Weise ging es nun einen ganzen Monat lang fort, eine Metzelei folgte auf die andere und die anwesenden Großen des Reiches brachten täglich von neuem Geschenke in großer Menge dar, worunter immer viele Sklaven zu neuen Opfern bestimmt.

„Am 1. September erhielt ich die Erlaubniß, auf meinen Posten nach Wydah zurückzukehren, doch nur unter der Bedingung, mich nach sechs Wochen wieder einzufinden, um der Fortsetzung dieser großen Ceremonie beizuwohnen.

„Als ich nun der Verordnung des Königs gemäß dasselbe that, wurde ich zu dem Palais geführt und hatte gleich beim Eintritt den furchtbaren, den entsetzlichen Anblick von 90 frisch enthaupteten Menschen, deren Blut noch in Strömen über den Platz floß und sich zu kleinen Bächen sammelte, und deren Köpfe auf Piken in zwei langen Reihen sichtlich zur Schau ausgestellt lagen.

„Als ich vor dem Könige erschien, zeigte er mir die Geschenke, welche er seinem Vater zusenden wollte. Das waren Wagen, große Schüsseln, Theetöpfe, Zuckergefäße, Buttertöpfe, alle von massivem Silber, ferner prächtig gestickte Kissen, Hängematten, einen Rollstuhl, den sechs Amazonen ziehen sollten und dergleichen mehr. Ein Paar Tage darauf wurden abermals 60 Schwarze geschlachtet und noch ein Paar Tage später wieder 36, so daß des Blutvergießens kein Ende war. Auf dem Hauptplatze vor seinem mit hoher Mauer umgebenen Palast waren mehrere Plattformen errichtet, welche er abwechselnd bestieg, um von da herab Kauris oder andere wethvolle Gegenstände unter das Volk zu werfen, um der Freude zu genießen, dasselbe sich darum schlagen zu sehen. Immer wurden wieder Menschen geschlachtet, so daß ich überzeugt bin, daß während der Feier dieser gräulichen Feste mehr als 2000 Menschen ermordet worden sind, die Männer öffentlich, die Weiber im Innern des Palastes.“

Bei den Feierlichkeiten, die in Gegenwart der Missionaire und der europäischen Residenten gehalten wurden, hatte der König Bahadu erklärt, daß er an dem Lande Abbeokuta rächen wolle, was sein Vater dort durch eine Niederlage erlitten habe. Im Jahre 1851 hatte der verstorbene König einen Krieg gegen diese Völkerschaft geführt, aber sein alter Kriegsruhm war daran gescheitert und der Glaube an die unfehlbare Sieghaftigkeit der Waffen von Dahomey wurde dadurch gewaltig erschüttert. Das alte Reich Yarriba war zerfallen und seine Trümmer hatten gedient, um mehrere kleine Reiche zu bilden, unter diesen schien Abbeokuta eines der mächtigsten. Dasselbe zählte mehr als 100,000 Krieger, welche aber sich hauptsächlich vom Ackerbau nähr-

ten und keineswegs Handel mit ihres Gleichen trieben. In Folge dieser Einrichtung hatten sich von allen denjenigen Reichen, welche Sklavenraub und Sklavenhandel trieben, eine Menge dorthin geflüchtet und sie waren in dem Lande Abbeokuta mit offenen Armen aufgenommen worden.

Die blutdürstigen Herrscher von Dahomey hatten ihre Raubzüge rings umher so weit ausgedehnt, daß ihr Land von einer vollständigen Wüste umschlossen war, nur Abbeokuta hatte ihnen bis jetzt widerstanden und nunmehr fing das menschliche Wildpret an zu mangeln, dergestalt, daß, außer ein paar Tausend für den Sklavenhandel mit Portugiesen und Nordamerikanern bestimmten Gefangenen, man nicht im Stande gewesen sein würde, den Glanz des königlichen Hauses aufrecht zu erhalten. Der verstorbene König hatte selbst zu einem Reisenden gesagt: ohne eine solche Aushülfe würde man weder die Armee noch den Harem eine Woche lang unterhalten können, es sei daher unumgänglich nothwendig, daß Abbeokuta unterjocht werde, damit es an genügendem frischen Menschenfleische nicht fehle, ohne welches die Herrscher dieses großen Reiches sehr bald von ihrem hohen Range herabsteigen und sich in die Reihe der kleinen Fürstlein würden begeben müssen, welche die Gebirge bewohnen, vergessen von aller übrigen Welt.

Aber um dorthin zu kommen, wohin sein Vater vergebens gestrebt hatte, bedurfte Bahadu nothwendigerweise Kriegsbedürfnisse aller Art, Kanonen, Flinten u. s. w., ja er wünschte sogar eine Schutzbewaffnung, wie die alten Ritter sie trugen, einen Harnisch, welcher gegen Kugeln undurchdringlich sei. Alles dieses konnte er nur bei den Weißen finden und um es von ihnen zu erhalten, wandte er jede erdenkliche List an. Er versuchte den Verdacht, den man gegen ihn hatte, einzuschläfern, er versuchte glauben zu machen, daß er seine Götter verleugne, er erbat sich Missionaire von Wydah, er erbat sie sich mit allem ihren kirchlichen Pomp, wie ihn die katholischen Geistlichen aufwiesen, daher er sich an die katholischen Missionaire wendete, und um diese an sich zu ziehen, versprach er, allen Bedingungen, die man ihm stellen würde, nachzukommen.

Diese Bedingungen waren: Entfernung aller Götzenbilder auf dem Wege, den die Missionaire zurückzulegen hatten, Entfernung aller ähnlichen Zeichen und Amulette von den militairischen Bekleidungsstücken — Unterlassung gewisser Ceremonien, welche mehr oder minder Anstoß gaben durch die Erniedrigung, der man die Missionaire bis dahin unterwarf — und endlich Unterlassung aller Schaustellung der Missionaire und unverzügliche Einführung in den königlichen Palast.

Alles wurde zugestanden, ja der König ging noch weiter, er hatte seine Person selbst allen Glanzes entkleidet, er trug nur einen gelb und blauen Gürtel auf seinem einfachen weißen Gewande und eine Schnur Glaskorallen

um den Hals, und er sagte den Missionairen: „Alle diese Gegenstände der Eitelkeit habe ich abgelegt, weil ich sehr gut weiß, daß sie nicht vor die Augen der Männer Gottes gehören, denn Gott ist viel erhabener als ich, und daß ich ihn ehre, möget Ihr daran erkennen, daß sowohl ich als die Verwandten meines Hauses sein Bildniß auf der Brust tragen," wobei er auf die aus Gold und Silber geformten Kreuze zeigte, welche sie am Halse hängen hatten.

Alle diese Zusagen und Versicherungen, ja man könnte wohl sagen, Demüthigungen hatten in den Missionairen die Hoffnung erweckt, daß Dahomey einst gewaltige Triumphe der christlichen Religion sehen werde, allein diese Illusion sollte bald gestört werden, denn schon im October des Jahres 1861 sah Borghero (ein katholischer Missionair) in Dahomey nur eine große Metzgerei, das ganze Land war ein Schlachthaus und Menschen waren die unglücklichen Opferthiere. Die besser als früher bewaffneten Vollstrecker des königlichen Willens hatten einen zum Christenthum bekehrten Stamm der Abbeokutas überfallen, und alle Einwohner entweder am Orte selbst niedergemacht oder sie gebunden und geknebelt in die Sklavenbehälter des Königs Bahadu geführt.

Das Nachfolgende wird durch einen holländischen Kaufmann Euschart erzählt, der diese Mittheilung an den Commandanten des britischen Schiffes Griffin, Mr. L. Perry, machte, welcher sie wieder durch einen Brief an den engländischen Gouverneur zu Lagos brieflich gelangen ließ.

„Gegen die Mitte des Monats Juni (1862) befand ich mich zu Wydah, wohin mich Handelsangelegenheiten gerufen hatten. Am 24. desselben Monats erhielt ich zu meinem großen Bedauern den Ehrenstock des Königs von Dahomey mit der, einem Befehl ganz gleich sehenden Einladung, mich ohne Weiteres nach Abomey zu verfügen. Ich sparte nicht Vorwand, nicht List, nicht Bemühungen jeder Art, um dieser Reise auszuweichen, Alles aber vergeblich, die Boten des Königs erklärten mir ganz offen, daß, wenn ich nicht freiwillig den Befehlen des Königs folgte, derselbe mich mit Gewalt dahin bringen lassen würde, wo er mich einmal zu sehen beschlossen hätte. In Folge dieser liebenswürdigen Aeußerung begab ich mich am 26. Juni auf die Reise. Man hatte mir eine Hängematte und sechs Träger dazu gesendet und ich wurde von einer Escorte dahomeyischer Soldaten begleitet. Noch am selben Tage gelangte ich nach Aladah, der ehemaligen Residenz der Könige von Dahomey.

„Von Aladah am nächsten Morgen abreisend hatte ich die Sümpfe des Lama-Flusses zu durchziehen, welche glücklicherweise in dieser Jahreszeit ziemlich trocken sind, ich gelangte dann nach Canna und am 28. Abends nach Abomey, woselbst man mir in einer Vorstadt ein wohnliches Unterkommen

bereitet hatte; man ließ mich daselbst ruhen, doch mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß ich die Wohnung nicht verlassen dürfe, wenn mir mein Leben lieb sei.

„Am 29. führte man mich durch das königliche Thor, woselbst mich vornehme Abgesandte erwarteten, welche sich tief vor mir verneigten und mir erklärten, daß ihr König noch niemals einen Holländer gesehen habe und mich deshalb zu sich einladen ließ, um seinen Wunsch zu befriedigen, da auch sein Vater noch niemals mit einem Holländer zusammen gekommen war. Der jetzige König aber habe seinen Wunsch unterdrückt, bis er eine hinlängliche Menge Gefangener habe, deren Opferung mir zu zeigen man mich hierher beordert habe. Nunmehr luden sie mich ein, mit ihnen auf das Wohl des Königs zu trinken, was wiederholt geschah, dann aber führten sie einen gewaltigen kriegerischen Tanz auf, bei welchem sich die sämmtlichen Soldaten betheiligten, indem sie sowohl mit ihren Lanzen und Schwertern große und geschickte Evolutionen ausführten, auch vielfältig schossen und mit solcher Unvorsichtigkeit, daß ich jeden Augenblick glaubte, es gälte mein armes Leben. Hierauf führte man mich in das Palais des Königs, woselbst sein erster Würdenträger mich empfing, nicht allein die Freude seines Herrschers über meine Anwesenheit ausdrückte, sondern auch mir die freudige Hoffnung gab, daß Seine schwarze Majestät mich am nächsten Tage empfangen werde.

„Den folgenden Tag, den 1. Juli, wurde ich vor den König Bahadu geführt, welchen ich vor seinem Palaste sitzend fand, zunächst umringt von seinen Lieblingskriegern, den blutdürstigen Amazonen, schön gebauten, kräftig gewachsenen Mädchen in einem phantastischen Anzuge, mit Bogen und Pfeil, mit Säbeln und mit langen Messern bewaffnet. Ich grüßte auf europäische Weise, der König erhob sich, nahm meine Hände, schüttelte sie heftig und erklärte, sehr glücklich zu sein, endlich einmal einen Holländer zu sehen. Nach einem Gespräch, welches etwa 10 Minuten lang in einem sehr schlechten Portugiesisch gewährt hatte, empfahl er mir, mich in meine Wohnung zurückzubegeben, dieselbe aber ja nicht zu verlassen, am allerwenigsten zur Nachtzeit, weil er nicht dafür stehen könne, daß mein Leben verschont bleibe.

„Am 5. Juli wurde ich in großem Pomp und von einer unzähligen Menschenmenge begleitet, auf den großen Marktplatz geführt, um zu dem Könige zu gelangen. Das erste, was ich sah, waren die Köpfe von einer großen Zahl Schwarzer, die in der Nacht geschlachtet worden waren; sie standen in einem Kreise um einen mächtigen, mitten auf dem Platze stehenden Boasab, an dem ich vorbei mußte. Mich demselben nähernd, sah ich mit Grauen einen Schwarzen daran gekreuzigt, er war bei den Missionairen in die Schule gegangen; nachdem man ihn losgekauft und wohl unterrichtet, war er dann selbst Missionair geworden, um die christliche Religion unter seiner

Race zu verbreiten. Als Priester der anglikanischen Kirche war er in Ischagga angestellt worden und dort bei dem letzten furchtbaren Angriff auf Abbeokuta gefangen genommen. Als Gefangener überhaupt hätte er nur den Tod zu



Ein schwarzer Missionair gekreuzigt.

erleiden gehabt, als Christ und besonders als Verbreiter des Christenthums mußte er den Kreuzestod erleiden. Durch jede Hand und durch jeden Fuß wurden ihm zwei Nägel geschlagen, mittelst deren er in Kreuzesform an den Stamm des Boabab angenagelt wurde. Nachdem diese entsetzliche Grausamkeit vollführt war, hatte man in bitterem Hohne, damit er nicht von der heißen afrikanischen Sonne belästigt würde, ihm seinen großen Schirm in die linke Hand genagelt, dann aber noch durch Kopf und Herz große Nägel getrieben.

„Während ich mit Entsetzen dieses grauenvolle Schauspiel mit ansah,

umsprangen und umtanzten mich die entsetzlichen Menschen, ihre langen Messer wild in den Händen schwingend, als wollten sie mich in tausend Stücke zerschneiden.

„Ich wurde nun nach der hohen Plattform geführt, auf welcher der König stand und an sein versammeltes Volk eine kriegerische Rede hielt, in welcher er demselben versprach, es nach Abbeokuta zu führen, damit es nicht an Opfern für ihre hohen Götter fehle, dabei wurden Kauris, Kleidungsstücke, Pfeifen und ganze Fluthen von Rum unter das Volk vertheilt, welches sich bis zum Wahnsinn berauschte.

„Als ich auf die Plattform kam, wurde ich von dem König sehr artig empfangen und er beeilte sich, mir eine lange Linie aufgespießter, menschlicher Köpfe zu zeigen, welche noch bluteten, die in der Nacht geschlachtet worden waren und von denen der Boden des großen Platzes mit Blut so vollständig gesättigt war, daß dasselbe nicht mehr eindrang, sondern als glänzender Gallert obenauf lagerte. Diese Köpfe gehörten unglücklichen Gefangenen aus Ischagga, die, nachdem man sie die Nacht hindurch mit satanischem Erfindungsgeist gemartert, dann vor Sonnenaufgang geköpft wurden.

„Ich wurde nun abermals in meine Wohnung zurückgebracht, mir gerathen, dieselbe nicht zu verlassen, gleichzeitig aber auch auf das Strengste anempfohlen, bei Nachtzeit weder einen Blick noch einen Schritt in's Freie zu wagen. Fünf Tage mußte ich hier bleiben. Am 10. Juli wurde der Boden durch ein lebhaftes Erdbeben erschüttert, welches andere als die hier üblichen Holzhäuser in Staub verwandelt haben würde und welches sich bis nach Akkera an der Goldküste erstreckte. Dasselbe wurde für etwas ganz anderes genommen als es war. Als man mich am Morgen darauf von Neuem zu dem Könige führte, der, von seinen unausweichlichen Amazonen umringt, auf der Plattform saß, erzählte mir dieser, daß der Geist seines Vaters in der verwichenen Nacht seine Unzufriedenheit mit der geringen Zahl der Opfer, welche man ihm dargebracht, zu erkennen gegeben habe, und daß er beschlossen habe, demselben sagen zu lassen, daß er seinen Pflichten auf das Treueste und besser nachkommen werde als bisher. Die drei Boten waren Häuptlinge von Ischagga, jeder derselben wurde vor den König geführt, welcher die Boten genau unterrichtete, was sie seinem Vater zu sagen hätten, worauf wiederum jedem Boten eine Schnur Kauris und eine Flasche Rum in die Hand gegeben wurde, worauf man sie vor den Augen des Königs köpfte.

„Während noch das Blut der drei Leichname in breiten Strömen emporsprühte, brachte man 24 ovale Körbe herbei, deren jeder einen Neger enthielt, mit Matten bedeckt und eingenäht, so daß er sich nicht rühren konnte, doch auch wieder so, daß der Kopf an einem Ende des Korbes frei herausstand.

„Das Volk sammelte sich indessen ganz nahe an der Plattform, denn es wußte, welche Freuden seiner harrten. Die Körbe mit den Negern wurden unmittelbar vor dem Könige niedergesetzt, der sie mit Wohlgefallen betrachtete, dann aber wurde einer nach dem andern erhoben und von der Plattform herab unter das Volk geworfen, welches die Schlachtopfer mit ohrenzerreißendem Jubelgeschrei empfing und sich in cannibalischer Wuth darüber herstürzte, mit breiten, schartigen Messern die Köpfe der Unglücklichen absägte und dieselben wie Spielbälle umherwarf. Bei dieser Metzelei fielen unzählige Zweikämpfe vor, keines der Schlachtopfer nahm ein Schwarzer in Besitz, ohne daß ein anderer es ihm streitig machte. Alsbald begannen die beiden zu ringen, nach ihren Messern zu greifen und sich zu zerfleischen, Alles zur Ehre des verstorbenen Vaters ihres Herrn. Während des Kampfes näherten sich andere dem wehrlos daliegenden Opfer und dem ersten Sägenschnitt folgte ein zweiter, dem dann wieder ein Zweikampf folgte, während dann auf solche Art eine Viertelstunde an dem Kopf gesägt wurde, ehe er herunter war, und je mehr solcher Kämpfe, desto zufriedener war der König, desto mehr konnte sich der Verstorbene der dargebrachten blutigen Opfer freuen.

„Allmählig waren alle 24 Köpfe abgeschnitten und die glücklichen Besitzer derselben warfen sie jubelnd in die Höhe und eilten damit nach der Plattform, auf welcher ihr Herrscher saß, um ihre Trophäen gegen eine Schnur Kauris auszutauschen, welche ungefähr den Werth von zwei Drittel Thaler oder einem Gulden repräsentirt. Die blutenden Leichname und die gräßlich verzerrten Köpfe wurden auf zwei verschiedenen Haufen gelegt und dann ließ man mich zurückführen in meine Wohnung. Am 12. Juli wurden die Plattformen abgebrochen und das große Fest schien sich seinem Ende zu nähern, oder sich wenigstens auf Gesang und Freudenschüsse zu reduciren; ich durfte auch während des Tages in der Stadt umhergehen und sah keine von den gräßlichen Metzeleien mehr, was aber während der Nächte geschehen, kann ich nicht sagen, nur habe ich zu befürchten, daß es des Gräßlichen viel gewesen ist.

„Zehn Tage vergingen in verhältnißmäßiger Ruhe und Stille, aber am 22. Juli wurde ich abermals zu dem Palast des Königs geführt, dessen Hauptthor mit zwei mächtigen Plattformen geziert war. Jede dieser hohen Tribünen trug 16 Gefangene und eine dritte gegenüberstehende umfaßte dieselbe Anzahl weiblicher Gefangenen, gleich vieler Pferde und einen lebenden Alligator. Alle diese Neger waren in europäischer Art gekleidet, denn sie gehörten zu den freigekauften Sklaven, welche von den Missionairen aus den überseeischen Besitzungen nach der Sierra Leone gebracht und von da in das Innere geführt worden waren" (dort liegt die bekannte Negerrepublik Liberia, welche aus freigekauften Sklaven entstanden und nur von solchen bevölkert

ist). „Ein Raubzug von Dahomey war dahin geführt worden und hatte die Unglücklichen in die Hände der unbarmherzigen Menschenschlächter geliefert.

„Die armen Geschöpfe waren auf große Stühle gebunden und saßen an dreien Tischen, jeder vor sich ein Glas Rum habend. Der König stieg auf die höchste Plattform, betete feierlichst seine Götzenbilder an, verneigte sich gegen die Gefangenen selbst, welche als Boten an seinen Vater eine gewisse Heiligkeit hatten, worauf er denn auch gestattete, daß einem jeden die rechte Hand los gebunden wurde, damit er im Stande sei sein Glas auf das Wohl desjenigen zu leeren, welcher den Mordbefehl gegeben hatte und ihn jetzt hinrichten ließ.

„Nachdem diese Ceremonie vorüber war, brachte man die Kleidungsstücke des verstorbenen Königs in Prozession herbei, breitete sie sammt seinem Schmuck auf einen Lehnstuhl aus, auf welchem der König jetzt Revue abnahm über seine Truppen, welche ziemlich wohlgeordnet in einzelnen Haufen an ihm vorbeizogen. Wie jeder sich ihm näherte, versprach er demselben Abbeokuta sobald als möglich anzugreifen, was mit lautem Jubel aufgenommen wurde. Sein Heer war für einen Negerhäuptling mächtig genug, es war mit Flinten, aus dem engländischen Arsenal ausrangirt, bewaffnet. Ein besonders begünstigtes Corps trug auch gezogene Gewehre, die Artillerie bestand aus 24 Kanonen, lauter 12 Pfünder. Die ganze Macht dieses Negerkönigs beträgt wenigstens 50,000 Krieger, davon 10,000 Amazonen die tapfersten und zugleich die blutdürstigsten sind.

„Als die Revue beendet war, wurden auf allen Plattformen den dort gefesselten Gefangenen die Köpfe abgesägt, dasselbe geschah mit den Pferden und dem Krokodil, und die Schlächter verwendeten viele Sorgfalt darauf, das Blut der Thiere und der menschlichen Opfer mit einander zu mischen.

„Als es nichts mehr zu tödten gab in der blutgetränkten Hauptstadt, erlaubte man mir dieselbe zu verlassen, und ich brauche nicht zu sagen, mit welcher Eile ich diese Hauptstadt der Henkersknechte verließ, deren edles Haupt mir noch dazu Beweise seiner außerordentlichen Großmuth gab, indem er mir zum Ersatz für meine gehabten Reisekosten und meine etwaigen Verluste an Zeit, acht Schnüre Kauris, ein Stück Baumwollenzeug und eine Flasche Rum geben ließ.“

Alle diese Gräuel haben wir nur angeführt, um darzuthun, daß man durchaus nicht mit Unrecht von der niederen Stellung spricht, welche die Negerrace einnimmt. Es ist den Reisenden bis jetzt noch kein Volk bekannt geworden, dessen Bestialität an die der Neger von Dahomey oder überhaupt derjenigen, welche zwischen dem Niger und dem Senegal wohnen, reichte. Noch vor wenigen Jahren wurde eine ganze Schiffsladung von chinesischen Arbeitern, welche nach Australien bestimmt waren, durch einen Sturm an

die Küsten der Louisiaden-Inseln an der Südspitze von Neu-Guinea geworfen, dort geschlachtet und verzehrt, zur selben Zeit und vielleicht auch noch später machten die Häuptlinge auf den Fidji-Inseln Jagd auf Menschen, um sie zu schlachten und zu speisen, und Aehnliches geschah auch noch vor etwa 30 Jahren auf Neu-Seeland. Aber solche Gräuel wie die hier erzählten sind doch nirgends vorgekommen. Die abscheuliche Menschenfresserei läßt sich erklären durch den Mangel an thierischer Nahrung, auf welche, wie es scheint, der Mensch wenigstens zur Hälfte angewiesen ist. Und so wie hungernde Wölfe und hungernde Ratten einander auffressen, so thun es auch hungernde Menschen, und wir haben leider die Europäer von ähnlicher Bestialität nicht freizusprechen; aber so ein abscheuliches Blutvergießen, wie es in Dahomey getrieben wird, lediglich um Blut zu vergießen, nicht um sich einmal des Geschlachteten zur Speise zu bedienen, ist doch ganz unerhört und somit die Behauptung, daß die Negerrace die roheste sei, gerechtfertigt, wenn man nicht etwa sagen will, die Republikaner von Nordamerika seien noch schlimmer, was zu sagen nicht ohne Grund wäre, wiewohl es nicht gebräuchlich ist. Sie — diejenigen, welche in einem blutigen Bürgerkriege stehen, um ihre Brüder mit der gezogenen Büchse in der Hand zu zwingen, auf Kosten ihrer eigenen Existenz die Sklaverei abzuschaffen — sind die einzigen, welche noch „in schwarzem Menschenfleisch machen." Die Zeitschrift Omeward-Mail berichtet triumphirend, daß der Sklavenhandel an der Küste von Dahomey mit erneuter Thätigkeit aufgenommen worden sei, ein amerikanischer Dreimaster habe trotz der engländischen Kreuzer 1500 Sklaven nach Brasilien verladen, und einem großen Dampfer sei es sogar gelungen, trotz der Wachtschiffe 900 Schwarze nach Cuba zu bringen.

Bemerkungen hierüber wird ein Jeder für überflüssig halten.

Man könnte sagen, das abscheuliche Handwerk des Menschenraubes sei durch die Europäer zuerst eingeführt worden, aber dies ist durchaus nicht der Fall, denn als die Portugiesen nach Afrika kamen, fanden sie bereits die Sklaverei in vollem Gange und zwar waren es immer im Kriege überwundene und geraubte Menschen, welche man zu Sklaven machte, gerade wie es in dem finsteren Alterthum unter den Assyriern, den Juden, den Griechen und den Römern war, und wie es erst durch die germanische Race abgeschafft worden ist.

Bei diesen rohen und entsetzlichen Menschen ist das Morden ein Vergnügen und eine Hinrichtung unter den gräßlichsten Qualen ist ein Fest. Die Hinrichtung ist ein Gegenstand der öffentlichen Freude, alle die Reisenden, die dorthin gedrungen, erzählen des Gräßlichen so viel, daß dem Leser die Haut schaudert. Der Häuptling will sich das Vergnügen machen, zu zeigen, wie viele Köpfe hinter einander er mit einem Hiebe vom Rumpfe trennen

kann. Er winkt dem ersten Besten aus der Schaar, die ihn umgiebt, derselbe muß sich in der richtigen Entfernung, in etwas mehr als Armeslänge vor ihm aufstellen und der wackere Herrscher holt mit seinem gewaltigen krummen Schwert aus und legt ihm den Kopf zu Füßen, dann winkt er einem Zweiten, einem Dritten, so lange bis sein Arm müde wird und er nun aufhört, um sich nicht zu blamiren, da er fürchtet, den Kopf des Nächsten nicht mehr mit gleicher Geschicklichkeit vom Rumpfe zu trennen.

Es sind nicht etwa Verbrecher, welche zur Strafe für ihr Vergehen hingerichtet werden und wobei der edle Herrscher das Henkerhandwerk nur aus Passion übernimmt, sondern es sind lauter nach hiesigen Begriffen unschuldige Leute. Man müßte denn sagen, daß es eine Schuld wäre, wenn eine seiner Frauen, die dem Schauspiele beiwohnen, sich die Hände vor die Augen hielte.

In Folge dessen scheint eine vollständige Gefühllosigkeit bei den Negern eingetreten zu sein, welche sich sogar noch in der Sklaverei bei den Weißen zeigt. Der Hinzurichtende kommt, ohne sich zu besinnen, auf den Wink des grausamen Herrschers heran und stellt sich vor ihm hin, so gleichgültig, als solle er ihm eine Lanze halten, oder irgend etwas von geringer Bedeutung ausführen.

Das Volk der Galas, welches die Reisenden als erobernd kennen gelernt haben, gehört gleichfalls zu dieser grausamen, entsetzlichen Race; ringsum sich her haben sie Alles zu Boden getreten, vernichtet, was übrig blieb in Gefangenschaft geführt und eben so rücksichtslos behandelt wie vorhin gesagt, mit völlig gleichgültigen Augen ansehend, ob von allen Gefangenen ein einziger in die Niederlassung gelange, um dort gelegentlich geköpft zu werden, oder ob der Hunger sie unterwegs aufreibe. Das Nichtweiterkönnen bestrafen sie gewöhnlich dadurch, daß sie dem Unglücklichen beide Arme und beide Beine abhauen und ihn dann seinem Schicksal überlassen. Es sind solche Unglückliche gerettet worden, sie haben ihre verstümmelten Gliedmaßen in den heißen Sand gesteckt, wodurch die Blutung gestillt wurde. Von zufällig vorüberziehenden Caravanen wurden sie dann wohl aufgenommen und nach ihrer Heimath zurückgebracht. Aus dem Munde einiger weniger, die so gerettet wurden unter den tausend Verstümmelten, erfuhr man die Art und die Ursache ihrer Verstümmelung.

Diese Neger scheinen kaum einen Anflug von dem zu haben, was man Religion zu nennen wagen dürfte. Es herrscht hier dasjenige, was man in der Regel Fetischismus zu nennen pflegt. Ein jeder betet das an, was er für seinen Gott zu halten geneigt ist, ein besonders geformtes Schwein, ein Stück Holz, dem der Neger selbst eine beliebige Gestalt gegeben hat, einen Baum, das Feuer, einen Schakal, das Wasser, eine Schlange — oder

sonst irgend etwas. Der Letztere, der Schlangendienst, ist ziemlich allgemein verbreitet und besonders die Bewohner von Dahomey beten die Schlangen mehr an als andere natürliche Gegenstände, ja für die Schlangen selbst haben sie im Allgemeinen — ein Jeder neben seinem Privatfetisch, eine besondere Zärtlichkeit, sie erbauen denselben sogenannte Tempel, Hütten, in denen sehr viele derselben reichlich gefüttert werden, aus denen nach Belieben in's Freie zu spazieren, keiner dieser Schlangen verwehrt ist, wohin sie aber gerne zurückkehren, weil sie dort reichlich mit Nahrung versehen werden. Die hier gefütterten Schlangen genießen des öffentlichen Schutzes und eine solche auf ihrem Spaziergang tödten, würde unter den Einwohnern von Dahomey sofort den Tod des Verbrechers zur Folge haben. Glücklich ist es für den Frevler, wenn derselbe sich einem Priester gegenüber findet, dieser ist niemals abgeneigt, ein vernünftig Wort mit sich reden zu lassen und eine Buße von so und so viel Flaschen Rum der Ermordung des Frevlers vorzuziehen, welche ihm nichts eintragen würde.

Ueberall unter den ganz rohen Menschen erscheint die Herrschaft des Zufalles zuerst als eine geheimnißolle, entsetzliche Macht. Der rohe Mensch fühlt, daß ihm etwas begegne, was er nicht vorher wußte, daß ihm etwas geschehe, woran er keinen Antheil hat. Er fühlt auch, daß er nichts gegen solche Macht thun kann, so wendet er sich denn an diese geheimnißvolle Macht selbst und bittet sie um ihre Gunst und opfert ihr, um durch diese Opfer den bösen Willen derselben zu besänftigen, damit sie ihm gestatte, sich seinem Schicksale oder wie er es sonst nennen möge, entziehen zu dürfen, oder er bittet ihm wenigstens kund zu thun, was ihn bedrohe, damit er dem Bedrohlichen ausweichen könne. So schafft er sich selbst Zauberer und Orakelspender, den Widerspruch nicht fassend, daß ein Schicksal, dem man auszuweichen vermag, kein Schicksal mehr sei, indem es nur durch das Unabweisbare dazu gemacht wird, eine Lehre, welche von den alten Griechen viel tiefer aufgefaßt wurde. Derjenige, der durch des Orakels Mund sein Schicksal kannte, versuchte ganz vergeblich, sich demselben zu entziehen. Alle Mittel, die er anwandte um ihm zu entgehen, führten nur erst recht dazu, daß es auf das Vollkommenste erfüllt wurde.

Die Menge der Götter, welche die Negervölker haben, ist unzählig, ein jeder Mensch macht sich seinen beliebigen Gott und opfert ihm, so lange es ihm gefällt, läßt ihn aber wieder laufen, wenn er ihm nicht mehr gefällt, wenn er nicht seine Schuldigkeit thut, will sagen, nicht dasjenige was derjenige wünscht, der ihn zu seinem Gotte erhoben. Will der Neger aus diesen mittleren Regionen Afrikas irgend etwas thun, so wird er immer seinen Fetisch zuvörderst fragen, um seine Gunst bitten oder er wird sich wohl gar für diesen besonderen Fall einen besonderen Gott aussuchen, etwas

das ihm besonders ins Auge fällt, etwas, das ihm beim Ausgehen zuerst aufstößt, einen Hund, einen Baum, einen Strauß, und er fällt alsbald vor diesem neugebackenen Gotte auf die Knie und bittet ihn um seine Gunst, um seine Unterstützung und er erklärt, daß er ihn für immer zu seinem Gotte behalten wollte, wenn er thue, um was gebeten worden.

Das sind die Fetische. Nicht etwa die Schlangen, man kann von diesen höchstens sagen, daß sie mehr und allgemeiner verehrt werden und das rührt wahrscheinlich daher, daß sie sich verbergen, daß sie weniger zu sehen sind, nicht so alltäglich in die Augen fallen wie die Hunde, die Strauße oder andere Thiere, Dinge, wie man das nennen will, auch sind die Schlangen nicht heilig, sondern nur die in Dahomey an einzelnen Orten gefütterten und gepflegten sind es.

Auf solche Weise mögen wohl allmählig Religionen ausgebildet worden sein. Man betet das Feuer an, dann den Geist, der es regiert, die Sonne, die es repräsentirt; man betet das Meer an, alsdann den Geist, der es bewohnt, der es empört, der es beruhigt. Und wohnen die beiden Völker neben einander, so wird auch bald das Erforderliche zu einem Religionskrieg vorhanden sein, in welchem jedes dem andern durch frommes Abschlachten und Gott gefälliges Martern beweist, daß seine Religion die rechte, daß sein Gott der mächtigere sei.

Auch hieraus geht, wie aus dem vorher Gesagten hervor, daß die Neger sich auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaft noch nicht besonders hoch gehoben haben, daß sie noch nicht vermocht, ihren Geist mit so abstracten Gegenständen, wie der Begriff von Gott zu beschäftigen, es sind Menschen, bei welchen das Gehirn und mit ihm das geistige Leben zurücksteht, dagegen die Muskulatur und mit ihr das thierische Leben bei weitem höher ausgebildet ist, als bei den Europäern. Ob es wahr sei, daß das Hinterhauptsloch des Negers mehr hinterwärts liege, als bei den Kaukasiern, oder ob es nur scheinbar sei und dieser Schein daher rührt, daß der Hinterkopf der Negerrace bei weitem weniger ausgebildet ist, dadurch also der Anschein hervorgebracht wird, als ob das Hinterhauptsloch eine andere Stellung einnehme, wollen wir dahingestellt sein lassen, aber das Thierische spricht sich in der Gewalt der hinten am Haupte befestigten Muskeln besonders gut aus. Der Nacken ist so stark, daß man ihn mit dem eines Stieres vergleichen kann und der Hals ist auch bedeutend kürzer. Derselbe beträgt bei einem wohlgewachsenen Europäer 3½ bis 4 Zoll, bei dem Neger beträgt er nur selten mehr als 2½ Zoll und erreicht niemals 3 Zoll, was wiederum vollständig affenmäßig ist. Von dieser außerordentlichen Stärke der Halsmuskeln mag es herkommen, daß die Neger alles auf dem Kopfe tragen, gleich-

viel, ob es ein Wisniewskischer Flügel oder ob es ein Apfel, eine Flasche Wein ꝛc. ist, auf den Schultern will er nichts tragen.

Man ist gewohnt, die geistige Thätigkeit ganz ausschließlich von dem Gehirn abzuleiten; sollte die Ansicht richtig sein, so könnte man das Negergehirn zur Verstärkung der vorhandenen Beweise benutzen. Das Gehirn besteht aus einer eigenthümlichen consistenten, phosphorhaltigen Fettmasse, welche äußerlich ganz eigenthümlich gewunden ist und beim Menschen so vielfältig, daß man glaubt, einen jener aus dicken Bandstreifen von Korallenmasse zusammengesetzten Bau zu sehen, dessen Windungen ganz labyrinthisch in einander verschlungen sind. Man glaubt, die Zahl der Windungen, die mannigfaltige Verflechtung derselben zeige die höhere geistige Thätigkeit an. Wenn dies der Fall ist, so haben wir abermals einen Beweis für die niedrigere Stellung der Negerrace, denn glaubt man nach der Hinwegnahme der Schädeldecke eines Kaukasiers, den vorhandenen Windungen kaum folgen, sie nicht entwirren zu können, so haben sie bei dem Neger weder die Hälfte der Zahl, noch die Hälfte der Tiefe in den Einschnitten. Auch ist das Gehirn des Negers kleiner, als das des Europäers und auffallend ist dieses besonders bei dem vorderen Theile desselben, bei dem sogenannten großen Gehirn, daher mag es auch kommen, daß die vier Abschnitte des Gesichtsantheiles so auffallend verschieden sind zwischen Neger und Europäer. Man pflegt bekanntlich anzunehmen, daß der untere Theil des Gesichts, Kinn und Lippen bis zur Nasenwurzel, gleich sei der Nase bis zum Stirnbein, und gleich sei der Stirne bis zu den Haarwurzeln, endlich auch gleich sei der Höhe des darüber liegenden Schädelantheiles bis zum Scheitel. Es ist dieses die alte, auf Beobachtung beruhende Eintheilung des Gesichts durch Maler und Bildhauer, vollkommen wahr ist sie nur für das Ideal derselben, doch nähert sich das Gesicht wirklich schöner Menschen diesem Verhältniß so sehr, daß nur sorgfältige Messung mit dem Zirkel die Unterschiede findet und bei den übrigen gewöhnlichen Menschen, welche nicht auf Schönheit Anspruch machen können, reduciren sich die Unterschiede doch immer nur auf ein oder zwei Zwölftel des Zolles.

Ganz auffallend anders ist es bei den Negern. Nimmt man den Kopf eines normal gebauten Europäers zu $8\frac{1}{4}$ Zoll an, so hat ein jedes der vier Theile zwei Zoll und der überschüssige Viertelzoll in sehr kleinen Abtheilungen dient zur Hervorbringung der physiognomischen Verschiedenheiten. Mißt man den Schädel eines Negers aus, welcher überhaupt schon um einen halben Zoll weniger hoch ist, so kommt auf den Scheitelantheil, den höchst gelegenen, nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Zoll, die Stirn nicht über $1\frac{1}{2}$ Zoll (also im Ganzen noch nicht drei Viertel von dem Maße, welches dem Kaukasier zukommt), auf die Nase kommt etwas über ein und dreiviertel Zoll und auf

das Gebiß $2\frac{1}{2}$ Zoll, auch wohl etwas darüber, so daß diese beiden Theile zusammen beträchtlich mehr als 4 Zoll messen, statt den beiden obigen gleich zu sein. Das Merkwürdigere aber ist, daß die Maße, welche einander gleich sein sollen von oben nach unten gezählt, immer mehr wachsen und zwar in solch einem ungeheuren Maße, daß die Größe der Freßwerkzeuge (obere und untere Kinnlade) gerade doppelt so groß ist, als die Scheitelhöhe, statt ihr gleich zu sein, im Ganzen aber der Antheil des Kopfes der kleinste ist, der Antheil der Freßwerkzeuge aber der größte, woraus vorzugsweise die thierische, die unschöne Gesichtsbildung hervorgeht.

Wenn man glaubt, die Negerphysiognomien seien unter einander gleich, so verfällt man in denselben Irrthum, den der Städter so oft begeht, wenn er bei einem Spaziergange ein von der Stadt entfernt liegendes Dorf berührt: weil die Farbe aller älteren Leute sehr dunkel ist und weil sie durch die atmosphärischen Einflüsse, denen sie sich ohne Schonung immerfort aussetzen müssen, auch noch einen groben Teint und häufige Falten haben, so glaubt man, sie hätten sämmtlich dieselbe Physiognomie. Es geht sogar noch weiter. Reisende aus dem Norden, welche Griechenland oder Italien oder Spanien besuchen, glauben anfangs, alle Spanier, alle Griechen seien einander gleich. Es bedarf der Versicherung gar nicht, daß diese Annahme eine ungerechtfertigte sei, sie rührt nur von der fehlerhaften Gewohnheit her, die Gesammtmasse als typisch auffassen zu wollen. Wenn aber ein Europäer unter Negern wohnt, wie es z. B. in den Colonien ganz allgemein ist, so beschäftigt er sich nicht mit der Gesammtmasse, sondern er sucht die Individuen auf und dann bemerkt er alsbald, daß ein jedes derselben seine besondere Physiognomie hat und daß sie nicht ähnlich unter einander sind, wenigstens nicht mehr als die Kaukasier oder die Malayen. Geht man weiter und mißt man die Differenzen. Sucht man nun, um wieviel die Nase des einen Negers länger als die des anderen, die Stirne höher, die Breite des Gesichts größer ist, so findet man zwar immer nur Unterschiede, die sich in Linien angeben lassen, aber größer sind die Unterschiede bei den Europäern auch nicht, ja man kann unbedenklich sagen, die gedachten Unterschiede seien sogar bei den Negern größer. Das Bild, welches wir geben und welches Waitz in seiner Anthropologie der Naturvölker mittheilt, zeigt einen jungen Neger aus Tigre in Habesch im nordöstlichen Abyssinien. Vergleicht man dieses Gesicht mit dem auf Seite 241 gegebenen und mit dem auf Seite 246 dargestellten, so wird man sagen müssen, solche Unterschiede fänden sich bei der kaukasischen Race nicht, denn die Gesichtsbildung des gegenwärtigen Negerportraits ist so vollkommen edel, daß ein jeder sie für eine sehr schöne, der kaukasischen Race angehörige, halten wird, ja ohne das Wollenhaar und

die Farbe würde man gar nicht zugeben, daß es eine Negerphysiognomie sei.



Ein Habesch oder Abyssinier aus Tigré.

Die Congo- und die Nyam-Neger sind die häßlichsten und tragen den Negertypus am auffallendsten. Bei den südlicher wohnenden Völkern ist die Nase nicht mehr so tief eingedrückt, noch so breit gequetscht, weiter südlich zeigen die Owampos, die Damaras schon ganz gefällige Formen und bei den letzteren findet man Gestalten sowohl als Gesichter, welche schön genannt werden können, und welche zu Modellen zu wählen kein Bildhauer anstehen würde. Die Kaffern zählt man schon nicht mehr zu der eigentlichen Negerrace, doch immer zu den negerartigen Völkern und bei ihnen scheint die Körperbildung am weitesten vorgeschritten zu sein.

Was das Gesicht des Europäers so anmuthig, so schön macht, ist die verschiedene Färbung der einzelnen Theile. Die Nase, die Wangen, die Stelle unterhalb der Augen, die Stirn, das Kinn, die unteren Theile der Wangen, — dies alles hat verschiedene Farbe. Am meisten treten die Lippen hervor. Auch die Augenbrauen haben in den mehrsten Fällen etwas Auszeichnendes. Nicht so beim Neger, bei welchem alle Theile des Gesichts,

ja des ganzen Körpers dieselbe Farbe haben. Auch die Lippen, welche bei den Negern auf den Ladenschildern ganz prächtig zinnoberroth sind durch die Kunst des Anstreichers event. Malers, hat die Natur durchaus nicht so glücklich bedacht, sie können kaum verschieden genannt werden von dem übrigen Gesicht. Das Braun der Wangen und des Kinnes ist von dem Braun der Lippen äußerst wenig verschieden. Da, wo die beiden Lippen sich vereinigen, zeigt sich allerdings eine Spur von Röthe, aber sie ist von außen gar nicht sichtbar und nach innen verliert sich der röthliche Streifen in die schmutzig braun aussehende Rachenhöhle hinein. Eben so wenig zeichnen sich die Augenbraunen aus, die Haare derselben sind wohl schwarz, aber sie laufen in die Farbe der Stirn so über, daß sie sich fast gar nicht unterscheiden.

Auch die Haare der Negervölker sind von eigenthümlicher Beschaffenheit. Während die Haare der Europäer cylindrisch gestaltet sind, als ob man sie hätte durch einen Drahtzug laufen lassen, sind die Haare der Neger platt, als wenn sie durch die Walzen einer Lahnfabrik gegangen wären, sie sind flach, wie die Haare des Schafes, sie bilden recht eigentliche Wolle, sie sind kurz und gekräuselt; allerdings haben sie nicht diejenige Kräuselung, welche das Haar des Schafes zeigt, sie sind nicht im Zickzack hin und her gebogen, sondern sie haben die Kräuselung des Lahns, welcher über den Draht gewickelt, zur Cantille geworden ist. Das runde Haar des Europäers ist entweder ganz schlicht oder großlockig, mitunter auch kleinlockig, wie das des Bartes, auch wächst es ellenlang und darüber. Es giebt Frauen, welche so schönen, dabei nicht krankhaften und erschöpfenden Haarwuchs haben, daß die Länge desselben beinahe ihrer Körperlänge gleichkommt; die Negerhaare haben die Eigenschaft der Haare an den verborgenen Theilen des menschlichen Körpers, sie werden nur einige Zoll lang. Auch der Bartwuchs der Neger ist äußerst schwach, er bedeckt gewöhnlich nur den äußersten Rand der Lippe und dort nur in einem äußerst geringen Grade.

Auch das Auge des Negers hat etwas Besonderes. Die Iris ist so tief dunkel gefärbt, daß sie sich von der schwarzen Pupille beinahe gar nicht unterscheidet. Bei dem Auge des Europäers treten die Farben so lebhaft auseinander, daß man sehr wohl unterscheiden kann, ob die Iris grau oder blau oder braun ist, nur in den allerseltensten Fällen ist die Iris des braunen Auges so dunkel, daß man dieses Auge mit dem Worte schwarz bezeichnet, und diese seltene Ausnahme ist bei dem Neger das Alltägliche, zugleich ist das Weiße des Auges immer gelb. Auf den Europäer, der dessen nicht gewohnt ist, macht dies einen unangenehmen Eindruck, solche Färbung berechtigt bei uns zu dem Schlusse, daß eine Leberkrankheit zum Grunde liege, darum glaubt er auch, daß der Neger stets krank sei, bis er die Ueber-

zeugung gewonnen hat, daß die Schwarzen alle ohne Ausnahme an diesem Fehler leiden, bis er sich nach und nach überzeugt, daß diese Krankheit nicht, wie doch bei Krankheiten gewöhnlich, die Ausnahme, sondern im Gegentheile die Regel ist.

Die Haut der schwarzen Race ist überaus grob und porös, man sieht die Poren so deutlich, wie man auf der Haut des Vogels die Narben der ausgerissenen Federn sieht, nur sind die Poren nicht erhaben, sondern vertieft, auch sind sie nicht regelmäßig gestellt, und bilden also nicht eine Zeichnung, wie dieses auf der Gänsehaut allerdings der Fall ist. Trotz dieser äußeren Unschönheit ist die Haut so sammetweich und fühlt sich so lieblich an, daß man diese Empfindung beinahe verführerisch nennen könnte. Das Berühren der Negerhaut bringt ein schwer zu beschreibendes Wohlgefühl hervor, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses der Grund zu den vielen fleischlichen Sünden unter den Pflanzern ist. An die Farbe gewöhnt man sich sehr bald, ja wenn dieselbe nicht grauschwarz ist, sondern braunschwarz, so hat auch sie etwas sehr Bestechendes.

Aber ein Uebel haftet an allen Negern, sie haben eine so starke und thierisch riechende Ausdünstung, daß sie für viele Menschen, namentlich für die Europäer der nördlichen Hälfte dieses Erdtheils ganz unerträglich ist, anders scheint es mit den Spaniern und Portugiesen, die sich sehr bald daran gewöhnt haben, was die vielen Mischlinge auf den Pflanzungen beweisen. Der Grund liegt vielleicht darin, daß sie selbst eine sehr starke, impertinent riechende Ausdünstung haben. Daß übrigens auch die Yankees, die Abkömmlinge der Engländer in Nordamerika, sich daran gewöhnen, daß auch sie mit den „verfluchten Niggern" sich befreunden können, beweist die Zahl der Mulatten, Terzeron, Quadron und der anderen Farbigen, welche die der eigentlichen Schwarzen bei weitem übertrifft. Das Vorurtheil der Yankees gegen die Neger reicht allerdings bis in die Kirche, aber keineswegs bis in's Bett, der Amerikaner würde sich für immer geschändet halten, wenn er mit dem Neger innerhalb desselben Raumes zu Gott betete, aber von einer Heerde schwarzer Thiere dutzend- oder schockweise braune Kinder zu haben und sie dann bei nächster Gelegenheit als Sklaven zu verkaufen, dieses schändet, dieses entehrt ihn nicht und dabei ist ihm auch der Geruch der schwarzen Race nicht unangenehm.

Zu den Negerstämmen zählt man gewöhnlich, aber allerdings mit einigem Unrecht, die Hottentotten und die Buschmanns. Ihre Statur ist unter mittelgroß, gewöhnlich weniger als 5 Fuß, der Rückgrat ist sehr stark gekrümmt, die Backenknochen und Kinnladen stehen immer noch stark hervor, das Becken der Männer ist sehr fest und ausgebreitet, das der Weiber ist zart und schwach, die Hände und Füße sind ungewöhnlich klein, das Haar ist

kurz, aber durchaus nicht wollig anzufühlen, die Haut ist mehr braun als schwarz, bei jüngeren Personen ist sie oft so hell, daß man die Röthe der Wangen durchschimmern sieht.

Man glaubt, daß die Hottentottenvölker, deren es eine solche Menge verschiedener giebt wie der Neger, in Afrika eigentlich nicht zu Hause, sondern mit ihren Nachbarn, den Buschmanns, von Außen her eingewandert sind.

Die unglücklichen Hottentotten haben so furchtbare Schicksale durch die Holländer und Engländer erlitten, wie nur die Javanen, Indier und Australier. Sie hatten die ganze Südspitze von Afrika bis 10° vom Cap und noch beträchtlich mehr im Besitz; sie hatten prächtige Hütungen, auf diesen außerordentlich zahlreiche Heerden von Rindern, Ziegen und Schafen, sie waren einfach in ihren Sitten, waren ehrlich, kamen ihren Versprechungen auf das Genaueste nach und ihre Gewissenhaftigkeit ging sogar so weit, daß, wenn sie eine Kuh für ein Stück Rolltabak verkauften und die Kuh ihrem Besitzer etwa entlief, der Taback zurückgegeben wurde, bis die Kuh wiedergefunden oder durch eine andere ersetzt worden war.

Nun kam die Bestialität, nicht sowohl der Hottentotten, als vielmehr der gemein gesinnten, niedrig gesinnten Holländer, welche diese Unglücklichen um so härter bedrückten, je mehr sie geneigt waren, Alles friedlich auszugleichen. Unzählig viele Hottentotten wurden auf Menschenjagden eingefangen und zu Sklaven gemacht. Die Regierung der Niederlande wollte dieses zwar nicht, aber die Gouverneure kehrten sich so wenig an deren Willen, wie die russischen Beamten in den entfernten Provinzen an die Befehle des Kaisers, denn sie sagen so wahr als edelmüthig, „Gott ist hoch und der Kaiser ist fern," ein Gedanke von großer Tragweite, welcher vieles sehr erklärlich macht, was sich sonst kaum würde erklären lassen.

Nicht nur glaubte man sich berechtigt, die Hottentotten überhaupt zu betrügen und zu hintergehen, indem man ihnen für ihre Produkte nicht den tausendsten Theil von dem gab, was sie dem Käufer werth waren — man glaubte sich auch noch überdies berechtigt, den Preis, den der unverschämteste Eigennutz festgesetzt, um den zehnten Theil herabzusetzen durch die unverschämteste Verfälschung, aber natürlich zum größesten Vortheil der Colonie. Dieselbe erhielt allerdings viel des nützlichsten Viehes, theils für wenig, theils für gar kein Geld. Vierbeinige Bestien wurden so herbeigeschleppt, um die Colonisten zu nähren, zu kleiden, um ihre Handelsgegenstände zu bezahlen, zweibeinige Bestien wurden gestohlen, gejagt, gefangen, um den Boden zu bearbeiten. Ja, das war eine Zeit! da konnte man die Capcolonie blühen sehen, da gab es in den Niederungen die herrlichsten Reis- und Zuckerfelder, da gab es in weitem Flachlande prächtige Tabackspflanzungen,

und auf den weiten Wiesenflächen grasten ungezählte Heerden, aber die dummen Hottentotten begriffen die Vortheile nicht, welche die Colonie davon hatte, die beraubten Familien rotteten sich zusammen, waren unverschämt genug, Rückgabe der Entführten zu fordern und wohl gar mit Krieg zu drohen — unverschämt! Krieg anzufangen, weil die Holländer eine halbe Million von ihrem Heerdenvieh und vielleicht 50,000 männliche und vielleicht 10,000 weibliche Hottentottenthiere gestohlen hatten!

Mir fällt zwar eben ein, daß die Franzosen mit Algier auch Krieg angefangen haben, lediglich um eines Fächerschlages willen, den ein französischer Consul von dem Dey erhalten hat, aber das ist ja doch ein ganz anderer Fall, dieser Geschlagene war ein Mitglied der großen Nation, überhaupt ein Mensch und nicht ein Schwarzer.

Dennoch hat es seit jenen Zeiten nie an Zwistigkeiten zwischen den Hottentotten und den Holländern gefehlt, wodurch die letzteren nach und nach ihrer Nahrungsmittel, ihres Viehstandes beraubt und in die Wüsten zurückgedrängt worden sind, wo denn höchst großmüthig die Engländer, welche im Besitz der Capcolonie den Holländern folgten, ihnen gestattet, ganz nach ihrer eigenen Bequemlichkeit zu verhungern. Welche Thorheit! Hätte man sie, wie die Holländer es thaten, als Zug-, Last- und Arbeitsthiere benutzt, so würde Südafrika vielleicht jetzt 2 Millionen Centner Taback nach Europa führen, statt daß im Gegentheil 100,000 Centner davon eingeführt werden, Bitterfelder und Vierradener Bösewicht aus der Mark für die Kaffern, und Virginia oder Havanna oder Portorico für die Herren von Amerika her. Das kommt von der leidigen Humanität, zugleich sind durch die Noth, welche man ihnen zu erdulden gestattet, die Hottentotten so heruntergekommen, daß sie weit unter mittlerer Größe stehen, daß die Männer höchst selten 5 Fuß und die Frauen meistentheils nicht mehr als 4 Fuß erreichen, während le Baillant, der im Jahre 1780 jene Gegenden als Naturforscher bereiste, die Hottentotten als wohlgebildete Menschen von gewöhnlicher Größe und ungewöhnlicher körperlicher Vollendung schildert der Art, daß er sogar bewogen wurde, einen recht hübschen kleinen Roman mit seiner lieblichen Heldin, der ausgezeichnet schönen Narina, zu spielen.

Was man jetzt von der Race der Hottentotten sagen kann, läßt sich dahin zusammenfassen, daß Hände und Füße zwar sehr klein, aber durchaus nicht kleiner sind, als für ihre geringe Größe natürlich wäre, die übrige körperliche Ausstattung zeigt sich als höchst dürftig, wie es nicht anders sein kann bei einer Lebensweise, welche sie verurtheilt, unaufhörlich mit der schrecklichsten Noth zu kämpfen. Der Kopf zeigt einen auffallend größeren Durchmesser von vorne nach hinten, als von einer Seite nach der anderen, die

Stirn ist klein und sehr rund, die Augen stehen beträchtlich von einander ab und die Augenlider bilden nach innen zu keinen Winkel, sondern sie öffnen sich vollkommen rund und nur nach außen zu verlängern sich die Lider zu spitzen Winkeln.

Aus einigen dieser Kennzeichen glaubt man schließen zu dürfen, daß sie mit den Mongolen verwandt sind und daß sie von Osten her eingewandert, vielleicht aus Asien gekommen sind, doch läßt sich dieses wenig oder gar nicht beweisen, und mag zu den vielen Sagen über die Abstammung unbekannter Völker geworfen werden, welche gar keinen historischen Werth haben.

Die Buschmänner oder Buschmenschen sind von den Hottentotten wohl nur dadurch unterschieden, daß sie sich noch in tieferem Elend befinden, noch weiter herunter gekommen sind. Die Laster, welche sie zeigen, hat man mit Recht die Laster ihrer socialen Lage genannt. Philipp in seinem Researches in South-Afrika hat actenmäßig dargestellt, auf welche schamlose Weise die holländischen Bauern mit den Hottentotten, ihren Sklaven, umgingen. Leider halfen sogar die Missionare dazu, welche doch dafür bezahlt waren, die Hottentotten zu Christen umzubilden, sie zu unterrichten und ihre Lage zu verbessern. Ueber den Thüren der mehrsten Kirchen der Capcolonie standen die Worte: „den Hunden und den Hottentotten ist der Eintritt verboten.“ Man kann wohl kaum bezeichnender über die Stellung der Hottentotten zu den Holländern sprechen. Die überall zurückgedrängten, um ihr Land betrogenen Hottentotten stahlen, um zu leben, Rinder von den Weiden, und die holländischen Boers raubten Schwarze, um Sklaven zu haben, wobei gleichzeitig Knechtung sowohl als Ausrottung bezweckt wurde. Es vereinigten sich Boers zu einem sogenannten Kommando, um die Dörfer (Kraals) der Hottentotten aufzusuchen und zu vernichten. Ein Offizier berichtet über ein solches Commando vom 27. September 1792: „Ein Kraal angegriffen, 75 Buschmenschen getödtet, 21 Gefangene. Weiter gesucht und am 15. October einen anderen Kraal entdeckt, darin 85 getödtet und 23 gefangen. Fünf Tage später ein dritter Kraal entdeckt, 87 getödtet und 30 gefangen.“

Diese Thatsachen, zu denen man erst durch den gedachten Engländer und durch das Baseler Missionsblatt vom Jahre 1854 gelangt ist, beweisen allein schon genug, aber die Schändlichkeit des Verfahrens springt erst recht in die Augen, wenn man erfährt, auf welche Weise die Holländer selbst hierüber sprechen. Dem Obersten Collins erzählte ein sonst sehr respectabler Gutsbesitzer, daß er mit seinen Untergebenen, Dienstboten, seinen Söhnen und seinen guten Freunden im Laufe von 6 Jahren 3000 Buschmänner getödtet und 200 gefangen habe. Ein Anderer theilte mit, daß die Commandos, an denen er sich betheiligte, 2700 Buschmenschen das Leben gekostet hätten. Ein dritter Colonist hatte in 30 Jahren 34 solcher Raub- und Mordzüge

mitgemacht oder geleitet, auf manchen derselben seien 200 Buschmenschen getödtet. Sollte es nun zu verwundern sein, daß sie einen tödtlichen Haß gegen die weiße Race in sich erwachen fühlten?

Nachdem in diesem Jahrhundert die Engländer von dem Cap Besitz ergriffen und, um die Colonien der anderen Völker zu verderben, die Sklaverei abschafften, mußten sie dasselbe auch in der Capcolonie thun. Dies bewog 5000 holländische Bauern (Landbesitzer, die verhaßte engländische Besitzung zu verlassen und sich eine neue am Port Natal zu gründen, nahezu 200 deutsche Meilen von der Capstadt, von dem Sitz der engländischen Regierung, weil es ihnen durchaus verderblich schien, den Hottentotten einzubilden, daß sie Menschenrechte hätten, Missionare zu ihnen zu schicken, welche sie unterrichteten, Tribunale einzusetzen, vor denen sie Recht und Schutz gegen die Weißen suchen konnten.

Der Missionar Dr. David Livingstone, wie alle Engländer hochmüthig auf seine Vorfahren, die wer weiß was alles gewesen sind, bis sie so weit herunterkamen, daß der arme David in seinem 19. Jahre Baumwollenspinner wurde in einer großen Fabrik, in welcher er lernte (während die Maschine die Arbeit verrichtete, welche er beaufsichtigte) wissenschaftliche Bücher zu lesen und seinen Geist so vorzubilden, daß eine Missionsgesellschaft sich seiner annahm, ihn Medizin und dann Theologie studiren ließ und ihn hierauf nach Südafrika schickte. — Dr. Livingstone, zehnmal mehr durch seine eigene Thätigkeit, zehnmal mehr geworden durch seine Studien und die Ausdauer, mit denen er die Früchte sammelte, als er jemals hätte durch seinen Ahnherrn, der in der Schlacht von Culloden als Kämpfer für das alte Königshaus geblieben ist und dessen Geburtsort Walter Scott in dem vierten Gesange des „Herrn der Inseln" besingt — erzählt aus eigener Anschauung das Folgende:

„Die freien Boers bestehen aus Leuten, welche sich dem Bereich der engländischen Gesetze entzogen haben, und viele engländische Deserteure (eine saubere Race in aller Herren Ländern angeworbenen Gesindels) und andere Wichte haben sich ihnen beigesellt. Die Boers geben an, daß sie durch die Emancipation der Schwarzen in ihren Rechten schwer beeinträchtigt worden seien, und daß sie sich zurückgezogen hätten zur Gründung eines eigenen Freistaates, innerhalb dessen Grenzen sie ohne Belästigung in der ihnen geeignet scheinenden Behandlung der Schwarzen fortfahren könnten. Ich darf wohl nicht erst hinzusetzen, daß die geeignete Behandlung nichts weiter sei als Herbeiführung gezwungener, unbezahlter Arbeit, d. h. also recht eigentlich der Sklaverei.

„Als die Boers unter Anführung des jetzt verstorbenen Hendrick Potgeiter sich im Lande der Zulu-Kaffern niederließen, woselbst die Buschmänner

unter der Oberherrschaft der Kaffern lebten, wurden sie von den Ersteren als Befreier begrüßt, sie hatten jedoch Ursache, ihre Befreiung sehr zu bedauern, denn die Weißen erschlugen zwar ihre Feinde, machten aber ihre Freunde mit Kind und Kindeskindern zu Leibeigenen. Sie müssen düngen, jähten, ernten, sie müssen Häuser, Straßen und Canäle bauen, allein man muß den Holländern doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie diesen Buschmännern die Erlaubniß nicht vorenthalten, in derjenigen Zeit, welche ihnen etwa übrig bleiben sollte, für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen. Ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, wie Boers in ein Dorf kamen und nach ihrer gewohnten Weise 20 bis 30 Weiber verlangten, die ihre Gärten jähten sollten. Ich habe es gesehen, wie diese Weiber sich mit ihren Nahrungsmitteln auf dem Kopfe, ihren Kindern auf dem Rücken und den Feldbaugeräthschaften in den Armen, auf den Schauplatz der unvergüteten harten Arbeit begaben. Dabei rühmen sich die Boers ihres ungeheuren Edelmuths, indem sie den Buschmenschen erlauben, in ihrem (der Holländer) Lande zu wohnen, dafür nichts verlangend als einen geringfügigen Antheil ihrer Arbeitskraft."

Diese Ansicht grenzt bei aller ihrer Nichtswürdigkeit doch haarscharf an das Komische. Nur ein einziges Mal ist den Hottentotten vor etwa 200 Jahren ein kleines Stückchen Cap Land, höchstens dreimal so groß als die Niederlande, abgekauft worden. Wirklich abgekauft und bezahlt mit 114 Gulden von dem holländischen Oberbefehlshaber am Cap, Oberst van Ribeek (1672). Ein schöner Preis, denn van Ribeek's Gehalt betrug in der That nicht mehr als 150 Gulden monatlich. Was nun aber Port Natal betrifft, und die ganze von den Holländern als die ihrige in Anspruch genommene Landstrecke, so haben sie daran kein größeres Anrecht als der Verfasser an Südasien oder der Leser an Neu-Holland; dies scheinen aber freilich sehr thörichte Untersuchungen, denn Recht hat jedesmal derjenige, der im Besitze ist.

„Ein Mensch in einem civilisirten Lande kann es beinahe nur mit Mühe begreifen, daß Leute — Christen, civilisirte Menschen — plötzlich verabredetermaßen aufbrechen, nach zärtlichem Abschied von Weib und Kindern, um fremde Weiber und Kinder zu rauben und die Männer dann selbst niederzuschießen, aus keinem anderen Grunde, als weil sie nicht von derselben Farbe sind. Entsetzlich sind die Gräuel, welche mir von der armen Eingeborenen erzählt wurden, und ich glaubte sie anfänglich nicht, die Eingeborenen der Uebertreibung zeihend, bis die Boers selbst, bald bedauernd und entschuldigend, bald prahlend in sichtlich befriedigter Eitelkeit, von den blutigen Auftritten erzählten, an denen sie selbst Antheil genommen.

„Die Boers alle sind, ihren Ueberlieferungen nach, sowohl Christen als

von den wackersten Menschen herstammend, welche die Welt nur jemals gesehen (von Hugenotten und Holländern), aber in einer wunderbaren geistigen Verirrung nehmen sie den Namen Christen ausschließlich aller Anderen für sich in Anspruch, für die Weißen, die ganze farbige Race nennen sie schwarzes Eigenthum — schwarze Geschöpfe. Sie sind das auserwählte Volk Gottes, denen die Heiden als Erbtheil übergeben worden, sie betrachten sich als die Ruthe der göttlichen Heimsuchung an den Heiden, wie es die Juden im Alterthume waren.

„Dabei haben sie eine Feigheit, die so unglaublich ist, wie ihre Unmenschlichkeit. Niemals haben sie einen Angriff auf die tapferen, kriegerischen Kaffern gethan, immer sind es die sanftmüthigen, demüthigen Buschmenschen, gegen welche sie ihre Streifzüge richten, und selbst hierbei verfahren sie auf eine, jeden Mann schändende Weise. Haben sie erfahren, daß irgendwo ein Kraal der dürftigen Wüstenkinder eine große Heerde Kühe und eine Portion Kinder besitzt, so werden ein Paar benachbarte Stämme gemiethet, um sich ihrem Zuge anzuschließen. Diese rücken nun gegen den Kraal vor, umstellen denselben und die Landbesitzer hinter ihnen in Sicherheit schießen durch die Lücken oder über ihre Köpfe hinweg alles todt, was erwachsen ist, um die hülflosen Greise bekümmert man sich nicht, es wäre schade, einen Schuß auf sie zu verwenden, hülfslos, wie sie sind, sterben sie bald ohne solche Pulververschwendung, eben so die Säuglinge und die kleinen unbrauchbaren Kinder, aber die kleinen, welche circa sechs bis neun Jahr alt sind, nimmt man mit, um aus ihnen Sklaven zu ziehen."

Dr. Livingstone erzählt weiter, wie verhaßt den Boers die Missionaire seien, welche die Schwarzen unterrichteten und ihnen die thörichte Meinung beibrächten, sie seien auch Menschen und seien nichts Schlechteres als die weißen Leute. Weil er einigen Buschmännern Gewehre geliehen hatte, um eine Elephantenjagd anzustellen, damit er für sich und seine nächste Umgebung für einige Zeit Nahrung habe, wurde das Mährchen verbreitet, er habe denselben 500 Musketen geliefert, um sie zum Kriege gegen die Boers zu befähigen, und weil er ihnen zu eben dieser Jagdparthie einen eisernen Kochtopf geliehen hatte, so wuchs derselbe in rasender Schnelligkeit zu einer Kanone, einer Haubitze, einem Bombenkessel an. Alles höchst begreiflich und höchst glaubwürdig, denn die Engländer haßten und verabscheuten die Abkömmlinge der Holländer, hatten sie doch nur Sir John Herschel mit seinem ungeheuren Fernrohr nach der Capstadt entsendet, damit derselbe von der Sternwarte aus sorgfältig erspähe, was die Boers 1000 englische Meilen von der Capstadt machten. In Folge dieser Befürchtungen wurde auch Livingstone von den Holländern nicht nur angefeindet, sondern auch in dem Stamme der Bakuena, in welchem er sich niedergelassen hatte, angegriffen

und geplündert. Drei Missionsstationen wurden in Folge dieser abscheulichen Ansichten durch die Abkömmlinge der Holländer zerstört:

„Der verstorbene Praetorius, damals Hauptanführer der Boers, sandte im Jahre 1852 400 Boers aus um die Bakuena anzugreifen. Die Boers rühmten sich der vollständigsten Gewalt über alle Schwarzen, welche ihnen von den Engländern auf Gnade oder Ungnade übergeben worden wären, rühmten sich, daß ihnen versprochen worden sei, keine Waffen und keinen Schießbedarf mehr in die Hände der Schwarzen gelangen zu lassen. In Folge dieses entweder wirklich gegebenen oder nur vorgespiegelten Versprechens wurde der beabsichtigte Angriff nunmehr thatsächlich ausgeführt. Die Boers fielen in das Land der Betschuanen ein, überrumpelten die Bakuena, erschlugen eine beträchtliche Anzahl von Erwachsenen und schleppten 200 von unseren armen Schulkindern mit sich fort in die trostloseste Sklaverei. Die Eingeborenen vertheidigten sich zwar bis Einbruch der Nacht, entflohen dann aber unter dem Schutze der Dunkelheit in die Berge. Bei diesem schändlichen Raubzuge waren zum erstenmal einige von den Angreifern gefallen, sonst hatten sie immer widerstandslos gesiegt. Die Folge hiervon war, daß die Boers die Freundlichkeit hatten, mich, den Lehrer des Christenthums, als denjenigen zu bezeichnen, der die Schwarzen gelehrt hätte, die Boers zu erschlagen. Zur Rache dafür zündeten die Boers und guten Christen mein Haus, nachdem sie es vollständig ausgeplündert hatten, an. Die Bücher einer guten Bibliothek, mein einziger Trost in der Einsamkeit, wurden zwar nicht fortgeschleppt, aber sie wurden zerrissen und die Blätter umhergestreut. Mein Vorrath von Arzneien ward zerstört und alle Möbel und die Kleidungsstücke der gesammten Familie wurden fortgeschleppt und unter den Boers öffentlich versteigert, um die Kosten des Raubzuges zu decken. Dies geschah durch Weiße, durch Christen, nachdem mein Haus — das eines Weißen — Jahrelang unter dem Schutze der Schwarzen vollkommen sicher und unangetastet gestanden hatte.

„Bei diesem Raubzug litten auch Andere nicht wenig. Es war damals Mode in Südafrika, auf Löwen, Antilopen, Seekühe und Elephanten zu jagen und viele Engländer waren nach meiner Station gekommen und hatten die Jagd daselbst aufgenommen, sie hatten dabei 85 Stück Hornvieh bei mir zurückgelassen, damit es sich bei guter Weide ausfüttere und nach beendeter Jagd als frischer Vorspann ihre Heimreise sofort antreten könnte. Sie fanden von alle diesem Vieh nichts, es war von den Boers geraubt und die Hüter der Heerde hat man erbarmungslos geschlachtet, die rückkehrenden Jäger fanden 14 Tage später, von ihnen nichts weiter als die gebleichten, weit umher zerstreuten Knochen."

Wenn man dieses Alles betrachtet, so kann man nicht umhin zuzuge-

stehen, daß die Schwarzen viel mehr Ursache haben, sich über die Weißen zu beklagen als umgekehrt, und es dürfte sich hier herausstellen, daß sie so wenig als die sonstigen Wilden die schlimmeren sind und daß sie besser seien als ihr Ruf. Wo die Neger zuerst mit den Europäern in Berührung kamen, haben sie sich freundlich gesinnt gezeigt, selbst die Mandingos nicht ausgeschlossen, welche die nächsten Nachbarn der grausamen Dahomeys sind. Mungo Park gelangte zu ihnen halb nackt, von Krankheit aufgerieben als unglücklicher und ungläubiger Flüchtling. Er wurde mit uneigennützigster Gastfreundschaft und herzlichster Theilnahme aufgenommen und verweilte 7 Monate unter ihnen in der Hauptstadt, von dort gesund und wohl genährt und von vielen Personen sicher geleitet nach dem Meere zurückkehrend.

Gegenwärtig findet man allerdings die Leute überall anders gestimmt, und je länger die Verbindung dieser schwarzen Bevölkerung gedauert hat, desto weniger ist mit ihnen durchzukommen, denn sie hat alle Laster und alle Abscheulichkeiten angenommen, welche ein dauernder Umgang mit dem Auswurfe aller Nationen, mit den Matrosen, nur irgend herbeiführen kann.

Wandert man von Afrika ostwärts nach den großen Inseln, so sieht man schon ganz zunächst auf den Komoren und auf Madagascar schwarze oder Negerstämme, noch weiter nach Osten bilden sie die Bevölkerung eines ganzen Welttheils (Neu-Holland) und pflanzen sich von hier fort über die Inseln von Südasien, über Borneo, Celebes, Neu-Guinea, die Neuen Hebriden, die Fidji-Inseln rc., allein die Modificationen des Negertypus fallen hier schon so bedeutend auf, daß viele Naturforscher die Papuas, Alfurs, Fidji-Insulaner rc. zwar noch zu den Schwarzen, aber keineswegs mehr zu den Negern zählen wollen, obwohl ihnen der Name Australneger noch ganz allgemein gegeben wird.

Betrachten wir den Mann und die Frau von Neu-Caledonien (im Jahr 1859 von Victor Rochas bereist), so werden wir nicht in Abrede stellen, daß die Negerähnlichkeit unverkennbar sei, auch von der dunklen Farbe selbst abgesehen, und man hat Ursache zu muthmaßen, daß diese Bevölkerung mit der Negerbevölkerung von Afrika höchst nahe verwandt ist. Es sind die wolligen Haare, die aufgeworfenen Lippen, die breite Nase und noch viele andere Kennzeichen unverkennbar vorhanden. Woher sie eingewandert, wie sie auf diese Inseln gelangten, ist allerdings eine andere Frage, so wie es auch fraglich ist, ob die vorhandenen, bedeutenden Unterschiede dieser Australnegerrace als einer solchen, ganz eigenthümlichen angehören, oder ob sie als Resultat der Mischung zwischen Negern und Malayen betrachtet werden müssen. So z. B. ist das Haar zwar außerordentlich kurz gekräuselt, aber es ist doch keineswegs mehr Wolle; ferner haben die Bewohner der Inseln, je weiter nach Osten man geht, immer längeres Haar und auf dem Fidji-

Archipel bildet es eine ganz ungeheure Perrücke, ein Toupé von ganz riesigen Dimensionen, und ferner haben die Papuas von Neu-Holland zum Theil einen sehr starken Bart, was sich bei den eigentlichen Negern niemals zeigt. Von den Australnegern bis zu den Batas auf den Sunda-Inseln oder den Dajaks auf Borneo, findet sich durch die Papuas von Neu-Guinea und die Alfurs von Celebes eine so regelmäßige Stufenleiter und ein so vollkommener Uebergang von einem zum andern, daß ein Maler mit großem Fleiß zeichnend, kaum diese Abstufungen besser wieder geben könnte, und dieselben mit allen den Völkern von Neu-Holland, mit den Negern von Mittelafrika in eine Klasse zusammenwerfen, hieße eine Sünde gegen die gesunde Vernunft begehen. Ob die höchst dürftige Körperbildung der schwarzen Neu-Holländer von der erbärmlichen Nahrung und der geringen Quantität derselben herrührt, wissen wir allerdings nicht, doch möchte man es beinahe bezweifeln, denn es giebt auch andere Völker, die auf höchst geringe und schlechte Nahrung angewiesen sind, auf Fischkost und sehr karg zugemessene Früchte, so fast auf allen Koralleninseln, und doch wohnen auf denselben Menschen von ungewöhnlicher Körperschönheit, genügender Körperfülle und zum Theile auch von großer Gesittung, welches letztere ich hauptsächlich deshalb anführe, weil man die furchtbare Rohheit der Neu-Holländer, sowie ihre Körperbeschaffenheit ihrem elenden Leben zuschreiben will.



Neu-Caledonier.

An die Frage, ob diese verschiedenen Menschenstämme einem und demselben Grundtypus angehören oder ob sie Uebergangsstufen bilden, ob sie Mischlinge sind, schließt sich eine andere Frage: ob es überhaupt möglich sei, daß es für den Menschen einen Schöpfungsmittelpunkt gegeben habe und,

wenn dieses der Fall, ob es nicht gerade der Neger sei, welcher diesen ursprünglich gebildet habe, eine Ansicht, welche wir schon früher flüchtig berührt haben und über welche sich einer der berühmtesten Naturforscher, Link, in folgender Weise ausspricht:

„Wenn die Frage wäre, welcher von den Völkerstämmen der ursprüngliche sei, so kann die Naturgeschichte nur für die Neger stimmen. Die ersten organischen Wesen waren die am wenigsten entwickelten Pflanzen, dann folgten die Thierpflanzen, die Schaalthiere, die Fische, dann folgten die Amphibien, die Säugethiere und endlich der Mensch. Da nun die organischen Bildungen überhaupt von den unvollkommensten anfingen, so könnte man sagen, daß die Menschenbildung auch von der unvollkommensten angefangen haben müsse, und das ist unzweifelhaft diejenige, welche der thierischen am nächsten stand, die Negerbildung. Aber auch von einer anderen Seite gelangt man zu der Folgerung. In jeder Thierart ist die schwarze Varietät die ursprüngliche, die weiße hingegen die spätere, die ausgeartete. Weiße Pferde, weiße Ochsen, weiße Kaninchen, weiße Tauben sind ohne Zweifel Ausartungen von der ersten ursprünglichen Bildung, und es giebt vielleicht kein Säugethier, dessen ursprünglicher Stamm eine weiße Farbe hat. Das wilde Schwein ist schwarz, das zahme braun oder gelblich." (Sollte denn auch wohl der Eisbeer ursprünglich schwarz gewesen sein? sollte auch der Storch, der Schwan einen schwarzen zum Stammvater haben? Sollte dasselbe mit dem Kakadu der Fall sein, den man noch niemals anders als weiß gesehen hat?)

„Diesen beiden bedeutenden Gründen mögen wir noch einen dritten hinzufügen. Nur innerhalb der Wendekreise konnte der Mensch sich ohne künstliche Hülfsmittel gegen die Witterung schützen, also der erste Mensch, der nicht wie die Schnecke aus einem Hause an das Licht trat, mußte zwischen den Wendekreisen sein Eden finden, in Afrika oder auf den Indischen Inseln, und das Stammvolk an beiden Orten sind Neger, wir mögen daher wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Negerstamm zwischen den Wendekreisen der Urstamm ist, daß wir Europäer ausgeartete, abgeblaßte, schwächere, aber eben darum schönere und klügere Menschen sind."

Es widerstrebt uns allerdings, anzunehmen, daß ein Neger der Stammvater aller, auch der höchst civilisirten, höchst cultivirten und am schönsten gestalteten Menschen sein soll, allein dies ist doch nur ein Vorurtheil. Sind die Gründe, welche Link anführt, zum größesten Theile bereits widerlegt durch die neuesten Forschungen, so sind doch so unzählige Uebergänge, nicht von einzelnen Personen, sondern von wirklichen Volksstämmen vorhanden, daß man sich der Ansicht nicht verschließen kann, es möchte eine sehr allmähliche Verwandlung wohl möglich sein. So haben die Fullahs in Central-

afrika keine schwarze, sondern eine kastanienbraune Farbe, eine Adlernase, eine hohe Stirn, eine schöne Gestalt und das einzige, die Negerrace charakterisirende Kennzeichen ist das wollige, krause Haar. Ganz am äußersten Ostende von Mittelafrika wohnen die Gallas, die Somalis und andere, welche sich auch eigentlich nur durch das Wollenhaar verrathen, sonst aber, so schwarz sie auch sein mögen, oder so hell ihre Farbe geworden ist, sich in ihrer Körper-, in der Gesichtsbildung der kaukasischen Race mehr nähern, als der Negerrace, gerade oder gebogene Nasen und nicht dicke Lippen haben, so wie auch ihre Augen schön geformt, ihre Unterkiefer nicht bedeutend hervorstehend sind. Den Negercharakter verleugnend ist ihre geringe Muskelkraft, vermöge deren sie schwere Arbeit nicht ertragen, und die Weiber dabei mehr Ausdauer zeigen, als die Männer.

Fast alle Spuren des Negercharakters verschwinden bei den Habesch (Abyssiniern), deren Haar gar nichts Wollenartiges hat, sondern ganz entschieden schlicht ist, deren Physiognomie, was den Bau der Nase, der Stirn, der Backenknochen betrifft, sie den Europäern im höchsten Grade nähert, wobei nur der geringe Bartwuchs und die dunkle Farbe sie negerähnlich erscheinen läßt.

Die eigentlichen Negervölker haben es nirgends zu einer bedeutenden Stufe der Cultur gebracht, überall sind sie niedrig stehen geblieben, schwer ist stets die Beurtheilung einer ehemaligen Cultur für die Jetztzeit, es fehlt uns für die älteren Epochen gänzlich an schriftlichen Nachrichten und was wir wissen wollen, müssen wir aus den Steinen zu lesen suchen. Nordafrika und ganz Aegypten, ehemals auf dem höchsten Gipfel der Cultur stehend, kann jetzt nur noch als Ruinenfeld betrachtet werden, und leider hat das laufende Jahrhundert das Seinige gethan, um auch diese Ruinen zu zerstören. Wo jetzt in Algerien, in Tunis und in Aegypten nur Wüstensand weht, da lebten in jenen fernen Zeiten Millionen von fleißigen Ackerbauern, unternehmenden Kaufleuten, Gewerbetreibenden und Künstlern. Wo ehemals Tausende von Städten, unter ihnen vor allen Dingen Carthago, Jahrhunderte lang die Nebenbuhlerin von Rom, ihre Palastreihen ausbreiteten, da findet man jetzt nur noch die Fundamente dieser Bauten und die kolossalen Cisternen, welche die Gewässer der Berge sammelten und läuterten, um sie dann als Trinkwasser nach den Städten zu führen, — jetzt sind dieselben Viehställe der Kabylen. Mit Aegypten ist es nicht ganz so schlimm, aber auch hier sieht man von den Tausenden von Städten nur Tempelruinen, diese aber nur deshalb, weil sie aus so ungeheuren Steinen über einander geschichtet sind, daß die Erbärmlichkeit der jetzigen Generation daran scheitert. Würden sie transportabel sein, würden sie anstatt 200 oder 300 Centner nicht mehr als 2 oder 3 wiegen, so würden auch sie so sicher von der Erde verschwunden sein, wie die kaiserliche Burg der Hohenstaufen.

Was die alten Aegypter waren, ein Gemisch von sehr verschiedenen Völkern, welche sich zwar von einander gesondert haben mögen, aber doch bei einander wohnten, ist so ziemlich bekannt. Wahrscheinlich noch vor diesen blühte in jenen Gegenden der mächtige Staat Meroë am oberen Nil, auf einer Insel desselben oder vielmehr auf einer Halbinsel am Einfall des Tagazzi in den Nil. Dort soll ein Negervolk gelebt haben unter einer vollständigen Priesterherrschaft, zwar unter einem Könige, welcher jedoch immer von den Priestern und zwar aus ihrer Kaste gewählt wurde, bis 300 Jahre vor Christi Geburt der damalige König Ergamenes seine Wähler ermorden ließ und sich unabhängig von der Priesterkaste machte, darauf aber nach Unter-Aegypten ging, und Theben sowohl als die Oase des Jupiter Ammon besetzte, auch hier indessen war die Priesterkaste die herrschende, man hält sie für eingewandert aus Indien, hauptsächlich weil sie schlichte Haare und hellere Hautfarbe hatten. Dort findet man (in Meroë) noch viele Alterthümer, z. B. drei mächtige Gruppen von Pyramiden, im Ganzen über achtzig, welche gleichfalls wie die ägyptischen mit Hieroglyphen bedeckt sind. Die Hauptstadt dieses Landes wird von dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus Saba genannt, und soll angeblich dasjenige Saba sein, dessen Königin Salomo in seiner Herrlichkeit aufsuchte. Erst seit Kambyses in Aegypten einzog, wurde die Hauptstadt desselben Staates Meroë genannt. Diese Gegenden wurden von schlichthaarigen Völkern bewohnt, deren Haut jedoch schwarz oder braun war. Herodot, der Vater der Geschichte, schildert die Völker, welche unter dem Heere des Xerxes waren und erwähnt dabei auch dieser, er sagt: „Die Aethiopen jenseits Aegypten und die Araber führte Arsames. Die östlichen Aethiopen — denn zweierlei befanden sich beim Heere — waren den Indiern zugeordnet. Sie unterschieden sich von diesen gar nicht, außer in der Sprache und den Haaren, denn die östlichen Aethiopen haben gerade Haare, die von Lybien aber von allen Menschen das krauseste Haar."

Er nennt die Aethiopen des Ostens Asiaten! denn er rechnet den östlichen Theil von Afrika bis zum Nil zu Asien, so wie wir jetzt umgekehrt geneigt sind, den westlichen Theil von Asien, nämlich Arabien, zu Afrika zu rechnen, mit dem es bei weitem näher verwandt ist in Hinsicht auf Bodenbeschaffenheit, Klima, Pflanzen, Thiere 2c.

Die Araber allerdings sind in das nördliche Afrika von Osten her eingewandert, aber es liegt gar kein Grund vor, anzunehmen, daß auch die alten Aegypter von dort her gekommen wären.

Australneger.

Haben wir mit den Negern unsere Betrachtungen über die verschiedenen Racen angefangen, so müssen wir, falls wir nicht schwer zu vertheidigende Sprünge machen wollen, auf die Australneger übergehen, eine Race, von welcher man allerdings würde sagen können, daß sie sehr wenig von derjenigen verschieden sei, welche wir in dem Vorherigen betrachtet haben, welche indessen immerhin ganz gute Kennzeichen der Unterscheidung liefert, besonders wenn wir sie Schritt für Schritt verfolgen, von da, wo sie sich unmittelbar an die Negerrace anschließt, bis dorthin, wo sie bei noch immer vorhandener Aehnlichkeit sich doch am mehrsten von ihr entfernt.

Die nächste Stelle, wo wir sie neben den Negern oder negerähnlichen Völkern finden, ist Madagascar. Diese Bevölkerung nennt sich Malgaschen oder Malekassen, und das Wort Madagascar ist wohl nichts weiter, als eine durch Portugiesen oder Spanier hervorgebrachte Umwandlung des ursprünglichen Wortes, sie haben sich dasselbe mundrecht gemacht.

Man muß nicht glauben, daß die Eingebornen von Madagascar einen compacten Völkerstamm bilden, aber man muß auch nicht glauben, daß sie unter einander solche Abweichungen zeigen, wie wir dieselben zwischen Völkern verschiedener Racen finden, wir können uns die Verschiedenheiten ungefähr so denken, wie die germanische Varietät der kausischen Race sie uns zeigt. Und diese Verschiedenheiten sind sehr groß. Wer den phlegmatischen Holländer kennt, glaubt kaum, daß der äußerst lebhafte Bewohner Schwedens mit jenem gleichen Stammes sei, ebenso unterscheidet sich der fast durchweg blondhaarige und blauäugige Norddeutsche höchst auffallend von dem *fast durchweg* schwarzhaarigen und schwarzäugigen Oesterreicher.

Ich habe *fast durchweg* gesagt, um mich davor zu bewahren, daß man mir tadelnd vorwerfe, ich hätte sehr ungerechtfertigt die Oesterreicher schwarzhaarig und die Norddeutschen blondhaarig genannt. Ungerechtfertigt wäre dies allerdings gewesen, aber charakteristisch ist immerhin das häufigere Vorkommen der einen oder der anderen Haarfabe unter den verschiedenen Stämmen desselben Volkes, und solche Verschiedenheiten, wie bei oben genannten, werden wir auch bei den Malgaschen und bei dem Uebergange von ihnen zu den eigentlichen Papua-Negern finden.

Man pflegt besonders zwei Hauptvölker auf Madagascar zu unterscheiden, die Sakalaven, welche den westlichen Theil der Insel, und die Hova, welche das Centrum der Insel bewohnen. Die ersteren zeigen sich vorzugsweise negerähnlich, sie sind nicht groß von Statur, aber sehr muskulös, sehr dunkel von Farbe und haben schwarze, stechende Augen und krause Haare,

so kraus, daß sie sich der Wolle nähern: man ist aber der Meinung, daß diese Leute durchaus keine reine Race repräsentiren, man hält sie, und wahrscheinlich mit Recht, für Mischlinge von Afrikanern und Malayen. Sie scheinen in früheren Zeiten das herrschende Volk gewesen zu sein, alle Europäer, welche dieselben besucht haben, erkennen sie als tüchtige und tapfere Leute an, dennoch haben sie sich vollständig besiegen lassen von denjenigen, welche das Centrum der Insel bewohnen, obschon sonderbarerweise der Herrscherstamm noch immer diesem besiegten Volke angehört. Es scheint, als habe man diese Urbevölkerung wenig geachtet, denn die Nachrichten über dieselbe sind äußerst sparsam, dagegen ist die höher geachtete Varietät, wenn man so sagen darf, die der Hovas, vielfältig beobachtet und beschrieben worden. Ihre Aeußerlichkeit verräth sie als Abkömmlinge der Malayen, sie sind bei weitem nicht so schwarz von Farbe als die Strandbewohner, auch ist ihr Haar, wenn schon immer kraus, doch niemals kurzlockig und wollenartig. Die Gesichtszüge sind nicht scharf geschnitten und bei den Mädchen herrscht eine eigenthümliche Lieblichkeit vor, welche man nicht allgemein findet unter den Schwarzen, wodurch sich am besten das Gesagte documentirt, daß es nämlich keine eigentlichen Neger sind, mit welchen



Madagassin.

wir zu thun haben. Wenn die Männer schon eine sehr dunkle Farbe haben, so zeigen sich die jüngeren Frauen und Mädchen doch so häufig in einer

helleren Farbe, daß man zweifelhaft wird, ob man sie zu den Negern zählen dürfe, und sobald man ihre Sitten betrachtet, würde man sogar genöthigt sein, dieses ganz und gar abzulehnen, denn dieselben nähern sich in auffallender Weise denjenigen, welche man unter den malayischen Polynesiern findet. Dazu gehören das Kauen von Betel, der Gebrauch, sich bei Berathungsversammlungen durch eine Art Kavagetränk zu begeistern, obschon es nicht die Wurzel einer Pfefferpflanze ist, welche das Berauschungsmittel hergiebt, sondern der Taback, den man pulverisirt und dann abkocht. Es gehören ferner dazu die Tättovirungen, welche man vorzugsweise bei den Kriegern findet, die hier wie dort eine eigene Kaste zu bilden scheinen, was so weit geht, daß sie nur unter sich heirathen dürfen und daß, obschon sonst die Heirathen unter nahen Verwandten als verbrecherisch gelten, doch die Fürsten ihre nächste Verwandten heirathen dürfen, um den Stamm vollkommen rein zu erhalten. Das Nämliche geschieht unter den Fürsten auf den Sandwichs-Inseln u. s. w. Sie sind ferner von ungemeiner Fröhlichkeit und einer Neigung zu allen erdenklichen Unterhaltungen, welche sie fähig macht, selbst die Sklaverei, in der sie sich unter ihren Herrschern befinden, ganz zu vergessen. Nicht minder charakteristisch für die Verwandtschaft mit den Polynesiern ist die Freiheit, mit welcher die Mädchen über sich und ihre Gunst zu verfügen haben. Nur von der Gattin verlangt man Treue und es macht einem Mädchen nicht die geringste Schande, mehrere Liebhaber gehabt und mit denselben gewechselt zu haben, es fehlt ihr dennoch nie an einem Manne. Es ist genau so, wie auf den Gesellschafts-, den Sandwichs- und den Freundschafts-Inseln, und es dürfte deshalb nicht ganz verwerflich sein, diese Völker als einander verwandt anzusehen.

Ihre nächsten Nachbarn in Afrika, welche man allenfalls als ihre Stammeltern zu betrachten hätte, stehen an geistiger Befähigung ihnen weit nach. Sie haben sich mehrere wichtige Kunstfertigkeiten zu eigen gemacht, sie verstehen zwar nicht Metalle aus ihren Erzen zu gewinnen, aber sie wissen dieselben theils unter dem Hammer, theils im Gießlöffel und in der Form sehr wohl zu behandeln; hier scheint ein fremder Einfluß unverkennbar und das mag der von den Malayen asiatischen Ursprungs gewesen sein, gewiß haben diese aus Asien mannigfache Kenntnisse mitgebracht, welche den Bewohnern von Afrika gänzlich abgehen. Für gering hinsichtlich der Bedeutung, welche man ihr beizulegen pflegte, dürfte die Neigung zu achten sein, bei Versammlungen Reden zu halten, denn diese haben nicht allein die malayischen Polynesier, sondern eben so gut die Schwarzen (unter denen sich manche sogar in einem hohen Grade auszeichnen, wenn es darauf ankommt, klangreiche und hochtönende Ansprachen zu halten) und die Nordamerikaner.

Madagascar ist bewohnt von sehr vielen verschiedenen Stämmen. Die

Antavares (das Volk des Donners) bewohnen die Küstenprovinzen des nordwestlichen Theiles, die Bestimessaras haben das Land und den mittleren Theil der Ostküste inne, werden für das schönste Volk der ganzen Insel gehalten, sind mehr industriös wie die anderen, treiben auch Ackerbau und scheinen die am mehrsten traitablen der Insel zu sein. Die Betanimenes (das Volk des rothen Landes) grenzen an den eben gedachten Stamm im Süden, sie sollen den fruchtbarsten und schönsten Theil von Madagascar inne haben, man nennt sie sehr gastfreundlich, was man wiederum von ihren südlich wohnenden Nachbarn, den Antaximes, nicht sagt, einem rohen, räuberischen Stamm, schwärzer und wollhaariger als alle anderen, ohne alle Industrie und, wie es scheint, nur vom Raube lebend. Die Antambasses wohnen in der Nähe des südöstlichen Caps um die französischen Niederlassungen bei Fort Dauphin. Die Franzosen schildern sie als mild und röthlich, von Körper groß und wohlgebildet. Den ganzen Süden endlich bis weit um die Westküste herum nehmen die Antanosses ein, welche mit den Taissambas verschmolzen zu sein scheinen. Sie gelten für die treuesten Anhänger der französischen Colonisten.

Der westliche Theil von Madagascar, welcher Mozambique gegenüberliegt, wird von den oben angeführten Sakalavas bewohnt, welche arabischen Ursprungs sein sollen; sie waren früher die Herrscher, bis die Hovas und die Radamas, welche das Innere bewohnten, von den Gebirgen herabkamen und die Herrschaft über die ganze Insel an sich rissen. Das Land der Hovas im Centrum von Madagascar ist nicht das größte an Ausdehnung, aber es ist das bestcultivirte, seine Einwohner sind die kräftigsten, und wenn man so sagen will, die gebildetsten. Durch ihre Industrie und ihre Waffen haben sie das Uebergewicht über die Insel erlangt, und falls nicht die Franzosen oder die auf diese eifersüchtigen Engländer eingreifen, werden sie wahrscheinlich diese Uebermacht behalten. Sie besitzen auf der ungefähr 7000 Fuß erreichenden Hochfläche eine Stadt von solcher Ausdehnung, daß sie ihr den Namen Tananarivo, d. h. „die tausend Städte", gegeben haben. Das Land ist zwar während der heißen Jahreszeit sehr dürre und trocken, hat aber zur Regenzeit eine so reichliche Bewässerung und hat dabei eine dem Wachsthum der Pflanzen so sehr günstige Temperatur, daß diese eine Jahreszeit genügt um eine reichliche Bevölkerung für das ganze Jahr wohl zu nähren.

Der Engländer Ellis spricht ihnen die Originalität ab. Der innere Theil, der gegenwärtige Sitz der Hovas, soll zwar derjenige sein, den sie zuerst bewohnten, aber keineswegs ihr Ursitz, den man nach Java legen zu dürfen glaubt, jedenfalls werden sie eine von den Malekassen verschieden zu haltende Abart sein, indem sie bei feinem, schlichtem oder lang gelocktem schwarzen Haar eine braune Haut haben, während die anderen bei viel

dunklerer Färbung wolliges Haar zeigen. Die Fabel von den schwarzen Zwergen, welche das Innere von Madagascar bewohnen und beherrschen, ist längst widerlegt; sie ist entstanden, wie gar so viele Unrichtigkeiten, durch einen Reisenden, welcher einen wirklichen Zwerg, d. h. eine Mißgestalt, gesehen hat und von dieser Erscheinung sofort die Anwendung macht, daß dort, wo der Mensch her sei, lauter Zwerge wohnten, eine einzelne Erscheinung zu einer allgemeinen machend, etwas, das nicht blos vor Jahrhunderten geschehen ist, sondern noch jetzt vorkommt.

Gehen wir weiter von Madagascar, so finden wir schon auf der Insel Mauritius ähnliche Typen, aber in größerer Ausdehnung zeigt sich die ganze Papua-Race erst auf den Ausläufern von Asien, auf den großen, südlich davon gelegenen Sunda-Inseln, welche ehemals mit Asien und Neu-Holland zusammen gehangen haben mögen. Die nördlichste dieser Gruppen heißt die der Nikobaren und die der Andaman-Inseln, welche sich von der westlichsten Spitze Hinterindiens ziemlich parallel mit der Halbinsel Malakka bis nach der Nordspitze von Sumatra erstrecken.

Die Einwohner dieser Inseln sind sehr wohlgestaltet, nur ist ihr Gesicht unschön zu nennen, weil es breit ist, einen großen Mund zeigt und weil die Stirn stark zurückgeneigt ist, indessen die Regeln der Schönheit fordern, daß dieselbe möglichst gerade aufsteige. Was an den Negertypus am mehrsten erinnert, ist der sehr dick oder breit aufgeworfene Mund, allein er ist so breit nicht natürlich, sondern künstlich. Unter allen Völkern, welche mit den Malayen verwandt oder eines Ursprungs sind, findet man das Betelkauen allgemein verbreitet. Die Nikobaren übertreiben es dergestalt, daß nicht nur die Zähne vollständig verdorben und bis auf elende Stummel zerfressen werden, sondern auch das Wangenfleisch, das Zahnfleisch und sogar die Zunge angegriffen wird. Bei den jungen Leuten, welche das Betelkauen noch nicht lange betrieben haben, findet sich die angeregte Entstellung keineswegs. Ebenso ist es hinsichtlich der flach zurückgeschobenen Stirn wahrscheinlich, daß sie künstlich sei, daß man dem neugeborenen Kinde die Stirn so nach hinten drückt, wie es in früheren Zeiten unter den Eingeborenen von Peru geschah. Auch die flache Nase ist, so wie bei den Malayen, durch die Kunst hervorgebracht. Dem neugeborenen Kinde drückt die Hebeamme oder die Mutter selbst das Nasenbein nieder, dergestalt, daß es flach liegt und nicht aus dem Gesichte hervortritt, wie es bei den Europäern, Amerikanern &c. der Fall ist. Die natürliche Folge hiervon ist eine flache und breite Nase, und wenn eine Mutter recht eitel ist auf die dereinstige Schönheit ihres Kindes, so schlingt sie wohl ein Band um den Kopf und das Gesicht desselben, um zu verhindern, daß bei der allmähligen Heilung sich der Nasenknochen wieder erhebe und annäherungsweise sich wieder einfüge in das Stirnbein, aus welchem

er durch den Druck herausgebrochen ist. Bei der Negernase ist dasjenige, was als Nasenknochen darin vorhanden, von Hause aus so gestellt, daß die Nase nicht vorspringen kann, die Form derselben ist mithin keine künstliche, sondern eine ganz natürliche.

Die Farbe der Haut betreffend, so ist sie durchaus nicht schwarz, vielmehr olivengrün, aber da die Leute es nöthig finden, sich über und über einzufetten und da sie allen Staub und allen Schmutz auf ihrer Haut haften lassen, so kann man die eigentliche Grundfarbe durchaus nicht erkennen, wenn man nicht mittelst einer Bürste und hinlänglicher Seife eine mehrmalige Abreibung und Abwaschung vornimmt. Endlich ist das Haar dieser Leute zwar kraus und schwarz wie das der Malgaschen, aber es ist durchaus nicht wollig, es fällt mitunter bis auf die Schultern herab; die Männer haben nur wenig Bart, haben aber auch gar keine Neigung, sich denselben stehen zu lassen, legen nicht Werth darauf, wie es die Neger thun, wenigstens sobald sie mit Europäern in Verbindung kommen, aber sie thun eben so wenig, um den Bart zu vertilgen, daher man auf den Gesichtern der älteren Personen immer Spuren davon findet.

Die sämmtlichen, hier angedeuteten Kennzeichen gehen darauf hinaus, die Aehnlichkeit zwischen den Negern und diesen Ureinwohnern des großen Archipels, dessen äußerste westlichste Spitze wir in den Nikobaren betreten haben, zu verringern, so daß wir schon da, wo noch die nächste Nachbarschaft zwischen ihnen und Afrika stattfindet, die Racenkennzeichen sehr abgeschwächt sehen.

Nach einer anderen Ansicht bewohnen zwei verschiedene Racen diese Inseln, davon eine denselben Typus hat wie die Bewohner von Sumatra, Borneo ꝛc., die andere aber mehr negerähnlich ist. Aber auch hierher hat sich die Fabel, hat sich die Lüge verwirrt, allerdings, wie man nicht verkennen kann, aus uralten Zeiten nach hier verpflanzt, aus denjenigen Zeiten, wo man nicht sehen wollte, was man sah, sondern in bestimmter Antithese damit sah, was man sehen wollte.

So erzählt ein schwedischer Reisender, Namens Keopin, daß dieser Archipel von geschwänzten Menschen bewohnt wäre und der Lord Monboddo benutzt diese Nachricht ganz ernsthaft, um darzuthun, daß es Menschen gäbe, die wirkliche Katzenschwänze haben, dieselben auch ebenso bewegen und hierdurch eine auffallende Thierähnlichkeit haben. Wie begreiflich hat sich diese wunderbare Geschichte in ihr Nichts aufgelöst und es handelte sich nur um ein Kleidungsstück aus Baumfasern, welches, in eben diese Fasern aufgelöst, hinten herabhing und natürlich hin und her schwankte, was denn die Veranlassung gewesen ist, von Menschen mit Schwänzen zu sprechen, eine Al-

bernheit, welche sich auch noch bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt hat, wie wir bereits auf Seite 20 gezeigt haben.

Die Andaman-Inseln, wahrscheinlich so wie die Nikobaren, eine Fortsetzung des Centralgebirges von Sumatra, sind schon länger bekannt, es wird derselben bereits durch Marco Polo, den bekannten venetianischen Reisenden, erwähnt; aber gerade dieser ist es, welcher die allerwunderlichsten Geschichten darüber verbreitet hat, er erzählt uns, daß die Farbe ihrer Bewohner ganz schwarz sei, daß sie Füße hätten von einer Elle Länge, daß sie ganz nackt gingen, ein schreckliches Gesicht und ein entsetzliches Auge hätten, daß sie ganz rohes Menschenfleisch äßen, sie aber glücklicher Weise keine Häfen oder Ausschiffungsplätze besäßen — glücklicher Weise! denn sonst würden sie alle Fremden, die sie habhaft werden könnten, ermorden und auffressen.

Selbst noch der Lieutenant Colebroke giebt noch eine sehr ungünstige Beschreibung von ihnen. Er versichert, sie seien eben so häßlich wie dumm, mäßen selten mehr als fünf Fuß, die Gliedmaßen seien schlecht geformt und hager, dabei hätten sie einen dicken Bauch, hohe Schultern, dicke Köpfe, platte Nasen und dicke Lippen, kleine und rothe Augen, dabei vollständiges Negerhaar, welches sie einfetten und mit Ocker oder mit rothem Zinnober bestreuten. (Es bedarf nur dieses einen Wortes, um die Nichtigkeit der Beschreibung, um die geringe Glaubwürdigkeit dieser Angaben darzuthun. Wie sollten die Bewohner der Andaman-Inseln zu Zinnober gekommen sein?) Sie gehen völlig nackend und beschmieren sich den ganzen Leib mit Koth, um sich vor dem Ungeziefer zu schützen, dabei sind sie über alle Begriffe faul und machen nicht den geringsten Versuch, dem Boden etwas abzugewinnen, sondern leben von dem, was der Zufall ihnen darbietet, indem sie Muscheln, kriechende Thiere sammeln, auch Fische fangen.

Auf den sämmtlichen großen Sunda-Inseln, auf Sumatra, Borneo, Celebes (am wenigsten noch auf Java), ferner auf Neu-Guina, Neu-Britannien, Neu-Irland, auf den Salomons-Inseln, den Neuen Hebriden, Neu-Caledonien, den Fidji-Inseln und auf dem Continent von Neu-Holland findet man die Papuarace allgemein verbreitet (auch in vielen Varietäten). Auf dem eigentlichen Continent selbst am wenigsten, weil dort die Engländer mit großer Consequenz an der Ausrottung gearbeitet haben, welche sie wahrscheinlich bald vollständig erreichen werden.

Am reinsten hat sich der Typus erhalten auf Neu-Guinea und auf den Fidji-Inseln, weshalb wir einen Eingeborenen dieser letzteren in seinem eigenthümlichen Kopfschmuck hier zeigen. Auf den ersten Blick sehen wir, daß der Negertypus bereits verschwunden ist, es sind weder die ungeheuren Freßwerkzeuge und die aufgeworfenen Lippen, noch die flach gedrückte Nase vor-

handen, auch sehen wir einen rund um das Kinn gehenden und die Oberlippe bedeckenden, starken Bart, welcher den Negern ganz und gar zu fehlen pflegt. Das Haupt wird von einem turbanartig aussehenden Kopfputz bedeckt, was ihn indessen so dick macht, sind nicht um den Kopf gewickelte Tücher und Shawls, sondern die hoch tupirten Haare, welche, ferne davon, wollig zu sein, nur gekräuselt erscheinen, wie das Barthaar der Europäer. Dasselbe durch Aufkämmen, durch Toupiren so umfangreich als möglich erscheinen zu lassen, ist die größte Sorge der Papuas von diesen Inseln; um die Schönheit zu erhalten, wird ein, aus den feinsten Fasern tropischer Pflanzen geflochtenes Tuch leicht darüber gelegt, vor der Stirn geknüpft, demnächst aber durch lange Nadeln aus Bambusrohr befestigt. Personen, welche eine solche Kostbarkeit nicht haben können, bestreuen sich das stark eingeölte Haar mit gepulvertem rothen Thon oder mit Ocker in verschiedenen Schattirungen und suchen auf diese Weise ihre Schönheit zu erhöhen. Wir sehen also unzweifelhaft ein Haar, das bei weitem über das Maß desjenigen hinausgeht, welches man gewöhnlich als das der Neger bezeichnet. Noch auffallender würde uns dieses werden, wenn wir etwa Eingeborne von Neu-Guinea betrachten, deren Haar nicht durch ein Tuch bedeckt ist und sich daher auch ganz deutlich von dem Negerhaar unterscheiden läßt; man findet es großgelockt und durchaus nicht wollenartig, so wie auch das physiognomische Bild überhaupt dem Negertypus keineswegs entspricht.



Bewohner der Fidji-Inseln.

Ob diese Ungleichheit nun daher rührt, daß die Race keine reine ist, sondern aus Mischung von Negern und Malayen hervorgegangen ist, wollen wir dahin gestellt sein lassen.

Die Form, in welcher sie ihr Haar tragen, ist von sehr geringer Bedeutung und hat mit der Raceneigenthümlichkeit selbst nichts gemein, es ist auch nicht einmal Modesache, denn eine Mode verbreitet sich in der Regel so allgemein, daß ein Jeder sich derselben unterwirft, und man sieht daher sehr auffallende Verschiedenheiten in dieser Hinsicht. Die Art, das Haar zu tragen, ist also lediglich Geschmackssache, aber die Form desselben ist es

nicht; kein Mensch kann das Haar, das auf seinem Haupte wächst, flach gestalten, wenn es einmal rund ist, kein Mensch kann es in kreisförmige Ringe bringen, wenn es scharfkantig geknickt ist, wie die Wolle des Schafes — hier hört der Einfluß der Mode oder des Geschmackes auf und man muß sich an das halten, was die Natur gegeben hat.

Die körperlichen Formen der Bewohner von Sumatra, Borneo, Neu-Guinea u. s. w. sind an sich viel schöner als die der Neger. Was bei den letzteren auch dem Unkundigen leicht auffällt, die schwachen Hüften und die Fläche der Schenkel, welche an ihren fleischigen Theilen von innen nach außen viel weniger messen als von hinten nach vorn — fällt hier ganz und gar weg. — Die Unterschiede dieser beiden Maße sind bei den Papuas der gedachten großen und kleinen Inseln so geringfügig wie bei den Europäern, die Form eines Querdurchschnitts eines Schenkels weicht nur äußerst wenig vom Kreise ab. Die Waden sind bei denselben gleichfalls wohlgebaut und sind stärker wie bei den Negern, auch haben sie keinen Plattfuß, wie man ihn bei den Negern durchweg findet. Endlich und hauptsächlich ist, wenn schon der Geruch eines Alfurs oder Papuas für eine europäische Nase ganz entsetzlich ist, doch ihre Ausdünstung nicht so übel, wenigstens bei weitem nicht so durchdringend und zurückstoßend wie bei den Negern. Der üble Geruch der Papuas rührt von dem täglichen Einreiben mit ranzigem Oel und von dem Staub und Schmutz her, den sie auf sich sich ruhen lassen, dagegen, selbst wenn man einen Neger auf das Allerstärkste mit Wasser und Seife abscheuert, der thierische, der Schweißgeruch doch so außerordentlich heftig ist, daß man bei seiner Stellung zu einem Neger immer die Ueberwindseite wählt, weil man, unter Wind des Negers stehend, glaubt ohnmächtig werden zu müssen, falls man nicht ein Spanier oder Portugiese ist, welche selbst an solchem Uebel leiden und daher wenig empfindlich gegen diese Gerüche sind.

Zu den Papuas zählen wahrscheinlich auch die Alfurs oder Harfurs oder Arfakis. Das Aeußerste, was man zugestehen könnte, wäre, daß sie eine Varietät bildeten. Eine eigene Race, wie man annehmen zu dürfen geglaubt hat, keineswegs. Es ist auch ganz vergeblich gewesen, Unterschiede aufzustellen, welche einem Naturforscher Genüge geleistet hätten, sie zeigen sich in ihrer ganzen körperlichen Beschaffenheit eben so vollkommen den eigentlichen Papuas gleich, wie sie sich ganz gleich diesen von den Negern unterscheiden, und Alles, was etwa an Uebereinstimmung zwischen den Alfurs und den Papuas fehlt, kann auf Rechnung der verschiedenen Lebensweise und der verschiedenen Wohnplätze geschrieben werden. Die Alfurs oder Arfakis bewohnen die Gebirge der großen Inseln, die eigentlichen Papuas aber bewohnen die Meeresküsten, und erscheinen jene roher und wilder, so sind es

diese doch nur deshalb weniger, weil sie häufiger mit Fremden in Verbindung kommen. Wo dieses nicht der Fall, zeigen sich die Papuas in einer so gräßlichen und grausamen Wildheit, wie nur irgend denkbar.

So findet der eigentliche Cannibalismus sich auch nirgends in einem so entsetzlichen Grade ausgebildet, wie eben unter diesen Papuas, und zwar wiederum vorzugsweise unter denen von Neu-Guinea und der Inselgruppe, welche zunächst um diese Halbinsel herliegt.

Die Südspitze von Neu-Guinea läuft in eine weit gestreckte Landzunge und in daran hängende kleine Inseln, von zahlreichen Korallenfelsen umgeben, aus. Einen der entferntesten Punkte bildet die Gruppe der Luisiaden, vor wenig Jahren fand dort eines der gräßlichsten Ereignisse statt, welches nur gedacht werden kann. Der Dreimaster St. Paul, mit 20 Mann Besatzung und 317 chinesischen Passagieren, bestimmt, um nach Australien geschickt zu werden und dort Gold zu graben, wurde im Juli des Jahres 1857 vermöge eines furchtbaren Sturmes gezwungen, Schutz in der Nähe der östlichst gelegenen Insel des gedachten Archipels, Rossel, zu suchen. Der Sturm litt jedoch weder das Einfahren in den schützenden Hafen, wo allerdings nicht Europäer, nicht eine wohlgeordnete Stadt, aber doch immerhin ein durch die Korallenriffe eingeschlossenes, ruhiges Wasser ihrer wartete.

Das Schiff fand die Einfahrt nicht, es wurde auf die Klippen geworfen und von den überschlagenden Wellen in kurzer Zeit zertrümmert. Die Mannschaft und Passagiere retteten sich auf das Ufer und suchten nun auch ihrerseits so viel von den an's Land getriebenen Schiffsgütern zu retten, als irgend möglich.

Die Hoffnung, das Leben geborgen zu haben, sollte indessen nicht lange dauern. Die für unbewohnt gehaltene Insel war von Menschenfressern im eigentlichsten Sinne des Wortes bevölkert. Die Schiffbrüchigen, welche sich nach dem Innern der Insel zerstreuten, wurden überfallen, von der Gesammtmasse der dort Angekommenen vermochten nur acht mit einer Schaluppe zu entfliehen, welche nach unsäglichen Leiden ihrer Insassen ein englisches Schiff zur Hülfe bewogen. Dasselbe kam auf der Insel Rossel an, aber viel zu spät, um mehr als einen Chinesen und einen jungen Offizier zu retten, alle übrigen waren in die Magen der unbarmherzigen Menschenfresser gewandert. Der erste Anfall auf die Unglücklichen hatte ein furchtbares Blutbad zur Folge, in welchem 50 derselben sofort auf die gräßlichste Weise abgeschlachtet wurden, von den Häuptlingen und deren Anhängern wurde das Blut getrunken, die Hirnschädel wurden den Ermordeten gespalten und das noch rauchende Gehirn wurde verzehrt, und nun erst ging man daran, große Stücke Fleisch abzuschneiden und sie zu verschlingen. Diejenigen Personen, welche älter waren, schlug man mit Keulen so lange, bis sie

ganz zermalmt waren, dadurch wurde das Fleisch derselben weicher, zarter und den Cannibalen angenehmer; die würdigen Menschen also verstanden auch etwas von der europäischen Kochkunst, welche lehrt, das Fleisch von alten Rindern oder Hammeln durch Klopfen mürbe zu machen. Die beiden Geretteten erzählten, daß, nachdem dieser erste gräuliche Anfall vorüber gewesen, die übrigen zwar geplündert und aller ihrer Kleider beraubt, dann aber mit Speis und Trank versehen worden waren, und daß man sie allmählig zu drei oder vier auf einmal schlachtete, um immerfort frisches Fleisch zu haben. So seien binnen den zwei Monaten, welche ihre Anwesenheit auf der Insel gedauert, die armen Unglücklichen einer nach dem anderen getödtet und verzehrt worden, die gräßlichen Menschen hätten nichts als die Knochen von ihnen übrig gelassen, aber auch diese nicht unzerstört, denn man habe dieselben gespalten oder zerschlagen, um das Mark daraus zu saugen, ein gräßliches Vorrecht, welches, wie es schien, die Häuptlinge und die Krieger sich besonders vorbehalten gehabt.

Die jüngeren pflegt man über einen Baumstamm zu legen, sie an Händen und Füßen durch vier oder fünf dieser Menschenfresser halten zu lassen, worauf der Häuptling neben dem vorgebogenen Halse niederkniete, mit einem Feuerstein eine tiefe Wunde in eine der vorstehenden Adern riß und hierauf das ihm zuströmende Blut in langen Zügen trank.

War ein zu Schlachtender alt, so wurde er nicht mehr vorher geschlachtet, wie es bei dem ersten Wuthanfall geschehen war, sondern er wurde bei lebendigem Leibe mit schweren Knüppeln mürbe geschlagen, auf Beine, Arme, Rücken und Bauch, bis er unter dieser gräßlichen Marter erlag, dann wurde er zertheilt und verschlungen.

Auf diese gräßliche Weise waren sämmtliche Schiffbrüchige geblieben, und man darf wohl sagen, daß diese Menschenschlächterei das Schauerlichste ist, was man über die Menschenfresserei erfahren hat.

In der nördlichen Verlängerung von Neu-Guinea, diesseits des Aequators gelegen, sieht man die Philippinen, auf denselben findet man gleichfalls, wiewohl schon sehr vereinzelt, negerartige Völkerstämme. Eine der kleinen Inseln des Archipels soll beinahe ganz von diesen Australnegern bewohnt sein, und die Portugiesen nennen sie daher auch ohne weiteres Isla de los Negros, auf den übrigen Inseln haben sie wieder einen anderen Namen, weil sie nämlich die Berge bewohnen, nennt man sie Negros de los Montes. Ueber ihre Herkunft, ihre Abstammung giebt es verschiedene Ansichten, eine derselben geht dahin, daß diese ganze Bevölkerung von den indischen Sepoys abstamme, von denjenigen Indiern, welche zu europäischen Soldaten ausgebildet und in dieser Eigenschaft nach den verschiedenen Colonien ver-

pflanzt worden sind, wo sie sich denn mit Negerinnen verbunden und so eine Mischlingsrace erzeugt haben sollen. Man stützt diese Ansicht darauf, daß die Schwarzen der Philippinen, keineswegs negerartig gebildet, nicht durch eine plattgedrückte Nase und einen großen Mund entstellt sind, auch nicht Wolle, sondern schönes, langes, seidenartiges Haar haben, doch ist auch hier von einem feststehenden Gesetz keine Rede, und es giebt sehr viele Familien, welche krause Haare, ja sogar Wolle auf dem Kopfe haben und auch die sonstigen Unschönheiten der Negerrace zeigen. Manche der Beobachter trennen diese beiden Varietäten und glauben sich berechtigt, in ihnen wirklich verschiedene Racen anzunehmen, während es doch nur wahrscheinlich verschiedene Mischungsverhältnisse sind. Ihre unglaubliche Arbeitsscheu läßt beinahe vermuthen, daß die Ansicht, es seien Mischlinge, wirklich von Portugiesen und Negern abstammend, eine gerechtfertigte ist; sie haben die Faulheit der Eltern geerbt und sie lassen sich, wenn sie irgendwo unter Europäer gerathen, gefangen gehalten werden, lieber todtschlagen, als daß sie arbeiten, sie wollen nur auf die Jagd gehen und ihre Jagdbeute irgendwie verwerthen sie treiben Handel, aber nicht das Geringste, was einem Gewerbe ähnlich sähe, sie bauen sich keine Häuser, wohnen deshalb nie in Dörfern, sondern Familienweise — der Stammälteste mit seinen verheiratheten Kindern und anderen Enkeln in Banden von 20 bis 40 Personen beisammen, wechseln täglich ihren Aufenthalt und gehen allnächtlich irgendwo anders zur Ruhe.

Auf den Philippinen herrscht das Gesetz, daß diejenigen Eingebornen, welche sich taufen lassen, nunmehr auch steuerpflichtig sind, einen Tribut bezahlen müssen. Das wissen diese Schwarzen sehr gut und daher konnte ein katholischer Missionair berichten, daß sie auf das Entschiedenste gegen die Bekehrung zu ihrem Heil eingenommen wären, und daß er in einem Taufregister, welches 200 Jahre umfasse, nur einen einzigen Schwarzen aufgeführt gefunden habe. Er sagt, daß er mit ihnen in gutem und freundlichem Verkehr gestanden, daß sie ihm vertraut und in sehr vielen Fällen seinen Rathschlägen willig Gehör gegeben hätten, daß er sie indessen niemals habe bewegen können, die christliche Religion anzunehmen, weil sie glaubten, daß sie dadurch verpflichtet seien, zu arbeiten, ein Elend, dem sie nicht unterliegen wollen.

Unsere deutschen Reisenden, unter denen Meyen eine nicht unwichtige Stelle einnimmt, urtheilen günstiger über sie, ebenso Adalbert von Chamisso, beide haben auch die Bedeutungen le Gentil's, Lafond's und Crawford's widerlegt, welche angaben, daß sie die kleinste menschliche Race seien, wahre Zwerge, Diminutivausgaben des menschlichen Geschlechts. Ein Mährchen, welches mit denen aller Wunder erzählenden Reisenden in eine Kategorie zu stellen ist.

Es ist bekannt, daß in früheren Zeiten die Neu-Seeländer gleichfalls Anthropologen waren, aber in einem solchen Grade, wie wir es bei der oben gemachten Beschreibung gesehen haben, scheinen sie es doch nicht gewesen zu sein und auch nicht in dem Grade, wie es die Fidji-Insulaner bis in die neueste Zeit noch gewesen sind. Ein engländischer Chirurgus, Namens Macdonald vom Schiffe Harald, machte in Begleitung des Botanikers Milne und des Missionairs Waterhouse eine Excursion auf der Insel Viti-Levon (Mitte August 1856). Es ist hier nicht der Ort, eine Beschreibung seiner Reise und seiner Entdeckungen zu geben, hierher gehörig ist nur der Umstand, daß er eine große Menge von freien baumlosen, mit üppigem Gras bewachsenen Flächen mitten im Urwalde fand, und daß er bei Befragung der eingebornen Führer dahin berichtet wurde, daß dieses ehemals cultivirte Bodenflächen seien, von denen die Dörfer verschwunden. Die Männer eines stärker bewohnten Dorfes hätten sich versammelt, um ein schwächer bewohntes zu überfallen, dabei seien alle in der Vertheidigung Ermordeten auf der Stelle gefressen, die andern aber nach dem Dorfe oder der Stadt derjenigen geführt worden, welche den Ueberfall ausgeführt, um hier allmählig abgeschlachtet und gegessen zu werden. Es geschehe dieses in der Regel durch die Häuptlinge, es sei dieses gewissermaßen ein Vorrecht derselben, und es dürfte keiner der Unterthanen sich erlauben, seine Hand nach einem Körper auszustrecken, von dem der Häuptling gegessen, bevor dieser sich gesättigt, aber auch dann erst, wenn er seine ausdrückliche Erlaubniß dazu gegeben. Die hohen Herrschaften hätten immer Denkmale für ihre Thaten aufgestellt. Jeder aufgefressene Mensch habe einen, vor dem Hause des Häuptlings errichteten Stein erhalten. Viele derselben hätten 200, 300 und mehr Steine vor ihrem Hause stehen, bei einem Häuptling der Insel finde man aber mehr als 800 solcher Steine aufgestellt, woraus also hervorgeht, daß dieser König über 800 Menschen seines eigenen Volkes verzehrt habe, ein Ruhm, den kein Anderer ihm zu schmälern vermöchte. Die Bewohner dieses Archipels betreffend, so gehören sie ganz entschieden zur Papuarace, sie sind dunkel von Farbe, haben dieselbe Art von Haaren, den nämlichen wohlgestalteten Körperbau, und man würde vergeblich nach etwas suchen, was einen Racenunterschied bedingte.

Am besten sind sie geschildert und am sorgfältigsten durch Dumont d'Urville und durch Wilkes in seiner Entdeckungsreise auf Kosten der Vereinigten Staaten. Der letztere zieht eine Parallele zwischen den Bewohnern der Fidji-Inseln und der Tonga-Inseln, welche letzteren offenbar mit weniger Vorliebe geschildert sind, da er immer nur die rohe Kraft der Fidji-Insulaner hervorhebt. Bei alledem können wir uns nicht einer Theilnahme für die Bewohner von Tonga enthalten, deren kleine zierliche Gliedmaßen,

deren Fülle und graciöse Abrundung, deren schöne Formen, verbunden mit einer angebornen Feinheit im Benehmen, als ob sie eine gute Erziehung genossen hätten, er dem Unabhängigkeitssinne, der Kraft, der Größe, der Abhärtung und der daraus hervorgehenden Ausdauer, mit einer Art von Widerwillen gegenüberstellt. Was kann es für einen ächten Yankee auch Widerwärtigeres geben, als Anmuth und vollends Erziehung! Wilkes sagt: „Es war angenehm die Tongaer zu betrachten, aber ich fühlte mehr Interesse für die Fidjier, der Contrast war etwa dem von einem wohlerzogenen feinen Manne und einem Bauern ähnlich."

Die Fidjier sind im Allgemeinen mehr als mittelgroß, die Häuptlinge haben eine besonders kräftige Muskulatur, durch reichliche Nahrung und Uebung bedingt, umgekehrt zeigen sich die niedrigen Klassen mager und dürftig, schlecht genährt und abgearbeitet aussehend. Ihre Hautfarbe liegt so ziemlich in der Mitte zwischen schwarz und kupferfarben, aber man findet häufig diese Farben für sich gesondert und ganz rein, was zu beweisen scheint, daß sie Mischlinge zweier verschiedener Volksstämme sind, doch haben sie, wenn schon schwarz, immerhin nichts von einem Neger, denn ihre Gesichtszüge, sowie ihre Haare, sind nicht unter den Typus zu bringen, den man für untrennbar von der Negerrace ansieht, selbst das bereits angeführte gekräuselte Haar beweist durch seine Länge, daß es nicht Wolle oder wollähnlich ist, ebenso wenig paßt der lange Backen- und Kinnbart und der lange Schnauzbart zur Negerrace, ebenso zeigt sich der Körper derselben nicht minder behaart, wie der des Europäers, während der Leib der Neger haarlos erscheint. Auch die schöne Rundung der Schenkel, der Waden ist durchaus fern von der flachen Bildung der Neger.

Wilkes macht in seiner Beschreibung dem Menschengeschlecht ein schlimmes Compliment. Er sagt ganz ernsthaft von den Fidji-Insulanern, welche (zur Zeit seines Besuches, d. h. vor etwa 20 Jahren) noch wenig mit Europäern verkehrt hätten: „man könne in ihnen das Menschengeschlecht sehen, wie es im Zustande der Natur sei und könne daraus Vergleiche entnehmen über die Wirksamkeit der Missionen und über den Einfluß der christlichen Religion." Dieses sagt er von den Fidji-Insulanern, welche ihre Gefangenen förmlich mästen, wenn sie fett genug erscheinen, in sitzender Stellung zusammenbinden und sie dann lebendig in einen wohlgeheizten Backofen schieben und braten lassen, bis sie gahr und angenehm genießbar sind. Dies sagt er von den Fidji-Insulanern, welche Jagden auf ihres Gleichen anstellen, Dörfer niederbrennen, Greise und Frauen auf dem Fleck ermorden, die im Kampfe gebliebenen jungen Leute noch auf dem Schlachtfelde verzehren, und die Gefangenen mit sich schleppen und in der gedachten Weise sorgsam aufbewahren. Dies sagt er von den Leuten, deren

Häuptlinge einen Ruhm darin suchen, jedem, von ihnen verzehrten Menschen ein Denkmal zu setzen und eitel darauf sind, die Zahl dieser Denksteine auf mehrere Hundert, ja auf 800 steigen zu sehen. Er geht allerdings von der Ansicht der Yankees aus, daß die Wilden eben Wild sind — Wild der schädlichsten Art, welches man zu vertilgen sucht, wie man Füchse und Wölfe vertilgt. Welchen Einfluß die christliche Religion, so wie sie durch engländische Missionaire verbreitet worden, gehabt, sieht man an den ganz entvölkerten Sandwichs-, Gesellschafts- und Neu-Seelands-Inseln, und die Engländer sind durch ihr Christenthum nicht gehindert worden, den Krieg in Indien mit einer eben so großen Barbarei zu führen, wie es die, zur Verzweiflung getriebenen Bewohner des Landes gethan haben, eine um so größere Schande, als sie Bekenner der Religion der Liebe, als sie Christen sind. — Warum wählte Wilkes nicht die Bewohner der Tonga-Inseln, um zu zeigen, was ein Naturvolk sei? Diese sind schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von Cook besucht worden, und sind als so liebenswürdige Menschen geschildert, daß man sich freut, dergleichen körperliche und geistige Typen als Menschen im Naturzustande kennen zu lernen, und spätere Besucher (nicht allein lebhaft erregte Franzosen, sondern ernste Deutsche, und sogar höchst eifrige engländische Missionaire) haben wiederholt und bestätigt, was in jener früheren Zeit über sie gesagt worden ist, und erst der Besuch Dumont d'Urville's und seiner sechs Galeerensklaven, welche man ihm zur Vollzähligmachung seiner Mannschaft mitgab, haben Kampf und Krieg auf der Insel hervorgerufen, haben sie die Europäer von dem richtigen Standpunkt aus kennen gelehrt und haben den glücklichen Naturzustand, in welchem sie sich befanden, ganz glücklich beendet.

Der Naturzustand der Menschen ist nach Capitain Wilkes der: daß sie ihre Eltern und Verwandten, wenn sie alt werden, erdrosseln, oder wenn es gefühlvolle Kinder sind, die nicht Hand an ihre Eltern legen wollen, sie lebendig begraben. Er erzählt, daß es schwer sei, die schaudererregenden Einzelheiten zu beschreiben, von denen die Missionaire Augenzeugen gewesen seien. Sie erzählten dem Capitain, daß sie, während ihres Aufenthaltes, nur von einem einzigen Falle natürlichen Todes Kenntniß erhalten, indem alle anderen ermordet seien, um gefressen zu werden, oder von ihren Kindern erwürgt oder lebendig begraben worden wären, um der Mühe der Ernährung und der Pflege überhoben zu sein. Und dennoch erzählt uns Wilkes, daß sie den Menschen in seinem Naturzustande repräsentirten.

Noch immer ruht ein tiefes Dunkel über den Ursprung der Bewohner der Fidji-Inseln. Man glaubt an eine Vermischung der Bewohner von Tonga und von Fidji und hält dies für gerechtfertigt, weil die Entfernung zwischen den Hauptinseln der beiden Gruppen so klein ist. Gewiß, sie ist

sehr klein, man bedarf gar nicht des Daumens, um den Zwischenraum zwischen beiden zu bedecken. Auf einem 14zölligen Globus thut's noch immer der Zeigefinger, und die Breite desselben ist nicht groß, aber freilich, wenn man zu Schiffe von Groß-Tonga nach Groß-Fidji will, muß man immer einhundertachtzig deutsche Meilen auf dem Meere zurücklegen, was für ein Boot der Fidji- oder Tonga-Insulaner nicht leicht sein mag, obwohl die Verbindung selbst nicht geleugnet werden kann.

Die eingeborenen Fidjier scheinen fast so zu sein, wie die Malgaschen, die Urbewohner von Madagascar, womit nicht gesagt werden soll, daß sie direct von diesen abstammen, aber daß sie jedenfalls einem Zweig der Malayen polynesischem Ursprung angehören; sie gleichen in vielen Einzelheiten den Papuas, sind aber in einem sehr wichtigen Punkte von ihnen verschieden. Die Papuas haben wenig Energie, wenig Thätigkeit des Leibes und der Seele, während sich die Fidjier, durch die entgegengesetzten Eigenschaften auszeichnen, ihnen in Ueberlegungsgeist und Kraft nicht nur, sondern selbst den helleren und civilisirteren Bewohnern von Tonga überlegen sind, was eigentlich ganz gegen die allgemeine Regel ist. Im Uebrigen sind diese reinen Naturmenschen, so wiederholt Wilkes nochmals, in Bezug auf ihre Moralität unentwickelt, sind wirklich Nichtswürdige im stärksten Begriffe des Worts und wirklich depravirt. Um nicht das moralische Gefühl seiner Leser zu verletzen, hat er unterlassen, manche Dinge zu erzählen, die unter seinen Augen vorgekommen — er hätte sich nicht geniren dürfen, denn die amerikanischen Zeitungen enthalten tägliche Anzeigen, auf welche Weise jungen Mädchen bei vorkommenden Gelegenheiten, aus einer für sie unbequemen Lage geholfen werden könne, und viele andere interessante Dinge, ohne daß dadurch das moralische Gefühl der Bewohner der Nordamerikanischen Freistaaten verletzt wird.

Wir finden dieselben Menschen wieder auf Neu-Caledonien. Auch dort haben wir noch gleiche Farbe, gleichen Körperbau, ziemlich gleiche Gesittung, eine Sprache welche ähnlich ist, nur bei der Gesittung ist zu bemerken, daß man von ihnen nicht weiß, daß sie Menschenfresser seien. Im übrigen verhalten sie sich ganz gleich denjenigen, welche wir bisher betrachtet haben. Setzen wir nun unsren Weg von den Fidji-Inseln in der nämlichen Richtung fort, so gelangen wir nach dem Continent von Neu-Holland, und wir finden dort wieder dieselbe Race, wie wir sie von den Nikobaren bis hieher verfolgt, nur in einem jammervoll elenden Zustande, welcher zweifelsohne von dem Mangel an Nahrung herrührt. Wir würden, wenn sie nicht in einem gar zu jämmerlichen Zustande wären, die Neu-Holländer als die eigentlichen Repräsentanten der Papuarace betrachten können, doch ist der hier wohnende Stamm der Papus in solch entsetzlicher Weise heruntergekommen, daß man

ihn nicht mehr als einen Typus aufstellen kann, und man darf wohl sagen, daß die Engländer hieran ganz allein Schuld sind, denn Tasman, welcher Neu-Holland entdeckte, fand keineswegs daselbst jene hohläugigen und hohlwangigen, halb verhungerten Gestalten, welche sich jetzt den Blicken zeigen, wenn man so weit dringt, als sich noch Eingeborne finden, denn nach der gewöhnlichen Art englischer Ansiedler haben sie nichts Besseres zu thun gewußt, als die unglücklichen Eingebornen gleich wilden Thieren zu schießen; für wilde Thiere scheinen die Colonisten diese Unglücklichen auch zu halten. Gerade so, wie man es in Nordamerika gemacht, gerade so hat man es auch hier gemacht, es ist die nämliche Procedur, wie sie in Indien, Neu-Seeland, den Sandwichs-Inseln ꝛc. befolgt worden ist, dieselbe Procedur, welche zu dem wunderbaren Satze geführt hat, daß die Eingebornen aller Länder der Cultur erliegen, außer Stande sind, dieselbe zu ertragen, daran untergehen. Es ist nicht sowohl die Cultur, woran die Unglücklichen erliegen, als die Branntweinpest und die Syphilis, welche man bei ihnen einführt und welcher man, wo es den Colonisten nicht schnell genug geht, durch die gezogene Büchse nachhilft.

Cook schildert die Neu-Caledonier ähnlich den australischen Negern und meint, sie gehören offenbar zu derselben Völkerklasse, wie die Bewohner der Neuen Hebriden, sie hätten dieselbe Farbe, wenn schon angenehmere Gesichter, hätten dicke Lippen, platte Nasen, volle Wangen und bis zu einem gewissen Grade das Aussehen von Negern. Forster erklärt, das Haar sei kraus, aber nicht wollig.

Die Inselkette, welche von der Heiligen Geist-Insel bis nach Neu-Caledonien geht, und welche man die Neuen Hebriden nennt (obschon die letztgenannte Hauptinsel nicht eigentlich dazu gezählt wird), ist, wie es scheint, von demselben Volke bewohnt. Die Spanier, welche diese Inseln am frühesten besucht haben, erzählen nur wenig von ihnen, es waren für sie Schwarze und nichts weiter, sie gingen nackt und hatten krause Haare und mußten folglich Neger sein. Schon Bougainville macht einen Unterschied, er nennt sie zwar klein und häßlich und schlecht proportionirt (Cook sah welche von 6 Fuß 4 Zoll), er nennt sie kraus- oder wollhaarig, aber er sagt doch, es befänden sich auf den Neuen Hebriden zwei Arten von Menschen, Schwarze und Mulatten. Spätere Reisende dagegen geben schon bessere, d. h. günstigere Schilderungen von ihnen, aber auch sie erklären, daß die Inselgruppe von zweien, offenbar verschiedenen Menschenracen bewohnt würde, von denen die eine nördlich und östlich wohnend, groß, derb und gut gebaut sei, indessen die andere, südlicher und westlicher wohnend, von Cook eine affenähnliche Nation und das häßlichste, mißgestalteste Volk genannt wird, das er je gesehen. Er sagt, sie seien sehr dunkel gefärbt und klein, hätten einen langen

Kopf und platte Affengesichter. Selbst Reinhold Forster erklärt, die Eingebornen von Mallicollo seien klein, hager, zwar sehr hurtig, aber doch von der Natur sehr vernachlässigt, und sie seien unter allen Menschen, welche er je gesehen, den Affen am ähnlichsten. Ihr Schädel habe einen sehr sonderbaren Bau, indem er von der Nasenwurzel an mehr zurückgedrängt erscheine als bei anderen Menschen. Dies ist allerdings die affenartige und höchst unschöne Bildung des Negerschädels, nur pflegt man den Ausdruck umzukehren, man sagt nicht der Schädel scheint von der Nasenwurzel an zurückgedrängt, sondern man sagt viel anschaulicher und ebenso wahr, der untere Theil des Gesichts (die sogenannten Freßwerkzeuge) sei weit vorgedrängt. Das eine wie das andere sagt dasselbe, allein die Form steht klarer vor dem inneren Augen des Hörers, wenn man ihm sagt, daß Kinn, Gebiß und Nase weit hervorspringen, als wenn man anführt, daß der Schädel zurückweiche. Der thierische Ausdruck liegt eben darin, daß die zur Ernährung bestimmten Werkzeuge des Kopfes, ein Uebergewicht über die edleren, das Denken vermittelnden Theile haben.

Die Farbe dieser Leute ist nicht nur schwarz, sie ist rußig, die Gesichtszüge haben einen unangenehmen Ausdruck, das Gesicht selbst ist breit und flach, das Haar ist beinahe wollig und gekräuselt. Manche unter den Männern sind über den ganzen Körper, den Rücken nicht ausgenommen, behaart, und die Sitte, sich einen Strick aus Bast, als Gürtel, sehr fest um den Leib zu schnüren, verursacht, daß sie die Gestalt einer Ameise haben.

Daß sie zwei verschiedene Sprachen reden, scheint zu beweisen, daß sie zweien verschiedenen Stämmen angehören.

Die größte Insel des ganzen Archipels Neu-Caledonien hat Einwohner von derselben Farbe und ziemlich von denselben Gesichtszügen, doch von angenehmerem Ausdruck. Sehr merkwürdig mag wohl genannt werden, daß sie mit dem viertehalb hundert deutsche Meilen entfernt wohnenden Volk von Tasmanien verwandt, oder wohl gar gleich sein. Die Bewohner dieses Inselreiches (welches sein Entdecker Tasman — Vandiemensland getauft hat) haben dieselbe Hautfarbe, ein rauhes, unschönes Schwarz, haben wollige Haare, haben platte und breite Nasen, haben gleichfalls stark vorspringende Freßwerkzeuge, breite Zähne, die weder gleich noch schön geschlossen sind, haben einen großen Mund und tragen einen Bart, welcher so dicht mit Fett und Schmutz belagert ist, wie ihr Leib selbst, auf welchem sie die Unreinlichkeiten förmlich zu pflegen scheinen.

Dies sind allerdings Aehnlichkeiten, welche nicht zu verleugnen, wenn schon höchst abschreckend sind. Daß sie auf hohen Bäumen wohnen, möchte allerdings nicht ganz der Wahrheit gemäß sein.

Neu-Holland hat nur wenig vegetabilische Hülfsmittel, die Eingebornen

sind daher auf Fleischnahrung angewiesen und diese ist wieder in dem weiten theils kultur- theils regenlosen Lande nur sehr dürftig, Neu-Holland ist der Sitz der Känguruhs und der ihnen sonst verwandten Beutelthiere. Das Känguruh selbst ist das größte Landthier dieses fünften Welttheils, es ist aber so flüchtig, daß die Eingebornen, ohne alle Hülfsmittel, völlig außer Stande sind, sich desselben zu bemächtigen, sie sind darum auch dieses Nahrungsmittels verlustig; so bleiben ihnen denn nur noch Eidechsen, Muscheln, Schnecken und die wenigen Fische, welche sie etwa mit einer Lanze oder sonst einer ihrer unvollkommenen Waffen erlegen können, und diese zerreißen sie entweder roh, oder am Feuer ein wenig gedörrt, geröstet.

Wir sehen in der nachstehenden Figur eine Gruppe von Eingebornen von dem König Georgs-Hafen auf Neu-Holland, erbärmliche, fleischlose,



Eingeborene vom König Georgs-Hafen auf Neu-Holland.

Gestalten, von durchaus schwächlichem, nicht widerstandsfähigem Körperbau. So hat sie der Zeichner, welcher Dumont d'Urville auf seiner Reise um die Erde begleitet, gefunden und so werden sie von all denjenigen beschrieben, welche Neu-Holland besuchten und den bejammernswerthen Papuas begeg-

neten. Sie mögen sich jetzt in einem noch elenderen Zustande befinden, wenn es denkbar ist, denn sie sind überall von ihrer einzigen Nahrungsquelle von dem Meere zurückgedrängt, im Innern aber giebt es kaum noch Flüsse und Bäche in denen sie Lebensmittel finden könnten, wodurch es erklärlich wird, daß eine Durchschreitung des großen Kontinents beinahe unmöglich wird. Das Innere des Landes ist eine dürre, trostlose Wüste und die wenigen Flüsse, welche Neu-Holland enthält, gehören den Gebirgen, d. h. hier der Küstengegend an, denn das Innere des Kontinents scheint, so viel man dasselbe kennt, nicht gebirgig.

In der That, diese unglücklichen Menschen sind sehr zu beklagen, statt dessen beliebt es denjenigen, welche am häufigsten mit ihnen verkehren, sie zu verdammen als abscheuliche, als verachtungswerthe Geschöpfe. Sie leben vollständig im allerniedrigsten Naturzustande. Ganz isolirt, in gar keiner Verbindung irgend welcher Art, verwenden sie ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit ausschließlich auf Erlangung desjenigen, was ihrem Körper die erforderliche Nahrung gewährt, sie sind dabei so ungeschickt, so wenig nachdenkend, daß sie nicht einmal Hütten bauen; das Einzige, was ihnen als eine Art von Entschuldigung für das Fehlende dienen könnte, sind die abgeschälten und ausgebreiteten Rinden einiger Bäume, welche sie an eine querliegende Stange lehnen, so daß sie statt der Hütte eine einzelne Wand haben, welche sie dem Windstoße gegenüber aufstellen und sich jenseits derselben eine Art von Schutzstätte, aber auch nichts weiter befindet, vermöge deren wenigstens erreicht ist, daß nicht die volle Masse des Regens die daran Ruhenden trifft. Man muß allerdings sagen, daß sie keines Weiteren bedürften, denn die südlichste, d. h. vom Aequator entfernteste Strecke von Neu-Holland, das sogenannte Australia-Felix, erreicht noch nicht die Breite von Neapel, ja noch nicht einmal den 40°, indessen die nördliche Parthie sich bis zu 10° vom Aequator erhebt, das Land also seiner geographischen Lage nach zu den glücklichsten gehört. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es auf der Südhälfte der Erde liegt, woselbst, vermöge der ungeheueren Wassermasse, welche das Land so weit überwiegt als umgekehrt das Land auf der Nordhälfte das Meer an Ausdehnung überbietet; — wir dürfen nicht vergessen, daß auf der Südhälfte die Temperaturverhältnisse ganz andere sind als auf unserer Seite, und daß dort unter dem 30. Grade die Winter schon sehr unangenehm werden, wenn sie auch so wenig Frost und Schnee bringen, wie diesseits von dem Aequator unter dem 40. Grad. Es ist ein Zeichen großer Dürftigkeit des Verstandes, wenn man nicht dahin gelangt, sich einen solchen Schutz zu verschaffen, aber es ist auch zu gleicher Zeit ein Beweis von der Dürftigkeit des Landes, wenn so einfache Bedürfnisse nicht einmal ihre Befriedigung finden und darum mögen wohl diese armen Menschen mit Recht bedauert werden und

ein Zeugniß für ihre niedere Stellung ist der Umstand, daß ein Europäer 30 Jahre unter ihnen gelebt hat, ohne sie — die Eingebornen — zu irgend welcher Verbesserung ihrer Lage zu bewegen, ja, daß er umgekehrt zu ihnen herabgesunken ist so weit, daß er nicht nur seine sämmtlichen europäischen Bedürfnisse — und das will viel sagen, denn er war ein Engländer — sondern auch seine Sprache vergessen hatte. Der Mann hieß Buckley, hatte ein Subordinationsvergehen begangen und war deshalb verurtheilt, Deportirte nach Neu-Holland zu geleiten. Auf dem südlichsten Theil von Neu-Holland, bei Port Philipp, entsprang er im Jahre 1803 und im Jahre 1836 wurde er bei einem Stamme der Wilden wieder gefunden, von diesen nur zu unterscheiden durch seine colossalen Körperformen, zu denen ein Eingeborner niemals erwächst. Er hatte, wie bereits bemerkt, die eigene Civilisation gänzlich verloren, einschließlich der Sprache, und hatte auf seine Umgebung auch nicht im allergeringsten gewirkt, er hatte sie nicht einmal dahin gebracht, eine Pflanzung von ihnen nützlichen Gewächsen anzulegen.

Auch unter diesen armen Australiern, welche in der That fern genug von dem selbstsüchtigen Europa wohnen, haben die Weißen gewüthet und haben sie umgrenzt und von ihren Hülfsmitteln abgeschnitten. Ein nach Hunderttausenden zählender Volksstamm, die Yarra, sind gegenwärtig wahrscheinlich ganz von der Erde verschwunden, denn im Jahre 1859 zählte der ganze Stamm nur noch 17 Individuen; es ist kaum möglich, einen ergreifenderen Beweis für die traurige Lage, in der die Schwarzen sich befinden, zu liefern. Scheinheilig genug sucht die Colonisation von Süd-Australien sich gegen Vorwürfe zu sichern; auf englischen Karten sieht man, so weit die berühmte Colonie Victoria reicht, ein ausgedehntes Terrain bezeichnet mit den Worten: Reserve for-Blacks (reservirt für die Schwarzen), aber auch nur auf den Karten sieht man dieses, denn jedes Stückchen Land, welches an einem Bach oder an einem Flüßchen liegt, jedes Streifchen, welches eine Ernte oder eine Viehweide verspricht, ist von den engländischen Colonisten besetzt und das, was für die Schwarzen zurückgelassen wurde, ist ein wahrer Hohn auf die Menschlichkeit, es ist nichts weiter als die dürreste Steppe, die hat gefunden werden können in dem ganzen ausgedehnten Lande, welches man mit dem Namen Victoria-Land bezeichnet hat, es ist nur die dürreste, baumlose, selbst graslose Steppe und da ist es denn kein Wunder, daß die armen, an irgend welche Arbeit nicht gewöhnten Menschen auf das Erbärmlichste verkommen; nicht das Geringste ist da, was ihren Bedürfnissen entspricht, rundum sind sie umgeben von europäischen Colonieen, selbst wenn sie diese jammervolle Gegend verlassen wollten, würden sie es nicht können, da das Mißtrauen ihnen den Weg verlegt, und kommt so ein unglückliches Ueberbleibsel eines ehemalig großen Volksstammes an die Thür eines Squatters, um

ein Nahrungsmittel bittend, so wird er mit Hunden fortgehetzt und wirft er dem Weißen vor, daß derselbe ihn aus seinen Besitzungen vertrieben, daß er ihm seine Känguruhs erschossen, daß er ihm seine Flüsse und die Meeresküste geraubt und daß das Geringste, was er thun könne, die Spendung der nothwendigsten Lebensmittel sei, so wird ihm durch die Büchsenkugel geantwortet.

Die Unglücklichen fühlen ihren Untergang und geben diesem Gefühl einfache Worte, sie erzählen, daß alle ihre Brüder fortgegangen sind, sie erzählen, daß, so wie die Weißen sich nähern — die Schwarzen unter ihnen verschwinden, und sie erzählen, wie allmählig nur weiße Männer hier wohnen werden, wo sie so lange in Glück und Ruhe gewohnt haben, sie wissen, daß die Schwarzen ganz von der Erde verschwinden werden und sie bestätigen die höchst bequeme Regel, daß der weißen Race die Herrschaft vorbehalten sei und daß alles derselben Fremde vor ihr, der herrschenden, schwinden müsse.

Ach und was macht der Europäer jenen Armen streitig! Würmer unter den Rinden einzelner Bäume, kleine Beutelthiere, welche sie mit unbeschreiblicher Mühe aus ihren Nestern während ihres Tagesschlafes in hohlen Gummibäumen hervorholen, kriechendes Ungeziefer, für dessen Vertilgung man ihnen dankbar sein sollte, und dennoch haben eben diese Europäer nichts Eiligeres zu thun, als sich von ihnen zu befreien, es koste was es wolle; ja, sie sind so herzlos, daß sie sogar nicht anstehen, diejenige Schwarze, mit welcher sie im Concubinat gelebt haben, so lange, bis sie Gelegenheit fanden, eine Weiße in ihre Niederlassung einzuführen, zu verjagen, ja mit den eigenen Kindern zum Hause hinaus zu stoßen und dem schrecklichsten Elende Preis zu geben, und sie haben dafür zwei sehr gute, ganz triftige Entschuldigungsgründe: erstens haben sie nichts gethan, was nicht erlaubt wäre, da der Erzvater Abraham ein ganz Gleiches mit Hagar, seiner Magd, und Ismael, seinem Sohne gethan — und da es von diesem gehorsamsten Sohne des Herrn, über den er segnend seine Hand erhob, ausgegangen ist, so kann es nicht Unrecht sein. Der zweite Grund ist, daß diese Schwarzen überhaupt nicht Menschen, sondern nur erbärmliches Vieh sind, der Berücksichtigung irgend welcher Art gar nicht werth, aber freilich kommt mittelst dieses Grundes derjenige, der sich damit entschuldigen will, in ein unangenehmes Dilemma. Ist nämlich die Schwarze, mit welcher er sich eingelassen, nicht seines Gleichen — nicht ein Mensch, sondern ein Thier, ein Halbaffe, so ist er durch seine Verbindung mit demselben ein schwerer Verbrecher und er müßte eigentlich um dieses Verbrechens willen mit einem schweren martervollen Tode büßen, so wollen es die älteren Gesetze. So weit aber geht die Moral dieser würdigen Menschen überhaupt nicht, sie denken nicht an die Consequenzen, sondern lediglich an die Unbequemlichkeit,

welche die Schwarze ihnen bereitet und an die geringe Mühe, sich derselben zu entledigen.

Wenn Europäer auf ihren Reisen tief in das Land Eingeborene finden, so machen sie von denselben ziemlich abschreckende Beschreibungen. Wir geben hier eine Ansicht, welche durch den Zeichner Riou aufgenommen worden ist. Die Regenzeit veranlaßt die Bewohner, ihre Hütte auf die bereits



Australische Eingeborene.

angeführte Weise zu bauen, hinter der schützenden Wand kauert der Mann, kauert die Frau, jeder hat vor sich ein Feuerlein. An diesem wärmen sie sich, an diesen braten sie ihre Jagdbeute; es ist wenig genug, denn die arme Frau, welche ihre Kinder mit auf die Jagd schleppen muß, kann nicht viel tragen und ohnedies ist es eine Seltenheit, daß ein vierfüßiges Thier gewonnen wird.

Es ist sonderbar, daß der physische Zustand, in dem sie sich befinden, doch von Hause aus, das will sagen, so ziemlich vom Beginn der Kenntniß-

nahme über den Continent von Australien gleich elend beschrieben wird, wie jetzt. Schon der berühmte und berüchtigte Admiral Dampier bezeichnet sie als die elendeste Menschenrace, welche ihm vorgekommen und er sagt „die Hodmadoz von Monomotapa sind zwar ein erbärmliches, schmutziges Volk, aber was ihre Reichthümer betrifft, so befinden sie sich gegen die Neu-Holländer gehalten, in einer vortrefflichen Stellung, denn sie haben Häuser, Kleider aus Fellen, Schafe, Geflügel, Erdfrüchte, Straußeneier rc., was alles den Neu-Holländern fehlt. Wenn man von ihrer Menschengestalt absieht, so muß man in der That gestehen, daß sie sich nur wenig von den Thieren unterschieden, sie sind zwar ziemlich groß und gerade, aber sehr mager, haben lange, dünne Gliedmaßen, einen großen Kopf, eine runde Stirn, welche ziemlich vorspringend ist und große buschige Augenbrauen, die immer halb geschlossenen Augen geben ihnen ein sonderbares, träumerisches Aussehen. Man pflegt dieses Herunterhängen der Augenlider für Schlaffheit der Muskulatur zu halten, doch ist der Grund ein andrer.' Eine unbeschreibliche Menge kleiner, sehr lästiger Insecten schwirrt beständig in der Luft umher, und sie müssen die Augenlider immer so weit geschlossen halten, daß die beiderseitigen Augenwimpern sich vor der übrig bleibenden Spalte kreuzen, sie kriechen auch in die Nase und in den Mund, weshalb sie den letzteren fest verschließen, die sehr dicken Lippen beinahe über einander legend. Die große breite Nase ist deswegen immer voll Schleim und sie schnäuzen sich nur nothgedrungen, weil sie darin ein Hinderniß gegen das Tieferdringen der Insecten sehen.

„In dem Gesicht ist kein einziger anmuthiger Zug, der Ausdruck ist stets widerwärtig. Bei Alten und Jungen, bei Männern und Weibern fehlen die zwei Vorderzähne des Oberkiefers, ob sie ihnen von Natur fehlen oder ob sie sie ausziehen, weiß ich nicht, der Bart fehlt ihnen gänzlich." (Dies ist eine Bemerkung, welche sich auf eine einzelne Beobachtung stützt, denn allgemein ist die Sitte, sich den Bart auszurupfen, durchaus nicht, und daß die Bartlosigkeit eine künstliche sei, geht daraus hervor, daß sie bei den übrigen Schwarzen der Papu-Race nicht gefunden wird.) „Das Haar ist sehr verschieden, bald kurz und gekräuselt, negerartig, bald lang und dergestalt durcheinander gewirrt, als ob es künstlich toupirt wäre. Ihre Farbe ist kohlschwarz, wie die der Neger in Neu-Guinea." (Das will also sagen, durchaus nicht kohlschwarz, aber freilich nennen die Leute, welche nicht gewohnt sind genaue Bestimmungen zu machen, auch das Gesicht eines norddeutschen Bauern, oder eines Soldaten der vom Manöver kommt, schwarz, kohlschwarz, wiewohl es nur eine leichte Bräunung erfahren hat.) „Sie haben keine Kleider, nur etwa einen Streifen Baumrinde um den Gürtel gebunden, worin entweder einige Baumblätter stecken, oder wovon Bastreifen herab-

hängen. Auch Häuser haben sie nicht, sie liegen an der freien Luft, die Erde ist ihr Bett und das Firmament ihr Betthimmel."

Spätere Reisende haben uns minder ungünstige Schilderungen hinterlassen, aber in den Hauptpunkten freilich stimmen die Beschreibungen alle überein. Wilkes, der amerikanische Reisende, erzählt in seinem Bericht, daß die Eingebornen von Australien von jeder anderen Menschenrace verschieden seien, sowohl in den Gesichtszügen als in der Farbe, den Sitten und der Sprache; die ersteren betreffend, so nähern sie sich dem afrikanischen Typus, aber ihre Haare sind lang und seidenähnlich und erinnern mehr an die der Malayen. In der Sprache nähern sie sich wieder den amerikanischen Indianern (dies dürfte wohl schwierig nachzuweisen sein), während man in ihren physischen Eigenschaften, Sitten und Gebräuchen sehr vieles bemerkt, was man bei keinem anderen Volke sieht und wofür man keine Analogieen findet.

Die Eingebornen sind mittlerer Größe, mitunter auch etwas darunter. Ihre Statur ist schlank, die Arme und Beine sind lang und dünn, was unzweifelhaft von ihrer schlechten Nahrung und ihrer unregelmäßigen Lebensweise herrührt. Da ihre Speisen den menschlichen Bedürfnissen wenig genügen, so müssen sie, um überhaupt physisch bestehen zu können, sehr viel Nahrung zu sich nehmen. Die Folge davon sind dicke, vorspringende Bäuche, welche bei sonstiger Magerkeit ihnen ein sehr häßliches Ansehen geben.

Der Schnitt des Gesichts liegt zwischen dem der Afrikaner und dem der Malayen. Die Stirn ist gewöhnlich schmal und hoch, die dunkelbraunen Augen sind tiefliegend und immer halb geschlossen, die Nase ist an ihrem oberen Theile niedergedrückt und an der Basis breit gequetscht, was von einer gewaltthätigen Verstümmelung herrührt, welche die Mutter an ihrem neugebornen Kinde vornimmt, denn von Natur hat die Nase eine vorspringend gebogene Form, welche man die römische zu nennen pflegt. Die Wangenbeine sind hoch, der Mund groß mit starken, wohlgeordneten Zähnen versehen, das Kinn tritt häufig zurück, der Hals ist dünn und kurz.

Ihre Farbe nähert sich der dunkler Chocolade, sie ist röthlich schwarz, variirt aber sehr in der Schattirung. Solche, die reinen Blutes sind, zeigen sich zuweilen so hellfarbig, wie die Mischlinge von Negern und Weißen. Besonders ausgezeichnet sind sie durch ihr Haar, welches seidenartig fein und zum Kräuseln geneigt ist, sonst dem der dunkelhaarigen Europäer gleicht und ihnen daher ein Ansehen giebt, welches sie sehr von den Negern unterscheidet. Viele Männer haben starke Backen- und Schnurrbärte und sind haariger als die Europäer.

Hier finden wir wenigstens eine Ansicht, nach der wir die Australier, wenn schon für sehr vernachlässigte, doch immer für wirkliche Menschen hal-

ten müssen, dagegen erzählt uns Bory de St. Vincent „daß sie eine höchst bedauernswerthe Aehnlichkeit mit der Physiognomie des Mandril haben. Um diese vollkommen zu machen, fehlen ihnen nur die seitlichen Runzeln im Gesicht und die lebhaften Farben, in denen die Natur bei Ausstattung dieser großen Affen sich gefallen hat, um ihr Gesicht noch häßlicher zu machen; aber der Australier hilft nach, es scheint, als habe er ein Vergnügen daran, diese gräuliche Aehnlichkeit zu vermehren, er wendet alle seine Kunst darauf, die Farben, welche ihm die Natur versagt hat, seinem Gesichte aufzuprägen. Er beschmiert seine hervorspringenden Backenknochen, seine Stirn, die Spitze seiner Nase und sein Kinn mit einem rothen Thon, welcher die Affenähnlichkeit auffallend vermehrt."

Er fährt in seiner Schilderung fort: „es sind die stupidesten von allen Menschen, die letzten aus den Händen der Natur hervorgegangenen." (Dies scheint sehr inconsequent, er sollte lieber sagen die ersten, denn es läßt sich nicht annehmen, daß der Mensch zuerst in seiner größten Vollkommenheit geschaffen worden und daß der Natur allmählig die schöpferische Kraft ausgegangen und ihre Geschöpfe immer unvollkommener geworden seien, der umgekehrte Gang scheint doch der naturgemäßere.) „Ohne Religion, ohne Gesetze, ohne Künste leben sie paarweise in dem jämmerlichsten Zustand ohne jedes gesellschaftliche Band. Sie haben keine Idee von ihrer Nacktheit, sie haben auch keine Wohnungen, nicht einmal Zelte, kaum bilden sie sich eine Schutzwand gegen den Regen, dem sie sich mit einer dummen Gleichgültigkeit aussetzen, kaum vermögen sie sich ein Feuer anzuzünden, um ihre Muscheln oder Eidechsen daran zu braten, und auch nur solche Thiere vermögen sie zu fangen, denn sie haben als Waffen nicht einmal den Bogen, so einfach derselbe auch ist, sie haben nur einen schlechten Speer, eine Keule und das bekannte Wurfholz."

Sehr auffallend weicht von dieser Ansicht (daß sie stupid und stumpfsinnig seien) dasjenige ab, was Capitain Gray über sie sagt und was man für glaubwürdig ansehen muß, da derselbe lange Zeit in ihrer Nähe gelebt und genaue Bekanntschaft mit ihren Sitten und mit ihrer Sprache gemacht hat. Vor allen Dingen bestehen unter ihnen große, ausgedehnte Familienverbindungen (also gerade das Entgegengesetzte von dem was St. Vincent sagt), dann führt er an, daß der scheinbar verthierte Zustand, in dem sie sich befinden, nicht aus mangelhaftem Verstande herrühre, sondern der Erfolg eines sehr künstlich zusammengesetzten Systems von Gebräuchen und Einrichtungen sei, welche so nachträglich auf den Geist der Eingebornen wirken, sie in einer grausamen und harten Weise beschränken, man möchte fast sagen am eigentlichen Denken hindere, also gewiß allgemein schädlich sind, aber doch wieder beweisen, daß bei Ertheilungen derselben gedacht worden

ist. Wie in verschiedenen religiösen Satzungen, so ist hier durch eine traditionelle Civilgesetzgebung den Australiern alle Thätigkeit des Verstandes verboten, die Entwickelung einer moralischen Qualification untersagt und sie an den hoffnungslosen Zustand der Barbarei gebunden, von dem sie nicht loskommen können, „indem diese Gesetze so klug berechnet sind, daß sie ganz entschieden einen vorgesetzten Zweck andeuten und zwar vor allen Dingen den, jeden Versuch zu nichte zu machen, der darauf hinaus gehen könnte, sie umzustoßen."

Eine solche Einrichtung ist um so merkwürdiger und wunderbarer, als die Gesetze nicht geschrieben, sondern nur traditionell, nur überliefert sind, und dennoch ein ganz festes Bestehen haben, und dennoch sich verbreitet haben über den ganzen australischen Continent. Nach Gray's Ansichten beziehen sie sich vorzugsweise auf die Verheirathung verschiedener Individuen und auf Befestigung der gesellschaftlichen Verhältnisse, wodurch eben die großen Familien entstehen, welche die nämlichen, allen einzelnen Mitgliedern angehörigen Familiennamen haben. Capitain Gray führt diese Familiennamen an: Ballaroke, Dittaroke, Djekoke, Gwerrinjoke, Kotojumeno, Maleoke, Mongalung, Namyungo, Narrangar, Nagarnook, Ngotok, Nogonyuk, Fdondarup, Waddaroke, Yungaree.

Wo ein Mann, der einen solchen Familiennamen hat, mit einem Weibe desselben Familiennamens zusammentrifft, ist es ihm auf das Entschiedenste verboten, sich mit demselben zu verbinden, was auf Verwandtschaft in weiblicher Linie deutet. In der That haben Gray's Forschungen gezeigt, daß die männlichen sowohl als die weiblichen Kinder nicht den Familiennamen des Vaters, sondern den der Mutter annehmen.

Es scheint, als ob eine solche Verwandtschaft sich viel weiter als lediglich auf die Menschen erstrecke, denn die Eingeborenen haben selbst unter Thieren und Pflanzen Verwandte. Jede Familie nimmt sich ein Thier oder eine Pflanze als eine Art Symbol ihrer Familie — vielleicht ist dies zu weit gegangen und man dürfte sagen „Wappenbild" — an, sie nennen dasselbe Kobong. Sobald dieses der Fall, so wird es von der Familie des Kobongs niemals getödtet oder abgebrochen, während eben dasselbe Thier oder diejenige Pflanze für diejenige Familie, die einen anderen Konbong hat, durchaus nicht heilig ist, d. h. ohne alle Verantwortung getödtet, abgebrochen oder abgehauen werden darf.

Wie Gray meint, erinnert dies auffallend an die nordamerikanischen Völkergruppen, welche gleichfalls solche Wappenthiere haben, welche ihnen heilig sind und er gründet auf diese Aehnlichkeit der Gebräuche eine Familienverbindung, eine Verwandtschaft; allein dies scheint doch etwas zu weit gegangen, man könnte dann auch die Familienverwandtschaft der Türken und

der Chinesen beweisen, weil sie beide Opium rauchend, oder die Familienverwandtschaft der Europäer und der Nordamerikaner, weil sie beide Taback brauchen — dies sind einzelne Gebräuche, deren Ursprung zweifelhaft ist, aber welche immer nur von einer Familie auf die andere übergegangen sind und keinen verwandtschaftlichen Werth haben, weil sonst man auch behaupten müßte, daß die Chinesen, welche gern weißen Arac trinken, mit den Engländern verwandt sein müssen, weil diese gern heißen Rum trinken.

Etwas, das man gar nicht glauben sollte, erzählt uns Gray, daß nämlich die Australier Gesetze haben, welche sich auf den Besitz der Ländereien beziehen. Bei uns, wo man den Acker bebaut, würde man diese vielleicht Agrar- oder Culturgesetze nennen, dort in Australien hat man freilich weder den Begriff, noch den Namen, denn kein Australier hat jemals Land angebaut, und trotz dessen gehört das Land nicht allein einem Stamme, sondern die einzelnen Theile desselben gehören den einzelnen Personen an, die Grenzen sind fest bestimmt umschrieben, und sie werden nicht überschritten, es sei denn im Kriege oder bei großen gemeinschaftlichen Feierlichkeiten. Alle auf solch' einem Landstücke, Landstriche befindlichen Pflanzen und Thiere gehören vor allen Dingen dem Stamme, der ganzen Familie, demnächst aber den einzelnen Familienhäuptern an, und zwar so, daß nicht nur kein Stamm seine Jagd, seine Ernten auf das Gebiet eines anderen Stammes ausdehnt, sondern auch kein Einzelner seine Jagden auf die mehr vereinzelten Gebiete der Einzelnen zu erstrecken wagt.

Man findet hierin auch eine gewisse Aehnlichkeit mit dem, was die Polinesier „tabu" nennen, obwohl das Wort selbst hier keineswegs existirt. Die Thatsache ist, daß eine Theilung der verschiedenen vorhandenen Schätze aus dem Thier- oder Pflanzenreiche nach Familien stattfindet, und daß es keinem Einzelnen einfällt, die Berechtigung hierzu zu bestreiten, obschon sich kein geschriebenes Gesetz findet, und nicht einmal ein Priester sich angemaßt hat, die vorhandenen Gesetze nach einer gewissen Norm auszulegen und wenn diese Norm auch von nichts weiter bedingt gewesen wäre, als von dieses Priesters persönlichem Willen; trotz der gänzlichen Willensfreiheit dieser Eingebornen ist doch der Begriff von Eigenthum in doppelter Weise bei ihnen eingeführt, es giebt nicht allein ein Eigenthum des Einzelnen, sondern auch ein Eigenthum des Stammes, welches man Staatseigenthum nennen könnte, insofern wenigstens, als die große Familie in einem gewissen Distrikte wohnend, eine Art von Staat bildet.

Es gehört vielleicht zu den größten Merkwürdigkeiten, daß zwei Nationen welche durch dreihundert deutsche Meilen von einander getrennt sind, die des Golfes von Carpentaria und die des Golfes von St. Vincent (unter dem nämlichen Längengrad), die Beschneidung haben, allerdings in der Art,

wie die Polynesier diese Operation vollziehen, welche die obere Hälfte der Vorhaut dem Bändchen gegenüber aufschlitzen, was zur Folge hat, daß die ganze Haut, welche als Bedeckung dient, zurückgeht. Aber in welcher Weise die Operation auch gemacht werden möge, sie findet statt bei den so entfernt von einander wohnenden Stämmen und gestattet den Schluß auf eine nahe Verwandtschaft unter ihnen.

In gleicher Weise erlaubt die über das ganze Continentalland verbreitete Polygamie an ihre Verwandtschaft zu denken, auch der Raub der Weiber ist durchaus allgemein verbreitet, die Bewerbungen beginnen mit dem Niederschmettern durch einen Keulenschlag und mit der Entführung der Geliebten, eine Methode, welche gewiß nicht die Billigung unserer Damen erhalten würde, welche aber immerhin eine gewisse Gesetzmäßigkeit und durch ihre allgemeine Verbreitung, eine Familienähnlichkeit unter ihnen allen darthut, welches denn wiederum beweist, daß sie bei weitem weniger roh sind, als man in der Regel zu glauben pflegt, daß nur ihre Gesittung nicht mit unseren Begriffen über eine solche übereinstimmt, sowie wir ja auch die Polygamie für strafbar halten, indessen sie im Orient durch Religion und Staatsgesetze erlaubt und gar nicht unmoralisch ist.

Am mehrsten schwindet die Meinung von der Niedrigkeit ihres geistigen Standpunktes unter Betrachtung der Leichenfeierlichkeiten, welche bei ihnen üblich sind. Es wird ein Grab gemacht von vielleicht einer Elle Tiefe, der Boden dieses Grabes wird mit einer breiten Baumrinde und mit Zweigen bedeckt, auf welche man den Leichnam legt, der in seinem Mantel gehüllt ist. Man legt wieder grüne Zweige über ihn, dann wird die Grube mit Erde ausgefüllt, und über den Hügel breitet man grüne Zweige in reichlicher Menge aus, dann legt man alle die Werkzeuge, welche der Verstorbene gebraucht hat, seinen Wurfstab, seine Jagdgeräthschaften, zu beiden Seiten des Grabes nieder. In die benachbarten Bäume werden Ringe eingeschnitten, ungefähr in der Höhe, zu welcher man bequem gelangen kann, nun sammelt man kleine Zweige, kehrt damit alle Erde, die ihnen anhängen könnte, sorgfältig ab und verbrennt sie darauf an einem Feuer, das zu Haupten des Grabes angezündet wird.

Nunmehr bemalen die Trauernden sich das Gesicht schwarz oder weiß und zwar in Flecken auf der Stirne, auf den Backen, auf der Brust und tragen diese Trauerzeichen beträchtliche Zeitlang. Um Thränen hervorzulocken, kratzen sie die Nasenspitze blutig; sie tragen keinen Schmuck, so lange die Trauerzeit dauert, und da sehr häufig mehrere Personen denselben Namen haben, wie bereits oben bemerkt, so legen sie während der Trauerzeit diese ab und bedienen sich anderer, damit der Name des Verstorbenen nicht ausgesprochen werde.

Auch bei dem Begraben der Weiber wird ähnlich verfahren, man giebt ihnen gleichfalls die Gegenstände ihrer Arbeit mit in das Grab ꝛc., was alles darauf zu deuten scheint, daß sie an ein Leben nach dem Tode glauben.

Auch ihre Sprache zeigt an, daß sie einer großen Familie angehören, denn man hat versucht, die Dialecte aufzuzeichnen, und hat gefunden, daß die Wurzeln der Wörter fast überall gleich sind durch ganz Neu-Holland, und daß die abweichenden Beziehungen in den einzelnen Sprachabtheilungen weniger von einander unterschieden sind, als es z. B. in der deutschen Sprache der Fall ist. Allerdings darf man nicht vergessen, daß die Nachrichten hierüber äußerst dürftig sind, daß es überhaupt noch nicht lange her ist, daß man gefunden, die Sprachverwandtschaft deute auf Stammverwandtschaft, und da es sehr schwer ist diese, ohne Verwandtschaft isolirt dastehenden Sprachen, diese Sprachen, welche mit keiner der unsrigen Aehnlichkeit haben, genau kennen zu lernen, so ist es wohl möglich, daß die Nationen selbst dem von den Engländern aufgestellten Gesetz: der Civilisation erliegen zu müssen, wirklich erlegen sind, bis wir dahin kommen, sie soweit kennen zu lernen, ihre Sprachen gründlich zu erforschen. Dieselben werden bis dahin wohl ausgestorben sein, die unfähigen Völker werden der Civilisation erlegen sein. Wer sollte sich nicht freuen des bevorstehenden Sieges der Cultur über die Wildheit und Rohheit!

Die Malayische Race.

Die nächste hieran grenzende Völkerfamilie, die zunächst mit den Papuas im Allgemeinen genommen verwandte Race, dürfte wohl auch der nächsten Berücksichtigung bedürfen, das ist die Malayische; gerade so gut wie die Australnegerrace aus einer unzähligen Menge von Stämmen zusammengesetzt, welche so wenig von einander verschieden sind, daß — in eine Reihe gebracht — sie einerseits sehr nahe mit den Mongolen, andrerseits ebenso nahe mit den Papuas verwandt scheinen.

Wenn wir von demjenigen Punkte anfangen wollen, welcher uns den malayischen Typus nach unseren, nach europäischen Begriffen am schönsten zeigt, so müssen wir uns nach den Philippinen wenden, welche man auch füglich als den Uebergangsort der Mongolischen Race nach dem südlich gelegenen Inselmeer betrachten kann, die ganze Inselgruppe hängt nach Süden zu eben so genau mit Borneo, Celebes, Sumatra und Java zusammen, wie gegen den Norden durch die Insel Formosa mit China und Japan. Die größten Inseln dieses Archipels sind im Norden Luzon, im Süden Magindanao.

Als die Philippinen von Magelhan entdeckt wurden (1520), schätzte man die Bewohnerschaft auf drei Millionen Menschen. Den Königen von Spanien legte eine päpstliche Bulle die Verpflichtung auf, diese ihnen von dem wahren Beherrscher der Welt, von dem Papste, geschenkten Länder zum Christenthum zu bekehren, deshalb wurde eine große Anzahl von Mönchen dorthin geschickt und sie haben sich ihres Auftrages so gut entledigt, daß sie die einzigen und alleinigen Herrscher des Archipels sind und der Krone Spaniens nur die Berechtigung zugestehen, einen General-Gouverneur nach Manilla zu senden und soviel an Abgaben in Empfang zu nehmen, als sie, die hohen Würdenträger der Kirche, geneigt sind, von ihren Einkünften abzugeben.

Als die Spanier die Philippinen in Besitz nahmen, waren dieselben von mehreren verschiedenen Völkerschaften bewohnt. Diejenigen Stämme, deren Sitze in der Nähe des Meeres lagen, hatten die Hautfarbe und die Gesichtszüge der von Indien her bekannten Malayen und sie hatten auch in ihren Gewohnheiten, in ihren Gesetzgebungen, in ihren religiösen Gebräuchen eine große Aehnlichkeit mit ihnen. Einer dieser Stämme wird von den spanischen Berichterstattern Tagalos genannt, der Name hat sich so eingebürgert, daß man noch jetzt die malayischen Bewohner Tagalen nennt, und daß dieser Name auf einen weit verbreiteten Sprachstamm übergegangen ist, welchen man hier in seiner größten Reinheit zu finden glaubt. Noch drei oder vier andere Namen werden genannt, doch sind dieselben für uns von geringer oder von gar keiner Bedeutung und dürften denselben Werth haben, wie Zerbster, Dessauer, Bernburger und Cöthener. Diese Alle sind Deutsche, wie jene alle Tagalen sind, und die Srachverschiedenheiten würden wahrscheinlich auf Luçon nicht größer werden, wie in den Anhaltischen Fürstenthümern. Die tagalische Sprache ist auf Luçon durch die Mönche zur Schriftsprache erhoben worden. In ihrer üppigen Müßigkeit Langeweile empfindend, mußten sie eine Beschäftigung suchen und sie fanden diese in der Aufzeichnung tagalischer Worte, in Aufsuchung ihrer Beugungsformen, in Untersuchung über ihre verschiedene Bedeutung, durch eine solche oder andere Betonung, und so entstanden Wörterbücher, Grammatiken und Lexika der Synonyma, so entstand eine ganze Literatur, welche sich anfangs nur auf dem religiösen Gebiet bewegte, dann aber auf das Feld der Geschichte überging und einen großen Schatz von Untersuchungen mannigfacher Art barg, der nur leider durch die Trägheit der Nachfolger jener, um die Geschichte der Philippinen verdienten Männer, theils muthwillig zerstört, theils unbeachtet zu Grunde gegangen ist; während die älteren, wahrhaft gelehrten Männer sich mit Liebe den sprachlichen und wissenschaftlichen Beschäftigungen hingaben, hatten die neueren nur Freude an Hahnenkämpfen, Stierge-

fechten und an Trinkgelagen, welche gewöhnlich in die abscheulichsten Orgien übergingen, so daß die Werke ihrer Vorgänger allmählig nicht nur in Vergessenheit geriethen, sondern auch wohl gar aus den Bibliotheken verschwanden, glücklich genug, wenn sie noch in die Hände von Männern, wie Chamisso kamen, der einen Schatz von tagalischen Druckschriften von seiner Reise um die Erde mitbrachte.

In den gebirgigen Theilen von Luçon und in den undurchdringlichen Wäldern, welche den Fuß der Berge umgeben, wohnen jene Wilden, die von den Spaniern Negritos oder Negrillos genannt werden, welche man für die Urbewohner der Philippinen hält und von denen wir bereits gesprochen haben, deren wir auch hier nur erwähnen, um darauf zurückzuweisen, daß man das Land, welches die malayische Race auf den Philippinen einnimmt, nicht für das eigentlich heimathliche der Tagalos hält.

Die malayischen Uferbewohner sind nur so weit die Westküste reicht, den spanischen Mönchen unterworfen. Die ganze Ostküste steht nicht unter spanischer Herrschaft, ebenso ist es mit Mindanao, woselbst zwar ein spanisches Fort und eine Besatzung befindlich, die Bevölkerung selbst aber nur zum allergeringsten Theile christlich und den Spaniern zinsbar ist, im Gegentheil stehen sie unter einem großen Sultan und sehr vielen kleinen, die sich vollständig frei erhalten haben. Ein Wunder, welches die Bekehrung von Luçon so sehr erleichterte, scheint seine Wirkung nicht auf die große Insel Mindanao, noch auf die vielen anderen umherliegenden erstrekt zu haben. Dies Wunder nämlich geschah gleich im Anfange der spanischen Herrschaft. Die große Laguna, der See im Süden von Luçon, hatte einen Berg, welcher plötzlich zu toben begann. Der Teufel fürchtete die Nähe der Christen und wollte sie durch seine Wuthausbrüche verscheuchen, aber die Dominicaner veranstalteten eine Procession, welche unter Vortragung wunderthätiger Heiligenbilder rund um den See ging, worauf der Teufel so wüthend wurde, daß er einen noch viel entsetzlicheren Lärm machte als bis dahin. Die Heiligen siegten indessen in dem Kampfe, denn als die Procession zu Ende war und der Lärm aufhörte, bemerkte man, daß der Berg eingestürzt sei und er hat sich seit dieser Zeit nicht mehr bewegt (was zwar keineswegs wahr ist, denn der Berg ist ein noch immer thätiger Vulcan, sowie noch viele andere auf Luçon — was aber in Beziehung auf das Wunder ganz gut klingt und ganz nothwendig gewesen zu sein scheint).

Dieses Wunder bewog die Volksstämme von Luçon, sich sofort dem Christenthume anzuschließen (was auch nicht wahr ist), aber auf den übrigen Inseln geschah weder ein solches Wunder, noch reichte, wie gesagt, dieses mit seiner Wirkung bis dorthin.

Ueber diese Eingebornen der Philippinen haben wir viele Beschreibungen

von Dampier, von de la Fuente, von Torres, von Marsden, von Chamisso, von Meyen u. Anderen. Zum großen Theile stimmen diese darin überein, daß sie in Farbe und Körperbildung auf dem ganzen Archipel beinahe gleich und den indischen Malayen, welche nicht die Nasen platt quetschen, nicht den Nasenknochen einbrechen, einknicken, sehr nahe verwandt sind. Ihr Körperbau ist äußerst elegant und zierlich, sie sind nur mittlerer Größe, aber so anmuthig geformt, so graciös in ihren Bewegungen, daß man vollkommen bestochen wird durch ihren Anblick, Hände und Füße sind so klein, die Gelenke so fein, daß sie an die äußerste Grenze gelangen, und wenn sie noch kleiner wären, Mißbildungen genannt werden müßten. Die Gesichter sind oval, die Nasen klein aber gerade, die Lippen von lebhafter Färbung, die Zähne wundervoll so lange sie jung sind (d. h. so lange bis sie nicht durch das Betelkauen verdorben sind), die Haare sind schwarz, seidenartig, bei den Männern schön gelockt, bei den Frauen schlicht, aber nicht minder fein und zart.

Die braune Farbe der philippinischen Malayen hat sehr viele Abstufungen von der sehr dunkelen Schattirung, welche den Fischern, Jägern und Ackerbauern eigen ist, bis zu der ganz hellen der Fürsten, der Sultane und ganz besonders ihrer Frauen, welche sich von den Bewohnern des südlichen Europas wenig oder gar nicht unterscheiden. Es giebt in Griechenland und Sicilien hellfarbige Frauen, mit denen die hellfarbigen Tagalfrauen den Vergleich vollständig aushalten.

Das Volk, wo es sich unbeeinflußt erhalten, ist geschickt, industriös, ist fleißig. Die männliche Bevölkerung ist sehr kriegerisch und die malayischen Sultane haben diese Neigung häufig benutzt, um ihre Untergebenen zum Seeraub anzuführen, der sich von den südlichen Philippinen aus über die ganzen, zu Südasien gehörigen Inseln, von Magindanao bis Neu-Guinea und Sumatra, bisweilen auch noch weiter bis in den Bengalischen Meerbusen erstreckt. Sie sind prächtige Schiffsbauer und ihre mit 200 Kämpfern und Ruderern besetzten Boote, aus aufgerollten Bambusbrettern gemacht, haben eine Tragekraft und eine Segelfähigkeit, welche sie zum Gegenstande der Furcht und des Neides der spanischen Schiffsbaumeister macht.

Diese Neigung zu Seefahrten und zu Raubzügen hat sich über den ganzen großen Archipel verbreitet und der Hauptsitz der furchtbarsten Piraterie, die bis auf diese Stunde noch keineswegs zerstört ist — der Hauptsitz eines wohl organisirten Seeräubersystems, welches der engländischen und holländischen Schifffahrt unglaublichen Schaden thut, ist die Insel Celebes, welche von den Bugis oder Boughis bewohnt ist. Die Insel besteht aus vier weit gestreckten Halbinseln, deren zwei und zwei immer weite, tief in das Land einschneidende Buchten einschließen. Diese Halbinseln selbst sind

aber auf das Mannigfaltigste eingeschnitten und gezackt und bieten den nicht tief gehenden Ruderschiffen der Eingebornen die vortrefflichsten und unnahbarsten Zufluchtsstätten, kein Kutter, ja nicht der kleinste Schooner würde in diese, noch überdies von der üppigsten Vegetation beschatteten Buchten und Bayen eindringen können, ohne Gefahr zu laufen auf den Grund zu gehen und dann natürlich eine Beute der Piraten zu werden, daher es so schwer ist diesen Räubern zu nahen und sie unschädlich zu machen.

Die nördlichste Halbinsel kehrt ihre Spitze gegen Mindanao und ist durch eine ganze Reihe kleiner Inseln, die Talantes, damit so verbunden, wie Borneo durch den Sulu-Archipel. Wenn die Ansicht, daß die Bewohner der Philippinen den eigentlichen Stamm der malayischen Race bilden, richtig ist, so würden wir in diesen Archipelen die Uebergangsstraßen zu suchen haben. Die Aehnlichkeit zwischen den Bewohnern von Celebes und denen von Magindanao ist durchaus nicht zu verkennen. Die ganze körperliche Beschaffenheit ist dieselbe, der zierliche Wuchs, das seidenartig weiche, lange Haar, das ovale Gesicht finden wir wieder, nur die Farbe ist anders, ist heller und dieses schreibt man einer Vermischung mit Chinesen zu. Sollte dies der Fall sein, so wäre es sehr wunderbar, wenn diese Vermischung nicht sehr viel früher auf Luçon stattgefunden hätte, als auf Celebes. In Manilla allerdings ist, seit Besitznahme durch die Spanier, das chinesische Element sehr stark vertreten, aber die Eingebornen verabscheuen die Chinesen so sehr, daß sie sich mit ihnen entweder gar nicht, oder doch nur höchst ausnahmsweise verbinden. Es scheint übrigens auch, daß die Farbe für die Stammähnlichkeit oder Verschiedenheit durchaus nicht maßgebend sein könne, denn helle und dunkle Schattirungen findet man bei jeder Race und bei jedem Volke, und die Unterschiede zwischen Andalusiern und Deutschen sind hinsichtlich der Farbe viel größer, als die Unterschiede in der Farbe zwischen den Malayen von Luçon und Celebes.

Man ist geneigt zu glauben, daß die letztgenannte Insel als ein Mittelpunkt der Civilisation für die ganze umgebende Inselwelt zu betrachten sei, und man kann, so sagt wenigstens der Engländer Crawford, an der Sprache sowohl als an den moralischen Eigenschaften der Bewohner von Sumbava, Flores, Butuk, Timor, Salayar diesen Einfluß deutlich wahrnehmen.

Die ursprünglichen Eingebornen sollen nicht Malayen (diese sind eben die eingewanderten), sondern die Alfurs sein, geradeso wie die Dajaks in Borneo, welche den Bergbewohnern von Celebes gleichen, aber die ringsum an den Küsten wohnenden Malayen scheinen trotz ihrer Stammverwandtschaft doch zweien verschiedenen Völkern anzugehören, zum mindesten kann nicht geleugnet werden, daß sie zwei verschiedene Dialekte der malayischen Sprache reden. Die sich dadurch unterscheidenden Völker sind die Wugi oder

Bugi und die Mankassen, Menkassen oder Mangkassaren. Wir Europäer verwandeln das Wort in Makassar. Die Bugis hält man für das älteste und gebildetste Volk der Insel, sie haben nicht nur eine alte, verborgen gehaltene, heilige Sprache, sondern eine zweite, deren nicht blos die Herrscher und die Priester, sondern auch die Laien mächtig sind, sie haben eine Schriftsprache, sie haben die Schreibekunst und besitzen eine beträchtliche, eine an Zahl bedeutende Literatur, welche aus nationalen Traditionen, aus Romanzen, aus prosaischen Erzählungen bestehen soll, und sie haben auch eine große Zahl von Uebersetzungen aus indischen Schriften. Daß die malayischen Schriften ihr Eigenthum sind, dürfte sich von selbst verstehen, weil eben diese ja nur in einem anderen Dialekte aufgesetzt sind. Die Bugis oder Wugis haben auch einen Kalender gehabt, doch hat nicht entschieden werden können, welche Zeitrechnung sie hatten, bis späterhin sie die mahomedanische annahmen, und dieses ist wahrscheinlich nicht lange vor der Besitzergreifung des Landes durch die Portugiesen geschehen, denn als diese am Anfange des 16ten Jahrhunderts zuerst nach dem Süden von Celebes kamen, fanden sie dort nur wenig Mahomedaner, vielmehr soll damals die Hindu-Religion dort allgemein geherrscht haben, wie wir ja auch bei den verwandten Völkern auf Java die großartigsten Baudenkmale im indischen Pagodenstile finden, leider so vernachlässigt und so vollständig der Zerstörung übergeben, durch die Feuchtigkeit des Klimas und den dadurch bedingten wuchernden Pflanzenwuchs in solcher Weise aufgerieben, daß nur noch erbärmliche Trümmerhaufen die Stätten bezeichnen, auf denen in früheren Zeiten sich die herrlichsten Denkmale indischer Baukunst befanden, Werke von solcher Schönheit und Ausdehnung, daß die indischen kaum wagen dürfen sich ihnen an die Seite zu stellen, denn mit Ausnahme der höhlenartigen Arbeiten von Elephantine und Salsette und der wunderbaren Arbeiten von Ellora, giebt es, so weit wir Indien kennen, nichts, was an wunderbarer Pracht und Ausdehnung mit den Tempelbauten von Java verglichen werden könnte.

Dergleichen Denkmale hat Celebes allerdings nicht aufzuweisen, selbst den Anfang der indischen Cultur kann man nicht bestimmen, weil sich nicht einmal Inschriften auf Felsen, Grabstätten oder dergleichen finden, die hinwiesen auf eine Zeit, eine Epoche, in welcher die Indier geherrscht, noch viel weniger, in welcher sie angekommen wären; aber die Eingebornen, soweit sie Bildung genug haben, um sich auf ihre Abstammung zu besinnen, oder Werth darauf legen, sagen, daß ihre Eltern Indier gewesen seien. Was man über die Existenz von Hindu-Tempeln erzählt, ist bis jetzt noch durch nichts bestätigt worden, und es mag wohl sein, daß die Behauptung der vornehmsten Eingebornen, von diesen oder jenen indischen Königen abzustammen, lediglich der Eitelkeit solcher Leute zuzuschreiben ist. Die Thatsache,

daß viele ihrer Herrscher die Namen von Hindugottheiten haben, wie z. B. Batara-Guru und dergl., deutet jedenfalls auf eine Verbindung mit Indien. Der eben genannte Name ist ein Beiname des Siva (Schiva). Da er in Java bekannt ist, und zugleich dem ältesten Herrscher der Bugis angehört, so könnte es wohl möglich sein, daß eben dieser Herrscherstamm von Java hierher gekommen sei, welche Ansicht auch der Umstand unterstützt, daß sich viele Ortsnamen hier vorfinden (Majopahit, Gresik, Javan 2c.), welche in Java allgemein sind. Wie nun Deutsche ein Berlin, Königsberg, Dresden, Münster nach Amerika verpflanzen, und Engländer dasselbe mit London, Manchester und Edinburgh thun, so könnten wohl Javaner ein Gleiches gethan haben, wenn man nicht genau den umgekehrten Schluß ziehen will, nämlich den, daß die Bewohner von Celebes ihre Sprache und ihre Religion, ihre Eigennamen nach Java übertragen hätten. Daß Wilh. von Humboldt in der Sprache der Bugis oder Wugis neben den malayischen Worten auch eine große Anzahl von Sanskritwörtern findet, scheint zu beweisen, daß ihre Sprache ein Mittelglied, ein Verbindungsglied zwischen den west-malayischen und ost-malayischen Stämmen bildet.

Die Einwohner von Celebes haben einen entschiedenen Charakter. Sie sind redlich, wortgetreu, sind in ihren Handelsbeziehungen und in ihren politischen (das will sagen: diplomatischen) Verhandlungen von großer Glaubwürdigkeit. Dies würde nämlich ihre Untauglichkeit bekunden. Bekanntlich gelten die russischen und österreichischen Diplomaten für die ausgezeichnetsten, natürlich die nordamerikanischen ausgenommen, aus deren Munde nie ein wahres, glaubwürdiges Wort hervorgeht. Wenn nun gesagt wird, daß sie sowohl getreulich Wort hielten, als auch sich nicht hinter einen Wortlaut versteckten, wie z. B. mit dem holländischen Passus von der Zollfreiheit des Rheines „jusqu'à la Mer", so ist dieses eben ein Kennzeichen geistiger Beschränktheit. Die Sprache ist ja nach Talleyrand's Ausspruch nicht dazu da, um seine Gedanken auszudrücken, sondern im Gegentheil, um seine Gedanken zu verbergen, aber gleichviel, man giebt den Bugis Schuld, daß sie einen so thörichten Grad von Redlichkeit besäßen, um sich an ihr gegebenes Wort zu binden. Jedenfalls setzen die Kaufleute, welche mit den Bugis in Verbindung treten, ein größeres Vertrauen auf das Wort dieser Leute, als auf die heiligsten Eide der Bewohner von Java, Sumatra, Borneo 2c.

Die Eingebornen von Borneo, der größten Insel auf Erden, wenn man Neu-Holland als Continent betrachtet — sind eine neue Abart desselben Stammes. In früheren Zeiten wurden sie als wild und bösartig sehr verschrien, die Versuche der Europäer, in das Innere einzudringen, sind fast immer mißglückt. Sie wurden entweder in Sklaverei, in harter Gefangenschaft gehalten, oder sie wurden in kürzerer Weise abgethan sie wurden er-

mordet. Dies ging so fort bis zum Anfange dieses Jahrhunderts, Holländer, Spanier, Engländer, Portugiesen, sie mochten sich beschäftigen, womit sie wollten, wurden von den kleinen Beherrschern der großen Insel gefangen gehalten, zu Sklavendiensten verwendet, andere aber, entweder auf Befehl der Fürsten ermordet, oder sie wurden getödtet, noch bevor sie das Angesicht der Fürsten erblickten. Fast immer aber läßt sich nachweisen, daß die Europäer selbst an der Behandlung Schuld waren, sie stellten sich den Eingebornen feindlich gegenüber, verletzten ihre Sitten und Gebräuche, beschimpften ihre Gottheiten und wurden dann dafür bestraft, in der Weise, wie es bei uncivilisirten Völkern üblich, wie es bei ihnen natürlich ist, bestraft durch den Tod oder durch die Sklaverei, und daß diese Ansicht nicht unrichtig sei, hat die neuere Zeit gelehrt. Kaufleute mit Waaren versehen, welche für diese uncivilisirten Völker von Wichtigkeit waren, wurden unbehindert in das Innere gelassen und selbst Reisende, von denen man durchaus nicht behaupten kann, daß sie etwa deswegen geschont worden wären, weil sie den Eingebornen ungekannte Vortheile zugeführt hätten — Geographen — Naturhistoriker — Sprachforscher — sind weit in das Innere gedrungen, sobald sie sich der Thorheit enthielten, die Bewohner, welche sich gastfrei gegen sie bezeigten, rücksichtlich ihrer Vorurtheile zu beleidigen. Um von einem, sonst ganz anständigen Mann ermordet zu werden, braucht man gar nicht bis nach Borneo zu gehen. Wenn ein Reisender irgendwo auf der That ertappt wird, die Gattin oder Tochter seines Gastfreundes schwer beleidigt — gemißbraucht zu haben — so darf er sich nicht wundern, wenn ein Beil ihm den Kopf spaltet, oder eine Papierscheere in Ermangelung eines Dolches den Weg zu seinem Herzen sucht; und wenn ein zelotischer Protestant vor einem italienischen oder spanischen Heiligen ausspeit, oder ihm eine Ohrfeige giebt, so muß man ihn wirklich närrisch nennen, wenn er sich wundern sollte, Augenblicks darauf ermordet zu werden. Wenn dies nun einem engländischen Misionair begegnet, nachdem er seinen Unterricht in der christlichen Liebe und Duldung dadurch angefangen hatte, daß er die Götzen der fremden Völker von ihren Thronen herabwirft und die Gegenstände, welche man ihnen als Opfer dargebracht hat, mit Füßen tritt, so kann er sich durchaus nicht wundern, wenn er sich von unchristlichen, und nicht gebildeten Völkern verabscheut, von solchen aber, die Zeugen seiner Missethat waren, gefangen genommen und mit dem Tode bedroht sieht. Daß die Bewohner von Borneo gastfreundlich und milderen Ansichten sehr zugänglich sind, beweist uns der Engländer Brooke, welcher ein unabhängiges Fürstenthum auf Borneo beherrscht, einerseits von den Malayen, andererseits von den Dajaks umgeben, das beweist ferner die Reise der Frau Ida Pfeiffer, welche sich lange Zeit unter den Wildesten der Wilden im Innern von Borneo aufgehalten hat, ohne im Geringsten

von denselben bedroht worden zu sein. Was Rienzi vor 40 Jahren darüber sagt: „Und doch wäre es für einen oder zwei kräftige, kluge und unterrichtete Europäer, die sich zum Schein mit dem Tauschhandel, demnächst aber mit praktischer Ausübung der Heilkunde beschäftigten, durchaus nicht schwer, einen großen Theil des merkwürdigen Landes nach allen Richtungen zu durchforschen, nur dürften sie vor den Gafahren und Unbequemlichkeiten einer solchen Reise nicht erschrecken, müßten die Sprache der Eingebornen lernen, müßten sich kleiden wie diese und leben wie diese, dürften nicht über ihre heiligen Gebräuche und ihre Religion spotten, dürften sich nicht nach ihren Weibern gelüsten lassen und vor allen Dingen nichts thun, was dieselben auf den Gedanken leiten könnte, daß die Besuchenden ihre Unabhängigkeit gefährden wollten:“ ist noch heutigen Tages vollkommen wahr und ist durch die oben genannten Reisenden bewahrheitet worden, obschon die Eingebornen in dieser Zeit von Seiten der Holländer und Engländer sehr herbe Erfahrungen gemacht haben.

Wenn wir von den Bewohnern der Insel Borneo sprechen, müssen wir zwischen denen im Innern und zwischen denen an den Küsten unterscheiden.

Die Stämme, welche im Innern leben, werden Wilde, werden Punams genannt, sie gehören zu den Alfurs oder Arfakis. Auf der Nordostküste steigen ihre Niederlassungen bis zur See hinab, dort verschmelzen sie mit den Küstenbewohnern und dort treiben sie das Seeräubergewerbe, mittelst dessen sie die Philippinen und auch die unter holländischer Oberhoheit stehenden Molucken brandschatzen, ja es scheint beinahe, als gehörten die Einwohner der Gewürzinseln zu ihrem Stamme, es scheint, als seien dieselben von ihnen aus bevölkert worden. Sie werden auf ihren Reisen und auf ihren gebrechlichen Kähnen weithin geführt, haben eine unbeschreibliche Mäßigkeit, leben nur von Reis und einigen, ihrem Lande angehörigen Hülsenfrüchten, aber freilich wenn die Noth sie treibt, oder wenn sie viele Kriegsgefangene gemacht haben, sind sie auch nicht blöde, sich an dem Fleische dieser zu ergötzen, sie sind also das, was man Menschenfresser nennt, wiewohl keineswegs in dem Grade, wie es die Papuas von Neu-Guinea und überhaupt die Küstenbewohner der benachbarten großen Inseln sein sollen. In der Regel ist aber Sago und Reis ihr Hauptnahrungsmittel.

In dem Gebirge findet man nicht selten Schwarze mit glänzender Haut und krausen Haaren, welche man für die Stammväter der Papuas auf Neu-Guinea und der Negrillos auf den Philippinen hält, doch sind dieselben so überaus wenig bekannt, daß man so gut wie nichts von ihnen weiß, und es wird den neueren Reisenden vorbehalten sein, uns Näheres über sie zu berichten. Daß man im Stande sei, mit ihnen zu verkehren, wenn man ihre Vorurtheile

schonen will, hat Frau Ida Pfeiffer bewiesen; nur ist, was sie uns von ihnen erzählt, so weit es die Naturforschung, so weit es die Anthropologie betrifft, zu dürftig, um einen Anhaltspunkt für die nähere Beschreibung zu liefern. Wir müssen uns also an die Dajaks wenden, welche näher bekannt sind, wenn es auch schon nicht lange her ist, daß man sich mit ihnen nicht ohne Furcht beschäftigt hat, d. h. nicht ohne Furcht von ihnen gefressen zu werden.

Die Dajaks zerfallen in mehrere Stämme, bei allen aber nimmt man eine gleiche Schönheit des Körperbaues wahr. Wir geben hier eine Zeichnung nach dem Ikonographischen Atlas der niederländischen Colonie, welche zwei Dajak-Frauen von dem Stamme der Biadjous zeigt. Ein Jeder wird eingestehen, daß die Gestalten tadellos schön sind, und daß selbst das Gesicht der auf dem Ufer stehenden Frau, welche ihr Kind von der Dienerin in Empfang nimmt — wenn auch nicht schön — doch gewiß mild und lieblich ist. Die Physionomieen der Männer sind allerdings viel härter, mitunter zurückstoßend, dies kommt aber nicht von einer körperlichen Mißbildung her, sondern von wilden Leidenschaften, denen sie unterliegen. Fortwährend mit den die Küsten bewohnenden Malayen in Krieg oder in Einzelkämpfe verwickelt, werden sie von Furcht, von Kampfeswuth, von Rachsucht bewegt, werden ihre Gesichter davon durchfurcht. Stets auf Sicherstellung ihres



Dajakische Frauen.

Lebens bedacht und angewiesen, ist der Mord an einem sich ihnen unberufen Nähernden, nicht nur kein Verbrechen, sondern etwas Rühmliches. Kein Dajak darf sich um ein Mädchen bewerben, wenn er nicht das Haupt eines von ihm erschlagenen Feindes aufzuweisen hat, der Ruhm eines Kriegers steigt um so höher, jemehr solcher Häupter in seinem Besitze sind. Dieselben werden am Feuer gedörrt und dienen zum Schmuck des Hauses, über welchem sie zur Zierde aufgehängt werden. Sind die kriegerischen Leidenschaften dieser Menschen aber nicht aufgeregt, so hat sich erfahrungsmäßig ergeben, daß sie nicht furchtbarer sind als ein anderes wildes Volk.

Die Dajaks sind im Allgemeinen von einer bei weitem schöneren Farbe als die Malayen, als diejenigen nämlich, welche man vorzugsweise so zu nennen pflegt, denn wir müssen nochmals bemerken, daß diese Dajaks mit den Malayen eines Stammes sind und die vorkommenden Verschiedenheiten nur ganz äußerlich und durchaus nicht charakteristisch in dem Grade sind, daß sich daraus Racenverschiedenheit herleiten ließe. Sie zerfallen aber auch unter sich, wie oben gesagt, in verschiedene Stämme und wir wollen davon nur die beiden anführen, welche sich durch ihre Lebensart auffallend von einander unterscheiden: die Land-Dajaks und die Fluß-Dajaks. Diese letzteren unterscheiden sich von den ersteren vor allen Dingen durch eine hellere Hautfarbe, eine physionomische Verschiedenheit läßt sich nicht entdecken, Körperbau, Gesichtsbildung, die Art des Haares, glatt und schwarz, durchaus nicht wollenartig gekräuselt, sondern großlockig, findet sich bei beiden Stämmen, nur die Lebensweise innerhalb der schattigen Wälder, welche die Flüsse auf das Dichteste umgeben, läßt sie minder dunkel gefärbt erscheinen als diejenigen Dajaks, welche auf den freieren Höhen und in einer anderen Art von Beschäftigung leben, nicht Fische angelnd im Schatten herrlicher Bäume, sondern den Acker bestellend. Die das Innere bewohnenden Dajaks sprechen selbst von einem kraushaarigen, negerartigen Volke, welches auf den Bergen zu finden sein soll, sie verlangen davon geschieden, nicht damit verwechselt zu werden, sie halten sich für gesittete Leute, nicht für Wilde. Sonderbar aber ist die Abneigung zwischen Land- und Fluß-Dajaks, jeder dieser Stämme verachtet den andern und will sich nicht damit verwechselt wissen. Die Land-Dajaks treiben übrigens auch sehr häufig das Gewerbe der Fischer, sie wohnen nämlich zwar auf den Höhen, aber doch niemals fern von den Flüssen, die auf diesen Höhen ihre reichliche Nahrung finden und durch die ungeheuere Masse der herabgespülten Erde während der Regenzeit das Unterland gebildet haben, welches in der That eine schlammige Flußniederung ist, zu Zeiten unter Wasser gesetzt, einer riesigen Vegetation Nahrung giebt, aber auch allen möglichen Amphibien, welche von dem ungeheueren Reichthum an Fischen leben.

Nun sind die Dajaks äußerst reinliche Leute und sie lieben folglich das häufige Baden, welches sie beinahe regelmäßig zweimal täglich vornehmen, so sind sie mit dem Wasser vertraut, bauen sich große und starke Kähne und besuchen sehr häufig mit diesen das Unterland, wo sie dann immer Furcht und Entsetzen verbreiten, indem sie ein Dorf der Fluß-Dajaks überfallen und den Männern die Köpfe abschneiden. Nur darum, nur um diese Trophäe ist es ihnen zu thun. Aber die Fluß-Dajaks sind nicht weniger auf Köpfe erpicht als die Bergbewohner, so machen auch sie wiederum Züge die Flüsse hinauf in ganz gleicher Absicht. Sie rauben und plündern nicht, sie überfallen ein Dorf, zünden die Häuser an und schneiden den Männern die Köpfe ab. Wenn etwas anderes geschieht, so ist das Privatsache, es entführt etwa ein junger Dajak ein junges, hübsches Mädchen und verheirathet sich mit demselben, wenn er auch ihres Vaters Haupt an dem Giebel seines Hauses hängen hat.

Der Name Dajaks scheint ihnen von den Europäern gegeben worden zu sein, sie selbst nennen sich nicht so, sie haben auch durchaus keinen gemeinsamen Namen und unterscheiden sich in ungezählt viele Stämme, aber allerdings sind sie, wie bereits bemerkt, so wenig von einander abweichend, so sehr einander ähnlich, daß ein allen gemeinsamer Name vollständig gerechtfertigt ist.

Die eigentlichen Malayen, Malayen im e n g e r e n Sinne, bezeichnen sie gleichfalls mit dem Namen Dajaks und es scheint ein Schimpfname zu sein, das Wort wird für eine Hautkrankheit gebraucht, welche bei den Küstenmalayen häufig ist, aber bei den Dajaks noch häufiger sein soll, es ließe sich vielleicht für Krätzige, für Aussätzige gebrauchen. Die Dajaks werden von den Malayen als solche angesehen, bei denen diese Krankheit häufiger ist und deshalb werden sie von den Malayen mit diesem unangenehmen Worte bezeichnet. Die Europäer, welche sie besucht haben, erklären indessen, daß die Krankheit unter den Dajaks nicht häufiger vorkomme, als unter den seeräuberischen Malayen, aber da sie Schweinefleisch äßen, welches die Malayen, da sie dem Islam angehören, verachten, so mag dieses denn mehr als die gedachte Krankheit an dem Beinamen Schuld sein; der Genuß des Schweinefleisches macht unrein, in den Augen der Malayen geht das so weit, daß sie denjenigen schon für verunreinigt halten, der ein Schwein angerührt, ja der nur die Ausdünstung desselben eingeathmet hat.

Ein günstiges Zeugniß für sie sind die Strafen, welche sie auf Mord, auf Beschimpfung eines Mannes, auf Ehebruch und auf Diebstahl gesetzt haben. Diese Verbrechen sind bei ihnen so verabscheut, daß sie dieselben mit dem Tode bestrafen. Sie haben auch eine große Verehrung gegen alte Personen und gegen Verstorbene, denen sie Opfer bringen und deren Leich-

name sie mit besonderer Sorgfalt in dazu bestimmten Häusern verwahren, sie durch Luftzug und Hitze austrocknen und sie so gewissermaßen mumificiren.

Unter einigen Stämmen der Dajaks findet man Ueberlieferungen, welche nach Indien hindeuten. Sie stellen ihre Zeitrechnung nach Yugas, nach Zeitaltern an, wie es die Indier machen, sie glauben, daß sie sich jetzt in dem letzten Zeitalter, in dem des Unglücks, in dem des Weltunterganges befinden, sie glauben ferner, daß bei einer Verfinsterung der Sonne oder des Mondes ein Drache (Rahu) diese Weltkörper verschlinge. Die Verfinsterung selbst heißt Grahana. Beide Wörter sind indischen Ursprungs. Bei einer Verfinsterung machen sie einen furchtbaren Lärm, um den Drachen zu verscheuchen; dies alles sind Sitten, welche aus Indien stammen. Es finden sich noch viele ähnliche Kennzeichen einer Verwandtschaft der Gebräuche zwischen denen der Halbinsel Malakka und dem benachbarten Borneo. Es sollen überdies auch noch Ruinen großer Bauten im Innern von Borneo zu finden sein, wie man derselben auf Java bereits vor Jahrhunderten entdeckte, so dürfte es wohl, besonders wenn man die körperliche Aehnlichkeit der Bewohner Indiens und Borneo's in Betracht zieht, gerechtfertigt erscheinen, wenn man die Bewohner von Borneo als aus Indien abgeleitet, betrachtet.

Die Malayen im eigentlichsten Sinne bewohnen die Küsten von Borneo zu ihrem größeren Theil, nur der Norden dieses Landes ist ihnen nicht unterworfen, sonst haben sie sich überall die Herrschaft angemaßt, das ganze so genannte Unterland gehört ihnen, sie haben zum Theil sehr mächtige Reiche, die von Sultanen beherrscht sind, gegründet und bewachen mit Eifersucht ihre Schöpfungen. Die Holländer haben allerdings einzelne Forts angelegt und bewohnen gemeinschaftlich mit Malayen zwei große Städte, Banjermassing und Pontianak, allein sie treiben von hier aus doch nur Handel, und nicht Politik, wie sie wohl gern möchten, Borneo ist ihnen nicht unterworfen und es scheint, als würden sie sich allmälig so hier, wie am Cap das Scepter von den Engländern aus der Hand winden lassen, die vorläufig nur durch Privatleute, wie den rühmlich bekannten Rajah Brooke oder unter dem Vorwande, der Seeräuberei zu steuern, später aber durch diplomatische Ueberlistung oder durch offenen Krieg die Herrschaft an sich bringen.

Wir finden unter den Küstenmalayen, unter denen, welche den eigentlichen Typus derselben geben sollen, ganz vorzugsweise schöne Menschen, unzweifelhaft wird zu diesen gezählt werden müssen der Sultan von Borneo, welchen Belcher gezeichnet hat. Die Bezeichnung Sultan von Borneo ist eine durchaus falsche, denn es giebt keinen solchen, wenn schon jeder dieser malayischen Fürsten sich einbilden mag, daß er der einzige rechtmäßige Herr-

scher wäre, aber es war bei den früheren Reisenden üblich, so äußerst allgemeine Bezeichnungen zu gebrauchen; es ist der Sultan von Gunungtabur, welcher hier gemeint und welcher in seiner gewöhnlichen Tracht dargestellt ist.

Man würde allerdings sehr irren, wenn man annehmen wollte, die Malayen sähen überhaupt so aus, wie die Zeichnung sie uns giebt, aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Hauptsache bei der vorhandenen Entstellung, die breite platte Nase, durchaus künstlich ist. Die malayischen Mütter pflegen ihren Kindern entweder selbst unmittelbar nach der Geburt die Nase einzudrücken, d. h. das Nasenbein zu brechen, oder sie lassen es durch die Frau thun, welche ihnen in der Stunde beisteht. Es gilt nun einmal für eine Schönheit, ein flaches breites Gesicht zu haben, eine vortretende Nase gilt ebenso gut für hündisch, wie weiße Zähne dafür gelten. Man feilt diese letzteren daher weit abwärts gehend, spitz aus, verkürzt sie so viel als irgend thunlich (d. h. die Schneidezähne) und färbt sie durch eine eigenthümliche Pflanzensubstanz tief und glänzend schwarz. Es wird zwar behauptet, daß dieses nur einmal im Leben geschähe, allein das ist unmöglich, indem die Reproduction, der fortwährende Stoffwechsel allerdings die Formen, aber keineswegs die künstlich hinzugefügten Farben ersetzt.



Der Sultan von Gunungtabur.

Allerdings springen bei der malayischen Race die Backenknochen vor, wir wollen indessen nicht vergessen, daß ein großer Theil dieses vermeintlichen Vorspringens auf die flach gedrückte Nase kommt. Wenn bei einem Gesicht irgend eines Europäers die Nase in das Gesicht hineingedrückt gedacht wird, wenn zwischen den beiden Backenknochen nicht eine Hervorragung

(die Nase), sondern eine Fläche zu sehen wäre, so würde man gleichfalls sagen, die Backenknochen ständen vor, etwas wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man ein solches Gesicht zu sehen bekommt, welches wohl durch eigene Schuld in die Nothwendigkeit gekommen wäre, die Hülfe des berühmten Gräfe in Anspruch zu nehmen, ohne vielleicht die Mittel dazu zu haben. Dergleichen Unglückliche machen den Eindruck, welchen ein Malayen- oder Kalmücken-Gesicht macht, man glaubt die Backenknochen vorgesprungen, indessen doch wirklich die Nase zurückgetreten ist.

Es scheint, als habe diese Race sich von der indischen Halbinsel Malakka über die ganze große indo-asiatische Inselgruppe verbreitet, was man sich auffallend bestätigen sieht durch die Schädelbildung, welche nahe übereinstimmt mit dem mongolischen Typus, der sich von der Tatarei aus durch Japan und China, durch ganz Anam und Siam, Ava und Birma bis zum Aequator hin erstreckt, doch natürlich mit solchen Modificationen, wie sie zum Theile von dem Klima, von der Lebensweise und von den wunderlichen Gewohnheiten herrühren (Verschiebung der Schädelknochen, Eindrücken der Nase u. dergl. m.). Es ist möglich, daß die Malayen eine Mischlingsrace tatarischen und indischen Ursprungs sind, die schräge Augenstellung ist im Allgemeinen kaum zu verkennen, aber sie ist doch so abgeschwächt, daß der Unterschied zwischen einem Malayen und einem Mongolen höchst auffallend ist. Die Stirn geht wohl ein wenig, aber durchaus nicht stark zurück, so daß bei den, nicht durch mütterliche Liebe verunstalteten Malayen das Profil meistentheils schön und edel genannt werden muß. Die Lippen sind nur durch den Betelgebrauch verdorben, wo dieses noch nicht eingetreten ist, erkennt man sie als sehr wohl gebildet, nur freilich bekommt der Mund eines malayischen Mädchens ein abschreckendes Ansehen durch die unangenehme Röthe, durch den blutig scheinenden Schleim, der ihn benetzt und ihr Gesicht etwas unserm Geschmack durchaus nicht Entsprechendes durch die schrecklich eingedrückte Nase, welche uns unwillkürlich an die Folgen einer ekelhaften Krankheit erinnert. Die Hautfarbe ist weniger gelb, als sie gelb gemacht wird. Gelb gilt für schön, gelb ist gewissermaßen die Farbe der Vornehmheit, man könnte sagen, die Hoffarbe, es werden also Mittel angewendet, um der Haut ein saffrangelbes Ansehen zu geben, wozu man sich theils der Alhenna, theils der Curcuma bedient und diesen Anstrich täglich erneuert. Die eigentliche Farbe ist beim weiblichen Geschlecht vielmehr eine krankhafte Blässe, welche indessen durchaus kein Krankheitssymptom ist, sondern wie die Farbe der Italienerinnen, dieser Varietät eigenthümlich ist. Bei den Männern waltet die braune Farbe vor, die Fürsten und alle ihnen zunächst stehenden Würdenträger bedienen sich übrigens gleichfalls jenes Schönheitsmittels, sie färben alles, was von ihrem Körper sichtbar ist, hoch-

gelb. Bei den Fürsten will das sagen — Gesicht, Hände und Füße — bei den Hofchargen aber, bei den vornehmen Leuten, von denen man etwa sagen möchte, sie seien in Hoftracht, ist es mehr als das. Nur der untere Theil des Körpers ist bekleidet, sowohl die Beine für sich (mit Ausschluß der Füße) als auch die Hüftengegend durch umgelegte kostbare Stoffe, in deren Befestigungsantheil (man kann nämlich nicht sagen in deren Gürtel, weil dergl. selten getragen wird) die verschiedenen Waffen hängen, vor allen Dingen ein entsetzlicher Krisch und ein anderes, breites, gleichfalls vergiftetes Messer. Was nunmehr von diesen Kleidungsstücken nicht bedeckt wird, also von den Hüften aufwärts der ganze Oberkörper, ist so gelb bemalt, ohne daß die Haut dabei im Geringsten mit im Spiele sei, denn selbst bei derjenigen Race, welche man vorzugsweise die gelbe nennt, bei der chinesischen, bei der tatarischen, kommt die gelbe Farbe als natürliche doch keineswegs vor.



Ein vornehmer Malaye in Hoftracht.

Die Zierlichkeit der Gliedmaßen erinnert vollständig an die körperliche Beschaffenheit der eigentlichen Indier, ungemein fein geschnitten, haben die sämmtlichen Glieder eine Zartheit und ein Ebenmaß, das Jeden mit Bewunderung erfüllt, welcher Gelegenheit hat, diese zu betrachten. Wenn man von der Idee der Vermischung mongolischen Blutes mit dem indischen ausgeht, so darf man nicht vergessen, daß die Fettleibigkeit der Chinesen niemals vorkommt, insofern sie als kennzeichnend zu betrachten wäre. Daß einmal ein reicher Prasser auch dick werden und einen Hängebauch bekommen könne, soll wohl nicht geleugnet werden können, allein

es ist die Ausnahme, während das Fettwerden der Chinesen zur Regel wird. Die Haare, welche bei ihren nördlichen Nachbarn in der Regel ziemlich dünn sind und nicht selten braun, auch blond und zwar bis zu der unschönen grünlichen, olivenfarbigen Schattirung, sind bei den Malayen immer schwarz, sie sind lang und mäßig gelockt, dergestalt, wenn man alles zusammenfaßt, was man über die körperliche Beschaffenheit der malayischen Race Unbestreitbares weiß, man sagen muß, diese Race gehöre überhaupt zu den ganz besonders begünstigten, wäre die uns unschöne Farbe nicht (abgesehen von der Färbung), so würden wir unbedenklich die Behauptung unterschreiben, die Malayen seien, sowohl Männer als Weiber, in einem ungewöhnlichen Grade schön.

Die nämliche Menschenrace bewohnt auch noch Sumatra, Java, die kleinen Sunda-Inseln, die Molukken und einen nicht unbeträchtlichen Theil der Küstenländer von Neu-Guinea. Auf Sumatra scheint eine mehr als gewöhnliche, ziemlich hohe Cultur heimisch gewesen zu sein, die Bewohner sollen nächst den Javanern das gebildetste Volk des ganzen Inselreichs gewesen sein, wobei immer der Gedanke festgehalten werden muß, daß wir hier durchweg von derselben großen Race, von der malayischen, sprechen.

Auch hier sieht man wieder die Neigung der Malayen sich der Strandgegenden zu bemächtigen. Das Innere ist von Leuten bewohnt, welche man als den Harfurs oder Alfurs angehörig, zu betrachten pflegt, im Uebrigen scheinen aber die Malayen vorwaltend zu sein, ganz gewiß an den Küsten. Hier auf Sumatra hält man sie für einen Urstamm, oder geben sie sich dafür aus und Menangkabau scheint ihr Paradies, ihr eigentlicher Ursitz gewesen zu sein. Padang ist mit dem eben genannten Namen gleichbedeutend, es ist ein Oberland und das Plateau, welches nahezu den Mittelpunkt desselben bildet und welches Agam heißt, ist ungefähr 3000 Fuß hoch. Körperlich unterscheiden sie sich nur wenig von den Malayen und zwar ungünstig dadurch, daß die Männer wenig oder gar keinen Bart, die Frauen aber an den verborgenen Theilen gleichfalls äußerst schwach behaart sind, ungefähr wie die Mädchen, die bei uns an die Grenze der Pubertät gelangt sind, indessen die übrigen Haare, die des Kopfes grob und dick sind; im Uebrigen ist ihr Körperbau ganz besonders schön, und wenn etwa ein Europäer tadelnd ausspricht: ihre Brüste sind klein, kegelförmig und spitz hervortretend, so zeigt er nur, daß er nicht weiß, was die Gesetze der Schönheit erfordern, gerade diese Kleinheit und Kugelförmigkeit ist den Gesetzen der Schönheit vollkommen entsprechend; eine starke, weit hervortretende, halbkugelförmige Brust wird niemals einen Künstler begeistern, und eine solche Brust wird er nie zum Modell wählen.

Die Malayen sind träge und arbeitsscheu. Arbeiten ist eine Schande,

nur Sklaven arbeiten, einen Malayen wird man auch nicht bewegen für Geld zu arbeiten, denn dieses vergrößert die Schande nur noch. Sind sie aber durch irgend ein Unglück Sklaven geworden, so hört ihr Vorurtheil gegen die Arbeit auf, sie können sogar fleißiger sein als Andere und zwar aus einem sehr ehrenwerthen Grunde, sie wollen sich nicht schelten, noch weniger schlagen lassen und pflegen auch sofort einen Schlag mit dem Tode des Beleidigers zu rächen. Haben sie dies gethan, so ruht kein Schimpf mehr auf ihnen, wohl aber bleibt derselbe haften, so lange die Beleidigung noch nicht gerächt ist.

Im Allgemeinen hält man sie für sehr verderbt, Diebstahl, Menschenraub und Mord kommt bei ihnen häufig vor, von Worthalten, Ehrlichkeit und Treue, von Dankbarkeit scheinen sie keine Freunde zu sein, dagegen haben sie sich eine der noblen Passionen, das Spiel, in einem solchen Grade angeeignet, daß sie Hab und Gut, daß sie Weib und Kind und zuletzt sich selbst verspielen, eine Höhe, bis zu welcher unsere berühmtesten vornehmen Herren es doch nur selten bringen.

Auch andere Leidenschaften, das Opiumrauchen, das Betelnehmen im Uebermaß, das Trinken und böse Sitten aller Art haben unter ihnen überhand genommen. Kinderraub, Jungfrauenraub, fast immer verbunden mit Entehrung, Diebstahl unter den abschreckendsten Verruchtheiten gegen Diejenigen, welche versuchen wollen, sich dagegen zu wehren, sind so vollständig an der Tagesordnung, daß nicht nur Keiner sich darüber wundert, sondern dem Uebelthäter sogar eine Art Ruhm daraus erwächst, ganz wie dieses in Italien, Spanien und Griechenland auch so ist. Als einen besonderen Beweis von Grausamkeit des Charakters führte man die Neigung zu Hahnenkämpfen und die abscheuliche Sitte an, den zum Kampf bestimmten Hähnen den Sporn am hinteren Theil des Fußes abzuschneiden und durch gut angeschnallte, wohl geschliffene Federmesserklingen zu ersetzen. Gewiß hat man hierbei Unrecht, und es ist wohl nicht schlimmer, zwei Hähne gegeneinander zu hetzen, als ein halbes Dutzend Pferde bei einem Wettrennen todt zu jagen und eben so viele Menschen das Genick brechen zu lassen, oder Stiergefechte zu veranstalten, bei welchen 20 Pferden die Gedärme aus dem Leibe gerissen und die Picadores, von den Hörnern der Stiere gespießt, in die Luft geworfen werden. Wollte man die Vergleiche nicht statuiren, so dürfen wir auch bei der einfachen Thatsache bleiben, bei dem Anschnallen der gekrümmten Federmesserklingen an die Füße der Kampfhähne, was in England so gut geschieht wie in Spanien und in Nordamerika so gut wie in Südamerika, und man wird die Leute, die dies thun, doch nicht unmoralisch nennen können, sie werden ja im Gegentheil von uns deutschen als Mustermenschen aufgestellt.

Jede auffallende Action bringt eine Reaction zum Vorscheine, dies war auch bei den Malayen auf Sumatra der Fall. Ihre Religion ist ein sehr corrumpirter Islam, dem jedoch der Koran zum Grunde liegt, wenn schon unter auffallender Entstellung seiner Gesetze, auch ist ihnen Mohamed der große Prophet, und Mekka, wie weit immerhin von ihnen entfernt (um ein volles Fünftheil des Erdumfanges), ist ihr Wallfahrtsort. Von dorther kamen im Jahre 1805 Priester zurück, welche die Sittenverderbniß durch heftige Declamationen straften, auf Besserung drangen und eine neue Lehre, oder vielmehr eine neue Secte stifteten, die Secte der Padries, welche darauf drang, alle die bisher herrschenden Laster abzuschaffen, die Spielwuth, das Betelkauen, das Taback- und Opiumrauchen, das Trinken berauschender Getränke, die Ausschweifungen mit dem weiblichen Geschlecht (daher sie auch die unter den Bekennern des Islam durchaus nicht gebotene Monogamie einführen wollten, was aber an der Sinnlichkeit der Orientalen scheiterte) und vieles andere, was man wohl höchst anerkennenswerth hätte nennen müssen, wenn sich nur nicht der wüthendste Fanatismus hineingemischt hätte, der, den Koran in der einen Hand, das bluttriefende Schwert in der anderen, das Land durchzog und unnachsichtlich mit dem Tode bestrafte, was nicht den neuen Gesetzen gehorchen wollte. Drei fromme Schwärmer folgten auf einander, herrschten mehr als 30 Jahre mit dem rücksichtslosesten Despotismus und es bedurfte der Anstrengung aller Kräfte der holländischen Regierung, um über diese Tyrannei zu siegen, was erst durch Tödtung des Berüchtigsten der drei Gewalthaber, des Iman Tuanku, und Eroberung seiner Hauptstadt Bagnol geschah.

Bei alledem liegt in den Malayen viel Rechtsgefühl, das zeigen ihre Gesetze, welche man verständig nennen kann, so wird der Diebstahl und überhaupt jedes grobe Verbrechen nach gewissen Regeln bestraft, allein es ist dem Beschädigten in die Hand gegeben, die Strafe dahin abzuändern, daß er, man möchte sagen, einen Vortheil dafür hat — für die B e s c h ä d i g u n g eine E n t s c h ä d i g u n g; so wird der Diebstahl mit Abhauen einer Hand bestraft, aber wenn der Bestohlene es vorzieht, sich das geraubte Gut seinem Werthe, oder seinem doppelten Werthe nach wiedererstatten zu lassen, so gilt dieses für die Strafe und der Uebelthäter bleibt unverstümmelt. Auf den Ehebruch ist die Todesstrafe gesetzt, der beleidigte Gatte aber hat das Recht, eine gewisse Summe, meistens zwischen hundert und zweihundert Piaster, als Schadenersatz anzunehmen. Geld ist in jenen Ländern etwas sehr Seltenes und 200 Piaster sind sehr viel, in der Regel wird der zu Bestrafende sie nicht haben, nun dann kann er sich dieselben von einem reichen Manne borgen, dem er sich selbst als Pfand dafür giebt, er wird so lange der Diener des Darleihers, bis die Summe abgezahlt ist, was aller-

dings lange dauern kann, da man nur 10 Piaster jährlich abverdient, aber er kann auch diese Zeit verringern, wenn er etwa verheirathet ist und Kinder hat und diese — für welche er doch während seiner Dienstzeit nicht sorgen könnte — mit in die Dienstbarkeit bringt, wodurch sich seine Dienstzeit auf ein Dritttheil, auf ein Viertheil verkürzen läßt. Mordthaten aller Art können in ähnlicher Weise von den Verwandten des Ermordeten zu ihrem Vortheil ausgebeutet werden, lediglich der Ehebruch von Seiten der Frau wird unnachsichtlich mit dem Tode bestraft; umgekehrt wird der Mord an Jemanden, der thätlich beleidigt hat, gar nicht bestraft. Wenn der Malaye einen Schlag empfängt und er sticht den Beleidiger auf der Stelle todt, so bleibt er vollständig straflos, kein Mensch denkt daran, den Mörder zur Verantwortung zu ziehen.

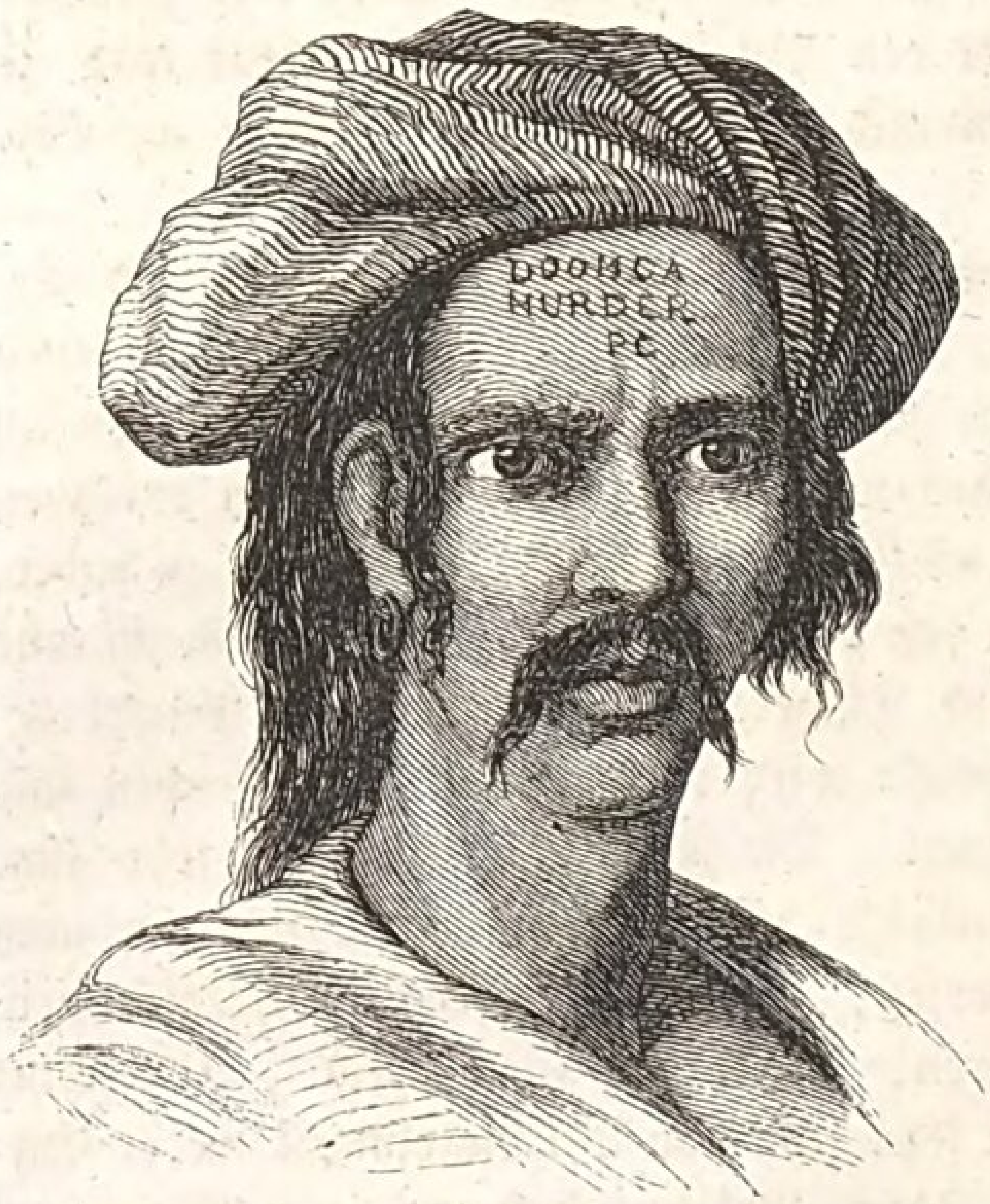
Hinsichtlich des anmuthigen schönen Körperbaues und der großen Gewandtheit desselben ist zu bemerken, daß dieselbe weniger etwas Erworbenes als vielmehr Angeborenes ist. Die Männer sind zu arbeitsscheu, um zu turnen, wie wir körperliche Uebungen nennen würden, aber wenn es ihnen nothwendig scheint, so machen sie dieselben, ohne sie vorher gelernt zu haben. Sie gehen äußerst leicht bekleidet, in den mehrsten Fällen genügen dem Manne wie der Frau ein Paar baumwollene Tücher, welche durch einen Gürtel befestigt werden, ein eigentliches Beinkleid wird nur von den sehr reichen und von den fürstlichen Personen getragen. Die Folge davon ist ein sehr günstiger Einfluß der Luft auf den menschlichen Körper, daher sind sie auch nur selten einer Krankheit unterworfen, außer den schrecklichen Epidemien, welche dem südlichen Asien angehören, wie Cholera u. dergl. Ihr Blut scheint so gesund, daß sie selbst bei sehr schweren Verwundungen weder Entzündung noch Wundfieber haben. Ihrer Bekanntschaft mit den Europäern danken sie die Einführung der ansteckenden Pocken und der Syphilis, welche beide furchtbare Verheerungen unter ihnen gemacht haben.

Die Bewohner des Innern von Sumatra haben wir nicht mit den Malayen zusammenzuwerfen, es ist wahrscheinlich, daß sie der indisch-kaukasischen Race angehören.

Verfolgen wir dagegen die Malayen weiter, so sehen wir sie auf der Halbinsel Malakka und den benachbart gelegenen Inseln verbreitet; auf Malakka findet man elf verschiedene kleine Staaten, man glaubt, daß sie das reinste Malayisch reden. Unter ihnen herrscht die Ansicht, daß die malayische Bevölkerung der Inseln des indischen Meeres nicht von Malakka ausgegangen sei, sondern von Sumatra, und ein besonderer Stamm, die Bewohner von Humbo, nennen sich sogar noch nach dieser Ansicht Orang-Menangkabau d. h. Menschen von Menangkabau. Sie behaupten, daß sie den Siak-Fluß in Sumatra hinab, über die Malakka-Straße hinweg und

den Linggi-Fluß auf dieser Halbinsel hinaufgezogen und dort ein neues Reich gegründet hätten.

Die Malayen der Halbinsel weichen in ihrem Charakter etwas von den anderen ab. Während sie im Allgemeinen aufbrausend, zum Nachdenken nicht geneigt, leidenschaftlich, demnächst aber träge sind, zeigen sich die malayischen Bewohner von Malakka nachdenklich, vorsorglich, überlegend, sie sind ferner thätig, im Handel speculativ und sind zur Wagniß geneigt, aber immer sind sie zugleich höchst gewinnsüchtig und betrügerisch. Die Neigung, Beleidigungen zu rächen, theilen sie mit allen Malayen, aber bei ihnen geht die Rachsucht in jene Zerstörungswuth über, welche nicht allein den Beleidiger, sondern alles was lebt, vernichten will. Man nennt diesen Wahnsinn „Amok-Laufen." Der Beleidigte setzt sich finster und grimmig brütend in einen Winkel und überlegt, auf welche Weise er seinen Feind bestrafen wolle, er raucht dabei seine mit Opium gewürzte Pfeife und steigert dadurch seine Wuth bis zum wirklichen Wahnsinn. In diesem springt er plötzlich auf, reißt seinen Krisch aus der Scheide und sticht damit Alles nieder, was ihm in den Weg kommt. Er stürzt auf die Straße und ruft immerfort Amok! Amok! Unter diesem Wuthgeschrei (es heißt: schlag todt! schlag todt!) stürzt er die Straßen entlang und wer einen solchen Unglücklichen mit seinen blutigroth unterlaufenen Augen und seinem geschwungenen Dolche sieht, sucht eiligst in irgend ein Haus zu entkommen und der, dem es nicht gelingt, ist ein sicheres Opfer des Todes. In den holländischen Besitzungen hat man wohlabgerichtete Amokjäger, starke mit einer Art Heugabel bewaffnete Männer, welche die Verpflichtung haben, den Amokläufer niederzuwerfen, indem sie ihm die beiden Zinken der Gabel um den Hals legen, ihn durch einen kräftigen Stoß zum Sturze bringen, die Zinken in die Erde bohren und dadurch das Aufstehen verhindern, andere treten schleunigst hinzu, binden den Wahnsinnigen an Händen und Füßen und übergeben ihn dem Gericht, welches beinahe immer das Todesurtheil über ihn verhängt. Auf den engländischen Besitzungen in Indien wird der Amokläufer auf der Stirne



mit seinem Namen und dem Worte „Murder" gebrandmarkt und nach einem Deportationsorte, z. B. Sincapore, gebracht und als Strafarbeiter verwendet.

Trotz dessen, daß diese Einrichtung im Ganzen vernünftig genug ist, wird der Amokläufer doch selten gefangen, bevor viele Opfer durch ihn gefallen sind.

In großer Reinheit findet man die malayische Race noch über Java und die daran stoßenden Inseln bis Timor verbreitet. Die Holländer geben an, daß die malayische Bevölkerung der eben genannten Inselreiche im Jahre 1816 $4^1/_2$ Millionen betragen habe, seit dieser Zeit aber unter holländischer Herrschaft im Steigen begriffen und jetzt bis auf $7^1/_2$ Millionen gestiegen sei. (Junghuhn, die Batta-Länder, nach Untersuchungen aus dem Jahr 1840. Die Vermehrung von 9 auf 15 wäre also in 24 Jahren vor sich gegangen, diese wunderbare, alle bekannten Thatsachen weit hinter sich zurücklassende Vermehrung ist wohl nur dadurch zu erklären, daß die Untersuchung „im Auftrage Sr. Excellenz des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien, Herrn P. Merkus" stattgefunden hat.)

Wären die oben angegebenen Zahlen wider Erwarten richtig und müßte man demnach annehmen, daß die Malayen jetzt nach abermals 24 Jahren von $7^1/_2$ auf 10—11 Millionen gekommen seien, so würde die Hypothese der engländischen Gelehrten: daß die sogenannten Wilden vor der Civilisation weichen und untergehen müßten, dadurch widerlegt sein. Leider aber hat sich erwiesen, daß auch auf Java die Schrecken der Civilisation ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Die drei europäischen Pestkrankheiten, die Syphilis, die Pocken und die Branntweinpest sind dort eben so energisch aufgetreten, wie irgend wo anders und haben ihre große Aufgabe, der germanischen Race Platz zu machen, nicht verfehlt.

Was die körperliche Ausstattung betrifft, so ist sie ganz der der übrigen Malayen entsprechend. Da sie aber seit vielen Jahrhunderten unter despotischen Herrschern stehen, welche durch die Holländer zwar ihre Einkünfte aber nicht ihr Ansehen bei dem Volke verloren haben, so ist ihr Charakter jämmerlich verdorben, sie haben alle Untugenden der Sklaven, sie sind feig, zaghaft, gefühllos, niedrig gesinnt, gleißnerisch, rachsüchtig, nachtragend, abergläubisch, doch haben sie auch einige große Tugenden: sie sind sehr höflich, sehr dienstfertig, höchst geduldig und langmüthig, äußerst folgsam, sehr freigebig und demnächst sehr anhänglich an ihr Geburtsland und wollen gern da begraben sein, wo ihre Eltern und Voreltern liegen; auch ihre Spiele sind nicht so grausam als die anderer Malayen, ihre Kampfhähne bekommen nicht Messer angeschnallt, sie lassen auch Wachteln mit einander kämpfen und Heuschrecken, am mehrsten belustigen sie sich am Schattenspiel mit Puppen, welche aus Leder ausgeschnitten hinter einem beleuchteten Vorhang geführt werden, wozu der Führer drollige Geschichten erzählt, witzige Bemer-

kungen macht und das Ganze zu einer Art satyrischer Schule erhebt, welche thatsächlich den Zweck hat, das Laster zu geißeln, indem es dasselbe lächerlich macht. An diesen Spielen haben die javanischen Malayen eine nicht zu beschreibende Freude und sie können stundenlang, ohne zu ermüden, den drolligen Schattenbewegungen zusehen und den meistentheils politischen Witzen zuhören.

Ueber die sämmtlichen Gestade aller der großen und kleinen Inseln, welche als die Fortsetzung von Südasien betrachtet werden können, lebt zerstreut malayisches Volk von allen möglichen malayischen Stämmen. Ihre Herkunft ist so dunkel als ihre Geschichte. Ihr malayischer Typus ist unverkennbar, da sie aber mit diesem zugleich eine große Aehnlichkeit mit den kaukasischen Indiern haben, so ist man zweifelhaft, ob sie nicht ebensowohl indischen Ursprungs sein können als rein malayischen. Diese Leute leben fast ausschließlich von Seeräuberei und wohnen viel mehr auf Schiffen als auf dem Lande, deshalb sie auch von den Malayen Orang-Laut (Menschen des Meeres) genannt werden. Rienzi nennt dieselben Meerzigeuner und nimmt als unzweifelhaft an, daß Indien ihr Vaterland sei, daß sie aber zu solchen Verbrechern gehören, welche durch ihre Unthat der Kaste verlustig geworden, zu den Parias herabgesunken sind, die keineswegs eine eigene Kaste bilden, sondern vielmehr aus denjenigen Allen bestehen, die kastenlos geworden sind. Man glaubt sie hätten sich — als unrein von Indien ausgestoßen, dann mit allen benachbarten Völkern, zu denen sie gewandert — vermischt, so mit den Chinesen wie mit den Javanern, so mit den Dajaks oder Battas auf Sumatra, wie mit den Mangkassars auf Celebes, und sie hätten so allmälig von allen diesen Völkern in ihren Typus aufgenommen, wie sie auch von den drei in ihrer nächsten Nähe herrschenden Religionen viel aufgenommen haben, ohne sich zu einer von diesen Religionen zu bekennen, denn sie rufen, sobald es ihnen geschickt ist, Jesus an, falls sie mit Holländern, sie rufen Brama an, wenn sie mit Indiern und Mohamed, wenn sie mit Malayen zu thun haben. Sie scheinen auf das Innigste verwandt zu sein mit der ausgestoßenen Kaste der Tschengaris, welche sich unter dem Namen der Zigeuner über ganz Europa verbreitet haben, denn die Worte „Zinganis" in Siebenbürgen, „Ciganos" bei den Portugiesen, „Atzinghani" bei den Griechen u. s. w. sind doch nur Aliterationen des indischen Stammwortes.

Ueber ihren Ursprung ist das Wunderlichste und Verschiedenartigste, was man auffinden konnte, zusammengestellt worden. Der Eine leitet sie vom Kimerischen Bosporus, der Andere von Tunis, der Dritte von den aus der Geschichte entschwundenen Juden — oder von den Aethyopiern, Aegyptern, Colchiern, den Tscherkessen u. s. w. ab. Nach den Untersuchungen Junghuhn's gehören sie den Dajaks an, welche malayische Sitten ange-

nommen haben und vielleicht eine Vermischung aus beiden sind. Der Dialect der malayischen Sprache, den sie vorzugsweise reden, hat sich wahrscheinlich durch sie über den ganzen asiatischen Archipel verbreitet und ist für diese Meeresgegenden dasselbe, was die Lingua franca im Mittelmeer, und was die Ligoa geral an den Küsten von Südamerika ist.

Diese Meermenschen sind von dem ausgezeichnetsten Wuchs, von ungewöhnlich guter Körper- und Gesichtsbildung und scheinen den besseren Theil der Formen aller der Volksstämme, mit denen sie sich vermischt, auf ihre Nachkommen übertragen zu haben. Das Land scheint nicht ihr Element zu sein, denn da sind sie furchtsam, faul, feige; auf ihren flüchtigen, leicht gebauten Kähnen dagegen sind sie äußerst regsam, wenn sie bei ihren Beutefahrten in einen Kampf verwickelt werden, sind sie wild, verwegen, tollkühn, aber auch unbarmherzig gegen ihre Gefangenen, darum sind sie sehr gefürchtet und man geht ihnen, so weit man vermag, aus dem Wege.

Ihre Gottheiten heißen Diwatas, was an den Bramaismus erinnert (Devetas, Götter). Ihre Gebräuche sind höchst blutig, es scheint, als seien sie eine Nachahmung des Dienstes der furchtbaren Göttin Kali, welche Menschenopfer fordert; auch die Strafen, welche sie ausüben, haben diese entsetzliche Färbung, es scheint sogar, als ob sie Menschenfleisch äßen. Rienzi wurde von einem dieser Meerzigeuner, von einem schlauen, abgefeimten Burschen, der bereits alle möglichen Gewerbe betrieben und sich auf allen Meeren umgethan hatte, erzählt, er selbst habe nie Menschenfleisch gegessen (Rienzi bezweifelt die Wahrheit dieser Angabe), aber er habe bei einem Radjah gedient, welcher sich dieses Vergnügen nicht versagt habe, sondern sehr auf das Menschenfleisch erpicht gewesen wäre und sehr viele verschiedene Leckerbissen davon gekostet haben. Derselbe versichere, das Innere der Hände und Füße sei dasjenige, was am besten schmecke, ebenso sei es mit den Ohren, welche einen ganz vortrefflichen Bissen lieferten. An Fleisch sei das mehrstgeschätze dasjenige, was man vom Kopf bekommen könne: die Wangen, der Mund, die Nase (das würde also ungefähr so sein, wie mit dem Fleisch unserer Thiere, bei welchem ja auch bekanntlich Schweinskopf, Schweinsohren, Kalbskopf 2c. zu den größeren Delikatessen gehören). Derselbe erzählte ferner, das Fleisch der Schenkel und der Arme sei dasjenige, das man am mehrsten schätze, aber auch das Bauchfleisch sei nicht zu verachten, ferner sei vorzuziehen das Fleisch junger Leute, besonders das der Mädchen, und das der dunkelfarbigen Dajaks schmecke besser als das der hellfarbenen. Er erzählte ferner, der Krieg sei auf Kalemattan, d. h. Borneo, nicht selten geführt worden nur um des Menschenfleisches willen, und es werde dann von den menschenfresserischen Kriegern ihrem Fürsten stets das Beste gebracht, welcher es gewöhnlich roh verspeise, in Salz und

Pfeffer getaucht, auch wohl mit Citronensaft gewürzt, welches eine außerordentlich gute Speise sein solle. Er erzählte ferner, wenn Verbrecher hingerichtet werden sollten, so sei der Fürst immer dabei, um das Blut aus dem Kopfe zu trinken, er nehme dann den abgehauenen Kopf bei den Haaren, halte denselben über den Mund und lasse so das Blut ganz frisch und warm hineinlaufen. Um dieses Genusses willen werden viele Verbrecher auf solche Art hingerichtet. Wenn der Radjah nicht Verbrecher habe, um sein Gelüste zu stillen, so pflege er ganz einfach einen Sklaven schlachten zu lassen. Nicht selten kaufe er auch Menschen zum Abschlachten und wenn so gekaufte Personen recht fett wären, so zahle er mitunter hundert Piaster für einen einzelnen Menschen. Ehebrecher sollen von den Verwandten des Beleidigten selbst geschlachtet werden und sie werden sofort an dem Pfahl, an welchen sie gebunden sind, verzehrt; es wird sogar behauptet, daß das Verzehren des Leichnams bei lebendigem Leibe geschähe, daß man von dem gefesselten Unglücklichen die Stücke abschneide, welche etwa der Ehemann für die wohlschmeckendsten halte.

Auch von den Neu-Seeländern hat man ganz dasselbe erzählt, es bleibt allerdings fraglich, ob so schauerliche Vorfälle wirklich geschehen, ob nicht Vieles durch die erzählungssüchtigen Reisenden gesagt worden ist, ohne daß etwas Wahres daran zu finden sei.

Diese Tschengaris sind überhaupt ein ganz verworfenes Volk, daher sie auch von vielen der indischen Nationen Sudas, Schelme, genannt werden. Zu Lande sind sie Hausirer, handeln mit allen möglichen Kleinigkeiten, auch mit Menschenfleisch, wenn es ihnen gerade paßt, nämlich mit frischem, sie stehlen Kinder und junge Mädchen und verkaufen dieselben, sie verkaufen auch ihre eigenen Kinder und geben ihre Weiber und Töchter gegen eine mäßige Vergütigung einem Jeden, der Neigung hat, von ihrer Schönheit Gebrauch zu machen. Hierzu sollen sich sehr Viele finden, denn man erzählt, daß ihre Weiber überaus reizend wären und die wollüstigen Indier bezahlen gern und viel für Erhöhung eines Vergnügens, das in der gewöhnlichen Weise genossen, nicht mehr Anziehungskraft genug für sie hat. Dieses Gewerbe ist auch der Grund, weshalb die Mädchen der Sudas alle Tänzerinnen sind, viele derselben von einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit.

Andere unter ihnen geben sich mit Wahrsagen ab, welches sie durch sonderbar wilde Gesänge und das Beschwören der bösen Geister einleiten. Diese Geister helfen ihnen aus der Physiognomie und aus den Linien der Hand die Geschicke derer erkennen, die ihnen dafür Geschenke geben. Je größer diese sind, desto glücklicher das Schicksal der Fragenden.

Das Beschwören und Herbeirufen durch eine Trommel hat sie in den Ruf gebracht, daß sie Umgang mit bösen Geistern haben, daß sie Zauberer

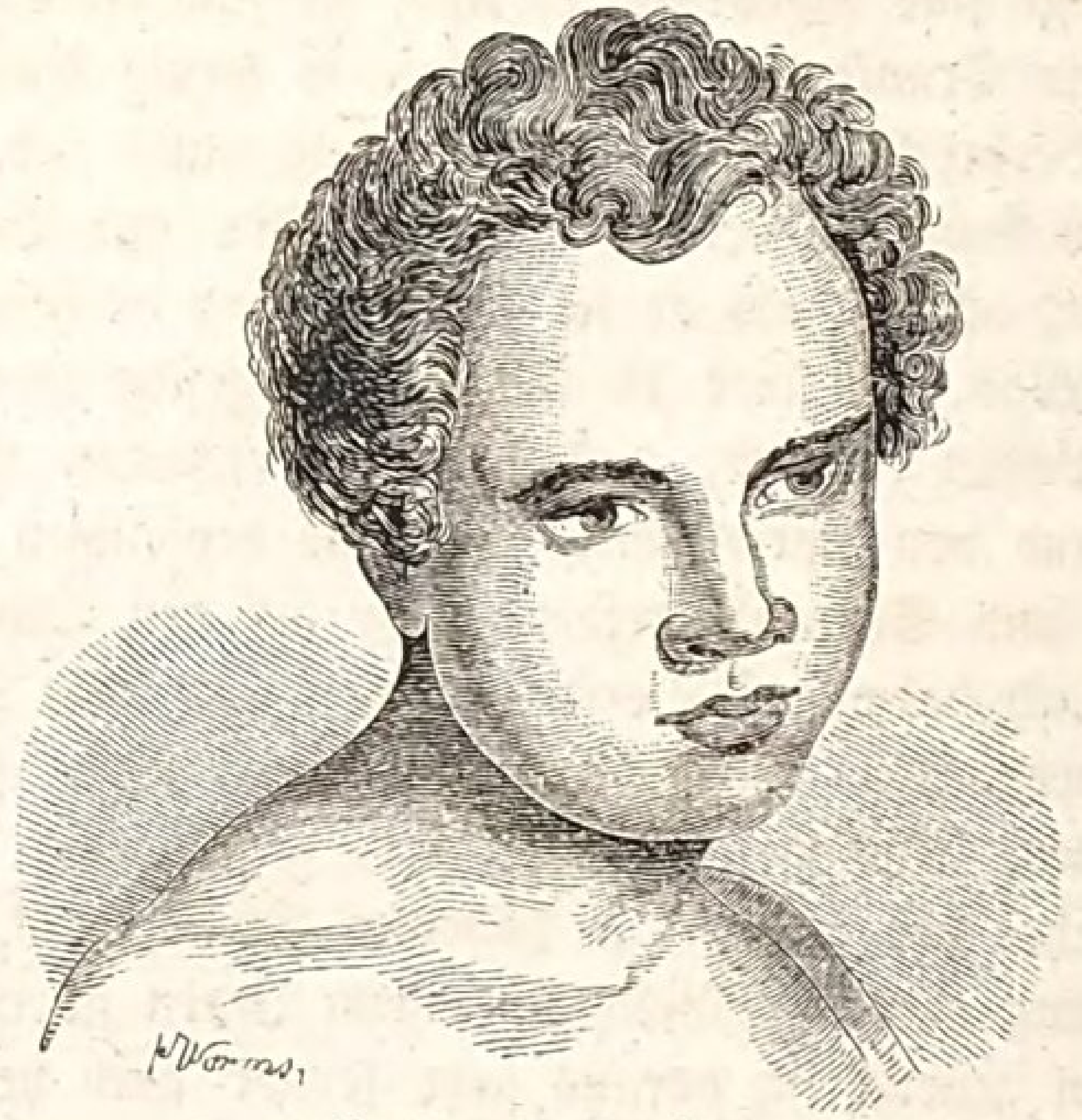
sind, sie werden daher sehr gefürchtet und wahrscheinlich mit vollem Grund, denn sie sind lügnerisch, diebisch, sie sind Räuber und heimtückische Strolche, sie sind Trunkenbolde und haben so wenig Gesittung, daß sie nicht einmal das Verbrecherische der Vermischung unter sich selbst kennen. Sie leben in kleinen Familien bei einander, Mutter und Vater, erwachsene Töchter und Söhne, alle so, als ob sie mit einander verheirathet wären.

Was hier über die Tschengaris gesagt worden, erleidet nur wenig Modificationen dadurch, daß man unterscheiden muß zwischen denen, die das Festland von Indien bewohnen und denjenigen, welche vorzugsweise Schifffahrt und Seeraub treiben, mehr auf den Schiffen als auf den Inseln ihre Heimath haben. Die ersteren haben gar keine Religion, die letzteren bekennen sich, wenigstens äußerlich, zum Islam, wenn schon in seinen verdorbensten Formen. Aus diesem Unterschiede geht hervor, daß bei den Mohamedanern die Ehre der Weiber in höherem Preise steht, daß sie nicht entweder aus Neigung oder für Geld sich einem Jeden überliefern, der mit ihnen anzubinden geneigt ist, daraus geht ferner auch hervor, daß sie sich nicht mit dem Wahrsagen abgeben wie die Landbewohner, weil dieses nach den Gesetzen des Islam ein höchst schweres Verbrechen ist, der Umgang mit bösen Geistern.

Die malayischen Polynesier.

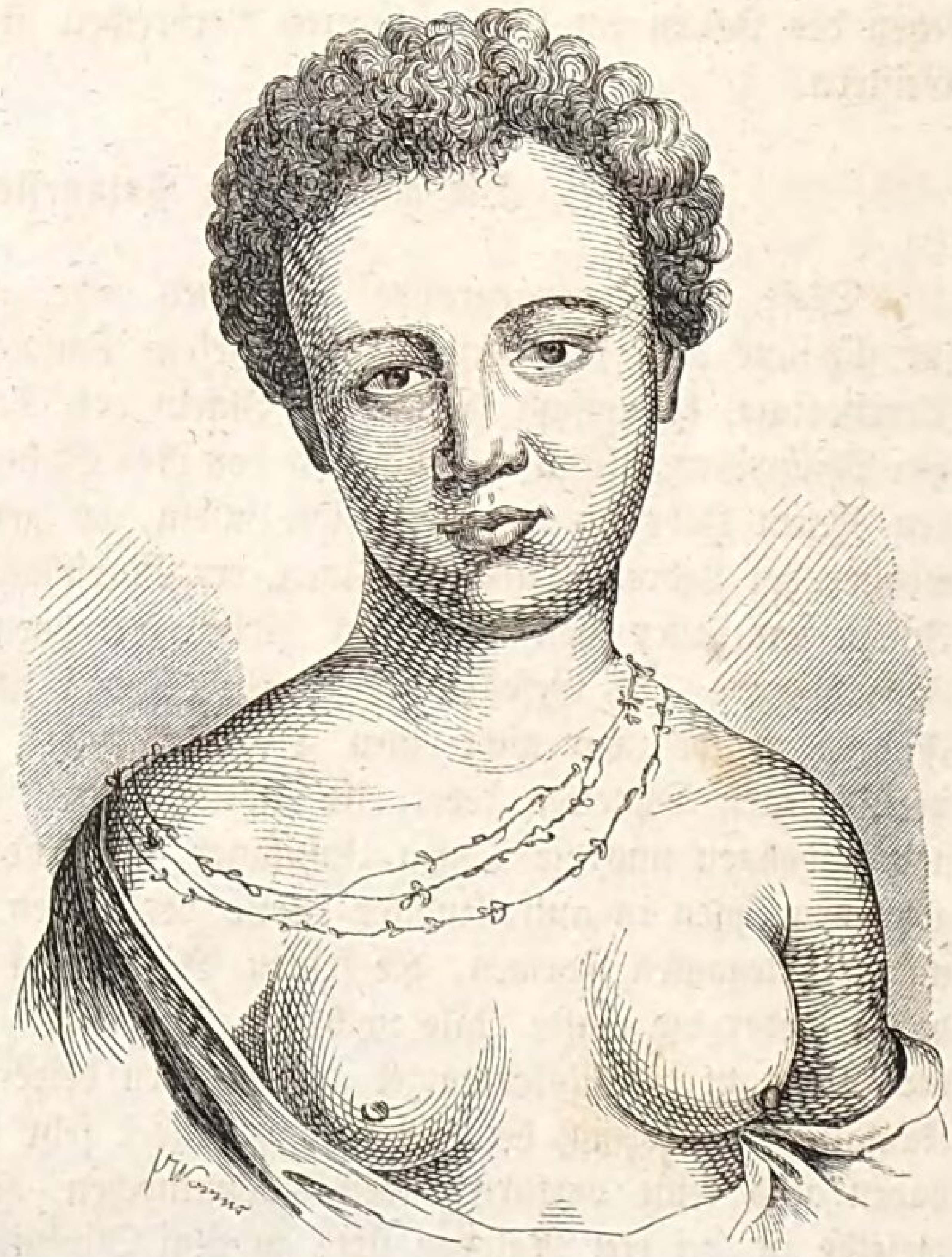
Diese Bevölkerungsgruppe hat einen sehr großen Verbreitungsraum für sich und doch, im Verhältniß zu diesem Raume, nur ein äußerst kleines Territorium, es umfaßt nämlich die Inseln des Stillen Meeres östlich von den Philippinen, östlich und nördlich von Neu-Guinea, den Salomons-Inseln, den Neuen Hebriden und den Fidji-Inseln, es gehören also dazu die Bewohner der Ladronen und Carolinen, der Marschalls-Inseln, der Sandwichs-Inseln und aller von hier aus südlich gelegenen Gruppen bis nach den Freundschafts- und Gesellschafts-Inseln (Tonga und Tahiti). Diese große Familie, welche zwar nicht einen Dialekt, wohl aber eine Sprache mit verschiedenen Dialekten redet, ist sichtlich unter einander verwandt. Zunächst wohnen uns die Tonga-Insulaner, sie sind die Nachbarn der Fidji's, aber von ihnen in auffallendster Weise verschieden. Sie haben die Statur und die eleganten Formen, die feinen Gliedmaßen der Malayen, aber sie haben weder die platte Nase noch die eingedrückte glabella (die Vertiefung der Stirn an der Nasenwurzel und zwischen beiden Augen), welche bei dem Kaukasier nur wenig, bei dem Malayen aber sehr stark ausgeprägt ist. Sie haben auch keine vorspringenden Backenknochen, so wenig wie ihre Farbe dieselbe ist, bei den Malayen stets zu dem Olivenfarbenen hingeneigt, bei den

Tongaërn und allen zu der Familien gehörigen rein braun in sehr verschiedenenen Schattirungen.



Ein Tongajüngling Latu.

Die Leute sind stark und kräftig, nicht selten 6 Fuß groß, sind muskulös und man kann so wenig von einem allgemeinen habitus sprechen, daß im Gegentheil ihre Physiognomien ganz europäisch genannt werden können. Gewiß findet man bei ihnen auch charakteristische Gesichter, aber keineswegs solche, von denen man sagen könnte, sie ließen mit Bestimmtheit eine fremde Race erkennen.



Ein Tongamädchen Tule.

Unsere Zeichnung liefert zwei Tongaëer nach dem Atlas der Astrolabe, sie sind nach der Natur gezeichnet, es sind nicht Phantasiegebilde, sondern Portraits. Der Jüngling Latu, und das junge Mädchen Tule. Außer der bei uns ungewöhnlichen Haartracht der letzteren würde Niemand daran zweifeln, wohlgebildete Europäer vor sich zu sehen. Der Reisende Anderson sagt: ihre Gesichtszüge sind so verschieden, daß es kaum möglich ist, eine allgemeine Aehnlichkeit aufzufinden, durch welche man

sie charakterisiren könnte. Vielleicht könnte man auf den ersten Blick sagen, sie hätten eine sehr volle Nasenspitze, aber bei näherer Bekanntschaft mit ihnen findet man bald, daß es ebenso viele mit geraden, mit ganz gewöhnlichen oder echt römischen Nasen giebt. Auch dicke Lippen kommen vor, doch durchaus nicht in solcher Weise, daß man sagen könnte, sie seien charakteristisch, es sind sogar im Gegentheil die dicken Lippen sehr viel seltener, als die gewöhnliche Form.

Das Haar ist im Allgemeinen schwarz gleich dem der Italiener und Spanier, aber es giebt unter ihnen weit mehr Personen, welche dunkelbraunes, ja hellbraunes Haar haben, als bei den südeuropäischen Völkerstämmen. Die Hautfarbe betreffend, hätten wir zu dem oben Gesagten noch hinzuzufügen, daß sie sehr variirt und daß man besonders junge Mädchen von so heller Hautfarbe trifft, wie sie nur Südeuropäer haben, ja nach den Beobachtungen einiger Naturforscher werden sogar die Kinder so weiß geboren, wie die europäischen, je reifer das Alter, desto dunkler wird die Farbe und daß die Wirkung der Sonne das Mehrste dabei thue, zeigt sich ganz unzweifelhaft dadurch, daß die Männer, welche das Land bebauen, die dunkelste Farbe haben, indessen Frauen und Mädchen der vornehmen Stände, der Herrscher-Familie, der Adeligen überhaupt, welche sich der Sonne nicht auszusetzen brauchen, von den europäischen fast gar nicht zu unterscheiden sind.

Auf den Tonga-Inseln finden sich Bewohner von sehr verschiedenem Aussehen, sie unterscheiden sich in die Adeligen oder die Herrscher-Familien und in die arbeitende Bevölkerung; die erstere Klasse ist an körperlicher Fülle und Schönheit der anderen bei Weitem überlegen, ob es aber eine wirklich besondere Race sei, wie auf den Sandwichs-Inseln, ist zweifelhaft.

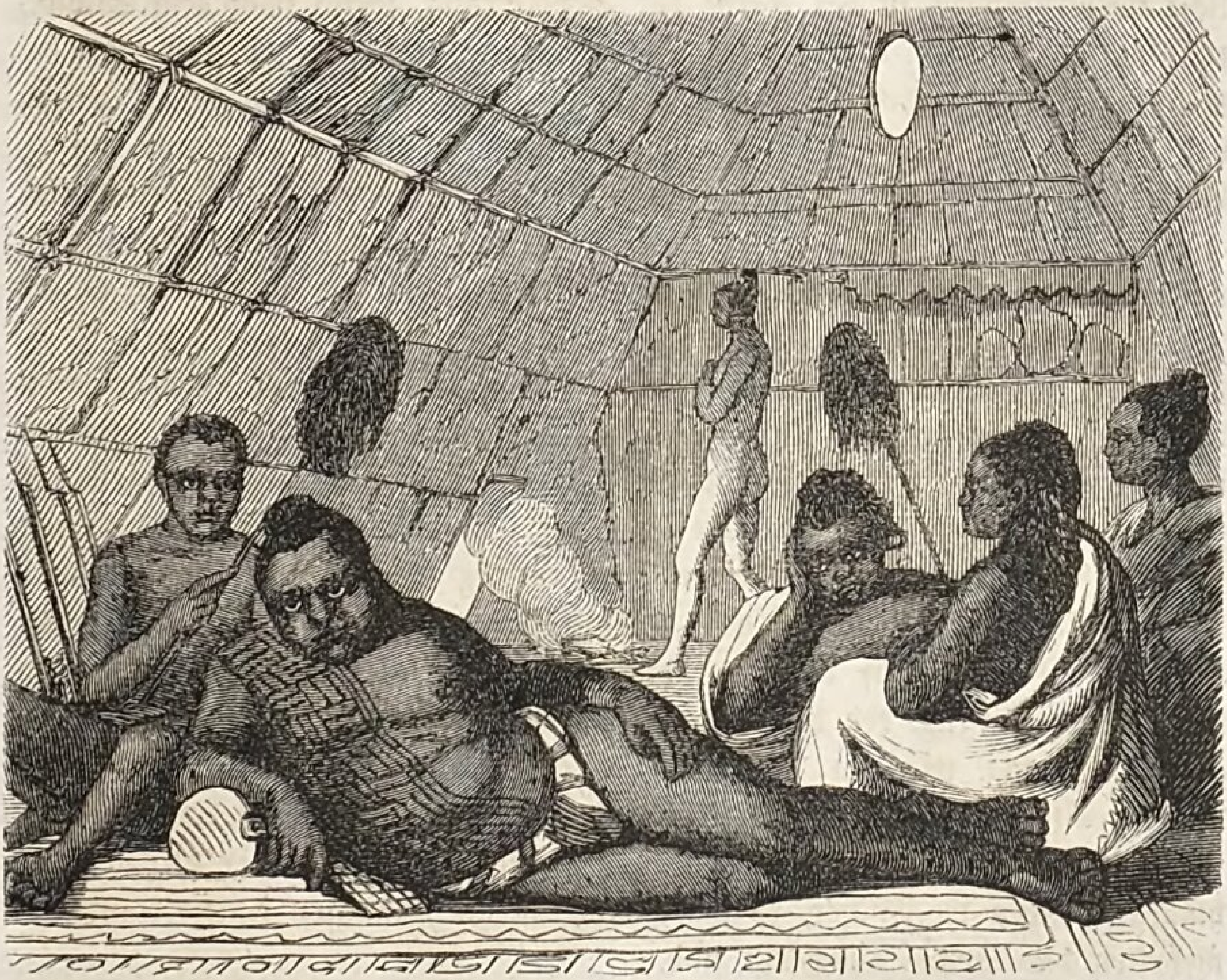
Auf Tahiti und der Gesammtmasse der Gesellschafts-Inseln wohnt fast dieselbe Abart der großen malayo-polynesischen Race; zunächst theilt sie gleich den Bewohnern von Tonga sich in verschiedene Klassen, und es hält sich die herrschende oder Adelsklasse für etwas unendlich Erhabeneres als alle anderen und wenn auch keineswegs eine ausgesprochene Sklaverei vorhanden ist, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß das Leben eines Menschen aus dem Volke nicht in die Waagschale fällt gegenüber dem Leben eines Menschen aus der Adelsklasse. Auf die Tahitier im Allgemeinen paßt die Schilderung von Ellis sehr gut, ihre Statur geht gewöhnlich über die Mittelgröße hinaus, aber ihre Glieder haben keine so gute Muskulatur, sind nicht so kräftig gebaut als die der Sandwichs-Insulaner. In der Größe und physischen Kraft stehen sie den Neu-Seeländern nach und gleichen wahrscheinlich im Aeußeren den Bewohnern der Freundschafts-Inseln so sehr, wie alle übrigen Völker des Stillen Meeres, ohne jedoch den Ernst der Neu-Seeländer oder die leichte Fröhlichkeit der Bewohner der Marquesas-Inseln zu zeigen. Ihr Verstand ist wohlgebildet, obgleich sich bei denjenigen, die zur Corpulenz nei-

gen (wie dies bei der vornehmen Klasse durchaus der Fall ist) eine gewisse Trägheit zeigt, welche auf ihre Handlungen übergeht. Die nicht so Gestalteten sind gemeiniglich lebendig in ihren Bewegungen, stattlich in ihrem Gange und in ihrem Benehmen durchweg anmuthig, ohne die geringste Verlegenheit. Diejenigen, welche in den Gebirgen wohnen und häufig auf und ab steigen, machen insofern eine Ausnahme, daß sie ihre Füße stark einwärts setzen, weil sie des leichteren Bergsteigens wegen nicht wie die Europäer blos den großen Zehen, sondern auch die vier anderen brauchen, was ihnen ein sehr ungeschicktes Aussehen giebt.

Ellis geht hier von der Ansicht des überbildeten Europäers aus, der das Auswärtssetzen der Füße schön findet. Der Sohn der Natur ist klüger, er findet das Zweckmäßige schön, nicht nur schließt der Europäer durch die künstliche Stellung seiner Füße den Gebrauch der vier übrigen Zehen fast ganz aus (man kann an den Stiefeln und Schuhen die stärkere Abnutzung am großen Zeh sofort erkennen), sondern er drückt auch durch diese unnatürliche Stellung die mächtigen Gefäßmuskeln so zusammen, daß bei einem längeren Marsche das fortwährende Aneinanderreiben derselben die Unbequemlichkeit erzeugt, welche man den Wolf nennt, wovon der Wilde in Nordamerika so wenig wie in Südindien etwas weiß.

Ellis fährt fort: „ihr Gesicht soll offen und einnehmend sein, obgleich ihre Züge kühn und zuweilen stark ausgeprägt sind. Der Gesichtswinkel ist häufig ebenso groß wie bei Europäern, außer wenn schon in der Kindheit das Stirn- und das Hinterhauptsbein zusammengedrückt sind. Dies wurde nämlich von don Müttern an männlichen Kindern, die zu Kriegern bestimmt waren, ausgeübt. Die Stirne ist zuweilen niedrig, aber häufig hoch und schön geformt; die Augenbrauen sind dunkel und gut gezeichnet, zuweilen gebogen, aber allgemeiner gerade; die Augen selten groß, aber glänzend und voll und gagatschwarz; die Wangenbeine keineswegs hoch; die Nase weder gerade, noch Adlernase, oft etwas voll um die Nasenlöcher; sie ist selten platt, obgleich es früher bei den Müttern und den Ammen im Gebrauch war, auf die Nasenlöcher weiblicher Kinder einen Druck anzuwenden, indem viele eine platte und breite Nase für zierlicher hielten. Der Mund ist im Allgemeinen gut gebildet, wiewohl die Lippen zuweilen groß sind, jedoch nie so groß, daß sie denen der Afrikaner glichen. Die Zähne sind immer vollständig, außer im höchsten Alter und wenn auch bei manchen ziemlich groß, merkwürdig weiß und selten mißfarbig oder zerstört. Die Ohren sind groß, das Kinn steht zurück oder vor, gewöhnlicher ist das Letztere der Fall. Die Form des Gesichts ist rund oder oval und zeigt nur sehr selten eine Aehnlichkeit mit der winkeligen Form der tatarischen Physiognomie, während das Profil häufig eine auffallende Aehnlichkeit mit dem europäischer Gesichter hat.

Das Haar ist glänzend schwarz oder dunkelbraun, schlicht, aber nicht dünn und drahtartig, wie das der amerikanischen Indier oder, wenige vereinzelte Fälle ausgenommen, wollig, wie das der Neger in Neu-Guinea oder Neu-Holland. Häufig ist es weich und kraus, obgleich selten so schön wie das der civilisirten Eingebornen, welche die gemäßigten Zonen bewohnen."



Königin Pomare und ihre Diener.

„Es herrscht ein beträchtlicher Unterschied in der Statur zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlechte, jedoch ist dieser Unterschied nicht so groß, wie er öfters in Europa vorkommt. Die Weiber sind, obgleich gemeinlich zarter in der Form und kleiner als die Männer, doch im Ganzen genommen stärker und größer als Engländerinnen. Sie sind zuweilen merkwürdig derb und groß von Körperbau, doch immer nur zuweilen und es unterliegt kaum einer Frage, ob nicht große Personen weiblichen Geschlechtes ebenso oft in Europa vorkommen als hier, aber überhaupt zeichnet Rundheit und Fülle, ohne in das Corpulente überzugehen, dieses Volk im Allgemeinen aus."

Nicht allein die Frauen sind häufig sehr stark, d. h. corpulent, sondern es gilt dieses vorzugsweise von der Häuptlingskaste, welche an Länge und Breite den niedriger Gebornen so weit überlegen ist, wie unser Bild zeigt. Die auffallend kleineren, dienenden Personen gehören dem Volke an, die Vornehmen sind durchweg viel mächtiger gebaut, viel besser ausgestattet.

„Gleichweit entfernt von dem Schwarz der Afrikaner, von dem Gelb der Malayen und dem Kupferfarbenen der Nordamerikaner, scheinen sie eine Mittelfarbe zwischen den beiden letzten Schattirungen zu haben, etwas dunkler als die Malayen und etwas heller als die Rothhäute. Aber es läßt sich auch hier keine bestimmte Färbung bezeichnen, denn es herrscht eine beträchtliche Verschiedenheit in der Farbe der Bevölkerung, theils nach dem Stande, dem sie angehören, theils nach der Höhe des Terrains, welches sie bewohnen, so daß wiederholt werden muß, was wir schon so oft gesagt haben, daß nämlich die Bewohner des südlichen Europa mindestens ebenso dunkel, häufig aber viel dunkler gefärbt sind als die Bewohner der Gesellschafts-Inseln. Diejenigen Theile des Leibes, welche meistentheils bedeckt sind, selbst nur mit den leichten Zeugen der einheimischen Industrie, bleiben ihr ganzes Leben hindurch so sehr viel heller, daß man bei Entblößung derselben, z. B. beim Baden, glaubt eine Europäerin zu sehen, und sich nur darüber wundert, daß Gesicht und Hände etwas dunkler gefärbt sind als man gewohnt ist, dies bei den Europäern wahrzunehmen. Trotz dessen, daß die Farbe des Gesichts im Allgemeinen nicht die helle der Europäer ist, entbehrt doch das weibliche Geschlecht der anmuthigen Veränderung nicht, welche bei uns durch das Erröthen hervorgebracht wird. Man sieht oft das Roth blühender Gesundheit und Kraft auf dem jugendlichen Antlitz sich ausbreiten unter dem lichtbraunen Anflug, der die erwachende Gluth der Freude oder einer sonstigen Aufregung wie ein dünner Schleier verbirgt. Den hellsten Theil der Bevölkerung bilden immer die Frauen, welche Zeuge weben, Matten flechten, also sich unter Dach befinden, den dunkelsten Theil der Bevölkerung hingegen bilden die Fischer, welche gleichzeitig am wenigsten bekleidet und am mehrsten der Sonne ausgesetzt sind.

„Die geistige Capacität der Bewohner der Gesellschafts-Inseln hat seit der Bekanntschaft mit den Europäern sich nur theilweise entwickelt, doch hat man zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sie nicht blos neugierig, sondern forschend sind, daß sie im Vergleich mit vielen andern Nationen eine beträchtliche Geschicklichkeit, daß sie Erfindungs- und Nachahmungsgabe besitzen. Sie waren völlig unbekannt mit der Schriftsprache, konnten folglich ihren Geist nicht durch eine regelmäßige und fortdauernde Cultur erheben, aber ihre Mythologie, ihre Sagen von den Göttern, die historischen Gesänge ihrer Barden, die schöne bilderreiche und leidenschaftsvolle Beredsamkeit, welche sich in ihren Nationalversammlungen kundthut, und namentlich die Reichhaltigkeit, die Mannigfaltigkeit, die Genauigkeit und Reinheit ihrer Sprache, verbunden mit einer seltenen Ausdehnung ihres Zahlensystems liefern den Beweis, daß ihre geistigen Fähigkeiten durchaus nicht gering seien.

„Seit bei ihnen Schulen errichtet und die Buchstaben eingeführt wor-

den sind, haben nicht nur junge Leute lesen, schreiben und rechnen gelernt und ihre Aufgaben mit Leichtigkeit gefaßt, wie man kaum in den civilisirtesten Ländern Größeres findet, sondern man hat auch an Personen reiferen Alters Erfahrungen über ihre Lernfähigkeit gemacht, welche sehr zu ihren Gunsten ausfallen. In England konnte Aehnliches höchst selten und nur unter Anwendung der ausgezeichnetsten Lehrer, der besten, bewährtesten Hülfsmittel und der unermüdlichsten Geduld erzielt werden." Wenn dieses auch für uns nicht viel sagen will, da wir die Engländer als Leute kennen, welche nur durch die neunschwänzige Katze und bei Kindern durch die allergrausamste Anwendung der Ruthe unterrichtet werden können, so ist das Zeugniß doch von um so größerer Bedeutung, als es von einem Engländer selbst herrührt, welche sehr schwierig in Anerkennung fremden Verdienstes sind. (Ellis, Polynesian Researches. Th. II. S. 19 und 20.)

Ellis fährt fort: „Sehr viele Leute, welche das 30. Jahr bereits überschritten hatten, lernten in Zeit von einem Jahr nicht nur vollständig den Gebrauch des Alphabetes, sondern sie lernten im Neuen Testament lesen und sie behielten ganze Seiten und ganze Bücher auswendig. Sie eigneten sich ferner die Regeln der Arithmetik mit großer Leichtigkeit an und nahmen die Lehrgegenstände, welche ihnen geboten wurden, so leicht auf, daß die Lehrer Mühe hatten, sich mit gleicher Schnelligkeit für die Stunde in der tahitischen Sprache vorzubereiten. Nicht weniger als 10,000 Personen haben in der tahitischen Sprache die Bibel lesen gelernt und fast eine gleiche Anzahl kann schreiben oder befindet sich im Unterricht. In der Haupt- und in den verschiedenen Zweigstationen erhalten täglich viele Tausende Unterricht in den ersten Prinzipien menschlicher Kenntniß und göttlicher Wahrheit."

Derselbe Berichterstatter sagt: „Es ist ein sonderbarer Umstand in der Physiologie der Bewohner dieses Theils der Erde, daß die Fürsten und die Personen mit erblichem Rang fast ohne Ausnahme den Landleuten oder dem gemeinen Volk an würdevollem Benehmen und in physischer Kraft ebenso überlegen sind wie im Rang und den übrigen Verhältnissen, obwohl sie nicht etwa wegen ihrer vorzüglicheren Eigenschaften gewählt wurden, sondern ihren Rang und ihre hohe Stellung von ihren Vorfahren ererbten, und zwar ist dieses der Fall nicht nur auf Tahiti, sondern auf den nahe und fern darum gelegenen Inseln des Stillen Meeres. Der Vater des letzten Königs maß 6 Fuß und 4 Zoll, Pomare 6 Fuß 2 Zoll, der gegenwärtige König von Raiateo ist ebenso groß. Die Gliedmaßen sind gut gebildet und die ganze Figur steht im Verhältniß zur Höhe, was den früheren Beobachtern die Meinung aufdrängte, die Herrscher und die Unterthanen gehörten verschiedenen Menschenracen an, die ersteren seien Abkömmlinge eines großen Volkes, welches auf die Inseln gekommen und die Eingebornen besiegt und unter-

drückt habe. Es scheint dies jedoch nicht nothwendig dazu zu gehören; eine bessere Behandlung in der Kindheit, bessere Nahrung und Pflege mögen reichlich genügen, um den auffallenden Unterschied zu erklären."

Eugène Delessert, welcher von 1844 bis 1847 eine Reise durch jene Strecken des großen Oceans gemacht hat, ist begeistert von der Schönheit dieses Völkchens, er sagt:

„Endlich sah ich diese Bevölkerung, welche den ersten Reisenden so lachende Schilderungen entlockt hat, und in den verschiedenen Gruppen von Männern und Frauen, welche ihre leichten Ueberwürfe mit der vollkommensten Grazie und einer unbeschreiblich lieblichen Coquetterie trugen — erfreute ich mich des herrlichen oceanischen Volkes.



Eingeborne von Tahiti.

„In der That, es waren die vollendetsten Formen des menschlichen Geschlechts, welche sich meinen Blicken darstellten. Das weibliche Geschlecht hatte höchst regelmäßige Züge und eine Haltung, gleichzeitig stolz und selbstbewußt und doch bescheiden und lieblich. Ihre Farbe war die des heißen Erdstrichs, dem sie angehört, aber sie war nicht dunkler als die der Andalusier und sie hatte auf die Schönheit durchaus keinen störenden Einfluß, wie man es nicht selten bei den die heißen Gegenden bewohnenden Wilden findet. Wenn man diese wunderschönen, großen, ausdrucksvollen schwarzen Augen sah, frug man sich unwillkürlich, ob diese reizenden Weiber nicht Ab-

kömmlinge von auf diese Inseln verschlagenen Kaukasiern der edelsten Art wären, so waren sie von der Natur begünstigt, so herrliche Gestalten zeigten sie, so graciös waren ihre Stellungen, ihre Gebehrden, ihre ganze Haltung, so fein und harmonisch gebildet waren ihre kleinen zierlichen Hände und Füße, so vollendet edel und schön ihre gange Gesichtsbildung.

„Die Männer sind in der Regel groß, stark, kräftig gebaut, vollkommen proportionirt. Die Elasticität ihres Ganges, die Geschicklichkeit in ihren gymnastischen Spielen deuten eine Kraft und Energie an, welche dem schönen Körperbau vollkommen parallel läuft und welche bei den Europäern immer seltner wird. Ihre Art sich zu bekleiden zeigt von ungewöhnlichem Geschmack und die große Reinlichkeit, welche man an ihnen wahrnimmt, erhöht die Annehmlichkeit sie zu sehen in hohem Grade.

„Ich kann mir vollkommen das äußerste Erstaunen der ersten Reisenden denken, welche diese Inseln besuchten, sie befanden sich in einer Gegend, deren natürliche Reize in wunderbarster Weise erhöht wurden durch eine Bevölkerung von so seltener Schönheit, von so bewundernswürdiger Liebenswürdigkeit und von theilweise so milden und freundlichen Sitten, daß der Name der neuen Cythere ein vollkommen geeigneter scheinen mußte, wiewohl er diesen schönen Inseln nicht lange blieb."

Ueber die Verschiedenheit der beiden Tahiti bewohnenden Stämme sagt Lesomme in seiner Naturgeschichte der Säugethiere:

„Die Tahitier sind ein Zweig der oceanischen Race, obwohl man geglaubt hat, daß sich auf diesen Inseln zwei solcher Aeste zusammengefunden hätten. Der sichtbare Unterschied zwischem dem edlen und dem niederen Volke beruht doch immer nur auf etwas ganz Oberflächlichem, auf einer helleren Haut, einem kräftigeren Körperbau, und dieser Unterschied beruht lediglich darauf, daß diese vornehmere Klasse sich weniger der Sonne aussetzt und besser genährt und gepflegt ist. Obschon dieser Unterschied wirklich statt hat, sieht man doch häufig recht sonnverbrannte Leute unter ihnen und auch solche, die der großen Fülle entbehren. Alle Tahitier sind schöne Männer, ihre Glieder haben vortreffliche Verhältnisse, ihre Muskulatur ist ungewöhnlich kräftig, aber sie ist mit jener Fettlage bedeckt, welche die Fülle der Glieder abrundet und ihnen daß schöne Ansehen giebt, durch welches wir uns so gerne bestechen lassen. Wir haben viele der Eingebornen gemessen, sowohl viele dem Adel angehörige und haben die mittlere Größe immer gleich gefunden, so daß der vermeinte Unterschied thatsächlich nicht stattfindet."

Genau verwandt mit den eben gedachten Bewohnern von Tahiti sind die der Sandwichs-Inseln, welche man gewöhnlich nach der Hauptinsel, Hawai benennt, sie haben nur eine etwas dunklere Hautfarbe. Choris,

der Maler, welcher die Expedition unter Kotzebue, deren Zierde Adalbert von Chamisso war, begleitete, nennt sie absolut schwarz und sagt sogar: „Die Kinder, welche soeben zur Welt kommen, sind bereits vollkommen schwarz. Das hübscheste, zarteste junge Mädchen, welches sich am wenigsten der Sonne aussetzt, ist schwarz, diejenigen, welche genöthigt sind im Sonnenscheine zu arbeiten, sind beinahe blauschwarz." Wenn man die Zeichnungen betrachtet, welche er in seinem Atlas von den Bewohnern der Sandwichs geliefert hat, so findet man allerdings diese Behauptung bestätigt, ja die Farbe ist mehr blau und violet als schwarz, ganz abscheulich, ungefähr wie eine in Verwesung übergehende Choleraleiche, allein ich möchte beinahe glauben, daß diese Färbung in einem Fehler seines Auges liegt, denn die den Bildern Tameamea's, dem Könige und Kohumanu, der Königin gegebenen Tinten sind so unnatürlich, daß sie sich nirgend anders finden. Wir haben einen anderen Berichterstatter, den Capitän Virgin von der schwedischen Fregatte Eugenia, welcher uns gleichfalls farbige Bilder von Sandwichs-Insulanern giebt, seine Worte hierüber sind: „Ihre Hautfarbe ist am Körper braun, im Gesicht mit etwas roth gemischt." So stellt man sich auch jederzeit die Bewohner des Inselmeeres vor. Das Bild einer tahitischen Frau, welches er seiner Beschreibung beifügt, ist durchaus nicht dunkel, sondern kann beinahe hellbraun genannt werden.

Abgesehen von dieser Auffassung der Farbe, welche, wie der Verfasser beinahe glauben muß, von dem Organ des Beschauers herrühre, fällt die Beschreibung überall gleich aus. Choris übrigens zeichnet sich auch hier dadurch aus, deß er den Unterschied zwischen der edlen und unedlen Race als einen sehr großen darstellt, wie er in der That keinesweges sein soll.

Wir könnten, von Inselgruppe zu Inselgruppe gehend, fast überall dasselbe sagen, das Gesagte wiederholen, deshalb wollen wir nicht ferner in's Einzelne gehen und uns lediglich noch mit derjenigen Inselgruppe beschäftigen, welche man unter dem Namen Neu-Seeland zusammenzufassen pflegt. Auch auf diesen Inseln haben wir zweierlei Leute zu unterscheiden, die herrschenda Klasse, die Maori und die Untergebenen oder Sclaven, Taorekas. Der physische Unterschied scheint gerade wie bei den übrigen Südsee-Insulanern nur davon herzurühren, daß sie sich einer größeren Pflege, einer größeren Behaglichkeit und Bequemlichkeit des Daseins erfreuen; sie sind nicht größer als die Europäer und sind, namentlich was die Beine betrifft, nicht so gut gebaut. Dies hat jedoch keineswegs seinen Grund in einer wirklichen Vernachlässigung der Natur, sondern lediglich in einer üblen Angewohnheit, welche sich bei den uncultivirten Völkerschaften sehr häufig findet, sie sitzen nämlich nicht wie wir auf einer Erhöhung, sondern sie hocken dergestalt nieder, daß Wade und Lende einander gegenseitig drücken, daß das

Gesäß auf den Fersen liegt und die Kniee aufrecht vor dem Leibe stehen. Dieses Zusammenklappen der unteren Gliedmaßen giebt ihnen, da es von frühester Kindheit an geschieht, eine unedle Haltung, die zusammenziehenden Muskeln und Sehnen innerhalb der Kniekehlen werden verkürzt, die Streckmuskeln auf der vorderen Seite der Muskeln verlängert und darum stehen selbst die stolzesten Häuptlinge mit gebogenen Knieen und es kostet ihnen eine bedeutende Anstrengung gerade zu stehen, wobei dennoch die veränderte Form der Wade deutlich sichtbar ist. Wir haben also nicht mit einer Vernachlässigung von Seiten der Natur, sondern mit einer übelen Angewohnheit zu thun.

Mit den Neu-Seeländern vorgenommene Versuche, um zu ermitteln, ob die Naturmenschen oder die cultivirten, die civilisirten die stärkeren seien, haben die Wagschaale zu Gunsten der letzteren geneigt, aber man hat nicht genug Gewicht darauf gelegt, daß die zum Versuch gestellten Europäer fast durchweg Matrosen waren, Leute, an das rüdeste Leben, an gewaltige Anstrengungen, an Aufbieten der ganzen Muskelkraft gewöhnt. Der sogenannte Wilde übt seine Kräfte niemals lediglich in der Absicht, sie zu vermehren, auch arbeitet er niemals so viel als erforderlich wäre, um vermöge der Uebung durch Arbeit die Kräfte zu erhöhen, die Natur hat ihm zu viel geschenkt, als daß er nöthig hätte, eine besondere Thätigkeit auf Erwerbung ihrer Schätze zu verwenden. Würde man ein Paar Dutzend wohlgebildeter Stadt- und Landleute mit gleichviel Maoris, oder überhaupt Neu-Seeländern ohne Rücksicht auf die Kaste vergleichen, so würde das Resultat wahrscheinlich ein anderes gewesen sein. Ihre Farbe ist braun in sehr vielen Schattirungen, die Gesichtszüge gleichen auffallend den europäischen, das will sagen, charakteristische Gesichtszüge, durch welche man im Stande wäre, jeden Einzelnen als einen Neu-Seeländer zu erkennen, sind nicht vorhanden. Da aber häufig stark gebogene Nasen vorkommen, so kann man vielleicht sagen, ihr Gesicht hätte einen orientalischen Charakter. Die Lippen sind nicht ungewöhnlich dick, die Zähne sehr gut gestellt und weiß, die Augen sind groß, offen und beweglich, die Gesichter im Allgemeinen kann man nach europäischen Begriffen schön nennen, alle sind ausdrucksvoll.

Alles was wir hier angeführt haben paßt auch auf die niedere Abart, man kann sie nicht einmal als zwei Varietäten betrachten, sondern nur etwa als besser ausgebildete, oder als ein wenig verkümmerte Individuen derselben Race, obschon selbst die Begleiter d'Urville's sich für berechtigt hielten, anzunehmen, daß zwei Varietäten derselben Race sich hier vermischt hätten, nämlich Eingeborne, Autochthonen oder Aboriginer und ein erobernder Stamm von der polynesischen Race. Im seltsamen Widerspruch damit steht die Versicherung, daß nicht ein einziges Individuum gefundin worden sei,

von dem man zu behaupten wagen könne, daß es einer oder der anderen Race bestimmt und ausschließlich angehöre. Die herrschende Kaste nämlich ist so eifersüchtig auf ihre Reinheit, daß eheliche Verbindungen nur unter Personen derselben Kaste geschlossen werden. Die niedere Kaste kann allerdings veredelt werden, denn Niemand hindert ein junges Mädchen, ihre Gunst einem Manne aus der höheren Kaste zu schenken, aber Umgekehrtes darf nicht stattfinden, es kann also die höhere Kaste nicht depravirt werden. Wenn nun dennoch der Naturforscher keinen physischen Unterschied findet zwischen den beiden Kasten, so mag sich daraus doch wohl ergeben, daß sie nicht verschieden sind, und daß sie, wie bereits oben gesagt worden, ihre bessere körperliche Ausbildung nur einer besseren, d. h. zweckmäßigeren Lebensweise verdanken.

Merkwürdig ist übrigens, daß ein und derselbe Beobachter so verschiedene Ansichten aufstellen, d. h. sich so widersprechen kann, wie dies durch Dr. Dieffenbach geschehen ist. Er benennt zuerst die Neu-Seeländer als offenbar zweien verschiedenen Racen angehörig und sagt: „Diejenigen, welche zu der bei Weitem zahlreicheren Race gehören, sind im Allgemeinen groß, muskulös und proportionirt, aber in der Größe sehr verschieden. Ihr Schädel nähert sich in der Gestalt dem der bevorzugtesten Europäer. Aus dem Schädel eines Mannes von den inneren Stämmen, von Roturua, den ich besitze und der sicher einer ist, welcher alle Eigenthümlichkeiten der Race an sich trägt, kann ich schließen, daß kein Unterschied stattfindet zwischen neuseeländischen und europäischen Schädeln.

„Die Farbe der Neu-Seeländer ist ein schönes Braun von so verschiedenen Schattirungen, daß die Farbe eines Südfranzosen häufig dunkler sein wird. Die Nase ist gerade, wohlgebildet, oft auch gebogen, eine wirkliche Adlernase; der Mund ist zwar groß und die Lippen sind entwickelt, doch keineswegs so, daß man etwas Unschönes darin finden könnte. Die Zähne sind weiß, glatt und regelmäßig und dauern bis in das späte Alter, die Augen sind sehr dunkel und voll des lebhaftesten Ausdrucks, die Haare sind in der Regel schwarz und schlicht, doch findet man auch hier Schattirungen in's Braun, man findet auch Kräuselung. Hände und Füße sind proportionirt, die letzteren, da sie niemals bekleidet werden, zeigen eine sehr gesunde Entwicklung, so daß sie auch bei den Handarbeiten helfend eingreifen können. Beim Flechten der Matten und Zeuge bedienen sich die Mädchen der großen und der nächsten Zehe so geschickt, als ob sie den Fingern der Hand angehörten. Die Physionomie trägt kein Merkmal der Wildheit an sich, sie ist ruhig, offen und angenehm. Daß es hochblonde Personen gebe, welche einer eigenen Varietät angehörten, ist nicht begründet. Ich sah allerdings eine Frau mit flachsähnlichem Haar und weißer Haut, aber dieses war eine

Albino, eine Kranke, wie es deren unter allen Racen, nicht etwa nur unter den Negern, sondern auch unter den Europäern hellster Race giebt, sie zeichnen sich dann aus durch weiße Haare, weiße Augenbraunen, weiße Augenwimpern und durch eine höchst empfindliche Iris.

„Die zweite Race hat unzweifelhaft einen anderen Ursprung, dies beweist ihr weniger regelmäßig gestalteter Schädel, der an den Seiten zusammengedrückt ist, dies beweisen ihre vollen und breiten Züge, die vorspringenden Wangenbeine, die vollen Lippen, die eingesunkenen Ohren, das gekräuselte und grobe, obschon keineswegs wollige Haar, die viel tiefere Farbe der Haut und eine mehr untersetzte, kurze und schlecht proportionirte Figur.

„Diese Race ist in unmerkbaren Abstufungen mit der ersteren gemischt, ist aber bei Weitem weniger zahlreich und herrscht auf keinen Theil der Insel vor, auch nimmt sie keine besondere Stellung in einem Stamme ein und die Neu-Seeländer selbst machen keinen Unterschied zwischen beiden Racen. Aber ich muß bemerken, daß ich nie einen Mann von Bedeutung traf, der zu dieser Race gehört hätte, daß sie zwar frei ist aber nur die unterste Stufe einnimmt.

„Aus der Existenz zweier Racen auf Neu-Seeland kann man schließen, daß die dunklere ursprünglich das Land besaß, nämlich vor Ankunft eines Stammes von echt polynesischer Race." (Die Neu-Seeländer selbst sind entgegengesetzter Meinung — die Maoris nennen die dunklere Varietät Pakeha, welches Wort Fremde bedeutet, die Australneger werden von ihnen Pakeha-Mango, d. h. schwarze Fremde benannt. Sie selbst halten sich für die Eingebornen der Insel und halten die dunkleren, und ihnen meistens als Leibeigene dienenden, nicht sowohl als Eingeborne, sondern als Gefangene, welche sie von ihren kriegerischen Zügen mitgebracht haben.)

„Man glaubt, daß die polynesischen Eroberer den einheimischen Stamm unterjocht und fast ausgerottet haben, aber ich muß bemerken (Dr. Dieffenbach), daß ich sehr zweifelhaft bin, ob die Unterschiede, welche wir bei den Bewohnern von Neu-Seeland finden, wirklich aus einer solchen Quelle kommen. Wahrscheinlich sind solche Unterschiede Folge der Kasteneintheilung, welche über den ganzen Stillen Ocean verbreitet ist. Wenn ein Theil der Bevölkerung von Neu-Seeland einer bestimmten fremden Race angehörte, so ist es höchst sonderbar, daß man keine Spuren einer solchen Vermischung in der Sprache, wo sie am dauerndsten gewesen wären — oder in den Traditionen findet, welche sicherlich die Unterjochung eines Theiles der Bewohner durch einen anderen Theil angedeutet haben würden, wenn sie wirklich stattgefunden hätte. Der Unterschied in den socialen Verhältnissen reicht hin, die Thatsache einer großen Verschiedenheit zu erklären. Die Neu-Seeländer selbst machen einen Unterschied zwischen ihren verschiedenen Stämmen nicht,

obschon sie sehr wohl die Mango-Mango, d. h. die schwarzen Schwarzen, als untergeordnet von ihren dunkelst gefärbten Brüdern zu unterscheiden wissen."

Hier giebt Dieffenbach (Travels in New-Zealand, Vol. II.) die Behauptung, daß die Bewohnerschaft von Neu-Seeland zweien verschiedenen Racen angehöre, ohne Weiteres auf, und späterhin behauptet er sogar geradezu, die Maori seien keine Mischlingsrace, sondern ein Volk, welches seit alten Zeiten in verschiedenen Kasten eingetheilt war.

Die amerikanische Race.

Wollen wir, wie wir es bisher gethan haben, die Menschenracen in der Art verfolgen, daß wir das Aehnliche immer an das Aehnliche anschließen, so müssen wir von den Polynesiern zu den Amerikanern übergehen, denn es würde schwer sein, eine Aehnlichkeit nicht zu finden — abzuleugnen. Von Rothhäuten zu sprechen, von kupferfarbenen Leuten, ist etwas ebenso Unstatthaftes als von weißen und schwarzen Leuten zu reden, denn der Neger ist nicht schwarz und die zarteste, blondeste junge Norddeutsche ist nicht weiß.

In Farbe, Statur und Haar unterscheiden sich die Bewohner von Amerika fast gar nicht von den polinesischen, edleren Völkern und unter sich gleichfalls nicht, oder doch so außerordentlich wenig, daß man von der Zeit der ersten Bekanntschaft mit ihnen bis auf unsere Tage durchaus nicht zweifelhaft darüber gewesen ist, daß sie säumtlich einer Race angehören. Allerdings ist es durchaus nicht so, wie Don Herrera oder Don Antonio de Ulloa sagt: daß es genüge, einen Amerikaner gesehen zu haben um sie alle zu kennen (dies ist jener übereilte Schluß, der in ähnlichen Fällen auch von uns gemacht wird; kommt ein Städter auf ein fern gelegenes Dorf, dessen Bewohner sich wirklich mit Acker und Pflug beschäftigen, so glaubt er auch, sämmtliche Bewohner hätten das nämliche Gesicht, und thatsächlich gelingt es ihm lange nicht, sie von einander zu unterscheiden), aber es ist doch immerhin ein Beweis, daß die Aehnlichkeit zwischen den Stämmen eine auffallende sein müsse. Selbst Alexander von Humboldt sagt: „Die Bewohner von Neu-Spanien (Mexico) gleichen im Ganzen denen von Canada, Florida, Peru und Brasilien" (das sind die verschiedensten Lagen, welche man nur aussuchen kann, Canada im äußersten Norden, Florida im äußersten Osten, Peru im äußersten Westen und Brasilien im Süden). „Die Farbe ist gleich bräunlich, die Haare sind gleich schlicht und glatt, sie haben alle wenig Bart, längliche Augen mit gegen die Schläfe emporgerichteten Winkeln, stark hervorragende Backenknochen, breite Lippen und im Munde einen Ausdruck von

Sanftmuth, welcher gegen ihren ernsten und finstern Blick auffallend absticht." Humboldt sagt ferner in seinem Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien: — „Man erstaunt beim ersten Blick über die Aehnlichkeit der Züge der Bewohner von anderthalb Millionen Quadratmeilen Landes, nämlich von den Feuerlands-Inseln bis zum Lorenzstrom und bis zur Behringsstraße, und glaubt ganz deutlich zu sehen, daß sie sämmtlich trotz der ungeheueren Verschiedenheit der Sprachen, alle von einer Wurzel abstammen." In dem treuen Bilde, welches Volnay über die Indianer von Canada entworfen hat, erkennt man auch die vom Rio Apure und vom Rio Caony zerstreuten Völkerschaften, in beiden Amerika's ist es nur derselbe Typus. Dies hindert übrigens durchaus nicht, zuzugeben, daß die amerikanischen Völker ebenso von einander verschieden sind wie die europäischen, wo wir auch dieselbe Race in verschiedenen Formen auftreten sehen, so daß allerdings der blondhaarige Schwede mit blauen Augen und heller Hautfarbe sehr deutlich von dem braunen, schwarzhaarigen Sicilianer zu unterscheiden ist, aber doch dieselbe Race sich unverkennbar in beiden ausspricht.

Dr. Morton sagt über diesen Gegenstand: „die halbbekleideten Feuerländer, zusammenschauernd unter den Unbilden ihres Winters, haben doch dieselben charakteristischen Gesichtszüge wie die Indianer der tropischen Ebenen und diese gleichen wieder den Stämmen, welche die Gegend im Westen der Felsengebirge bewohnen, sowie denen, welche das große Thal des Missisippi eingenommen haben und auch denjenigen, die in Canada bis zu den Grenzen streifen, welche die Eskimos einnehmen. Alle haben in gleicher Weise das lange und schlichte Haar, die braune oder zimmetfarbene Haut" (man sieht, hier ist schon von kupferfarbenen keine Rede mehr); „die dicken Augenbrauen, das Auge des Mannes, das, so lange er nicht aufgeregt, stumpf und schläfrig erscheint, mit dem Erwachen seiner Leidenschaften aber wunderbar leuchtend wird — die vollen scharf aufeinander schließenden Lippen, die große hervorspringende Nase — lauter Züge, welche alle den amerikanischen Völkern zukommen, gleichviel ob dieselben an den Flüssen wohnen oder am Meeresstrande und sie sich von Fischen nähren, oder ob die dunklen Wälder ihr Ursitz sind und das wildeste Gethier ihre Nahrung.

„Trotz dessen läßt sich nicht im Mindesten leugnen, daß Verschiedenheiten vorkommen, welche ebenso auffallend wie unerklärlich sind, so z. B. die Schattirungen der Hautfarbe, welche von der gewöhnlichen, durch die Einwirkungen der Luft und des Lichtes hervorgebrachten Färbung bis zum Dunkelbraun variiren und zwar merkwürdigerweise in solcher Art, daß man durchaus nicht sagen kann das Klima trage die Schuld davon. Diese Thatsachen sind aber nur Ausnahmen von einer allgemeinen Regel und ändern

nichts an der eigenthümlichen physischen Gestaltung des Amerikaners, der immer Amerikaner bleibt, er sei ein athletischer Charibe oder ein verkümmerter Chayma, ein dunkelbrauner Californier oder ein hellfarbiger Borroa, welche alle als Glieder derselben Race betrachtet werden müssen.

„Nicht weniger deutlich zeigt sich diese Gleichheit der Gestaltung in der Knochenbildung. Ich (Morton) hatte Gelegenheit, nahezu 400 Schädel aus den verschiedensten Theilen von Nord- und Südamerika zu vergleichen und man kann sich kaum mein Erstaunen vorstellen als ich fand, daß bei allen dieselben Merkmale in höherem oder geringerem Grade ausgeprägt sind."

Sehr häufig kommen auffallende Formverschiedenheiten in der Knochenbildung der Hirnschale vor, allein diese sind durchaus künstlich. Viele der amerikanischen Völker haben unter sich den Gebrauch eingeführt, den noch weichen Schädel der neugebornen Kinder durch aufgelegte Bretter, welche vermöge einer festen Umschnürung einen ununterbrochenen Druck ausübten, nach einem gewissen Schönheitsmodell zu formen, welches uns allerdings abscheulich vorkommen mußte, für den Geschmack der Amerikaner aber etwas bezaubernd Schönes hat, weil sie sonst gewiß nicht mit vieler Mühe solche Formen hervorgebracht haben würden. In neuerer Zeit haben die Eingebornen diese Mode aufgegeben und somit hört auch diese auffallende Abänderung des Schädelbaues auf, geht auf ihr natürliches Maaß zurück und dann findet man eine Schädelbildung, welche der der edelsten Race entspricht. Daß sich übrigens die Natur nichts vorschreiben lasse, geht daraus hervor, daß trotz der Verunstaltung des Schädels die räumlichen Verhältnisse desselben



Angeblicher Typus der amerikanischen Race.

nicht verändert worden sind, alles was das Haupt an Ausdehnung verloren hat, die Höhe betreffend, hat es wiedergewonnen in der Breite dergestalt, daß die innere Räumlichkeit nicht geringer ist als bei den Europäern. Ist man der Ansicht, daß von der Menge des Gehirns der Geist, der Verstand, die Denkfähigkeit abhänge, so kann man durchaus nicht finden, daß es den Amerikanern daran fehle, daß sie ihnen in geringerer Menge zugemessen sei.

Die Augenhöhlen sind zwar groß, die Augen aber sind kleiner als bei den Europäern und liegen tief, es wäre dieses unschön, wenn nicht das Feuer, die ungeheuere Lebhaftigkeit der Augen den ungünstigen Formen das Gleichgewicht halte, im Uebrigen findet sich die tiefe Augenlage auch bei den nördlich wohnenden Völkern viel weniger.

Humboldt bemerkt: daß die Nase eines der bedeutendsten Merkmale in dem Gesichte der Eingebornen bilde, sie sei meistens entschieden gebogen, ohne jedoch eine Adlernase zu sein (s. die Zeichnung S. 360). Die Nasenhöhlen sollen der Größe der Nase entsprechen und von deren Ausdehnung der Riechhaut wird die merkwürdige Schärfe des Geruchsvermögens der Amerikaner abgeleitet, aber er meint, daß die große Vollkommenheit dieses Sinnes sowie des Gehörs vielmehr der beständigen und anhaltenden Ausbildung zuzuschreiben sei als der Form der Organe.

Wie wenig übrigens in diesen Angaben Bestimmtes zu finden ist, wie wenig alle anderen Behauptungen Ausschließendes, kann man an d'Orbigny's Behauptung sehen, der da sagt: daß sich die amerikanischen Stämme in viel größerem Maße von einander unterscheiden als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. „Als allgemeinen Grundsatz dürfen wir annehmen, daß die Glieder jeder einzelnen Nation eine Familienähnlichkeit untereinander haben, welche sie deutlich von ihren Nachbarn unterscheidet und dem geübten Auge des Naturforschers gestattet, in der großen Masse von Nationen alle vorhandenen Typen zu erkennen, ohne sie miteinander zu verwechseln. Ein Peruaner unterscheidet sich mehr von einem Patagonier und ein Patagonier mehr von einem Guarani als ein Grieche von einem Aethyopier oder von einem Mongolen.“ Eine Behauptung welche ich übrigens nicht gerne unterschreiben würde.

Die geistige Befähigung der Amerikaner muß man nicht nach dem beurtheilen was Martius darüber sagt, welcher nur Botaniker war und selbst die Botanik bis zu seiner Reise nach Brasilien nur in dem königlichen Garten zu München betrieben hat, sondern was wirkliche Forscher, was Anthropologen darüber gesagt haben. Es gehört wenig dazu die Behauptungen des Herrn von Martius zu widerlegen, höchstens hat man die Keckheit des Mannes zu bewundern, welcher sagen konnte: „Einzelne Theile des Leibes unterscheiden ihn von allen übrigen Völkern der Erde,

aber mehr noch die Beschaffenheit seines Geistes und Gemüthes. Auf der niedrigsten Stufe der Humanität, gleichsam in moralischer Kindheit befangen, bleibt er unberührt und unbewegt vom Hauch einer höheren Bildung, kein Beispiel erwärmt ihn, keins treibt ihn zu edlerer Entfaltung vorwärts. So ist er zugleich ein unmündiges Kind und in seiner Unfähigkeit sich zu entwickeln, ein erstarrter Greis."

Die Nordamerikaner wenigstens haben nicht Ursache sich bei Herrn von Martius wegen dieser Schilderung zu bedanken. Cooper, ein amerikanischer Engländer, also ein geborner Todfeind der amerikanischen Race, hat doch in seinen Romanen, in denen er gerade die Schilderung der eingebornen Race sich angelegen sein läßt, diese zu einer seltenen moralischen Höhe erhoben. Wie partheiisch er auch ist und wie wenig er auch ansteht, die großen moralischen Fehler der Eingebornen offen darzulegen, so hat er es doch nicht über sein Herz gebracht, unter den anglo-sächsischen Einwandrern Gestalten aufzusuchen, welche an ritterlichem Sinne, an Tapferkeit, an Edelmuth, Worttreue, aufopfernder Hingebung zu vergleichen gewesen wären mit den schönen und erhabenen Gestalten, denen seine Sittengemälde ihren unbeschreiblichen Reiz verdanken. Wäre Cooper ein romantischer Deutscher, so könnte man glauben, daß er seiner Phantasie habe die Zügel schießen lassen, der Nordamerikaner aber, der Yankee läßt sich so nicht hinreißen, trägt seiner Phantasie nicht in solcher Weise Rechnung, da muß schon die Ueberzeugung mitgewirkt haben.

Martius fährt fort: „Dieser unerklärbare, fremdartige Zustand des Urbewohners von Amerika hat bis jetzt fast alle Versuche vereitelt ihn vollkommen mit dem besiegenden Europa zu versöhnen, ihn zu einem frohen und glücklichen Bürger zu machen und eben in dieser seiner Doppelnatur liegt die große Schwierigkeit der Wissenschaft, seine Herkunft und jene frühere Epoche seiner Geschichte zu beleuchten, in welcher er sich seit Jahrhunderten zwar bewegt aber nicht veredelt hat."

Man muß gestehen, daß die Europäer sich alle mögliche Mühe gegeben haben, „den Sohn der Wildniß" zu veredeln, wenn auch nicht wie Parthenia durch die Liebe, so doch auf andere Weise. Die Spanier haben die Bewohner von Mexiko und dem Peruanischen Hochlande zu Tausenden zusammengetrieben und haben sie durch Feuerspritzen getauft, in denen aber, wie begreiflich, geweihetes Wasser befindlich war. Sie verfuhren so mit der allerедelsten Absicht, um die Leute, welche sie mit Kartätschen niederschießen lassen wollten (eine Erfindung, welche keineswegs erst während der französischen Revolution, sondern beinahe drei Jahrhunderte früher durch die Spanier gemacht worden ist), nunmehr in den christlichen Glauben aufgenommen, nicht der Hölle verfallen, sondern dem Himmel gewonnen zu sehen.

In gleich vortrefflicher Absicht haben die Portugiesen tausende von großen Fleischerhunden nach Brasilien gebracht, um mittelst dieser die Wilden aus ihren Waldverstecken heraus nach ihren Missionsstationen zu hetzen und solchergestalt für ihr Seelenheil zu sorgen. Und die Engländer versuchten in ihren Colonieen mit der gezogenen Büchse das zu bewerkstelligen, was Spanier und Portugiesen durch Fleischerhunde bewerkstelligten. O die Wilden haben große Ursache den Weißen dankbar zu sein. Meinen Sie nicht auch Herr von Martius?

„Wer immer den amerikanischen Menschen in der Nähe unbefangen betrachtet (sagt der Ebengenannte), wird zugestehen, sein dermaliger Zustand sei weit entfernt von jenem kindlich heiteren Naturleben, daß uns eine innere Stimme als den lauteren Anfang menschlicher Geschichte bezeichnet, und die älteste schriftliche Urkunde als solchen bekräftigt. Wäre der gegenwärtige Zustand jener Wilden ein solcher primärer, so würde er eine höchst anziehende, wenn auch demüthigende Einsicht in die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts gestatten, wir müßten anerkennen, daß nicht der Segen göttlicher Abkunft über jenem rothen Geschlechte gewaltet, sondern daß nur thierische Triebe in trägen Fortschritten durch eine dunkle Vergangenheit sie zu der dermaligen unerfreulichen Gegenwart ausgebildet hat. Aber im Gegentheil, Vieles weist darauf hin, die amerikanische Menschheit stehe nicht auf dem ersten Wege jener einfachen, ich möchte sagen, naturhistorischen Entwicklung. Sie ist ohne Zweifel schon zu Manchem gekommen, was nicht in der Richtung jener Einfalt liegen konnte, und ihr jetziger Zustand ist nicht mehr der ursprüngliche, sondern vielmehr ein secundärer, regenerirter.

„Außer den Spuren einer uralten, gleichsam vorgeschichtlichen Cultur dürfen wir wohl auch die räthselhafte Vertheilung der Völker in eine fast unzählbare Mannigfaltigkeit anführen, welche die Ursache der Zerstückelung, der Verderbniß der Sprache und der damit gleichen Schritt haltenden Entsittlichung gewesen sein mögen, allein die Ursachen dieser sonderbaren geschichtlichen Mißentwickelung bleiben darum nicht minder unbekannt und räthselhaft — hat etwa eine ausgedehnte Naturerscheinung, ein Land und Meer zerreißendes Erdbeben, dergleichen jene viel besungene Insel Atlantis verschlungen haben soll, dort die Menschheit in ihren Strudel hineingezogen? — Hat sie etwa die Ueberlebenden mit einem so ungeheueren Schrecken erfüllt, der von Geschlecht zu Geschlecht forterbend, den Sinn verdüstert und verwirrt, verhärtet und diese Menschen von den Segnungen der Menschheit hinweg wie in unstäter Flucht auseinander jagen mußte? — Haben vielleicht Sonnenbrände, haben vielleicht Wasserfluthen den Menschen der rothen Race mit einem gräßlichen Hungertode bedroht und mit unselig roher Feindschaft bewaffnet, so daß er mit dem entsetzlichen Bluthandwerke des

Menschenfraßes gegen sich selbst wüthend, von seiner göttlichen Bestimmung bis zur Verfinsterung der Gegenwart abfallen konnte? — Oder ist diese Entmenschung eine Folge lang eingewurzelter, widernatürlicher Laster, welche der Genius unseres Geschlechts mit jener Strenge, die dem Auge eines kurzsichtigen Beobachters in der ganzen Natur wie Grausamkeit erscheint, am Unschuldigen, wie am Schuldigen straft?"

Daß die gedachte Entmenschung nicht gerade eine Folge unnatürlicher Laster oder eines Sonnenbrandes oder einer Hungersnoth sei, geht schon daraus hervor, daß sogenannte civilisirte Menschen sich noch größerer Abscheulichkeiten schuldig machen. Der Hunger thut zwar entsetzlich viel, er lehrt die Matrosen eines proviantlosen Schiffes sich untereinander auffressen und daß es nicht allein Matrosen sind, die auf solche Gräßlichkeiten verfallen, hat uns die Landreise des berühmten John Franklin nach den Polarregionen bewiesen, auf welcher ein Canadier seinen Hunger durch Ermordung eines seiner Zeltgenossen zu befriedigen suchte, wofür er dann auch auf Franklin's Befehl erschossen wurde. Was ist denn aber Schuld daran, daß Jemand, um seinen Triumphzug recht glänzend zu machen, siebenzehn Puri's einfangen läßt, wobei einige 30 Wehrlose ermordet wurden? War eine Hungersnoth daran Schuld, daß derselbe sie seinen Familien entführte, oder wußte der große Forscher nicht, daß diese Leute auch Familien und daß sie Liebe zu denselben haben? War ein Sonnenbrand daran Schuld, daß er sie, ohne ihre Lage, ihren Freiheitssinn, ihre Gewohnheiten zu bedenken, auf ein Schiff packen ließ, wie es die Sclavenhändler mit ihrem schwarzen Menschenfleisch thun, wobei denn auch nach und nach auf der Ueberfahrt vierzehn starben? War es eine Wassersnoth, welche ihn veranlaßte, die drei Uebrigbleibenden ohne Acclimatisationsversuch von Triest nach der Hauptstadt zu bringen, wo sie denn auch starben, nachdem sie ihren Dienst vollzogen, seinen Triumph verherrlicht hatten? — Suche doch Jeder in seinem Herzen nach dem Grunde solcher oft besprochenen Grausamkeiten, er wird finden, daß es gar keiner Welt und Natur verändernder Ereignisse bedürfe, um die Härte des menschlichen Herzens zu erklären, suche auch Keiner die Menschheit zu verbessern, zu bekehren, ohne das große Werk bei sich selbst angefangen zu haben.

Zu Herrn von Martius oben angeführten Bemerkungen fügt Pritchard die Fragen: ob denn, wie Martius zu glauben scheint, die amerikanischen Nationen in Beziehung auf intellectuelle Fähigkeiten wirklich den Nationen Europas nachstehen und ob wirklich ein Unterschied hinsichtlich der Moral, des Gemüthes und des Gewissens bestehe? Allerdings haben diese Leute eine andere Moral als wir, aber was sie für moralisch halten, das thun sie sehr wohl, so wie sie auch umgekehrt das nach ihren Begriffen

Unmoralische unterlassen und vielleicht mit größerer Consequenz als wir dasselbe bei den Europäern finden, die mitunter nicht gar zu streng in der Befolgung selbst gegebener Moralgesetze sind.

Die Frage, ob diese Nationen bildungsfähig seien, ist schon durch ihre Geschichte zur Genüge aufgeklärt worden, ihre Bauten, ihre Sculpturen erregen noch in ihren Trümmern die Bewunderung der Geschichtsforscher. Ihr Kalender war vollkommener als der, den die Griechen gefunden hatten und sie haben die Länge des Sonnenjahres genauer zu bestimmen gewußt, als Alexandriner und Römer. Und dieses ist geschehen, ohne daß sie in den Aegyptern ihre Lehrer der Astronomie gehabt hätten.

Daß die Amerikaner nicht so massenhaft zum Christenthum übergetreten sind wie man es von den Negervölkern erzählt und wie es früher in China und Indien der Fall gewesen sein soll, mag auch wohl mehr an seinen Bekehrern als an den zu Bekehrenden gelegen haben. Zuerst haben die katholischen Missionaire Alles vertilgt, was sich von anderen Secten in Amerika gezeigt — verruchte Ketzer, welche ehemöglichst der Hölle zu überweisen eine gern geübte und erfüllte Christenpflicht war! — dann haben die Engländer dieses Geschäft mit vielem Glück fortgesetzt und die Missionaire der Hofkirche haben die der anderen Secten verflucht und haben ihre Anhänger gegen jene Missionaire und gegen die, von ihnen Bekehrten aufgehetzt, sie zum Kriege, zur Vertilgung in diesem Kriege aufgemuntert, wie dies Geschäft ja noch jetzt auf Neu-Seeland fortgesetzt wird. Da dürfte es wohl kein großes Wunder sein, wenn die Neigung für das Christenthum unter den Eingebornen nicht unmäßig groß ist.

Wenn sichs um eine allgemeine Charakteristik der Amerikaner handelt, so kann man ungefähr Folgendes sagen, was auf alle paßt, im Süden angefangen bis zu den Grenzen der Eskimos, diese selbst natürlich ausgeschlossen, weil sie einer anderen, nämlich der mongolischen Race angehören. Die Statur im Allgemeinen ist gleich der der kaukasischen Race, gewöhnlich sind sie muskulöser als diese, dagegen sehr selten corpulent. Das Gesicht ist bei den Männern länglich, bei den Mädchen dagegen auffallend zur Rundung geneigt. Unter den Männern finden sich sehr viel schöne und ausdrucksvolle Physionomieen, was bei dem weiblichen Geschlechte äußerst selten; dagegen ist das letztere, so lange die Jugend dauert, von einer unbeschreiblichen Milde und Lieblichkeit, die nur langsam in das Böse und Gehässige der alten Weiber übergeht, welche vorher auf das Gräßlichste gemartert und mit Verachtung behandelt werden müssen, um zu dieser Charakterveränderung zu gelangen. Die Stirn ist meistens niedrig, die Augen sind nicht groß, sehr schwarz; bei den Männern, wenn nicht Leidenschaft sie bewegt, ziemlich theilnahmlos, bei den jungen Weibern schmachtend, hingebend. Der Mund hat

durchaus nichts Ungewöhnliches, die Zähne sind zwar nicht klein, aber wohlgestellt, die Männer verderben dieselben durch den Gebrauch des Tabacks. Die Backenknochen treten hervor, ebenso die Knochen der Stirne, daher die Augen tiefliegend erscheinen, die Augenbrauen sind schmal und sehr fein, das Haar dunkel, überaus reich, bei dem männlichen Geschlecht grob, bei dem weiblichen Geschlechte nicht selten seidenartig weich, aber nimals zur Lockenbildung geneigt. Auf den übrigen Körpertheilen, selbst auf den geheimsten, haben sie fast gar kein Haar, der Bart der Männer ist äußerst schwach und wird deshalb ausgerupft, nur die sehr alten Männer, welche es nicht mehr für nöthig finden, für ihre Schönheit zu sorgen, rupfen die Haare nicht mehr aus und erhalten dann auch noch einen ziemlich starken Nachwuchs des Bartes.

Ihre Farbe ist im Allgemeinen braun, ein jeder Europäer hat seine eigene Vergleichungsstufe dafür, kastanienbraun, zimmetbraun, schmutzigbraun, am allgemeinsten hat sich der schlechteste Name eingebürgert, kupferroth. Die Kinder werden so weiß geboren wie die Europäer, das ununterbrochene Leben im Freien färbt sie braun, indessen sie es nicht mehr sind als die Araber oder andere südlich vom Mittelmeere wohnende Kaukasier, viele dagegen erreichen niemals die Farbe der andalusischen Landleute, und die jungen Mädchen haben alle eine Färbung, höchstens so dunkel als die der sicilianischen Bäuerinnen. Sehr viel von den falschen Nachrichten über ihre Farbe mag die wunderliche Sitte, sich zu bemalen, beigetragen haben, zwar ist es nicht immer die rothe Farbe, welche sie anwenden, doch wird sie gern und wo sie dazu kommen können, angewendet, gewöhnlich ist es ein rother Thon, den sie dazu nehmen, Bolus, und dieser sieht allerdings so aus wie neues Kupfer. Wäscht man aber das Pigment ab und läßt man die Haut in ihrer natürlichen Farbe hervortreten, so kann man lediglich von Braun in verschiedenen Schattirungen sprechen.

Wenn man in dem Vorhergesagten das findet, was so ziemlich auf Alle paßt, so soll doch durchaus nicht geleugnet werden, daß gewisse besonders abgegrenzte Stämme auch besonders ausgestattet sind. So ist der Inka-Stamm, welcher die Andes-Kette bewohnt, schon von sehr viel hellerer Farbe und auch von robusterer, untersetzterer Statur. Von einem Volke der Inkas kann man übrigens nicht reden, es sei denn, man wolle damit sagen, das Volk der Inkas, d. h. der Herrscher; Quichua ist der eigentliche Name, Inkas sind ihre Häuptlinge und ob diese, wie man früher geglaubt hat, einen besonderen Stamm bilden, ist schwer zu erforschen. Die S. 367 folgenden Zeichnungen können uns einen Begriff über die physionomische Schönheit des durch die Phantasten des vorigen Jahrhunderts so hoch gepriesenen Menschenstammes geben.

Diese Quichua's bewohnten die ganze mittlere Höhe des Andes-Gebirges von dem Titikaka-See bis nach Mexico, in einer Region, welche zwischen 7500 und 15,000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Hier hat die Luft schon einen großen Theil ihrer Masse verloren, bei 13,000 Fuß steht das Barometer auf 14 Zoll statt auf 28, ein Cubikfuß Luft, in dieser Höhe eingenommen, sinkt, nach dem Meeresstrand gebracht unter dem hier befindlichen Druck der Luft bis auf die Hälfte zusammen. Es ist gar keine Frage, daß solch' eine Beschaffenheit derselben den Körperbau modificiren muß



Mädchen und Frau des Quichuastammes.

dieser nämlich ist angewiesen auf die Consumtion von Sauerstoff zur Bereitung einer gewissen Menge von Kohlensäure, indem die Kohle von dem Blute abgesondert wird, in eine Gasart zu verwandeln, welche den Körper verlassen und ihn eben hierdurch geschickt machen soll, neue Mengen Kohlenstoff aufzunehmen, welche noch nicht verbraucht, welche noch nicht durch den Körper gegangen sind und denselben also ergänzen, seine Verluste ersetzen können.

Die Gesetze der Chemie stehen unerschütterlich fest. Gewisse Quantitäten des einen Stoffs fordern gewisse Quantitäten eines anderen Stoffes, um sich in einen dritten Körper zu verwandeln; wenn nun ein solcher Körper von dem Menschen gebraucht, aber dabei nur halb so inhaltreich ist, als vorausgesetzt wurde, so muß, um die Verwandlung zu bewerkstelligen, der fragliche Körper doppelt so viel aufnehmen. Dies nun tritt bei dem Athmen in der größten Vollständigkeit ein; bedarf ein Mensch in der Nähe oder in

der Höhe der Meeresoberfläche in einer gewissen Zeit eines Cubikfußes atmosphärischer Luft, um die nöthigen Veränderungen mit dem Blute des Menschen zu bewerkstelligen, so braucht derselbe Mensch, 13,000 Fuß über dem Meere athmend, genau doppelt soviel dem Raume nach, also 2 Cubikfuß um dasselbe zu bewerkstelligen. Allein hiervon hängt noch mancherlei ab. Damit die Lunge eine gewisse Quantität Luft aufnehmen könne, muß sie eine gewisse Räumlichkeit haben und damit diese Räumlichkeit nicht nur vorhanden sei, sondern auch wirksam werden könne, muß, abgesehen von der größeren Umfänglichkeit der Lunge, auch der Brustkasten, in welchem sie sich befindet, größer, d. h. räumlicher sein. Und merkwürdig genug, die Praxis der Natur bestätigt hier genau, was die Theorie aufstellt, so sehen wir denn diese Andes-Bewohner mit einem breiten Brustkasten und einem größeren Rumpf versehen, als derselbe im Verhältniß zum übrigen Körper sein müßte, vorausgesetzt, daß der Prozeß des Athmens in einer dichteren Atmosphäre vor sich ginge, und diese größere Räumlichkeit unterscheidet die Quichuas von den Bewohnern der niederen Lande, deren Brustkasten bei Weitem weniger breit, deren Rumpf bei Weitem weniger lang ist.

In diesen wenigen Worten liegt eine Beantwortung der oft gethanen Frage: „können Menschen auf dem Monde leben.“ Der Mensch ist ein Geschöpf unter ganz bestimmten Verhältnissen an ganz bestimmte Bedingungen geknüpft; kann schon der Mensch sowie er in der Nähe der Meeresoberfläche oder einer dieser entsprechenden Höhe geboren, nicht ohne Unbequemlichkeiten leben, wenn die Masse der Atmosphäre nur einen halb so großen Druck ausübt, als er gewohnt ist, und bildet die Natur denselben freiwillig um, wenn er sich eine Reihe von Generationen hindurch in solchen Regionen befindet, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Mensch in einer Atmosphäre, welche so außerordentlich dünn ist, daß man gar keinen zu großen Fehler begeht, wenn man sagt, sie sei beinahe gleich Null, eine solche Umformung erhalten müßte, daß er überhaupt aufhörte ein Mensch zu sein. Nehmen wir an, daß nur diese eine Bedingung vorhanden sei, daß der Mensch unter allen Umständen bei gleicher Größe auch gleiche Quantität Sauerstoff einnehmen müsse, so würde der irdische Mensch schon auf dem Hymalaya einen viermal größeren Brustkasten haben müssen, als der Bewohner der Ganges-Niederungen. Könnte er nur 2 Meilen über der Erde festen Fuß fassen, so würde sein Rumpf im Verhältniß zu seinen Gliedmaßen 16mal so groß sein müssen als an der niedrig gelegenen Erde. Damit hört aber schon der Begriff Mensch auf, denn ein Fleischballen, hohl, um 32 Cubikfuß Luft aufnehmen zu können, mit daran baumelnden Händchen und Füßchen ist nicht mehr ein Mensch — in wie viel höherem Grade

müßte dieses auf dem Monde stattfinden, wo die Höhe der Atmosphäre so gering ist, daß man Jahrhunderte lang geglaubt hat, es existire keine.

Die Quichuas betreffend, so haben ärztliche Untersuchungen und Messungen an Lebenden und Gestorbenen dargethan, daß eine solche Vergrößerung der Lungen und des Rumpfes wirklich statt hatt, und daß Pferde und Hunde, welche von dem Unterlande bis nach den Hochebenen von Quito gebracht, zu ihrem Dienste, d. h. zum Laufen und Jagen, ganz unbrauchbar sind, daß sie engbrüstig erscheinen und diese Engbrüstigkeit selbst durch mehrjährigen Aufenthalt in jenen Gegenden nicht verlieren, daß erst ihre Abkömmlinge im zweiten Gliede dazu brauchbar werden, wozu sie selbst brauchbar waren, so lange sie in Meereshöhe oder nicht weit davon lebten.

In allem Uebrigen erscheinen die Bewohner jener Höhen den anderen Amerikanern gleich oder sehr ähnlich, ebenfalls kann man sagen, daß diese Abart ungewöhnlich große Nasen hat, vielleicht auch mit dem vorhin Gesagten zusammenhängend, indem die Schleimhäute der Nasen ebenso gut räumlich vergrößert sein müssen als die Lungen, um bei der viel dünneren Luft eine gleiche Riechkraft zu entwickeln.

Die gedachten Quichua-Stämme wohnen auf den grasreichen, aber baumarmen Hochebenen der Andes zwischen den Gipfeln derselben und dem Stillen Meere, also auf der Westseite des Gebirges; dagegen giebt es am östlichen Abhange der Andes in derjenigen Provinz des Inka-Reiches, welches die längst ausgestorbenen Herrscher Antisuyu nannten, ein anderes Volk, eine andere Abart desselben, über welches d'Orbigny berichtet, daß es uns die merkwürdigsten Aufschlüsse über die Wirkung klimatischer Verhältnisse auf den Menschen gäbe.

Hier nämlich giebt es keine schattenlosen Plateaux, keine großen, kalten Bergebenen, auf welchen der Quichua-Hirt mit seinen Heerden umherzieht, mitten unter den Trümmern seiner alten Civilisation und den Ruinen seiner Monumente von den dürftigen Produkten seines dürren Bodens lebend — hier wohnt der Antisische Wilde am Fuße steiler Felsen und unter großen und prächtigen, schattenreichen Bäumen, deren mächtige Zweige ein großes, hohes Gewölbe bilden, welches die Sonnenstrahlen nicht zu durchdringen vermögen, unter dem Einfluß solcher localer Verhältnisse, die das vollkommene Gegentheil von Demjenigen sind, was die Natur den Bewohnern der westlichen Ebenen gewährt hat, wenn man nicht behaupten will, daß die äußeren Einflüsse, das Klima und die Lage überhaupt gar keinen Einfluß auf die Constitution des Menschen haben.

Die Zahl jener Bevölkerung ist eine geringe, sie soll etwa 15,000 betragen, aber soll trotz ihrer geringen Anzahl so vortreffliche Typen bieten, daß d'Orbigny sagt: „Die Antisier geben uns eine unzweifelhafte Probe

von dem Einfluß der Lokalverhältnisse, so sind sie unter Anderem fast vollständig weiß, wenigstens im Vergleich mit den Quichuas und anderen Bewohnern der Hochebenen auf der Westseite der Andes, und selbst unter diesem Stamme sind die Familien, welche die freieren, höher gelegenen Ebenen bewohnen, am dunkelsten gefärbt, während diejenigen, welche mitten in den tiefsten Wäldern wohnen, wo sie die Strahlen der Sonne nicht erreichen können, die hellsten von allen Nationen sind.

„Die Statur dieser Völker giebt einen anderen, wichtigen Beweis für diesen Einfluß. Die Bergbewohner sind kleiner, die Bewohner der niedrigen Ebenen größer und die Formen ihres Körpers sind schön, elegant und doch zugleich kräftig, sie sind stark und lebhaft."

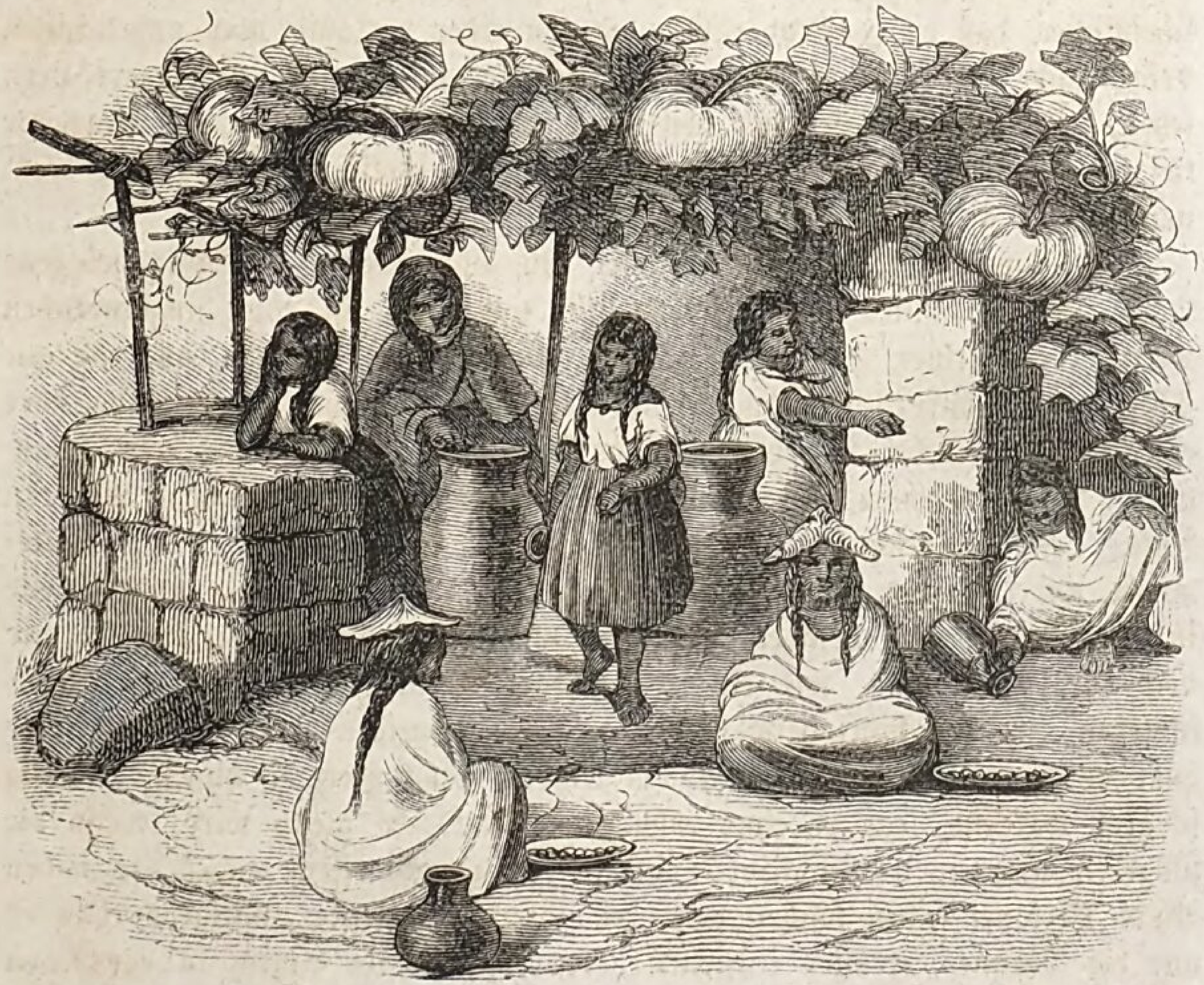
Die helle Farbe dieser Bevölkerung ist so alt, daß ihr Name Yurakarès aus der Quichua-Sprache herrührt, Yuras weiß und Karès Menschen. d'Orbigny sagt über sie: „Ich glaube in ihrer hellen Farbe die dauernde Wirkung der ununterbrochenen Schatten zu erkennen, in denen sie innerhalb ihrer dichten Wälder leben, welche gleichzeitig fast einen ununterbrochenen Regen veranlassen. Diese helle Farbe der Racenkreuzung zuzuschreiben, ist darum unmöglich, weil sie bei schweren Strafen sich nicht mit anderen Personen verbinden als mit solchen, die ihrem Stamme angehören und im Gegensatz zu beinahe allen anderen, welche die weiße Race für eine höher stehende halten, glauben sie, daß die Weißen sehr tief unter ihnen stehen."

Etwas Aehnliches kommt auch in dem südlichen Theile der Andes vor, dort, wo die Araukos ihren Sitz haben, also in Chile. Von allen Berichterstattern, welche dasselbe sagen, wollen wir nur Darwin und Fizroy vorführen, denn die älteren Berichte, z. B. die von dem bekannten Berichterstatter Chiles, Molina, schmecken doch gar zu sehr nach den absonderlichen Ansichten jener Zeit, wie z. B. „Ein Stamm, welcher in der Provinz Boroa lebt, ist rein weiß und roth ohne irgend eine Beimischung von Kupferfarbe."

Aber Capitain Fizroy, welcher über die Araukos oder über die Araukanos einen genauen und ausführlichen Bericht giebt, führt auch die Bewohner von Boroa an, und sagt: „Ich war sehr überrascht durch die eigenthümliche Physiognomie dieser Aboriginer, welche ich während meines Aufenthaltes in Chile sah. Darwin und ich bemerkten, jeder für sich und ohne von einander etwas zu wissen, daß ihre Gesichter an die Portraits von Karl I. erinnerten, dafür muß doch wohl einiger Grund vorhanden gewesen sein. Jedoch machten sie diesen Eindruck nur bei dem ersten Blick, bei näherer Betrachtung verschwand dieser und ich glaubte eine größere Aehnlichkeit mit der Hindurace zu erkennen. Ihr Gesicht hat weder die offene Freimüthigkeit eines Patagoniers, noch die stupide, lauernde Bosheit eines

Feuerländers, wohl aber lag darin ein schwermüthiger Zug unterdrückter Kraft und Thätigkeit, welcher sagte: wir sind gebeugt, aber nicht überwältigt.

„Die Araukos theilen sich in viele verschiedene Stämme, welche im Aeußeren einander sehr ähnlich sind, ich betrachtete sie mit vielem Interesse, weil ich des schweren Unrechts gedachte, das die Spanier ihren Vorfahren gethan. Am Flusse Cauten lag die Stadt, welche die Reichsstadt genannt wird und in der Geschichte der Araukos berühmt ist. Nahe dabei wohnt der Boroa-Stamm, von welchem manche Individuen lichtgefärbte Augen, helle Farbe, blondes und selbst rothes Haar haben. Ich sah eine von diesen Eingebornen in Valdivia, die zwar blaue Augen, aber dunkles Haar hatte. Sie sagte mir, daß es in ihrem Lande Boroa Viele gäbe, die ähnliche Augen hätten wie sie, ferner daß Manche rothe und weiße Farbe, Einige sogar ein wenig röthliches Haar hätten. Ihre Eltern hatten ihr gesagt, daß solche Leute von den Huincas abstammten (d. h. wörtlich Meuchelmörder), von den Sträflingen spanischen Ursprungs, welche zur Abbüßung ihrer Vergehen nach verschiedenen Provinzen verwiesen wurden. Ich habe auch aus anderen, sichereren Quellen Aehnliches gehört. Nach anderen Angaben sind diese hell-



Frauen und Mädchen aus den Gebirgen von Chile.

farbigen Leute Kinder derjenigen Frauen, welche ihre Vorfahren zu Gefangenen gemacht haben, als sie die spanischen Städte eroberten. Viele von diesen Leuten haben wirklich blaue Augen und eine ziemlich helle Hautfarbe, einige wenige haben rothes Haar; aber die beiden Boroanos, welche ich sah, hatten allerdings blaue Augen und eine hellere Hautfarbe, aber entschieden schwarzes Haar."

Die Ansicht, welche hier ausgesprochen wird, scheint keineswegs die richtige zu sein, weil die Spanier so dunkelfarbig sind, wie Amerikaner nur sein können. Sollten auch wirklich vor ein paar Jahrhunderten spanische Frauen mit blonden Haaren (was schon allein ein Widerspruch ist) von den Araukanern gefangen worden sein, so mußten deren Abkömmlinge, wenn auch zuerst das Charakteristische der Mutter an sich tragend, doch allmälig wieder zurückgehen auf die Form und Farbe des Stammes, wie aus Mulatten wieder Neger werden, wenn nicht immer von neuem helles Blut in die Mischung eintritt. Demnächst sind die Gesichtszüge dieser hellfarbenen Frauen ganz die der Araukos von reinem Blut, wie die Zeichnung auf der S. 371 deutlich zeigt, welche araukanische Frauen und Mädchen in ihren gewöhnlichen Beschäftigungen am häuslichen Herde darstellt und es ist viel wahrscheinlicher, daß die Farbenveränderung von einer vorläufig noch unbekannten Lokalursache herrührt, wie wir Aehnliches ja auch unter den Negervölkern sehen, während die Bewohner von Senegambien 20° nördlich vom Aequator tief dunkelbraun (schwarz) sind, haben die 20° südlich vom Aequator wohnenden eine graue und die Kaffern eine hellbraune Farbe.

Die amerikanische Race verbreitet sich auch über das niedrig gelegene Land, über Brasilien und die Guyana, und zwar in einer unglaublichen Menge von kleinen Stämmen. Mehr oder weniger nehmen auch sie alle Theil an der äußerlichen Beschaffenheit der amerikanischen Bevölkerung, aber eigenthümlich ist bei alledem, je näher sie dem östlichen Meere, dem Atlantischen Meere wohnen, je mehr ihre physiognomische Aehnlichkeit mit den Andes-Völkern verschwindet. Einige derselben entstellten sich durch Tättowiren, andere, wie z. B. die Botokuden, dadurch, daß sie große runde Pflöcke in ihre Ohrläppchen bringen, welche sie allmälig so ausdehnen, daß sie nur noch wie ein Schnur, wie ein sehr dünner Riemen das Stück Holz umschließen, welches hineingezwängt wird. Sie schneiden auch die Unterlippe quer durch und drängen gleichfalls ein rundes Stück Holz da hinein, allmälig so groß werdend, daß es einer mäßigen Tabacksdose gleich wird, wenn die jüngeren nur einen Pflock von einem Zoll Durchmesser tragen, so haben ältere Personen einen solchen von drei Zoll Durchmesser, übrigens thun es nur die Männer, Frauen entstellen oder verzieren ihr Antlitz in der Regel nicht auf diese Weise.

Die übrige körperliche Beschaffenheit dieser Bewohner der Ebenen (Südamerika ist von Patagonien bis zum Meerbusen von Mexico ein Tiefland, nur die westliche Küste hat ein hohes Gebirge, die Andes, und an der Ostküste liegen von der Guyana bis südlich von Rio de Janeiro jene Mittelgebirge, welche der Amazonenstrom durchbricht) gleicht der der amerikanischen Race im Allgemeinen vollkommen, so daß wir nichts weiter hinzuzufügen haben, wenn wir nicht auf eine Ausführlichkeit eingehen wollen, die dem Umfange des Buches nicht angemessen wäre.

Die mongolische Race.

Die Mongolen bilden von der großen Race, von welcher wir sprechen wollen, nur einen einzelnen Stamm, oder vielleicht besser gesagt, nur einen Zweig. Sowie mit der Bezeichnung „kaukasische Race“ für die Bewohner von Europa durch Blumenbach, der den vollendet schönen Schädel einer Cirkassierin zu untersuchen erhielt, so war es auch mit der Bezeichnung „mongolisch.“ Man sollte lieber zurückgehen auf die alten historischen Bezeichnungen: Iran und Turan und man thut es auch seit etwa 20 Jahren, den seit mehreren Jahrtausenden währenden Kampf berücksichtigend, welcher in Asien zwischen Turan und Iran, dem nördlichen und dem südlichen Theile bestanden hat — nicht mehr, wenn schon bis jetzt nicht viel bessere Bezeichnungen aufgefunden worden sind. Das, was man im Alterthume Scythen nannte, gehört zu der Gruppe der turanischen Völker und war in jenen Zeiten ein Muster, gewissermaßen ein Vorbild derjenigen Menschenrace, welche wir später die mongolische und noch später die turanische benennen sehen. Zu ihr gehören nicht blos die eigentlichen Mongolen, die Tataren, die Kalmücken, sondern auch, uns in Europa zugekehrt, die Magyaren und die Finnen, dem äußersten Osten zugekehrt aber die Chinesen und Japaner, die Bewohner von Kamtschatka und den Aleuten, die Bewohner von Nordamerika bis nach Grönland hin, die Eskimos, und wir werden deshalb wohlthun, unsere Betrachtungen mit eben diesen Eskimos anzufangen, welche nördlich an die Stämme grenzen, von welchen wir soeben gesprochen.

Die Eskimos sind äußerst untersetzter und zugleich kleiner Statur. Sie machen den Eindruck einer ungewöhnlichen Fettheit, aber sie sind nur kurz und dick, ihre verhältnißmäßig ebenso kurzen Gliedmaßen sind nicht nur ungewöhnlich muskulös, sondern auch sehr kräftig, sehr ausgebildet. Der Kopf ist ziemlich rund, aber so groß, daß er nicht im richtigen Verhältniß mit dem kleinen Körper zu stehen scheint. Das Gesicht ist sehr breit, kurz und flach, die Nase liegt sehr tief, ohne zugleich ungewöhnlich breit zu sein, die

Backenknochen treten stark hervor. Der Mund ist groß, ohne daß die Lippen auffallend dick sind. Die Haare sind natürlicherweise fett, ohne eingeölt zu sein, sind trotz dessen hart, dick und schwarz, der Bart ist schwach. Unsere Zeichnung giebt ein Paar Einwohner des Kotzebue-Sundes, einen Mann und ein Weib. Ihre Farbe ist durch Fett und Ruß und Schmutz so entstellt, daß man sie schwer erkennen wird, hat sich einer derselben bewegen lassen, sich gehörig zu waschen, so nimmt man wahr, daß die Haut schmutzig gelb ist und die Wangen einen Anflug von Roth zeigen. Es ist



Eskimos von der Nordwestküste von Amerika.

sonderbar, daß hier eine Ausnahme von der Regel stattfindet, welche uns lehrt, daß die den Polen näher wohnenden Völker die weniger dunkel gefärbten sind. Von Spanien und Griechenland immer nordwärts gehend, gelangt man zu immer hellerfarbigeren Nationen, zu den Franzosen, Engländern, zu den Deutschen, Dänen, Schweden und Finnländern, und da treten uns plötzlich die Grönländer und die Samojeden entgegen und die Lappländer, welche innerhalb des Polarkreises wohnen, deren Haarfarbe schwarz, deren Teint braun ist. Und hier in diesem nördlichen Polarkreise sehen wir sich aneinander reihen die Grönländer, die Eskimos, die Kamtschadalen und Jakuten, die Samojeden und Lappen, alle, wie es scheint,

derselben großen Familie angehörend, welche man sonst mit dem Namen der mongolischen und neuerdings mit dem Namen der turanischen Race bezeichnet und alle dunkler wie ihre südlich wohnenden Nachbarn sind.

Aeltere und neuere Beobachter geben ein sehr wenig übereinstimmendes Bild von diesen Menschen. Einer der ältesten, der Missionair Cranz, sagt von den Grönländern, daß sie meistens unter 5 Fuß, sonst aber wohl proportionirt sind. Ihr Gesicht ist gewöhnlich breit und platt mit hohen Backenknochen, aber runden und plumpen Wangen, ihre Augen sind klein und schwarz, aber ohne Feuer, ihre Nase ist nicht platt, wohl aber klein und wenig vorstehend, der Mund ist klein und rund und die Unterlippe etwas dicker als die Oberlippe. Der Körper hat über und über eine dunkelgraue Farbe, aber das Gesicht ist braun und blau, nur bei Wenigen schimmert das Röthliche durch. Diese dunkle Farbe scheint ganz und gar nicht von der Natur gegeben zu sein, da die Kinder bei der Geburt so weiß sind wie die der Europäer. Sie mag zum Theil von ihrem Schmutz herrühren, indem sie beständig mit Thran und Fett umgehen, in dem Qualm ihrer Lampen sitzen und sich nur selten waschen. Sie haben allgemein kohlschwarzes, langes und straffes Kopfhaar, aber keinen Bart, weil sie denselben ausraufen, ihre Hände und Füße sind klein und weich, aber ihr Kopf und ihre übrigen Gliedmaßen sind groß. Sie haben eine hohe Brust und breite Schultern, ihr ganzer Körper ist fett.

Ein anderer Berichterstatter, Charlevoix, beschreibt die Eskimos entschieden anders: „Sie sind in der That die einzigen Wilden, welche wir kennen, die das Fleisch roh essen, obwohl sie den Gebrauch, es zu kochen oder zu trocknen, sehr wohl kennen. Es ist unzweifelhaft, daß in ganz Amerika kein Volk ist, welches dem Begriffe, den man von einem Wilden hat, besser entspräche als sie. Unter den Amerikanern sind sie fast die Einzigen, welche einen Bart haben und zwar einen so starken, daß er bis an die Augen hinaufreicht und man Mühe hat, einige Züge ihres Gesichts zu entdecken, sie haben demnächst etwas überaus Wildes und Abschreckendes in ihrem Gesicht und zugleich etwas Furchtsames in ihren kleinen tückischen Augen. Ihre Zähne sind breit und sehr unrein, die Haare sind gewöhnlich schwarz, manchmal auch blond, immer wild umherhängend, ihr ganzes Aeußere spricht Stupidität aus, sie sind mißtrauisch, tückisch, wild und boshaft und geneigt, dem Fremden überall, wo sie irgend können, Schaden zu thun."

Da sie in der Nähe der sogenannten Rothhäute wohnen und doch so sehr von ihnen verschieden sind, da sie ferner auch über Nordasien verbreitet, in der Nähe der Mongolen wohnen und von diesen gleichfalls verschieden sind, so hat man die Frage aufgestellt, ob sie nicht überhaupt eine besondere Race bilden; allein wenn wir die kleinen Unterschiede als hinlänglich charak-

terisirend ansehen wollen, so müssen wir überhaupt von dem Gedanken an eine Eintheilung in fünf Racen ganz abgehen und müssen vielleicht dreißig und mehr annehmen, denn gerade so, wie die Eskimos von den Mongolen verschieden sind, so sind auch die Kalmücken und die Japaner und die Chinesen u. s. w. von ihnen verschieden, und ebenso weichen von dem Typus eines classisch geformten Kaukasiers die Griechen und die Araber, die Spanier und die Süddeutschen, die Franzosen und die Norddeutschen, die Holländer und die Norweger bedeutend ab. Wir müssen die gemeinsamen Züge aufsuchen, um die Racen daran zu erkennen und die Verschiedenheiten, um die Nationen danach zu unterscheiden.

Eine Fortsetzung des Eskimo-Stammes, und nur sehr wenig von ihnen abweichend, findet sich in Kamtschatka und in dem ganzen nördlichen Sibirien bis zu den Lachsessern, wie die Russen sie nennen, und wie wir es von ihnen angenommen haben. Samojeden heißt nichts weiter als: Salmen-Esser, sie selbst aber nennen sich Khasowo, bewohnen die Ufer des asiatischen Eismeeres vom Jenesei bis zum nördlichen Europa um Archangel und stehen durch die Jakuten und Kamtschadalen mit den amerikanischen Eskimos auf beinahe ganz gleicher Linie. Ihre Abkunft haben sie mit den übrigen Völkern der mongolischen Race gemeinsam aus Hochasien; der nördliche Abhang des Altei-Gebirges ist noch von ihnen bewohnt. Die Samojeden zu beschreiben, hieße eigentlich nichts weiter als das über die Eskimos Gesagte wiederholen, denn sie sind denselben in den mehrsten Stücken, selbst bis auf die Lebensart gleich. Aber die Jakuten dürften sich in etwas von ihnen unterscheiden. Ihr Wohnsitz ist das nordöstliche Sibirien, zwischen der Lena und dem äußersten Nordmeer, sie sind also die eigentlichen Vermittler zwischen den Samojeden und den Kamtschadalen oder überhaupt allen denjenigen Völkerstämmen — allen denjenigen Nationen, welche die Ränder des Eismeeres bewohnen. Sie sind aber in eine pfadlose, kalte Wüste zerstreut, welche in dem nördlichen Theile beinahe unter ewigem Schnee liegt, an dem unteren Theile der Flüsse ungeheuere Sümpfe und große Waideländer umfaßt, in dem südlichen Theile aber ebenso pfadlose Wälder, nur von wilden Thieren bewohnt, einschließt. Das Klima des Landes, dem sie angehören, könnte man ein schreckliches nennen, die mittlere Temperatur liegt zwischen 7 und 8° C. unter Null. Während der zwei kältesten Monate sinkt die Temperatur so weit hinab, daß das Quecksilber hämmerbar ist. Während des kurzen Sommers thaut die Oberfläche der Erde zwar auf und da die Sonne in dieser milden Jahreszeit sehr lange über dem Horizont bleibt, so kann man allenfalls einige mehltragende Gräser von sehr kurzer Vegetationsperiode, wie Gerste u. dergl. anpflanzen, denn bei diesem fast ununterbrochenen Sonnenschein dringt die Wirkung doch beinahe 3 Fuß tief,

woher denn auch die Möglichkeit rührt, daß Wälder dort, daß überhaupt Bäume existiren, die im gefrornen Boden nicht würden leben können — aber von 3 Fuß abwärts bildet die Erde einen festen Felsen, an dem die trennende Axt Funken giebt oder zersplittert. Bohrversuche haben übrigens gezeigt, daß selbst hier das Gesetz: daß die Erdwärme bei 100 Fuß Tiefe um 1° C. zunähme, seine Gültigkeit hat. Zunächst der Oberfläche, wo die Erde die mittlere Temperatur des Landes, also zwischen 7 und 8° C. hat, ist die Temperatur dieser gefrornen Erde der mittleren des Landes entsprechend. Je weiter man nun abwärts dringt, je weniger niedrig ist die Temperatur, mit jedem hundert Fuß um 1° wärmer als in dem gefrornen Boden zunächst der Erdoberfläche, solchergestalt, daß die Erde zwischen 700 und 800 Fuß 0°, zwischen 800 und 900 Fuß schon 1° + hat, und ganz dasselbe hat man gefunden, wo die Temperatur der Erdoberfläche 20° unter Null war. In einem Bohrloch von 800 Fuß Tiefe betrug sie nur noch — 12°.

Die Leute, welche dieses unfreundliche Land bewohnen, theilen sich in zehn verschiedene und verschieden benannte Nationen, bei allen erhielt sich die Tradition, daß sie vom Süden herkamen und ihrer Sprache nach ist dieses nicht nur soweit ganz richtig, sondern es ist auch überhaupt diese Sprache beweisend für ihre gemeinsame Abstammung mit den Türken. Wir können also in ihnen den Grundstamm der Türken erkennen, bevor derselbe durch den Verkehr mit den civilisirten Nationen Asiens umgeändert wurde, wir können in ihnen einen Stamm der türkischen Race sehen, bevor sie den Islam angenommen hatte.

Jetzt haben sie nicht mehr aus Holz geschnittene Götter, aber sie opfern doch noch immer einem sichtbaren Gott, obwohl sie denselben den unsichtbaren nennen, so weit sie zum Christenthume bekehrt sind, d. h. so weit es dahin gekommen ist, daß russische Priester einmal jährlich sie besuchen und den Gottesdienst nach dem Ritus der russisch-griechischen Kirche halten, auch nach diesem trauen und taufen lassen; aber trotz dieser Ceremonien, welche sie gedankenlos mitmachen und trotz eines unsichtbaren Gottes, an welchen sie glauben sollen, hat jede Nation doch eine absonderliche Gottheit, welche immer ein Thier ihrer Gegenden ist, welches sie heilig halten, welches sie auch niemals schlachten oder schießen, oder, wenn es ihnen getödtet überbracht wird, essen, obwohl sie darin, daß Andere es essen, welche nicht ihrer Nation, nicht den Verehrern dieses Thieres angehören, durchaus nichts sie Verletzendes finden. Trotz ihres Christianismus haben sie noch viele andere Gebräuche, welche an das alte Heidenthum erinnern, so z. B. hängen sie als Opfer für den unsichtbaren Gott Messing- oder Kupferstücke oder sonstige Kostbarkeiten an einen Baum oder an einen sonstigen Gegenstand, den sie für besonders schön halten und der dadurch zum Sitz des unsichtbaren Gottes geeignet scheint.

Zu ihrem Neujahr, welches sie mit dem Beginn des Frühlings, d. h. am Anfange des April, feiern, kommen sie dann an solcher Opferstätte zusammen, um zu sehen, welchen Erfolg ihre Opferungen gehabt haben. Je mehr von diesen, ihrem obersten Gotte gewidmeten Kostbarkeiten abhanden gekommen sind, desto größere Freude haben sie daran und sie bezeigen dieselbe dadurch, daß sie dieser Gottheit neue Opfer bringen, ihre Pferde schlachten, ihr Trankopfer bieten, indem sie Weihwedel in Kumiß, ein berauschendes Getränk aus Pferdemilch, tauchen und dieses auf die Erde, in die Luft und in das Feuer spritzen, sich selbst aber dabei nicht vergessen, sondern in der Regel zu Viert ein Pferd verzehren und von der gegohrenen Milch so viel trinken, daß sie besinnungslos an der Opferstätte liegen bleiben.

Die körperliche Ausstattung betreffend, so ist dieselbe eine ziemlich günstige, sie erreichen 5 Fuß 10 Zoll bis 6 Fuß 4 Zoll an Höhe, und es scheint beinahe, als sei Wachsthum und körperliches Wohlsein ziemlich parallel laufend mit ihrem Wohlstande und dem Klima, unter welchem sie wohnen. Die mehr südlich hausenden Stämme sind durchweg größer und kräftiger, die Bewohner des Nordens sind die kleineren und weniger gut ausgestatteten, was denn doch wahrscheinlich mit der größeren oder geringeren Fülle der Nahrungsmittel und der Temperatur zusammenhängt. Ihre Farbe ist ein bleiches Braun, ihre körperliche Bildung eine regelmäßige, man möchte fast sagen eine schöne, ihre Gesichtsbildung eine durchaus nicht unangenehme, wie die hier gegebene Zeichnung beweist, eine jener priesterlichen Tänzerinnen darstellend, welche durch ihren Tanz der Gottheit ein Opfer bringend und dadurch sowohl wie durch die übrigen Leistungen, welche sie den Gästen gewähren, ihren Priestern oder Schamanen ein reichliches Einkommen sichert. Die Bekleidung, die wir hier sehen, ist keineswegs die



Eine jakutische Tänzerin.

der Jakuten, wohl aber der Tänzerinnen, welche innerhalb der heißen, dunstigen Hütten keiner weiteren Bedeckung bedürfen, wie denn überhaupt diese Nordländer, die eigentlichen Eskimos mit inbegriffen, alle überflüssige Bekleidung von sich werfen, so lange sie sich in der Hütte befinden, welche gewöhnlich eine Temperatur von 40° hat und sich nur dann, wenn sie auf die Jagd und den Fischfang ausgehen, warm bekleiden.

Der Schnitt ihrer Gesichter erinnert auffallend an den tatarischen Ursprung, ohne ihn jedoch gar zu sehr durch die schräge gestellten Augen zu verrathen. Die Gesichtszüge sind überhaupt nicht eigentlich scharf geschnitten und drücken mehr eine behagliche Sanftmuth als Leidenschaft und Kraft aus. Die Frauen erscheinen lebhafter als die Männer und machen einen angenehmen Eindruck, so lange sie sehr jung sind, denn zu ihren regelmäßigen Zügen gesellen sich schwarze, sehr feurige Augen und blauschwarze Haare (welche die Männer ganz kurz tragen), aber allerdings sieht man dieses nur bei den jungen Mädchen, weil sie schon leider sehr früh, vor dem zwanzigsten Jahre, durch Falten im Gesicht entstellt werden.

Eine benachbarte Familie, zu dieser großen mongolischen Race gehörig, ist die der Baschkiren, welche jedoch durchaus nicht mehr rein zu sein scheint, wenigstens findet man unter ihnen so verschiedene Gestalten und so verschiedene Gesichter wie beinahe bei keiner sibirischen Nation, selbst der ganze Körperbau, nicht blos die Form des Gesichts, der Schnitt der Augen sind höchst abweichend von einander. Demnächst giebt es blondhaarige, braun und schwarzhaarige, mit großen runden, mit ovalen, mit kleinen Gesichtern, mit schwachen und mit starken Bärten, von großer, von mittlerer, von kleiner Statur, bald mager, bald fett — das einzige, Allen gemeinsame Kennzeichen sind auffallend kleine Augen, von denen man übrigens nicht einmal sagen kann, daß sie durchweg schräg stehend sind.

Manche der älteren Forscher, wie Pallas und Andere, betrachten sie trotz dessen als die Urbewohner des südlichen Ural-Abhanges, sie selbst betrachten sich als die Abkömmlinge der Nogaï-Tataren, welche, lange bevor man die Baschkiren als gesonderten Völkerstamm kannte, jene ungeheueren Strecken bewohnten. In einer gewissen Art ist dieses schon darum wahr, weil ihr jetziger Wohnsitz auf dem Wege liegt, den die kriegerischen Völkerschaften Nord- und Ostasiens einschlugen, als sie Europa überschwemmten.

Ganz nahe mit ihnen verwandt sind auch die Kirghisen oder Kirghis-Kasaken. Der Name Kasak soll einem Tatarenstamm angehören, soll der Name dieses Volkes sein, da derselbe aber mehr als irgend ein anderer räuberisch war, so wurde er mit Räuber gleichbedeutend und gegenwärtig sagt man allgemein Kasak heißt Räuber, es ist aber nur so wie ehemals mit Algier, Marokko, Tunis, wo zwar auch früher Jeder ein Räuber war,

wo das Wort Tunese keineswegs Räuber bedeutet. Aber dieses Räuber- und Wanderleben gefiel den tatarischen Horden anderer Stämme, so wurde der Name Kasak auch auf diese übertragen, so also auf die Donischen Kosaken, welche nicht zu der eben gedachten Familie gehören.

Die Kirghisen bewohnten das Land zwischen dem Jenisei und dem Tom an dem Fuße des Sagan-Gebirges, dort wohnten sie noch, als Sibirien durch die Russen erobert wurde, später aber, als sie am Anfange des 18. Jahrhunderts der Uebermacht weichen mußten, zogen sie weiter nach Süd-Westen und setzten sich an die Grenzen der hohen Bucharei fest.

Diese Kirghisen, noch jetzt ein vollständig wanderndes Volk, bauen kein Land an, selbst nicht einmal ein Stückchen Garten, um Blumen zu ziehen, denn sie glauben, wenn sie sich herablassen Bauern zu werden und in Häusern zu wohnen, sei es um ihre Freiheit geschehen, nur die ärmsten Kirghisen, welche nicht vom Ertrag ihrer Heerden leben können, bauen in den Flußthälern Getreide, sind auch deshalb auf das Schlimmste verachtet von den anderen wandernden Kirghisen. Die Länder, welche vom Sir oder vom Jaxantes bewässert werden, scheinen ihr Paradies zu sein. Mit dem beginnenden Frühjahr zieht die ganze Horde fern von dem Flusse rechts oder links von demselben nordwärts, bis im Sommer die Steppe dürr zu werden beginnt, dann wenden sie sich dem Strome zu und gehen wieder nach Süden. Dort würden sie während des heißen Sommers keine Nahrung gefunden haben wegen der zu hohen Temperatur, welche während des Wachsthums der Gräser im Norden — im Süden Alles verbrennt. Nun rücken sie mit dem beginnenden Herbst und in den Winter hinein nach Süden, wo sie an den schilfreichen Ufern der Flüsse sowohl Nahrung für ihr Vieh (welches wieder die Nahrung der Kirghisen ist) als hinreichendes Brennmaterial finden, um die ganz kurze Zeit der Ruhe ungefährdet zubringen zu können, bis in den ersten Tagen des März die Nordwanderung wieder beginnt. Sie brechen ihre aus Weiden und Birken geflochtenen Hütten ab und wandern damit eine Tagereise weiter, in dieser Entfernung finden sie das Gras noch unberührt und ihre Heerden haben bei einigen Quadratmeilen Raum für eine Woche Futter. Die sofort wieder aufgeschlagenen Hütten werden von Neuem abgebrochen und es wird abermals um eine Tagereise weiter gewandert. Größerer Bequemlichkeit wegen stehen nicht selten diese Hütten auf Rädern und werden von Ochsen an ihren neuen Bestimmungsort gezogen. Ihre Nahrung besteht fast ausschließlich aus Fleisch und thierischen Substanzen, sehr trockenem Käse aus Stutenmilch und Kumiß, gegohrener Milch, welche schwach berauschende Wirkungen hat, mitunter destillirt wird, worauf man das Destillat einer abermaligen Destillation unterwirft, bis es die verlangte Stärke hat.

Die Kirghisen haben die Eigenthümlichkeiten, welche man den Mongolen überhaupt zuschreibt, viel mehr ausgeprägt als die Kalmücken. Daß sie krumme Beine haben, ist übrigens kein Racezeichen, sondern rührt davon her, daß sie fortwährend zu Pferde sitzen. Sie sind nicht so corpulent als die vorhin gedachten und sind überhaupt, wie es den Anschein hat, von reinerer Race, ihre Physiognomie ist der chinesischen ähnlich, über den Augen stehen die Knochen vor, dagegen der Nasenknochen, welcher die Augen scheidet, so tief eingedrückt ist, daß die Trennung der beiden Augen beinahe ganz verschwindet und zwischen ihnen keine Erhöhung, sondern eine Fläche, ja beinahe eine Vertiefung liegt. Die Backen stehen weit vor und zwar in solcher Weise, daß man den Knochen nicht wahrnimmt, sondern vielmehr glauben müßte, es hingen große Fleischklumpen an den Wangen, welches einer Mißgestaltung auf ein Haar ähnlich sieht. Der Bart ist kurz und dünn, die Haut hat eine dunkle Färbung, viel mehr durch Sonnenbräunung als von Natur aus, denn auf den durch Kleider bedeckten Theilen des Körpers sehen sie minder dunkel aus als die Europäer. Die Frauen, welche weniger an die Luft kommen, unterscheiden sich durch die Farbe von Europäern gar nicht.

Diesen Kirghisen benachbart wohnen die Mongolen der Hochländer von Central-Asien. Es sind die Völker, welche man als den Typus der ganzen Race betrachtet, daher man auch selbst die Race nach ihnen benannt hat und die sämmtlichen Nationen, welche wir vorhin angeführt haben, in gleicher Weise als ihre Abkömmlinge betrachtet, sowie auch die Japaner und Chinesen, welche an der allgemeinen Aehnlichkeit Theil nehmen. Die Schädel dieser Race kann man beinahe pyramidal nennen, sie neigen sich in vier Flächen vom Gesicht aus nach oben in einem spitzen Winkel zusammen, und wenn die natürliche Abrundung aller einzelnen Theile nicht vorhanden wäre, so würde diese Form von abschreckender Häßlichkeit sein, wozu noch kommt, daß die Wangenknochen stark hervorstehen, daher die Basis der Pyramide breit, die Nase flach, die Stirn zurücktretend mit dem Gesicht in einer Linie nach oben verläuft. Diese Breite des Hirnschädels an der Basis, wo sich die Sinnesorgane befinden, hält man für den Grund der außerordentlichen Entwickelung desselben. Thatsache ist es, daß Tungusen, Kirghisen, Mongolen und Baschkiren Geruch, Gehör, Gesicht von solcher Schärfe haben, daß sie sich dreist darin mit den nordamerikanischen Eingebornen vergleichen können. Ich will nicht davon sprechen, daß sie eine Heerde wittern, welche von ihnen über Wind ist, eine große Menge von Thieren nahe bei einander hat eine so entschieden charakteristische Ausdünstung, daß wir sie auch wittern, wenn schon begreiflich nicht auf solche Entfernung wie jene Leute, deren Sinne ununterbrochen und von Kindheit an geübt sind, aber die Mongolen, die

Kalmücken ꝛc. wittern einen einzelnen Wolf oder einen Tiger, welcher zur Sommerszeit nicht selten von Indien nordwärts über den 50. Grad hinaus wandert. Ebenso vortrefflich ist ihr Gehör und ihr Auge erkennt in der Steppe Gegenstände auf eine Entfernung, auf welche der europäische Städtebewohner sie mit einem nur wenig vergrößernden Fernrohr nicht entdeckt. Ob ihr Geschmackssinn auch so ausgebildet ist, daß sie ein Buch, eine Philosophie der Kochkunst schreiben könnten, wie Herr von Rumohr, wollen wir dahingestellt sein lassen. Das vorher Gesagte aber ist thatsächlich und mag vielleicht von der größeren Räumlichkeit des unteren Gehirnantheils, welcher die Sinne mit Nerven versieht, kommen, wahrscheinlicher aber von der größeren Uebung, wie es sich ja auch unzweifelhaft nachweisen läßt, daß Jäger und Seeleute ein viel geübteres Auge haben, und Musiker ein viel geübteres Ohr als andere Personen. Beinahe komisch ist die Ansicht, daß sie von der Natur auf das Reiten angewiesen seien, weil sie krumme Beine hätten, die zum Gehen nichts taugten; jedenfalls verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Schon die Kinder von zwei Jahren reiten auf Schafen und großen Hunden und bedienen sich ihrer Füße nur ungern zum Gehen. Kaum halb erwachsen, kommen sie vom Pferde oder Kameel nur herunter, um zu schlafen, darum werden ihre Beine krumm und weil sie nun gar nicht geübt im Gehen, so können sie nur schlecht gehen und gehen auch nur ungern. Die Mongolen und Tungusen sind im Allgemeinen nicht groß, ihre Haare sind schwarz und schwach, die Tungusen reißen das Barthaar aus. Unter den Weibern giebt es welche, die ziemlich angenehme Gesichter haben, die wohl selbst unter Europäern hübsch genannt werden dürften, indessen, wie wir leider auch hier wiederholen müssen, sind die Kennzeichen überhaupt weit entfernt davon, einen allgemein erkennbaren Typus abzugeben und Beobachter, welche gerade unseren Gegenstand zu dem ihrigen gemacht haben, wie z. B. Jean Barrow, sagen: daß es unter ihnen Männer sowohl als Weiber gebe, welche hellfarbig und blühend aussähen, daß von ihnen manche schöne blaue Augen, hellfarbige Gesichter, gerade oder Adlernasen, braunes Haar und starke buschige Bärte hätten und bei Weitem mehr das Ansehen der jetzigen Griechen als das der Mongolen besäßen.

Im Süden der eigentlichen Mongolei liegt das Tybetanische Hochgebirge, im Süden und Osten hiervon wiederum China und Japan. Diese ungeheueren Landstrecken, im Ganzen vielleicht von 400 Millionen Menschen bevölkert (wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß jeder dritte Mensch auf der Erde ein Chinese ist), gehören alle einer und derselben Race an, alle derjenigen, welche man die mongolische nennt (immer vorausgesetzt, daß man die Eintheilung festhält, welche wir der bequemeren Uebersicht wegen bisher festgehalten haben). Der allgemeine Charakter ist nicht zu verkennen, das

Gesicht ist in der Gegend der Backenknochen breit und geht von oben nach unten schärfer zu als bei anderen Racen, und das Auge hat die Eigenthümlichkeit nach Innen zu, nach der Nase hin, nicht einen spitzen Winkel, sondern eine vollständige Rundung zu bilden, so daß das obere und das untere Augenlid sich in einer ununterbrochenen eliptischen Linie aneinanderschließen. Sehen wir von dieser Eigenthümlichkeit ab, so hört das Charakteristische fast ganz auf. Linné nennt den Chinesen: „homo macrocephalus monstrosus Chinensis" (den großköpfigen, monströsen Chinesen, eine Bezeichnung, welche sich nur dadurch entschuldigen läßt, daß Linné niemals einen Chinesen gesehen, sondern die Race überhaupt nach schlechten Beschreibungen charakterisirt hat).

Abel Remusat hat von diesen Monstrositäten nichts bemerkt und versichert, daß es Leute gäbe, nicht nur von schöner Farbe, sondern überhaupt so wechselvoll, als man es nur unter der europäischen Race findet. Die Chinesen haben im Allgemeinen eine mittlere Größe, aber sie erscheinen deshalb klein, weil sie eine auffallende Neigung haben, dick, d. h. fleischig, fett zu werden. Es mag dieses von ihrer sehr bequemen Lebensweise herrühren, Arbeit ist ihnen etwas Abscheuliches und zugleich etwas Entehrendes. Die Japaner, welche dieses Vorurtheil nicht in diesem Grade haben und doch offenbar derselben Race angehören, sind nicht zum Fettwerden geneigt und mögen daher auch nicht so klein als die Chinesen, nicht sowohl sein als scheinen. Die Farbe ist, wie wir bereits gesehen haben, sehr verschieden und hängt ganz und gar von der Lebensweise dieser Menschen ab, so daß, wie überall, die Bebauer des Landes immer von einer dunkleren Farbe als die Bewohner der Städte sind. Ueber die Farbe der Frauen läßt sich kaum ein Urtheil fällen, denn sie schminken sich weiß und roth in einem solchen Grade, daß selbst das Schminken an europäischen Höfen, wo es zur Hoftracht gehört, keine Idee davon giebt. Wird es dagegen einem Reisenden vergönnt, eine Chinesin etwa im Bade zu überraschen, so kann er wahrnehmen, daß die oben aufgestellte Behauptung, die Farbe sei nicht dunkler, wie die der meisten Europäer, vollkommen gerechtfertigt ist. In den sogenannten Theehäusern kann man die Chinesin sehen, wie sie wirklich ist. Diese Theehäuser sind zum Vergnügen der Männer eingerichtet, und dort hat der Mann das Recht, ein Mädchen, das ihm gefällt und das er gut zu bezahlen gedenkt, so zu sehen, wie die Natur dasselbe geschaffen hat, eine Möglichkeit, welche sich der Forscher in solchen Dingen gewiß nicht entgehen lassen wird. Wie wenig jene übertriebenen Schilderungen mit der Wahrheit übereinstimmen, hat der Besuch der japanesischen Gesandtschaft an den europäischen Höfen gezeigt. Niemandem würde eingefallen sein, daß sie jener so sehr verschrieenen Race mit den vorstehenden Backenknochen, dem dreieckigen Gesicht, dem

pyramidal gestalteten Schädel und den schräge aufwärts geschlitzten Augen angehörten. Sie hatten keine Röthe auf den Wangen, dieser charakterisirende Theil der Schönheit gehört allerdings den Europäern an, aber sie hatten doch auch keine dunklere Farbe, als die ländliche Bewohnerschaft von Süd-Deutschland und waren heller als Griechen, Sicilianer, Portugiesen und Andalusier, wie denn überhaupt die Farbe ein sehr schlechtes Racenkennzeichen ist, wie wir an der kaukasischen Race selbst wahrnehmen, welche von da, wo sie in dem blonden Schweden oder Dänen ihre hellste Schattirung zeigt, zum Braun des Mauren und zum dunkelsten Braun (beinahe Schwarz) des Abyssiniers und des Indiers geht.

Die Japaner sind nach unserer Anschauung von ihnen und nach den Erzählungen der neuesten Reisenden wohlgewachsen, kräftig, wenn schon nicht so wohlgeformt wie die Deutschen, sie sind aber selten fett und dick, sondern durchweg schlank und muskulös. Nur die eigentlichen Feldarbeiter, welche bei ihren Verrichtungen den Oberkörper jederzeit unbedeckt lassen, sind braun und dies würde bei dem süddeutschen Bauern, ja bei dem norddeutschen Bauern unter gleichen Umständen ebenso sein. Nur die Augen unterscheiden sie in entschiedener Weise von den Europäern, und zwar, wie bereits bemerkt, durch die etwas geneigte Stellung derselben, theils und vorzüglich durch die innere Rundung der Lider. Unter den Frauen und Mädchen giebt es welche, die man überall, selbst in den feinsten Gesellschaften Europas, für Schönheiten halten würde. Der Kopf ist allerdings bei den meisten etwas zu groß, die Augenbrauen stehen etwas höher, der Hals ist etwas kurz, aber wiederum nur bei den Männern, denn das weibliche Geschlecht ist schön und schlank gestaltet. Die Haare scheeren sich die Männer ab, dagegen lassen sie den Bart stehen, worin sie sich von den Chinesen auffallend unterscheiden.

Das weibliche Geschlecht setzt dagegen großen Stolz in den Reichthum und in die Pflege der Haare. Wenn sie auch sonst keinen Schmuck tragen, so hat doch das Haar allerlei dergleichen aufzuweisen. Bei unserer Figur (s. die Zeichnung S. 385) sehen wir nicht nur dieses geschmückte Haar, sondern erkennen auch die eigenthümliche Stellung der Augen und deren Form, sowie wir gleichzeitig wahrnehmen können, daß der Maler versucht hat, durch die Haltung des Schattens und Lichtes uns die geringe Färbung der Haut zu veranschaulichen. Wie bereits bemerkt, ist diese Färbung allerdings höchst verschieden, aber sie muß im Allgemeinen weder als eine braune, noch als eine olivenfarbene, sondern als eine wechselvolle bezeichnet werden, die sich genau genommen von der europäischen wenig unterscheidet und höchstens darin, daß der Ton ein anderer ist als der europäische.

Als ein Mittelglied zwischen der echt mongolischen und der japanischen Varietät könnte man diejenige anführen, welche die Halbinsel Korea be-

wohnt. Diese Leute haben aber einen stärker ausgeprägten Charakter als die Japaner, man würde sagen können, sie näherten sich den Chinesen, wenn sie die Neigung zum Dickwerden hätten, dies findet jedoch keineswegs bei ihnen statt, ihr Körperbau ist robust, man könnte beinahe sagen breit und grob, sowie auch der Gesichtsausdruck der mongolische in's Grobe übersetzt genannt werden könnte.



Gewöhnlich wird die Schiefstellung der Augen als ein ganz besonders feststehendes Zeichen der mongolischen Race betrachtet. Siebold, welcher sich lange in Japan und den angrenzenden Ländern aufgehalten hat, sagt: dasselbe sei nur scheinbar und beruhe auf einer eigenthümlichen Gestaltung des Stirnbeins und der Gesichtsknochen. Der Augenbrauenbogen bildet eine Art von Wulst, welcher keineswegs die Scharfkantigkeit hat wie beim Europäer, sondern breit und flach ist und sich nach der Mitte zusammenneigt und unter der Glabella über dem Nasenbein vereinigt. Hierdurch erscheinen die Augenbrauen schräg liegend, da nun zugleich die Backenknochen seitlich weit hervorstehen, wodurch das Gesicht an Breite gewinnt — so scheinen die Augen tiefer zu liegen und nehmen jene schräge Stellung an;

übrigens erklärt Siebold, daß die Bewohner von Korea so viel Abweichendes hätten, daß er glaube, sie seien Mischlinge, sie seien nicht mehr eine reine Race oder eine Varietät einer solchen.

Sowie die mongolische Race sich mit ihrem Ursitz in Hochasien nach Norden und Osten verbreitet hat, so hat sie sich auch nach Westen ausgedehnt. Ein ungeheurer Menschenstrom hat sich schon früh von Osten her über Europa ergossen, nicht nur nach Norden wo die Finnen in Gesichtsbildung und Farbe ihren mongolischen Stamm verrathen, sondern weiter südwärts über die Ukraine, Litthauen und Polen, über Böhmen und Ungarn, woselbst durchweg ihre Formen gefunden werden, indessen sie weiter nach Westen in Deutschland, Frankreich und Italien, wohin sie unter Attila gelangten, erloschen sind.

Wir dürfen nicht auf die Geschichte der mongolischen Race zurückgehen, um hier nicht in ein Gebiet einzugreifen, was uns späterhin beschäftigen wird, aber wir dürfen wohl sagen, daß schon aus dem griechischen Alterthum die Tataren mongolischer Abkunft unter dem Namen der Skythen bekannt sind und das jene entsetzlichen Stämme, welche im Stande waren, das Weltreich Rom an den Rand der Vernichtung zu bringen und daß ferner jene furchtbaren Horden, die sich über das byzantinische Reich ergossen und den südlichen Theil von Europa, Griechenland, die Ufer des Schwarzen Meeres sowohl als Kleinasien überschwemmten, mongolischen Ursprungs waren. Sie pflegen dieselben Türken zu nennen, allein dies ist nichts weiter als eine germanisirte Verdrehung des chinesischen Wortes Thu-Kiu, welches denjenigen Hiong-Nu-Stamm bezeichnet, der sich von seinem Hauptstamm absonderte, seinen Sitz an dem Gebirge Thu-Kiu nahm und davon selbst den Namen behielt.

Dieser abgesonderte Zweig des großen Stammes zeichnet sich durch einen ovalen Kopf, ein Gesicht mit frischer Farbe und schönen, regelmäßigen Zügen, durch schwarze, lebhafte Augen, eine fein gebogene Nase und durch fein geschnittene Lippen aus. Die Türken sind durchschnitlich von mittlerer Größe, kräftig gebaut, aber nicht zum Fettwerden geneigt. Das Haar pflegt dunkel zu sein, die Männer rasiren dasselbe vollständig ab, pflegen dagegen den Bart mit um so größerer Sorgfalt. Die Weiber haben schönes, langes Haar und halten viel darauf, der Ausdruck ihrer Gesichter ist lieblich und mild, wird jedoch durch allerlei Schminken sehr gestört.

Der Völkerstamm, dessen Ausläufer sich über die östlichen Lande ergossen, welches davon den Namen der Türkei (Turkistan) hat, befindet sich noch unter dem Namen der Uzbeken in den acht Provinzen des Belut-Gebirges, deren Hauptstadt Bokhara ist. Alle die Stämme, welche den Süden des gewaltigen russischen Reiches bewohnen, werden von den Russen

Turkumanen genannt, aber alle diese Zweige weichen beträchtlich von einander ab und man findet alle Zwischenstufen der Gesichts- und Körperbildungen zwischen den auffallendsten mongolischen und den schönsten europäischen Typen.

Dasselbe gilt von dem Ugorischen oder Ugrischen Zweige. Nachdem im 5. Jahrhundert Attila über Europa gekommen war, zogen ihm nach die Ugrischen Völkerschaften, von jenseits der Wolga herkommend, es waren die Onoguren, die Soraguren und die Urogen, von denen die erstgenannten die mächtigsten gewesen zu sein scheinen, daher sie auch ihren Namen dem Lande gegeben haben, in welches sie zogen, das Land der Onoguren oder Uguren oder Unguren. Man glaubt noch heutigen Tages Spuren der großen Lager zu erkennen, welche die einwandernden Völker, die Hunnen und nach ihnen die Uguren, in den weiten, grasreichen Ebenen aufgeschlagen haben. Riesige, viereckige Umwallungen von solcher Ausdehnung, daß die zahlreichste Horde darin Platz gefunden hätte, und von solcher Höhe, daß ein Jahrtausend, welches seit der Einwanderung vorübergerollt ist, sie nicht geebnet hat. Ein anderer Stamm scheint weiter nördlich gewandert zu sein und die Ukraine und die uns näher liegenden Länder besetzt zu haben. Wenn auch in den Gesichtszügen die Aehnlichkeit der Abstammung nicht verkannt werden kann, so ist doch die Sprache so weit von der ungrischen verschieden, daß nur eine entfernte Aehnlichkeit gefunden werden kann, wie es denn auch Niemandem beikommt, die ungrische Sprache zu den slavischen zu zählen. Inwiefern unter solchen Umständen eine Verwandtschaft möglich ist, müssen wir dahingestellt sein lassen, die äußeren Kennzeichen aber sind allerdings bei beiden so nahe an einander stehend, sie sind einander so sehr ähnlich, daß man immer von Neuem dazu geführt wird, sie als gleichen Stammes zu betrachten.

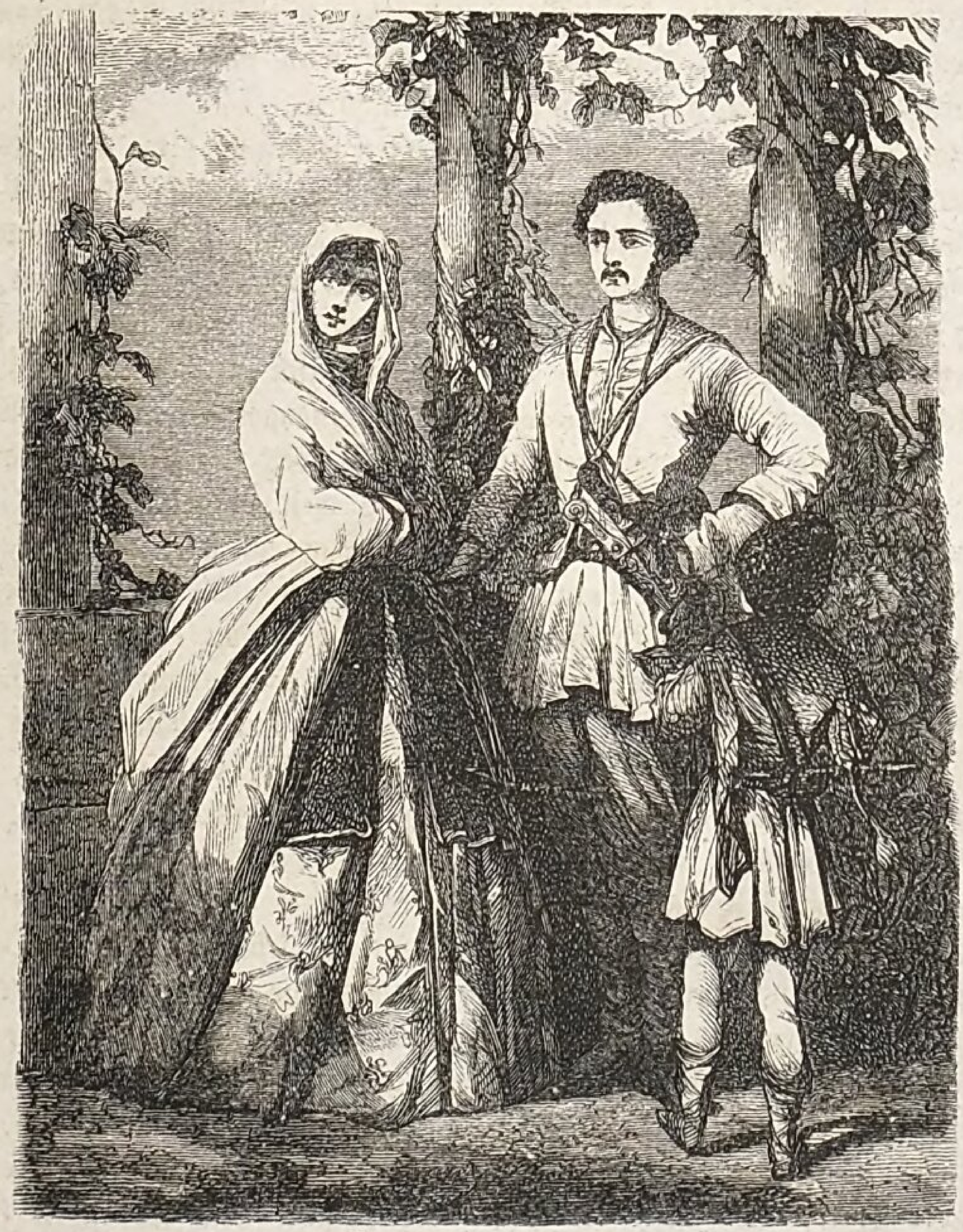
Die Kaukasier.

Wir haben bereits gesehen, daß diese Bezeichnung eine durchaus zufällige ist, sie ist auch vielleicht eine ganz ungerechtfertigte, denn der Kaukasus wird bewohnt von Völkern, welche bei Weitem mehr den asiatischen Nationalitäten als denjenigen entsprechen, welche wir in der Regel mit dem Namen der kaukasischen bezeichnen. Im Kaukasus selbst wohnen die Abassen und Cirkassier, hauptsächlich Hirten und Räuber, die Kabardiner, ferner die Tschen-Tschengi, die Junguschi, die Avaren, die Lesghier rc., von welchen Allen man wie von den beiden erstgenannten sagen muß, sie seien Räuber und Hirten, alle haben eine entschiedene Form- und Sprachverwandtschaft

mit den finnischen Nationen, woraus hervorgeht, daß gerade die Bewohner des Kaukasus nicht Kaukasier sind, also die Bezeichnung Kaukasier für die weiße, für die europäische Race eine durchaus falsche sei. Es soll damit das Verdienst Blumenbach's durchaus nicht angegriffen werden, man wußte es am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts nicht besser. Ebenso hielt man damals die Sprachen der kaukasischen Völker für sehr verschieden, indessen hat sich durch Klaproth's Untersuchungen ergeben, daß sie nur Dialekte einer und derselben Sprache sind, auch hier ist nichts weiter zu sagen, noch weniger zu verwundern, man muß Sprachforscher sein, um die Aehnlichkeit zu finden; ja Menschen desselben Stammes, Personen von gelehrter Bildung leugnen die Stammverwandtschaft ab, indessen sie für den Sprachforscher unzweifelhaft ist, sogar ganz offen daliegt. Schweden, Dänen und Holländer weisen den Gedanken, Deutsche zu sein, mit der entschiedensten Verachtung von sich, indessen jeder Schulmeister in Pommern, Mecklenburg, Hannover, Westphalen, Ostfriesland Bücher in den drei gedachten Sprachen ohne große Schwierigkeit lesen kann.

Aber im Kaukasus wohnt auch noch ein Volk, das man Georgier nennt, welches von einem Sohne des Noah, von Thargamos (nach Anderen nicht einem Sohne, sondern einem Urenkel des Noah, durch Japhet) abstammen will. Nachdem sich bei dem Thurmbau von Babel die Sprachen verwirrt hatten und die Menschen sich nach allen Seiten zerstreuten, ging auch Thargamos mit seinem ganzen Stamme von Kindern, Enkeln ꝛc. nach Ararat und ließ sich zwischen diesem Gebirge und dem Masisi nieder, woselbst die Nachkommen 600 Jahre wohnten. Allmälig wurde ihre Zahl so groß, daß sie in den gedachten engen Grenzen nicht mehr Raum hatten und sich nun über Kleinasien bis zum Kaukasus ausdehnten. An dessen südlicher Grenze wohnen sie noch, sie sollen die schönsten Menschen der Erde sein und sollen hinter keiner Nation von Europa an Schönheit zurückstehen. Die Männer sollen meistentheils von großer Statur und herkulischem Körperbau sein, sie haben besonders in den höheren Ständen ein wahrhaft schönes und edles Aussehen. Ihre Hände und Füße sind klein und zart gestaltet, aber ihre Arme haben eine ungewöhnliche Kraft. Ihre Farbe ist weiß, ihr Haar braun, auch schwarz, sie haben regelmäßige Gesichtszüge und man findet bei ihnen weit mehr Schönheiten (männliche wie weibliche) als bei irgend einem anderen Volke. Ihre Augen sind gleichfalls braun, ihre Wimpern ungewöhnlich lang, das Haar bei den Männern ist gelockt und fast immer schwarz, das Haar bei den Weibern ist ungewöhnlich fein und sehr lang. Sonderbar muß es bei den hier angeführten Kennzeichen, welches die allgemeinen sind, uns vorkommen, daß man gerade diese Typen in Georgien nicht für schön hält. Soll ein junges Mädchen für schön gelten, soll es für 20,000 Piaster

(à 1/7 Thaler) verkäuflich sein für den Harem irgend eines Pascha, so muß dieses Mädchen nach georgischen Begriffen schön sein und dann sehr kleine Füße, kurze und dicke Schenkel, noch dickere Hüften, einen fetten Leib, breite Schultern, einen kurzen Hals, ein kugelrundes Gesicht und brennend rothe Haare haben.



Ein georgisches Fürstenpaar.

Nun, es giebt auch dergleichen Schönheiten, und glücklich ist derjenige, der sie besitzt, sowohl der Käufer (denn seiner warten Paradiesesfreuden) als auch der Verkäufer (denn er ist im Besitze solcher Schönheit ein reicher Mann). Die Händler suchen sein Haus auf und überbieten einander, was kann ein Vater mehr wünschen. Aber gerade diese Schönheiten, wenn sie auch nicht nach unserem persönlichen Geschmacke sein sollten, sind gar zu

charakteristisch für die Race, welche Europa bewohnt, als daß man nicht aus dieser Eigenschaft einen Beweis dafür hernehmen sollte, daß die Europäer und die Georgier zu einer Race gehören, in keiner nämlich so sehr als in eben dieser kommen so auffallende Verschiedenheiten vor im Wuchs, in der körperlichen Ausstattung überhaupt, in der Farbe des Haares, der Augen rc. Es wird daher auch schwerlich gelingen, so charakteristische Kennzeichen für die sogenannte kaukasische Race anzugeben, daß man nach denselben überall den Europäer, den Iranier wird erkennen können.

Iran wird hier im Gegensatz zu Turan gebraucht; die diesseits der persischen und indischen Hochgebirge wohnenden Völker, welche alle man sonst Kaukasier zu nennen pflegte, werden gegenwärtig iranische genannt, und die ihnen feindlich gesinnten, jenseits jener Gebirge wohnenden Stämme, die Iranier immerfort mit Krieg überziehend, heißen die turanischen, und sowie nach dem neueren Sprachgebrauch das Wort iranisch gleichbedeutend ist mit kaukasisch, so ist turanisch gleichbedeutend mit mongolisch, aber in beiden Fällen haben die neueren Bezeichnungen eine viel weitere Ausdehnung gewonnen, indem man mit den Forschungen so weit vorgeschritten ist, daß man zur Zeit, als die Racenbenennungen und Kennzeichen eine Ahnung von der Möglichkeit einer solchen Verallgemeinerung hatte. Durch diese Bezeichnung hat auch die Farbe ihre Bedeutung verloren, denn es giebt schwarze Iranier, indessen es schwarze Kaukasier nicht gab. Sieht man die colorirten Kupfer zur Naturgeschichte des Menschen an, so muß man staunen über die allgemeine Bestimmtheit, mit welcher der Maler die fünf Racen aus einander gehalten hat. Wer in dieser Hinsicht gewissenhaft sein will, muß für jede Race zwanzig und mehr Schattirungen haben und er muß diese Schattirungen vielleicht ganz gegen seinen Willen so anlegen, daß dieselben von Race zu Race in einander übergehen, denn es giebt amerikanische Völkerschaften, es giebt negerartige Völker, welche durchaus nicht so dunkel gefärbt sind, als die Bewohner des Südrandes von Europa oder des Nordrandes von Afrika. Die mongolische Race geht durch die Finnen und Ungarn so weit ab von der sogenannten gelben oder olivengrünen Dinte, daß man unbedenklich zugestehen kann, es gäbe Ungarinnen, welche sich hinsichts der Farbe dreist an die Seite der schönsten Norddeutschen stellen könnten u. s. w.

Wir sind hierbei genöthigt, zu unserem schwarzen Adam zurückzukehren, dessen wir zu Anfang unseres Buches erwähnt haben. Nicht nur finden wir historische Berichte über schwarze Menschen nicht mit Negerphysiognomien, welche aus dem Innern von Indien stammen, sondern es bewohnen den südlichen Abhang des Himalaya Völkerstämme, welche, nicht im Geringsten civilisirt, als die Ueberreste der uralten Bevölkerung Indiens angesehen werden kön-

nen, welche auch noch ihre eigene Sprache und ihre eigene Religion beibehalten haben, zwar nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit den Zügen der Neger haben, wohl aber schwarz aussehen. Die Züge dieses Volkes sind viel regelmäßiger als die der Chinesen, Birmanen und Malayen. Viele, besonders so weit sie den höheren Klassen angehören, haben ein ovales Gesicht, eine gebogene Nase, überhaupt schöne Züge, aber eine so dunkelbraune Farbe, daß man sie fast schwarz nennen könnte. Ein bekannter Berichterstatter über Indien, der Bischof Heber, beschreibt die Mannschaft auf einem Schiffe als äußerst schwarz, aber gut gebaut, mit hübschen Gesichtern und schönen Zügen. „Sicherlich ein schönes Volk!“ Er sagt über die Mannschaft eines anderen Schiffes, sie habe ganz die Farbe der dunkelsten, antiken Bronce gehabt, was in Verbindung mit den eleganten Formen und den wohlgestalteten Gliedmaßen vollkommen den Eindruck machte, wie griechische Statuen von dem genannten Metall. Der Bischof bemerkt: „Diese tiefe Broncefarbe ist von Natur aus dem menschlichen Auge angenehmer als die weiße Haut der Europäer, sie mißfiel uns selbst beim ersten Anblick nicht, während die helle Farbe bei den Hindus den Gedanken an Krankheit hervorruft.“

Wenn die schwarze Race dem südlichen Abhange der Gebirge angehört, der Bischof Heber aber auf den Schiffen der Eingebornen schwarze Ruderer und Steuerleute sah, so beweist dieses, daß die Schwarzen schon über das ganze Land verbreitet seien. Vielleicht ist es besser zu sagen, noch verbreitet seien, noch nicht vollständig vertilgt, den Eindringlingen noch nicht vollständig gewichen seien, aber man findet überhaupt über den Süden von Asien, über Indien allgemein verbreitet Leute von derselben physiognomischen Bildung und von dem ganzen äußeren Habitus, welchen wir den kaukasischen zu nennen gewohnt sind, indessen die Farbe durchaus nicht derjenigen entspricht, welche wir als die kaukasische betrachten und welche wir weiß zu nennen pflegen. Wir haben uns hierüber bereits ausgesprochen und haben gesehen, daß es wirklich ganz unrichtig sei, etwas weiß zu nennen, was doch weit davon entfernt ist, es zu sein, wir haben auch bemerkt, daß die Farbe ein ganz schlechtes Racenkennzeichen sei, hier aber bekommen wir noch zu erfahren, daß es sich gar nicht mehr um Schattirungen, um mehr oder minder weiß handelt, sondern vielmehr um Gegensätze, um weiß und schwarz, wenn wir einmal bei der beliebten falschen Bezeichnungsweise bleiben wollen. Durch ganz Indien von den Gebirgen südwärts ist eine Race verbreitet, welche die edelsten Formen, welche die Formen hat, die man vorzugsweise kaukasische nennt, aber die Farbe geht vom tiefsten Dunkelbraun durch alle helleren Schattirungen bis zu demjenigen Weiß über, welches die italienischen Frauen haben. Diese helle Farbe findet man allerdings auch nur bei

Frauen und zwar nur bei vornehmen, die übrigen Schattirungen sind nicht an irgend einen Stand, auch nicht an eine Kaste gebunden. Man findet unter den faullenzenden Braminen ebenso gut schwarze wie hellfarbige und findet dasselbe unter den Hirten, den Ackerbautreibenden, den Kaufleuten, den Kriegern, und wenn ein Unterschied vorhanden ist, so ist es auch nur derjenige, den wir zwischen dem Bauer und dem Städter finden und welcher Unterschied ganz allein durch die Sonne bedingt ist.

Gerade so gut indessen, wie die physiognomische Bildung bei den europäischen Nationen eine verschiedene ist, so ist sie es auch bei den Indiern, und man muß dort so gut wie bei uns zwischen den Einwohnern unterscheiden. Die hellfarbigsten und wohlgebildetsten, die Radjputs, bewohnen das ebene Land zwischen dem Indus und dem Arawalli-Gebirge, ein fruchtreiches, herrliches Niederungsland, aus welchem sich einige Hügel erheben, die mit ihren Festungen geschmückt sind. Die Radjputs sind groß, sehr kräftig gebaut, haben schöne, gerade oder etwas gekrümmte Nasen, man könnte sie mit den Nordländern Europas vergleichen. Nördlich von ihnen, den Gebirgen näher, in dem Dreieck, welches der Gharra mit dem Indus bildet, liegt Lahore oder das Pendjab, welches nicht mehr von einem Volke, sondern von vielen verschiedenen bewohnt wird. Nach Sitten und Gebräuchen sind sie den übrigen Indiern ähnlich, aber schon von beträchtlich dunklerer Farbe. Ihnen schließen sich, mehr der indischen Halbinsel zugeneigt, die Sindh an, ein starker, kräftiger Menschenschlag, welcher sich hauptsächlich in zwei Kasten trennt, die kriegerische und die arbeitende. Im Charakter höchst verschieden, haben sie doch gleiche physische Eigenschaften, nur dadurch sich unterscheidend, daß die vornehmere Klasse durch ihre Arbeitsscheu fast an jeder Bewegung gehindert, wenn dieselbe sich nicht auf Jagd und Krieg bezieht, eine merkwürdige Neigung zum Fettwerden hat, und diesen Zustand auch liebt, so daß gut gemästete Sklavinnen sehr viel theurer bezahlt werden, als minder wohlgenährte. Der ganze Stamm der Sindh zeichnet sich vor Allem durch einen charakteristisch-jüdischen Gesichtsschnitt aus, sie haben fast Alle starke Adlernasen, sehr gewölbte Augenbrauen, brennend lebhafte, schwarze Augen, reichlichen Bart und reiches, krauses Haar. An Farbe muß man sie ganz den europäischen Südländern gleich nennen.

Die Sikhs wohnen gleichfalls in jenen Gegenden, sind auch ursprünglich mehr eine Secte als eine Race oder Varietät, ihr ursprüngliches Mutterland scheint das Doab, das Delta zwischen dem Setledsch oder Gharra und dem Rawi zu sein, aber sie haben sich weiter und über das ganze Pendjab verbreitet. Burnes meint, sie hätten alle unter einander eine merkwürdige physiognomische Aehnlichkeit, ihre Gesichtszüge seien von denen der benachbarten Indier so verschieden, als die der Indier von denen der Chinesen.

Sir A. Burnes sagt: „Durch eine äußerst große Regelmäßigkeit und durch ein ziemlich langes Gesicht sind sie leicht von anderen Stämmen zu unterscheiden. Es ist begreiflich, daß ein Volk, welches ganz eigene Sitten und Gebräuche hat, auch einen eigenthümlichen Charakter annehmen müsse, daß aber hunderttausend Menschen in so kurzer Zeit eine so starke Nationalähnlichkeit annehmen, wie man sie bei den Kindern Israel sieht, ist zum Mindesten höchst merkwürdig."

Nach Untersuchungen vieler bedeutender Männer, welche in dieser Absicht Indien durchreist haben, scheint es, als könne man die Bewohner Indiens in drei große Klassen theilen, die erste würde dann die indo-europäische oder die arische Abart sein, welche ursprünglich die Sanscrit-Sprache redete, in sehr früher Zeit von Westen nach Hindostan kam, zuerst das heilige Land (Aryawarta) bevölkerte und in viel späteren Zeiten sich über die südliche Halbinsel verbreitete und ihre Religion, die der Jünger Brama's und Buddha's, einführten.

Obwohl dieses geschehen konnte, so sind doch die ursprünglichen Sprachen und Dialekte keineswegs verdrängt worden. So wenig wie die Römer ihre Sprache den Griechen, oder die Gothen ihre Sprache den Römern aufdrängten, so wenig ist es hier geschehen und die Sanscrit-Sprache ist Schriftsprache geblieben und wird vom Volke gar nicht verstanden.

Die zweite Klasse von Bewohnern Indiens umfaßt alle eingebornen Stämme des Südens der vorderindischen Halbinsel. Die dritte Klasse umfaßt die Gebirgsbewohner, welche weit über Indien zerstreut sind. Es scheint, als hätten die beiden letzteren früher eine Nation ausgemacht und als hätten sich nur allmälig die civilisirten Bewohner der Ebenen von den schwer oder gar nicht civilisirbaren der Gebirge getrennt.

Die ältesten Historiker (z. B. Herodot) nennen die Meder Arii oder Arioi und die Braminen heißen Aryas (welches Herren bedeutet). Nun ist auffallend, daß die arische Race in Indien sich von den medo-persischen Ariern, von denen Herodot spricht, nur durch die Farbe unterscheidet, die letztgenannten sind viel heller als die Indier; da nun die Indier in den viel heißeren Gegenden, nahe am Wendekreise wohnen, so ist es wohl möglich, daß beide Völker desselben Stammes sind und nur der Unterschied der Farbe in der Lage und dem Klima ihrer Länder ihren Grund hat. Als Beweis könnte man anführen, daß die nördlichen Colonien der Inseln, sowie die Familien, welche an den Quellen der mächtigen Flüsse Indiens wohnen, so hellfarbig, mitunter so blondhaarig und blauäugig sind und zwar dergestalt, daß man gar nicht abgeneigt wäre, sie für den Urstamm der Teutonen zu halten.

Wir können, ohne irgend einen Sprung zu machen, zu den Armeniern übergehen, welche hauptsächlich Kleinasien bewohnen. Die neueren Reisenden

haben von ihnen allerdings nichts weiter gesagt, als: sie seien sehr schön, oder es sei eine sehr schöne Race, sie hätten einen regelmäßigen Wuchs und regelmäßige Gesichtszüge; allein es ist etwas durchaus Charakteristisches in ihnen. In dem Auge liegt etwas unbeschreiblich Listiges und Lauerndes, in den Mundwinkeln eine Pfiffigkeit, welche immerfort zu sagen scheint: ich werde Dich schon fassen, denn ich bin doch viel klüger als Du. In der ganzen Körperhaltung liegt etwas so gleichzeitig Vornehmthueriges und Kriechendes, daß man es kaum fassen kann, wie zwei so verschiedene Geistesrichtungen sich vereinigen können.

Der physische Charakter der Armenier ist vorwaltend nobel. Ihre körperliche Bildung ist durchaus schön, klassisch könnte man beinahe sagen, sie sind aber in eine Richtung gezwängt, durch die Eroberer ihres Landes zurückgedrängt, welche der geistigen Entwickelung, vor Allem der Entwickelung zum Edleren entgegengesetzt ist, es sind die Juden des Orients, zurückgewiesen auf den Geldgewinn, auf den Handel, auf die Vermittelung zwischen dem Begehrten und dem Begehrenden und sie suchen vom Einen wie vom Anderen nach besten Kräften Vortheil zu ziehen. Nun ist dieses zwar eine rein menschliche Eigenschaft, der Mensch übt dieselbe, wo er auch sei und wer er auch sei, kein Stand ist davon ausgenommen. Wenn aber ein Mensch oder ein Volk, ein Volksstamm sich ganz ausschließlich mit diesem Gewerbe beschäftigt, so erhält dieser Stamm dadurch ein Gepräge, welches durchaus nicht vortheilhaft ist, und dieses Gepräge ist es, welches man auf widerwärtige Weise vorwaltend bei den Armeniern findet. Ueberall spricht sich die List, spricht sich der Wunsch, Vortheil zu erlangen, d. h. den Anderen gleichzeitig zu übervortheilen, aus. Kein vernünftiger Mensch wird es dem Kaufmann verdenken, wenn er die Waaren seines Lagers theurer verkauft, als er sie einkauft, man wird im Gegentheil sagen, er sei ein Narr, wenn er es nicht thäte, er wendet ja seinen Besitz, sein Vermögen daran, und wenn auch Antonio in Shakespeare's Kaufmann von Venedig sagt: „Wann nahm je Freundschaft Zins für unfruchtbar Metall? so sagt doch auch Hansemann: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf", und gewiß hat er hierin Recht und der Kaufmannsstand ist gerechtfertigt. Wenn aber eine ganze Abart einer Race lediglich und ganz ausschließlich davon lebt, nicht nur Vortheil zu nehmen, sondern die Menschen zu übervortheilen, so ist dieses allerdings etwas sehr weit von dem Verschiedenes, was wir erlaubt nennen müssen, es gewinnt nicht nur etwas Widerwärtiges und Gehässiges, sondern etwas durchaus Gemeines und das ist es, was sich auch in der Physiognomie der Armenier und derjenigen Volksstämme ausspricht, welche sich ausschließlich aller anderer Beschäftigungen mit dem Handel abgeben, der bei ihnen immer in absichtlichen Betrug ausartet. Wir finden

die nämliche Niedrigkeit des Charakters bei den Chinesen und so weit wenigstens protestantische Missionaire berichten, auch bei den Griechen, und es mag wahl etwas Wahres daran sein, denn die „punica fides" war schon zur Zeit des trojanischen Krieges berüchtigt; man kann also nicht sagen, das Volk sei verdorben durch die Sklaverei unter den Türken, denn die griechische Treue wurde berüchtigt, als das griechische Volk das vorwaltend herrschende war, und die Bücher Moses geben uns Beispiele einer Herz- und Treulosigkeit des auserwählten Volkes Gottes, welche keineswegs Folge einer



Perser. Städter und Städterin. Bergbewohner.

lange dauernden Sklaverei war, denn sie finden sich so gut vor ihrer Einwanderung in Aegypten als vor ihrer Gefangenschaft unter den Babyloniern als vor ihrer Auflösung unter den Römern. Trotz dessen hat sich hier doch der Charakter der Armenier in Jahrtausenden nicht verändert, sie haben noch immer dieselben physiognomischen Eigenschaften, welche sie schon in jener Zeit auszeichneten, als man die mit Keilschrift bedeckten Marmorpaläste in Assyrien baute, denn schon in diesen ziemlich rohen Sculpturen zeigen sich Gesichter, wie sie unsere Zeichnung bietet, die man noch jetzt als typisch zu bezeichnen gewohnt ist, ein Beweis, wie sehr die Kennzeichen einer Race

feststehend bleiben, wenn die äußeren Bedingungen sich wenig oder gar nicht verändern.

Die nächstverwandte Varietät der iranischen Race ist diejenige, welche das eigentliche Persien bewohnt. Es gehört wohl zu den seltsamsten Ansichten, welche jemals von Engländern aufgestellt worden, die Perser als eine häßliche, mißgestaltete Race darzustellen, so bezeichnet z. B. Sir John Chardin die Perser als eine häßliche, mißgestaltete Race, deren schlechtes, unedles Blut sich besonders bei den Guebern, den wirklichen Ueberresten der antiken Perser, zeigt; sie sind häßlich, schlecht gebaut, schwerfällig, von grober Haut und sehr dunklem Teint. Dies zeigt sich besonders in der Nähe von Indien, wo ihnen das vorzüglichste Hülfsmittel, ihre Race zu verbessern, die Verbindung mit Georgierinnen und Circassierinnen, fehlt, sie verheirathen sich nämlich im Süden des Landes mit den häßlichen indischen Weibern. Eben dieser Sir John Chardin sagt an einer anderen Stelle im wirklichen Widerspruch mit sich selbst: Die Perser sind kräftig gebaut, wohl gewachsen und von schöner Farbe. Die Frauen sind gewöhnlich zum Starkwerden geneigt, ihre Haut ist dunkelfarbig, was, glaube ich — von ihrer Armuth herkommt, und sicherlich hiervon mehr als von ihrer untergeordneten natürlichen Begabung, denn ich habe Frauen gesehen, deren Züge entschieden schön zu nennen waren."

Wir haben hier ein recht klares Beispiel von der Unzurechnungsfähigkeit des würdigen Beobachters. Er spricht von den jetzigen, d. h. von den mohamedanischen Persern, diese sind in Folge ihrer Religionsansichten so strenge gegen die Weiber wie die Türken, man sieht bei beiden nur das gemeine Volk auf den Straßen und auf dem Felde, und hier wieder vorzugsweise die Weiber, denn der türkische Mann ist faul, er überläßt Feld- und Gartenarbeit ganz und gar der Frau, daher ihre Farbe ganz dunkel ist, und da seine Armuth ihm nicht gestattet, Sklaven und Sklavinnen zu halten, so ist das weibliche Geschlecht selbstverständlich unschön, denn seine Formen sind durch die Arbeit und seine Farben durch die Sonne verdorben.

Mit Ausschluß dieses würdigen Endländers und einiger weniger Anderer wird die Schönheit der Perser seit dem frühesten Alterthume hervorgehoben. Plutarch, Xenophon, Ammian Marcellin und viele andere Schriftsteller des Alterthums nennen die Perser, und vorzugsweise die persischen Weiber sehr schön, rühmen sie wegen ihrer Schönheit und Größe und nennen sogar Persien das Land, in welchem die Weiber durch ihre große Schönheit auffallen, und was hier aus den Worten alter Schriftsteller hervorgeht, das wird bestätigt durch die Sculpturen, die wir auf den Ruinen der Städte des medo-persischen Reiches finden; diese Bildhauerarbeiten beweisen, daß die Perser zu den schönsten Menschen der Erde gehörten.

Andere Engländer widersprechen auch den Angaben John Chardin's, daß die Guebern oder die Parsis, welche ihre Abstammung von den alten Persern rein erhalten haben, minder schön seien, als ihre mohamedanischen Stammesgenossen. Viele solcher Perser, deren Bildnisse man mit den Figuren verglichen hat, welche sich auf den Trümmern der alten Städte vorfinden, haben solche Aehnlichkeit mit diesen, daß man darüber zu erstaunen Ursache hat. Die Parsis in Indien, dunkler von Farbe als die Perser in ihrem Vaterland, haben doch ganz den europäischen Schnitt, und welcher europäische Reisende sie noch gesehen hat, er beschreibt sie als sehr schön.

Auch die dunkle Farbe verschwindet, sobald die Bedingungen dazu fehlen. Im nördlichen Theile Persiens und namentlich in den Gebirgsländern findet man Völker persischen Ursprungs, welche nicht nur viel heller von Farbe sind, sondern deren neugeborne Kinder so weiß sind, wie nur Kinder der Europäer. Allerdings wird durch die Einwirkung der Sonne ihre Farbe der des polirten Mahagoni gleich, aber gleichzeitig blüht auf den Wangen, und häufig auch auf der Spitze des Kinns eine so lebhafte Farbe, daß man beinahe geneigt ist, sie für künstlich zu halten, und welche man auch dafür halten könnte, wenn sie nicht höchst wechselvoll wäre. Die Augen sind lebhaft und glühend, die Nase gebogen und schön, der Bart ist reich, das ganze Aussehen trägt das Gepräge der Gesundheit, der Kühnheit und Unabhängigkeit. Die Weiber kann man klassisch schön nennen und das, was die Dichter Persiens Gazellenaugen nennen, soll wirklich das Schönste sein, was es auf Erden giebt, groß, schwarz, feurig und dennoch von einem Hauch des süßesten Schmachtens überflogen.

Am nächsten scheinen mit diesen Bewohnern Vorderasiens die Griechen verwandt. Die ältesten Historiker geben selbst an, daß die Bewohner Griechenlands ursprünglich Barbaren gewesen und daß die nachherigen Bewohner dieses herrlichen Landes (allerdings auch Barbaren vom reinsten Wasser, wie uns ihre mit Gräueln erfüllte Geschichte zeigt) eingewandert seien aus Aegypten und Kleinasien. (Die Blüthezeit Griechenlands, vier und drei Jahrhunderte vor Christi Geburt, zeigt uns große Staatsmänner, große Philosophen und Künstler, aber das Volk ist um nichts besser, als es früher war, und daß es nicht besser geworden sei, sehen wir an den heutigen Griechen.)

Die halb fabelhafte Zeit, in welcher es noch gar keine Geschichte gab, ist vollkommen dunkel, aber halb religiöse, halb historische Sagen lebten im Munde des Volkes und vererbten sich vom Vater auf den Sohn, nach diesen brachte Pelops Leute aus Phrygien nach dem Landstrich Griechenlands, welcher nach ihm den Namen erhalten haben soll, nach dem Peloponnes. Danaus brachte eben dahin Aegypter, noch viele andere Völkerschaften ließen

sich in Griechenland nieder, Eumolpus zog in Attika ein, die Phönizier, welche Begleiter des Kadmos waren, nahmen Kadmeia ein, und so wurde ganz Griechenland besetzt mit kleinen Völkerstämmen, welche dem Lande nicht eigenthümlich waren, welche aber schon Wissenschaften und Künste gepflegt hatten und viele Züge orientalischer Cultur, auch religiöse Begriffe in diese Nacht der Barbarei brachten, und von denen man wohl mit Recht sagen kann, daß sie zur Erhebung Griechenlands den Grund gelegt haben. Späterhin wurde Jonien zu Griechenland gezählt. Aber auch nur die südlichen Theile und die Küstengegenden erhoben sich in solcher Art, im Innern und im Norden blieb Griechenland von Barbaren besetzt, von Pelasgern, Thessaliern, Macedoniern, wie es noch ist; auch das von unsern Dichtern so gepriesene Arkadien ist nichts als der von jeder Cultur unberührt gebliebene Sitz der Barbaren. In Griechenland selbst waren diese Arkadier als die rohesten berüchtigt. Und betrachten wir die gebildeten Griechen näher, so sehen wir sie in Allem — im Schädelbau, in der Gesichtsbildung, in Farbe und Haar u. s. w. — verwandt mit den Nationen Kleinasiens, welche wir soeben verlassen haben, und man glaubt, daß die jetzigen Griechen, wenn sie auch keineswegs die Erben des Schönheitssinnes, der Kunst, der Philosophie ihrer Vorfahren genannt werden dürfen, doch die Erben der körperlichen Schönheit jenes großen untergegangenen Volkes seien. Die heutigen Griechen werden als Leute beschrieben, deren Formen noch jetzt einen Apelles begeistern würden, sie seien groß und schön gestaltet, ihre Augen seien voll Feuer, ihr Mund klein und voll der herrlichsten Zähne, viele derselben könnten in jedem Augenblick dem größten Künstler der Erde als Modell stehen. Von den Weibern sagt man, daß sie nicht nur in gleicher Weise vollkommen schön genannt werden könnten, sondern je nach der Situation, in der sie sich befinden, einer Pallas Athene, wenn sie in der Schlacht die furchtbare Aegide schüttelt, oder der Jo, welche vom Jupiter umarmt wird, oder der Diana, welche den Endymion belauscht, wenn sie von der Liebe berührt sind, gleichen. Alles das läßt sich auch von den Bewohnern Kleinasiens, besonders von den Phrygiern, den Joniern, den Phöniziern sagen.

Aber die Albanier im Norden Griechenlands unterscheiden sich von den Griechen des Südens sehr bedeutend. Diese Leute scheinen wenig empfindlich gegen die Veränderungen der Witterung, sie führen das ganze Jahr hindurch ein gleichmäßiges, ein rauhes Leben voll von Entbehrung. Vielleicht gerade daher sind sie sehr stark, muskulös, groß und schlank, aber dabei überaus kräftig gebaut, so daß ihre Brust sehr breit und ihre Schultern sehr stark sind. Da sie ihre Kinder so rauh erziehen, wie sie selbst zu leben gewohnt sind, so bleiben nur die stärksten und kräftigsten am Leben, und so

sieht man nur frische, rothe Gesichter, belebte, feurige Augen, schöne und gesunde Zähne.

Auch die Weiber haben dieselbe Kraft, dieselbe körperliche Bildung, sie theilen die Arbeiten ihrer Männer, sie theilen auch die Gefahren derselben, daher sind ihre Muskeln stark und elastisch, und sie behalten ihre jugendliche Frische viel länger als die Weiber im südlichen Griechenland. Die Bedürfnisse beider Geschlechter sind äußerst gering und ihre Nahrung höchst einfach. Ihr wollener Mantel ist beim Schlafen ihre Unterlage und ihre Decke, sie leben von Milch, Käse, Eiern, von gekochtem Mais und Korn, Oliven und Kastanien. Man möchte demnach sagen, sie lebten vollkommen wie die Wilden.



Griechische, albanische Krieger und Landleute.

Die Italien bewohnenden Völker werden selbstverständlich den Griechen ähnlich sein müssen, da Italien ja von Griechenland aus bevölkert worden ist, wir würden auch nur zu wiederholen haben, was wir von den Griechen und den Bewohnern Kleinasiens gesagt haben, wenn nicht eine vollständig andere Abart von Norden her eingezogen wäre, die lombardische, nach welcher noch ein großer Theil des nördlichen Italiens (vielleicht gerade seine

segensreichen Gegenden) benannt wird. Als das gewaltige römische Reich durch seine Sittenverderbniß dem Untergange zueilte, kamen die blondhaarigen, die goldhaarigen Gothen mit ihren riesigen Körpern, unterjochten zuerst das cisalpinische Gallien (das ist eben Nord-Italien bis zu den Alpen), verjagten die eigentlichen Bewohner, vertrieben sie weiter nach Süden, bis sie selbst ihnen folgten und den Römern in Rom Gesetze vorschrieben.

Allerdings nahmen die Sieger die Sprache der Besiegten an, aber ihre körperliche Beschaffenheit leistete beinahe ein Jahrtausend Widerstand, und erst sehr allmälig ging die Höhe des Wuchses der Lombarden, ging ihr blondes Haar verloren, aber noch jetzt sind sie entschieden größer als die eigentlichen Italiener, noch jetzt ist ihre Gesichtsfarbe heller und ihr Haar vielmehr braun als schwarz, erreicht niemals jene Tiefe der Farbe, welche man an den Neapolitanern und Sicilianern bewundert. In den Gebirgen des Vicentinischen und des Veronesischen Landes liegen zwanzig Dorfschaften, deren Bewohner noch vollständig die mächtige Körpergröße, die hochblonde Farbe ihrer Haare und sogar die teutonische Sprache ihrer Vorfahren, der Longobarden oder Alemannen, beibehalten haben.

Noch ein Volk, dem griechischen verwandt nach seiner ganzen physischen Beschaffenheit, bewohnt Spanien. Wir haben hier nicht die Berechtigung, uns auf historische Untersuchungen einzulassen, sie müßten uns zu weit führen, deswegen halten wir uns an das nackte Factum, wollen nicht von Kelten noch Iberiern, noch von den Mischlingen beider, den Keltiberiern sprechen, sondern nur anführen, daß Griechen und Phönizier Colonien in Massilia (Marseille) und Gades (Cadix) und an hundert anderen Punkten diesseits und jenseits der beiden genannten Hauptorte anlegten und daß in Folge dessen die griechische und späterhin die lateinische Abart dieser Race in Spanien, in Iberien und Lusitanien (Spanien und Portugal) Wurzel faßten und sich ausbreiteten und zwar in solcher Uebergewalt, daß sie nicht Sprache und Sitten der Besiegten annahmen, wie dieses fast immer geschieht, da die Sieger gewöhnlich sich in der unverhältnißmäßigen Minderzahl befinden, sondern im Gegentheile dem eroberten Lande Gesittung und Sprache aufdrängten.

Das erstere ist das Gewöhnlichere. Dreimalhunderttausend Franzosen besiegten 30 Millionen Oesterreicher, 300,000 Franzosen besiegten 9 Millionen Preußen, 500,000 verbündete Truppen besiegten 35 Millionen Franzosen. Wären sie, die Einen wie die Anderen, ein paar Jahrhunderte lang in dem eroberten Lande geblieben, so wäre die Sprache der Sieger untergegangen und die Sprache der zwanzig- oder sechzigmal so großen Bevölkerung hätte die Oberhand gewonnen. So war es auch in Italien, wo die Gothen und Longobarden ihre Sprache und ihre Sitten vertauschten gegen die der Römer, so war es aber keineswegs in Spanien, wo die Colonisten durch

immer neuen Nachschub verstärkt, allmälig die Oberhand gewannen über die Eingebornen und dem besiegten Volke ihre Sprache aufdrängten, was späterhin durch die Mauren wiederholt wurde und wovon wir nicht nur in den Ruinen ihrer wunderbar herrlichen Bauten, sondern auch in der jetzigen spanischen Sprache noch die Spuren finden, nur währte die Herrschaft der Mauren zu kurze Zeit, um Sprache und Gesittung ganz zu verwandeln, wir finden nur noch Bruchstücke der arabischen Sprache, übergegangen in die spanische.



Auch bei den Bewohnern der Iberischen Halbinsel wie bei denen der Apenninischen waltet das schwarze, zum Krauswerden geneigte Haar, waltet der dunkle Ton der Hautfärbung, die gedrungene Gestalt, welche nur selten die Mittelgröße überschreitet, vor, und es kann kaum anders sein, indem die ältesten Bewohner Spaniens zurückgedrängt, der phönizischen, der griechischen Abart Platz machten, diese wiederum durch die italische ergänzt wurde, worauf eine neue höchst zahlreiche Einwanderung von Afrika aus stattfand, also Kleinasien ebenso gut zur Geltung kam, direct durch Einwanderung der Griechen und Römer.

Es bleibt uns nun noch übrig von den Deutschen zu sprechen, welche

den nördlichen Theil von Europa inne haben. Unter dieser Bezeichnung verstehen wir alles das, was die Ostsee und deren Meerbusen und was die Nordsee umwohnt. Wir wollen uns durchaus nicht auf die Beantwortung der Frage einlassen, ob die alten Helden der Nordlande, die Gothen, überhaupt aus China stammen und ob die Religion Wodan's oder Odin's mit der des Buddha identisch sei (es giebt wohl schwerlich zwei Religionen, die einander unähnlicher wären), sondern es handelt sich darum, die physische Beschaffenheit der Völker darzuthun, welche den Norden von Europa inne haben und ihre Verwandtschaft unter einander nachzuweisen.

Schon im Alterthum wurden die germanischen Nationen als Leute von kräftiger Statur, großer Fülle, heller Haut und rothem Haar, blauen Augen 2c. beschrieben, bei Vergleichen mit den Lateinern wird immer hervorgehoben, daß sie größer seien als die Südländer. Es kommen diese Angaben so häufig vor bei so verschiedenen Schriftstellern und bei so durchaus verschiedenen Gelegenheiten, daß es unmöglich ist, sich gegen dieses Zeugniß aufzulehnen, und es ist noch heutigen Tages so, denn wo braune Haare und braune Augen, wo schwarze Haare und was damit zusammenhängt, gefunden werden, darf man nur auf den Stammbaum zurückgehen, um darzuthun, daß eine Kreuzung zweier Racen stattgefunden vor nicht langer Zeit. Der sicherste Beweis, daß es so sei, wird uns durch Norweger und Schweden gegeben, welche (mit wenigen Ausnahmen) durchweg blondhaarig sind, durch die Dänen und Holländer und die Engländer, welche es noch immer zum bei weitem größten Theile sind, nicht etwa zur größeren Hälfte, sondern zu neunzehn Zwanzigtheilen, indem bei den gedachten Nationen braune Augen und braune Haare, oder sogar schwarze Haare geradezu als Seltenheiten erscheinen und sich bei ihnen auch dasjenige vorfindet, was am sichersten die Mischung verschiedener Varietäten beweist, nämlich das Vorkommen von schwarzen Haaren bei blauen Augen. So etwas würde man in Schweden so gut wie in Sicilien als Mißgeburt bezeichnen, es kommt wohl dort auch gar nicht vor, in Rom aber und Neapel, wo auch die Zahl der nordischen Besucher mit jedem Jahre zunimmt und wo selbst die Natur ihren Tribut einzieht, selbst wenn die dazu Beisteuernden noch so verschiedener Art sind, kommt es allerdings häufig genug zum Vorschein, zum sicheren Beweise, daß die Abnormität gerade in Vermischung verschiedener Abarten ihren Ursprung hat. Daß solch' eine Abnormität, daß die überaus helle und geröthete Gesichtsfarbe und die blauen Augen verbunden mit blauschwarzem Haar für etwas Schönes gehalten werden, beweist nur den gänzlich verdorbenen Geschmack; das Unnatürliche ist nie schön und den Gesetzen der Natur folgend, wird ein Maler niemals eine Cassandra mit blauen Augen und schwarzem Haar, oder eine Madonna mit schwarzen Augen und blondem Haar dar-

stellen, zum schwarzen Haar gehört immer ein bräunlicher Teint und ein bräunliches Auge, zum blonden Haar ein rosiger Teint und ein blaues Auge.

Die herrlichen Nationen, denen diese Eigenschaften zukommen, haben sich über die gedachten Länder verbreitet, und wenn sie nicht in aller Reinheit bis zu den Alpen dringen, so ist dieses nur ein Beweis, daß sie sich keineswegs frei von Vermischung erhalten haben, wie denn auch die Oesterreicher, soweit sie deutschen Stammes sind, die Baiern, die Würtemberger und die Badener im Osten, Süden und Westen von Völkern mit brauner Farbe und schwarzem Haar umgrenzt sind, und eine Vermischung mit Ungarn, Slaven, Griechen, Italienern und Franzosen unzählig oft und auch in allen Ehren (durch Verheirathung) vor sich geht.

Ist Deutschland nebst der Skandinavischen Halbinsel der Hauptsitz der Alemannen und der Teutonen und einer unendlichen Menge von Völkern desselben Stammes gewesen, so war für den kriegerischen Sinn seiner Heldensöhne einerseits Albion, andererseits das an den Canal stoßende Gallien das nächste Ziel der nordöstiich davon wohnenden Sachsen und Normannen. So wurde zuerst Britannien durch die Ostsee-Bewohner erobert, Dänen und Friesen, welche Sachsen genannt wurden; die Rheinmündungen aber und die weiter westwärts liegende Bretagne und die südwärts liegende Normandie wurden von den Bewohnern Norwegens erobert und colonisirt, und diese wieder bekriegten ihre Landsleute, die Sachsen in Britannien, und schon damals sah man wie jetzt Germanen gegen Germanen aufstehen, und wenn sie selbst überall sich den fremden Völkern gegenüber siegreich und unüberwindlich gezeigt haben, so traten sie nun gegen einander auf und schlachteten sich gegenseitig in grausamster Weise, so vor vielen hundert Jahren Normannen und Sachsen in der Schlacht bei Hastings, wie vor kaum 50 Jahren, Baiern und Würtemberger die Oesterreicher, diese und Hessen und Sachsen die Preußen bekriegten, und wie noch jetzt nach 50jährigem Frieden Nord- und Süddeutsche, Ost- und Westdeutsche einander drohend gegenüberstehen und lieber allesammt unter fremden Schwertern untergehen, als daß sie ihre alberne Eifersucht bei Seite setzten, um Front zu machen gegen den allgemeinen Feind, der nichts weiter beabsichtigt, als die tapferen Stämme unter einander zu entzweien und zu schwächen.

Im Süden und Osten von Deutschland wohnt eine Mischlingsrace von Deutschen, welche die Eigenthümlichkeit der Alemannischen Varietät beinahe ganz verloren hat, ohne Zweifel kommt dies von der lange dauernden Verbindung mit den benachbarten Tribus einer anderen Varietät her, dort wohnen nahe bei einander die Ungarn und die Slavonier, von dem südöstlichen Winkel Europas kommen auch Griechen, Handel oder Räubereien treibend, auf das Gebiet von Deutschland, und so kann es denn Niemand verwundern,

Gestalten zu sehen, die nicht übereinstimmend mit denen sind, welche man als typisch zu betrachten hätte. Ein ganz gleiches Verhältniß findet bei den Ungarn statt, sie sind so sehr verschieden von den stammverwandten asiatischen Völkern, ja von ihren eigenen Vorfahren, daß man sie kaum als Söhne derselben erkennen würde. „Kaum" ist übrigens durchaus nicht der richtige Ausdruck, man würde sie in keinem Falle erkennen. Die Madgyaren aus dem ursprünglichen Aufenthaltsort in den asiatischen Steppen, entweder mit Attila gewandert, oder vielleicht auch mit den Petschenegen oder Chazaren vertrieben, vertauschten ihren Aufenthalt in den rauhesten Gegenden des alten Continents in einer Wildniß, in welcher Ostiaken und Samojeden nur in der kürzesten wilden Jahreszeit der Jagd nachgehen konnten, mit den fruchtbarsten Ebenen in dem warmen, südlichen Europa, ein milder Himmelsstrich, ein glückliches Klima machte den fruchtbaren Boden zum fruchttragenden. Der herrlichste Graswuchs ernährte ihre Herden, sie lernten bald auch Getreide bauen, von ihren Nachbarn oder von denjenigen Völkern, in deren Mitte sie sich niederließen; an Stelle der fortwährenden Noth, an Stelle des ununterbrochenen Kampfes um die persönliche Existenz, an Stelle der unaufhörlichen Wanderungen zu Jagd oder Krieg trat die Ansässigkeit, trat ein ruhiges, bequemes Leben. Der niedere Stand hat viel von seinen alten Sitten beibehalten. Der Rinderhirt, Schweinehirt, Schafhirt ist immer zugleich Räuber, und da er seine Lebensweise wenig verändert hat, ist seine Verwandlung auch nicht bedeutend geworden. Der höhere Stand, der Adel im Gegensatz zum Diener, zum Knechte, hat sich dagegen ganz von diesem wilden Leben zurückgezogen, hat eine civilisirte Lebensweise angenommen, hat sich bequeme Häuser gebaut, hat große Strecken Landes cultivirt, ist mit den deutschen und slavischen Nachbarn in Verbindung getreten, und so wandelte sich nach und nach das wilde, rohe Nomadenvolk mit den Zügen der Mongolen nicht nur in ein gesittetes und feines, sondern auch in ein schönes um. Die Gesichtszüge sind vollkommen regelmäßig, die Farbe ist eine blendend schöne, das Haar ist lang, reich und seidenweich, das Auge ist lebhaft, sprechend, kurz man kann mit Recht sagen, daß sie zu den schönsten Menschen in Europa gehören, sowie man gleichberechtigt ist, ihnen Lebendigkeit des Geistes, Verstand, kriegerischen Muth zuzuschreiben und zuzugestehen, daß sie darin vollkommen gleich sind ihren deutschen Nachbarn.

In derselben Weise, wie wir hier ein Volk mongolischer Abkunft sich zu seinem Vortheil in einem ungewöhnlichen Grade verändern sehen, in demselben Grade hat sich auch die germanische Varietät der kaukasischen Race, nach den Eigenthümlichkeiten ihres Wohnsitzes und nach den klimatischen Verhältnissen verändert. Das alte Deutschland wurde im Süden von dem langen

Zuge der Alpen, im Osten von der Weichsel und von den unbestimmten Wohnsitzen sarmatischer Völker begrenzt, im Westen von den Gebirgen jenseits des Rheines, im Norden dagegen hatte es eigentlich keine Grenzen denn es umschloß alle Länder, welche in der Nord- und Ostsee lagen, und welche für Inseln gehalten wurden gleich England und Island. Das alte Deutschland umschloß den gesammten Küstenstrich von der Mündung des Rheines und der Schelde bis weit über Dänemark hinaus und umschloß die ganze, ungeheure Skandinavische Halbinsel.

Daß bei einer so ungeheuren Ausdehnung der Wohnplätze, daß bei so außerordentlichen, klimatischen sowohl als Bodenverschiedenheiten sich die Menschen auch so verschieden zeigen, kann Niemand verwundern, und so sehen wir denn auch die Germanen, welche, soweit sie den Römern bekannt waren, von diesen fast immer ganz übereinstimmend geschildert werden, doch außerordentlich verschieden auftreten, und gradweise von den blonden Söhnen Schwedens und Norwegens angefangen und bis zu den Alpen aufwärts gehend, alle die Verschiedenheiten entwickeln, welche in der kaukasischen Race überhaupt zu finden sind.

Mischlingsracen.

Das Menschengeschlecht in dieser vielfachen Gestaltung ist niemals streng genug abgegrenzt gewesen, daß nicht viele Stämme sich hätten mit einander vermischen können; wo es geschehen, ist eine Mischlingsrace daraus entstanden und als ein besonderes Kennzeichen der Einheit des ganzen Menschengeschlechts, als ein Zeichen, daß es nicht verschiedene Species, sondern nur eine einzige gäbe, sieht man den Umstand an, daß sich die verschiedenen Racen fruchtbar mit einander vermischen und daß sie wieder fruchtbare Kinder mit einander erzeugen. Man nimmt nämlich an, daß verschiedene Species einer Familie sich zwar begatten und Kinder erzeugen können, daß aber diese Kinder der Fortpflanzungsfähigkeit entbehren. Das Ganze beruht aber auf einem Irrthum, beruht auf mangelhafter Beobachtung. Man sagt: Pferd und Esel erzeugen Maulthiere, diese unter einander sind unfruchtbar. Dies aber ist eben ein Irrthum. In Amerika, wo es große Heerden von wilden Pferden giebt und wo auch Esel mit unterlaufen, giebt es Maulthiere in Menge, die nicht absichtlich gezüchtet worden sind und man hält gerade diese für die besten und feinsten. Aber solche Maulthiere verbinden sich unter einander und erzeugen wieder Maulthiere.

Wir haben eine außerordentliche Menge verschiedener Hundearten, es kann selbst bei gleicher Größe der Thiere kaum größere Unterschiede geben,

als die zwischen einem Mops und einem Bologneserhündchen, zwischen einem Schäferspitz und einem Buldogg, zwischen einem Neufoundländer und einem glatthaarigen Windhunde und doch begatten sich alle diese Thiere unter einander und darum nennt man sie Varietäten einer Species. Aber daß der Wolf nicht eine Varietät, sondern eine wirklich andere Species des Hundegeschlechtes sei, giebt man zu und doch erzeugt der Wolf mit dem Schäferhunde, wenn sie schon sonst große Feinde sind, ganz wohlgebildete Junge, und zugleich solche, die fortpflanzungsfähig sind. Wir können also diese fruchtbare Vermischung zwar als ein charakteristisches Kennzeichen der Species erkennen, aber Untersuchungen und Beobachtungen anzustellen, die das widerlegten oder bestätigten — läßt sich das nicht. Wer will beobachten, ob ein Seehund sich mit einem Delphin, ob ein Narval sich mit einem Walroß begattet und wer will vollends beobachten, ob die möglicherweise daraus hervorgehenden Jungen fortpflanzungsfähig sind. Um zu sehen, ob irgend eine Annahme vernünftig ist oder nicht, darf man sie nur auf die Spitze treiben wie hier, wir sehen alsbald das Unvernünftige daraus hervorleuchten, und man kann sich das fortwährende Wiederholen solcher Behauptung nur dadurch erklären, daß ein Schriftsteller dem andern nachschreibt, ohne nachzudenken. Von Nachforschen wollen wir gar nicht reden.

Diese Vermischung zweier Säugethiere, also auch der Menschen, von verschiedener Race bringt Junge oder Kinder hervor, welche Theil haben an den Eigenschaften beider Eltern. Ein Pflanzer findet Gefallen an einer schönen, vielleicht so eben gebadeten Negerin und sie beschenkt ihn mit einem Kinde, daß weder so schwarz wie die Mutter, noch so weiß wie der Vater, das weder so wolliges Haar wie die Mutter noch so schlichtes Haar wie der Vater hat. Die Stirne des Mulatten ist höher wie die des Negers, die Freßwerkzeuge nicht so groß, die Haare nicht so wollig, die Lenden und Hüften nicht so schmal wie die des Negers, kurz es ist ein Mischling, es hat etwas von der bräunlichen Farbe des Vaters und von der schwarzen Farbe der Mutter zu einem eigenthümlichen Braun gemischt, das langlockige Haar des Vaters und das ganz fein wollenartig gedrehte der Mutter hat sich zu einem Haar vereinigt, was die Kräuselung des Barthaares hat u. s. w.

Wenn zwei Mulatten sich verheirathen, so erzeugen sie wieder Mulatten, und wenn die Enkel der ersten Mulatten sich unter einander verheirathen, so erzeugen sie abermals nur Mulatten, und das wird fortgehen, so lange sich Mulatten mit Mulatten verbinden, man wird eine feststehende Abart haben und es könnte einem Naturforscher wohl einfallen zu sagen, das sei die sechste Menschenrace.

Wenn ein nordamerikanisches Mädchen sich mit einem Weißen verbindet, so geht daraus ein Menschenschlag von ungewöhnlicher Schönheit

und von seltener geistiger Begabung hervor. Würden zwei solche Leute, die man im gewöhnlichen Leben Halbblut-Indianer nennt, sich mit einander verbinden, so würde auch ihre Abart sich unverändert fortpflanzen und wir hätten dann vielleicht eine siebente Race.

Auf diese Weise stellt man sich vor, daß überhaupt die verschiedenen Racen entstanden sind. Habe es nun einen weißen oder einen schwarzen Adam gegeben, man nimmt an, seine Nachkommen hätten sich ursprünglich sehr nahe bei einander aufgehalten, wären durch die Nothwendigkeit vertrieben, auf größere und fernere Räume übergegangen, seien hier entartet und diese Entartung habe sich vererbt (die Kinder des schwarzen Adam sind hellfarbiger, oder die Kinder des weißen Adam sind dunkler geworden, als die Voreltern wirklich waren.)

Nun seien zufällig solche weiße und schwarze Menschen zusammengekommen und es hätte sich daraus eine braune Race erzeugt. Dies setzt allerdings als Thatsache voraus, was im Grunde doch nichts weiter als eine durchaus unbewiesene Annahme ist; aber steht die Sache einmal fest, so unterliegt auch die Erzeugung einer Mischlingsrace durchaus keinem Zweifel.

Wenn wir nun weiter fortschreiten, so werden sich sowohl aus dem Mulatten als aus dem Halbblut-Indianer neue Mischlingsracen erzeugen können, indem man nicht blos Mulatten oder blos Halbblut-Indianer mit einander verbindet, sondern indem man dem Mulatten eine Negerin zur Frau giebt, alsdann wird die Race, wie wir uns sehr hochmüthig ausdrücken, zurückschreiten auf die Race der Mutter, das Haar wird wieder viel wolliger werden, die Freßwerkzeuge werden wieder viel stärker hervortreten, der ganze Mensch wird dem Negertypus viel näher stehen als dem des Mulatten. Wird diese Person sich wieder abermals mit einem Neger verbinden, so wird der Sprößling dieser Verbindung vom Neger gar nicht mehr zu unterscheiden sein.

Auf der anderen Seite wird, wenn sich ein Mulatte mit einem Weißen verbindet, die Race vorwärts schreiten, die Farbe wird heller und das Haar wird schlichter werden. Solch einen Mischling nennt man Terzeron. Wird dieser Terzeron sich wieder mit einem Weißen verbinden, so entsteht ein Mischling mit langem schwarzen Haar, mit schön geformtem Gesicht, wenn es ein Mann ist, mit reichlichem Barte und wenn es ein Weib ist, gewöhnlich mit den allerüppigsten Formen, an denen nur ein ächter Yankee in seinem unvernünftigen Hochmuth einen Nigger erkennen kann. Diese gehen allerdings so weit, die Mischlingsformen bis zur siebenten Generation zu verfolgen und sie behaupten da noch an der Weichheit des Nasenknorpels und dem Spalten unter dem Druck des Fingers den „verfluchten Nigger“

heraus zu erkennen. Ein Anderer kann das nicht, aber gleichviel, ob die ursprüngliche Reinheit in der vierten oder in der achten Generation hergestellt wird, es geschieht endlich und die Spuren des einmal beigemischten Blutes verschwinden bald ganz und gar.

Diese unbestreitbare Thatsache erklärt die außerordentlich vielen Uebergänge, welche man in den Formen des menschlichen Geschlechts findet, die Racen haben sich nur da rein erhalten, wo die Völker ganz für sich wohnen, wo sie nicht andere Racen zu Nachbarn haben. Wo aber dies nicht der Fall ist, tritt an den Grenzen, an den Berührungspunkten zweier verschiedener Stämme auch sofort die Vermischung ein und sie gehen in einander über. Es mag nun drei oder fünf, oder wer weiß wie viel ursprüngliche Racen gegeben haben, sie werden in solcher mannigfaltigen Weise in einander übergehen, daß man durchaus nicht im Stande ist, die Anzahl dieser Abstufungen zu ermitteln, und daß sich Racen in sich selbst verändern können, unterliegt auch keinem Zweifel. Wenn man die Verschiedenheit der Racen betrachtet und man stellt den Alterthumsforscher Layard, einen der schönsten Männer der Erde, neben einen verkümmerten Australneger oder neben einen Hottentotten, so wird man allerdings fragen müssen, ist es denn möglich, daß diese Personen Spielarten ein und derselben Species sind? Aber man vergißt die unendliche Menge von Mittelgliedern, welche allmälig von dem einen äußersten Extrem bis zum andern führen, ohne daß man sagen könnte, hier hört die eine Race auf und hier fängt die andere an.

Eigenthümlichkeiten bei diesen Verschiedenheiten der Racen.

Bis jetzt ist es noch nicht gelungen, das Gesetz aufzufinden, nach welchem die Mischungen sich gestalten. Man kann weder behaupten, die leibliche Begabung der Kinder hänge vom Vater ab, noch läßt sich auch nur mit einem Anschein von Wahrheit das Gegentheil sagen. Alle Beobachtungen, welche man gemacht hat, gingen so weit aus einander, daß eine Regel sich nicht bilden ließ und daß vier verschiedene Beobachter über den nämlichen Gegenstand vier verschiedene Behauptungen als Resultate ihrer Beobachtungen aufstellten, liefert entweder den Beweis, daß ein Jeder gesehen hat, was er sehen wollte, daß ein Jeder von einer vorgefaßten Meinung ausging, oder es liefert den Beweis, daß wirklich noch nichts Feststehendes vorhanden ist.

In Folge dieser mangelnden Regel ist man denn genöthigt gewesen, auf Einzelheiten zu gehen, nicht sowohl die einzelnen Fälle, die sich zur

Vergleichung darboten, als vielmehr die einzelnen Theile zu beobachten, welche sich fortgepflanzt, welche sich von den Eltern auf die Kinder übertragen haben.

Bei Thieren ist die Beobachtung auf einer sicheren Basis beruhend, man kann die Art der Vermischung regeln, man kann eine andere als die bezweckte wirklich hindern. Da hat man denn gefunden, daß die Nachkommen dem Vater ähnlich sehen in der Farbe der Haare, in Bildung des Kopfes, des Stammes und der Glieder, ferner in Hinsicht auf Constitution und Temperament, in Hinsicht auf Fruchtbarkeit, die Zähigkeit, Ausdauer, Lebensalter, endlich auch in Hinsicht auf Abnormitäten, Mißbildungen, Krankheiten und Idiosynkrasien.

Dies ist so ziemlich Alles, was sich vererben kann, daher wird es uns nicht wundern, wenn wir erfahren, daß all dieses sich auch von der Mutter aus auf die Kinder überträgt. Wir gelangen also auch hier keineswegs zu einem Schluß. Da nun aber alle solche Eigenthümlichkeiten aufgefunden werden, wo weder Vater noch Mutter dieselben hat, so ist man genöthigt gewesen, noch einen Schritt weiter zu gehen und sie in der Verwandschaft zu suchen. Der Sohn eines edlen Rosses hat nicht die Eigenschaften seines Vaters, aber er hat die des Bruders seines Vaters, die Eigenschaften sind also vom Onkel auf den Neffen übertragen und aus diesen Beobachtungen hat man folgern wollen, daß die Uebertragung der Eigenschaften weniger aus unmittelbarer Erblichkeit oder vielmehr aus einem Rückschlag zu erklären sei.

Andere Ansichten lehren uns, daß der Vater einen ausschließlichen Einfluß auf die psychische Begabung habe, die Mutter dagegen eben so vollständig für das Physische ihres Kindes sorge. Von dieser Ansicht muß ein so hoch gebildeter und geistreicher, aber häßlicher Mann in München ausgegangen sein, welcher bei seiner Verheirathung zwar eine sehr schöne, aber mehr als wohl sonst erlaubt, geistig beschränkte Frau erwählte. Als man ihn darüber befrug, soll er geäußert haben: er hoffe, daß die Kinder die geistigen Eigenschaften des Vaters und die körperlichen der Mutter erben würden. Die praktisch ausführende Natur that ihm aber nicht den Gefallen, seine Hypothese zur Theorie zu erheben und die Kinder erbten zu seinem großen Kummer die geistigen Fähigkeiten der Frau und die körperlichen Eigenschaften des Vaters.

Nach anderen Ansichten soll das Kind dem Vater vorzüglich die Gestaltrng des Kopfes nnd der Brust, die Mutter die Gestaltung des Beckens und des Hintertheiles zu danken haben. Die Erfinder dieser Ansicht mögen wohl nicht daran gedacht haben, mit was für Monstrositäten sie die Erde bevölkern; welch' ein häßliches Geschöpf müßte ein Mädchen sein mit dem großen Kopf und zer platten Brust des Vaters, welch' ein widriges Geschöpf

ein Jüngling mit dem breiten Becken und den stark vortretenden Muskeln des Hintertheiles der Mutter.

Auch der Fall, wo die Kinder den Großeltern ähnlich sehen, gestattet nicht, eine Regel davon herzunehmen, ebenso wenig wie die Behauptung, daß die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter ähnlich sehen. Einem Jeden, der Neigung hat, zu beobachten, werden täglich Fälle vom Gegentheile vorkommen. Ein Weniges haltbarer ist die Ansicht, daß die ersten Kinder der Mutter ähnlicher werden, die späteren dagegen — das dritte, vierte — dem Vater. Für diese Erscheinung nämlich läßt sich ein erträglich haltbarer Grund finden. Nicht nur ein jeder Physiolog, sondern ein jeder erfahrener Mann, an welchem die Ereignisse nicht gerade spurlos und wirkungslos vorübergehen, weiß, welchen Einfluß die Phantasie auf das Fortpflanzungsgeschäft hat. Nun ist wohl nichts begreiflicher, als das von einem jungen Ehepaar der erfahrene Mann eine lebhafter aufgeregte Phantasie mit in das Brautbett bringt und daß die junge schöne Gattin der Gegenstand dieser aufgeregten Phantasie ist. Wie sollte es uns wundern, wenn sich in dem Kinde dasjenige abspiegelte, was dem Vater im Augenblick der Zeugung beschäftigt hat.

Einige Jahre später verhält sich die Sache umgekehrt, die Phantasie des Mannes wird von der Frau weniger lebhaft afficirt, dagegen mag es wohl kommen, daß der junge Gatte der Frau nur noch schöner, kräftiger männlicher vorkommt als früher — nicht blos vorkommt, sondern es auch ist, was ausnahmslos der Fall sein wird, wenn die Verheiratheten jung waren. Der Mann von 35 bis 36 Jahren steht dem Ideal männlicher Schönheit gewiß viel näher als der Mann von 25. Wen sollte es nun wundern, wenn die indessen auch an Erfahrung gereifte Frau von der Wohlgestalt ihres Mannes lebhafter in Anspruch genommen wird, sich ihm mit größerer Innigkeit hingiebt und in Folge dessen Kinder empfängt, welche dem Vater so ähnlich werden, wie die früheren Kinder derselben Ehe der Mutter ähnlich waren. Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß es so kommen müsse, allein es ist unzweifelhaft, daß, wenn es so kommt, in dem Angegebenen der Grund zu finden sei.

Ueber die Mischlinge von Weißen und Negern hat Burmeister umfangreiche Studien gemacht. In der Abhandlung über den schwarzen Menschen (Geologische Bilder, S. 95) spricht derselbe über die Mischlinge von Weißen und Schwarzen und sagt: „Die Untersuchung des Mulatten gewährt dem Naturforscher gerade in Brasilien ein ganz besonderes Interesse, weil er daselbst täglich Gelegenheit findet, die Eigenschaften dieser Mischlinge mit denen eines anderen Repräsentanten der Racenkreuzung, des Maulthieres,

zu vergleichen; wobei die Erfahrung, daß beide völlig nach denselben Gesetzen gebildet sind, im höchsten Grade belehrend für ihn wird.

„Zuerst drängt sich die Thatsache auf, daß in dem Mischlinge die Racen mit ihren excessiven Eigenschaften durch einander gemildert werden und das Grobe sich in Feinheit und Zierlichkeit verwandelt. Alle Bastarde haben etwas Graciöses, eine Erscheinung, welche bei näherer Betrachtung sich leicht erklärt, weil zur völligen Durchdringung der Eigenschaften beider Theilhabenden an dem Erzeugniß eine längere Gewöhnung, ein innigeres Ineinanderleben derselben nothwendig erscheint und die Natur, so lange ein solches Vertrautsein mit einander noch nicht erfolgt ist, theils dem einen der beiden Erzeuger die Oberhand einräumt, theils sich auch mit Producten begnügt, welche weniger massiv und materiell sind. Das älteste Kind einer Ehe ist gewöhnlich das am feinsten gebaute, die späteren Kinder werden solider, kräftiger und während vorher eines der Eltern in dem Kinde das Uebergewicht hatte, gleichen sich nunmehr die Eigenschaften beider mehr aus.

„Bei den Mulatten herrscht nach dieser Regel das Verhältniß der Erstgebornen vor, weil beide Eltern einander sehr unähnlich sind und eine Vermischung beider Charaktere weniger leicht ist. Gewöhnlich überwiegt im Kinde zuerst die Mutter, danach der Vater; bei späteren Geburten pflegen die Eigenschaften beider Eltern abzuwechseln oder sich inniger zu mischen. Man kann in derselben Ehe neben einander Kinder mit krausen und mit schlichten Haaren sehen, das eine Kind ist hellbraun, das andere dunkelbraun. Im Gesammtausdruck herrscht bei den Mulatten der Negertypus vor, weil die meisten Kinder von einer Negerin und von einem weißen Vater sind, das Umgekehrte kommt äußerst selten vor. Bei den Knaben herrscht die krause Haarbildung, bei den Mädchen die schlichte vor. Ist das Haar kraus, so ist es auch wollig und kurz wie das des Negers. Das schlichte Haar ist gewöhnlich großlockig, aber nicht weich, erst im zweiten oder dritten Mischungsgrade, wobei die Antheile der weißen Race immer reichlicher werden, erhält das Haar seine vollständige Fülle, worauf die Mulattinnen einen ganz besonderen Werth legen, es sorgfältig schmücken und keinen Theil ihres Körpers weniger vernachlässigen als diesen, indem sich durch seine Glätte und Fülle der größere Antheil an der weißen Race documentirt.

„Der Körperbau des Mulatten ist sehr zierlich; etwas kürzere Arme, ganz allerliebste Hände, eine ausnehmend schöne gewölbte Brust, die schönste Taille und unbeschreiblich kleine, gefällige Füße machen die ganze Persönlichkeit, namentlich im weiblichen Geschlecht, zu einem höchst angenehmen, reizenden Wesen, das ungemein viel Anziehungskraft für den Europäer hat. Ich hatte das Glück, oder, wenn man will, das Unglück, in dem Hause eines solchen niedlichen Geschöpfes zu wohnen, das nach allgemeiner Annahme die

hübschеste Mulattin im Orte war und konnte dadurch so recht ihre Liebenswürdigkeit studiren, was mir viel angenehme Stunden verschafft hatte. Sie war die Geliebte meines Hausherrn (denn angetraute Eheleute trifft man unter Mulatten selten) und hielt auf ihre Würde, benahm sich in hohem Grade zurückhaltend und ließ sich nicht das geringste Unschickliche zu Schulden kommen, aber mich behandelte sie schon als Weißen mit besonderer Auszeichnung und nahm manches von mir mit lachendem Munde hin, was Andere sich nicht erlauben durften. Oft, wenn sie meinen Arbeiten zusah, was ihr namentlich beim Zeichnen viel Vergnügen gewährte, konnte ich die mephistophelische Bemerkung: „„daß die Nackers doch gar zu appetitlich seien"" nicht unterdrücken und gelegentlich nahm ich die Europäer in Schutz, denen man den Umgang mit ähnlichen Frauenzimmern vorwarf. Ich mußte meinen ganzen angeborenen Stoicismus aufbieten, um mir in solchem Augenblicke die nöthige Apathie zu bewahren. Es ist gar kein Vergleich zwischen einer weißen, indolenten, gleichgültigen Brasilianerin und diesen ausgelassenen, munteren, oft tollen und dabei körperlich hübschen Mulattinnen möglich. Wer die Wahl hat, kann nicht lange zweifeln, für welche von beiden er sich entscheiden müsse."

Burmeister geht auf fernere Beschreibung der Eigenthümlichkeiten dieser Mischlinge ein und führt dann einen Vergleich derselben mit den Maulthieren durch, in welchem er consequent das oben Gesagte feststellt, aber auch er muß gestehen, daß sich zu viele Verschiedenheiten finden, um ein eigentliches System aufbauen zu können. Es läßt sich nicht entscheiden, ob Vater oder ob Mutter den größeren Einfluß habe. Der berühmte Buffon behauptet allerdings das Letztere, er findet den überwiegenden, namentlich auch den geistigen Wirkungskreis der Mutter so groß, daß er ihr gewissermaßen Alles zuschreibt, eine Ansicht, welche zwar unsere Landwirthe nicht theilen, welche die Veredelung der Pferde, Rinder, Schafe immer nur durch das männliche Geschlecht bewerkstelligen, wogegen die arabischen Pferdezüchter aber doch der Meinung Buffon's huldigen. Sie schätzen eine Stute von vorzüglicher Schönheit höher und im Preise fünf- bis sechsmal höher als einen Hengst von derselben Schönheit und Abstammung. In früheren Zeiten, wo die Ausfuhr derjenigen Pferde, welche in gerader Linie von Salomo's vom Himmel gekommenen Viergespann abstammen, bei großer Strafe verboten war, stand auf die Ausfuhr einer Stute von diesem edlen Geschlecht der Tod. Man wollte diese Pferde keinem anderen Lande gönnen und man hielt die Uebertragung der Race durch eine Stute für vollständiger möglich als durch das männliche Roß.

Dennoch sind viele der berühmtesten Reisenden darin übereinstimmend, daß die Farbe des Vaters sich besonders geltend mache. Lyell erzählt im

ersten Theile seiner Reise in den Vereinigten Staaten über die Verbindung zwischen Weißen und Negerinnen, daß die Sklaven stolz auf ihre Verbindung mit einem weißen Manne sei, ja für eine Ehre halte, ein Mulattenkind zu haben und daß sie auch hoffe, es werde dafür besser gesorgt werden als für ein schwarzes. Die Mulatten repräsentiren beinahe den ganzen unerlaubten Verkehr zwischen dem weißen Mann und dem Neger, sie sollen nicht mehr als 2½ pCt. der ganzen Bevölkerung ausmachen, was zur Folge haben würde, daß ein Vergleich sehr zum Nachtheile Großbritanniens ausfallen dürfte, es giebt nämlich in den Sklavenstaaten keine Möglichkeit der Verheimlichung einer unehelichen Erzeugung, indem die Farbe des Kindes einen Stempel abgiebt, welcher sich von dem Bastard noch auf seine Enkel und Urenkel überträgt. Lyell meint, wenn es in England irgend ein solches erbliches und unauslöschliches Kennzeichen der eigenen Schwachheiten und der unserer Vorfahren gäbe, man sehr unerwarteten Enthüllungen begegnen würde.

Lyell sagt ferner: daß die Mulatten fast durchgängig Kinder von weißen Vätern und schwarzen Müttern sind und daß, wie bereits oben bemerkt, der entgegengesetzte Fall ein überaus seltener sei. Die farbigen Frauen, welche sich mit weißen Männern zu einer wilden Ehe verbinden, sind so wenig verachtet, daß sie im Gegentheil selbst eine solche Verbindung für eine Ehre ansehen und von Niemandem darum getadelt werden. Eine Dame in Alabama hatte ein farbiges Mädchen mit großer Liebe und Sorgsalt erzogen und dasselbe erwies sich in jeder Hinsicht als eine vortreffliche und musterhafte Dienerin. Kaum 16 Jahre, ward dasselbe aber Mutter eines Mulattenkindes und die Dame überhäufte natürlich die Dienerin mit sehr lebhaften Vorwürfen, welche das Mädchen sich auch so zu Herzen nahm, daß es ganz tiefsinnig wurde. Eines Tages kam dieses Mädchen von einem Besuch von der eigenen Mutter ganz getröstet und fröhlichen Herzens zurück und erklärte, daß ihre Mutter gesagt: sie habe gar keinen Grund sich zu schämen, denn sie habe gar nichts Unrechtes gethan.

In dieser Abhandlung erwähnt Lyell der Thatsache, daß er eine Mulattenmutter kenne, welche mit einem Schwarzen verheirathet, von diesem 9 Kinder habe, welche alle nicht schwarz, sondern braun wie Mulatten seien und zwar so, daß ihre Farbe von der der Mutter kaum zu unterscheiden wäre, und er meint, wenn das weiße Blut auf solche Weise vorherrscht, wie dies wirklich der Fall sein soll, die volle Vermischung der Racen sehr schnell vor sich gehen würde, sobald nur einmal die Ehen zwischen Farbigen und Weißen gesetzlich wären. Dies kann aber in Amerika durchaus nicht geschehen, wo zwar nicht der unerlaubte Umgang zwischen Weißen und Farbigen, wohl aber die Ehe zwischen solchen eine unauslöschliche Schande für die Weißen ist.

Welch' ein sonderbarer Widerspruch bei diesen fortwährend für die Menschenrechte exaltirten Leuten.

In England ist es gar nicht selten, daß Neger weiße Mädchen oder Frauen, welche ganz unbescholten sind, heirathen, dort haftet kein Makel auf solcher Verbindung, es wird aber behauptet und von Burmeister auch bestätigt, daß die Nachkommen eines Negers und einer Weißen nur selten lebenskräftig sind, und bei fernerer Vermischung mit Weißen der Negertypus schneller verschwindet, wenn nicht der Vater, sondern die Mutter der Negerrace angehörte.

Poeppig theilt seine Beobachtungen über die Mischlinge zwischen Europäern und Eingebornen in Chile mit. Er sagt: „Die Armuth der Eingebornen jener Landstriche ist so groß, daß sie sich häufig in den Städten einfinden, um Arbeit zu suchen. Häufiger als die Männer wandern die Weiber aus, welche in den Städten meistens das Geschäft der Prostitution treiben. Sie werden durch die Noth dazu gezwungen und die öffentliche Denkart (welche allerdings im kalten Norden strenger ist als in dem warmen Süden) entschuldigt sie.

„Man kennt in den Südprovinzen zwei Abstufungen von Farben zwischen dem europäischen Weiß und dem amerikanischen Braun und man nennt diese Individuen Cholos oder Chinos. Der Name Cholos ist gleichbedeutend mit dem Worte Mestizo der Peruaner oder dem Mameluko der Brasilianer. und bezeichnet den directen Abkömmling eines Weißen und einer Indianerin. Solche Individuen sind sehr leicht zu erkennen, denn ungeachtet die Färbung ihrer Haut nicht immer ihren Ursprung verräth, so bleiben doch genug unverwischbare Kennzeichen. Weniger gedrungenen Körperbaues als die Indianer, dafür aber nicht selten viel höherer Statur, bleiben den Cholos doch die breiten Schultern, die verhältnißmäßig kurz zu nennenden Arme und die kleinen Hände und Füße ihrer braunen Mutter. Ihre Haare sind lang, straff und hart, von glänzend schwarzer Farbe und wachsen stets sehr weit in die ohnehin kleine Stirn hinein. Von Allem verliert sich am wenigsten die Bildung der vorstehenden Jochbeine und die der Nase, welche vermöge der großen ovalen Nasenlöcher an der Basis sehr breit ist.

„Was eigentlich ein Chinos sei, ist weniger leicht zu sagen, denn selbst die Chilenen sind hierüber nicht einig. Manche erklären Cholos und Chinos für gleichbedeutend, Andere dagegen behaupten, ein Chinos sei ein Abkömmling von Weißen und Cholos, befinde sich also um eine Generationsstufe näher an der weißen Race. Sie sind eigentlich nur ausgezeichnet durch die Stellung der schiefen Augenspalten, ihr Unterschied in Beziehung auf die Farbe ist kaum zu erkennen, denn die Chilenen, welche sich dem Wetter viel aussetzen, Landleute und Maulthiertreiber, sind zum mindesten ebenso dunkel

von Farbe als diese Mischlinge, welche übrigens in der nächsten Generation vollständig in die weiße Varietät übergehen."

Die Mischlinge der amerikanischen Race lassen uns eben so wenig zu bestimmten Grundzügen gelangen. Wir haben bereits angeführt, was Poeppig darüber sagt, der sogar Mischlinge mit blondem Haar gesehen hat. In Paraguay ist die Vermischung von Spaniern und Indianern so vollständig geworden, daß der Indianertypus sich beinahe ganz verloren hat und die Gesichtszüge sogar mehr den blonden oder röthlich behaarten Engländern und Schotten ähnlich sind als den Spaniern. Die Vermischung von Nordamerikanern mit Weißen hat bessere Erfolge als die von Schwarzen mit Weißen. Schon in der ersten Generation sind die Kinder kaum noch von den Weißen zu unterscheiden, wenn es nicht durch die unbeschreiblich schöne Form der kleinen Hände und Füße ist, welche letztere man allerdings entblößt sehen muß, um ihre Schönheit beurtheilen zu können. In der zweiten Generation ist die Race der Eingebornen so vollständig in der weißen aufgegangen, daß kaum einmal mehr das dunkle, lang wachsende Haar daran erinnert.

Ein Anderes ist es mit den Mischlingen von Negern und Rothhäuten, welche man Zambos nennt, welche eine dunkle Broncefarbe, stark gekräuseltes Haar und schief gestellte Augen haben. Spix und Martius beschreiben eine solche Mischlingsabart, die Cafusos, welche viel mehr den Negern als den Amerikanern gleichen, schwache Beine, dicke Lippen (doch nicht negerartig aufgeworfen), starke Brust- und Armmuskeln haben. Sie zeichnen sich durch einen ungeheuren Haarwuchs aus, zu der Länge des Haares der Amerikaner kommt die scharfe Kräuselung des Negerhaares, so daß sie auf ihrem Kopfe Toupets zu tragen scheinen, welche dem Zeitalter Ludwig's XIV. und der schönen Gräfin Fontanges Ehre gemacht haben würden. Das Toupet ist in der Regel 1 Fuß hoch, es kommt aber auch bis zu $1\frac{1}{2}$ Fuß Höhe vor. Poeppig beschreibt etwas Aehnliches bei den Cocamas, einer sehr kriegerischen Nation der südlichen Andes. Viele derselben haben sehr krauses und in der Form einer hohen Perrücke aufwärts strebendes Haupthaar, eine Abweichung, von welcher man würde glauben müssen, daß sie durch Kreuzung mit Negern entstanden sei, wenn es dort (in Maynas) Neger gäbe. Die Perrücke ist weniger dicht, als bei den vorhin genannten Cafusos, ist auch nicht so hoch, aber vollkommen natürlich, nicht durch die Kunst hervorgebracht, wie dieses z. B. bei den Häuptlingen auf den Fidji-Inseln der Fall ist.

Eines läßt sich aus dem bisher Gesagten mit ziemlicher Sicherheit ableiten. Die Verschiedenheit der Kinder bei der Vermischung zweier Racen ist größer, wenn die Racen von einander entfernt, als wenn sie einander

näher stehen. Wenn ein Volk stets einen gewissen Typus zeigt, Formen, welche sich von einer bestimmten Grundform nicht bedeutend entfernen, so kann man daraus mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß es sich rein, daß es sich von Vermischung frei erhalten habe. Je auffallender dagegen die Verschiedenheiten unter Mitgliedern einer Nation sind, mit desto mehr Sicherheit kann man darauf schließen, daß sie sich nicht rein von fremden Beimischungen erhalten habe. Daß der Geist des einzelnen Individuums bedeutende Verschiedenheit in die Gesichtszüge legen könne, unterliegt keinem Zweifel. Zwei Söhne eines Vaters und einer Mutter können lediglich durch geistige Verschiedenheit auch körperlich von einander so verschieden werden, daß man sie nicht wohl für Brüder erkennen kann. Wo aber dergleichen Verschiedenheiten bei einem Volke sich zeigen, da auf einer sehr niedrigen Stufe der geistigen Befähigung steht, wie z. B. dieses bei den nordasiatischen Völkerschaften der Fall ist, so muß man ein solches Volk für ein nicht mehr reines, sondern für eines gemischten Ursprunges ansehen.

Das Mischlingsproduct zweier Racen steht gewöhnlich ziemlich in der Mitte zwischen beiden Eltern, daher der Uebergang aus einer Race in die andere um so leichter ist, je näher die Racen einander stehen. Zwischen Weißen und Amerikanern verwischt sich das beigemischte Blut in der zweiten Generation bis zum Unkenntlichen. Ein Mischling von Weißen und Amerikanern erzeugt Amerikaner, Rothhäute mit Weißen dagegen Kinder, welche sich in nichts von den Europäern unterscheiden; durchaus nicht so bei der Vermischung von Weißen und Negern, bei denen die Veredelung so langsam vor sich geht, daß die eigensinnigen Nordamerikaner behaupten, noch in der achten Generation das farbige Blut zu erkennen. In der sechsten ist jedenfalls die noch fehlende Wangenröthe charakteristisch und in der fünften tritt noch ein auffallenderes Zeichen dazu, das ist die bräunliche Färbung des unteren Augenlides da, wo dasselbe unmittelbar auf dem Augenknochen aufliegt.

In die schwarze Race zurück geht es viel schneller, die Kinder einer Mulattin und eines Negers sind allerdings mitunter nicht dunkler als die Mutter, aber diese Kinder wieder mit Negern verbunden, erzeugen vollständig schwarze Negerkinder.

Daß Negerinnen, welche von einem Weißen ein Kind gehabt, von einem Schwarzen nicht mehr empfangen, ist eine zwar noch neuerdings gemachte Behauptung, sie entbehrt aber jeden Grundes, auch von amerikanischen Mädchen hat man dieses und ebenso sehr ohne allen Grund gesagt. Waitz führt in seinem klassischen Werk über die Einheit des Menschengeschlechtes an, daß auch von den Bewohnern der großen australischen Inselwelt, von Neu-Holland und Vandiemensland dasselbe erzählt werde, sie sollen nach einer fruchtbringenden Verbindung mit Europäern unfruchtbar für ihre

Stammesgenossen werden und er erklärt dieses ebenso gut für ein Mährchen wie das von den Negern und Amerikanern hierüber gesagt worden.

Auf den Gesellschafts-Inseln, noch mehr auf den Freundschafts-Inseln sehen die Mischlinge sofort den Weißen gleich. Dort ist die Bevölkerung so sehr der weißen ähnlich in Hinsicht auf Formverhältnisse, auf Haarwuchs &c., daß namentlich viele von den Tonga-Insulanern unbedenklich für Europäer erkannt werden würden, eine Vermischung zwischen Weißen und diesen also kaum einen anderen als den eben gedachten Erfolg haben kann.

Wir haben vorher bereits angeführt, wie weit die Mischung zweier verschiedener Racen annäherungsweise erkennbar ist. Dem Vorurtheile gegenüber sind sogar gesetzliche Bestimmungen erlassen, welche ausdrücklich verordnen, bis wohin eine Mischlingsrace reichen soll und von wo ab ein solcher Mischling als rein zu betrachten sei. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist nach dem Gesetz der Quinteron und in der holländischen Guyana schon der Quarteron (oder Quadron) als Weißer zu betrachten. Dem widersetzt sich aber in Nordamerika der so alberne als ungerechtfertigte Abscheu vor den Mischlingen, durch welchen trotz des ausdrücklich zum Schutz der unglücklichen Mischlinge erlassenen Gesetzes der vermeinte Makel, welcher an dem Farbigen haftet, auf eine wahrhaft abscheuliche Weise beliebig verlängert wird, so lange man nur irgend muthmaßen kann, daß noch ein Tropfen Negerblutes in den Adern des Verdächtigen fließt. Es giebt dort förmliche Negerriecher, welche behaupten mit jedem Widerspruch trotzender Sicherheit, die Mischung herauszufinden. So in der neunten und zehnten Generation noch durch die deutlich bemerkbare dunkle Färbung der Genitalien (die Haut, welche an diesen zarten Theilen die Farbe der Schenkel hat, soll bei den Mischlingen braun sein, auch wenn die Schenkel schon die reinste Fleischfarbe haben).

In derselben Generation soll sich auch noch die Nagelwurzel bläulich oder bräunlich gefärbt zeigen, aber das sicherste und letzte Kennzeichen ist der Mangel der kleinen Halbmonde, welche an jeder Nagelwurzel eines Europäers von reiner Race in hellerer Farbe deutlich abschattirt sind. Die starke Hautausdünstung und der damit verbundene, ganz eigenthümliche Geruch nimmt zwar mit jeder Generation mehr ab, aber er ist doch selbst bei dem weiblichen Geschlechte noch in der fünften Generation deutlich bemerkbar, und gerade er soll der Grund sein, warum Quadrons und Quinterons so viel Glück machen, warum sie die Begierden so sehr reizen. Geschmacksache! Es giebt Leute, bei denen gerade diese Eigenschaft allen Reiz vernichten wird, die Mischlinge scheinen auch die Ansicht nicht zu theilen, denn sie lieben stark riechende Parfüms, welche geeignet sind, den Ausdünstungsgeruch vollständig zu übertönen. Auch Jean Paul, der wohl eine Autorität genannt

werden kann, theilte die Ansicht, daß jene Ausdünstung etwas Reizendes habe, keineswegs und er sagt sehr entschieden: „ein Weib riecht immer am besten, wenn es nach nichts riecht.“

Die Nordamerikaner behaupten, daß die Beimischung von Negerblut den Menschen in moralischer und in intellectueller Hinsicht jederzeit auf einer niedrigeren Stufe zurückhalte, als den Weißen. Sollte der niedrige moralische Standpunkt die Racenbeimischung beweisen, so würde nur ein sehr geringer Theil der Bevölkerung europäischer Abkunft in Nordamerika reiner Race zu nennen sein.

Die anderen europäischen Nationen theilen den Abscheu der prüden Engländer nicht. Die Franzosen auf Guadeloupe und der Guyana, sowie die Portugiesen und Spanier im übrigen südlichen Amerika halten die Neger wirklich für Menschen und die Damen lassen sich deshalb auch nicht von Negern im Bade bedienen, was eine Nordamerikanerin angelsächsischer Abkunft ohne alles Bedenken thut, da der Neger ja nur ein Thier ist. Die europäischen Bewohner von Südamerika haben auch noch nicht herausgefunden, daß die Mischlinge von Negern und Weißen geistig wirklich so sehr beschränkt sind, als man im Norden behauptet. Im französischen Westindien sind fast alle Handwerker und der größte Theil der Industrie überhaupt, soweit derselbe nicht vom Plantagenbesitzer eingenommen ist, in den Händen der Mulatten. Man ist bereits im Jahre 1685 so weit gewesen, um in einem Gesetzbuche, welches der Code noire heißt, ihnen bürgerliche Rechte zu gewähren. Dieselben sind zwar alle sehr in Verfall gerathen, aber sie wurden unter Louis Philipp im Jahre 1831 ihnen auf das Vollständigste wiedergegeben und man haßt dort die Mischlinge nicht wegen ihrer geringen geistigen Begabung, sondern man fürchtet sie, weil man von ihnen überflügelt zu werden besorgt, da sie mehr Verstand, mehr Thätigkeit besitzen als die Weißen.

In Bahia, Pernambuko, Maranhao und allen anderen Städten des nördlichen Brasilien bilden die Mischlinge den thätigsten Theil der Bevölkerung. Unter den Aerzten, Juristen, Staatsmännern, unter den Gelehrten überhaupt sind es in Brasilien vorzugsweise die Mulatten, welche durch Geist, Scharfsinn, Talent und Bildung hervorragen. Ganz vorzüglich befähigt sind sie für die schönen Künste: die Musiker, die Maler, die Baukünstler, die Dichter in Brasilien sind beinahe immer Mulatten oder Terzeronen. Weiter geht man in der Bezeichnung für das Wort Farbige überhaupt nicht und der Quadron gilt auch ohne irgend welche Erklärung für einen Weißen, und viele Mulatten sogar, sobald sie durch die Gerichte auf ihr Ansuchen für Weiße erklärt worden sind, nehmen selbst in Rio, dem Kaisersitze, in den besten Gesellschaften eine angesehene Stellung ein, und zu einer solchen

Erklärung, wie die vorhin gedachte, gehört für einen Mulatten nur die persönliche Freiheit. Er darf nicht mehr im Besitz eines Anderen sein.

Auch auf der anderen Seite von Amerika sieht man ganz Aehnliches: in den gesammten, am Stillen Meer liegenden großen und kleinen Republiken sind es die Mulatten, welche nicht sowohl Geistliche werden als vielmehr wirklich Theologie studiren, was man von den Geistlichen der Südländer, Griechen, Italiener, Spanier nur ganz ausnahmsweise sagen kann, die vielmehr den Dienst als Seelsorger so handwerksmäßig lernen, wie ehemals die



württembergischen Staatsbeamten, Minister u. s. w., und dabei doch die höchsten geistlichen Würden erlangen können. Wenn die Mulatten nun dem leichteren Erlernen durch die Praxis das wirkliche Studium der Theologie vorziehen, so ist dieses jedenfalls kein Beweis für die niedrigere geistige Sphäre, der sie angehören sollen.

Eine ähnliche, den absurden Vorurtheilen der hochmüthigen Nordamerikaner — dies ist eigentlich eine Verdoppelung der Bezeichnung, ein Pleonasmus, denn Hochmuth ist selbstverständlich etwas Absurdes — widersprechende Beobachtung ist auch in den von Arabern bewohnten Ländern ge-

macht worden. Die Vermischung von Weißen und Negern ist dort etwas Alltägliches, Neger sind nicht deshalb geschändet, weil sie schwarz sind, Neger spielten überhaupt schon seit dem Beginn unserer Geschichte im Orient eine große Rolle, indem sie sich durch ihren Verstand von dem elenden Posten eines Eunuchen, eines verschnittenen Aufsehers des Harems, bis zu Ministern oder sonstigen hohen Würdenträgern des Staates aufschwangen und so zum Theil noch jetzt, da man wenigstens in den maurischen Ländern Neger und Mulatten eine große Rolle spielen sieht, ja man sogar den Menschenschlag für um so schöner hält, je mehr sich durch Beimischung von Negerblut die Hautfarbe der schwarzen nähert, indem man auch dem Charakter der Männer eine um so größere Entschiedenheit, dem der Weiber aber eine um so größere Liebenswürdigkeit beilegt. Dies letztere stimmt mit Humboldt's bereits angegebener Beobachtung überein.

Ueber die Mischungen auf den Westküsten von Amerika urtheilen competente Beobachter übrigens viel ungünstiger. Poeppig sagt z. B.: „Wenn Chile, diese junge Republik, sich schneller als irgend eine andere ihrer zahlreichen Schwestern aus dem anarchischen Zustande des revolutionären Kampfes erhob und wenn sie schon jetzt mit einer Geschwindigkeit, die in jenem Welttheile noch ohne Beispiel dasteht, eine höhere Stufe von Civilisation und Ordnung erreichte, so dankt sie dieses wohl ganz vorzüglich dem Umstande, daß sie unter ihren Bürgern sehr wenig Farbige zählt. In ihr sind die vielfachen Uebergänge der einen Race in die andere unbekannt, deren Unterscheidung dem Fremden schwer fällt und die in Ländern, wie Brasilien, früher oder später einen furchtbaren Kampf der Vertilgung herbeiführen müssen, in Peru und Columbien aber (wo gerade die Mischlingsbevölkerung die überwiegende ist) die Begründung einer allgemeinen Sittigung auf sehr entfernte Zeiten verlegen.

„Den Chilenen selbst ist dieser Umstand bekannt und mit Recht wünschen sie sich Glück dazu, daß die Eigenthümlichkeit ihres Landes und ihrer Vorfahren sie vor dem Entstehen einer Bevölkerung bewahrte, die als ein dauerndes Uebel das Wohl auch der spätesten Nachkommen gefährdet. Ist es schon ein großer Nachtheil für einen Staat, Menschen zweier sehr verschiedener Racen zu seinen Bürgern zählen zu müssen, so wird die Unordnung zu einer allgemeinen und die verderblichsten Reibungen treten ein, wenn durch unvermeidliche Vermischung die Racen entstehen, die weder der einen noch der anderen Partei angehören und meistens alle Fehler ihrer verschiedenartigen Eltern, selten aber etwas von ihren Tugenden erben. Bestände die Bevölkerung von Peru nur aus Weißen und Indianern, so wäre die Lage weniger hoffnungslos als sie jedem ruhigen Beobachter sein muß. Wenn auch der Indianer der peruanischen Gebirge ein Wesen von so geistiger

Beschränktheit ist, daß es Jahrhunderte lang unter dem Scepter seiner Inkas leben konnte, ohne ein Streben nach etwas Höherem und ohne ein fest bestimmtes Eigenthum, so steht er doch weit indifferenter da und kann weder so hinderlich, noch so gefährlich werden als sein Halbproduct, der Mestize oder des Negers, der Mulatte.

„Von der Natur selbst, wie es scheint, bestimmt, als Race nur für einen beschränkten Zeitraum sich auf der Erde zu erhalten, sterben die Indianer trotz aller Vorkehrungen, welche die Menschlichkeit dictirt, mit gleicher Schnelligkeit aus, so im Norden wie im Süden des großen Welttheils, und werden in wenig Jahrhunderten der weißen Race den unbestrittenen und einsamen Besitz des Landes lassen. Nicht so der Neger, welcher in Amerika ein Vaterland fand, das ihm selbst mehr als der Welttheil seiner Entstehung zusagt, so daß seine Menge fast überall eine beunruhigende Zunahme zeigt.

„In demselben Verhältnisse wie die eine Zahl wächst und die weiße Bevölkerung nicht, wie ehedem durch häufige Einwanderung aus der spanischen Halbinsel sich recrutirt, vermehrt sich die Menge von Farbigen, deren Färbung zwischen der weißen und schwarzen oder weißen und braunen mitten inne steht und noch manche andere Verschiedenheiten darbietet, welche weit weniger im Aeußeren bemerklich sind. Gehaßt von der dunkel gefärbten Mutter, gefürchtet von dem weißen Vater, vergelten die Mischlinge jener mit Verachtung und diesem mit Widerwillen, der nur durch Umstände von dem Ausbruche abgehalten wird, aber unbesiegbar ist, da er sich auf einen hohen Grad von angeborenem Stolz gründet. Umsonst sind alle Versuche gewesen, durch Vorkehrungen, wie längere Erfahrung und Politik sie an die Hand geben, die unähnlichen Elemente jener Bevölkerung, wenn auch nicht zu amalgamiren — doch so zu stellen, daß sie sich, ohne sich zu reiben, neben einander bewegen und zur Erhaltung der ganzen Staatsmaschine arbeiten könnten.

„Was die Natur selbst in dieser Hinsicht entschieden trennte, das vereint wohl nimmer der Mensch zu einem wohlthätigen Ganzen, eine Bemerkung, die so leicht keiner, der länger in Amerika lebte, sich scheuen wird Anderen mitzutheilen, wenn er sich auch dadurch der Gefahr aussetzt, für einen inhumanen Vertheidiger des Vorurtheils gegen Farbenverschiedenheit erklärt zu werden.

„In der ersten Periode der Colonisation gab man Gesetze, welche streng die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung sonderten — die Zeiten änderten sich, die furchtbaren Conquistadoren waren nicht mehr. In der alten Welt brach das Licht größerer Aufklärung herein und nun geschahen auch in Amerika Schritte, um die verschiedenen Bestandtheile unter einem Scepter zu versöhnen. Alles war umsonst und die neuesten Schicksale dieser

Länder haben eher den Bruch erweitert und zum unheilbaren gemacht, als daß sie zur Vernarbung desselben beigetragen hätten.

„Obwohl das Verhältniß jetzt umgekehrt ist und obgleich oft diejenigen die Herrschenden sind, welche sich früher unter einem schweren Druck krümmten, so dauert doch die alte Feindseligkeit fort und verheißt den späteren Nachkommen nichts Gutes. Betrüglich ist das Argument, daß eine solche Mischung eher zum Gedeihen des Staates beitrage, indem sie ähnlich den Gewichten und Gegengewichten einer Maschine zur Ausgleichung dienen müssen. Eine solche Ausgleichung findet nie statt zwischen Racen, bei denen bald die eine, bald die andere vorwiegt. Außerdem scheint man nur das Ideal reiner Abstammung im Auge gehabt zu haben, ohne zu bedenken, daß die Mischlinge ebenso zahlreich, vielleicht noch zahlreicher sind. Diese, bei ihren unendlichen Unterabtheilungen, von denen die eine immer mehr Ansprüche macht als die andere, sind schwer zu Hebeln gegenseitiger Bekämpfung anzuwenden, da auch die geringste Verzweigung sich abgesondert hinstellt und mit anderen nie gemeinschaftliche Sache macht.

„Diese Gehässigkeit, diese feindselige Reibung der verschiedenen Racen werden fortbestehen, werden dem Staate hinderlich und dem Wohl der einzelnen Bürger unheilbringend und werden vielleicht der Grund des Versinkens ganzer Völker sein."

Poeppig fährt in seinem strengen Tadel fort, indem er sagt: „es könne sich eher der stumpfe und doch heimliche und versteckte Indianer offen an den Weißen anschließen, ehe die weit verbreitete Klasse der Mulatten zuverlässig und gegen den Weißen wohlmeinend wird, oder mit ihrem Hasse gegen ihn die angeborenen Laster ablegt. Wo die Natur ungestört waltet, zeigt sie, daß sie alle fremdartigen Kreuzungen mißbilligt, indem sie stets die Urform wieder herbeizuführen sucht, oder das Zwitterproduct unfähig macht, seine Art fortzupflanzen. Sie hat zwar den hochstehenden Menschen nicht so sehr beschränkt, allein sie straft ihn durch die moralische Ausartung der Frucht seiner Lüsternheit, und so hat denn der weiße Amerikaner zu büßen, was seine Vorfahren verschuldeten (und welche Schuld er bis auf diese Stunde noch fortwährend häuft) und darum besteht er einen dauernden, in seinem Ausgange ungewissen Kampf. Das Schicksal, welches früher oder später über einen großen Theil des mit Negersklaven erfüllten tropischen Amerika hereinbrechen muß und welches die schönsten Gegenden des weiten Brasilien, namentlich seine Nordprovinzen überschwemmen und in eine Wüste umwandeln wird, in welcher der gebildete Weiße für die Folgezeit nicht wieder Fuß fassen kann, mag zwar weniger leicht Peru und Columbien treffen, allein immer werden diese Länder an den Uebeln leiden, die aus dem Vorhandensein einer fremden Race entspringen, welche stets einen Staat

im Staate bildet. Der schlaffe Charakter der Weißen begünstigt die unaufhörlichen Revolutionen und die vorübergehenden Machthaber zeichnen sich durch nichts weniger als Klugheit und Patriotismus aus.

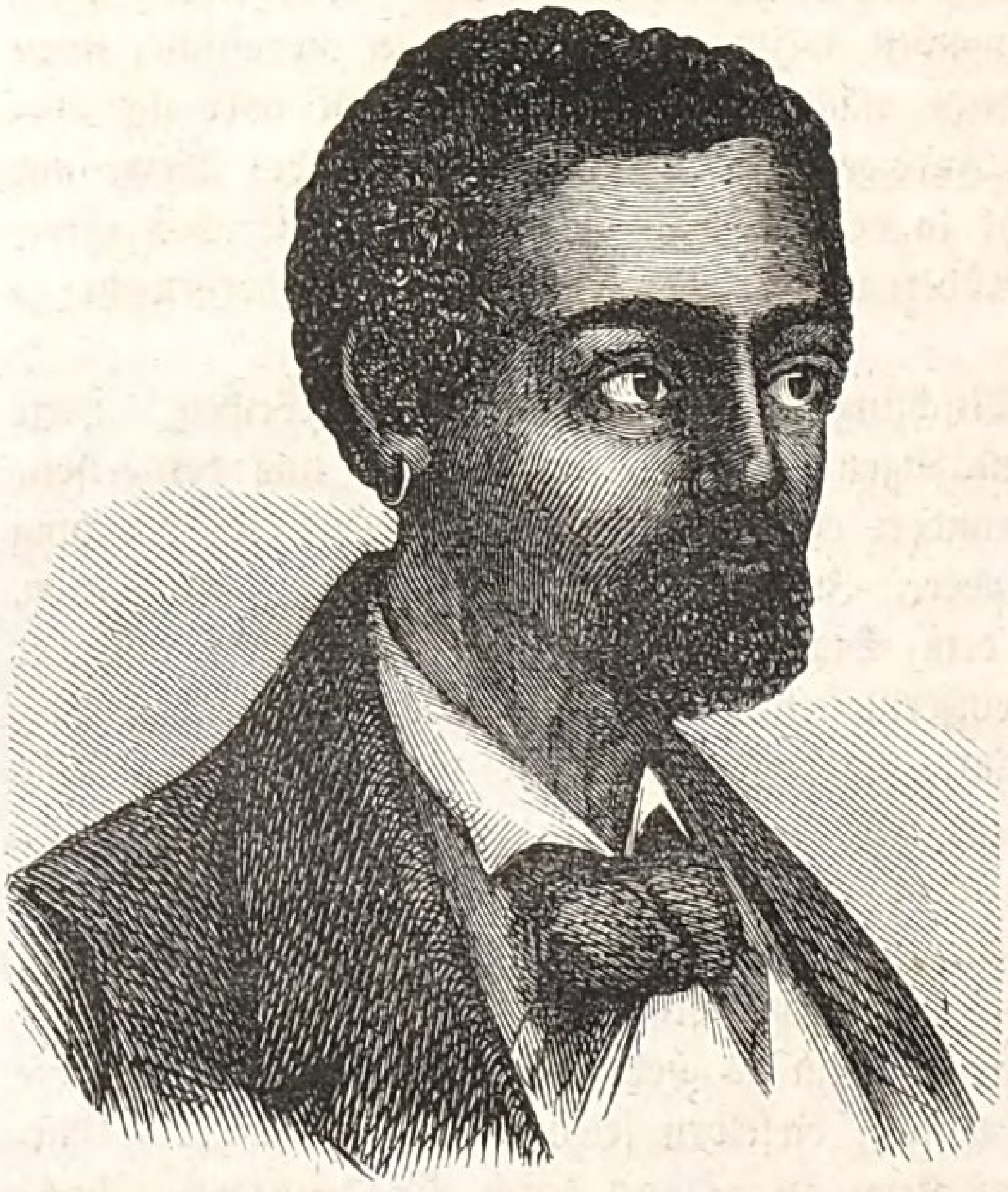
„Der unendlich rohe Neger besitzt nichts als seine thierische Stärke, welche ihn aber grade in solchen Ländern, wo die moralische Ausbildung so sehr gering ist, doppelt gefährlich macht.

„Als es sich um Vertreibung der Spanier handelte, hat der Neger zwar mit dem weißen Peruaner und ihrem Mischling, dem Mulatten, gemeinschaftliche Sache gemacht, allein unbedenklich würden beide Front gegen ihren ehemaligen Alliirten machen, wenn nicht Mangel an moralischer Kraft und Bildung sie unfähig dazu machte. Diese geistige Kraft wird sich aber bald genug zeigen, da der Farbige weit energischer ist als der Weiße und dieser letztere durchaus nicht in dem Verhältniß fortschreitet, welches erforderlich wäre, um seinen früheren Vorrang, sein geistiges Uebergewicht zu behaupten.

„Dazu kommen die Mischlinge der Amerikaner und Weißen. Diese und die anderen sind in unzähligen Abstufungen vorhanden und der leiseste Schatten der Hautfarbe verändert die Ansprüche und vermehrt die Abneigung einer Spielart gegen die andere. In Lima folgt Revolution auf Revolution, die in jedem Augenblicke dem Staate ein anderes Haupt giebt und der Reflex davon giebt sich im entferntesten Gebirgsdorfe kund, sobald ein Weißer, ein Mestize oder ein Mulatte mit eiserner Ruthe regiert und Haß und Verachtung sich immerfort steigern."

Diese Worte sind vor mehr als 30 Jahren geschrieben und die traurigen Prophezeihungen sind noch nicht in Erfüllung gegangen, aber sie zeigen wenigstens, welche Schlüsse so bedeutende Männer wie Poeppig und Andere zu ziehen sich berechtigt halten; allein es giebt doch auch Zeugnisse für die Mischlinge und wir wollen hoffen, dieselben seien nicht allein durch Gutmüthigkeit, sondern doch wenigstens in etwas durch Beobachtung eingegeben und geleitet, was wohl um so mehr angenommen werden darf, als sie von Personen herrühren, welche große und andauernde Reisen in jene Gegenden gemacht haben, wie z. B. St. Hilaire, Sarmiento und Andere. Nach diesen übertreffen die Zambos, welche man gewohnt ist Bestien nennen zu hören, die alle Niederträchtigkeiten und Schlechtigkeiten beider Racen in sich vereinigen sollen, ohne auch nur die geringste Spur der guten Eigenschaften zu haben, an Kräften, an Wohlgestalt und an geistigen Fähigkeiten ihre beiderseitigen Eltern. Sie benutzen ihre Kräfte zur Bebauung des Ackers, sind friedliche Landbewohner, nicht eigentlich Bauern nach unserm Sinne, wohl aber Gärtner und sie versorgen mit den Producten ihres Fleißes die Städte; dazu haben sie eine gewisse Industrie unter sich entwickelt, welche

sie wieder ziemlich unabhängig von den Städten macht, denn sie spinnen und weben ihre Zeuge selbst, sie machen sich ihre einfachen Geräthschaften, verfertigen Kochgeschirre aus Thon und leben überhaupt in ganz guten Verhältnissen. St. Hilaire glaubt sogar, daß durch diese Zambos eine fortschreitende Civilisation in Aussicht stände und er hofft, daß es möglich sein werde, die Verbindung von Negern mit Indianerfrauen auf alle mögliche Weise zu unterstützen und dadurch eine Bevölkerung hervorzubringen, die, kräftig und lebensfähig, einst diese glücklichen und reich begabten Länder bewohnen werde, indessen dieselben jetzt nur Wüsteneien enthalten; Typen, wie die nebenstehende Zeichnung sie bietet, scheinen wohl geeignet, diese Annahme zu unterstützen.


Fernando Branco. (Mischling von einem Spanier und einer Amerikanerin. Bolivischer Staatssecretair)

Ein anderer Schriftsteller erklärt: die Zambos der Argentinischen Republik hätten viele sehr glückliche Eigenschaften, seien thätig, strebsam und dem Fortschritt in der Cultur sehr geneigt, sie suchten selbst Gelegenheit auf, um etwas zu lernen, sie vermietheten sich bei Handwerkern, um denselben ihre Künste abzusehen und sie daheim für sich anzuwenden, was alles höchst lobenswerth genannt werden müßte, wenn es sich durchweg bestätigte. Dabei soll es ihnen durchaus nicht an Muth fehlen, welcher, von ihrer großen Freiheitsliebe unterstützt, leicht gefährlich werden könnte.

Alle diese sehr verschiedenartigen Meinungen oder auch Resultate von Beobachtungen haben zu einer ganzen Reihe von Hypothesen geführt, welche darthun sollen, was für Folgen die Vermischung von Racen haben müsse; aber wie die Beobachtung selbst, so sind auch diese Hypothesen einander sehr widersprechend und sie verlieren deshalb viel von ihrem Werth. Der Eine erklärt, die Mischung verschiedener Typen bringe durchgängig eine

Verschlechterung aller körperlichen und geistigen Eigenschaften hervor und stützt sich auf die Mischlinge von malayischen Mädchen und holländischen Männern auf Java. Ein Anderer behauptet, die Vermischung der verschiedenen Racen sei das sicherste Mittel, den gesammten Menschenschlag der Erde zu erheben, zu verbessern. Man stellt sogar die Behauptung auf, daß erst in der Vermischung aller verschiedenen Hauptstämme unter einander (dergestalt, daß jedes Individuum Antheil an dem Blute aller Racen habe) das Endziel der Entwickelung der Menschheit sei, und er stützt sich auf die glückliche Mischlingsrace, welche Neu-Seeland darbietet, wo die Eingeborenen und die Europäer in einander übergehen.

Wieder andere Ansichten gehen dahin, daß Mischlinge überhaupt lediglich nicht kräftig und kaum einmal geeignet wären, die neu entstandene, die Mischlingsrace selbstständig fortzuführen, woraus sich z. B. ergeben würde, daß, wenn nicht immerfort neue Verbindungen zwischen Negern und Weißen entstünden, wodurch sich das Geschlecht der Mulatten vermehrte, sie als fortpflanzungsunfähig aussterben würden. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß diese Annahme jeden Grundes entbehrt und daß der geringe Anschein, den sie für sich hat, sich ganz einfach darauf zurückführen läßt, daß die Mulattenmädchen keine Neigung haben, sich mit Mulattenmännern zu verbinden, die sie für unter sich stehend erachten; sie wollen lieber die Concubine eines Weißen als die Frau eines Mulatten sein und sie halten das erstere für eine Ehre, das letztere für eine Schande. Wo nun doch zwischen zwei Mulatten eine Ehe geschlossen wird, ist diese vollkommen fruchtbar und man hat nachgewiesen, daß es Familien gegeben, welche bis in die fünfte Generation die Mischlingsfarbe der Mulatten fortgepflanzt haben, daß also Kinder von Mulatten und Enkel von Mulatten reiner Abart sich fortpflanzungsfähig gezeigt und so mit einander verbunden haben.

Im Uebrigen scheinen solche Untersuchungen ganz überflüssig, erstens wird sich niemals eine Norm aufstellen lassen, welche so allgemein gültig wäre, daß man nichts dagegen einwenden könnte, zweitens aber sind es nicht die Mischlinge allein, welche zu solchen Betrachtungen Anlaß geben, man sieht ganze Familien, ganze Volksstämme sich als sehr fruchtbar, aber auch als sehr unfruchtbar erweisen, sonst wäre ja überhaupt das Verlöschen, das Aussterben von Familien gar nicht möglich, wir haben ja dieser Beispiele in solcher Zahl, daß man Beweise dafür in ganz beliebiger Menge hernehmen könnte. In den bürgerlichen Ständen pflegt man noch nicht viel auf Stammtafeln zu halten, aber die alten Adelsfamilien haben sie noch jetzt, wo sie ihr Ansehen beinahe ganz verloren haben, indem es keine Schande mehr für einen Grafen ist, eine Bierbrauerstochter zu heirathen, wenn sie nur

Geld hat. (In einem anderen Falle allerdings unterläge eine solche Verbindung einem sehr gerechtfertigten Tadel.)

Wer nun wüßte nicht von ausgestorbenen Familien? sollte man da etwa annehmen, vor 100 oder 150 Jahren sei in dieser Familie Racenmischung vorgekommen, welche eine Verschlechterung des Stammes herbeigeführt, seine Zweige allmälig ihrer Fruchtbarkeit beraubt und den ganzen Baum auf diese Weise dem Untergange entgegengeführt habe? Ein Jeder sieht auf den ersten Blick das Alberne einer solchen Behauptung ein und so dürfte es denn wohl auch mit der Ansicht von der mangelnden Lebensfähigkeit der Mischlinge überhaupt und der Mulatten insbesondere sein. Auch hat sich die Mischung von Arabern und Aethiopiern oder Abyssiniern, die der Türken und der Mauren, die der Spanier und der Einwohner von den Philippinen so gut als lebenskräftig, fortpflanzungsfähig, wie überhaupt auch als schön und nicht selten als schöner wie beide Eltern gezeigt. Gleiches gilt von den Abkömmlingen der Holländer und Hottentotten, die eine ganz neue Nation bilden, die Griquas, welche sich nur unter einander verbinden, da sie die Hottentotten hassen und von den Weißen gehaßt und gefürchtet werden.

Aehnlichkeiten zwischen dem Schweine und dem Menschen.

Es war in früheren Zeiten fast allgemein im Gebrauch, den Bau des Menschen mit dem des Schweines zu vergleichen. Man glaubte annehmen zu dürfen, der ganze innere Bau dieser beiden Thiere, des Menschen und des Schweines, sei gleich und man studirte menschliche Anatomie ganz gemüthlich bei dem Fleischer. Nicht etwa, daß der Vater erklärend zu seinen Kindern trat, wenn daheim ein Schwein geschlachtet wurde und sprach: seht, liebe Kinder, so sieht der Magen aus beim Menschen und so die Lunge, die Leber u. s. w. — die Sache ging viel weiter, als man sich träumen läßt. Zwischen den Aerzten der Universität Heidelberg und den Aerzten von Baden-Durlach entstand ein Streit über die Lage des Herzens im Menschen und Serenissimus erließen einen hohen landesherrlichen Befehl zu einer Ocular-Inspection an einer frisch zu schlachtenden Sau (es geschah freilich am Ende des 17. Jahrhunderts, aber auch damals hätten Aerzte wohl gescheuter sein müssen).

Von den Zeiten des Galenus schreibt sich die Behauptung her, das Menschenfleisch schmecke wie Schweinefleisch, denn dieser würdige alte Arzt erzählt im 10. Buche seines Werkes von den einfachen Arzneimitteln, daß öfter Fälle vorgekommen seien, wo Gahrköche den Gästen Menschenfleisch

statt Schweinefleisch vorgesetzt hätten, auch sei ihm selbst von glaubwürdigen Gewährsleuten erzählt worden, daß sie solch' Gericht in den Wirthshäusern mit Appetit verzehrt, natürlich ohne zu ahnen, was es sei, bis sie einmal einen halben Finger darin gefunden und sich dann mit Grausen davon gemacht aus Furcht vor dem Wirthe, der denn auch bald nachher bei einem solchen Schlachtfeste sammt seinen Mitschuldigen ertappt worden sei.

Trotz dessen, daß die beiden gedachten Behauptungen sich in keiner Weise bestätigen, weder das Schwein innerlich so gebaut ist wie der Mensch, noch auch sein Fleisch so schmeckt wie das des Menschen — trotz dessen sind doch große Aehnlichkeiten zwischen beiden zu finden, wenn schon von sehr anderer Art als die gedachten.

Schwein und Mensch sind beide vollkommene Hausthiere, beide sind in allen fünf Welttheilen verbreitet, beide sind animalia omnivora, Allesfresser, beide sind durch ihre weite Verbreitung allen den Ausartungen preisgegeben, welche durch Klima, Lebensart, Nahrungsmittel 2c. hervorgebracht worden, beide unterliegen daher auch vielfachen Krankheiten und zwar auffallend solchen, die bei anderen Thieren selten oder gar nicht vorkommen, z. B. dem Finnenwurm und dem Blasenstein, womit zugleich die Behauptung widerlegt wird, daß dieser sein Entstehen meistentheils dem zu vielen Weingenuß verdanke. In Wahrheit, Schweine werden in der Regel nicht allzu reichlich mit Wein als täglichem Getränk versehen.

Ich führe das Schwein hauptsächlich vergleichsweise an, weil sich bei demselben die Ausartung am deutlichsten und besser als an anderen Thieren nachweisen läßt. Die Abstammung des Hausschweines vom wilden Schwein hat wohl noch kein Naturforscher geleugnet, aber man kann auch dem Ungläubigsten die Nachweisung führen, daß Hausschweine in wilde übergehen und daß jung eingefangene Frischlinge, unter die anderen Schweine gemengt, diesen ganz gleich und auch ebenso zahm wie diese werden, und umgekehrt junge, in Wälder entlaufene zahme Schweine so vollständig verwildern, daß es unmöglich ist, sie von in der Wildniß geborenen zu unterscheiden, falls nur die schwarze Farbe vorhanden ist. Der Verfasser selbst war bei einer Jagd, bei der sich der merkwürdige Umstand ergab, daß eines der geschossenen Wildschweine verschnitten war, eine Operation, welche die Schweine unter sich nicht vorzunehmen pflegen.

In Italien sieht man durchweg schwarze Schweine zu Markte bringen, es existiren dort keine anderen und darum pflanzt sich diese Race ununterbrochen in gleicher Art fort. In der Schweiz giebt es Rinder von brauner Farbe mit einem weißen Gürtel um den ganzen Leib, sie sind unter dem Namen Gürtelvieh allgemein bekannt. Es pflanzt sich diese Eigenthümlichkeit

unter diesen Thieren in ununterbrochener Reihe fort und man könnte die Zahl der Beispiele ganz beliebig vermehren.

Um aber bei den Aehnlichkeiten stehen zu bleiben, so findet sich z. B., daß die Statur- und die Größenverhältnisse bei den Menschen gerade so mannigfaltig sind wie bei den Schweinen. Es ergiebt sich, daß der Schädel der Menschen von verschiedenen Racen gerade so von einander abweicht, wie bei den genannten Hausthieren; es ergiebt sich, daß es hoch- und dünnbeinige Schweine giebt, wie es dergleichen Menschen in Neu-Holland giebt, ja sogar das Haar dieser Hausthiere hat ähnliche Eigenthümlichkeiten, und man nimmt wahr, daß es bei den blonden Schweinen viel weicher ist, als bei den schwarzen. In der Normandie hat man beinahe nur diese sogenannten weißen, in der That aber schmutzig gelb aussehenden Schweine, ihre Haare sind am ganzen Körper länger und selbst die Rückenborsten so viel weicher, daß sie für den Bürstenbinder gar nicht zu brauchen sind.

Vererbung zufälliger Eigenthümlichkeiten.

So sehen wir wohl, daß die allerauffallendsten Verschiedenheiten sich finden können bei einem Thier, über dessen Species Niemand in Zweifel ist, sogar zufällige Eigenheiten werden mitunter erblich, warum sollte es bei natürlichen nicht der Fall sein? Die abscheuliche Sitte der Verstümmelung der Thiere hat dieses zum Vorschein gebracht. In England war es eine allgemeine Sitte, den Pferden die Schwänze bis auf einige Glieder abzuhauen, eine wahrhaft bestialische Operation wurde noch an den armen Thieren vorgenommen, damit sie den Schwanzstummel hoch tragen sollten und außer Stande waren, die empfindlichsten Theile ihres Leibes zu bedecken, nebstdem sie auch außer Stande waren, sich die lästigen Insecten, Bremsen und dergl. abzuwehren.

Zootomische Untersuchungen haben nach Blumenbach's Angabe ergeben, daß sehr viele der in England gezüchteten Pferde Schwänze mit einer Verkürzung von drei bis vier Gliedern haben. Der große Naturforscher erzählt dasselbe von einer Hündin, welche jedesmal beim Werfen von Jungen einige mit ganz kurzem Schwanz hatte.

Es wären allenfalls nicht gar zu tief greifende Beispiele, da sie von Thieren herrühren, welche überhaupt eine bei weitem größere Reproductionskraft haben als die Menschen, aber es fehlt bei diesen auch keineswegs an Beispielen. So erzählt Osann, daß die zufällige Verstümmelung und Verkrümmung des kleinen Fingers eines Mannes sich auf die Kinder vererbt

habe und Blumenbach bestätigt dieses aus eigener Anschauung, da er später den Vater und die erwachsenen Kinder persönlich kennen lernte.

Man kann mit Recht dagegen den Einwurf machen, daß, wenn dieses der Fall wäre, sich doch bei den Juden die Verstümmelung, welche sie aus Religionspflichten an ihren Knaben vornehmen, wohl auch einmal von selbst zeigen müßte.

Nun denn, das geschieht auch und zwar durchaus nicht selten, so daß die Juden sogar für diese Erscheinung eine eigene Benennung haben: „Nauld Mohl" (beschnitten geboren). Die Vorhaut ist in diesem Falle so kurz, daß es außerordentlich schwer wird, die von der Religion vorgeschriebene Verkürzung wirklich noch vorzunehmen, ein Umstand, den man von jedem jüdischen Beschneider wird näher erfahren können.

Ist dies nun der Fall mit künstlichen Verstümmelungen, wie sollte es nicht mit Besonderheiten möglich sein, welche durch die Natur hervorgebracht worden sind? Wir haben angeführt, daß eine Engländerin eine borstenartige, eine beinahe stachelschweinartige Behaarung gehabt und daß sich diese Sonderbarkeit auf ihre Kinder übertragen habe, so daß die weise englische Regierung diesem wunderlichen Stamme die weitere Verheirathung versagt habe, damit sich die Abnormität eben nicht fortpflanze. Wäre die Regierung nicht so weise gewesen, so würden wir jetzt vielleicht eine ganz neue Race von Borsten- oder Stachelmenschen haben. Die Erblichkeit solcher Unvollkommenheiten, Sonderbarkeiten, ja mancher Krankheiten ist allgemein bekannt. Die Schwindsucht überträgt sich von den Eltern auf die Kinder, die Hämorrhoiden sind erblich. In mancher Familie sind die Kahlköpfe, in mancher die schlechten Zähne, die dünnen Haare erblich; glücklicherweise vererben sich die Eigenthümlichkeiten nicht blos von einer Seite, sondern von beiden Seiten auf die Kinder. Heirathet ein Mann, der schlechte Zähne oder sehr dünne Haare hat, ein Mädchen, welches an dem nämlichen Fehler leidet, so werden die Kinder gewiß diesen Fehler, vielleicht im verstärkten Maaße an sich tragen. Hat der Vater aber schlechte Zähne und die Mutter besonders gute, so werden die Zähne der Kinder zwar nicht so schön wie die der Mutter, jedenfalls aber viel besser als die des Vaters sein.

Demnächst ist eine Thatsache, welche wohl Niemandem entgangen sein kann, die Ungleichheit der Kinder eines Ehepaares unter sich und die Unähnlichkeit zwischen Kindern und Eltern. Man findet häufig zwar Aehnlichkeiten, aber man findet sie häufiger zwischen einander ganz fremden Personen, als man sie regelmäßig findet zwischen Geschwistern und zwischen Kindern und Eltern. Umgekehrt vererben sich die Verschiedenheiten, welche in einer Familie entstanden sind, auf die Nachkommen der einzelnen Glieder und sie fixiren sich wohl gar, wenn zwei Personen, die solche Eigenthümlich-

keiten haben, sich mit einander verheirathen. Wer Neigung hat einigermaßen zu beobachten, wird wohl schon wissen, daß es Familien giebt, in denen beinahe nur bucklige Kinder geboren werden, daß es Familien giebt, in denen sich die Kahlköpfigkeit fortpflanzt, sowie es wieder andere giebt, in denen Krankheiten, wie die Skropheln, die Schwindsucht, sich vererben in einer so erschreckenden Weise, daß der Physiolog, ohne ein Prophet zu sein, den Mitgliedern solcher Familie ihr trauriges Schicksal voraussagen könnte, wenn es nicht gegen die Menschlichkeit verstieße, dergleichen zu thun, indem ein solches entsetzliches Schicksal nur dadurch zu ertragen ist, daß man es nicht kennt.

Es giebt nun allerdings so wenig ein Land der Buckligen, wie es ein Land der Hinkenden giebt, obwohl Gellert ein solches wirklich gefunden hat, andere Krankheiten dagegen zeigen sich so allgemein, daß man fast an deren Erblichkeit glauben sollte, wie z. B. die unter den Mädchen in Holland allgemein verbreitete Leukorrhöe, welche aber von dem Mißbrauch des Feuerstübchen des erbärmlichen Theewassers und des noch viel schlechteren Kaffees und anderer erschlaffenden Nahrungsmittel und Gewohnheiten herrührt.

In Europa wird es nicht leicht vorkommen, daß Abnormitäten sich in solcher Art vererben, wie es nöthig wäre, wenn dieselben gewissermaßen volksthümlich werden sollen, gewiß aber ist es, daß, wenn eine Familie irgend einen Fehler fortpflanzt, wir wollen nur annehmen, dünne Haare und in Folge dessen Kahlköpfe — und diese Familie irgendwo in einem menschenleeren Gebirgswinkel von fremder Einwanderung unberührt ein Jahrhundert wohnen bliebe — derjenige Reisende, der sie nunmehr nach Zurücklegung der dritten und im Vorhandensein der vierten Generation auffände — unbedenklich würde sagen können, dort wohne ein Volk von Kahlköpfen.

Sowie sich die Abnormitäten oder die Formfehler fortpflanzen, so pflanzen sich im Gegentheil auch wieder die normalen Formen fort und sie geben dann Veranlassung zur Ausgleichung. Um bei dem gedachten Beispiel stehen zu bleiben, so wird ein junger Mann, einer Familie angehörig, die im 30. Jahre das Haupthaar bis zur Kahlköpfigkeit verliert, mit einem Mädchen verehelicht, in deren Familie dieser Fehler gar nicht herrschend ist, Kinder erzeugen, bei denen der Haarverlust erst im 40. Jahre eintritt und wenn ein Abkömmling dieser Familie sich wieder in glücklicher Weise verbindet, so ist anzunehmen, daß damit vielleicht der Fehler der erstgedachten Generation ganz beseitigt sein werde.

Dieses giebt die vielen Varietäten, die man überall wahrnimmt. Die Farbe der Haut und die Farbe der Haare ist ebenso gewiß erblich als die Uebel der Zähne oder der Reichthum des Haares. Unter den blonden Schweden fand man vor einem Jahrhundert beinahe gar keine schwarz-

haarigen Menschen, unter dem vornehmen Adel Englands, der sich in zwei feindliche Lager spaltet, den angelsächsischen und den normännischen, findet man den Typus der beiden Varietäten so klar und auf den ersten Blick schon so deutlich ausgesprochen, wie den Haß, der diese beiden Geschlechter trennt und der sich in gegenseitiger Nichtachtung genügend offenbart.

Bei den Thieren ist dieses Vererben von körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten so vielfach beachtet worden, daß es aufgehört hat, zweifelhaft zu sein. Die Abkömmlinge von edlen Hengsten in den großen Gestüten werden in der Regel als zweijährige Füllen verkauft und man bezahlt sie mehr oder minder hoch nach den Eigenschaften des Vaters, obschon dieselben sich in dem Kinde noch gar nicht entwickelt haben. Man rechnet darauf, daß sie kommen werden. Dem Verfasser ist ein Beispiel bekannt, wo vor dem Ankauf eines wunderschönen weiblichen Füllens Seitens der Gestütverwaltung gewarnt wurde, weil es der Abkömmling eines sehr bösen und bis jetzt noch nicht gebändigten Arabers war, dessen Kinder zwar alle Schönheit ihres Vaters, aber auch alle Tücken desselben besaßen. In natürlicher Folge dieses Uebelstandes war der Preis für das schöne, junge Thier nur ein geringer und deshalb wurde es trotz der ergangenen Warnung auch gekauft, aber sehr zum Nachtheil des Käufers, denn weder freundliche noch harte Behandlung fruchtete etwas, der Eigensinn des Thieres war nicht zu besiegen, es war weder zum Reiten noch zum Ziehen zu benutzen, und nach mehreren Unglücksfällen, die es verursacht hatte, wurde es trotz seiner Schönheit verschenkt und wiederholt immer wieder verschenkt, indem der jedesmalige Besitzer immer froh war, dasselbe wieder los zu sein.

Welch' ein Vortheil für das Land würde daraus erwachsen sein, wenn man den Eigensinn des Vaters mit dem der Tochter gepaart und durch einige Generationen fortgepflanzt hätte!

Sowie angeborene, so setzen sich auch angewöhnte Eigenschaften fort. Es wird ganz leicht, Ochsen in den Pflug zu spannen, wo dies überhaupt Sitte ist, die Thiere sind daran gewöhnt; sie vererben sowohl die Fähigkeit zu ziehen, als die Geduld, welche zum Erlernen des Ziehens nöthig ist, von Geschlecht zu Geschlecht. Wo man die Kühe melkt, findet diese Operation gleich bei ihrer ersten Anwendung keine Schwierigkeiten, wo man dieses selten und nicht regelmäßig thut, wie im südlichen Europa, geben die Kühe durchaus keine Milch, wenn nicht das Kalb dabei steht. Gute Jagdhunde vererben nicht sowohl ihre Dressur als die Fähigkeit dressirt zu werden auf ihre Kinder, und bei recht guten Thieren dieser Art ist es wahrlich interessant zu sehen, mit welcher Geschicklichkeit, mit welcher Methode die Mutter ihr Kind in der Kunst zum Stehen vor dem Wilde und zum Zuspringen zur rechten Zeit unterrichtet, und sie wendet dabei in den ersten

Malen so entschiedene Zwangsmittel an, daß man den jungen Hund häufig bluten sieht, später genügt das bloße Zähnefletschen schon, um seine Jagdlust zu dämpfen, denn er weiß, daß die Mama nicht mit sich spaßen läßt, noch etwas später braucht sie auch nur einen Seitenblick auf ihn zu werfen, um ihn zu zügeln.

Solch' ein Hund versteht seine Sache besser, als wenn er auf der hohen Schule mit Peitsche und Korallenhalsband durch einen Professor der Dressirkunst, durch einen alten, grausamen Jäger ausgebildet worden wäre, und hier ist gewiß nur etwas Angelerntes vererbt und ausgebildet, denn das Natürliche in dem Hunde ist, nicht vor dem Winde zu stehen und zu warten, bis der Jäger es schießt und die Beute für sich behält, sondern dem Wilde nachzuhetzen, es zu fangen und selbst zu verzehren.

Auch von körperlichen Eigenthümlichkeiten gilt etwas ganz Aehnliches. In Nordamerika hat sich eine ganz neue Race von Schafen eingefunden, welche dort absichtlich gezüchtet wird, nachdem sie zufällig entstanden war. Im Jahre 1791 kam bei einem Farmer in Mussachusetts unter seinen Lämmern eines zum Vorschein, welches ganz ungewöhnlich kurze Beine hatte. Das Thier wurde der Curiosität wegen als eine Art Mißgeburt aufgezogen und man entdeckte an demselben, nachdem es erwachsen war, eine höchst schätzenswerthe Eigenschaft. Seiner kurzen Beine wegen konnte es nicht über die Fenze, über die Einzäunungen springen. Da das Thier bei den kurzen Beinen einen langen Körper und auf demselben genügende Wolle hatte, so fiel dem Farmer ein, daß es gerade der gedachten Eigenschaft wegen zweckmäßig sei, die Fortpflanzung dieser Abart zu versuchen, und diese gelang über alle Erwartung. Die belegten Mütter warfen nicht eine Mischlingsrace, sondern entweder ein Lamm, das ihnen vollständig glich oder ein solches, das dem Vater ganz ähnlich war, und so verbreitete sich diese Abart allmälig über den nördlichen Theil der Union, so daß man diese Art Schafe jetzt daselbst häufiger sieht als die gewöhnliche uns bekannte, welche keine kurzen Beine hat. Der Stammvater dieser Abart war lange Zeit als eine Art Wunderthier betrachtet und das um so mehr, als man gleich ganz richtig auf die Hauptsache einging, daß er nicht der Nachkömmling eines eben so gestalteten Widders sei, sondern daß er offenbar eine Mißgestalt genannt werden müsse, welche Mißgestalt sich so fortpflanze, wie eine ähnliche Mißgestalt bei den ungarischen Schweinen, die zusammengewachsene Zehe nämlich, der Fuß derselben endet nicht in einer gespaltenen, sondern in einer ungespaltenen Klaue, was ganz und gar gegen die Art verstößt, indem alle, die wilden wie die zahmen Schweine, gespaltene Klauen haben, auch die der allerentferntesten Gegenden, die chinesischen, die südafrikanischen so gut als die in der Mitte von Europa wohnenden.

Vieles bei diesen Vererbungen ist noch völlig unerklärt. So kann man durchaus keinen Grund finden, warum wilde Rinder, wilde Schweine, wenn sie eingefangen und gezähmt werden, schon in der zweiten Generation anfangen, die ihnen ursprüngliche, die allen Thieren dieser Species ohne Ausnahme zukommende eigenthümliche Farbe zu verlieren. Die wilden Katzen sind alle grau, die zahmen sind entweder grau und gestreift, oder grau und nicht gestreift, oder ganz weiß, ganz schwarz, ganz hochgelb oder sie haben ein Fell, das aus zwei oder auch drei dieser Farben zusammengesetzt ist. Die indischen Büffel mit den langen, schön geschweiften Hörnern sind schwarzbraun, wenn man wilde Kälber jung einfängt, in der Gefangenschaft erwachsen läßt und von ihnen Junge zieht, so verändern sie sich in der zweiten Generation bereits dadurch, daß sie scheckig werden. In der dritten Generation treten zu der ursprünglichen Farbe schon andere.

In Paraguay wurde auf einem der großen Landgüter der Jesuiten ein Bulle ohne Hörner zur Zucht gebraucht und seine sämmtlichen Abkömmlinge hatten denselben Fehler (aus diesem und dem oben angeführten Falle mit den Schafen in Nordamerika, welche daselbst sehr verbreitet sind und den Namen Otterschafe führen, weil man ihren lang gestreckten Bau bei sehr niedrigen Füßen mit dem der Fischotter vergleicht, könnte man schließen, daß der Vater vorzugsweise für die Bildung seiner Nachkommen sorge). Es lassen sich von den mehrsten Hausthieren solche Verwandlungen anführen und es läßt sich nach der Vielfältigkeit der Beobachtungen nicht mehr annehmen, daß immer Zufälligkeiten im Spiele wären, man ist genöthigt, die Vererbungsfähigkeit solcher Abnormitäten als wirklich bestehend anzuerkennen.

Die Folge von solchen Vorkommnissen war, daß man sehr häufig davon Gelegenheit nahm, das gesammte Menschengeschlecht für ein einheitliches zu erklären. Man sagte, so gut wie dergleichen Abnormitäten entstehen können, und diese sich fortpflanzen, ebenso gut wie bei Thieren kann dies auch bei Menschen geschehen. Es steht nichts der Annahme entgegen, daß ein blondes Menschenpaar unter seinen Abkömmlingen welche mit schwarzen Haaren zähle und es werden Beispiele der Art unter uns zur Genüge angeführt (die Juristen, welche in dergleichen Dingen sehr ungläubig sind, gehen da, wo das Factum sich nicht leugnen läßt, höchst unzart auf die römische Gesetzgebung zurück, nach welcher zwar mater certa, aber pater incertus). Wenn aber von den Naturforschern eine solche Verschiedenheit der Abkömmlinge behauptet wird, so ist immer die Rede von einem Falle, in welchem eine solche Ungewißheit des Erzeugers unmöglich ist, nur allerdings ist für diesen Fall auch überhaupt gar nichts erweislich. Aber dies ist gewiß, wie schwach ein solcher aus der Oekonomie der Thiere hergenommener Beweis auch sein möge, er ist doch eben so gut als eine große Menge anderer Beweise, welche

man für das Gegentheil aufgestellt hat, und am Ende will man ja nichts weiter sagen, als daß plötzlich entstandene Eigenthümlichkeiten sich in langer Reihe fortpflanzen. Waitz sagt a. a. O.: „Jedenfalls reichen die Fälle von Vererbung individueller Eigenthümlichkeiten hin, um einen Weg zu zeigen, auf welchem die Entstehung sehr verschiedener Racen möglich, wenn sie auch nicht erkennen lassen, auf welche Weise sie bei dem Menschengeschlechte wirklich vorgegangen ist. Zugleich eröffnen die Thatsachen, welche von einer Uebertragung selbst gewisser leiblicher und geistiger Charaktere, oder vielmehr für einen prädisponirenden Einfluß aus der erworbenen Bildung auf die Begabung der Nachkommen sprechen, einen psychologisch und culturhistorisch höchst interessanten Gesichtspunkt, aus welchem die allmälig fortschreitende Umbildung und Entwickelung eines Volkes in leiblicher wie in geistiger Rücksicht eine eigenthümliche Motivirung erhält."

Zu dem, was wir oben über die Vererbung von Eigenthümlichkeiten oder von Krankheiten bei Menschen gesagt haben, läßt sich noch Manches hinzufügen, was kaum eines besonderen Nachweises bedarf, weil es allgemein bekannt ist.

Der Vater Friedrich's d. Gr. hatte eine ganz besondere Neigung für große Leute und der erste Mann der Riesengarde fing mit 8 Fuß an und kein Mann im zweiten Gliede hatte weniger als 6 Fuß.

Er wollte einen großen Menschenschlag erzielen und verheirathete, wenn irgend möglich, diese Riesen mit großen, kräftigen und wohlgebildeten Bauerdirnen, und in der That, er hat sich nicht verrechnet, es gelang ihm noch, während seines Lebens die Riesengarde aus seinen Landeskindern zu completiren und hätte sein Nachfolger die Neigung seines Vaters getheilt, so würden die Bewohner der Mark wirklich das geworden sein, was die Patagonier nach Angabe der früheren Reisenden sein sollten, ein Volk von Giganten.

Die sprichwörtlich gewordene Hängelippe in dem österreichischen Kaiserhause, welche man fälschlich die Habsburgische nennt, ist ein Erbtheil aus dem Hause der Jagellonen, mit welchen die Habsburger sich ehelich verbanden und sie hat sich durch eine ganze Reihe von Generationen bis zu dieser Stunde erhalten, gewiß ein Beweis der Hartnäckigkeit solcher Eigenthümlichkeiten in der Vererbung.

Schlimmeres erfahren manche Familien, in denen die Blindheit erblich ist und zwar in der traurigen Weise, welche tiefer eingreifend in das Schicksal der Betroffenen ist, als das Unglück, blind geboren zu werden. Einzelne Mitglieder solcher Familien werden nämlich mit fehlerfreien Augen geboren, aber die Sehkraft des Auges beginnt im 30. Jahre zu schwinden und ist im 40. ganz erloschen, ohne daß dem Auge äußerlich irgend ein Fehler

anzusehen wäre, es ist der schwarze Staar, der die Unglücklichen betrifft, doppelt unglücklich, weil sie wissen, was ihnen bevorsteht, und nur der einzige Trost bleibt, daß nicht alle Mitglieder ihrer Familie, sondern nur einzelne erblinden.

Auch der Albinismus muß unter solche erbliche Fehler gezählt werden. Er ist nicht allein unter den Negern zu Hause, eine Meinung, welche sich vielleicht lediglich daher schreibt, daß man die mit dieser Krankheit behafteten Menschen weiße Mohren nennt, sondern er kommt ebenso gut unter weißen und braunen, wie unter schwarzen Menschen vor. Unter den Thieren, besonders unter einigen Species, ist er sehr häufig. Weiße Tauben, weiße Mäuse, Kaninchen und dergleichen sind Albinos gerade so wie weiße Menschen, die schon in ihrer Jugend ganz weiße Haare, Augenbrauen, Augenwimpern haben. Was zur Entscheidung, ob solch' ein Mensch oder Thier ein Albino sei oder nicht, führt, ist nicht die weiße Farbe der Haare, sondern die hell feuerrothe Farbe der Iris. Solche Albinos haben, wie man sich fälschlich ausdrückt, rothe Augen. Es ist nicht das Auge, sondern nur die mittlere, gefärbte Stelle derselben, welche diese leuchtende Röthe zeigt.



Gefleckter Neger und Stachelmensch (S. 429).

Bei uns im mittleren Europa ist diese Abart so selten, daß einige der damit Behafteten sich für Geld sehen lassen, in Central-Amerika dagegen, und vor allen Dingen auf der Landenge von Panama kommen Albinos in solcher Menge vor, daß man sie für eine besondere Menschenrace gehalten hat.

Diese Krankheit ist vollständig erblich, wie viele ähnliche Mißbildungen, vorausgesetzt, daß man den Albinismus dazu zählen dürfe, was manche Naturforscher nicht thun. Prichard gehört zu diesen, er erklärt den Albinismus nicht für eine Krankheit oder Mißbildung, sondern glaubt, daß die

damit behafteten Menschen lediglich von besonderer Zartheit seien, zarter als andere, wie schon die blonden zarter sind als brünette Menschen, diese zarter als schwarzhaarige, diese noch immer zarter als solche mit brauner Haut und dunklem Haar (Spanier, Griechen, Mauren) und selbst diese noch immer viel zarter als die eigentlichen Neger.

Auch auf den Südsee-Inseln hat man den Albinismus sehr häufig bemerken wollen, wenn schon die sehr oberflächliche Art, in welcher die Beobachtungen in früherer Zeit gemacht, zweifelhaft läßt, ob diese Menschen Albinos oder blos von sehr zarter Farbe gewesen sind, es ist dabei fraglich, ob das Kennzeichen des Albinismus, die rothe Farbe der Iris, vorhanden gewesen, keiner der Beobachter nämlich spricht hiervon und wenn junge Leute von den Tonga-Inseln auf Otahaiti gesehen werden, so dürfte wohl nicht zweifelhaft sein, daß man sie für Albinos halten würde.

Wenn man im Jahr 1832 in Neu-Süd-Wales (Neu-Holland) einen Menschen mit weißer Haut, blondem Haar und lichtblauen Augen gesehen hat, so war dies ebenso wenig ein Albino trotz seiner hellfarbigen Haut, wie ein im Jahre 1844 im Innern von Afrika gefundener Neger mit hellbrauner Haut, rothem Haar und Bart und grüner Iris, in beiden Fällen ist wohl an eine Bastarderzeugung zu denken. Auch die Gebrüder Lander führen Aehnliches an:

„Ein Fetisch-Priester kam aus einer nahen Stadt heut Morgen, uns zu besuchen, und wollte die gewöhnliche Sprache seines Handwerks mit uns reden, allein wir wußten dieselbe zu hemmen, indem wir ihn mit ein paar Nadeln beschenkten. In seiner Kleidung und Ausschmückung bemerkten wir nichts Besonderes, aber an seinem Körper bemerkten wir etwas Wunderbares. Die Hautfarbe nämlich glich einem braunen Papiere, die Augenbrauen und Augenwimpern waren silberweiß, die Augen hellblau und dessen ungeachtet waren im Gesichte die Negerzüge ganz deutlich ausgedrückt. Die Eltern des Mannes waren beide afrikanische Eingeborne, waren beide schwarz und wir vermochten die Ursache der sonderbaren Färbung des Mannes nicht zu ermitteln."

Ebenso ist es mit der weiteren Bemerkung über den Häuptling des Nufi-Volkes oder Stammes, welcher, ein „kohlschwarzer Mann", doch helle blaue Augen hat. Alle diese können nicht als Albinos bezeichnet werden, ebenso wenig diejenigen, welche zwar weiße Flecken auf der Haut haben, deren Haut selbst aber nicht unverletzt ist. Der Sitz der Farbe ist unter der Oberhaut in dem, von Malpighi entdeckten und nach ihm benannten Schleime. Wenn die Oberhaut zerstört wird, und die Zerstörung setzt sich tief genug fort, um auch in das malpighische Schleimnetz einzudringen, so verliert dieses seine charakteristische Färbung und nach der Heilung der Ver-

letzung wird die Stelle so hell von Farbe wie bei einem blonden Nordländer. Bei Thieren entstehen an so verletzten Stellen Flecke mit weißen Haaren. Das Fell ersetzt sich vollständig wieder, aber die Haare der Haut sind schneeweiß, eine Erscheinung, welche man bei allen dunkelfarbigen Pferden, die einmal durch einen nachlässigen Reitknecht gedrückt worden sind, wahrnehmen kann.

Eine schreckliche Erbschaft hinterlassen manche Familien ihren Nachkommen in den verunstaltenden Kröpfen, in dem Cretinismus, in dem erblichen Wahnsinn. Was den Cretinismus betrifft, der sich in den vielen versteckt liegenden, engen Gebirgsthälern der Schweiz ausbildet, so ist man ziemlich allgemein der Ansicht, daß er viel weniger eine Erbschaft der Eltern, als vielmehr die Folge der dumpfen Luft in diesen Thälern sei, und diese Frage hat ihre Erledigung in dem Umstande, daß die Kinder der Leute, welche leider viele Cretins in ihren Familien zählen, dieser Krankheit nicht unterliegen, wenn sie sehr früh aus diesen ungünstigen Verhältnissen herausgebracht, auf Höhen oder in das flache Land versetzt werden. Auf die Beobachtung der günstigen Erfolge stützt sich das Verfahren der Thalbewohner, ihre Kinder mit anderen zu vertauschen, die außerhalb der ungesunden Thäler geboren sind. Es ist jedenfalls höchst merkwürdig, daß Kinder aus den ebenen Gegenden, in die engen Thäler versetzt, so wenig Kröpfe bekommen oder dem Cretinismus erliegen, wie solche, die in solchen gefährlichen Gegenden geboren sind, aber in andere günstige Verhältnisse gebracht werden.


Der Kropf.

Mit den Kröpfen ist dies weniger der Fall. Weil man sie in den Gebirgen häufiger findet als in den Ebenen, schreibt man ihr Entstehen dem Einflusse des sehr kalkhaltigen Wassers zu, eine Behauptung, welche sich jedoch schwerlich halten läßt, da nicht nur in den Ebenen der Kropf auch oft genug vorkommt, sondern, was mehr sagen will, er in niederen, aber sand- und mergelreichen Gegenden, wo das Wasser überaus kalkreich ist, weil es gar kein anderes giebt, als das durch die kalkhaltigen Bodentheile filtrirte, der Kropf beinahe gar nicht vorkommt.

Die Vererbung körperlicher Absonderlichkeiten betreffend, so wären wir über dieselben so ziemlich im Reinen, die Vererbung ist vorhanden, aber da der Mensch nicht mehr, wie unsere lateinischen Fibeln sagen: „constat ex duabus partibus, ex animo et corpore" (besteht aus zweien Theilen, der Seele und dem Leibe), sondern ein lebendiges Ganzes ist, bei welchem dergleichen Unterabtheilungen nicht wohl gemacht werden, ja wohl wie Burdach meint, nicht im Einzelnen, sondern als großes, weit verbreitetes Geschlecht, ein lebendiges Ganzes bildet, welches gleich den Individuen im Einzelnen, so auch im großen Ganzen seinen Lebenslauf hat, der nicht ein Werk der Willkür und des Ungefährs, sondern in einer großen Idee begründet ist, so läßt sich wohl denken, daß auch die geistigen Eigenschaften so gut vererblich sind wie die körperlichen.

Viele Naturvölker brauchen ihre körperlichen Functionen, ihre Sinne, ihre körperliche Thätigkeit überhaupt so völlig frei und beinahe ohne Uebung, daß man diesen Gebrauch instinctmäßig nennen kann. Wir Europäer müssen im vorgerückten Knabenalter durch förmlichen, systematischen Unterricht schwimmen lernen, es werden uns die Bewegungen gezeigt, sie werden sogar ohne Hülfe des Wassers zuerst auf frei schwebenden Gurten, welche wohl den Rumpf aber nicht Arme und Beine unterstützen und tragen, gezeigt, dann giebt man dem jungen Menschen, dem Schüler, entweder ein Paar zusammengebundene Blasen unter die Arme, oder der Schwimmmeister hält den Schüler mittelst einer Leine an der Oberfläche des Wassers — welchem Südsee-Insulaner fiele dergleichen ein? Die Mutter nimmt ihr Kind täglich zum Baden mit in das Meer, natürlich bleibt es auf dem Grunde, auf dem Sandboden stehen, aber gelegentlich nimmt die Mutter dasselbe auf ihrem Arm wohl noch etwas weiter mit und wirft dasselbe dann neckend und scherzend in das Wasser, an einer Stelle, wo es den Boden mit seinen Füßen nicht mehr erreichen kann und lachend patschelt das Kind im Wasser umher gleich einem Pudel, und es kann bei der nächsten Wiederholung des Versuches schon schwimmen, ohne daß Mutter oder Vater ihm gesagt hat: du mußt es so oder so machen. Man führt als eine Art Wunder und als einen Beweis der Vervollkommnung des Menschen durch die Racenvermischung von den Kindern auf der Pitcairen-Insel an, daß sie, kaum drei Jahre alt, sich schon ganz muthvoll in die Brandung auf dem Korallenfels stürzen und darin umherschwimmen. Diese Kinder sind Nachkommen (Enkel und Urenkel) eines engländischen Matrosen Adams und der 29 Frauen von Tahiti, welche einzig übrig blieben aus einem furchtbaren Blutbade zwischen den Flüchtlingen europäischer Abkunft und ihren Begleitern von den Freundschafts-Inseln. Man braucht gar nicht bis in den Stillen Ocean zu reisen, um wahrzunehmen, wie weit die Wirkung der

Gewohnheit geht. Polen ist überaus reich an kleinen Seen, an jedem derselben liegt ein Dörfchen oder ein Dorf und man möchte wohl schwerlich an allen diesen Punkten ein Kind von drei Jahren finden, das nicht vortrefflich schwimmen könnte, der ältere Bruder nimmt den jüngeren Bruder, die ältere Schwester nimmt die jüngere mit zum Baden, was in der Sommerzeit sehr fleißig betrieben wird und so kommt es denn, daß die Kunst sich instinctmäßig fortpflanzt, während sie bei uns förmlich gelernt sein will.

In ganz ähnlicher Weise sieht man in Ungarn, in der Ukraine, in der Tatarei und eben so in den großen endlosen Grasfluren der Pampas und der Savannen in Südamerika die Kinder mit ihrem Vater oder mit ihren älteren Brüdern auf die wilden ungesattelten Pferde klettern und im dritten Jahre sie schon selbstständig und ohne Hülfe irgend eines Menschen tummeln, um so glücklicher, je wilder ein solches Pferd sich zeigt und durchaus nicht beirrt durch hundertmaliges Heruntergleiten von dem wilden Thiere. Das giebt die zähen, unbesiegbaren Reiter, denen kein Pferd zu wild, ja man möchte fast sagen, denen keines wild genug ist, denn ihr Hauptvergnügen besteht darin, das Pferd, welches mit der Schlinge gefangen worden und welches noch nie einen Reiter getragen hat, zu bezwingen, zu bändigen und auf solche Weise zum Dienst des Menschen brauchbar zu machen.

Ganz dasselbe ist es mit dem Eskimo, dem der Fang des Seehundes eine Lebensfrage ist. Das Kind wird nicht von den Eltern unterrichtet, es wird nicht belehrt, dies oder jenes zu thun, den Wurfspieß, die Harpune so oder so zu führen, das macht sich Alles von selbst, das macht sich, wie wir beim Thiere sagen würden, instinctmäßig, wiewohl wir dieses nicht vom Menschen sagen wollen.

Dergleichen Aeußerungen der geistigen Thätigkeit, übertragen auf den menschlichen Körper, finden sich bei allen Völkern vor, denn das menschliche Geschlecht ist nicht getheilt, wie es unsere Geographen thun, nach so und so viel Welttheilen, Ländern, Völkern und Stämmen, es ist nicht getheilt, wie unsere Anthropologen sagen, nach so und so viel Racen, Varietäten, Mischlingsabtheilungen, sondern es ist ein großes Ganzes und es hat seine Existenz, seinen Lebenslauf, seinen Fortschritt, seine Ausbildung gerade wie ein einzelnes Individuum.

Der Fortschritt des ganzen Menschengeschlechtes von seiner frühesten Entwickelung bildet in der Reihe von Jahrtausenden eine große zusammenhängende Kette, deren einzelne Glieder nach der anderen Richtung, aber noch kenntlicher vorliegen, indem sie Schritt für Schritt zu verfolgen sind, über die Erdfläche vertheilt in allen möglichen Abstufungen der Aus- und Durchbildung. Was sich in der Geschichte uns darstellt, was wir glauben

sollen auf die Autorität derjenigen, welche uns die Ueberlieferungen nachgelassen, das brauchen wir nicht erst zu glauben, das sehen wir vor uns, das geschieht in jedem Augenblick wieder und wir haben nur die Augen zu öffnen, um es zu sehen und uns vollständig zu überzeugen. Eine Generation überträgt auf die andere ihre physischen und ihre geistigen Eigenschaften, in ununterbrochener Kette knüpft und schlingt sich von den ältesten Zeiten her bis auf den jetzigen Augenblick die Vererbung der einmal errungenen geistigen Kräfte, und jedes Erbtheil ist ein Capital, zu welchem im Laufe der gegenwärtigen Generation die Zinsen gelegt werden, welche sie damit erwirbt, um dieses Capital der nächsten Generation um so viel vergrößert zu übergeben, damit dasselbe in der Folge und damit es immerfort geschehe und so das Stammcapital in ununterbrochenem Wachsthum bleibe, wodurch also die Menschheit immer reicher wird, indem sich immer neue physische sowohl als geistige Verhältnisse bilden.

Man geht von der ganz sonderbaren Ansicht aus, daß in früherer Zeit das Menschengeschlecht ein besseres gewesen wäre. Ein Jeder wird uns gerne glauben, daß es weder einen talmudistischen Adam gegeben habe, dessen Scheitel, wenn er auf der Erde stand, bis in den Himmel hinein reichte. Die Griechen waren nicht so kühn in ihren Schöpfungen, wiewohl sie auch Titanen schufen, welche den Olymp erstürmen wollten, aber sie gaben doch ihrem Achilles auch zwölf Ellen Länge, wie wir bereits wissen. Ein Jeder wird uns gerne glauben, daß auch die Lebensdauer des Menschengeschlechtes nicht so überaus groß gewesen ist. Wir wollen uns auf die Erklärungen über die Länge und Kürze der Jahre nicht einlassen, denn sie führt durchaus zu nichts. Wir sehen, daß die 8- und 900 Jahr alten Patriarchen im 25. und 30. Jahre heiratheten und daß ihre Weiber die Fähigkeit, zu empfangen, im 45. Jahre verloren, gerade wie die unseren, und daß auch dieser Zeitraum ihnen selbst sehr wohl bekannt war. Die alte Sarah lacht über die Prophezeihung, daß sie noch einen Sohn empfangen werde, da es ihr schon lange nicht mehr gehe nach der Frauenweise. Wir müssen daher diese Altersangaben so gut für märchenhafte Uebertreibungen ansehen, wie die Größe, Länge und Stärke der alten Helden Griechenlands, welche Felsstücke auf einander schleuderten, als wären es Bachkiesel.

Eben so wenig wird man glauben, daß in früheren Zeiten die geistigen Vollkommenheiten so unendlich viel höher gestanden haben als die unsrigen, eine Meinung, welche vorzugsweise von unseren gelehrten Schulen aus verbreitet worden ist, indem man sich wirklich überzeugt hielt, daß es niemals mehr so große, weise Staatsmänner, Dichter, Künstler gegeben habe, als zur Blüthezeit Griechenlands und Roms.

Es ist eine Thorheit, dergleichen behaupten und beweisen zu wollen,

aber es scheint in dem Menschengeschlecht, das mit sich selbst nicht zufrieden ist, eine Neigung zu liegen, das Alte, das Vergangene für besser und größer zu erklären. Wir finden dieselbe Neigung schon in jener Zeit ausgesprochen, auf welche unsere großen Schulmänner hinweisen als auf diejenige, in welcher die Philosophie, die Staats- und die Kriegswissenschaft so gut, als die Kunst und alles übrige Wissen ihren Gipfelpunkt erreicht habe. Damals schon brachte man diese Ansichten in ein System, man sagte: nicht nur die Menschheit, sondern der ganze Weltlauf habe sich verschlechtert, es sei einst ein goldenes Zeitalter gewesen, es sei diesem ein silbernes und diesem ein ehernes gefolgt und wir befänden uns jetzt im eisernen, eine Verschlechterung also habe stattgefunden in Allem, worin sie überhaupt möglich sei. Dieser Pessimismus hat sich denn auch ganz consequent auf uns übertragen, man hört die närrischsten Dinge über die gute alte Zeit, es giebt wohl schwerlich einen Menschen, der das 50. oder 60. Lebensjahr erreicht hat, der nicht selbst in unserem, wie wir gerne sagen, aufgeklärten Jahrhundert sagte, ja damals, in meiner Jugendzeit, war es freilich besser. Man lasse solchen würdigen Mann nur ausreden, man lasse ihn nur erzählen, worin es besser war, man wird äußersten Falles erfahren, daß man damals bessere Dienstboten hatte, weil sie sich nicht kleiden durften wie die Herrschaft und weil man sie bei kleinen Vergehen höchst eigenhändig züchtigen durfte. Man kann aber auch erfahren, daß in dieser guten alten Zeit ein wackerer Bürger der freien Reichsstadt Eßlingen oder Ulm oder irgend einer anderen auf öffentlichem Markte in den Bock gespannt und mit neununddreißig Kantschuhieben bestraft wurde, weil er gesagt, der hochweise Magistrat wisse auch nicht immer, was den Bürgern am dienlichsten sei! — bei der anerkannten Erblichkeit der Weisheit bei den Behörden allerdings ein gewagter Ausspruch. Wer einen solchen Zustand für einen wünschenswerthen erkennt, hat allerdings seine persönliche Berechtigung für sich, allein es möchte doch zweifelhaft sein, ob dergleichen Ansichten zu den allgemeinen gehörten. Die Thatsache aber steht ziemlich fest, daß die Schwere der Verbrechen in älteren Zeiten sowohl eine viel größere, als daß ihr Vorkommen ein viel häufigeres war.

Die körperliche Größe betreffend, so zeigen uns die alten Denkmäler, daß sie nicht abgenommen habe, eben so ist es mit der übrigen Ausstattung, es hat immer große, mittlere und kleine Menschen gegeben, wie es schöne und unschöne und wie es häßliche gab. Die sittliche Kraft ist zu den Zeiten eines Perikles wahrlich nicht größer gewesen als zu den unsrigen, und die Lustspiele des Aristophanes zeigen uns, daß zu seiner Zeit eine unglaubliche Menge von Schändlichkeiten so öffentlich getrieben wurden, daß wir um so mehr darüber erstaunen müssen, als uns die Griechen immer als Muster

der Gesittung und Verfeinerung vorgeführt werden. Wir sehen, daß die Grausamkeit der Menschen eine ebenso entsetzliche, als eine sich täglich auf die widerwärtigste Weise zeigende war. Wir sehen, daß es in jenen berühmten Zeiten Gesetze gab, die uns jetzt mit Schaudern erfüllen, die man aber nöthig fand, weil die Verbrechen so schlimm und die Zahl der Verbrecher so groß sein mochte, daß die Weisesten des Landes diese Gesetze für nöthig erachteten; wir sehen aber auch, daß diese Gesetze nur für den Schrecken hatten, der nicht reich genug war, um die Waage der Themis für sich günstig zu neigen. Außer bei den barbarischen Völkern im südlichen Europa und außer in England, wo zwar Jedermann vor dem Gesetz gleich sein soll, der Reiche aber den glücklichen Vorzug hat, damit gar nicht in Berührung zu kommen, sehen wir, daß sonst überall diese Schrecken gewichen sind.

Rücken wir ein Paar tausend Jahre näher an unsere Zeiten und beschauen wir uns das Mittelalter, die riesenhaften Helden in den eisernen Rüstungen von 80 Pfund Gewicht, was nehmen wir wahr? Erstens, daß es allerdings in großen Rüstkammern Harnische giebt, welche das angegebene Gewicht haben, zweitens aber, daß die allermehrsten derselben doch nicht 40 Pfund überschreiten. Das muß jeder Soldat unserer Armee auf dem Marsche tragen und zwar nicht als Kleidungsstück, wie es die Ritter trugen, sondern als abgesonderte Last in dem Gewehr, dem Tornister, der Patrontasche, dem Säbel u. s. w. und zwar nicht wie der wackere Ritter auf seinem Schlachtroß, sondern zu Fuß, und nicht bei einer Fehde zwischen zwei Raubrittern oder beim Ueberfall der Kaufleute auf der Landstraße, oder der Bauern, die mit ihren Marktpfennigen, dem Erlös aus ihren verkauften Früchten und Gemüsen, aus der Stadt zurückkehrten, sondern auf lang währenden Märschen und in Tage lang dauernden Schlachten. Es wird demnach die Kraft dieser Ritter wohl nicht so sehr viel größer gewesen sein, als die unserer Bauer- und Bürgersöhne, wobei übrigens nicht zu vergessen ist, daß der Vortheil physischer Ausbildung und guter Ernährung sehr auf die Seite der Ritter fällt, welche schon von Kindheit an sich in Führung der Waffen übten, welche schon von Kindheit an für sie gefertigte Waffen trugen und ihre Kräfte in ähnlicher Weise übten, wie unsere Turner. Die Größe betreffend, so zeigen die Maaße jener Rüstungen, daß die alten Ritter nicht einen Zoll voraus hatten vor den Menschen unserer Tage.

Der greise Arndt sagt in seinem Buche: „pro populo germanico" über die alte und neue Zeit Folgendes:

„Ich habe lange genug gelebt und sehe auch diese dunklen und schwarzen Dinge und Zeichen der Zeit, wie ihr sie mir zeigt, aber alle die Jahre, wohin ihr zurückweiset als auf unschuldige, paradiesische Zustände mit den jetzigen verglichen, nehme ich als solche nimmer von euch an. Wahrlich,

das Laster ging damals eben so frech, es ging in den höheren, vornehmeren Klassen frecher einher als jetzt, aber der böse Schein des Bösen und des Böseſten hat sich mehr zu den unteren Stufen der Gesellschaft herabgesenkt und macht dort größeres Getümmel, mehr Lärm und hat breiteren und schmutzigeren Boden. Dies ist der Hauptunterschied und kein anderer. Und will man im Ganzen die Zeiten und Geschlechter gegen einander halten und auf der Waage der Christlichkeit und Sittlichkeit wägen — wahrlich, wie ich schon mehrmals erklärt, ich tausche das Jahr 1850 gegen das Jahr 1760 oder 1770 nicht um. Wer das magere, bleiche und graue Angesicht des verschiedenen achtzehnten Jahrhunderts gesehen, der kann das Antlitz des Jahres 1850 nicht blos mit Kain's Fluch gebranntmarkt sehen.

„Soll ich bei diesem wahren Heidengeschrei, mit welchem man uns geradezu entartet und verdammt zur Hölle des Verderbens verurtheilen will, soll ich dabei nicht auf die ganze große Millionenmenge der kleinen in jener Zeit sehr unterdrückten und verkommenen Menschen weisen, die verknechteten Bürger und Bauern nicht gegen rechnen?

„Ich sage, Alles sieht von Innen gewiß nicht schlechter, aber Alles sieht von Außen zehnmal und hundertmal besser aus als in jenen Jahren. Auf einen Unterschied und auf einen sehr entscheidenden Unterschied will ich zum Schlusse dieses Capitels noch hinweisen. Die Menschen beten heute nicht weniger als damals, aber sie lernen und denken mehr und haben auch besser arbeiten und länger leben gelernt als damals. Wo sonst der dreißigste Mensch starb, stirbt jetzt der fünfunddreißigste, wo sonst der fünfunddreißigste starb, stirbt jetzt der vierzigste!

„Was antwortet ihr mir hierauf? Ihr könnt mir nichts Vernünftiges darauf antworten. Weil besser und menschlicher gelebt, weil freier gewirkt und gearbeitet und mehr gelernt und gedacht wird, kurz weil der Geist des Menschen sich in seinem irdischen Gehäuse wohnlicher und behaglicher fühlt — deshalb wird auch später gestorben."

Der gute, greise Arndt sagt ausdrücklich: er will nur auf diesen einen Unterschied hinweisen, wenn er das nicht gewollt hätte, wie Vieles hätte er noch anführen können und müssen. Eltern= und Verwandtenmord, namentlich in den entarteten Südländern ein täglich vorkommendes Verbrechen, ein Verbrechen, welches durch professionirte Giftmischer vermöge der sogenannten Successionspülverchen betrieben und unterstützt wurde, um des alten Vaters oder Oheims, um der reichen Tante los zu werden und ihre Schätze vergeuden zu können, wie überaus selten sind sie geworden, selbst in jenen verruchten Ländern. Entführung und Jungfrauenraub durch vornehme Taugenichtse, Unzucht und Schändung unschuldiger Kinder und andere unnatürliche Verbrechen, mit denen im vorigen Jahrhundert das entnervte Alter prahlte,

wo hört man noch davon, wenn es nicht ein alle zehn Jahre einmal durch einen brutalen Droschkenkutscher verübtes ist.

Große Gelehrte fanden es ihrer Würde als Männer der Wissenschaft, als Rechtskundige, als Christen angemessen, mächtige Folianten zu schreiben, wie man Hexen erkennen, wie man Hexen und Zauberer zum Geständniß bringen und wie man sie bestrafen solle, so der Malleus maleficorum, welcher in Folge der vom Papst Innocenz im Jahre 1484 für Deutschland angeordneten Inquisition geschrieben wurde. (Der Hexenhammer.)



Hexenverbrennung.

Der Hexenglaube bildete sich schon im 4. und 5. Jahrhundert des Christenthums aus und wurde besonders durch die heiligen Legenden begünstigt, in denen dem Teufel das Vermögen eingeräumt wurde, in menschlicher, besonders aber in unzüchtiger Weibsgestalt zu erscheinen, in solcher Umgang mit Menschen zu pflegen, besonders um die Heiligen zu verführen, worüber Maler des Mittelalters uns gar schöne Bilder aufbewahrt haben.

Der Teufel begnügte sich aber nicht damit, große Heilige, welche sich für stich- und hiebfest hielten, zu versuchen, sondern er machte es möglich, auch lüsterne Frauen zu besuchen und ihnen satanische Weihen zu geben, sie zu befähigen, Menschen und Thieren Böses zu thun, dies waren die Hexen, und sie werden schon von dem alten Gesetzbuch, welches man den Sachsenspiegel nennt, mit dem Feuertode bedroht. In jenen schönen „Zeiten der Reinheit und der Unschuld" wurden nach annähernd richtigen Schätzungen mehr als eine Million Hexen öffentlich verbrannt, welche auf der Folter ausgesagt hatten, daß sie mit dem Teufel verbotenen Umgang gepflogen, daß sie mit ihm ein Bündniß eingegangen, daß sie ihren Namen mit dem eigenen Blute in ein schwarzes Buch geschrieben, daß sie dem Teufel in Allem zu Dienste sein wollten, daß sie durch ihr bloßes Anhauchen Mäuse und Ungeziefer hervorbringen, Männer unfähig zur Erzeugung, Weiber unfähig zur Empfängniß machen, sich in Katzen oder Wölfe verwandeln, Gewitter und Hagelwetter hervorbringen könnten ꝛc.

Nun, wir sind sie los, die Hexen und den Hexenhammer, aber welch' eine Zeit war's, in der solche Gräuel möglich gewesen, und wie thöricht muß der Mensch sein, der auf diese Zeit als eine so besonders gute hinweisen kann!

Wie menschlich ist unsere Gesetzgebung, wie grausam und wie entsetzlich ist die frühere! Der heutige Richter sucht auch ohne den Vertheidiger Alles hervor, was zu Milderungsgründen bei dem Urtheile dienen könnte, und wie so Vieles, was sonst mit den schwersten Strafen bedroht wurde, ist jetzt gar kein Verbrechen mehr, existirt nicht mehr als solches.

Welche andere Gestalt hat der Krieg angenommen! Leute, welche zu dem Zweck, Krieg zu führen, ausgehoben oder angeworben werden, ziehen gegen einander, liefern eine oder ein Paar Schlachten und dann kommt der Friede, in welchem Etwas annectirt, oder unrecht besessenes Gut herausgegeben wird, und dann ist Alles wieder wie es war. In der guten alten Zeit hatte der Erzbischof von Magdeburg mit dem Bischof von Havelberg irgend einen Streit, dann schickte er 100 Knappen aus unter Führung eines Kriegshauptmanns und ließ drei Dörfer auf gegnerischem Gebiet niederbrennen und die Einwohner, die nicht ermordet, die nicht in die Flammen gestürzt worden waren, in sein Gebiet führen, um entweder eine Einöde durch sie bevölkern zu lassen oder um sie, was jedenfalls einfacher war, dem Verhungern zu übergeben. Dann schickte der angegriffen Gewesene ein Fähnlein von 120 Knappen auf das Gebiet des Gegners und ließ dort sechs oder sieben Dörfer niederbrennen, dann machte es der Erste wieder so mit einem Häuflein von 150 Knappen und er ließ acht oder zehn Dörfer in Asche legen, darauf fing der Zweite einen ähnlichen Zug mit 200 Söld-

lingen an und so ging das fort, bis die beiden christlichen Kirchenhäupter genug hatten an dem Kriegsspiel, oder bis es ihnen an Geld fehlte, ferner ihre Truppen zu bezahlen, worauf diese im Lande umherstrichen, um sich selbst das Nöthige zu verschaffen, wobei denn mitunter allerdings auch des Ueberflüssigen gedacht wurde. Und wie behandelte man im Kriege gefangene Könige! Wenn man sie auch nicht, wie dies zur Zeit der Römer geschah, den Ratten zur Speise überließ, so steckte man sie doch in grauenhafte Gefängnisse und hielt sie ohne Luft und Licht und kaum nothdürftig genährt in jahrelanger Gefangenschaft. Nur die Engländer konnten noch im Jahre 1815 dergleichen wagen, jede andere Nation hätte gefürchtet, unter der Schande, eine solche Barbarei verübt zu haben, zu erliegen. Man ist jetzt gewohnt, dem gefangenen Könige die Achtung zu erweisen, welche seinem Stande gebührt. Und sollte man ihm auch sein ganzes Land nehmen, man thut es immer mit Manier und auch das ist etwas werth; immer noch besser ist der ritterliche spanische Räuber, der höflich ersucht, ihm Börse und Uhr anzuvertrauen und der sich dann höflich entschuldigt, daß er habe lästig werden müssen, als der Nordamerikaner, der erst erwürgt und dann raubt, oder der engländische Leichenhändler, der tödtet, raubt und dann noch den Ermordeten zur Section an einen Arzt verkauft.

Und jene Räuber selbst, die bandenweise zusammentraten und die Heerstraßen unsicher machten mitten im schönen Deutschland, wo sind die Wegelagerer geblieben, gegen welche selbst die Fürsten und Kaiser vergeblich einzuschreiten suchten, jene adeligen Herren, die das Räuberhandwerk, als zu den Vorrechten des Adels gehörig, gleich der hohen Jagd ansahen, jene Götz von Berlichingen, jene Hans von Selbitz, über deren Unthaten so große und mächtige Reichsstädte, wie Heilbronn und Nürnberg ꝛc., bei den obersten Reichsgerichten alljährlich und alltäglich Klage führten, so daß ein Kaiser, über die Erbärmlichkeit des Volkes jammernd, sagen mußte: „Sind das Menschen! Hat der Eine nur ein Bein, so hat der Andere nur einen Arm! was würdet Ihr denn anfangen, wenn sie zwei Beine und zwei Arme hätten?"

Würden die Menschen jetzt noch so erbärmlich sein, daß man dergleichen von ihnen sagen müßte? Würden ganze Städte sich wohl noch von zweien Rittern und zwölf Knappen (mehr konnten diese Wichte niemals aufbringen) brandschatzen lassen? — Und sind nicht die Enkel jener Burgbewohner, der eigentlich privilegirten Straßenräuber, sind nicht die Enkel jener Wegelagerer, von denen das auf den Landstraßen Sachsens vielleicht noch jetzt erhobene Geleit herstammt und zur Staatseinnahme geworden ist, sind die Enkel jener nicht gerade die gesittetsten, gebildetsten, nobelsten Menschen geworden, sind sie nicht die Repräsentanten des edelsten Theiles des Volkes, rühren

nicht zum großen Theile von ihnen selbst die Gesetze her, welche das, was sonst ritterlich hieß, den übermüthigen Mißbrauch der eigenen Kraft, verurtheilen und bestrafen? Ist dieser Mißbrauch der Faust in jener Zeit, in der das Faustrecht abgeschafft wurde, nicht das schmachvolle Erbtheil der niedrigst Gebornen und der auf der Stufe der Cultur niedrigst Gebliebenen geworden?

Was sind unsere viel beschrieenen Missethaten gegen die Juden im Vergleich mit dem Hepp Hepp der guten alten Zeit? Was sind unsere epidemischen Krankheiten gegen die Pest, den schwarzen Tod und wie sie alle heißen, die furchtbaren Würgengel des Menschengeschlechts? Was sind unsere jetzigen Theuerungen im Vergleich mit dem, was die Chroniken uns im 15. und 16. Jahrhundert als Hungersnoth entgegenführen? Worin bestanden sonst die Sorgen eines Staatsmannes, wenn nicht darin, die Lasten des Volkes und die Unterdrückung desselben bis zum Unerträglichen zu vermehren, worin bestehen sie jetzt, wenn nicht darin, diese Lasten zu vermindern, und unter solchen Umständen vermag noch ein Mensch von der guten alten Zeit zu reden? Wahrlich, die fortschreitende Cultur schlägt den entgegengesetzten Weg ein, sie beseitigt jene Uebel, welche unseren Vorfahren nicht als Uebel erschienen und welche unseren Zeitgenossen wohl gar als des Zurückwünschens werth vorkommen. Gott behüte die würdigen Männer, die solches unüberlegt aussprechen, vor der Erfüllung ihrer Wünsche und vor dem Rückschritt, den sie anzustreben scheinen.

Allerdings wogt das Menschengeschlecht eben so gut wie das Meer, es steigt auf und steigt ab, Wellenberge wechseln mit Wellenthälern, es finden Schwankungen statt, es siegt zeitweise die Rohheit über die Cultur, wir haben ja gesehen, daß auf den Gipfelpunkt wissenschaftlicher, künstlerischer und geselliger Bildung die schnöden Ausschweifungen der Römer folgen konnten, in denen Kaiserinnen sich benahmen, wie die Dirnen der allerniedrigsten käuflichen Klasse in Paris sich nicht benehmen, aber wir haben auch ein Erheben gesehen, welches stufenweise vorgeschritten ist bis zur jetzigen Gesittung, in welcher man sich nicht scheut, das Schlechte schlecht zu nennen und das Gute gut, es möge Beides erscheinen, wo es wolle.

Die Zeit schreitet vorwärts, große Männer erstehen, welche sich nicht bestimmen lassen von Gunst oder Ungunst des Schicksals, von Freundlichkeit oder vom Tadel der Menschen. Noch einem Kant vermochte man zu sagen, es werde nicht gewünscht, daß er in seinen Lehren, besonders in seinen Schriften auf die Art fortfahre, welche dem und jenem Herrn mißliebig sei; noch einem Schiller vermochte man anzudeuten, es sei dem Herzoge von Würtemberg nicht angenehm, wenn er seinen Geisterseher fortsetze, und selbst ein Schiller war nicht frei genug, um solchen Andeutungen widerstehen

zu können, vielmehr gab er sein herrliches Werk auf und da er nicht einmal sagen durfte, weshalb, und da er nicht einmal sagen durfte, es sei ihm freundschaftlichst verboten worden, so suchte er nach einigermaßen glaubhaften Scheingründen — er habe etwas Anderes bezweckt, als man in dem Buche gefunden, er sei indignirt worden durch die falschen Motive, welche man seiner Schöpfung untergelegt und was dergleichen mehr.

Dreißig Jahre nach Schiller's Tode durfte Morwell, unbeirrt von einer Beaufsichtigung und nicht bedroht von der Willkür irgend so eines hohen Herrn, das Thema wieder aufnehmen, obwohl er in dem Lande wohnte, woselbst das ganze Drama spielt, er durfte in seinem Werk „Der Jesuit" sogar die sämmtlichen Personen nennen, welche Schiller nicht einmal durch die Anfangsbuchstaben ihrer Namen zu bezeichnen wagte, obschon sie todt und der Geschichte verfallen waren, und man glaubt, die Zeit schreitet zurück? es sei jetzt schlechter als früher? In der That, wenn das nicht Aberglaube ist, Thorenglaube, so wissen wir nicht, was wir so bezeichnen sollen!

Die Zeit schreitet vorwärts und ihr folgen die Menschen. Nicht deshalb hat Seume für die Freiheit gewirkt, weil sein Vater ein Freiheitsschwärmer war. Der wackere sächsische Bauer hat sein Bauerngütchen wohl nicht verlassen, wenn nicht um ein Paar fette Schweine oder ein Paar Säcke Getreide von Poserne nach Weißenfels zu bringen, aber daß er in die Hände hessischer Werber fiel und von dem Kurfürsten von Hessen mit einem ganzen Regiment seiner Unterthanen an die Engländer verkauft wurde, um unter der Zucht des Rohrstockes mit den Engländern gegen die Freiheit zu streiten, das lehrte ihn den Segen der Freiheit kennen und das bewirkte jene Verwandlung in ihm, welche in seinen herrlichen Werken nachklingt noch 50 Jahre nach seinem Tode und welche nachklingen wird noch viele hundert Jahre später.

Nicht die Turner, welche Jahn gebildet, haben die Welt umgestaltet, man hat sie verfolgt, man hat sie und ihren Lehrer gefangen gesetzt, man hat den Gedanken, man hat den Sinn für die Freiheit zu unterdrücken geglaubt. Das war ein Irrthum, der Gedanke läßt sich nicht unterdrücken und die Zeit ist eine treffliche Mutter, sie braucht zwar lange, um ihre Kinder zur Reife zu bringen, aber sie reifen doch, wenn schon langsam, sie reifen und die Welt erkennt ihre Reife an und es ist ein vergebliches Bemühen, diese Frucht, wenn sie einmal gereift ist, unterdrücken zu wollen, sie fällt nicht verwest vom Baume wie eine schlechte Birne, wenn sie nicht gepflückt wird, sie fällt wie die Frucht der deutschen Eiche und sie schlägt Wurzel, grünt lustig weiter und um den einzelnen Eichbaum her entsteht ein Wald von jungen Eichen! von deutschen Eichen!

Es vererben sich sogar geistige Eigenschaften so gut wie Geisteskrank-

heiten fort. Die hochberühmten Astronomen Cassini folgten in vier Generationen auf einander. In mancher Familie findet man eine schaudererregende Neigung der Mitglieder derselben zum Wahnsinn. Wenn man alle diese Sachen wohl erwägt, so bleibt schließlich beinahe kein Zweifel mehr an der vollständigen Einheit der menschlichen Species. Sie wurde zuerst als religiöses Dogma aufgestellt. Es war höchst ketzerisch, daran zu zweifeln, die Bibel erklärte: Gott habe ein Menschenpaar geschaffen, das mußte angenommen werden, gleichviel ob es mit den Naturgesetzen zusammenstimme oder nicht; dann kam die kritisirende Vernunft und erklärte, es sei Unsinn, aus einem naturwissenschaftlichen Problem einen Religionssatz zu machen. In übersinnlichen Dingen höre die Untersuchung auf, sei der Glaube am rechten Platze; in Sachen der Naturwissenschaften gelte aber nur das Resultat der Forschung und diese müsse es für unmöglich erklären, daß aus einem wohlgebildeten Europäer von weißer Farbe ein mißgestalteter Australneger von schwarzer Farbe werde. Nun kommt die Antikritik und fragt warum nicht? Nur nicht so, daß ein weißes blondgelocktes Ehepaar einen Australneger zum Sohn bekomme, wohl aber, daß durch klimatische Einflüsse, durch Nahrung, Lebensweise u. s. f. sich die Haut immer mehr bräune, das Haar immer kürzer locke, oder viel besser, daß nicht die weiße Farbe in die schwarze, sondern die schwarze durch braun in die weiße übergehe und so sich allmälig eine Veredelung herausstelle, zu der, wie wir bereits gesehen haben, alle nur möglichen und erdenklichen Zwischenstufen vorhanden sind.

Varietäten und Abarten.

Wir haben bemerkt, daß der europäische Menschenstamm sehr wohl in den afrikanischen übergehen könne, ja daß vielleicht thatsächlich solch ein Uebergang stattgefunden hat. Zwischen dem europäischen und dem mongolischen Stamme soll ein Aehnliches nicht nachzuweisen sein, doch glaube ich, daß ganz dasselbe hier stattfindet, wie in dem vorigen Fall. Die Polen und Ungarn niederen Standes haben in ihrer körperlichen Bildung so außerordentlich viel Mongolisches, daß man mitunter glaubt, einen Tataren und nicht einen Polen oder Ungar zu sehen. Durchaus nicht ist dieses der Fall mit den vornehmeren Klassen, bei denen eine vielfältige Vermischung mit europäischem Blut seit Jahrhunderten, vielleicht seit einem Jahrtausend stattgefunden hat. Je weiter man nach Osten reist, immer noch diesseits des Ural, desto mehr nimmt diese Veredelung ab und man kann russische Fürstenfamilien sehen, welche die Behauptung, sie hätten tatarisches Blut in ihren Adern, mit dem Kantschu oder der Pistole von sich weisen würden

(je nachdem) und welche doch den Kalmücken ganz deutlich zur Schau tragen. So dürfte das wohl noch weiter zu verfolgen sein, vielleicht um so mehr, als selbst die blonde deutsche Abart ihren Ursprung in Asien haben soll.

Die Abart mit blonden Haaren und blauen Augen war früher eigentlich ausschließlich in Deutschland zu Hause. Tacitus schreibt eine solche Eigenthümlichkeit den Deutschen zu, er sagt wörtlich:



Die Germanen des Tacitus.

„Ich nehme die Ansicht derjenigen an, welche die germanischen Völker für eigenthümlich rein und unvermischt halten, so daß sie nur sich selbst, nicht anderen ähnlich sind, denn bei ihrer großen Zahl ist doch ihre Gestalt immer dieselbe: sie haben lebhafte, trotzig blickende, blaue Augen, blonde Haare und mächtig große Körper, aber nur stark im kriegerischen Anfallen, nicht für angestrengte Arbeit, welche sie nicht so gut ertragen als Andere, am wenigsten Hitze und Durst, da Himmel und Boden sie mehr an Kälte und Hunger gewöhnt haben mögen."

Wenn wir jetzt auch mit ziemlicher Gewißheit behaupten könnten, daß die germanischen Völker die stärksten unter allen seien, so mag dieses doch wohl ganz mit dem übereinstimmen, was Tacitus sagt und auch dieselbe Ursache haben. Während nämlich die südlichen Völker in der Cultur schmachvoll zurückgekommen sind und vielleicht mehr entbehren müssen, als zu Tacitus' Zeiten die Deutschen entbehrten, so sind doch gegenwärtig die germanischen Völker in der Cultur vorzugsweise fortgeschritten, daß sie unzweifelhaft die wohlgenährtesten sind und daß sie Jahrhunderte lang ihre Nachbarn im Süden, Norden und Westen von ihrem Ueberflusse ernähren halfen.

Die blonde Varietät gilt für die höchste, für die vollendetste Stufe der

weißen Race. Es ist dieses so sehr der Fall, daß selbst die schwarzhaarigen Völker, Griechen und Römer, die höchsten Ideale körperlicher Schönheit und ethischer Erhabenheit, die schaumgeborene Göttin und Christus, blond darstellten. Schwerlich haben die alten griechischen Maler viel blonde Deutsche gesehen und dennoch ist die goldgelockte Aphrodite und Zeus' blonde Tochter Pallas Athene unter ihnen entstanden. Schwerlich haben Rafael, Julio Romano, Guido Reni, Correggio blonde Deutsche gesehen, wenigstens war es zu ihrer Zeit noch nicht Mode, daß die abgeblaßten Engländerinnen alle Straßen unsicher machten und dennoch sieht man Christus und Jungfrau Maria, die Himmelskönigin und die büßende Magdalena immer mit reichem blonden Haar geschmückt.

Aus der angeführten Stelle des Tacitus geht hervor, daß es nur die Germanen, nicht die Gallier oder andere von den Römern unterjochte Völker waren, welche sich der goldenen Haare erfreuten, die so schön waren, daß, als die ersten deutschen Frauen als Gefangene nach Rom gebracht wurden, die Römerinnen sich das Haar gelb puderten, um ebenso schön zu sein. In Gallien sind die blonden Haare und die blauen Augen erst durch den germanischen Volksstamm der Salier und der Franken eingeführt worden, sie unterjochten die Gallier und machten sich zum herrschenden Volk, was Victor Hugo sehr wohl aufgefaßt hat, indem er sein Volk gegen den Adel aufhetzt: — „Diese blondhaarigen, blauäugigen Fremdlinge sind eure Unterdrücker, sie müßt ihr zu beseitigen suchen." Und nach England zu den schwarzhaarigen Iren und Schotten und Gälen sind zuerst die Sachsen gekommen und dann die Normannen, ebenso ein salischer Volksstamm, wie die übrigen zerstreuten Salier zu demselben gehören.

Aber man behauptet, daß Germanien nicht der Ursitz der Germanen gewesen sei. Der berühmte Gelehrte Klapproth, vielleicht die erste Autorität in Allem, was die chinesische Literatur betrifft, führt in seinem tableau historique de l'Asie sechs verschiedene Völkerstämme an, welche von den Chinesen als hellhaarige bezeichnet werden. Die Namen einiger derselben, wie Katen und Alan, erinnern an Gothen und Alanen und man glaubt, daß die Deutschen zu diesen blauäugigen und hellfarbigen Stämmen gehören, glaubt dieses auch noch dadurch mehr begründen zu können, daß die deutsche Sprache sowohl in ihrer grammatikalischen Bildung als überhaupt auch in unzähligen Wurzelwörtern mit der indischen, mit der Sanskrit-Sprache verwandt ist. (Indogermanischer Sprachstamm.)

Geistige Verschiedenheit der Menschenracen.

Wir haben bisher die Verschiedenheiten der Racen eigentlich nur körperlich betrachtet, allein die geistigen Unterschiede sind offenbar noch größer als die körperlichen. Es ist viel darüber geredet und es ist der Unsinn sowohl als die Unchristlichkeit, die Lieblosigkeit dieser Behauptung hervorgehoben worden. Es ist allerdings schwer einzusehen, warum es lieblos und unchristlich sein soll, einen dummen, einen geistig heruntergekommenen Menschen dumm oder heruntergekommen zu nennen, aber es war einmal Mode, gegen das Bestehen dieser geistigen Unterschiede loszuziehen, bis schließlich die Naturforscher, welche von jeher nicht gut gestanden haben mit den Theologen, sich ganz von diesen emancipirten und sich das Recht der Forschung ohne alle Rücksicht auf bestehende Glaubenslehren vorbehielten.

Diese Forschungen haben denn auch dahin geführt, den geistigen Unterschied der verschiedenen Menschenracen als zu Recht bestehend anzuerkennen.

Wer das Haus eines deutschen Bauern mit der von Torf überdachten, modrigen Erdhöhle eines irländischen Bauern vergleicht, muß in der That zweifeln, ob diese beiden Volksstämme einer Race wirklich gleich geistig begabt sind; wer aber noch weiter geht und sich das Lager eines Neu-Holländers ansieht, sagt unzweifelhaft: nicht das Nest der Beutelmeise, nicht das Nest des Webervogels oder das des Republikaners, der mit seiner Familie oder mit seinem Stamme ein förmliches Vogeldorf in einem Baume erbaut, sondern das Lager des ersten besten Affen oder des Känguru ist besser angelegt, sorgfältiger gefüttert, leistet der Witterung mehr Widerstand, als eben dieses Nest der Eingebornen.

Wer in Amerika neben einander, unter demselben Himmelsstrich, den Neger und den weißen Herrn sieht, welche beide schon seit sechs Generationen auf demselben Boden geboren sind, nimmt doch sofort den ungeheuren geistigen Unterschied wahr zwischen beiden Menschen, und er spricht sich schon in der bloßen Haltung aus. Man sollte meinen, der Nachahmungstrieb, der im Neger sehr lebhaft ist, müßte denselben schon gelehrt haben, den Kopf aufrecht zu tragen, gerade zu gehen, sich ordentlich zu halten. Auch tanzt ja der Neger mit Leidenschaft, er versteht also etwas von Haltung, von Veränderung derselben, von besonderem Gange — aber nichts von alle diesem nimmt man bei dem Neger wahr, der, unwissend, stumpf, gleichgültig gegen die Schönheiten der Natur, die Bequemlichkeiten der Civilisation, gleichgültig gegen die Schöpfungen der Kunst, nichts verlangt als seinen Magen zu füllen, zu faullenzen und zu schlafen. Seine Genüsse

bestehen in barbarischen Tänzen, von den unzüchtigsten Geberden begleitet, in Liederlichkeiten, welche aus diesen Tänzen hervorgehen, in ungeheurer Gefräßigkeit, und sein Charakter zeigt sich als gierig, geizig, tückisch, unlenksam, außer durch Furcht vor harter Strafe oder Hoffnung auf eine lustige Nacht, er zeigt sich eigenwillig und hartnäckig, selbst gegen die Vorschriften, welche auf sein eigenes Bestes abzielen.

Die Philanthropen sagen: was kann man von einem Sklaven Anderes verlangen. Tücke, Bosheit, Hinterlist sind von selbst gegebene Erfolge der vorangegangenen Bedingung. Wer kein Eigenthum haben darf, ist gierig und geizig. Gebt dem Neger die Freiheit und ihr werdet einen Menschen in ihm sehen, behaftet mit der Erbsünde und den daraus hervorgehenden Lastern wie alle Menschen, aber keinen schlechteren wie die anderen Menschen.

Dies ist in zweierlei Richtungen durchaus nicht wahr. Die Engländer haben den Sklavenhandel eigenmächtig untersagt, es gefiel ihnen so, denn sie wollten die Amerikaner, die Spanier und Portugiesen ruiniren, sie wollten die Pflanzungen, welche ohne Sklavenarbeit nicht bestehen können, zu Grunde richten, um den Markt von Indien aus allein zu beherrschen.

Mit diesem Verbot des Sklavenhandels war natürlich die Aufhebung der Sklaverei in ihren eigenen westindischen Colonien verbunden, so auch in der Guyana, wo zwar unzählige Neger als Arbeiter vorhanden sind und wo mit der neunschwänzigen Katze reichlicher gewirkt wird als bei dem englischen Landheer und der Marine, wo aber doch diese unglücklichen Schwarzen nicht Sklaven sind, wenigstens nicht heißen, sondern Arbeiter genannt werden, wo aber auch in Folge der Neger-Emancipation viele Schwarze wohnen, welche wirklich frei, unabhängig, ihre eigenen Herren sind.

Die vielen Reden über die Menschenrechte, welche man seiner Zeit von den Engländern im Parlamente hörte, scheinen um so mehr durchweg heuchlerisch zu sein, als die Engländer es auf das Entschiedenste verschmähen, diesen freien Negern die vorenthaltenen Menschenrechte angedeihen zu lassen! Sie werden auf das Tiefste verachtet, verabscheut, man vermeidet jede Berührung mit ihnen, aber sie sind doch einmal frei, haben Haus und Hof und Garten und können sich durch eigenen Fleiß ihr reichliches Brod verdienen. Was aber thun sie statt dessen? Sie treiben sich den ganzen Tag bettelnd auf den Straßen umher und sie liegen den ganzen Abend und einen großen Theil der Nacht in jenen schändlichen Schifferherbergen, wo Gin und Genever und Grogk bereitet und um den Lohn der Matrosen gespielt wird. Und ist die Nacht vorüber, so legen sie sich schlafen, bis sie glauben, daß die Zeit gekommen sei, wo die Ladys und die Herren spazieren reiten oder fahren und wo wieder gebettelt werden kann.

Gut, sagen die Vertheidiger der Emancipation, möge das wahr sein,

so ist es doch immer nur die Verwöhnung des Menschen, die Herabstimmung desselben durch die Sklaverei. Seht den Neger an, wo er in seiner Heimath sich befindet, und ihr werdet Menschen finden, die euch in nichts nachstehen.

Wir wollen sehen! In ganz Afrika, so weit die Negerstämme wohnen, regiert nur die Gewalt. Wir haben bereits oben die Beispiele der unerhörtesten Rohheit angeführt, sie sind alle verschwistert mit einer ebenso unglaublichen Dummheit. Die Leute haben nicht einmal Verstand genug, um das geraubte Gut sich zu erhalten, es zu benutzen. Sind denn in Afrika freie Neger? Ja wohl! sehr wenige! Man könnte wohl eigentlich sagen, nur die Beherrscher der verschiedenen Volksstämme. Zwar giebt es noch eine große Zahl von Leuten, welche die Negerfürsten ihre Würdenträger, ihre Heerführer, ihre Berather in Kriegs- und Staatsangelegenheiten nennen, aber alle diese stehen ebenso gut unter der unumschränkten Herrschaft des Gebieters, sowie hinwiederum ihre Weiber und ihre Sklaven unter der Herrschaft der Herren stehen, welche in jedem Augenblick über Leben und Tod ihrer Diener verfügen können, sowie der Herrscher über das seiner Räthe verfügt. Sklaven sind also die Neger zum allergrößten Theil in ihrem eigentlichsten Vaterlande.

Nun betrachte man aber die Negervölker, welche seit Jahrtausenden mit civilisirten Völkern in Verbindung stehen. Das einst beinahe fabelhafte Timbuktu ist durch den Muth der Afrikareisenden den Blicken der Europäer erschlossen, sowie viele Hauptstädte anderer gewaltiger Reiche.

Was sind sie, diese Städte, zu denen die große Karawanenstraße aus dem Norden von Afrika und aus Aegypten führt? Zahlreiche Anhäufungen von halbkugelförmigen Dingen, welche man für Heuhaufen halten möchte, welche aber in der That die Wohnungen, die Lehmhütten der Eingeborenen, der freien Neger, der Ackerbauer und Handelsleute sind. Außer der Verfertigung von Waffen und Matten haben sie keine Industrie, Alles, was sie irgend brauchen, erhalten sie durch den Handel und die Beschaffung von Lebensmitteln ist so gering, daß die Karawanen kaum das Nöthige finden, um ihre Rückreise antreten zu können. Ihre Fürsten, ihre hohen Häupter haben zwar Lehmhäuser, welche nicht rund, sondern viereckig sind, aber dies ist auch der ganze Unterschied, denn es fehlt ihnen so an allen Bequemlichkeiten wie den Häusern der Dürftigsten unter den Dürftigen.

Wenn einige Vertheidiger der Sklaverei des ältesten, aber gewiß abscheulichsten Instituts unter den Menschen, die Behauptung aufgestellt haben, sie seien die Wohlthäter der gefangenen Schwarzen, sie seien ihre Lebensretter, denn seitdem der Sklavenhandel angefangen, habe das Schlachten derselben zur Ehre ihrer Götter unter ihnen aufgehört, so ist dieses in

doppelter Hinsicht eine Lüge. Weit entfernt, daß der Sklavenhandel Aufhören der Kriege bewirkt, hat er sie im Gegentheil vermehrt, man rettet also nicht Schlachtopfern das Leben, sondern man vermehrt die Anzahl der Schlachtopfer, indem man veranlaßt, daß Menschen behufs des Verkaufes gefangen werden. Die andere Unwahrheit ist, daß ehemals die Gefangenen zur Ehre ihrer Götter geschlachtet und gegessen worden seien. Beides ist unrichtig, einem Baum, einem Strauch, einem Papagei oder einem Schakal, den man sich zum Gotte wählt, opfert man keine Menschen, und eine eigentliche Priesterschaft, welche im Allgemeinen Macht und Ansehen hätte und Opfer fordern könnte, giebt es nicht, wenn es auch sonst Priester und Zauberer giebt. Kannibalen, d. h. Menschenfresser, waren die Afrikaner überhaupt nicht — aber wenn die beiden Behauptungen auch unrichtig sind, so ist es keineswegs die bereits weiter oben gemachte, daß die Häuptlinge schonungslos mit dem Leben ihrer Untergebenen umgehen, sie zum Zeitvertreibe schlachten und sich jeder Grausamkeit und Schändlichkeit ohne die mindeste Veranlassung, als ihr Vergnügen daran, überlassen und man kann wahrlich nicht sagen, daß die armen Neger unter diesen Umständen sich in glänzenden, ja nur in besseren Verhältnissen befänden wie die Sklaven in Südamerika.

Nordamerika, nun ja, das ist etwas Anderes. Dort hat die angelsächsische Race Wurzel gefaßt und dort hat sie bei den Sklaven die Ruthe und die Peitsche eingeführt, wie bei ihren eigenen Kindern. Dort steht der Sklave als ein verabscheutes Geschöpf so tief unter dem Weißen, daß er ihm nur ein Hausthier ist, und daß die prüde, junge Lady, welche sich entsetzlich schämen würde, wenn ein Weißer sie im Unterrock sähe, sich ohne Scheu von dem Neger zum Bade entkleiden, sich von ihm abwaschen, trocknen, einwickeln und so auf ihr Lager zur Morgen- oder Mittagsruhe tragen läßt.

Warum denn nicht? Es ist ja kein Mensch, es ist ja nur ein Nigger, ein Hausthier, warum sollte man sich vor demselben mehr geniren als vor einem Hunde oder vor einem Schafe, welches beim Baden zusieht — und sonderbar, doch wissen die weißen Männer sehr wohl, daß die Negerinnen Menschen sind, oder sollten sie dieselben wirklich für Thiere halten? dann trieben sie ja allesammt jenes abscheuliche Laster, wegen dessen Sodom unterging!

So im südlichen Theile von Nordamerika. In Südamerika hat der Sklave eine andere Stellung. Gewöhnlich sind die Kinder der Weißen von Negerinnen gesäugt, gewöhnlich sind Sklaven und Sklavinnen mit der Familie aufgewachsen. Jetzt, wo man nicht mehr neue Sklaven von Amerika einführen kann, es wenigstens nur selten geschieht, findet eine Geburtsverwandtschaft fast allgemein statt, in Folge dessen die Neger mit großer Nachsicht behandelt

werden, auch die alten, denn sie sind mit dem Vater und Großvater aufgewachsen und haben ihren jetzigen Herrn auf den Armen umhergetragen. Zudem sind Spanier und Portugiesen nicht gerade sehr fleißige Arbeiter, und wenn in der Pflanzung nur ebenso viel geschieht, wie sie zu thun im Stande wären, so sind sie schon zufrieden; ferner lebt man auf den südamerikanischen Plantagen außerordentlich üppig, was Essen und Trinken betrifft, Schweinefleisch und Wild, Früchte aller Art, gegohrener Palmsaft sind in reichlicher Menge vorhanden. Was in aller Welt kann ein Neger mehr verlangen, um glücklich zu sein, da ihm überdies der Umgang mit einer oder mehreren schwarzen Schönen durchaus nicht verwehrt wird, falls er sich nur hütet, seinem Herrn in's Gehege zu kommen und nicht die Erstlinge zu pflücken.

Aber auch hier wie in Afrika sieht man den freien Neger bei Weitem schlechter leben als den Sklaven. Sobald er sein eigener Herr ist, bettelt er gerade so gut wie in Jamaika oder in New-Orleans, sein Häuschen verfällt, sein Gärtchen verwildert, er lebt nur von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden und vom betrügerischen Spiel. Sein nächster Verwandter im Innern von Afrika weiß jetzt noch so wenig von der Landwirthschaft und der Viehzucht, daß er lediglich nur von der Jagd und von dem Fischfang lebt und diese erstere so vernichtend betreibt, daß er zehnmal mehr verwundet als er tödtet, und zehnmal mehr tödtet als er verbrauchen kann. Und daß alle jene edlen Thiere, Gazellen, Rinder, Ziegen ꝛc., Zebra, Gnus, Giraffen und Elephanten nicht schon längst ausgerottet sind, rührt nur davon her, daß die Bevölkerung von Afrika überhaupt eine äußerst geringe ist.

Wohl noch niedriger als die afrikanischen Neger stehen die neuholländischen, obwohl sie alle freie Menschen sind, obwohl sie alle in kleinen Familien leben und also wenigstens befähigt sind, denjenigen Culturgrad zu erreichen, den die Patriarchen vor und nach Abraham erreicht haben. Diese Leute halten gewaltige Heerden von allerlei Hausgethier, mit Ausnahme des für unrein gehaltenen Schweines, sie wohnten zwar nicht in prachtvollen Palästen mit polirten Porphyr- und Marmorsäulen, ihre Gemächer waren nicht abgetheilt durch die prachtvollsten persischen Teppiche, wie wir dieses auf den Darstellungen der großen Maler aus der Zeit der Blüthe italienischer Kunst sehen, aber sie hatten doch gewaltig große, mit Filz gedeckte Zelte, in denen Abtheilungen sowohl für die verschiedenen Bewohner als für die Wirthschaftsbedürfnisse eingerichtet waren, und sie genossen sonst vielfältiger Bequemlichkeiten.

Wo wäre von all' diesem nur im Entferntesten die Rede bei den Schwarzen von Neu-Holland, obschon sie ganz wohl dazu befähigt gewesen wären und obwohl man hätte glauben sollen, daß die Noth sie dahin treiben

würde, denn wo das Land freiwillig nur wenig eßbare Früchte bietet, wird man mit verdoppeltem Eifer daran denken, sich künstlich welche zu ziehen.

Man würde übrigens sehr unrecht thun, wenn man die Schwarzen auf den übrigen großen Inseln des Indischen Oceans in eine Kategorie bringen wollte mit diesen Unglücklichen.



Dajak von Borneo.

Der bloße Anblick zeigt sie uns jenen körperlich so weit überlegen, daß man sie vollständig für unserer eigenen Race angehörig betrachten müßte, wenn nicht die dunkle Farbe das Fremde in ihnen verriethe. Der Ausdruck in dem Gesicht, die Muskulatur, das Verhältniß der einzelnen Glieder unter einander, die Form der Hände und Füße, dies ist Alles so vollkommen schön, daß kein Maler, kein Bildhauer sich bessere Modelle wünschen könnte. Und so grau=

sam diese Dajaks und Alfurs sind, so verstehen sie ebenso geschickt die wichtigsten Gegenstände für ihre Existenz anzufertigen, und sie übertreffen sogar diejenigen, welche sie unterjocht haben, die Malayen, in der Geschicklichkeit, das Eisenerz zu bearbeiten, Stahl zu fabriciren und Waffen daraus zu schmieden.

Sehen wir ab von den eigentlichen Negern in Afrika und von den Schwarzen in Neu-Holland, so dürfte es im Uebrigen wohl schwer sein, die Meinung aufrecht zu erhalten, daß die verschiedenen Menschenracen eine wirklich verschiedene geistige Begabung hätten, und es wird sich wohl kaum etwas Anderes nachweisen lassen, als daß es diesen Racen an der Gelegenheit zur Ausbildung fehlt, denn empfinden, denken, wollen ist doch unzweifelhaft allen Menschen eigen. Man kann sogar von vielen Thieren dieses geradezu behaupten, oder besser, man kann es beweisen, denn zum Behaupten gehört allerdings weniger Kunst als Keckheit.

Die Temperamente.

Jeder Mensch hat die Fähigkeit, äußere Eindrücke zu empfangen, man dürfte wohl annehmen, daß diese Fähigkeit unzweifelhaft bei allen Menschen ganz ähnlich ist und daß höchstens der Unterschied stattfindet, der aus der mehr oder minderen Trefflichkeit der Sinne oder aus der Uebung derselben hervorgeht. Verschieden aber ist in den Individuen die Fähigkeit, diese Eindrücke mehr oder minder tief in sich aufzunehmen oder umgekehrt diesen Eindrücken zu widerstehen.

Man pflegt ganzen Völkern diese Fähigkeit zu- oder abzusprechen. Man sagt: die Italiener, die Griechen, die Spanier sind höchst sinnliche Menschen, sie lassen sich von jedem Eindruck beherrschen, sie geben einem Jeden augenblicklich nach, sind daher verliebt bis zur Raserei oder werden zornig bis zum Mord und Wahnsinn oder werden niedergeschlagen durch ein unglückliches Ereigniß, durch einen geistigen Schmerz scheinbar bis zur Vernichtung — aber so viel Wahres daran ist, so darf man doch nicht vergessen, daß sich nur Gradationen darbieten, daß nur ein Mehr oder Weniger stattfindet zwischen diesen und anderen Völkern und daß sie nicht allein die unglückliche Bevorzugung haben, vor Liebe oder vor Zorn in Raserei zu gerathen und im Unglück den Kopf zu verlieren. Daß das letztere namentlich keineswegs eine ausschließlich italienische oder spanische Eigenschaft ist, geht schon daraus hervor, daß in den Zeiten großer Revolutionen alle Behörden, denen man doch sonst die erbliche Staatsweisheit zuzuschreiben pflegt, die Besinnung —

wie man sich auszudrücken pflegt, den Kopf verlieren, nicht zu handeln, sich und Anderen nicht zu helfen wissen, davonlaufen gleich Karl X. oder Louis Philipp oder vielen anderen hohen Häuptern.

Man könnte sagen, die Seele sei ein Resonanzboden, derselbe sei aber verschiedenartig ausgehobelt, bei dem Einen sei er so zart, daß er bei jedem Ton mitvibrirt und das ganze Instrument, den Menschen, in Schwingungen versetzt, in eine äußere Thätigkeit, welche durch ihre Lebhaftigkeit den Eindruck ausspricht, den die Seele empfangen hat. Bei einem Anderen ist dieser Resonanzboden schon von größerer Derbheit, die Töne, die ihn bewegen sollen, müssen schon bei Weitem stärker sein wie die eines Contra-Basses oder eines mittleren Orgelregisters. Endlich gieb es Menschen, deren Resonanzboden so dick und aus so zähen, unelastischen Stoffen gemacht ist (Sohlenleder), daß selbst die Erfurter Glocke diesen Resonanzboden, diese Seele, nicht zum Mitschwingen veranlassen würde.

Die Extreme sind selten, aber sie kommen vor. Der Verfasser hörte einen Mann von 30 Jahren die Aeußerung machen: er könne nicht begreifen, wie ein Mann mit einer Frau eine halbe Stunde lang ungestört bei einander sein könne, ohne Angriffe auf ihre Tugend zu wagen — und das war nicht etwa ein Italiener, sondern ein Deutscher. Er hörte einen Anderen die Aeußerung machen: die ganze Welt sei — — — (er brauchte hierbei das eine der Elemente, aus welchen Faust die Spottgeburt des Mephisto zusammengesetzt erklärt) — und es sei nicht werth, sich die Haare zu kämmen um dieser Welt willen. Das ganze Leben sei so erbärmlich, daß ein jeder Hund verschmähen würde, diese Beute fortzutragen. Und der das sagte, war ein Franzose, gehörte also einer Nation an, welcher man große Empfänglichkeit für äußere Eindrücke zuzuschreiben pflegt, deren Resonanzboden nicht mit dem Schlichtbeil behauen ist.

Man pflegt diese Unterschiede in der Auffassung sinnlicher oder geistiger Eindrücke Temperament zu nennen und man unterscheidet die Temperamente in cholerische, sanguinische, phlegmatische und melancholische, und giebt ihnen ganz besondere Eigenheiten, bezeichnet gern Menschen danach — ein phlegmatischer Mensch, ein cholerischer Mensch — hat aber wohl sehr Unrecht, aus diesen vier Temperamenten und ihrem Vorhandensein in dem Menschen eine eigene Lehre zu machen; doch wird es vielleicht nicht ganz uninteressant sein, wenigstens Einiges darüber zu sagen, da wir wohl nicht verständlich davon reden können, wenn wir nicht wenigstens die nächsten Begriffe festgestellt haben.

Die Bezeichnungen rühren theils aus dem Griechischen, zum Theil auch aus dem Lateinischen her. In dem Blute (sanguis, daher Sanguiniker) sollten verschiedene Hauptsäfte enthalten sein, unter denen die Galle (cholos, daher cholerisch), der Schleim (phlegma, daher Phlegmatiker) und schwarze

Galle (melas cholos, daher Melancholiker) sein. Wir wissen, daß dieses allerdings nicht richtig oder doch nur höchst bedingungsweise richtig ist, es war aber die Annahme der alten Aerzte, daß es so sei, und von dem Blute oder den genannten Eigenschaften, Beimischung u. s. w. leiteten sie die Temperamente ab.

Das sanguinische Temperament sollte bei sehr vollblütigen Menschen am häufigsten zu finden sein und sich durch große Lebhaftigkeit des Gefühls, durch rasche, lebhafte, aber nicht tiefe Eindrücke geltend machen. Zugänglich jeder Bewegung, von Allem, auch dem Leichtesten ergriffen, soll der Sanguiniker doch sein wie die Oberfläche des Wassers, welche von dem leisesten Winde gekräuselt wird, aber sich alsbald wieder beruhigt, wenn dieser Wind aufhört, oder seine Wellen in anderer Richtung treibt, wenn die Strömung der Luft sich ändert. Im Sanguiniker wird das Begehrungsvermögen sehr leicht erregt. Der Wille ist da, aber wenn der schnell gefaßte Entschluß nicht ebenso schnell ausgeführt wird, so unterbleibt die That, sie und der Bewegungsgrund, beide sind vergessen. Der Sanguiniker ist leicht gerührt und kann man seiner Tasche in solchen Augenblicken beikommen, so giebt er willig und mit Freuden, aber man muß nicht denken, daß die Noth des Armen, die ihn tief ergriffen und zu herrlichen Entschlüssen bewegt, morgen noch ebenso ihn ergreift, um zu geben, was er beschlossen. Der Sanguiniker hat viele Fehler, er gesteht sie aufrichtig, er empfindet herzliche Reue, gelobt sich und Anderen Besserung, aber gleich nach diesem Gelöbniß findet er irgend eine Gelegenheit zur Sünde und alsbald hat er vergessen, was er versprach und er verfällt in dieselben Fehler und Sünden und Laster, von denen er sich befreien wollte. Fortwährend ist er heiter, Gram und Sorgen kennt er nicht, er gewinnt von Allem die beste, selbst vom Unglück oft eine heitere Ansicht, daher ist er ein vortrefflicher Gesellschafter, aber kein vortrefflicher Mensch. Bei vieler Anlage zum Guten wird er durch die Sinnlichkeit und einen, oft keine Schranken kennenden Leichtsinn beherrscht.


Der Sanguiniker.

Das cholerische Temperament ist nicht nur empfänglich für äußere Eindrücke, sondern es weiß dieselben auch zu bewahren, Alles geht bei dem Choleriker tiefer, sein Begehrungsvermögen ist stark und anhaltend, die

Leidenschaften lodern gewaltig und heftig auf, der Zorn wird leicht erregt und hat eine durchaus nicht geringe Energie. Haß und Liebe sprechen sich scharf aus, Widerstand erregt die Begierde mehr und mehr. Milde, Nachgiebigkeit, Ruhe entwaffnet den Cholerischen und scheint zu bewirken, daß die Leidenschaft, welche fähig wäre, gleich einer Bombe ein Haus zu zerstören, in kleinen Portionen allmälig verpufft. Der Cholerische scheut schwere Arbeit nicht, ist seine Willensthätigkeit einmal durch irgend etwas angespornt, so vermag er lange Zeit unermüdlich auf die Erfüllung hinzuarbeiten. Ehre und Ruhm sind die Haupttriebfedern seiner Handlungen, er will sich überall hervorthun, bescheidene Sphären sind daher nicht diejenigen, in denen er sich wohl fühlt, er will immer ändern und bessern und macht sich dadurch mitunter sehr lästig. Viel mehr ist er zum Herrschen als zum Gehorchen geboren und nicht selten artet sein Stolz, sein Hochmuth, sein Zorn aus, weit über die Schranken der Mäßigkeit gehend. Im Kampf ist er tapfer, wird er leicht verwegen und tollkühn, aber er ist nach demselben auch gewöhnlich grausam.

Das phlegmatische Temperament macht den Menschen schwer beweglich, sein Gefühl wird nur langsam angeregt, es dauert zwar länger fort als bei dem Sanguiniker, aber es fehlt ihm an Thatkraft, seinen Wünschen Geltung zu verschaffen. Der Phlegmatiker liebt Ruhe, liebt Genuß, aber selbst für seine herrlichsten Genüsse will er keine Anstrengungen; für heftige Leidenschaften ist er unzugänglich, er wird daher nicht leicht zu Unbesonnenheiten verleitet, sondern er geht ruhig und gemessen zu Werke. Daher kommt es wohl auch, daß Leute, denen man solches Temperament zuschreibt, in angenehmen Verhältnissen leben, Ordentlichkeit und Pünktlichkeit in allen häuslichen Angelegenheiten lieben, ihren Geschäften regelmäßig obliegen, jedoch nur ungern angestrengt arbeiten.



Das melancholische Temperament.

Alle diese Besonderheiten führen sehr leicht zu großen Fehlern, Faulheit, Gleichgültigkeit, welche wohl gar bis zur Indolenz gehen kann, sobald das Gleichgültige anfängt, beschwerlich zu werden.

Das vierte der sogenannten Temperamente, ist das melancholische, welches von zu schwerem Blute und von schwarzer Galle herrühren soll. Man schreibt den Personen dieses Temperaments einen langsameren Blutumlauf und daher ein dunkleres, nicht genügend oxydirtes Blut zu, auch glaubt man, daß das Herz und das ganze Arteriensystem geringere Erregsamkeit besitze. In Leuten

dieses Temperaments sind die Gefühle nicht leicht angeregt, und wenn einmal angeregt, so bleibt dieses dauernd und wechselt nicht so leicht. Er ist lebhafter Affecte keineswegs unfähig, aber sie überfallen ihn nicht plötzlich, sondern sie steigern sich gradweise. Seine Stimmung ist ernst und darum ist er auch vorsichtig und bedacht. Da er wenig mittheilsam, da er in sich gekehrt ist, ahnt man meistentheils nicht, was in ihm vorgeht, bis der Ausbruch einer lange im Stillen genährten Leidenschaft dem Beobachter eine staunenswerthe Tiefe der Empfindung verräth, deren man den Melancholiker gar nicht fähig gehalten hätte. In Liebe und in Freundschaft macht dieses Temperament höchst beständig und großer Aufopferung fähig, es macht für Geschäfte pünktlich und obwohl das Lernen neuer Dinge schwer wird, ist doch die Festigkeit, mit der die schwer erworbenen Eindrücke haften, eine reichliche Entschädigung für die Mühen. Selbst strenge gegen sich, wird mit unerbittlicher Strenge die Erfüllung der Pflichten von Anderen gefordert. Da die Welt nicht immer „Ja" zu solchen Forderungen sagt, nicht immer leistet, was der Melancholiker hofft, derselbe oft in seinen Erwartungen getäuscht wird, so gelangt der Melancholiker sehr leicht zu Schwermuth, Verachtung und zum Haß gegen die Menschen, zur thörichten Peinigung seiner selbst und wohl gar zu jener furchtbaren Geisteskrankheit, welche man Melancholie nennt.

Man glaubt behaupten zu dürfen, daß jedes Temperament mit besonderen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Seele in Verbindung stehe, daß es Klugheit oder Dummheit, Tapferkeit oder Feigheit, Ehrlichkeit oder Falschheit, Freigebigkeit oder Geiz hervorbringe. Man glaubt, daß der Mangel gewisser Geistesfähigkeiten, z. B. großen Verstandes, klarer Urtheilskraft, von dem Temperament abhängt. Unter allen Umständen und zu welcher Meinung man sich auch bekennen möge, muß man nicht glauben, daß irgend ein Temperament bei irgend einem Menschen in seiner, man möchte sagen, Vollkommenheit gefunden wird, immer sind Mischungen von verschiedenen Temperamenten vorhanden, nie tritt ein Temperament rein hervor, und die Gradationen, die Abstufungen der verschiedenen Antheile der Temperamente, welche sich in einem Menschen vereinigen, sind so unendlich, daß man wohl schwerlich zwei Menschen finden wird, bei denen eine vollkommene Gleichheit stattfindet.

Aus diesen verschiedenen Temperamenten — aus der natürlichen Anlage, welche in dem Menschen steckt und aus dem Charakter, welcher beides beherrscht, soll die Individualität des Menschen als moralisches Wesen hervorgehen. Die natürliche Anlage ist der Keim der Pflanze; wie sie sich entwickelt, hängt vom Glück oder Unglück ab; das Temperament ist die Blüthe derselben und der Charakter ist die entwickelte Frucht.

Nach diesem Allen mag man leicht ermessen, in welcher Weise ganze Völker von einem gewissen Temperament beherrscht werden können. Die Individualitäten sind zu weit aus einander laufend, um eine solche Annahme zu gestatten, was darüber gesagt werden kann, ist immer nur bedingungsweise zu nehmen. Es giebt keine Familie, deren Mitglieder sämmtlich einerlei Temperament hätten, selbst wenn Vater und Mutter ein ganz gleiches gehabt haben sollten. Wem wäre nicht aufgefallen, daß von dreien Knaben eines Elternpaares der eine heiter, fröhlichen Sinnes, immerfort geneigt zum Spielen, der andere über alle Maßen fleißig, pedantisch ernst, der dritte geneigt zur Ruhe, schwer beweglich, unfleißig u. s. w. wäre? Wer hätte dieses nicht bemerkt, trotz dessen, daß die Kinder, als von einem Elternpaare abstammend, doch eigentlich gleiche natürliche Begabung haben und die Keime derselben nun bei einer ganz gleich geleiteten Erziehung auch die nämlichen geistigen Thätigkeiten entwickeln müßten? Nichts von alle dem findet statt. Wir brauchen nicht nach England zu gehen, wo die verderbliche Einrichtung der Majorate in der Regel von dem Augenblick, wo das Selbstbewußtsein, wo das Gefühl erwacht, tödtlichen Haß zwischen den zurückgesetzten jüngeren Söhnen und dem auf Kosten aller übrigen bevorzugten älteren hervorruft. Wir dürfen nur auf das Landgut eines wohlhabenden Deutschen gehen, wo alle Kinder von demselben Candidaten, dem Herrn Hofmeister, unterrichtet und erzogen werden. Wir werden den einen Knaben sich mit dem Jäger oder mit dem Kutscher tummeln, wir werden ihn mit den Knechten auf dem Acker umherlaufen, oder wohl gar im Winter dreschen und Heckerling schneiden sehen. Ihm sind alle körperlichen Thätigkeiten angenehm, während der jüngere (oder auch der ältere, denn hiervon hängt es gar nicht ab) so viel zu Hause sitzt, daß der andere ihn Stubenhocker nennt. Er freut sich über das Lernen, er will ein Gelehrter werden, er will in die Fußtapfen des Großvaters treten, der Consistorialrath oder Regierungs-Präsident oder Professor war. Derselbe Großvater ist es ja auch für den anderen, warum will denn der nicht auch Professor werden?

Körperliche Aehnlichkeiten sind zwar auch nur selten allgemein in einer Familie, aber sie kommen doch viel häufiger vor als Temperaments- oder Charakterähnlichkeiten. In der Habsburgischen Kaiserfamilie soll sich die hängende Unterlippe als Familienähnlichkeit zeigen, bei den Bourbons die Neigung zur körperlichen Fülle und die gebogene Nase, und kann es wohl größere Verschiedenheiten des Charakters und des Temperaments geben als die zwischen dem Stammherrn, dem Grafen von Habsburg, und seinem Sohne Albrecht dem Ersten, wie zwischen Kaiser Joseph II. und Kaiser Franz II. (so hieß er als deutscher Kaiser, als Kaiser von Oesterreich hieß er Franz I.), wie zwischen Ludwig XIV. und Ludwig XVI.? Wo soll denn

nun, wenn sie nicht einmal in den Familien herrschen, herrschende Volkstemperamente vorkommen und zwar solche, die sich Jahrtausende lang unverändert von Generation zu Generation fortpflanzen? Das Unerklärliche erklärt sich dadurch, daß es nicht wahr ist. Was man darüber gesagt hat, beruht auf schlechten, unzureichenden, ungenauen Beobachtungen. Man kann leicht von den Bewohnern von Neu-Holland sagen, sie seien trübsinnig, schwermüthig, nicht zur Freude aufgelegt — wo soll denn bei den armen Leuten, denen ihr Boden nur dürftige Wurzeln, nur geringfügige Früchte, denen die Wälder nur äußerst geringe Massen von Wild und denen die Bäume keinen Schatten geben, wo soll denn bei diesen Leuten, welche fortwährend im Kampf mit den Elementen und schweren Sorgen um ihren Lebensunterhalt stehen — wo soll denn bei ihnen ein fröhliches, ein heiteres Temperament vorkommen?

Einfluß der Erziehung.

Man hat in Amerika vermocht, unter der Herrschaft des Jesuiten Francia einige Völkerstämme, zu den gefürchtetsten gehörig, in willenlose Sklaven, in völlig geistesarme Thiere zu verwandeln, sie so zu unterdrücken, daß sie von ihren allenfalls noch übrig gebliebenen geistigen Befähigungen gar keinen Gebrauch machen. Kann man denn nun von diesen Völkern reden als solchen, die ein ernstes, die ein schwermüthiges Temperament haben?

In Tahiti, einer der schönsten Inseln des Stillen Oceans, lebte ein heiteres, glückliches, mit allen Schätzen der Natur reich beschenktes Völkchen in ungetrübter Wonne. Die ersten Entdecker, Franzosen und Engländer, können dieses Volk nicht wunderbar genug beschreiben. Die Insel wurde Neu-Cythere genannt, weil ihre Bewohner lediglich auf der Welt zu sein schienen, um der heiteren Göttin zu opfern. Schön von Gestalt, fröhlichen Herzens, mittheilsam in jeder Weise, kamen sie den Fremden in einer noch nirgends gefundenen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entgegen und diese glücklichen Menschen hatten auch Verstand, hatten auch geistige Fähigkeiten, waren kriegerisch trotz ihrer Neigung zu sinnlichen Freuden, hatten mancherlei Handwerke und Künste gepflegt, genossen unzähliger Bequemlichkeiten, welche nicht immer Eigenthum sogenannter wilder Völker sind — man konnte dies schöne Fleckchen Erde die „Insel der Glücklichen" nennen.

Da kamen zu dem sinnlichsten und lebensfrohesten Volke der Erde eine Anzahl Missionaire, Engländer aus den niedrigsten Volksschichten auf gewisse Religionslehren abgerichtet, sonst von den allerbeschränktesten Kenntnissen und Geistesanlagen, zu jenem freundlichen, lieblichen Völkchen, beschäf-

tigten sich damit, Lebensmittel und Naturallieferungen einzusammeln, alle Freuden zu verbieten, den Sonntag in abgeschiedenster Weise zu heiligen, wöchentlich mehrmals stundenlang in einem Betsaal zu sitzen und Reden zu hören, von denen sie nicht das Allergeringste verstehen, und sie haben auf solche Weise ein Volk von heimlichen Sündern und von finsteren Heuchlern gemacht. Liest man ihre Berichte, so erstaunt man über die Scheußlichkeiten und Schändlichkeiten, welche dieses Volk von Sündern verübt hat, über den gräßlichen Seelenzustand, in welchem sie dieselben gefunden und über die segensreichen himmlischen Wirkungen der Gnade, welche sich aus ihrem Munde über diese Kinder des höllischen Abgrundes ergossen und sie zu reinen, geläuterten Menschen gemacht haben, indessen die älteren deutschen und französischen Naturforscher, welche diese Gegenden besucht, die Liebenswürdigkeit und Gesittung des Volkes nicht genug preisen können, in geistiger Beziehung ganz als von ihres Gleichen sprechen, während die neueren und neuesten eben jene abschreckenden Schilderungen von ihnen machen, wie wir weiter oben angeführt.

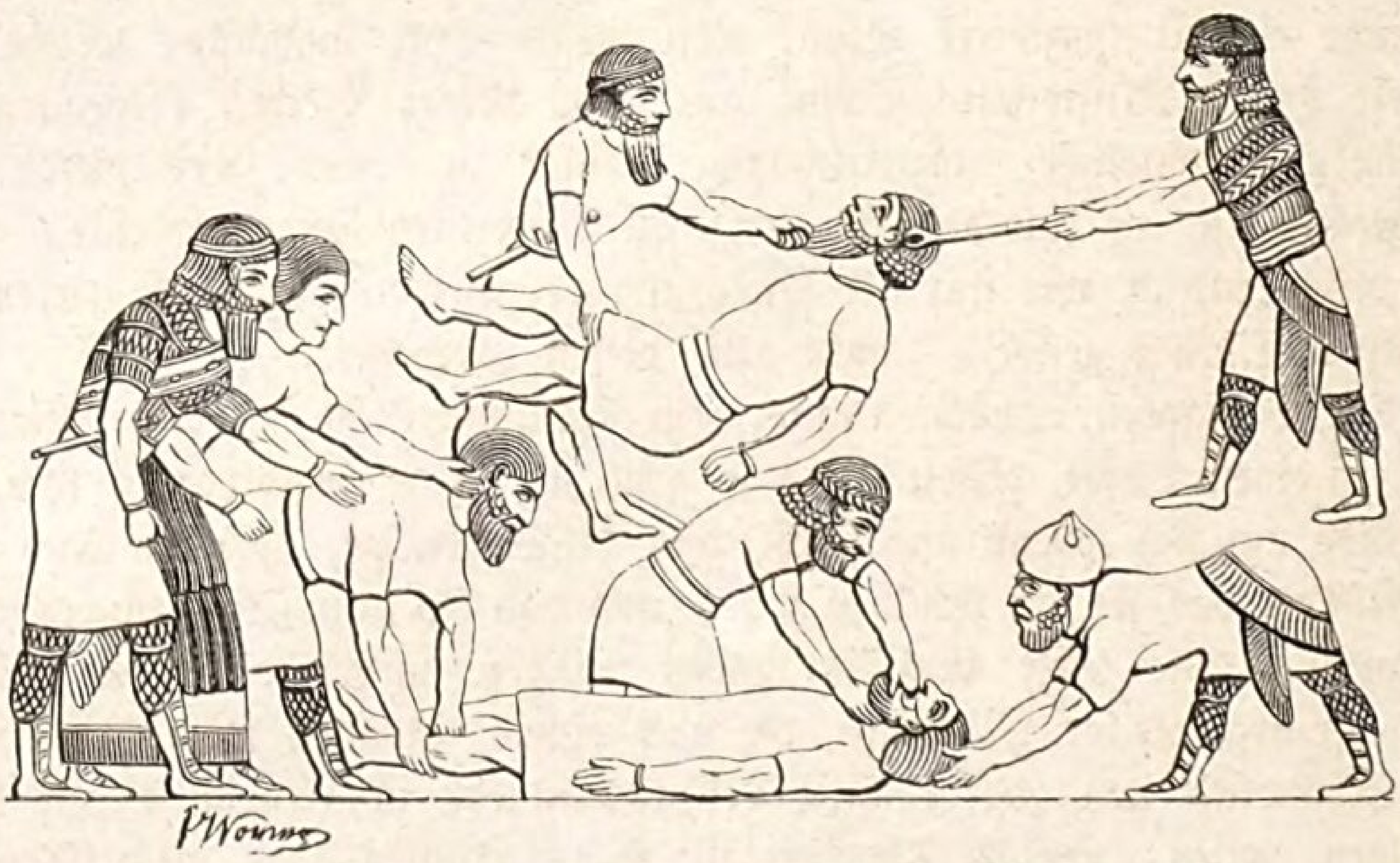
Wo sind nun in jenen finsteren Heuchlern, welche am Sonntag nicht einmal kochen dürfen, weil dieses den Sonntag entheiligt, welche am Sonntag nicht einmal spazieren gehen, weil dieses Gott mißfällig, welche aber für die Herrn Missionaire Steine aus dem Meere brechen (Korallenfels), um ihnen engländische, unzweckmäßige Häuser zu bauen, weil dieses Gott wohlgefällig ist, wo sind denn in ihnen die anererbten Temperamente? Man sieht recht deutlich, wie nur die Erziehung es gewesen ist, welche diesen verderblichen Einfluß geübt — nicht doch, diesen veredelnden.

Die Vorfahren, erwachsen unter dem glücklichsten und mildesten Himmelsstrich, in einem Lande, dessen Reize so groß wie seine Fruchtbarkeit sind, nur Glückliche um sich sehend und selbst zum Glück geneigt, genossen bald selbst des Glückes, das sie um sich her sahen und das sie nun selbst zu verbreiten verstanden. Alle diese Einflüsse haben weichen müssen vor den finsteren Ansichten abgetakelter Matrosen, die nach einem, in allen möglichen Lastern und Schändlichkeiten zugebrachten Leben nunmehr in Ueppigkeit und Ruhe schwelgen wollen. Welche Thorheit ist es zu glauben, daß diese Menschen nun fromme Christen geworden seien! Diese Art von Erziehung schlägt nicht tiefe Wurzeln. Unter allen möglichen Androhungen der entsetzlichsten Strafen haben die Missionaire sich zu unumschränkten Gebietern der Insel gemacht und so lange sie sich in dieser Stellung behaupten werden, so lange wird auch die Frömmigkeit der Otahaitier vorhalten, aber die Seelenthätigkeit der Menschen ist etwas sehr Elastisches und sobald der Druck, der auf ihr ruht, nachläßt, schnellt die Feder empor, geht zurück in ihre ursprüngliche Lage, in diejenige Lage, welche durch die Gesammtheit der sie umgeben-

den Natureindrücke bedingt ist. Die Civilisation kann bleibende Fortschritte machen, dergleichen Thorheiten aber, wie sie dort geübt werden, verlieren ihre Wirkung, sobald die Ursachen verschwinden.

Grausamkeit der Völker.

Man spricht gern von der Grausamkeit des einen, von dem Hochmuth des anderen, von der Milde und Gutmüthigkeit des dritten Volkes, das sind lauter Ansichten, die gar keinen festen Grund haben. Wer hätte nicht von der unerhörten Grausamkeit der nordamerikanischen Eingebornen gelesen, wem wäre nicht bekannt, wie sie ihre Feinde auf eine sinnreiche Art auf das Entsetzlichste quälen. Wer meiner älteren Leser wird sich nicht solcher Erzählungen aus Campe erinnern, und was ist an allen diesen Geschichten? nichts als das nackte Factum, daß der gefangene Krieger am Kriegspfahl des Dorfes zu Tode gemartert wird. Nicht aus Grausamkeit der Marternden, sondern zur Ehre des Gemarterten.



Die siegreiche Partei hat einen Helden gefangen. Daß er sterben müsse, ist der Kriegsgebrauch bei allen uncivilisirten Völkern. Das versteht sich also eigentlich von selbst, aber der Gefangene ist ein großer Krieger, dem es eine Schande wäre, wenn er schmerzlos stürbe, man martert ihn, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Mannhaftigkeit zu beweisen und die entsetzlichsten Qualen entlocken seiner Brust nicht einmal einen Seufzer, nicht einmal eine Klage, er lacht seinen Quälern in's Gesicht, er verhöhnt sie, er

will nicht geschont sein, er würde sie verhöhnen, wenn sie es thäten. Er braucht sich gar nicht quälen zu lassen, er darf nur bitten, daß man ihn verschone und alsbald geschieht es. Wenn die Leute grausam wären, würden sie ein Vergnügen daran finden, den Gefangenen schreien zu hören, seinem Auge Thränen zu entlocken, aber das ist gar nicht ihre Absicht — er weint, es ist ein Weib — Weiber martert man nicht, so würden sie sagen, den Gefangenen losbinden und ihn gehen lassen, wohin er Lust hat.

Das ist die eine Seite des Bildes von der grausamen Nation, nun wollen wir auch die andere ansehen: es kommt ein verirrter Wanderer in die Hütte eines Eingeborenen. Er hält die eine Hand flach vor sich hin, das ist das Friedenszeichen, er schreitet auf den Heerd zu, setzt sich daran, und nach einiger Zeit macht er ein Zeichen, daß der Herr des Hauses ihm seine Pfeife abtrete, oder er raucht selbst und bietet seine Pfeife dem Herrn des Zeltes an, das ist der Friedensact und er ist ratificirt von beiden Mächten, sobald ein paar Züge aus der Pfeife gethan sind. Nun ist der Fremde ein Gastfreund geworden und der Herr des Zeltes wird von diesem Augenblick für seinen Gastfreund sorgen, als wäre er sein Bruder, er wird für ihn auf die Jagd gehen und den Stier erlegen, er wird ihn pflegen, wenn er krank ist, und wieder hergestellt wird er ihn durch das Land seiner eigenen Feinde führen und ihn mit seinem eigenen Leben beschützen, mit seinem Körper ihn gegen den Tomahawk der Angreifer decken. Dies Alles sind keine Beweise von grausamer Gemüthsart, wohl aber wissen Franzosen und Deutsche, nur nicht Yankees, den Edelmuth, die Seelengröße, die seltene Liebenswürdigkeit und den großen Verstand als feuerfest in allen Proben zu rühmen. Wie mögen diese Menschen erst gewesen sein, bevor sie so schreckliche Erfahrungen machten, als man ihnen aufzulegen gut fand!

Die wilden Leidenschaften, von denen wir den indianischen Krieger durchdrungen sehen, werden durch Erziehung und durch ihre religiösen Ansichten genährt, denn zum Ertragen von Schmerzen werden schon die Knaben angehalten. Geschlagen werden, ist eine Entehrung, aber verwundet und gemartert werden, um die Standhaftigkeit zu prüfen, ist nicht nur keine Schande, sondern das standhafte Ertragen derselben ist eine Ehre.

Unter den europäischen Völkern sollen Erziehung und Religion die Härte und die Grausamkeit bekämpfen und Liebe und Milde an deren Stelle setzen.

Ob das wohl wahr ist? Ob das wohl geschieht? Sehen wir die Kriegsgeschichte, die Sitten und die Religionsgeschichte aller europäischer Völker, so finden wir sie mit Blut geschrieben. Wo sind gräßlichere Marterinstrumente erfunden worden als in Europa? Welches wilde Volk ist so sinnreich gewesen, den spanischen Stiefel und die pommersche Mütze, den gespickten Hasen und die Leiter, die Wippe und die glühende Zange, die Feuer- und die Wasser-

probe zu erfinden? Welches wilde Volk hat den Tod des Verbrechers durch schauerlichere Martern erschwert? Von unten auf rädern, einzelne Gliedmaßen abhauen, durch Ruthenstreiche oder durch Hiebe der neunschwänzigen Katze tödten, bei lebendigem Leibe verbrennen, durch vier Pferde zerreißen lassen, und gar, wie in dem schönen Frankreich viele Jahrhunderte lang Sitte war, die Hinrichtung durch die torture préalable, welche bis auf zwei Stunden ausgedehnt werden konnte, einleiten?

Ich kann mich nicht besinnen, daß irgend ein Missionair oder Reisender dergleichen von den Nord- oder Südamerikanern, von den Negern oder Hottentotten, von den Papuas oder den Malayen erzählt hätte, dergleichen Schandthaten gehören der fortgeschrittenen Civilisation an, darum sind sie in Europa in Gebrauch gewesen und sind es theilweise noch, und nur China, gleichfalls ein sehr civilisirtes Land, erfreut sich des Ruhmes, ähnliche Erfindungen gemacht zu haben.

Und hat uns denn die Religion der Liebe wirklich zur Liebe geführt? Unter welchen Gräueln ist sie durch Spanier und Portugiesen in Amerika eingeführt worden und unter welchen Gräueln in Ostindien, wie furchtbar hat eine christliche Secte im Herzen von Deutschland und von Frankreich gegen die andere gewüthet, wie hat man im Namen Gottes und zur Ehre desselben die Albigenser und die Hugenotten, die Hussiten, die Calvinisten und die Lutheraner schlachten lassen! Welch' ein scheußlicher Fanatismus, der wahrlich nicht in den Geboten der Religion der Liebe liegt, entzündete den 30jährigen Krieg mit seinen Gräueln und verhalf einem Tilly zu einem Platz in der Walhalla in Regensburg! Welcher Fanatismus bewegt noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts und im Jahre 1864 die Tyroler zur Verketzerung der Protestanten, zu der öffentlichen Bitte, die Gleichberechtigung derselben mit den Katholiken aufzuheben, vor Allem aber das herrliche Tyrol vor der Pest der Niederlassung solcher Ketzer, vor dem Segen des Toleranz-Edictes zu bewahren!

Toleranz! wo wäre die weniger zu finden, als bei uns. Wir senden Missionaire nach Persien und der Türkei, nach Indien und zu den Malayen auf die Inseln des Stillen Oceans, überall nimmt man die neuen Lehrer gut auf und Viele bekennen sich zu den Lehren und weder der Sultan in Constantinopel, noch der Schach von Persien hat etwas dagegen. Was würden unsere Regierungen und besonders unsere Geistlichen sagen, wenn der Schach von Persien oder der türkische Sultan ein halbes Hundert Muftis zu uns schicken wollte, um Proselyten für den Koran zu gewinnen? Unzweifelhaft würde man sie und ihre Entsender für verrückt erklären und die Sendboten so schleunig wie möglich über die Grenze zurück befördern.

Was heißt das? Man will wohl die Toleranz *für sich* haben, aber

man will sie nicht Anderen gewähren, es ist die bekannte Geschichte von dem Bauern und dem Hunde des gnädigen Herrn — mein Hund hat deine Kuh zerrissen? — Ja Bauer, das ist ganz was Anderes!

Ist denn nun unsere gerühmte Toleranz etwas Anderes als eine lächerliche Prahlerei mit einem Dinge, welches nicht existirt, einer Tugend, welche man zwar bei Anderen in Anspruch nimmt, selbst aber nicht üben will?

Und wie nun unsere Kriege, die Heere der civilisirten Völker. Daß die Franzosen in Algier eine Höhle, in welche sich 3000 Greise, Weiber und Kinder geflüchtet hatten, ausräucherten, wie man einen Bienenkorb räuchert, bis Alles todt ist, hat noch Keinen zu dem Ausspruch bewogen, die Franzosen seien ein grausames Volk, und die Baiern und Würtemberger, welche in den unseligen Kriegsjahren zwischen 1807 und 1812 in Preußen waren und wahrhaft bewundernswürdig gewirthschaftet haben gegen deutsche Brüder, sind darum nicht eine grausame Nation gescholten, und doch tragen die bairischen Bergbewohner alle den Daumennagel um einen Viertelzoll vor dem Fleisch des Gliedes vorstehend, in der einfachen Absicht, dem möglicherweise auftretenden Gegner im Kampfe ganz gelinge ein Auge auszudrücken. Man nennt die Baiern ein gemüthliches Volk.

Von den Engländern unter Malborough, von den Oesterreichern unter Prinz Eugen, von den Russen unter Suwarow erzählt man anmuthige Historien, ob sie wahr sind, weiß ich nicht, aber es hat noch Niemand versucht, solche Sachen von den Amerikanern oder den Negern zu erfinden.

Und wie nun erst nicht im Kriege, sondern bei Revolutionen, wo nicht das Heer unter den Befehlen eines Feldherrn, sondern das Volk unter Leitung seines Rachegefühls auftritt gegen die vermeinten oder wirklichen Beleidigungen. Welche Schandthaten sind da von Engländern gegen Engländer, von Franzosen gegen Franzosen, von Italienern gegen Italiener verübt worden, und die Ladys der moralischsten Nation der Erde, die schönen und edlen Amerikanerinnen, lassen sich aus den Schädeln der gefallenen Feinde Trinkgeschirre machen und lassen die Leichen aus ihren Gräbern aufwühlen, um zu diesen Schädeln zu gelangen, und wer unglücklicherweise nicht so reich ist, so viel Gold oder Silber an einen Feindesschädel zu wenden, der läßt sich wenigstens einen hübschen Schneidezahn als Tuchnadel oder als Ringstein, oder ein Paar Abschnitte der Röhrenknochen der Arme oder Beine zu Berloques fassen.

Und wir wollen von der Grausamkeit der wilden Völkerschaften reden? In der That, es gehört viel Selbstbewußtsein dazu, aber um so weniger Selbsterkenntniß!

Trägheit. Faulheit.

Wir sprechen von der Faulheit, von der Arbeitscheu der uncivilisirten Völker und halten sie für die alleinigen Erben dieses Lasters.

Von den Negern in den Sklavenstaaten wollen wir nicht sprechen, diese können leicht die Faullenzerei von ihren Herren gelernt haben, welche drei Viertheile des Tages und die ganze Nacht auf dem Ruhebette zubringen! Wie sie es nur aushalten?

Aber der Neger in seinem Vaterlande, dem die Natur so viele Cocosbäume giebt, als er für sich und seine Familie braucht, dem die Banane, dem manche mehlreiche Wurzel und dem jeder Bach und jeder Busch Nahrung an Fischen, an großen und kleinen Säugethieren und Vögeln liefert, der Neger ist wirklich faul. Warum sollte er nicht, er hat zu essen und zu trinken, er braucht nicht Lehrjunge, Geselle und Meister, er braucht auch nicht Gymnasiast, Student, Auscultator, Referendarius und Assessor zu werden, ohne etwas zu beißen und zu brechen zu haben, wenn nicht seine Eltern oder seine Gläubiger es ihm geben. Er hat auch kein Concert und kein Theater, er hat auch keine Erste und keine Zweite Kammer, wegen der er sein schattiges Lager verlassen sollte.

Aber wer wollte denn von diesen Leuten so viel reden, das sind Wilde, die sind nun einmal nicht anders. Die civilisirten Europäer sind durchaus nicht faul.

Nun, das kann man nicht gerade allgemein sagen, ein sehr altes Sprichwort meint: „wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß!" — und er muß wohl, denn er arbeitet für seine Existenz, indessen er ist ja auch nur — wie du und ich lieber Leser — ein nordischer Barbar, sieh dich unter den cultivirten Menschen im Süden von Europa um, da wird es wohl anders sein.

Die Lazzaroni versperren die Zugänge zu allen Kirchen und Palästen, weil sie im Schatten der von Säulen getragenen Hallen liegen und schlafen. Man will etwas fortgeschafft haben, man wendet sich an einen solchen zerlumpten Kerl, aber er ist höchst empört, daß man ihm einen solchen Antrag macht, er ist satt und will schlafen, was braucht er die Kupfermünzen des Fremden (s. die Zeichnung S. 471).

Man wendet sich an einen anderen, der hat sich gestern satt gegessen, an einen dritten, der hat sich vorgestern satt gegessen, er hat keine Zeit, Geld zu verdienen. Endlich findet man Jemand, der hungrig ist, der übernimmt die Arbeit und arbeitet nun allerdings in Wuth und Grimm dar-

über, daß er überhaupt arbeiten muß, dreimal so viel als ein Anderer! Dann hat er ein Paare Lire verdient, kann sich zwei Tage lang mit Macaroni anfüllen, dann zwei Tage lang mit dem faden, aber saftreichen Fleisch der Wassermelone, und wenn er diese verzehrt und verdaut hat und hungrig zu werden beginnt, dann darf man wieder fragen, ob er etwas zu verdienen geneigt sei.



Und vor seiner Hütte und in seiner Werkstatt, d. h. auf der Straße vor der Hütte, liegt der spanische Schuster und schläft. Man weckt ihn, er soll die Schuhe ausbessern. Er reibt sich die Augen, greift in die Tasche, sieht, daß er noch ein Paar Marawedi darin hat und er kehrt sich um und antwortet: kommt die andere Woche wieder, vielleicht!

Haben die civilisirten Nationen wirklich etwas voraus vor den Wilden?

Brutalität.

Und die Brutalität vieler Menschen dieser sogenannten civilisirten Nationen ist auch nicht so ganz ohne! Man darf nur die Bestialitäten ansehen, welche in den Seestädten verübt werden, wenn die würdigen Repräsentanten dieser civilisirten Nationen von ihren Seereisen zurückkehren, wenn sie in wenig Tagen verschleudern und verprassen, was sie als Lohn oder als Beute im Laufe von Jahren erworben haben. Niedrigkeiten, Scheußlichkeiten, widrige, gemeine Aeußerungen der wüthendsten Begierden, die die Haut schaudern machen.

Ei, was sind das für Menschen, wird man sagen, gemeine Matrosen und die niedrigsten Wesen weiblichen Geschlechts.

Aber edler Philantrop, bedenke doch, was du sprichst! Giebt es denn höhere und niedere Menschen, wie es verschieden organisirte Menschen oder Thiere giebt. Man wehrt sich auf das Ernstlichste gegen eine Annahme von Verschiedenheiten unter den Menschen, man gestattet ja nur die Civilisation als einzigen Unterschied, diese entsetzlichen Menschen gehören alle der europäischen Race und zwar nicht etwa den Türken und Griechen an, sondern den Engländern, Deutschen, Holländern, Franzosen und Dänen — und dennoch begehen sie Dinge, vor denen sicherlich ein Bewohner der Marquesas-Inseln zurückschrecken würde.

Wir haben bisher nur die Schattenseiten des Menschen betrachtet. Schlimm genug, daß wir zugestehen müssen, wir erschrecklich civilisirten Leute stünden nicht auf einem unmäßig höheren Standpunkte als diese sogenannten Wilden. Man ist ja gewohnt, die Civilisation als eine Lehrerin der Tugend zu betrachten, gewiß wenigstens ihr zuzuschreiben, daß sie die edleren Gefühle im Menschen nähre, daß sie ihn bessere, vielleicht ist auf Seiten des Lichtes das Uebergewicht bei den erleuchteten Völkern. Aber was man über diesen Gegenstand durch die vorurtheilsfreien Reisenden erfährt, ist leider auch nicht von der Art, daß wir dadurch besonders getröstet werden könnten.

Gastfreundschaft ist leider diejenige Tugend, welche bei den Europäern am allerwenigsten zur Geltung kommt. Die unglücklichen Münzen, mit denen Alles bezahlt wird, scheinen die Gefühle so weit herabgestimmt zu haben, daß man nicht einmal bemerkt, wenn ein Anderer Hunger hat, falls man nur selbst satt ist. Wem fielen nicht die unglücklichen Osagen ein, welche, nach Frankreich verschlagen, dort vor Hunger gestorben wären, in der großen und reichen Stadt Paris, wenn nicht der Magistrat, um dieses Unglück zu verhüten sie — — — — — — — aus der Stadt geschickt hätte. Wo sie

nach dieser Abhülfe ihrer traurigen Lage hingekommen sind, ist dem Verfasser nicht bekannt.

Aufopfernde Freundschaft, Redlichkeit, Treue, Selbstverleugnung, Edelmuth, edelmüthiges Verzeihen bei erlittenem Unrecht wird überall gerühmt als etwas sehr Ehrenwerthes, wird von den Europäern, wo es sich etwa findet, hoch gepriesen. Man pflegt dasjenige, was am seltensten ist, am höchsten zu achten. Sollten die gedachten Tugenden hiervon eine Ausnahme machen und sollten sie wirklich unter den Europäern so vorzugsweise oft vorkommen, und trotz dessen so sehr in Achtung stehen? Jeder Reisende in fernen Welttheilen weiß Handlungen zu erzählen, die ihn in Entzücken, die ihn in größtes Staunen versetzt haben, indessen die sogenannten Wilden nicht viel Aufhebens davon machen.

Familienliebe.

Die Familienliebe ist ein gewaltiges, ein mächtiges Band und wir sehen wohl überall dieselbe auf gleiche Weise sich äußern. Die Kinder hängen sämmtlich zuerst an der Mutter, später hängen die Knaben vielleicht mehr am Vater, die Mutter liebt ihre Kinder mit gleicher Zärtlichkeit. Von der Titularmutter, von der Stiefmutter, erzählt man allerdings mancherlei nicht eben Löbliches, aber das gilt doch immer als Ausnahme, denn, dem Himmel sei Dank, haben nur die wenigsten Kinder Stiefmütter, bei den Wilden freilich kennt man diesen Begriff nicht, die zweite Frau wird da nicht die Stiefmutter, sondern die Mutter, aber immerhin ist es schon kein gutes Zeichen, daß der Name Stiefmutter ein böses Vorurtheil mit sich führt. Im Allgemeinen findet man in den Polarländern so gut wie in der Aequatorialregion, und bei den civilisirten wie bei den wilden Völkerschaften gleiche Zärtlichkeit, gleiche Aufopferungsfähigkeit der Eltern für die Kinder, nur bei dem, was man von den Kindern für die Eltern verlangt, macht sich eine veränderte Stellung geltend. Ist es denn wahr das böse, böse Sprichwort: „ein Vater kann wohl zwölf Kinder ernähren, aber zwölf Kinder nicht einen Vater?" Es muß wohl etwas daran sein, denn sonst hätte das Sprichwort kaum entstehen können. Bei den Wilden ist dieses Sprichwort auch nicht bekannt, da braucht man gar nicht zwölf Kinder, um einen Vater zu ernähren, der Gedanke, die Eltern Noth leiden zu lassen, tritt gar nicht auf. Bei den nordamerikanischen Jägervölkern soll früher der Gebrauch geherrscht haben, daß der ergraute Vater, nicht mehr fähig, den fliehenden Hirsch durch unablässige Verfolgung so zu ermüden, daß er sich einholen und tödten läßt, seinen Lieblingssohn auffordert, mit ihm in den Wald zu kommen und ein

Grab zu graben. Das ist ein Todesurtheil für den alten Mann, welcher fühlt, daß er im Kampfe dem Gegner nicht mehr gewachsen ist und daß er während des Friedens seinen Haushalt nicht mehr ernähren kann.

Ob der Sohn mit Widerstreben den Tomahawk auf das Haupt des Vaters fallen läßt oder nicht, der Gebrauch ist gräßlich und er ist auch bei allen denjenigen Völkern, von denen man behauptet, daß sie ihn früher gekannt haben, außer Gebrauch gekommen, seitdem sie sich, wenn auch nur zeitweise, ansässig gemacht und sich der Pflanzenkost bedienen gelernt haben. In keinem Falle ist er so gräßlich, wie der Gebrauch der europäischen Landleute, sich von ihren Eltern das Landgut abtreten zu lassen, welches sie bisher bewirthschaftet, gegen den sogenannten Altentheil. Das heißt, Vater und Mutter ziehen sich zurück in ein Zimmer des früher von ihnen bewohnten Hauses, übergeben das Uebrige dem Sohne und der Schwiegertochter und bedingen sich nur die erforderliche Nahrung aus.

O mein Himmel, mit wie vielen Flüchen und Verwünschungen wird diese dürftige, erbärmliche Nahrung — viel schlechter, wie man sie dem mißliebigsten Knecht reicht, gegeben, wie oft hört man laut und im Stillen die Frage, „werden sie nicht bald sterben? wie lange werden sie mir noch mein Eigenthum schmälern?"

In der That, noch keiner von allen Reisenden hat dergleichen von den Wilden des afrikanischen oder amerikanischen Festlandes oder der Inseln des Großen Oceans erzählt, obschon da und dort durch Priester eingeführte gräßliche Sitten (Menschenopfer), überhaupt Opfer aller erstgeborenen Kinder insbesondere, die Völker selbst höchst verdorben haben könnten. Die Verwandtenliebe ist geblieben, und die Eltern bringen das schreieende Kind auf den Fidji-Inseln oder auf Neu-Holland mit denselben Mitteln und unter Bezeugung der nämlichen Freundlichkeit zum Schweigen, zur Ruhe, wie bei uns; ja die Achtung vor dem Alter ist einer derjenigen Züge, welche gerade recht allgemein anerkannt werden, gelobt werden durch sämmtliche Reisende, indessen bei uns nicht nur, wie das Sprichwort sagt: „Das Ei klüger sein will als die Henne", sondern auch überhaupt die Achtung gegen das Alter, lediglich weil es das Alter ist, nicht besonders weit gehend sich zeigt. Der junge Wilde läßt seine Stimme niemals im Rathe hören, bevor er dazu direct aufgefordert worden ist, und dann selbst thut er es mit Rückhalt und mit äußerster Bescheidenheit. Aber wie sollten unsere Staaten regiert werden, wenn dies hier so wäre, bei uns weiß im Gegentheile die Jugend Alles besser als das Alter und von einer Achtung gegen dasselbe ist so wenig die Rede, daß es im Gegentheil ein Gegenstand des Spottes ist — ein alter Narr mit längst vermoderten Ansichten, ein alter Dummkopf, der keinen Begriff von den Fortschritten der Zeit hat ꝛc.

Bei den Grönländern, überhaupt bei den Eskimos soll es Gebrauch sein, bei Zwillingsgeburten das eine Kind zu tödten, und wenn eine Mutter als Wöchnerin stirbt, das Kind mit zu begraben. Das ist gräßlich, aber was soll der Vater mit dem Säugling anfangen, er muß täglich auf den Seehundsfang, er kann sich mit Wartung seines Kindes nicht beschäftigen. Was sagen wir aber dazu, daß die einst so hoch stehenden Römer und Griechen die mehrsten ihrer Kinder aussetzten, nicht weil sie den Ausspruch eines Orakels fürchteten, sondern weil sie nicht Neigung hatten, mehr als ein Kind, höchstens zwei Kinder zu erziehen! Wäre die Sitte allgemein gewesen, so würde man gar nicht begreifen können, wie das Land überhaupt sich bevölkern konnte; zum Glück war diese schreckliche Sitte wiederum ein Eigenthum der gebildeten Klassen, dem armen Bauern oder Hirten fiel es nicht ein, sein Kind in den Wald zu den Wölfen zu tragen, oder es von einem Felsen herabzustürzen.

Die Verstoßung wurde mit so ungemein wenig Ceremonie vollzogen, daß man wirklich erstaunt. Die Wehmutter legte das neugeborne Kindlein vor dem Vater auf dem Boden. Hob er das Kind auf, so hieß es angenommen, ging er daran vorüber, so wurde es irgendwo hin in's freie Feld getragen und der Gnade des Zufalls überlassen, oder es wurde, noch einfacher, in den Fluß geworfen.

Man erzählt sich von den Bewohnern der Gesellschafts-Inseln, daß eine Verbindung unter den Vornehmeren geherrscht habe, welche nur das Vergnügen zum Zwecke gehabt. Diese, dem vornehmen Stande Angehörigen, hatten unter sich ausgemacht, daß sie sich jeder Freude, nur nicht der Elternfreude, hingeben wollten, und hatten daher gelobt, keines ihrer Kinder leben zu lassen, so lange sie Mitglieder dieser Gesellschaft wären. Man nennt dies mit Recht eine große Abscheulichkeit, und man braucht gar nicht erst einen Geistlichen oder überhaupt einen Moralisten zu fragen, ob ihm das gefalle. Ein Jeder schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen und findet das gräßlich und abscheulich. Darüber spricht man allerdings nicht, daß in allen Zeitungen und zwar täglich die Anzeige zu lesen ist: Damen, welche ihre Niederkunft in größter Verschwiegenheit und bei guter Pflege abwarten wollen, finden unter Zusicherung der größten Discretion ein Unterkommen in der concessionirten Entbindungs-Anstalt von — — Straße — Nr. —". O, die armen Würmchen, welche gegen die Vorausbezahlung von 60 Thlrn. für das erste Jahr kaum den ersten Monat überleben.

In dem höchst moralischen nordamerikanischen Freistaate geht man bekanntlich noch ein wenig weiter. Man zeigt an, wo und durch wen den Folgen einer leichtsinnig eingegangenen Verbindung vorgebeugt werden könne. Sollte man auch noch eine Entschuldigung finden für ein unglückliches,

getäuschtes, Entehrung befürchtendes Mädchen, so wird die Sache völlig grauenhaft und es muß auch der allernachsichtigste Mensch schweigen mit jedem Versuch einer Entschuldigung, wenn er erfährt, daß nicht blos verirrte, unglückliche Mädchen, sondern daß verheirathete Frauen, welche nicht in Noth, sondern im Gegentheil in Glanz und Wohlstand leben, sich dieser Anstalten bedienen, lediglich aus Bequemlichkeitsrücksichten oder aus Eitelkeit — so viele Wochenbetten haben viel Unangenehmes, sie derangiren den Gang der häuslichen Geselligkeit, auch schaden sie der Schönheit, sie reiben zu früh auf — das Alles sind freilich sehr triftige Gründe zu einer Mordthat, oder zu mehreren.

Bei den Wilden kommt der Mord eines Vaters, einer Mutter gar nicht vor; wie Solon in seinem berühmten Gesetzbuche eine Strafe für den Elternmord gar nicht festgesetzt hatte, nicht aus Vergeßlichkeit, sondern weil er das Verbrechen nicht für möglich hielt, so würde ein Gesetzgeber unter den Wilden auch keine Strafe auf Vater- oder Muttermord setzen, denn derselbe existirt nicht. Wie erschrecklich ist es, daß man bei uns nicht dasselbe sagen kann; der Vatermord existirt nicht nur, sondern er hatte unter der Nation, welche sich so gern als an der Spitze der Civilisation stehend nennen hört, einen so entsetzlichen Umfang gewonnen, daß kein reicher Vater ohne Sorgen war, sobald er einen erwachsenen Sohn hatte. Es waren in allen großen Städten Frankreichs, besonders aber in Paris, Giftmischer, welche die sogenannten Successionspulver verkauften, welche geschmacklos, geruchlos, in Wein oder in Speisen gemischt, in einer sehr mäßigen Frist und unter gewissen Krankheitserscheinungen, welche den Verdacht der Vergiftung ausschlossen — den sicheren Tod herbeiführten. Spanien und Italien nahm Theil an diesen Herrlichkeiten.

Man macht den uncivilisirten Völkern gewöhnlich einen harten Vorwurf aus der bei ihnen herrschenden Polygamie, und sie hat auch etwas Zurückstoßendes, obwohl sie dem Volke Gottes erlaubt war, welches sich rühmt, seine Gesetze unmittelbar aus der Hand Jehovah's empfangen zu haben. Wir verabscheuen die Polygamie, aber wir leben bis zur Verheirathung in einem steten Taumel von einer Blume zur andern, und was sind das mitunter für Blumen, durch und durch vergiftet und ihr Gift Demjenigen mittheilend, der sich ihnen naht.

Nun hat solch' ein junger Mann verschiedene Male sehr bittere Erfahrungen gemacht, er wird jetzt klüger, er will sich in Acht nehmen, sich nicht mehr mit Personen abgeben, die ihm Gefahr bringen könnten — o, er ist gescheut, solch' ein viel erfahrener junger Mann, er beschäftigt sich jetzt mit jungen Frauen, oder er verführt unschuldige Mädchen, oder er tröstet junge Wittwen, allerdings ein sehr christliches Vornehmen. Aber der Türke und

der Häuptling auf den Südsee-Inseln, oder der Chinese sorgt für seine vielen Frauen und Kinder, während der moralische Europäer, welcher die Polygamie höchst verwerflich findet, gar nicht sorgt, auch nicht einmal für ein unglückliches, verführtes Mädchen.

Sittlichkeit. Bildungsfähigkeit.

Wir sehen aus Allem, daß der Vortheil nicht gerade auf Seite der civilisirten Nationen ist, und haben mithin gar wenig Ursache, auf unsere höhere Stelle in der Menschheit zu pochen. Desto mehr wird es der Fall sein, wenn wir auf den Geist zurückkehren, wenn wir die Denkkraft der verschiedenen Racen in Betracht ziehen. In diesem Punkte können uns die außereuropäischen Völker gar nichts Bedeutendes gegenüberstellen, die Erfindungen, welche wir gemacht, die Künste, welche wir gepflegt, die Form der Gesittung sogar, welche wir hervorgerufen, sind so überwiegend vorgeschrittener, besser, seitens der kaukasischen als jeder anderen Race, daß man beinahe glauben sollte, es herrsche hierüber nur eine Stimme.

Allerdings, es scheint wohl so, es handelt sich nur um die Frage, von wem diese Stimme ausgeht, und in wie fern der Sprechende von Vorurtheilen befangen war. In Vorurtheilen ist nun allerdings der Engländer groß. Man liest Berichte über die Unsittlichkeit der Deutschen, welche das Herz eines braven Engländers wirklich empören. Sollte man glauben, daß unter gesitteten Menschen die Frechheit vorkommen könnte, daß ein Herr eine Dame, mit der er bekannt ist, von der er weiß, daß sie einer gleichgestellten oder vielleicht vornehmeren Gesellschaft angehört, auf öffentlicher Straße grüßt! Was soll man von einem Volke sagen, bei dem die Unverschämtheit gegen eine Dame so weit geht!

Der Engländer hat allerdings Recht, so zu urtheilen, wenn er *in seinem* Lande und wenn er von einem *Engländer* spricht, denn in England ist es Sitte, daß die Dame den Herrn *zuerst* grüßt, sie will, daß es in ihrer Wahl bleibe, den Mann zu kennen oder nicht zu kennen. Den Gruß, den der Mann der Dame zuerst macht, den Gruß, der nicht eine Erwiderung des ihrigen ist, den Gruß hält sie nicht nur für eine Beleidigung, sondern sie hält den Mann, der einen solchen Gruß wagt, *für einen sittenlosen* und die Handlung selbst für eine *Unverschämtheit*.

Aber der Engländer, der sich herausnimmt, über ein anderes Volk zu urtheilen und dessen Sitten bemängelt, sollte doch zuerst nach seinen Sitten fragen, das ist der Fehler, den er immer begeht. Er hält seine Ansicht

für die allein richtige, und darum nennt er auch die Deutschen und die Franzosen höchst ungesittet, weil er sieht, daß viele Familien in einem Hause wohnen. Jeder anständige Mensch muß ein Haus für sich besitzen oder miethen, muß es, will er nicht der Unsittlichkeit verfallen, ganz allein von unten bis oben haben. Welche Abscheulichkeit, sich von Anderen auf den Köpfen herumtreten zu lassen, welche Abscheulichkeit, seinen Hausflur mit einem Anderen zu theilen, wo bleibt da der Anstand, wie kann man da für die Ehre seiner Frau oder seiner Tochter ohne Sorgen sein!

Wie würde sich der Deutsche dem Engländer gegenüber lächerlich machen, wenn er sagen wollte, er habe bessere Garantien für die Ehre der Seinigen, als eine abgeschlossene Wohnung darbietet, er habe die Moral der Seinigen. Der Engländer würde sagen, eine saubere Moral! die eurer Frauen und Töchter! Habe ich nicht in dieser oder jener Gesellschaft gesehen, daß Frauen und Mädchen beim Mittagstisch bis zum letzten Mann verweilen, daß sie nicht die Männer bei der Flasche allein lassen, sondern bis zum Schluß der Sitzung bleiben? Sind das moralische Frauen oder Mädchen, die an Saufgelagen Theil nehmen?

Nein, lieber Engländer, das sind sie nicht! Aber unsere Mittagsmahlzeiten sind auch keine Saufgelage wie die engländischen, wenigstens arten sie nicht in solcher Weise aus, daß Frauen und Mädchen des Anstandes wegen genöthigt wären, den Speisesaal zu räumen und das Feld den Männern zu überlassen, um nicht die Unsittlichkeiten, um nicht die Excesse, welche der Rausch hervorbringt, mit anzusehen.

Von solchen befangenen, von Vorurtheilen durchdrungenen Leuten gehen größtentheils die Urtheile über eine fremde Bevölkerung aus, und vor Allen sind es die Missionaire, die Lehrer der Liebe und Duldsamkeit, welche am unduldsamsten sind und die liebloseſten Urtheile fällen. Sie selbst sind nicht gelehrt worden die Wahrheiten ihrer Religion in einer Weise vorzutragen, welche dem Verstande jener, von ihnen selbst für beschränkten Geistes ausgegebenen Leute angemessen ist. Sie sprechen von ihrer Bildung, von ihrer durchgebildeten Fassungskraft, von ihren Gewohnheiten, ja sie nehmen es sogar übel, wenn man von ihnen verlangt, sie sollen ihren Vortrag der Fassungskraft jener armen Leute anbequemen. Man hört Aeußerungen, die in Erstaunen setzen! die Lehren der christlichen Religion sind ja so erhaben und einfach, sind so rein und klar, daß ein Jeder, auch der Roheste, sie erkennen und fassen muß.

Das glaubt der Verfasser auch, und er meint, wenn der Missionair mit den eigensten Worten Christi anfinge, so würde es gehen, denn „liebt Gott über Alles und euren Nächsten wie euch selbst" — „thut wohl denen, die euch Böses thun" — „richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet";

„lasset die Rechte nicht wissen, was die Linke thut"; — dies würden auch die sogenannten Wilden wohl begreifen und sie würden fühlen, daß diese Lehren göttlichen Ursprungs sind. Wenn der Missionair dagegen von seinem zornigen und eifersüchtigen Gotte spricht, so findet der Wilde, daß dieser Gott nicht besser ist als seine eigenen, und wenn er ihm die zweierlei Naturen Christi und die unbefleckte Empfängniß, wenn er ihm die Lehre von der Erbsünde und davon, daß Christus dieselbe auf sich genommen und den Teufel in der Hölle selbst bekämpft habe, vorträgt, so wird er natürlich nicht verstanden werden, weil jede Spur einer Grundlage zu einem Verständniß, zu einem Begreifen fehlt.

Wenn nun solch' ein Missionair von Hartnäckigkeit, von bösem Willen, von Mangel an Fassungskraft spricht — hat er nicht Unrecht? wenn er ihnen jede Fähigkeit, einmal civilisirt zu werden, in Künsten und Wissenschaften Fortschritte zu machen, überhaupt ein geregeltes Leben zu führen, abspricht — — hat er nicht Unrecht?

Betrachtet man dagegen nicht die Urtheile dieser Leute, sondern die Erzählungen, auf welche sie die Urtheile stützen und die sie lediglich machen, um die Richtigkeit ihrer Ansicht zu beweisen, so gewinnt man eine ganz andere Ansicht von diesen unglücklichen, unfähigen, von Gott vernachlässigten Menschen. Was als ein Beweis von Unsitte, von Schlechtigkeit angeführt wird, ist in den Augen eines nicht befangenen Menschen gerade ein Beweis von Sittlichkeitsgefühl, von geistiger Befähigung, und vielleicht von alle dem, wovon vorher das Gegentheil bewiesen werden sollte. Und Beobachter, wie Humboldt, haben sogar gezeigt, daß viele der feineren geistigen Thätigkeiten, wie z. B. der Witz, die Fähigkeit satyrische und ironische Bemerkungen zu machen, den Wilden nicht selten in einem viel höheren Grade zukommen, als denen, die ihnen diese edleren Geisteserregungen absprechen.

Bei dem Urtheil über die Lernfähigkeit und über die Fortschritte, welche nicht die einzelnen Menschen, sondern die Völker auf den Gebieten der Kunst, der Industrie, der eigentlichen Gelehrsamkeit machen, darf man, wenn man sie mit den Europäern vergleicht, durchaus nicht vergessen, wie viel Jahrtausende seit dem Beginne der Bildung der Europäer verflossen sind, wie das mannigfaltigste Wissen sich nach allen Richtungen hin verbreitet hat, solchergestalt, daß namentlich dem Städter in den civilisirten Ländern, die Masse der Resultate einer tausendjährigen Gelehrsamkeit auf jedem Schritte entgegenleuchtet. Das Haus und die Steine, wovon es erbaut, das Glas in seinen Fenstern und die Fähigkeit, es zu schneiden und zu befestigen, das Messing, das als Verzierung daran dient und die Granitquadern, welche zu seinem Trottoir verwendet werden, dieses Alles sind Resultate unzähliger Versuche, gewaltiger Erfindungen, welche zu überschauen dem Wilden nicht

gegeben ist, da noch der erste Anfangspunkt alles dessen ihm fehlt, während wir verlangen, daß er sich vertraut machen solle mit alle dem, was wir als den Gipfelpunkt des errungenen Wissens erkennen. Wie kann man verlangen, daß sie fassen sollen, was elektrische Telegraphie sei, da sie noch keinen Begriff von Berührungselectricität haben, der uns selbst heute erst seit 50 Jahren annäherungsweise bekannt ist, und von Elektromagnetismus, den wir erst seit 40 Jahren kennen? Wie kann man von ihnen fordern, daß sie sich mit der Gasbeleuchtung vertraut machen, da sie selbst in Europa nur noch wenig bekannt ist, d. h. so, daß sie sich zu erklären wissen, in welcher Weise Körper verbrennen, in welcher Weise man sie im verschlossenen Raume verbrennen, die verbrennbaren Gase von den unverbrennbaren scheiden und die nutzbaren aufsammeln und irgend wohin verwenden kann? Das sind Vorgänge, die den allermehrsten unserer gebildetsten Leute nur sehr ungenügend bekannt sind, und wir verlangen, daß die Eingebornen der Südsee-Inseln dahin führende Auseinandersetzungen begreifen sollen.

Die Behauptung, den Wilden fehle es an Bildungsfähigkeit, ist eine durchaus falsche und sie rührt lediglich von einer höchst einseitigen Auffassung her. Wenn ein sehr gelehrter und zugleich sehr unpraktischer Mensch mitten zwischen tausend ganz ungebildete Menschen gesetzt wird, selbst wenn sie Europäer wären, so dürfte er wohl große Noth haben mit ihrer Umwandlung in gebildete Leute. Wenn dagegen ein einfacher Südsee-Insulaner nach Europa versetzt wird, so tritt unfehlbar der Fall ein, daß er in Allem, was Wissen und Kunst betrifft, einem Europäer gleich werden wird, vorausgesetzt, daß er nicht zufällig ein von der Natur vernachlässigtes Geschöpf sei. Mehrfach sind Beispiele, welche dieses bestätigen, bekannt geworden und zwar waren es nicht immer die günstigsten Verhältnisse, unter denen das Gedachte geschah, es waren nicht kleine Knaben, es waren Jünglinge, welche aus eigenem Antriebe das Wissen der fernen Welttheile kennen lernen wollten, und welche, zurückkehrend zu den Ihrigen nach einigen Jahren, schon in dieser kurzen Zeit so viel gelernt hatten, um als Reformatoren unter ihrem Volke auftreten zu können. Im anderen Falle wurden geraubte Knaben aus ihrer Heimath in die Familien europäischer Ansiedler verpflanzt. Man konnte zweierlei wahrnehmen, entweder sie waren verschlossen, vom Heimweh beherrscht und wurden deshalb für geistesschwach gehalten, so daß man sich allmälig daran gewöhnte, sie als stumme Hausgenossen zu betrachten, bis sich nach mehreren Jahren ergab, daß diese, nunmehr zu Jünglingen erwachsenen Knaben drei Sprachen, die englische, deutsche und spanische, vollkommen erlernt hatten, nur durch Hören dessen, was um sie her gesprochen wurde, oder im zweiten Falle, sie wurden nicht vom Heimweh beherrscht, zeigten sich theilnehmend für Alles, was sie umgab, und sie gewannen auf

solche Weise in überraschend kurzer Zeit eine Fülle von Kenntnissen, wie sie keiner von denjenigen hatte, der gleichzeitig mit ihnen in diese Schule getreten war. Das erste Beispiel setzt noch weit mehr in Erstaunen als das andere, denn es spricht nicht nur eine seltene Fähigkeit zu lernen, sondern auch einen so ernsten Willen aus, wie er wohl nur höchst selten bei europäischen Kindern gefunden werden wird. Es wäre demnach sicher etwas Thörichtes und Ungerechtes, wenn man solche Menschen als tiefer stehende ansehen und mit der gewöhnlichen Verachtung behandeln wollte, welche dem sich selbst überschätzenden Hochmuth der Europäer gar so sehr eigen ist. Nur bei den Schwarzen auf Neu-Holland sind wiederholte Versuche unglücklich ausgefallen, so daß man wohl glauben möchte, sie gehörten nicht zu den sehr bildungsfähigen Menschen.

In dem gedachten Hochmuth zeichnen sich aber die Europäer vor allen anderen Nationen rühmlichst aus. Italiener, Griechen, Spanier, von dem Ruhme ihrer Urahnen zehrend, halten sich für die einzig gebildeten Völker der Erde und halten alle anderen Völker für Barbaren und erklären dies laut und deutlich, wiewohl sie auf der Stufenleiter der civilisirten Völker so ziemlich am niedrigsten stehen. Die Franzosen haben natürlich die großartigsten Erfindungen gemacht, unter denen das Schießpulver, das Linnenpapier, die Räderuhren, die Buchdruckerkunst und die Gaserleuchtung obenan stehen. Die Engländer erklären alle anderen Völker für dumm und uncivilisirt, sich allein für gescheut, sich allein für industriell und sich allein für künstlerisch gebildet, sie haben vor allen Dingen die Dampfmaschinen erfunden und in Folge dessen die Buchdruckerkunst gleich mit den Schnellpressen, das Linnenpapier mit dem Stempel von Bath, das Pulver mit den Armstrongkanonen und die Gasbeleuchtung nebst den Gaskoch- und Heizmaschinen. Die Russen haben die Tapferkeit und die Schiffsbaukunst, haben die Geduld und die constitutionelle Regierungsform erfunden und sogar die Deutschen, wie dumm sie sich auch wirklich fühlen, machen doch hin und wieder Ansprüche auf einige der oben gedachten Erfindungen.

Aber was hat Alles vorhergehen müssen, damit jene Erfindungen gemacht werden konnten. Große und gewaltige Nationen hatten sich erhoben bis zu einer wunderbaren Höhe in Allem, was Kunst und Wissen, was Philosophie und Mathematik, die ernstesten Wissenschaften des menschlichen Lebens, betraf. Im Laufe eines einzigen Jahrhunderts war ein Apelles und ein Pamphilos als Maler, war ein Phidias, Praxiteles, ein Skopas als Bildhauer, war ein Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes als Theaterdichter, ein Sokrates, Plato, Aristipp und Diogenes, ein Aristoteles, ein Perikles, ein Demosthenes und ein Alexander vereinigt.

Späterhin erhob sich Rom fast zu eben solcher Höhe und was die

Staatskunst und die Kriegskunst betraf, zu einer weit bedeutenderen. Fremde Völker überströmten einen großen Theil von Europa und hatten Barbarei in ihrem Gefolge, aber auch die tapferen, geistreichen und gelehrten Araber kamen nach Europa und brachten ihre Wissenschaften mit und entwickelten im Abendlande die Blüthen des Wissens, die Mathematik, die Astronomie, die Geographie und die Medicin, neben ihr hergehend die Chemie.

Die Kreuzzüge brachten die eisernen Männer nach Kleinasien und diese brachten von dort zurück kostbare Gewebe und Waffen, edlere Früchte, als unser Boden freiwillig hergab, und in den Klöstern lebte die Gelehrsamkeit fort, allerdings nur einer Zunft angehörig, einer Kaste, später aber durch Erfindung der Buchdruckerkunst Jedermann zugänglich, so daß sie auch aufhörte, zunftmäßig zu sein, wie denn ein Bürgermeister sich mit der Elektricitätslehre, ein Landmann mit der Lehre von der Wärme, ein Münzwardein (Newton) sich mit der Physik, ein hannöverscher Hautboist (Herschel) mit der Astronomie beschäftigte und sich Entdeckungen auf Entdeckungen häuften.

Wenn wir alles dieses betrachten, können wir uns durchaus nicht wundern, daß Menschen, die eine solche Vergangenheit nicht gehabt, nun auch einer Gegenwart entbehren, so glänzend, wie die unsrige ist. Haben wir doch sogar die schrecklichsten Beispiele von dem Herunterkommen der Menschheit, selbst wenn man glaubte, einen Gipfelpunkt erreicht zu haben, wie dieses z. B. gerade mit den Griechen aus jener Epoche der Fall war, welche wir vorhin angeführt.

In der kurzen Zeit noch nicht zweier Jahrhunderte hatten die Griechen sich aus einem halb wilden Zustande bis zu dem Gipfelpunkte der Cultur emporgeschwungen, welcher Männer erzeugte, wie die oben genannten. Sie brachten ein so wunderbares ideales Wirken hervor, daß ein Jeder, der die Geschichte jener Zeit studirt, entzückt, erstaunt ist über die Erhabenheit der Kunst, des politischen und philosophischen Wissens, der Macht, die von einem unübertroffenen Patriotismus unterstützt wird, der weisen Gesetze, welche von den Erfindern mit ihrem Leben besiegelt worden, von der moralischen und religiösen Größe, welche die einfachsten Männer dem erstaunten Geschichtsforscher zeigen — wahrlich Griechenland stand so groß da, daß es ein Xerxes der Mühe werth fand, dagegen zu Felde zu ziehen, und daß es einen Xerxes nicht zu fürchten brauchte; und daß ein Alexander es wagen konnte, nach demselben Lande zu gehen, aus welchem Xerxes gekommen, und daß er das ganze Reich eroberte, unter seine Feldherren vertheilte und zur Eroberung von Indien auszog.

Und was ward nach dem Tode Alexander's aus diesem gewaltigen, weltbeherrschenden Reiche? Die Feldherren, die Heerführer Alexander's waren Fürsten geworden, sie theilten sich in den Raub, nur einer dieser Heerführer,

Antipater, war glücklich genug, seinem Sohne das ursprüngliche Reich des Heldenfürsten zu hinterlassen. Aber dieser Sohn, Kassander, läßt die Mutter Alexander's, Olympia's, läßt Roxane, die Gattin des Eroberers und deren Sohn, den jungen Alexander, ermorden, und um seinen, durch diese Schandthaten errungenen Thron zu behaupten, zwingt er die Schwester Alexander's des Großen, Thessalonike, ihm die Hand zu reichen, ihn zum Gatten zu nehmen. Der Tod Alexander's hatte die Welt erzittern gemacht, kein Gesetz hatte Macht genug, die verlorene Ruhe wieder herzustellen und das Recht zu befestigen, und das Grundgesetz, welches allein die Menschlichkeit bedingt, das Völkerrecht, existirte nicht oder es wurde als Nichts geachtet.

Griechenland, unbesiegbar unter einem Herrscher, zerfällt wieder in eine unendliche Menge von kleinen Republiken, die einander anfeinden und bald die Beute fremder Völker werden. Mächtige, tapfere oder reiche Leute stellen sich bald hier, bald da an die Spitze einzelner Völkerschaften, bedrücken die einen, halten sie nieder und so kommt es, daß die Griechen die Lateiner zu Hülfe rufen gegen ihre eigenen Landsleute, von denen sie unbarmherzig geknechtet werden. Die Athener waren es, die die Römer um Schutz gegen Philipp III., den Beherrscher von Macedonien, baten, und Rom faßt festen Fuß in den glücklicheren Gegenden Griechenlands, aus denen es die Schaaren Philipp's zurück nach Macedonien vertreibt, wo sie ihre Wunden heilen mögen, wegen deren Größe und Schwere sie geflohen, und den Republiken wurden scheinbar ihre früheren Gesetze und ihre alte Freiheit wiedergegeben, so daß sie sich in einem Freudentaumel den ausgelassensten Ergüssen ihrer Dankbarkeit überließen. Noch war Macedonien selbst nicht unterworfen, der Nachfolger Philipp's III., Perseus, besetzte die natürlichen Zugänge zu seinem Reiche und würde, auf solche Weise sich den Rückzug sichernd, nach Griechenland hinabgezogen sein, wenn die Römer ihm die Zeit dazu gelassen, statt anzugreifen, wird Perseus angegriffen und Macedonien wird erobert und die Kunstschätze Griechenlands, welche man nun bereits als eroberte Provinz betrachtet, werden nach Italien gebracht. Die besiegten Griechen werden die Diener der Sieger, ihre Philosophen, ihre Aerzte werden nach Rom gezogen, die Kunst und das Wissen wandert aus, in dem unterjochten Griechenland läßt man nicht mehr Tempel bauen und man schmückt sie auch nicht mit Götterstatuen, die Tempel werden geplündert und ihre herrlichsten Bildwerke wandern in den Besitz der Consuln und Senatoren; Griechenland versinkt immer mehr, wird immer ohnmächtiger, nur in der alten Unruhe bleibt es sich selbst gleich, bleibt es immer groß und für jede neue wird es von Neuem gestraft, seine besten Bürger werden in die Gefangenschaft geführt, werden Sklaven in Rom. Die Schauspieler

und die Possenreißer, die Vorleser und die Aerzte, die Barbiere und die Köche, Alle sind Griechen, die Römer sind Soldaten.

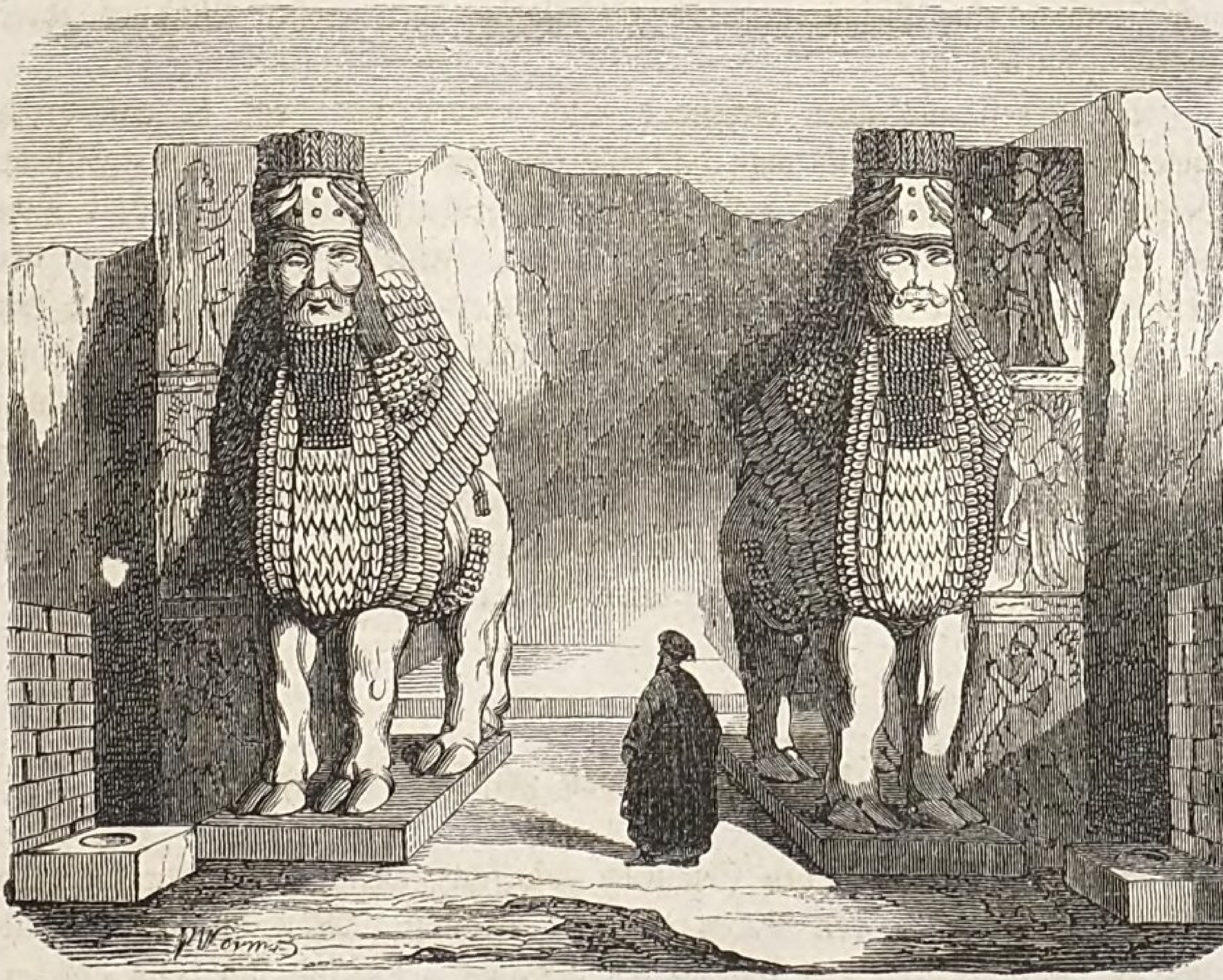
Von Osten her hatten sich mächtige Völkerschaften über das mittlere und westliche Europa ergossen. Von Kelten waren fast alle Gegenden zwischen dem Baltischen und dem Mittelländischen Meere eingenommen. Diese Leute hatten viel Aehnlichkeit mit den Indiern, sie waren gleich diesen in Kasten getheilt, hatten wie diese ihre Ackerbauer, ihre Krieger und Priester, die man Druiden nannte. Sie wohnten im äußersten Westen, in dem Lande, welches man Gallien hieß, ihnen nach waren andere Stämme der Scythen gerückt, welche sich über die ungeheuren Wälder nach Germanien verbreiteten und sogar ihren Vorgängern einen Theil des von ihnen besetzten Landes, das nördliche Gallien, entrissen und bis England und Schottland drangen. Die Teutonen und Cimbrer im Süden des Baltischen Meeres, die Gothen und Normannen in Skandinavien gehören dazu, auch die Picten und Kaledonier in Schottland und die Belgier südlich von Großbritannien sind nur besondere Stämme dieser mächtigen, wandernden Völker.

Durch diese wurde das nämliche Rom, welches Griechenland erschüttert, Kleinasien erobert, Aegypten und Nordafrika beherrscht, Spanien zu einer Provinz gemacht, mehrfach angegriffen. Von da, wo Brennus lange vor den Kriegen mit Griechenland die Stadt eroberte und das Capitol bedrohte, bis dahin, wo Attila welterschütternd in Italien eindrang, hatte das mächtige Reich mehrfach tiefe Wunden erhalten. Odoaker, ein Heruler, in Rom erzogen, und Beherrscher im römischen Heere, warf sich zum Feldherrn und dann zum Beherrscher in Italien auf, die übrigen Provinzen des ungeheuren Reichs demjenigen überlassend, der Neigung hatte, sie zu erobern, was denn auch Theodorich d. Gr., der König der Ostgothen, im Jahre 488, 489 und 490 nach Chr. Geb. that, indem er zugleich ganz Italien mit eroberte und Odoaker seines Reiches entsetzte, und damit dem ganzen gewaltigen Reiche, so weit es ein *römisches* war, ein Ende machend, denn die Gothen waren es jetzt und nicht mehr die Römer, welche Italien inne hatten und die Cultur, welche ehemals das Reich verherrlicht, zu Grunde richteten, so daß jene mittelalterliche Barbarei allmälig Platz greifen konnte, welche sprichwörtlich geworden ist.

Wir haben die traurigsten Beispiele einer völlig untergegangenen Cultur sehr wiederholt in der Geschichte. Assyrien zeigt uns noch früher als Rom und Griechenland ein Beispiel, noch jetzt nach drittehalbtausend Jahren findet man unter dem Schutte seiner Mauern Denkmale von außerordentlicher Pracht, von einer Ausdehnung, welche in Erstaunen setzen (s. die Zeichnung S. 485). Aber ausgeartete und schwache Regenten und Wollüstlinge, wie Sardanapal und Arsakes, sahen es zerfallen, zuerst in zwei Theile, dann

in drei Theile: Assyrien, Babylonien und Medien, bis Kyros, der persische König, eins dieser Reiche nach dem anderen eroberte und als Provinzen dem seinigen beifügte.

Wir hätten ebenso das Reich der Perser selbst anführen können, welches durch die Griechen, wir hätten Aegypten anführen können, welches durch die Römer fiel, und auch Carthago hatte dasselbe Schicksal. Ueberall war durch Industrie und Handel, durch weise, fördernde Gesetze, durch einen fortschreitenden Ackerbau ungewöhnliche Kraft und Macht entwickelt, überall hatte sich



Kunst und Wissen in eigener Weise gestaltet, und die Länder waren groß geworden und man wies von allen Seiten auf ihre Größe hin, und dennoch verschwanden sie so vollständig, daß man Jahrhunderte langen Forschens bedurfte, um nur die Ruinen ihrer Hauptstädte, Carthago, Babylon, Ninive aufzufinden. Diese Ruinen zeugen (die Zeichnung giebt assyrische Sphinxe am Eingange eines Tempels), so wie die ägyptischen, von einer physischen Kraft des Volkes, welche wahrhaftes Erstaunen erregt, indessen die griechischen Tempeltrümmer weniger ihrer Größe als ihrer Schönheit wegen unsere Bewunderung in Anspruch nehmen. Aber weder diese wirkliche Kunst oder

Wissenschaft, philosophische Größe, noch die physische Macht der Einen oder der Anderen konnte sie vor dem Untergange schützen.

Und bis wie weit sind nicht nur sie, sondern ihre Besieger und Beherrscher gesunken, welch' eine erbärmliche Stellung ist diejenige, die das italienische Volk gegenwärtig einnimmt, welch' eine noch viel traurigere ist die Stellung der Griechen, die zwar, so weit sie sich zu den Gebildeten zählen, noch immer von dem Ruhme ihrer Ahnen leben und uns, wie vor zweitausend Jahren, für Barbaren halten, welche aber wieder als Mitglieder der unteren Klassen in eine so furchtbare Unwissenheit versunken sind, daß ihnen nicht einmal eine Erinnerung an die Namen der großen Männer ihres Volkes geblieben ist.

Wir sehen aus allen diesem deutlich hervorgehen, daß es eine große Ungerechtigkeit wäre, wenn man das eine oder das andere Volk einer geistigen Beschränktheit beschuldigen wollte, lediglich deshalb, weil dieses Volk nicht auf unserem Standpunkte steht; aber dieser Fehler selbst scheint in der menschlichen Natur zu stecken, wenigstens ist er sehr alt, denn so wie wir die Neger oder die Amerikaner für untergeordnete Menschen halten oder sie dafür erklären, so hielten uns die Römer und die Griechen gleichfalls ihnen untergeordnet, und es fehlt leider den Europäern unter sich selbst nicht an dem überflüssigen Hochmuth. Welcher Engländer, welcher Franzose glaubt nicht, daß er höher stehe als wir armen Deutschen, nur wir selbst können uns noch nicht bis zu solchem Standpunkte erheben.

Ursachen der verschiedenen geistigen Begabung.

Man hat viel nach den Gründen geforscht, welche die vorausgesetzten Unterschiede zwischen den Racen erklären möchten. Man hat sich deshalb auch an die Anatomen und Physiologen gewandt. Da soll sich denn ergeben haben, daß die einzelnen Völker, deren verschiedene Begabung so klar darliegt (eine Voraussetzung, aber keine Thatsache), eine sehr verschiedene Schädelgestaltung haben, welche anzeigt, daß die Gehirnmenge eine durchaus nicht gleiche, sondern bei den bevorzugten Racen eine größere sei.

Ein allgemeiner Maßstab ist da gar nicht anzulegen, wir sehen (s. die Zeichnungen S. 488 u. 489) drei Profile, eines Negers, des Italieners Paganini (des berühmten Violinvirtuosen) und des griechischen Generals und Staatsmannes Mauro Michali. Wer möchte sagen, welcher seines Schädels wegen der Begabtere sei? — — wir sehen, daß ein und dasselbe Volk im Laufe der Jahrhunderte höchst verschiedene Culturstufen durchschritten habe, daß es von

erreichten Höhen und Gipfelpunkten herabsteigen mußte. Man möchte wohl fragen, haben die jetzigen Italiener oder Griechen weniger Gehirn in ihren Köpfen als jene unter Alexander und Cäsar. Welcher vernünftige Mensch würde wagen, diese Frage mit Ja zu beantworten, ebenso gut müßte man dann auch sagen, die nämlichen Griechen hatten zur Zeit der Eroberung von Troja ebenso gut weniger Gehirn als die jetzigen, zweitausend und einige hundert Jahre nach ihrem glücklichen Zeitalter. Dies wäre durchaus thörichte Annahme. Es sind uns die Ursachen, welche das Steigen der Cultur befördert, so wenig bekannt, als die Ursachen, welche andere Völker an einer ähnlichen Erhebung hindern. Wir haben noch immer keinen Reisenden, der vorurtheilsfrei genug wäre, seiner selbst, seiner Volksthümlichkeit und seiner anererbten Vorurtheile zu vergessen, den Menschen und nicht den Wilden zu beurtheilen. Wir haben überhaupt nur ganz fragmentarische Berichte, welche uns gar kein vollständiges Bild von irgend einem Volke geben, ein Zusammenhang läßt sich in der Regel überhaupt nicht herstellen und die Art zu denken und zu fühlen, welche den fremden Völkern angehört, wird so wenig mit dem, was man über sie berichtet, in Zusammenhang gebracht, als im Gegentheil die Art zu denken, welche dem Berichterstatter und seinem Volke eigen ist, dabei vorwaltet, wie denn unzweifelhaft der Engländer alle anderen Völker schon deshalb verdammen wird, weil sie Sonntags Abends ein Concert oder ein Schauspiel besuchen oder auch nur eine Abendgesellschaft überhaupt.

Gewöhnlich werden uns interessante Züge aus dem Charakter, aus dem Leben der Völker nur als Curiosität erzählt, oder als Beweise von Albernheit, von Unverstand, es kommt auch wohl die tugendhafte Entrüstung dazu, welche den Zeloten, er möge ein Puritaner, oder ein Bekenner des Evangeliums oder der katholischen Confession sein, zur Verurtheilung jener Menschen bewegt, welche doch nach ihrer Art und Weise zu denken nichts Unmoralisches, sondern im Gegentheile etwas höchst Moralisches gethan haben.

Die geistige Begabung betreffend, so begnügte man sich damit, den Naturforscher anzuhören, welcher erklärte, der Bau eines Negerschädels sei dem Bau eines Affenschädels ähnlicher, als es der europäische Schädel sei und daher müsse der Neger auch innerlich mehr Aehnlichkeit mit dem Affen haben als der Kaukasier, d. h. er müsse weniger Verstand und gar keine Vernunft haben.

Es scheint dieses ein ganz übereilter Schluß zu sein, denn Prichard und Engel haben sehr richtig bemerkt, daß die äußere Schädelform noch gar nicht berechtige, auf die Menge des Gehirns, das darin steckt, zu schließen, es kann sehr wohl ein Kopf die Vermuthung erwecken, er habe nicht den nöthigen Raum zur Bewahrung der ihm zukommenden Gehirnmasse und der Raum



kann doch da sein, wenn nur zu einer schmalen und niedrigen Stirn ein breiter und hoher Hinterkopf kommt, oder umgekehrt, kurz wenn die scheinbare Verkümmerung der einen Partie des Kopfes nur durch eine genügende Erweiterung einer anderen Partie compensirt wird. Physiologen haben sich bis jetzt mit diesem Gegenstande noch nicht eingehend genug beschäftigt Waitz hat zuerst die Unvollkommenheit des hierin Geschehenen dargethan. Er sagt: wenn man selbst die Thatsache anerkennt, daß die indogermanischen und semitischen Völker die eigentlichen Träger der Civilisation waren und noch sind, daß die Semiten die drei eigentlichen theistischen Religionen geschaffen haben und daß sie in Rücksicht auf ihre Gehirnentwickelung vor allen anderen Völkerstämmen bevorzugt sind, so gewinnt damit der Satz, daß die Gestaltung der Capacität des Schädels als Maß der geistigen Fähigkeit zu betrachten sei, noch keine Wahrscheinlichkeit, viel weniger wirkliche Wahrhaftigkeit.

Man hält die griechische Schädelbildung für die vollendetste, ihr sehr nahe steht die römische, aber Römer und Griechen gingen trotz ihres vielen Gehirns und ihrer Geistesbildung vor den Germanen unter.

Die Griechen haben sich einmal durch hohe geistige Cultur ausgezeichnet, das wird Niemand in Abrede stellen und das kommt auch natürlich von der Gehirnmenge, die ihren großen Schädeln inne wohnt, her. Die Griechen selbst hatten übrigens keineswegs große Köpfe, auch gehört die Kleinheit des Kopfes zu den Schönheiten des menschlichen Körpers, aber diesen edlen Formen



entsprechen die Georgier im Kaukasus vollkommen, was mag nun wohl der Grund sein, daß die schönen Georgier mit der griechischen Schädelbildung sich niemals ausgezeichnet haben.

Die Türken und die Ungarn gehören zu der asiatischen Hauptrace und trotz ihrer weniger idealen Schädelbildung haben sie doch die Kaukasier weithin besiegt, waren sie lange Zeit der Schrecken der Germanen und haben sie sich von diesen oder überhaupt von Kaukasiern, Armeniern u. s. w. dauernde Wohnsitze erkämpft.

Ein berühmter französischer Physiolog, Parchappe, hat in seinen „Recherches sur l'encephale" den Umpfang der Köpfe der verschiedenen Racen zu bestimmen versucht. Ein Aehnliches hat Lawrence gethan, und Tiedemann hat die Gehirnmasse der Neger vorzugsweise untersucht und sie mit der der anderen Racen verglichen, und wenn man die Messungen und Wägungen unter einander vergleicht, so gelangt man, statt zu einem Resultate, zu Widersprüchen. Nach dem Einen ist die Reihe folgende: Kaukasier haben den größten Raum für Gehirn, ihnen unmittelbar folgen die Neger, dann kommen die Mongolen, in vierter Linie stehen die Amerikaner und die Malayen haben den kleinsten Raum für Gehirn. Nach Lawrence stehen die Malayen zwischen den Europäern und den Negern, die Amerikaner aber zwischen den Europäern und den Mongolen, und der gründliche Deutsche, Tiedemann, stellt die Behauptung auf, daß die Gehirnmasse des Negers nicht kleiner sei, als die des Europäers, er findet sie aber doch um ein volles Zehntheil kleiner und findet sie gleich mit der des Malayen, als er mit Messungen oder vielmehr mit Wägungen des Gehirns vorgeht.

Die Schädelgröße, welche hier mit in's Gewicht fallen soll, scheint doch wohl nur irrthümlich für beweiskräftig angenommen zu werden, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß die Indier, von denen alle Cultur ausgegangen ist, und die Aegypter, welche die ersten waren, welche fähig, diese Cultur aufzunehmen und weiter zu verbreiten, die kleinsten Schädel unter allen kaukasischen Abarten haben, dagegen haben die Bewohner der Südspitze

von Amerika und Neu-Holland sowohl als die Eskimos im äußersten Norden sehr große Köpfe und die Griechen, im natürlichen Gefühle für das Schöne, haben die Kleinheit des Kopfes sehr wohl und richtig aufgefaßt und ihren Göttern und ihren besonders schönen Menschengestalten immer kleine Köpfe gegeben. Den sichersten Beweis gegen die Richtigkeit der Behauptung, daß große Gehirnmasse und große Schädel zur Cultur befähige und darin erhalte, sehen wir in den oben gedachten Beispielen von den Römern und Griechen.

Bei einzelnen Menschen so gut als bei ganzen Völkern ist die Cultur immer etwas Secundäres. Von Niemandem kann man sagen, er hat einen großen Kopf, er wird mithin ein großer Mann werden, von keinem Volke kann man behaupten, weil es so und so gestaltet sei, habe es zu dieser oder jener Bildungsstufe keine Befähigung. Ueberall muß der Mensch oder das Volk aus dem Naturzustande herausgebildet werden, welcher höchst wahrscheinlich bei allen Völkern ziemlich gleich gewesen ist. Man thut sehr Unrecht, demselben Verwilderung und Versunkenheit als nothwendig begleitende Kennzeichen mitzugeben; Rohheit, ja diese setzt Mangel an Bildung voraus, Verwilderung dagegen setzt ein Herabsteigen von einer bereits erlangten höheren Stufe voraus. Alle Bezeichnungen, die hierauf Beziehung haben, gehen davon aus, daß derjenige, der Bezeichnung macht, die sogenannten Wilden mit sich und mit dem Culturzustande der eigenen Nation vergleicht.

Eine ebenso gewagte Behauptung ist die, daß bei der kaukasischen Race die Organe des Gehirns besser, kräftiger entwickelt wären als bei den anderen. Es führt uns dieses auf die Schädellehre, welche am Anfange dieses Jahrhunderts durch einen schwäbischen Arzt aus dem kleinen Städtchen Tiefenbronn aufgestellt und von mehreren anderen, besonders von Spurzheim, weiter ausgebildet und verbreitet wurde. Der Gedanke, daß die Gehirnmasse die Grundlage aller Seelenthätigkeiten sei, war durchaus nicht neu; obwohl man den Sitz der Seele nicht nachweisen konnte, glaubte doch Jeder, der über diesen Gegenstand nachzudenken geneigt war, daß im Gehirn dieser Sitz sein müsse, selbst wenn er nicht zu finden wäre, selbst wenn man nicht sagen könne, hier in diesem Loch, in dieser Erhöhung und Vertiefung liege die Seele eingebettet. Was Gall besonders aufstellte, war die Behauptung: das Gehirn sei der Sitz aller Geistes- und Seelenthätigkeiten, es sei aber unmöglich, daß sie alle überall wären, verbreitet im ganzen Gehirn. Jeder Theil des Gehirns müsse eine besondere Funktion haben; die so mit Funktionen begabten Theile des Gehirns nannte er nun eben die Organe, nicht in dem Sinne des griechischen Wortes Organon, welches Glied oder Theil bedeutet, sondern in dem Sinne, in dem es uns jetzt geläufig ist, es

war ihm die Basis, es war ihm gewissermaßen der Aufenthaltsort und die Ursache der Thätigkeit.

Er sagt: die moralischen — die intellectuellen — Thätigkeiten und Fähigkeiten sind dem Menschen angeboren, er hat dieselben somit auf die Welt gebracht, wie die Thiere ihre Triebe oder Instincte. Gedächtniß, Wille, Verstand betrachtet er als allgemeine Qualitäten, die einem Jeden eigen sind, nur in ihrer Gradation verschieden. Durch ihre Wechselwirkung können sie ausgebildet, entwickelt, aber nicht geschaffen werden, sie sind in ihrer Vollständigkeit bei einem jeden Menschen vorhanden und unterscheiden sich bei einem jeden Menschen nur durch das Mehr oder Minder.

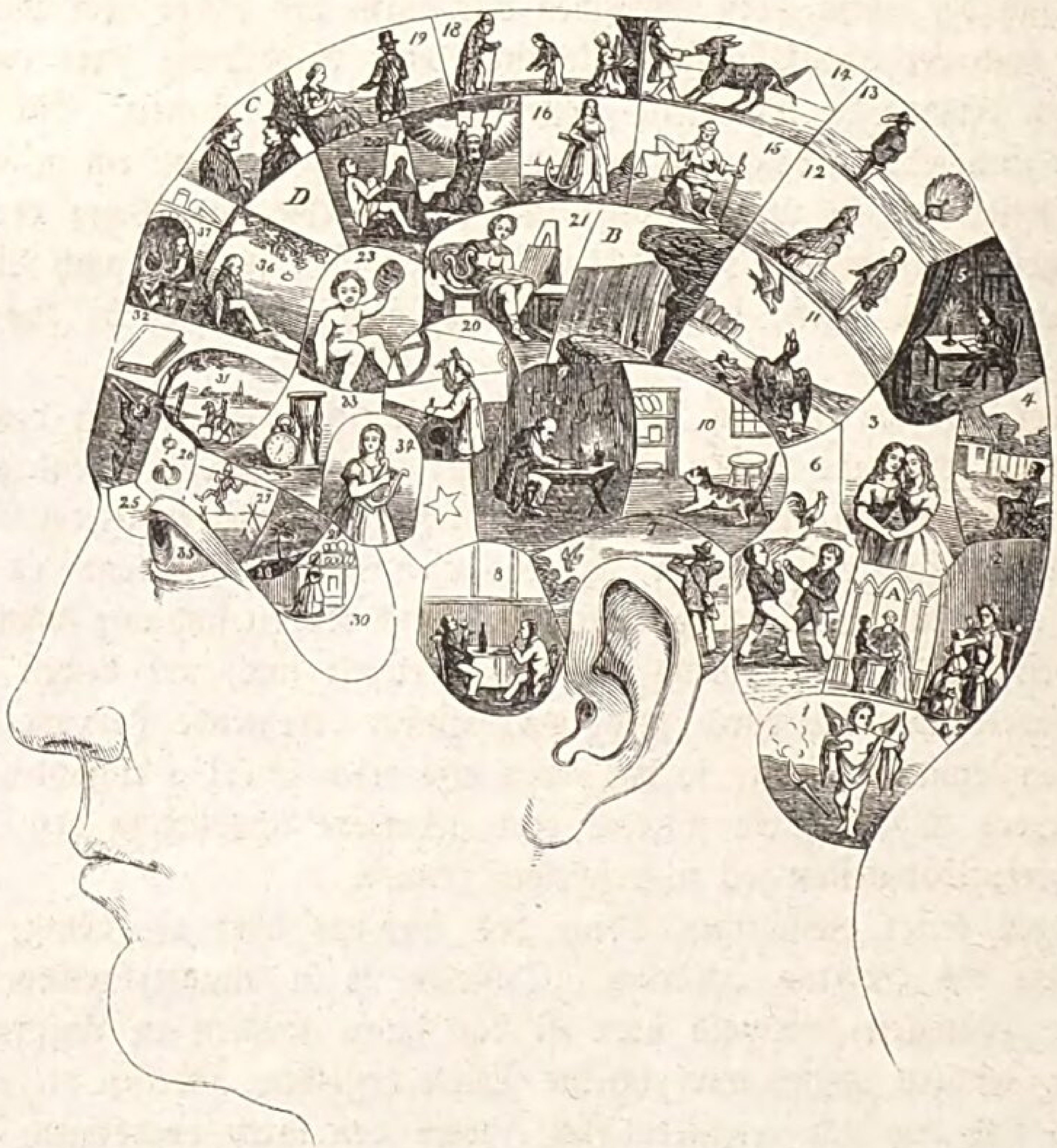
Je nach der eigenthümlichen Richtung oder Ausbildung jedes einzelnen Menschen, vermag die Thätigkeit größer oder geringer zu sein. Ein Uebermaß der Entwickelung macht sie mehr als zweckmäßig wachsen, ein zu geringer Bildungstrieb läßt sie zurückbleiben, und da das Wie und Wann der mehr oder minderen Ausbildung sich nicht vorhersagen läßt, so kann auch Niemand von seinem Kinde sagen, dasselbe wird einst dies oder jenes in ausgezeichnetem Grade sein.

Ueber alle die geistigen Thätigkeiten entscheidet die Bildung des übrigen Körpers durchaus nicht, ein Buckeliger kann geistreicher sein als ein Wohlgewachsener, ein Kleiner kann viel mehr Hoheit, Erhabenheit der Empfindungen besitzen als ein Großer; nur das Gehirn ist entscheidend, es ist die Summe aller einzelnen Organe, welche sämmtlich doppelt sind und symmetrisch auf beiden Seiten des Gehirns inwendig vertheilt sind, auf beiden Seiten des Schädels aber sich durch mehr oder minder bedeutende Hervorragungen von außen kenntlich zeigen, so daß man also nach Gall's Ansichten durch Betasten des Schädels die stärkere oder geringere Ausbildung der Organe dieser Seelenthätigkeiten soll unterscheiden können.

Wegen dieser vielfältigen Theile des Gehirns wird die völlige Unermüdlichkeit des Gehirns erklärlich. Dasselbe ist in ununterbrochener, nie endender Thätigkeit, niemals aber ist das ganze Gehirn in Anspruch genommen, sondern immer nur einzelne Theile desselben, indessen die übrigen in Ruhe sind und sich gewissermaßen erholen von ihrer vorherigen Thätigkeit; dabei braucht man nicht zu glauben, daß nur ein einzelnes Organ seine Kraft und Wirkung äußere, es sind die miteinander verwandten, welche dieses thun.

Da die Fähigkeiten der Menschen sehr ungleich sind, so setzt dieses nach Gall's Annahme eine Ungleichheit der Form des Gehirns voraus, und da die Erhöhungen des Gehirns, wie weich sie sind, doch die Form des Schädels bedingen, so setzt dieses wieder eine äußerliche Erscheinung voraus, von welcher man auf die Ausbildung der inneren Theile schließen kann.

In früheren Zeiten lief Alles so ziemlich systemlos durcheinander, jetzt trennt man die Fähigkeiten und die ihnen entsprechenden Organe in zwei Hauptklassen, in solche, welche den Thieren und Menschen gemeinschaftlich sind, und in solche, die der Mensch ganz besonders für sich hat, nicht mit einem andern Geschöpfe theilt. Die beigegebene Zeichnung soll uns die Stellen angeben, wo die einzelnen Organe sind und soll durch kleine Bildchen dieselben deutlich machen, wiewohl das engländische Original, nach welchem sie gegeben sind, mitunter sehr sonderbare Zeichnungen liefert.



Zunächst dem Rückenmark und dem verlängerten Gehirn, dem wichtigsten Organ für die Lebenserhaltung, liegen diejenigen Thätigkeiten, welche dem Leben selbst und dessen Uebertragung auf kommende Generationen in nächster Beziehung stehen. Tief im Nacken des Kopfes liegt daher das Organ der Geschlechtsliebe, welche mit 1 bezeichnet ist, darüber sehen wir unter A einen Geistlichen, welcher ein junges Paar einsegnet, das ist der Sitz der Gattenliebe, welcher sich wesentlich von der Geschlechtsliebe im

Allgemeinen unterscheidet. Daneben am Hinterkopfe sieht man eine Mutter mit vielen Kindern, das ist der Sitz der Kinderliebe. Ueber A sieht man ein paar Mädchen, welche die Geschwisterliebe andeuten sollen, dahinter unter Nr. 4 befindet sich die Heimathsliebe. Vor A und der Zahl 3 liegt das Organ der Streitsucht, der Kampflust und hinter dem und über dem Ohr ist der Mordsinn zu finden; vor dem Ohre aber, mit 8 bezeichnet, der Geselligkeitstrieb. Bei 9 erblicken wir den Geiz. Ueber dem Mordsinn sehen wir, mit 10 bezeichnet, eine lauernde Katze, sie giebt uns das Organ der Schlauheit, der List, der Falschheit an. Darüber sehen wir in Nr. 11 einen diebischen Raubvogel auf das Nest einer Henne herabstoßen, das ist der Diebssinn, der Aneignungssinn. Unter 13 nehmen wir den Höhensinn oder die Hoffahrt wahr, welchen Gall nur bei hochmüthigen Narren und bei den Gemsen gefunden hat. 5 deutet uns Kunstsinn und Emsigkeit an.

Sehr abgesondert von diesen am Hinterhaupte und an der Basis derselben liegenden Organen ist noch das mit 19 bezeichnete, Thieren und Menschen gemeinschaftliche Organ der Gutmüthigkeit am obersten Theile des Stirnbeins, daneben unter 18 Respect und Furcht vor dem Mächtigeren, Höheren und unter 14 Eigensinn.

Nun kommen die Gefühle, welche dem Menschen allein eigen sind. Unter B ziemlich in der Mitte der Zeichnung der Sinn für Hoheit, daneben bei 21 der Idealitätssinn, bei 20, unmittelbar darunter, der Sinn für Mechanik. 12 läßt uns die Höflichkeit wahrnehmen, 15 die Gewissenhaftigkeit, 16 die Hoffnung, 17 die Gläubigkeit, 22 den Nachahmungssinn, 23 die Neigung zum Scherz, zum Frohsinn. 24 ganz vorn, unmittelbar über der Nase, zeigt uns den Beobachtungssinn. 25 an den vorderen Augenwickeln ist der Formsinn, 26 der Vergleichs- oder Maßsinn, besonders so weit er auf Schätzung durch das Auge beruht, also Augenmaß. 27 über dem Auge soll uns den Sinn für equilibristische, für Turnerkünste zeigen. 28 giebt uns den Farbensinn. 29 den Ordnungssinn. 30 nur mit einer Zahl, nicht mit einem Bilde bezeichnet, soll die Stelle des Zahlensinnes sein. Unter der Reihe der hier angegebenen Organe liegt noch eins mit 35 bezeichnet, gerade auf dem Weißen des Auges. Dahinter, also hinter der Nasenwurzel, soll der Sprachsinn liegen. Ueber eben dieser gedachten Reihe von Organen liegt zunächst der Stirne Nr. 32, mit einem Buch bezeichnet, der Erinnerungssinn und bei 31, damit zusammenhängend, der Ortsinn. Bei 33 der Sinn für Zeitmaß und daneben der verwandte Tonsinn unter 34. Darüber sehen wir bei 36 den Ursachensinn und bei 37 den Untersuchungs-Vergleichungssinn. Hierüber wieder unter C den Sinn für Untersuchung der Menschennatur und in D die Gefallsucht, die Anmuth, den Wunsch, schön gefunden zu werden.

Betrachten wir alle diese einzelnen Geistes- und Seelenthätigkeiten und vergleichen wir, was davon auf die Naturmenschen und auf die civilisirten Menschen oder allenfalls auch, was davon auf die sogenannten untergeordneten Racen und was auf die kaukasische Race kommt, so würden wir wahrscheinlich in große Verlegenheit gerathen, wenn wir ernsthafte Nachweise darüber geben sollten. Ganz abgesehen, daß die Zeit über die ganze Hypothese von den Sinnesorganen (nach Gall's Auffassung) den Stab gebrochen hat, und sich vielleicht am äußeren Schädel des Aethyopiers oder Mongolen nicht alles das zeigt, was an dem Schädel eines geistig bevorzugten Europäers gefunden werden könnte, so ist doch ganz entschieden nachgewiesen, daß alle jene oben genannten Thätigkeiten selbst bei den Völkern gefunden werden, die auf der niedrigsten Culturstufe stehen, selbstverständlich in sehr verschiedenen Abstufungen, aber etwas Anderes kann man auch von keinem europäischen Schädel sagen. Die eingebildeten, äußerlich sichtbar sein sollenden Organe sowohl, als die damit zusammenhängen sollenden Seelenthätigkeiten werden auch hier in den allerverschiedensten Abstufungen gefunden.

Muß man zugeben, daß der geistige Urzustand aller Racen und aller Völker ziemlich derselbe gewesen ist, und sieht man dennoch die höchst verschiedenen Culturstufen, auf denen diese Völker stehen, so hüte man sich wohl, das Besserbefinden, die erreichte höhere Stufe glücklichen Anlagen zuzuschreiben. In diesem Falle nämlich kommt man immer wieder auf den Anfangspunkt zurück. Die verschiedenen Culturstufen erklären sich viel einfacher durch die zufällige, glücklichere Lage des einen Volkes oder des anderen, durch eine glücklichere Natur, eine leichtere oder schwierigere Befriedigung der unabweisbaren Bedürfnisse, durch dadurch hervorgebrachte Entwickelung einzelner Geistesfähigkeiten, und wir werden dann ohne alle Schwierigkeiten zu dem Gesuchten gelangen.

Welches ist der Naturzustand des Menschen.

Wollen wir zu irgend einem Resultat gelangen, so müssen wir versuchen, auf den ursprünglichen, auf den Naturzustand des Menschen zu gelangen, und da wäre es vielleicht denkbar, daß irgend ein Kind vielleicht zufällig oder absichtlich vernachlässigt, wild erwachsen, aller Cultur baar und ledig, uns einigen Aufschluß gebe, und wer von uns hätte nicht schon von Waldmenschen, von verwilderten, unglücklichen Kindern gehört, die unter die Thiere des Waldes gerathen, mit diesen aufgewachsen sind. Da hätten wir ja den Menschen im Naturzustand.

Wir wollen einige Beispiele aufführen, sie gehören allerdings dem Anfange des vorigen Jahrhunderts an; wie die civilisirte Welt jetzt beschaffen ist, wenigstens so weit die deutsche Zunge reicht und die französische, sind dergleichen Fälle kaum mehr möglich, weil der Ackerbau den Wald verdrängt, damals, wo in manchen Staaten kaum halb so viel Menschen wohnten als jetzt, war dergleichen eher möglich.

In einer waldigen Gegend der Grafschaft Hameln wurde im Jahre 1724 ein wildes Kind gefunden, das man ungefähr auf 13 Jahre schätzte. Der Körper war mit vielen Narben von Rissen und leichten Schnittwunden bedeckt, was möglicherweise auf Kämpfe mit wilden Thieren gedeutet werden konnte, das Gesicht war sehr häßlich, die Nase platt gedrückt, der Mund ungeheuer groß, das Aussehen abschreckend und wild. Die Zunge war sehr breit und beweglich, die Töne, die das Kind von sich gab, waren durchaus unartikulirt, waren Gebrüll und Geschrei, welche in Entsetzen bringen konnten. Der kleine Wilde wurde auf Kosten des Königs von England erhalten, erzogen und unterrichtet, aber alle Mühe war vergeblich. Nach Verlauf von zweien Jahren war das Kind noch nicht so weit gebracht, die allernothwendigsten Gegenstände bezeichnen, sich Etwas fordern zu können. Ursprünglich wollte das Kind nichts Anderes als rohes Fleisch genießen, allmälig erst gewöhnte es sich an gekochte Speisen, war aber so gefräßig, daß seine täglichen Portionen für zehn Menschen ausgereicht haben würden. Fernere Nachrichten sind nicht vorhanden.

Im Jahre 1717 wurden in der holländischen Provinz Ober-Yssel in einem ausgedehnten Walde ein Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren gefangen, welches gleichsam ohne Sprache war, nur durchdringend schreien oder heulen konnte. Das Mädchen hatte eine ungewöhnliche Kraft, es war daher schwer und gefährlich, dasselbe einzufangen, weil es sich durch Beißen und Kratzen mit gefährlich langen Nägeln wehrte. Vollständig nackend, ohne die geringste Spur einer etwa ehemals vorhanden gewesenen Bekleidung, schien diese durch reichlichen Haarwuchs, welcher den ganzen Körper dicht bedeckte, ersetzt worden zu sein. Die Haare des Kopfes lagen in großen schweren Massen auf Schultern, Rücken und Brust. Die weiblichen Formen hatten sich zum Theil verloren, besonders die Rundung der Arme und Beine, welche einer sehr ausgeprägten, fast männlichen Muskulatur gewichen war, nur die sehr kräftig hervortretende Brust, welche frei von jeder Neigung zum schlaffen Herabhängen, zeigte, daß an diesem Körper noch kein Schnürleib gekommen war, verrieth das weibliche Geschlecht.

Das Mädchen ward nach der Stadt gebracht und einer Familie einverleibt, in der kein Mann war. Hier legte sich die ursprüngliche Wildheit schon nach einigen Wochen. Das Mädchen wurde sanft und lenksam, aber

es war unmöglich, demselben Sprache zu geben, es forderte nichts, es machte auch kein Zeichen, es suchte aus eigenem Antrieb und ohne Jemand zu fragen, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Allmälig lernte das Mädchen Wolle spinnen, nie etwas Anderes, und so Wolle spinnend, fand es nach einigen Jahren den Tod.

Im September des Jahres 1731 wurde nahe bei dem Dorfe Sogny, etwa vier Lieues von Chalons, ein Mädchen gefangen, welches von den Bedienten des Schlosses auf einem Apfelbaume des Gartens Obst naschend bemerkt wurde. Der erste Versuch, das wilde Geschöpf, welches dem Anscheine nach 14 Jahre zählen mochte, zu fangen, mißlang, denn es sprang von dem Baume aus über die Gartenmauer und entfloh in ein Gebüsch.

Der Herr von Sogny, dem die neue Mähr hinterbracht wurde, begab sich mit seinen Dienern in den Wald und nachdem man den Baum, auf welchen das Mädchen sich geflüchtet, entdeckt hatte, wurde dieser umringt und mit Leitern erstiegen. Aber das Mädchen sprang gleich einem Eichhörnchen von einem Baum zum andern und die Jagd war ganz vergeblich. Man nahm nunmehr seine Zuflucht zu einer Kriegslist, es wurde ein Gefäß mit Wasser unter den Baum gestellt, auf welchem es schließlich bemerkt worden war und dann verbargen sich die Leute in dem nächsten Gebüsche. Als das Mädchen sich sicher glaubte, stieg es vom Baume herab, kniete an dem Zuber nieder und trank nach Art der Thiere, indem es den vorspringenden Theil des Gesichtes, Nase, Mund und Kinn in das Wasser tauchte. Jetzt schlichen die Leute herbei und es gelang das Kind zu fangen, wiewohl nicht ohne den heftigsten und energischsten Widerstand.

Nach der Küche des Schlosses gebracht, um daselbst vorläufig gewaschen zu werden, ergriff es alsbald ein Paar geschlachtete Hühner, welche zum Mittag bereitet werden sollten und zerriß sie mit den Nägeln und Zähnen, so daß sie verschlungen waren, bevor der Koch sie retten konnte.

Während langer Zeit war rohes Fleisch und das Blut der Thiere die einzige Nahrung. Eine Kleidung irgend welcher Art war nicht anzuwenden, alles wurde zerrissen. Das Mädchen wurde durch freundliche Behandlung sehr bald an das Schloß gewöhnt, so daß es kam und ging nach eigenem Belieben, es ward gut genährt und kehrte deshalb stets zurück, wenn es auch tagelang fort gewesen war. Bei solchen Excursionen wurde bemerkt, daß es mit einer Flüchtigkeit lief, groß genug, einen Hasen einzuholen, den es dann mit den Nägeln zerriß, zuerst ihm das Fell am Halse öffnend, das Blut aussaugend und dann aber die Haut abziehend und sich des Fleisches bedienend.

Als es Winter wurde, kam einmal dieses Mädchen mit ein Paar Hasenfellen über den Schultern zurück, unempfindlich gegen die Kälte war

es also nicht, etwas Wunderbares dürfte wohl sein, daß es sich einer Keule bediente, eines tüchtigen schweren Stockes, den es bei sich trug in einer Art von Gürtel, der, aus einem Weidenzweige gemacht, um den Leib geschlungen war; wäre es nicht der Naturforscher Lacondamine, der dieses erzählt, so könnte man das Ganze für ein Mährchen halten.

Man gab sich viele Mühe, das Kind sprechen zu lehren, doch wie in den beiden vorigen Fällen vergeblich, obwohl man mehrere Jahre lang es nicht an Anstrengungen fehlen ließ.

Nach und nach gelang es, das Kind zur Tragung von Kleidern zu bewegen, welche zuerst überaus leicht, allmälig aber fester gewählt wurden, und es wäre vielleicht etwas aus dem Mädchen geworden, wenn nicht der Herr von Sogny gestorben und die Unglückliche nicht in ein Kloster gebracht worden wäre. Hier in eine Zelle gesperrt, der freien Bewegung ganz entrückt und darauf beschränkt, den blauen Himmel durch ein vergittertes Fenster zu erblicken, bemächtigte sich ihrer eine schwarze Melancholie, die Gesundheit schwand und nachdem mehrere Versuche zur Flucht vereitelt worden waren und man darauf das Mädchen in ein anderes, sichereres Kloster gebracht hatte, starb dasselbe in seiner Schwermuth.

Am Anfange dieses Jahrhunderts bemerkten Köhler in einem Gehölz des Tarn-Departements einen jungen, ganz nackenden Burschen, welcher bei ihrer Annäherung schleunigst entfloh. Man suchte ihm zu folgen, aber die Dunkelheit gestattete nicht, ihn zu erreichen. Am nächsten Morgen folgte man seinen Spuren und man sah ihn auch im Walde Eicheln aufsuchen, welche er verzehrte. Man umstellte ihn und bemächtigte sich seiner, er war aber so geschickt und stark, daß er sich den Händen der Verfolger entzog. Achtzehn Monate später sahen drei Jäger von Lacaune denselben jungen Menschen beim Wurzelausgraben, was er mit seinen langen Nägeln sehr geschickt verrichtete. Sie umstellten ihn und er kletterte wie eine Katze auf einen Baum. Hier beriethen sich die Jäger, ob man das Ungeheuer nicht schießen sollte, aber der Wunsch, ihn lebend zu haben, überwog den grausamen Vorsatz. Sie holten sich noch ein Paar Köhler zu Hülfe und es gelang, den jungen Burschen, der die Größe und Entwickelung eines Jünglings von 18 bis 20 Jahren hatte, herunter zu bringen und nach dem vorgedachten Orte zu führen.

Hier nahm sich eine allein stehende junge Frau, eine Wittwe, seiner in liebevollster Weise an, sie wusch ihn, kämmte und beschnitt sein Haar, was er Alles nur mit dem größten Widerwillen duldete, sie entfernte seine krallenartigen Nägel und machte aus ihm ein ziemlich menschenähnliches Wesen.

Am folgenden Tage bemerkte man, daß der junge Wilde sehr schnell zahm geworden war, er legte eine unbeschreibliche Zärtlichkeit für die Wittwe

an den Tag, doch war sie nicht groß genug, um ihn zu hindern, schon in der nächsten Woche zu entwischen, obwohl die Frau es an nichts fehlen ließ, was ihm den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm machen konnte, aber er fand sich immer von Neuem bei der Wittwe ein.

Ein halbes Jahr später sah man ihn mit einem zerrissenen Hemde, welches er wahrscheinlich noch übrig hatte von den ihm einstmals aufgedrungenen Kleidungsstücken, an einem Feuer der Hütten, woran er sich mit großem Wohlgefallen wärmte. Man nahm ihn abermals gefangen und brachte ihn in ein Haus, worin er sehr freundlich behandelt und mit Lebensmitteln nach seiner Wahl versehen wurde, diese richtete sich nur auf Pflanzenkost, namentlich Früchte und Wurzeln. Ein Mediciner, der ihn längere Zeit beobachtete, berichtet, daß er keine geistigen Fähigkeiten zeige, wohl aber alle thierischen Triebe in hohem Grade entwickelt habe, daß er sich gerne streicheln und krabbeln lasse und dabei seine Freude durch ein Schnurren zeige, welches dem der Katzen ähnlich ist, er verstehe ebenso wohl als diese zu kratzen und zu beißen, wenn ihm etwas Mißbehagen verursacht. Sein Schlummer war sehr leicht, er erwachte beim leisesten Geräusch, war sehr mißtrauisch und schien Gesellschaft nicht zu lieben, es sei denn die weibliche, wobei er indessen kein Schönheitsgefühl entwickelte.

Der junge Mensch wurde in ein Kloster gebracht und hier ging es ihm wie dem armen Mädchen aus der Champagne. Eingesperrt in eine Zelle, sah er den Himmel und die Sonnenstrahlen nur durch ein vergittertes Fenster, und stieß dabei tiefe, wilde Schmerzenslaute aus, worauf er sich zusammenrollte wie ein Hund, mit beiden Händen sein Gesicht bedeckte und dann, wohl mit schmerzlichen Erinnerungen an seine verlorene Freiheit, entschlief.

Man kann nicht behaupten, daß der Naturmensch ein anlockendes Bild giebt, aber ist denn auch ein verwildertes Kind eines Europäers wirklich ein Naturmensch und ist wirklich hier ein begabtes, ein lernfähiges, menschliches Wesen aufgefunden worden, oder war es nicht ein Blödsinniger? Dies letztere ist wohl das Wahrscheinlichere, denn dem Menschen, der mit seinen natürlichen Anlagen und Eigenschaften dem verwilderten Zustande anheim fällt, muß doch Etwas beizubringen sein, sonst wäre ja der Naturmensch etwas viel niedriger Stehendes als das Thier. Man kann ja dem Pferde und dem Hunde, man kann ja sogar der Katze und dem Seehunde Kunststücke beibringen und es sollte bei einem verwilderten Menschen nicht möglich sein? Lernt doch das Kind von seinen Eltern oder von seiner Amme sehr bald einige Laute. Von diesen Verwilderten könnte man sagen, das sei auch bei ihnen der Fall gewesen, sie hätten gleichfalls von ihrer Amme, von einer Wölfin oder Bärin, brummen und heulen gelernt. Ganz recht, aber nachher kann das Kind andere Laute, eine andere Sprache, ja mehrere, ja viele

fremde Sprachen lernen, warum sollte das verwilderte Kind, nachdem es brummen und heulen gelernt hat, nicht auch sprechen und singen lernen.

So mag denn wohl die Ansicht, daß jene Verwilderten Blödsinnige waren, die richtige sein und wir müssen uns von diesen verwilderten Menschen, falls sie uns Naturmenschen zeigen sollen, als nicht dem Zweck entsprechend, abwenden.

Wir wollen versuchen, ob die Beobachtung uns zum Naturmenschen führt und was wir erfahren werden, wenn wir Völker oder Familien aufsuchen, welche von aller Cultur entblößt sind. Man sollte wohl glauben, daß dergleichen irgendwo in den Wäldern Brasiliens oder auf den Inseln des Stillen Oceans zu finden seien, doch lehrt uns die Erfahrung, daß dieses keineswegs der Fall. Auch die allereinfachsten Menschen, die Bewohner ganz isolirter Inseln, die mit anderen in gar keiner Verbindung stehen, haben doch bereits Anfänge der Cultur aufzuweisen. Sie bauen sich Hütten, sie flechten Matten, sie stricken Netze, sie haben Spuren von Kleidung, mehr noch als das, sie haben Schmuck. Gleichviel woraus er besteht, ob aus Haifischzähnen oder Korallen, Muscheln, Samenkörnern, Perlen, es ist immer ein Zeichen der Cultur, kein Thier besitzt dieses Zeichen, Reinlichkeit ist sein einziger Schmuck, es wäscht sich, aber es schmückt sich nicht.

Wenn wir uns in Gedanken den Menschen ohne alle Cultur zu bilden suchen, so stehen wir alsbald an der äußersten Grenze unseres Wissens und wir müssen zugestehen, daß es sich gar nicht feststellen läßt, ob es überhaupt jemals Menschen gegeben, welche gänzlich ohne Belehrung durch andere erwachsen, denn da nichts uns einen Weg zeigt zu der Erschaffung des Menschen, so müssen wir denselben immer voraussetzen als von anderen Menschen erzeugt und geboren, mit dieser nothwendigen Bedingung ergiebt sich die Belehrung von selbst, damit fällt das Ideal der Abwesenheit aller Cultur des Naturmenschen, er ist nicht mehr ein Kind der Natur, sondern ein Kind seiner Eltern und wird durch die Eindrücke, welche ihm durch diese geworden sind, geleitet werden.

Aber ist auch das verwilderte blödsinnige Kind so wenig ein Naturmensch wie der Bewohner einer Koralleninsel der Südsee, wird es uns also nicht gelingen, durch Anschauung zu demselben zu gelangen, so können wir uns doch wohl eine Vorstellung machen, wie er sein könnte, wenn weder Erfahrung noch Lehre oder Beispiel auf ihn gewirkt, er weder Gutes noch Böses gesehen, ja nicht einmal Gutes oder Böses von einander unterscheiden kann.

Das Erste, was ein solcher wahrnehmen ließe an sich, wäre doch wohl die vollständige Abhängigkeit von seiner Umgebung in der Natur. Was die Naturverhältnisse aus ihm machen, muß er werden, er wird sich von dem nähren, was der Boden ihm darbietet, er wird sich bedecken, wenn es kalt

ist, er wird dieses überflüssig finden in einem warmen Klima. Er wird wenig oder gar keine Werkzeuge brauchen, wo die Natur ihm freiwillig wohlschmeckende Früchte und Wurzeln gegeben, doch wo die Natur karg ist, wird er Waffen und Fallstricke ersinnen müssen, um Thiere damit zu erlegen und sie zu seiner Nahrung zu brauchen.

Schon aus diesen wenigen Andeutungen ergiebt sich die wesentliche Verschiedenheit, welche selbstverständlich sich zeigen muß bei den Menschen, je nachdem die Lage ist, in welche die Natur sie versetzt hat. Aber auch auf seinen Charakter wird die Natur in bestimmender Weise wirken. Der Mensch ist ungeheuer träge, selbst in unseren civilisirten Ländern findet man es, wo doch die Arbeit ihm zur Nothwendigkeit geworden ist, wie viel mehr muß dies der Fall sein, wo eine glückliche Natur ihn nicht zur Arbeit zwingt. Der Mensch scheut überhaupt alle Mühen, er übernimmt keine Arbeit, so lange sie nicht nöthig ist für sein Wohlbefinden. Selbst wenn er durch seine Trägheit, durch seine Faulheit wiederholt in Elend gerathen ist, hat er dadurch noch nicht hinreichende Erfahrung, er setzt sich dem Elend von Neuem aus, blos um nichts zu thun. Die Faulheit wird zum Genuß, wir Bewohner des Nordens fühlen dies ebenso sehr wie die Südländer, wir sind nur nicht aufrichtig, nicht ehrlich genug, um von einem dolce far niente zu sprechen, aber wir genießen seiner auf dem Sopha oder im Lehnstuhl mit ebenso viel Vergnügen wie der Lazzaroni auf den Treppen der neapolitanischen Kirchen. Ein Sprichwort sagt: „Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß.“ Es ist sehr ungerecht, dieses nur auf den armen Bauer anzuwenden, dem man das am wenigsten übel nehmen kann, denn seine Arbeit ist die allerschwerste. Der Handwerker in den Städten ist nicht minder faul als der Bauer, und der Beamte ist es noch bei weitem mehr, denn seine Arbeit fordert die geringste körperliche Anstrengung und doch entzieht er sich derselben, wo er kann. Dem reichen Rentier wird schließlich das Abschneiden der Coupons eine Arbeit, der er sich so lange wie möglich entzieht.

Einige der mächtigsten Hebel für uns sind: der Ehrgeiz, die Eitelkeit, das Verlangen nach Reichthümern und die Befriedigung unserer Sinne. Könnte man auf ein Jahr diese Hebel außer Thätigkeit setzen, so würde man erstaunen, wie weit in so kurzer Zeit Alles versinken müßte, lediglich weil der Faulheit kein Sporn mehr angesetzt wird. In der That, die Trägheit ist nicht eine Eigenschaft der wilden Völker etwa, sondern sie ist ganz allgemein verbreitet und wartet überall auf ihre Leute. Der Unterschied zwischen den civilisirten und den uncultivirten Menschen liegt eigentlich nur in der größeren Vorsicht, Voraussicht der ersteren.

Schon Jean Paul sagt: „Ueberstandene Leiden erwecken in der Erinnerung nicht wieder Leiden, sondern höchstens Wehmuth, und bei Umstän-

den, welche Wiederholung jener Leiden drohen, läßt man sich von dem, was man gelitten hat, selten bestimmen, denselben auszuweichen, man denkt immer: „kommt Zeit, kommt Rath", „es war ja nicht so schlimm, als wir uns vorgestellt hatten" — „auch später wird noch Zeit genug sein, das Nöthige zu thun."

Man kann gewiß nicht leugnen, daß diese Gedanken den civilisirten Menschen durchaus nicht fremd sind und man kann sich folglich nicht wundern, wenn sie den Naturvölkern eigen sind. Die Bedürfnisse dieser sind sehr viel geringer als die unseren, sind leichter zu befriedigen und es ist darum auch weniger Sorge bei ihnen zu finden. Dieser Zustand ist ihnen angenehm. Es mag sich sehr schön anhören lassen, wenn ein Missionair erzählt, daß seine Insulaner ein wahres Schmachten kund gegeben hätten nach Verbesserung ihres körperlichen und ihres geistigen Zustandes, nach Erhebung zu dem Edleren! — das sind Begriffe, die sie gar nicht haben, welche ihnen erst mühsam beigebracht werden müssen, im Gegentheil ist ihnen ihre alte Gewohnheit lieb und sie gehen aus derselben aus eigenem Antriebe nicht heraus.

Was hat es für Mühe gekostet, um unseren Bauern den Nutzen des Kartoffelbaues beizubringen, und nachdem sie denselben wirklich empfunden, und sich 50 Jahre lang und noch viel länger mit dem Bau der wohlthätigen Kartoffel in mühevollster Weise beschäftigt hatten — was hat es für Mühe gekostet, ihnen den Kartoffelpflug, den Häufelpflug annehmbar zu machen. Die württembergischen Bauern schneiden ihr Getreide mit Sicheln, man vermag nicht, sie zu überzeugen, daß ein Mann mit einer Sense gerade so viel mähet, als neun Mägde und Frauen mit der Sichel schneiden. Die Sense ist ihnen nicht unbekannt, denn sie mähen ihr Gras mit derselben, aber es ist einmal nicht der Brauch, die Sense beim Getreide anzuwenden, und so geschieht es denn nur ausnahmsweise, da alte Gewohnheit ihnen lieber ist als das Bessere, aber Ungewohnte.

Wäre diese Schattenseite nicht vorhanden im Charakter des Menschen, so würde es wahrscheinlich auffallend anders mit uns stehen. Wäre der Trieb zur Thätigkeit so groß wie der Trieb zum Nichtsthun, so würden die Erfindungen, welche in diesem Jahrhundert gemacht worden sind, schon vor zwei oder drei tausend Jahren — ja, in einer ganz unberechenbar fernen Zeit gemacht worden sein. Die Trägheit ist es allein, welche das langsame Fortschreiten des Menschengeschlechts erklärt.

Man ist gewohnt, die uncivilisirten Völker als die glücklicheren, und ihren Zustand als denjenigen zu betrachten, der besonders geeignet wäre, zufriedene Menschen zu bilden. Dies scheint aber auch eine irrthümliche Annahme, eine solche Zufriedenheit rührt nur von dem sehr engen Kreise her, in dem sich seine Bedürfnisse bewegen. Aus dem Streben nach höherer Entwickelung stammt allerdings die Unzufriedenheit her, die mit-

unter nicht einmal befriedigt wird durch die Erringung des Gewünschten und Geträumten, aber man wird sich wohl sehr irren, wenn man den Naturzustand der Völker auf den mexicanischen Hochebenen oder den Wäldern der Cordilleras oder des Himalaya für das verlorene Paradies ansehen will. Es ist die niedrigste Stufe der menschlichen Cultur und erst dadurch, daß man sie verläßt, vermag man zu physischer, zu moralischer Erhebung aus dem ursprünglich physisch rohen Zustand zu gelangen.

Wie schwer der Mensch von dem Gewohnten abgelenkt werden kann, zeigt uns die Anhänglichkeit der Menschen im Allgemeinen und zwar der Naturvölker nicht mehr und nicht weniger als der cultivirten an ihre Sitten, ihre Gebräuche, ihr Vaterland, ihr Klima. Schwerlich wird es einem österreichischen Bauern einfallen, nach Holland zu gehen oder nach dem viel gepriesenen England, um seine Lage zu verbessern. Schwerlich wird der norddeutsche Bauer nach der viel gerühmten Schweiz übersiedeln, so schön sie auch sein mag. Der Bewohner des mittleren, furchtbar heißen und sumpfigen Afrika, von Hyänen und Löwen bedroht, von Moskitos gequält und von Sumpffiebern befallen, wird sich doch bedenken, nach dem Atlas auszuwandern, obschon es da ebenso warm ist, obschon es da ebenso schöne Löwen giebt, nur keine Sumpffieber. Und der Holländer, der einen Boden dem Meere abgekämpft hat, sucht sich in Java oder Sumatra, in Borneo oder Celebes immer die sumpfigen Stellen aus, um sich darin anzubauen.

Selbst viele jahrelange Gewohnheit an ein anderes Leben ändert darin nichts. Charakteristisch für diese Behauptung ist die Thatsache, daß ein Eskimo in seinem Kajak durch den Sturm verschlagen, von einem Walfischfänger aufgenommen und nach Plymouth gebracht, dort bleiben mußte, weil kein Walfischfänger sich damit befassen wollte, ihn bei der nächsten Reise nach der Hudsons-Bai kostenfrei mitzunehmen, denn der Arme hatte nichts, nicht einmal sein Boot aus Walfischknochen mit Seehundsfellen überzogen, welches der würdige Capitän sammt dem Ruder und der Harpune als Andenken zurückbehalten hatte.

Der Eskimo war in dem Hause eines reichen Kaufmanns aufgenommen, war ein Diener geworden, hatte sich durch seine Anstelligkeit das Wohlwollen der Herrschaft gewonnen und befand sich nach und nach in einem angenehmen Zustande, dessen Annehmlichkeiten noch erhöht wurden, als der Kaufmann ihm gestattete zu heirathen, wie dies in reichen engländischen Häusern oft geschieht, um die Dienstboten an das Herrschaftshaus zu fesseln. Im Laufe von mehr als 20 Jahren, bei einer physischen Existenz, wie sie in seinen kühnsten Träumen ihm wohl nie vorgekommen wäre, machte er mit seiner Gattin einen Spaziergang an den Strand. Er sieht von ferne einen schwer zu erkennenden Gegenstand, um welchen sich Raben und Krähen ge-

sammelt haben, näher herzutretend, bemerkt er einen todten Seehund am Strande liegen, auf dem die Aasvögel sich ergötzen. Plötzlich reißt er sich aus dem Arm seiner Gattin los, kniet bei dem todten Seehund nieder und taucht sein Gesicht in die Speckmassen, den übelriechenden Thran in langen Zügen zu schlürfen und fetttriefenden, freudigen Angesichts die Hände zum Himmel erhebend, rief er aus: „o mein herrliches, theures Vaterland!"

Die schönen Zimmer, die heizbare Wohnung, die durchsichtigen Fenster, die wohlgepolsterten Schlafstätten, die gute Küche, der vortreffliche Claret aus seines Herrn Keller, der Grogk, der Punsch, Alles war vergessen bei dem Anblick eines halb verwesten, in der Sonne schmelzenden Seehundes!

Ein Jeder hält sein Vaterland für das herrlichste und schönste, nicht nur der Eskimo glaubt dieses, auch der Engländer und der Franzose, auch der Türke und der Russe sind der nämlichen Ansicht. Es würde ganz vergeblich sein, einem schwäbischen Bauern oder Städter beizubringen, daß es außer seinem Lande auch noch Menschen gebe, daß man außer in Schwaben auch noch Weizen baue und Wein trinke. Alles, was nicht Schwabe ist, ist ihm „Viechvolk" und alle Versicherungen, die man ihm giebt, beantwortet er mit „s' isch nix, s' isch nix."

Er wandert aber doch aus, wird man sagen, und kein deutscher Volksstamm ist in Amerika so stark vertreten als der schwäbische — ganz gewiß, so ist es, er wandert aus, aber in der stillschweigenden Voraussetzung, sobald er sich „ebbes rechts" erworben habe, zurückzukehren nach seinem lieben Schwabenlande und dort von seinen Einkünften zu leben.

Der Gypsfigurenhändler aus der Nähe von Florenz steigt mit ein Paar Formen über die Alpen und setzt seinen beschwerlichen Marsch fort, die Kreuz und die Quer durch ganz Deutschland von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ein Paar Gypsfiguren verkaufend, in der allerjämmerlichsten Weise lebend, jede Entbehrung sich auferlegend, lediglich um Geld zusammenzuscharren und nach Italien zurückzukehren, um von Maccaroni und Wasser-Melonen zu leben, wie früher.

Der Gorale aus den Karpathen durchwandert mit einem Dutzend Ratten- und Mäusefallen und mit dem geringfügigen Apparat eines Drahtbinders (s. die Zeichnung S. 504), welcher zerbrochenes Küchengeschirr zusammenflickt, durch das ganze nördliche Deutschland von einem Ende bis zum anderen. Ueberall, wo er etwas verkauft, erbettelt er sich noch ein Stückchen Brod und ein wenig Speck oder einen halben Häring, von seinem Gelde aber verbraucht er keinen Pfennig, denn auch sein Nachtlager bezahlt er mit einer gebundenen Bratpfanne oder einer ähnlichen Arbeit, aber statt nunmehr mit dem erworbenen Gelde unter civilisirten Menschen zu bleiben, seine Arbeit hier fortzusetzen und vernünftig und geregelt bei immer stei-

gendem Verdienst im Auslande zu bleiben, kehrt er zurück zu der räucherigen, undichten Hütte seines heimathlichen Dorfes und preist sich glücklich, wieder Sauerkraut und Schweinefleisch, das wahre Königsessen, zu haben.

Dieses Gefühl, das Beste von Allem selbst zu besitzen, geht bei vielen Völkern sehr weit. Der Verfasser reiste in seinen Jugendjahren in Gesellschaft zweier Polen von Preußen nach dem Großherzogthum Posen. Während der ganzen Reise wußten die Männer von den Abscheulichkeiten der deutschen Küche zu erzählen und waren voll der lächerlichsten Anekdoten. Auf der ersten polnischen Station wurde sofort die echt polnische Küche in Anspruch genommen, Sauerkohl mit Häring und Szrazi. In einem fortwährenden Jubel wurde von der unerreichbaren Vortrefflichkeit dieser beiden Gerichte gesprochen und daß der Eine derselben ein Knäuel Haare aus dem einen Gerichte zog, weil die Köchin innerhalb der Küche Toilette gemacht hatte, hinderte weder ihn noch den Anderen, die unübertrefflichen Gerichte bis auf die letzte Spur zu vertilgen.



Die Schwaben glauben von jedem Fremden, der sie besucht und längere Zeit dort verweilt, er käme dorthin, um sich auch einmal satt zu essen, denn alle anderen Länder, vorzugsweise aber die Nordländer, bezeichnen sie als hungerleidend und sie wissen, daß denselben nichts anderes wächst als Hafer und Kartoffeln. — Wo man hinsehen mag, findet man dieselbe Meinung und nur so liebenswürdige und gemüthreiche Menschen, wie es die Oesterreicher sind, sagen es nicht geradezu, obwohl sie es gewiß ebenso gut fühlen und meinen, ja es erstreckt sich sogar bis zu den civilisirten Völkern. Die Ein=

gebornen von Californien glauben fest, daß der starke Zuzug von Einwanderern nur daher rührt, daß alle diese ihr Vaterland, d. h. Amerika, bei weitem herrlicher, reicher und angenehmer finden, als dasjenige, aus welchem sie, die Einwanderer, herstammen.

Dies ist gewiß, daß jede Nation und jede Race ihre eigene Glückseligkeit hat und daß sie sich wundert, irgendwo Unzufriedenheit zu finden. Der wilde Taumel des Strebens, den die Europäer meist zeigen, kommt den uncivilisirten Völkern theils lächerlich, theils unbegreiflich vor. Ihnen ist ihr Zustand genehm und genügend und sie wissen nicht, warum einem Anderen der seinige weniger angenehm sein sollte, es mag sehr schwer sein, sich in die Sinnesart eines Anderen zu versetzen, ganz unmöglich aber scheint es, diese verschiedene Sinnesart besser zu finden als die eigene.

Der geistig gehobene Mensch pflegt sich mit dem materiellen Wohlbefinden allein nicht begnügen zu können, dem nicht civilisirten dagegen ist dieses materielle Wohlbefinden vollkommen genügend zur Glückseligkeit, er will nichts weiter als essen und trinken, Geschlechtsgenuß und Müßiggang, um von allen diesen Genüssen auszuruhen, er hat einen wahren Abscheu vor jeder Kraftanstrengung und er weiß sich sogar ein geselliges und ein Familienleben zu verschaffen ohne alle Anstrengung, wo ihm nur irgend die Natur die erforderlichen physischen Mittel bietet. Auch die Gewohnheit thut unzweifelhaft das Ihrige und verlängert auf unbestimmbare Zeiten voraus das vorhandene physische Elend ebenso gut, wie das bequeme, jedem Bedürfniß von selbst abhelfende Leben in begünstigten Gegenden. In beiden Fällen waltet bei den Naturvölkern eine unbeschreibliche Gleichgültigkeit gegen die möglichen Ergebnisse der Zukunft ob, daher auch die fehlende Sorge für dieselbe.

Die Jägervölker stehen offenbar am niedrigsten. Sie brauchen für ihre Existenz unglaublich weite Räumlichkeiten, nicht weil sie so gefräßig sind (wiewohl sie auch dieses sind), sondern weil sie nicht sparsam und haushälterisch mit ihrem Wilde umgehen, weil sie es nicht schonen, tödten gleichviel, ob eine junge Mutter, dessen Kälbchen nun verhungern wird, oder ob ein zäher alter Stier, dessen Fleisch ungenießbar ist, und weil sie ferner so überaus verschwenderisch mit dem Thierleben umgehen, daß sie tausendmal mehr tödten, als sie irgend verbrauchen können.

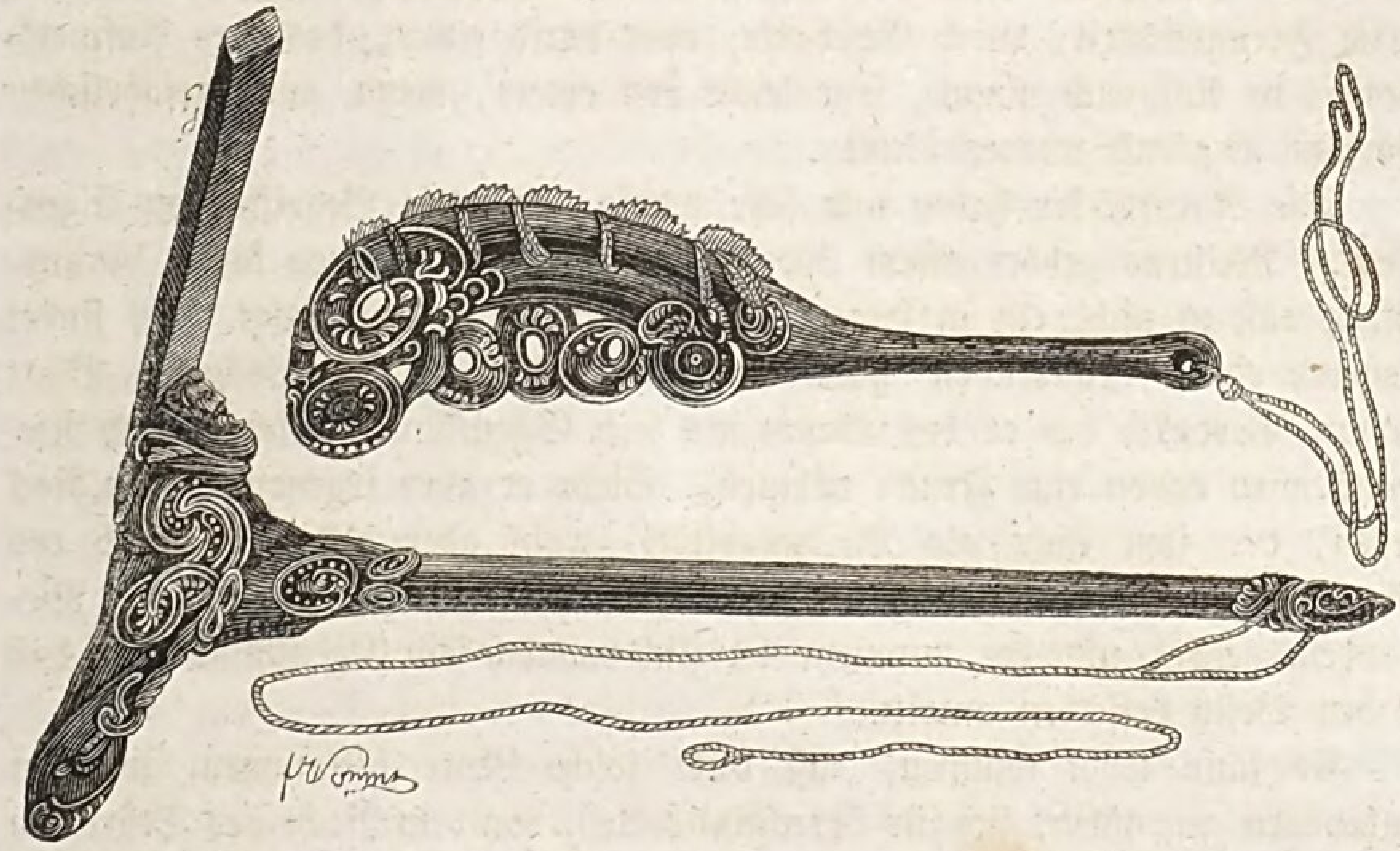
Solche Völker werden alljährlich von grauenvoller Hungersnoth heimgesucht, aber keinem von ihnen fällt ein, für die Zukunft etwas aufzuspeichern. Gewiß haben sie die Erfahrung gemacht, daß Fleisch sich nicht bewahren läßt, aber sie könnten doch junge Thiere zähmen, wenn sie dieselben etwa verwundet einfangen, sie könnten sich auf diese Art die drückende Noth ersparen und sie würden sich von der untersten Culturstufe sofort auf eine

höhere erheben, sie würden aus Jägern Nomaden werden, dies geschieht aber durchaus nicht. Sie wandern mit ihren Zelten (und auch deren entbehren sie meist) dem fliehenden Wilde nach und machen sich eine hundertmal größere Arbeit, als sie leisten müßten, wenn sie Heerdenbesitzer oder gar Ackerbauer wären.

Wir haben bereits oben gesagt, daß die Neigung zum Putz charakteristisch vorwaltet. Für dergleichen können sie sehr wohl etwas thun. Humboldt erzählt, wie er oft in Verzweiflung gewesen, wenn es ihm habe gar nicht gelingen wollen, irgend einen Eingebornen zu bewegen, etwa eine Palme zu erklettern, um dort hangende Blüthen derselben oder einer Schmarotzerpflanze in die Hände des Naturforschers zu bringen. Das Angebot von mehreren Dollars war nicht ausreichend; wenn dagegen ein solcher eine Blüthe sah, die ihm selbst gefiel, so kletterte er mit der Behendigkeit einer Katze an dem Baume empor und steckte sie hinter das Ohr in sein wolliges Haar, aber gewiß nicht in die Hände des Naturforschers. Dem Verfasser selbst gelang es häufig, die Abneigung der Wilden zu überwinden, indem er blanke Rechenpfennige oder gelbe Whistmarken, welche durchlöchert waren, für solche Leistung anbot. Es war nicht der Preis, nicht der Werth des Gegenstandes, es war der Schmuck, welcher dazu bewog.

Man ist meistentheils zu weit gegangen in dem absprechenden Urtheil über diese Naturmenschen. Das bis hierher Gesagte findet überall seine Bestätigung, aber unfähig zur Anstrengung sind diese Leute deshalb durchaus nicht, was sie thun sollen, muß nur in ihrem eigenen Geschmacke sein. Sie haben die allerdürftigsten Werkzeuge, gespaltene Feuersteine, Splitter sind ihre Messer, Glasscherben, welche sie von den Schiffern eintauschen, sind ihre Hobel und damit verfertigen sie Waffen von solcher Schönheit, von solcher Zierlichkeit, daß man zu erstaunen die größte Ursache hat. Wer hätte nicht die wunderschönen, neuseeländischen Kunstproducte bewundert, und auch die der Sandwichs-Insulaner sind nicht minder zierlich und waren es schon zu jener Zeit, als die ersten europäischen Reisenden sie besucht hatten. Die Neu-Seeländer verfertigen ihre Werkzeuge und Waffen aus freier Hand, dieselben sind zu Sägen aus Fischgräten, zu Hacken aus Feuerstein aus vielen kleinen Stücken zusammengebunden und sind doch äußerlich so sauber (s. die Zeichnung S. 507), daß man wirklich auf den Gedanken kommt, sie müßten das Werk großer Meister sein. Die Küstenbewohner färben sich ihre Zeuge durch den Saft der Purpurschnecke. Dieselbe wird zur Zeit der Ebbe im Meere gesammelt, man öffnet sie ein wenig und zieht den Faden hindurch, wenn das mit drei oder vieren geschehen ist, wirft man die Muschel wieder in's Meer, um sie später wieder zu benutzen. Mit jedem Faden muß dies einigemal wiederholt werden, bis er die richtige Tiefe, den richtigen Ton

erlangt hat, nun wird das Zeug geflochten in der Art, wie unsere fleißigen Hausfrauen die Strümpfe stopfen. Die Fäden in der Länge des verlangten Zeuges parallel nebeneinandergespannt, bilden den Aufzug, der Einschlag wird hineingezogen und da der Werth des Zeuges von der Schönheit des Flechtwerkes abhängig ist, des Musters nämlich, welches man darauf einbringt, so wird der Einschlag unter fortwährendem Zählen des Aufzuges eingefügt, und die Geduld geht der Weberin nicht aus, obschon sie Monate lang daran



arbeitet, Jahre lang an einem großen Stück. Der kostbare indische in Kaschmir gefertigte Shawl ist mit 3000 Thalern nicht zu theuer bezahlt, wenn man bedenkt, daß sechs Menschen und ein Farbenmeister zwei volle Jahre daran ununterbrochen beschäftigt sind. Der Farbenmeister giebt das Muster an, drei Leute sitzen unter dem Stuhl und ziehen die nicht zum Vorschein kommen sollenden Fäden abwärts, indessen drei andere vor dem Stuhle sitzen, um sich den Einschlag, durch die Fäden ziehend, zu reichen.

Ebenso ist es mit den mehr Kräfte fordernden Arbeiten, der Erbauung ihrer Kähne, der Anlegung ihrer großen Fallen für das Wild, ebenso mit dem Bau ihrer Häuser, welche in der That Arbeiten, auch in unserem Sinne, erfordern, man kann sie mithin keineswegs eines solchen Mangels an Arbeitsfähigkeit beschuldigen, sie müssen nur selbst von der Arbeit interessirt werden.

Sehr häufig hat man den Naturvölkern äußerst schlechte Charaktereigenschaften untergelegt. Sie sollen treulos, bösartig, hinterlistig, verräthe-

risch sein. Man wird alle diese Anklagen mit Ja beantworten, wenn man die Erfahrung spanischer, holländischer, engländischer Matrosen berücksichtigt. Wo dagegen deutsche Naturforscher und wo französische Offiziere und Landsoldaten (unter Zurücklassung der Matrosen, besonders derjenigen, die aus den Bagnos rekrutirt waren), hat man dergleichen nicht zu sagen nöthig gehabt, Es wäre thöricht, von einem Extrem zum anderen gehen zu wollen, die Wahrheit liegt auch hier wie meistentheils in der Mitte. Was sich aber mit Gewißheit bestimmen läßt, ist die Erfahrung, daß Naturvölker durch Freundlichkeit, durch Geschenke, oder durch etwas, das ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, sehr leicht von einem, wenn auch gefährlichen Vorsatze abgelenkt werden können.

Die Naturvölker haben nur sehr wenig geläuterte Begriffe von Eigenthum. Meistens gehört einem Jeden das, was er bekommen kann, vorausgesetzt, daß es nicht ein in seinem Lande übliches Zeichen trägt. Es findet Jemand einen fruchtreichen Palmbaum, er bindet ein abgebrochenes Blatt darum, hierdurch hat er den Baum als sein Eigenthum bezeichnet und Niemand wird davon eine Frucht nehmen. Sieht er aber irgendwo einen Rock liegen, der ihm nicht als Kleidungsstück, wohl aber als Gegenstand des Putzes angenehm ist, so nimmt er den Rock, der nach seiner Meinung Niemandem gehört, und der nunmehr lediglich dadurch sein Eigenthum wird, daß er den Besitz desselben antritt.

Es kann wohl kommen, daß viele solche Leute beisammen, wenigen Europäern gegenüber, sich für berechtigt halten, von dem Recht des Stärkeren Gebrauch zu machen — nun, das ist nicht eine Eigenschaft der Naturvölker allein. Und gerade hierdurch haben sich im Mittelalter unsere Adeligen ausgezeichnet und gerade hierdurch sind alle Reiche entstanden, ein jedes in seiner Größe nach der Macht, welche es zu entwickeln vermochte; aber diese guten Leute werden sich doch sehr leicht beschwichtigen lassen, wenn man ihnen Geschenke zeigt, oder irgend eine auffallende Erscheinung hervorbringt, welche sie in Erstaunen setzt.

Man hat den Naturvölkern nachgesagt, daß sie durchaus keine Moral haben, allerdings nicht die unsrige, aber nach ihrer Art haben sie wohl eine Moral und vielleicht eine strengere als wir, wenn wir nur nicht immer vergessen wollen, daß es ganz verkehrt ist, unseren Maßstab bei Leuten anzulegen, welche nicht unsere Erziehung genossen haben.

Bei uns ist es höchst unmoralisch, sich zu rächen. Cardinal W i e s e m a n n hat zwar von der Kanzel herab gesagt: d i e R a c h e s e i G o t t e s, er muß sie also nicht für unmoralisch halten, wenn er sie Gott selbst unterlegt, wir haben eine andere Ansicht, wir wollen Gott nicht mit menschlichen Leidenschaften bekleiden, wir halten die Rache für unerlaubt, auch unsere

Gesetze sagen dasselbe und bedrohen denjenigen, der ein erlittenes Unrecht durch Rache an dem Beleidiger auszugleichen sucht, mit Strafe.

Was sagt der heißblütige Schottländer dazu. Eine Beleidigung nicht zu rächen, bringt tiefe Schande. Rache suchen und nicht eher ruhen, als bis sie erreicht ist, ziemt einem Ehrenmann, und es dürfte wohl sehr schwer sein, einen Schottländer von der Unrichtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen.

Noch wilder ist der Italiener. Auch er hält die Beleidigung für einen so großen Schimpf, daß nur das Blut des Gegners sie abwaschen kann, doch minder scrupulös als der Schottländer, der die Rache selbst übernimmt, kommt es wohl vor, daß er sie einem Bravo überträgt. Die ungestillte Rache wird zum Fieber, zur verzehrenden Krankheit. Denn Benvenuto Cellini kann nicht arbeiten, kann seinen Geist auf nichts anderes, als auf den Gedanken an Rache wenden, endlich hat er seinen Feind ermordet und ihn in die Tiber gestürzt, nun ist ihm wohl, nun ist er wieder frei und sein edler Papst und Beschützer kann sich sehr gut in die Gedankenfolge Cellini's versetzen, er sagt zu ihm, nachdem der Mord bekannt geworden, „er hoffe, daß er nunmehr auch wieder seine Ciselirinstrumente zur Hand nehmen und die Aufträge vollenden werde, welche er, der Papst, ihm gegeben." Und noch schlimmer ist es in Corsika, wo die Rache ganze Familien ausrottet, indem jede Rachethat durch eine neue blutige That gesühnt werden muß, und nachdem die Vendetta zwei Familien heruntergebracht, vielleicht bis auf wenige Glieder, und es wird, um den völligen Untergang derselben zu verhindern, eine öffentliche Aussöhnung versucht, so kann dieses doch nur geschehen, wenn die Zahl der Ermordeten auf beiden Seiten gleich ist.

Dies Alles geschieht unter christlichen Völkern und ohne, daß eines dieser Völker oder eine Person des Volkes darin etwas Unmoralisches findet. Wie mögen wir denn nun so hart, so unbillig sein, den Naturvölkern ihre Unmoralität vorzuwerfen, weil sie sich gleichfalls für eine erlittene Beleidigung rächen. Bei den Australiern ist die Rache für den Tod des nächsten Verwandten die heiligste Pflicht und bis der Befugte sich ihrer nicht entledigt hat, wird er von den Weibern verspottet und seine Mutter würde über ihn weinen als einen entarteten Menschen, aber durchaus nicht mehr und nicht länger als eine corsikanische Mutter, deren stachelige Redensarten denjenigen, welcher Blutrache üben soll und sie wegen der fehlenden Gelegenheit nicht vollbringen kann, oft in eine wahre Raserei versetzen.

Haben manche Naturvölker einen eigentlichen Begriff von Diebstahl, indem sie nur scheinbar herrenloses Gut nehmen, so fehlt doch anderen ein solcher Begriff keineswegs, aber sie halten gleich den Spartanern das Stehlen nicht für unehrenhaft, sie halten einen gelungenen, einen gut ausgeführten

Diebstahl für ein Zeichen geistiger Ueberlegenheit des Diebes über den Bestohlenen.

Sie sind dabei immer noch gnädig und milde, die Italiener, Griechen und Spanier — drei große christliche Völker — sind dieses nicht. Es vereinigen sich oft ziemlich zahlreiche Banden verwegener Bursche unter einem kecken Anführer, welcher die Gelegenheiten ermittelt und den auszuführenden Schlag mit großem Fleiße vorbereitet. Gewaltsam wird geraubt. Jungfrauen werden in die Gebirgsschluchten entführt und werden dort von den Räubern gemißhandelt, geschändet. War die Beute nicht reich genug, so wird einer der Beraubten als Geißel mitgenommen, er muß einen Brief nach irgend einer Stadt um Lösegeld schreiben und wenn kein solches zur bestimmten Stunde eintrifft, so wird er erbarmungslos niedergeschossen. Die Griechen machen es kürzer, sie lassen nicht um Lösegeld schreiben, sie fangen mit dem Morden an und plündern dann erst.

Höchst unmoralisch! — je nun für uns, für jene guten Christen aber nicht! sie beichten ihre Sünde ehrlich und offen, sie legen in die Hände des Geistlichen den Antheil, welcher der Kirche gebührt, sie werden absolvirt, treten frei von Sünden ein neues Leben an und fahren so fort, bis sie gehängt oder erschossen werden, oder bis sie zu alt sind zu solchem lustigen und bewegten Leben. Und die Dirnen auf dem Lande sind überaus glücklich, wenn sie solchen Raubmörder zum Liebhaber haben. Und die Männer, die Dorfbewohner verrathen keine dergleichen unter ihnen wohnenden Räuber, aus wahrer Sympathie für diese Schandthaten. Sollte man da wohl von moralischem Bewußtsein reden, und sollte man es den uncivilisirten Menschen so schrecklich übel nehmen, daß sie dasselbe thun, was drei große Völker christlicher Staaten täglich hunderte von Malen wiederholen?

Auch die geselligen Verhältnisse haben ihr Eigenthümliches, aber keineswegs ist, was sich bei ihnen begiebt, für uns beispiellos. Man spricht von der außerordentlich niederen Stellung des Weibes unter den Naturvölkern und man hält diejenigen Völker für die am höchsten civilisirten, bei denen das Weib den höchsten Standpunkt einnimmt, der höchsten Achtung genießt. Darum halten auch die Engländer sich für die allercivilisirtesten Menschen, obschon es gesetzlich erlaubt ist, seine Frau mit einem Strick um den Hals auf öffentlichen Markt zu führen und daselbst zu verkaufen.

Abgesehen von solchen Bizarrerien und von solchen Rohheiten, die wohl in der Abstammung liegen mögen, ist die Behauptung an sich, daß die Behandlung des Weibes das Volk charakterisire, sicherlich nicht unrichtig. So wird ein jedes Volk, bei dem das Weib ein Handelsgegenstand ist, roh genannt werden müssen, und dies findet nicht nur bei allen sogenannten wilden Völkern, sondern es findet selbst unter den Malayen auf den Sunda-

Inseln, unter den Indiern und Persern, unter den Türken und sogar unter den christlichen Bewohnern des Kaukasus statt. Sie alle wird man nicht als übermäßig fein gesittet bezeichnen wollen.

Ueberall, wo das Arbeiten eine Schande ist, welche der Mann mit Verächtlichkeit von sich weist, muß das Weib die Lasten übernehmen. Der Mann ist der allein Selbstständige, er ernährt seine Familie und vertheidigt sie mit seinen Waffen, darum darf und kann er nicht arbeiten, aber mit diesem Begriffe geht Hand in Hand die Sitte der Vielweiberei. Das Weib ist nur eine Dienerin. Der Mann hofft von zweien oder dreien besser bedient zu werden als von einer. Dem Weibe liegt vielfältige und schwere Arbeit ob, es freut sich, wenn dieselbe ihm zum Theil abgenommen wird, daher es nichts gegen die Vermehrung der Zahl der Frauen hat. Eine Liebe zum Manne in der Art, wie wir dieselbe auffassen, findet man nicht leicht, wo sollte sie herkommen, da der Mann nicht um die Liebe der Frau geworben hat, sondern sie gekauft hat als eine Waare, als ein Stück für seinen Haushalt, über das er nunmehr beliebig verfügen, verkaufen, verschenken, verleihen kann.

Es wird schwerlich aufrecht zu erhalten sein, daß Vielweiberei in Folge von Kriegen entstanden ist, bei denen viele Männer geblieben, Mädchen und Frauen also in Ueberzahl vorhanden sind. Wahrscheinlicher ist die frühe Reife in den tropischen Gegenden daran schuld. Die Katamenien treten meistentheils schon im neunten Jahre ein und das zwölfte Jahr kann wohl ziemlich als das späteste für die Verheirathung eines Mädchens angesehen werden. Solch' eine frühe Reife hat auch ein frühes Verwelken zur Folge, mit 35 Jahren hat die Frau das Ziel erreicht, an welchem die Nordeuropäerin erst zwischen dem 45. und 50. Jahre steht.

Daß eine solche Frau dem jungen Manne von 25 und 30 Jahren um so weniger gefällt, als er einem äußerst sinnlichen und leicht beweglichen Volke angehört, ist klar, er wird also, wenn es ihm nicht an den erforderlichen Mitteln fehlt, zum Kauf einer zweiten oder dritten Frau schreiten.

Bei den mehrsten Naturvölkern gilt das Weib überhaupt für unrein, aber ganz besonders zur Zeit der Menses. Dies ist ein sonderbares Mißverständniß, welches mit dem Begriffe zusammenhängt, daß diese Entleerung eine R e i n i g u n g, daß mit ihr die Absonderung u n r e i n e r Substanzen verbunden sei. Die Physiologie lehrt im Gegentheil, daß dieses derjenige Zeitpunkt sei, in welchem sich ein Ei vom Eierstock ablöst und in die Gebährmutter geführt wird, um dort befruchtet zu werden. So aber faßte es weder der jüdische, noch der islamitische Gesetzgeber auf. Das Weib ist unrein in diesem Zustande, und seine Berührung während der Zeit, als auch noch acht Tage darauf bis zu der, mit religiösen Ceremonien verbun-

denen Abwaschung, verunreinigt auch den Mann, wodurch die Verbindungszeit beider Geschlechter um ein Dritttheil verkürzt wird.

Der Zweck einer solchen Verbindung ist die Erzeugung eines Kindes. Diese Erzeugung, oder vielmehr die Ernährung des Erzeugten wird gehindert, wenn der Mann sein Weib nach ausgesprochener Schwangerschaft noch besucht. Von da ab also ist das Weib für den Mann unnahbar. Nun denke man sich einen lebhaften, sinnlichen Südländer von den ersten Tagen nach der Verheirathung abgesondert von der Frau für zwei volle Jahre, nämlich auch für die Zeit, während welcher sie das Kind stillt, was im Orient gewöhnlich länger als ein Jahr fortgesetzt wird.

Dieses sehr weise Gebot, durch die Religion geheiligt, ist wohl die Hauptveranlassung zur Vielweiberei und deswegen mag Mohamed seinen Bekennern vier rechtmäßige Frauen gestattet haben, zu denen sich noch so viele Sklavinnen gesellen dürfen, als der Mann kaufen konnte. Schwerlich wird es einer bis zu der Zahl bringen, bis zu welcher es der weise Salomo gebracht hatte.

So erklärt sich der Gebrauch von selbst und das, worauf wir jetzt mit so großem Abscheu sehen, ist von den Patriarchen ganz allgemein geübt worden und hat ihnen niemals den geringsten Tadel zugezogen, selbst von christlichen Geistlichen nicht, denn sie erzählen die Geschichte vom Erzvater Jakob und seinen beiden Frauen, Lea und Rebekka und seinen Kebsweibern, ihren Mägden, mit der größten Unbefangenheit.

Man pflegt zu behaupten, daß die Polygamie die ehelichen Bande äußerst locker lasse. Wir möchten uns nicht zu Vertheidigern derselben aufwerfen, aber die hier gemachte Einwendung ist nicht probehaltig. Es kommt ganz und gar auf die größere oder mindere Rohheit des Volkes selbst an, welche Folgen die Vielweiberei haben soll. Im Allgemeinen wird auf die Unbeflecktheit der Mädchen wenig gesehen, nur bei den Mohamedanern ist sie eine Bedingung der Ehe und auch bei den Juden kann der Mann, wenn er die Zeichen der Jungfräulichkeit nicht findet, das Weib mit dem Laken über dem Kopf zu den Eltern zurückschicken. Die übrigen Völker, bei denen Polygamie herrscht, gestatten in der Regel den jungen unverheiratheten Leuten beiderlei Geschlechts den ungehinderten Gebrauch ihrer Freiheit und es macht einem Mädchen keine Schande, mehrere Liebhaber gehabt zu haben, aber selbst diese Naturkinder hängen an demjenigen, dem sie sich ergeben haben, mit großer Innigkeit und sind nicht zu einer Untreue zu bewegen, bis das Verhältniß zwischen beiden sich gelöst hat. Auf den neuseeländischen Inseln, auf welchen neben einer durchaus nicht geringen Gesittung und Cultur die furchtbare Barbarei des Kannibalismus herrschte, war bei aller Freiheit der unverheiratheten doch eine unverbrüchliche Treue der verheiratheten

Personen sicher. Nur höchst selten ist der Fall einer Untreue von Seiten des Weibes vorgekommen und er wurde immer mit dem Tode bestraft. Die Untreue des Mannes hatte zwar nicht diese Folge, doch war sie immer eine so große Schande, daß ihre Entdeckung meistentheils den freiwilligen Tod des Uebelthäters zur Folge hatte. Auf den Tonga-Inseln setzt eine solche eheliche Strenge nicht in Verwunderung, denn diese Leute haben eine bewunderswürdige natürliche Gesittung und die Mädchen sind die liebevollsten Freundinnen, sowie die Frauen die unverbrüchlich treuesten Gefährtinnen der Männer. Man kann der Vielweiberei mithin principiell das Böse nicht nachsagen, was man ihr gewöhnlich nachzusagen pflegt. Zerrüttung der häuslichen Verhältnisse ist immer nur da beobachtet worden, wo europäische Civilisation durch Matrosen und ihres Gleichen dazu halfen. Die Oberhoheit des Vaters ist in der Türkei vielleicht mehr anerkannt als in irgend einem christlichen Staat, die väterliche Gewalt ist dort eine vollkommen patriarchalische. Die Knaben bleiben bis zu einer gewissen Zeit, gewöhnlich bis zum zehnten Jahre, in den Frauengemächern, dann beginnt ihre Erziehung durch Männer, aber es fehlt ihnen weder an Liebe und Verehrung gegen die Mutter, noch an Liebe und Achtung gegen den Vater. Und die Haushaltungen sind in der Regel sehr wohl geordnet. Wie die Sache sich bei den Mormonen gestalten wird, muß abgewartet werden, falls die amerikanische Intoleranz diesen sonderbaren Staat wirklich zur Entwickelung gelangen läßt.

Das umgekehrte Verhältniß findet sich auch an einigen Orten, das ist die Vielmännerei. Auf den Marquesas-Inseln verheirathen sich reiche Frauen nicht selten mit zweien Männern. Die Karaïben auf den westindischen Inseln, welche zunächst dem südamerikanischen Festlande liegen und von Europäern nicht bewohnt sind, sollen gleichfalls Vielmännerei haben, übrigens neben der Monogamie und der Polygamie.

Die Thatsache selbst wird von einigen Anthropologen geleugnet und die Nachrichten darüber werden als ungenau bezeichnet, doch scheint dieses eine Uebereilung zu sein, denn auf dem Festlande von Südamerika fand Humboldt die Vielmännerei bei zweien Stämmen, den Avanos und den Maypures, als eine feststehende. Früher wußte man nur von Ladakh im Hochlande Thybet von Vielmännerei und zwar in solcher Weise, daß in einer Familie die sämmtlichen Brüder nur eine Frau besitzen, an der sie alle zu gleichen Theilen ihre Berechtigung haben, die Kinder aber gehören sämmtlich dem ältesten der Brüder.

Ob in dem einen oder in dem anderen Falle das Heiligthum der Ehe höher geachtet wird, ist bis jetzt noch nicht entschieden worden. Obschon sich der Ansichten sehr viele und von einander abweichende entwickelt haben, so

fehlt es doch an allen strengen Beweisen. Daß die Monogamie der weiblichen Treue nicht eben sehr zuträglich sei, sieht man leider an allen heißblütigen, christlichen Völkern und daß sie auch auf die Treue der Männer keinen absolut günstigen Einfluß habe, sieht man nicht blos an den feurigen Südländern, sondern auch an den kaltblütigen Nordländern.

Man hat vielfältig gezweifelt, daß die Schamhaftigkeit eine Eigenschaft der Naturvölker sei. Ich glaube, sehr mit Unrecht. Sie gehen zwar nackend, allein nicht aus Schamlosigkeit, sondern weil den allermehrsten derselben die Kleider überflüssig und lästig sind. Die Missionaire auf den Gesellschafts- und den Sandwichs-Inseln haben zwar Kleidung eingeführt, aber beim Himmel nicht Sittlichkeit.

Den ganz uncivilisirten Menschen kann der nackte Körper so wenig etwas Schamerweckendes sein als dem Thiere, welches ja in gewissem Sinne auch nackend geht, nämlich die Theile, welche unsere europäische Schamhaftigkeit zu bedecken gebietet, ganz unbedeckt trägt. Nur das Verhüllte reizt, das Unverhüllte reizt nicht und es mag wohl sein, daß Menschen, welche immer nackend gehen, bei weitem weniger zu Ausschweifungen sich hinreißen lassen, als diejenigen, welche sich keusch und züchtig bekleiden.

Sehr charakteristisch ist, was selbst die Bibel hierüber sagt. Der völlig unschuldige Mensch hat keine Ahnung davon, daß irgend ein Theil seines Körpers verborgen werden müsse, erst nach dem Sündenfall gehen den Menschen die Augen auf und sie hängen sich Blätter vor denjenigen Theil, den die Bibel „die Scham" nennt. Seume macht über die Stellung der mediciniſchen Venus, welche mit einer Hand den Busen, mit der anderen die Geschlechtstheile bedeckt, die sehr richtige Bemerkung: das sei durchaus nicht göttlich, sondern es sei ganz die Art eines seiner wohlbewußten Weibes. Der Begriff von Scham ist mit dem von schändlich sehr nahe verwandt. Die Natur thut nichts Schändliches und daß sie dem Weibe einen Busen zur Ernährung des Kindes, und beiden Geschlechtern Theile zur Fortpflanzung gegeben hat, ist gewiß nichts Schändliches und gewiß nichts, was Scham verursachen könnte.

Bei sehr vielen Völkern der Südsee gehen beide Geschlechter ganz unbekleidet, sogar ohne einen Gürtel, aber Frauen, sobald ihre Schwangerschaft anfängt bemerkbar zu werden, hängen sich eine weitfaltige Matte um, weil sie das Unschöne verbergen wollen, aus demselben Grunde hat die Kaiserin der Franzosen den Rock von steifem Haarzeuge (crinoline) erfunden, der in den abscheulichen und wirklich unanständigen Reifrock ausgeartet ist — unanständig, man darf nur einer Dame, welche durch eine Thür geht, oder in eine Kutsche steigt, nachsehen, um zu begreifen, was der Verfasser meint. Hier wäre Scham von Nöthen, allein die freche Mode schlägt sie todt.

Adalbert von Chamisso auf den Radak-Inseln saß neben einem jungen, blühenden Mädchen, welches nicht das geringste Unanständige darin fand, den ganzen, schön geformten Körper den Augen des fremden Mannes auszusetzen. Sie war tättowirt und Chamisso wollte sich durch das Gefühl von der Höhe der Narben überzeugen, welche durch das Zerspalten der Haut entstanden waren. Er ließ die Fingerspitzen über eine der tättowirten Stellen auf der Lende des Mädchens gleiten, gewiß ohne jede Nebenabsicht. Das Mädchen sagte auch nichts dazu, stand aber nach kurzer Zeit auf und setzte sich, so lange Chamisso auf der Insel blieb, nicht wieder zu ihm. Man sieht hier recht deutlich, daß Schamgefühl auch entstehen kann in einem ganz unbekleideten Körper.

Chamisso ging mit seinem Freunde, wenn ich nicht irre, Kadu, am Strand der Insel spazieren und wollte sich baden; ihm wurde die beste Stelle gezeigt und er begann sich zu entkleiden, da entfernte sich sein Freund und erschien erst, nachdem die Badescene vorüber war. Wir sehen wohl, daß dieser Wilde, obwohl selbst unbekleidet, doch das bei Chamisso vorausgesetzte Schamgefühl sehr wohl zu ehren wußte.

Der Prinz von Neuwied hat auf seiner Reise durch Brasilien viele Völkerschaften (die Puris, Patachos, Botokuden u. a.) gesehen, welche ganz nackend und ohne die geringste Entschuldigung für ein Gewand einhergingen. In Yakatan (Mittelamerika) baden häufig beide Geschlechter zusammen, beide gleichfalls unbekleidet, ohne daß die Sitten darunter zu leiden scheinen. Die Spanierinnen der unteren Klassen, besonders in den Handelsstädten, wo sie das Geld erwerben, weil ihre trägen Männer die Zeit dazu verschlafen, helfen beim Ausladen, und da man nicht solche Landestellen hat wie bei uns, man also nicht trockenen Fußes an's Land kommen kann, mehr oder minder tief — drittehalb Fuß, vielleicht auch etwas darüber, durch den Fluß gehen muß, so heben sie und schürzen sie sich die Röcke so hoch auf, daß auch dem begehrlichsten Zuschauer gar nichts zu wünschen übrig bleibt, denn sie gehen mit etwas mehr als der halben Länge ihres Körpers in den Fluß und wollen doch kein Kleidungsstück benetzen (s. die Zeichnung S. 516).

Allgemein wird von den Reisenden versichert, es sei unstatthaft, hierauf Schlüsse zu gründen, welche mit der Ehrenhaftigkeit dieser Mädchen nicht vereinbar wären. Man kann sich sehr harten Zurechtweisungen aussetzen. Die chinesischen Schifferinnen, welche das Geschäft der Fährleute besorgen, auch Spazierfahrten mit Booten machen, gehen sorgfältig verhüllt, wie es denn überhaupt in China Sitte ist, so weite Kleider zu tragen, daß sie nicht das Geringste von den Formen verrathen können, und gerade diese Mädchen sind es, an welche man sich ohne zu zögern wenden kann, zu jedem Dienst sind

sie bereit und der Fremde läuft durchaus keine Gefahr, wenn er die für seine Gesundheit nicht achtet.



Ueberhaupt scheint wirklich das Beseitigen der Kleider nicht mit dem Beseitigen der Tugend zusammen zu fallen. In ganz Mittelamerika waschen die Frauen der mittleren und unteren Stände jederzeit am Flusse oder im Flusse. Die Wäsche wird auf einen Klotz gelegt und es wird mit einem breiten Schlägel drauf geschlagen, so stehen sie zu zwei oder zu zehn, wie sich's gerade trifft, Stunden lang im Wasser, wobei ihre sämmtlichen Kleider bis auf den letzten Faden am Ufer liegen, nur der breitgerandete Strohhut schützt den Kopf gegen die Sonne.

Die wunderschön gelegene Stadt des westlichen Gestades von Central-Amerika ist berühmt wegen ihres Paseo al Mar. In der schönsten Jahreszeit verödet Leon. Was irgend so viel besitzt, um einen Monat auf Reisen gehen zu können, zieht eine Tagereise weit an die prachtvoll bewaldeten Ufer des Stillen Oceans. Hier entstehen in langer Reihe große und kleine Hütten und Häuser, man will einen Monat ganz ungenirt im Freien leben, will aber auch der Wohlthat des Badens genießen und dies geschieht in sehr früher Morgenstunde, Männer und Frauen baden sich zwar nicht auf der-

selben Stelle, das Männerbad ist vom Frauenbad durch einen Bindfaden getrennt, den zu überschreiten unschicklich ist, sonst aber badet man sich gänzlich unbekleidet und man will behaupten, daß die vornehmen sowohl wie die geringen Frauen dort nicht im Mindesten schlimmer seien als an anderen Orten.

Ueberhaupt sind die Begriffe über das, was anständig und unanständig ist, so wunderbar weitläufig, daß es Weniges giebt, was damit zu vergleichen wäre. Die mediceische Venus bedeckt mit beiden Händen die oben genannten Theile, eine Türkin, eine Orientalin überhaupt, welche man im Bade überraschte, würde Alles den Blicken des Mannes Preis geben, nur nicht das Gesicht, sie würde es nicht machen, wie die mediceische Venus, sondern beide Hände vor das Antlitz halten. Die vornehme Türkin hat sehr schöne, idealische Gewänder, sie haben aber sämmtlich annäherungsweise den Schnitt unseres Männerhemdes, nur ist der Schlitz so lang, daß er vom Halse bis beträchtlich unter den Nabel reicht.

Wenn diese vornehme Türkin ausgeht, so hat sie gewöhnlich eine Dienerin hinter sich, weil es so Sitte ist, aber sie geht auf der Straße ganz wie im Harem und läßt durch das geöffnete Kleid einen großen Theil ihrer Reize sehen, nur das Gesicht ist so eng verschleiert, die Leinewand, welche darüber gehängt, ist so dicht, daß man nicht nur dahinter nichts erkennt, sondern daß sie selbst nicht durchsehen kann, so daß deshalb ein Paar Löcher vor den Augen ausgeschnitten sind, welche den Schleier zur Maske umgestalten.

Man erzählt, daß eine Kafferin gefragt worden sei, ob sie verheirathet oder noch ledig, da habe sie statt der Antwort ihren Mantel zurückgeschlagen und die Brüste und den Leib gezeigt. Eine Antwort ohne Worte, aber vollkommen charakteristisch, denn beide Theile werden durch die Schwangerschaft sehr entstellt.

Barrow, der Engländer, der dieses aus eigener Ansicht erzählt, trägt seine, des Engländers, Moral hinein und findet das Benehmen schamlos. Das würde es unzweifelhaft sein für jede Europäerin, aber nicht für ein Mädchen aus dem Kafferlande, wo sie alle nackend gehen, Männer wie Frauen, und wo die entstellten oder unentstellten Brüste ganz gleichgültig zur Schau getragen werden. Im Innern von Afrika bei den Tubori, gehen die Weiber gleichfalls ganz nackend, aber sie haben über den Hüften einen Riemen oder Strick gebunden, worin ein etwa ellenlanger Baumzweig befestigt ist, welcher nach hinten über die großen Bewegungsmuskeln des Beines hinweghängt. Dies ist ihre einzige Kleidung und sie sind sehr verschämt, denn sie wissen gar nicht, was sie vor Verlegenheit anfangen sollen, wenn sie diesen Zweig verlieren.

Bei den mehrsten uncivilisirten Völkern ist es Sitte, daß die Braut sich sehr entschieden sträubt, in das Haus des Bräutigams zu gehen, man nennt auch dieses schamlos, mit welchem Recht, ist wohl schwer einzusehen, jedenfalls sind die Neckereien, welche bei uns die Braut am Hochzeitabend zu ertragen hat, viel unanständiger. In manchen Ländern war es Sitte, daß der Braut vor allen Gästen der Brautkranz abgesteckt, ihr ein Häubchen aufgesetzt und sie alsdann mit dem Bräutigam nach dem Brautgemach geleitet wurde. Bei den frommen Juden ging dies so weit, daß die Frauen vor der Thüre stehen blieben, bis der Bräutigam ihnen die Zeichen seines blutigen Sieges hinausreichte. Am tollsten war es wohl in Ungarn, wo ehemals nach dem Schluß einer sehr reichlichen Mahlzeit eine Art Fackeltanz begann, welchen der Bräutigam anführte und an dem sämmtliche Gäste Theil nahmen. Nachdem eine Runde im Saale gemacht worden war, verschwand der Bräutigam mit der Braut, während der Tanz von den Uebrigen fortgesetzt wurde.

Nach längerer oder kürzerer Zeit erschien der Bräutigam wieder, am Arme die Braut, in der rechten Hand aber den Säbel, auf dessen Spitze der Brautkranz als Zeichen des vollkommenen Sieges schwebte, so nahm er wieder seine Stelle in dem Reigen ein und bei dem allertollsten Gelächter und durchaus nicht blöden Anspielungen wurde der Tanz fortgesetzt, bis die Gesellschaft sich auflöste, wobei auch wohl der verliebte Bräutigam sich wiederholt für kurze Zeit verabschiedete — Unanständigkeiten, welche sonst allgemein Sitte waren, gegenwärtig aber nur noch bei den niedrigsten Ständen sich aufrecht erhalten haben sollen.

Am gesittetsten benehmen sich hierbei immer die dem Mohamedanismus huldigenden Völker. Bei ihnen ist die Reinheit der Braut und die Reinheit des Weibes überhaupt das wichtigste Erforderniß für die Ehe, es fällt folglich Niemandem ein, diese durch schlechte Späße zu beeinträchtigen. Der betheiligte Mann oder Vater würde einen solchen Frevel mit dem Tode des Unheilstifters bestrafen. Es kann dies alles schon deshalb nicht vorkommen, weil die Mädchen und Frauen dem Anblick der Männer niemals ausgesetzt werden, oder wo dies geschieht, wie z. B. bei den Malayen, bei denen das weibliche Geschlecht unverschleiert geht, doch Alles, was Beziehung hat auf Liebe, Ehe, auf Geschlechtsunterschiede im Allgemeinen — mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt wird. Der Bräutigam giebt seiner Braut in Gegenwart Anderer nie einen Kuß, nicht einmal kurz verheirathete Leute thun dieses in Gegenwart der Eltern, und bei den Malayen auf Java findet nicht einmal die Trauung mit der Braut selbst, sondern immer nur mit dem Vater derselben statt.

Bei den Australiern ist es Sitte, die Braut zu rauben. Hierbei kommt

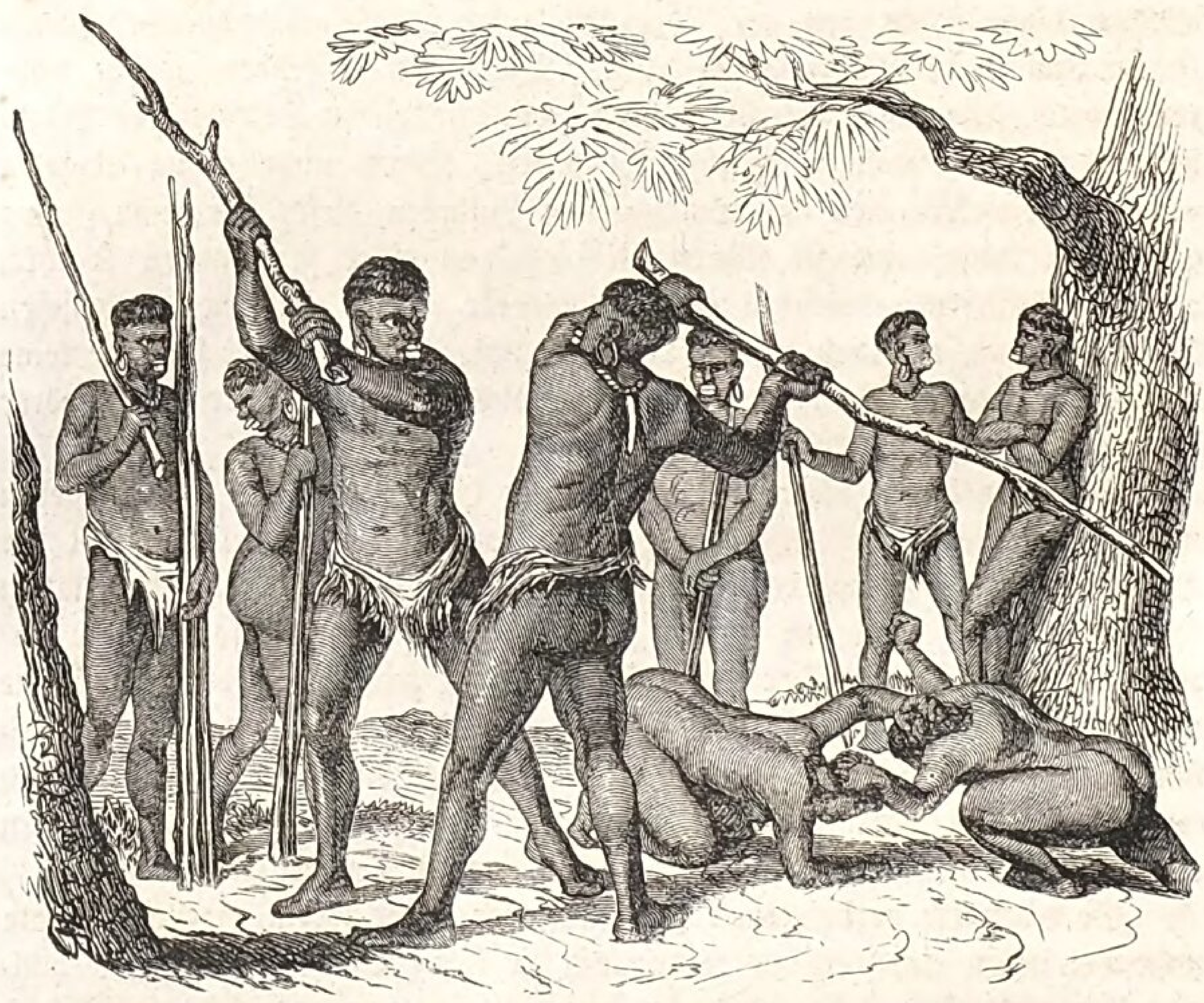
es häufig zu Thätlichkeiten, welche wohl auch blutig enden, selbst die sehr viel mehr civilisirten Neu-Seeländer befolgen dasselbe Princip und wenn es dem Bewerber nicht gelingt, das Mädchen mit sich zu führen, so darf er gar nicht wieder als Bewerber erscheinen, er ist abgewiesen.

Im Uebrigen gestaltet sich das Familienleben meistens höchst einfach; unfreundlicher bei den Jägervölkern als bei den Nomaden, am freundlichsten bei den Ackerbautreibenden, doch hat auch hier das Klima seinen ersichtlichen Einfluß. Da, wo ein Jeder durch die Lieblichkeit einer gesunden Luft in das Freie gelockt wird, ist die Vereinigung am häuslichen Herde weniger häufig und weniger gemüthlich als unter den Fischervölkern am Nordrande von Amerika. Die Eskimos sind äußerst gesellig, durch eine sechs Wochen, acht Wochen lange Nacht von der Thätigkeit außer Hause abgeschnitten, suchen sie im Innern der Hütte Ersatz dafür. Die vielen Reisenden, welche während eines Zeitraumes von 30 Jahren diese inselreichen Strecken des Polarmeeres auf das Emsigste durchforscht haben, können nicht genug erzählen von der Heiterkeit, von der ausgelassenen Lustigkeit dieser für stumpfsinnig gehaltenen Leute, und sie führen Beispiele von einer so gesunden Satyre, von so glücklichen, ironischen oder in anderer Form gegebenen satyrischen Wendungen an, daß man in der That erstaunt. Von Zänkerei soll gar keine Rede sein, am allerwenigsten von einer solchen, die eine für die Zuhörer belästigende Form annähme.

Bei allen diesen Naturvölkern, welchem Gewerbe sie sich auch hingeben mögen, der Jagd, der Fischerei oder den Anfängen der Viehzucht, ist der älteste Mann das Haupt der Familie, vor dessen Ausspruch keine Appellation stattfindet, nicht etwa nur in dem eigenen Hause, sondern so weit die Familie überhaupt reicht. Der Vater herrscht über seine zwei oder drei Söhne und deren Familie, der Großvater nicht nur über diese, sondern auch noch über die Enkel und deren Familie, und sollte es einen Urgroßvater geben, so würde er als Patriarch etwa über ein Völkchen von hundert Individuen ebenso absolut herrschen, wie meist die Patriarchen der heiligen Schrift.

So leben die verschiedenen Familien, jede unter ihrem eigenen Haupte ungestört neben einander und wenn auch die kleine Gemeinde auf viele hundert Personen, 120, 130 und mehr Familienhäupter anwächst, so ist doch von irgend einer Staatsverfassung keine Rede, es sei denn, daß ein anderer Volksstamm mit dem ersten in Streit käme und etwa ein Krieg ausbräche; dabei wird immer der Aelteste und Tapferste als Führer gewählt, aber nur so lange der Krieg dauert, währt diese Häuptlingsschaft, während welcher unbedingt vollzogen wird, was der Häuptling befiehlt, indessen gleichzeitig die Freiheit des Einzelnen, so weit es seine Häuslichkeit und seine ganze Familie betrifft, völlig unangetastet bleibt.

Ein sehr großer Krieger maßt sich mitunter eine dauernde Herrschaft an. Er hat das Vertrauen der Seinigen gewonnen und sie haben nichts dawider, ihm ihre Achtung zu bezeigen dadurch, daß sie seinen Befehlen folgen, aber jeder Einzelne kann in jedem Augenblick von diesem Häuptling wieder abfallen, ihm sein Vertrauen wieder entziehen, er kann sich sogar gegen ihn auflehnen und er hat nur mit seiner Person für seinen Widerstand einzustehen. Es giebt keine Zwangsmaßregeln, um den friedlichen Anmahnungen Gehör zu verschaffen und der Häuptling, der es versuchen wollte, würde sofort als eine Art Usurpator angesehen werden und würde das Vertrauen aller Anderen verlieren.



Wenn Einzelne mit einander in Streit gerathen, so pflegt wohl ein Stammesältester als Vermittler aufzutreten. Gelingt dies jedoch nicht, so überläßt man den Betheiligten, ihre Sache persönlich auszumachen, es giebt dann Einzelkämpfe, die eben nicht zu den angenehmsten Erfindungen gehören. Die beiden Gegner treten mit gleich großen, zähen Stöcken einander gegenüber und schlagen abwechselnd auf einander los auf den immer ganz nackten Körper, so daß jeder Hieb breite blutunterlaufene Schwielen verursacht,

welche beim zufälligen Treffen auf die nämliche Stelle zu einer breiten Wunde aufklaffen. Der Kampf wird gewöhnlich so lange fortgesetzt, bis ein Jeder zwei oder drei Stöcke auf seinem Gegner zerschlagen hat. Die Entscheider des Kampfes halten diese in Bereitschaft und halten sie den Kämpfern dar, bis einer von den Beiden erklärt, er habe genug. Die Neger in mehreren Theilen von Südafrika zerfleischen sich auf ähnliche Weise mit peitschenartig geformten Streifen von Rhinoceroshaut. Es ist dieselbe Rohheit, welche sich im englischen Volke beim Boxen zeigt, nur erscheint sie daselbst widerwärtiger, weil nicht Feindschaft den Kampf hervorbringt, sondern weil er um des Geldgewinnes eingeleitet wird und viele Zuschauer daran Theil nehmen, dafür und dagegen wetten und der ganze brutale Act zur Ergötzlichkeit, selbst für sogenannte vornehme Leute wird.

Bei sehr vielen Völkern wird der Zweikampf zu einer Art von Gottesgericht. Bei einigen anderen wird ein wirkliches Gottesgericht gehalten, ohne daß ein Kampf damit verbunden wäre. Irgend ein vom Priester bestimmtes Zeichen giebt dem Einen Recht, dem Anderen Unrecht und Derjenige, der die mehrsten Mittel hat, um das Recht auf seine Seite zu bringen, erhält es gewiß.

Werden die Zwistigkeiten Einzelner nicht auf solche Weise geschlichtet, so entstehen gerade hieraus sehr leicht dauernde Kriege zwischen den Mitgliedern desselben Stammes. Die schwächere Partei bezahlt ihr Unterliegen gewöhnlich mit Verlust der Heimath, zieht von dannen in eine andere Gegend, bekriegt aber nicht selten die siegreiche Partei noch lange Zeit nach der Trennung.

Wo es einem Oberhaupte gelingt, sich dauernd, selbst für den Frieden Geltung zu verschaffen, pflegt sehr bald die Despotie an Stelle der patriarchalischen Form zu treten, mit ihr dann auch wohl Abgaben an das Oberhaupt, im Uebrigen höchst selten bei wirklich kriegerischen Nationen, viel mehr bei gutmüthigen, liebenswürdigen, Ruhe und Friede wünschenden Menschen. Bei den Kriegern fühlt ein jeder zu sehr den eigenen wahren Werth, um sich von einem anderen unterjochen zu lassen, bei den rohesten und wildesten Völkern der Südsee findet man übrigens die despotische Regierungsform auf die entsetzlichste Weise ausgebildet, dort herrschen einzelne Könige über kleine und große Inselgruppen mit blutiger Hand, sie fordern nicht nur Abgaben, sie mähen nicht nur die angepflanzten Felder nieder, sondern sie überfallen bei nächtlicher Weile ein Dorf, rauben, was darin zu finden ist, die im Kampfe Gebliebenen werden sofort verzehrt und die Uebrigen werden an den Hof des Häuptlings gebracht, um dort gefüttert zu werden wie Schlachtvieh, bis ein Gefangener nach dem anderen an die Reihe, geschlachtet zu werden, kommt. So ist es auf den Fidji-Inseln viel

leicht noch in diesem Augenblick, ähnlich war es früher auf Neu-Seeland. Auf anderen Inselgruppen giebt es völlig von einander gesonderte Stände, einen Fürstenstand, einen Adel und einen Bauernstand. Dies sind die ersten Anfänge eines Staatsverbandes, allerdings noch sehr roh, doch schon annäherungsweise zeigend, wie sich die menschliche Gesellschaft allmälig gestaltet zu dem, was man einen Staat nennt.

In einem solchen pflegt sich gewöhnlich auch eine herrschende Religionsansicht auszubilden. Sonderbar genug ist, daß dieses auf den Fidji-Inseln und überall, wo die Papuaneger vorwalten, am meisten der Fall ist, weiter vorgeschrittene Tonga-Insulaner haben schon eine Mythologie, schon Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode, haben auch mit priesterlicher Gewalt bekleidete, höchst geachtete Personen, und auf den Sandwichs- und den Gesellschafts-Inseln war in früherer Zeit eine furchtbar finstere Religion herrschend, deren blutdürstige, entsetzliche Priester unnahbar waren, die furchtbarsten Gräuel verüben durften und eines solchen Ansehens genossen, daß selbst die kriegerischen Fürsten und Eroberer sich ihnen unterwarfen.

Die Religionen der Naturvölker, bevor sie bis zu dieser schon ausgebildeten, wenn auch furchtbaren Religion gelangen, haben viel einfachere Ansichten. Es sind meistentheils die imponirenden Naturerscheinungen, welche als göttlichen Ursprunges oder als selbst göttlich betrachtet werden, und zwar sind es meistentheils die schrecklicheren Erscheinungen, deren Göttlichkeit der Mensch anerkennt. Es scheint, die Dankbarkeit sei eine, zwar den Thieren, aber keineswegs den Menschen angeborene Tugend, hier muß sie immer angelernt werden, darum kommt der Mensch auch in der Regel nicht zur Dankbarkeit für sein gutes Geschick, für das Glück, welches ihm gewährt worden, für die göttliche Macht, durch welche es herbeigeführt ist. Glück und Wohlergehen nimmt er meistentheils als eine ihm abgetragene Schuld an und fällt gar nicht darauf, daß er dafür dankbar sein müsse. Das Unglück aber stört ihn, und wenn es möglich ist, will er es beseitigen und darum fleht er die bösen Geister an, sie möchten ihn verschonen, während er den guten weder für ihre Wohlthaten dankt, noch sie bittet, dieselben fortzusetzen. Das ist die alte Geschichte von dem Teufel, dem man zwei Lichter anzündet. Der deutsche naive Volkswitz hat dies sehr gut ausgedrückt.

Nach dieser Anschauung kann eigentlich von einer Religion bei den Naturvölkern gar keine Rede sein und da, wo sich eine Religion wirklich ausgebildet findet, ist es kein Naturvolk mehr, das sie uns zeigen, es ist schon weiter fortgeschritten, wie die Tonga- und die Sandwichs-Insulaner uns sehr deutlich zeigen, wenn schon in zwei sehr verschiedenen Richtungen.

Hiermit in nächster Verbindung steht der Gespensterglaube und der

Glaube an Zauberei als Vergegenwärtigung der bösen Geister, als Manifestationen derselben, hierdurch erhalten die Priester jener bösen Dämonen solch' eine unglaubliche Gewalt, hierdurch wird es ihnen möglich, nicht nur auf die Häuptlinge, sondern auch auf das ganze Volk zu wirken. Sie bedrohen die Ungläubigen mit den Schrecken einer geheimnißvollen Welt, zu der sie die Schlüssel zu haben vorgeben.

Man glaubt behaupten zu dürfen, daß bei allen Völkern der Glaube an einen einzelnen, einheitlichen Gott der allgemeine sei und glaubt hierdurch zu beweisen, daß der Monotheismus eine Offenbarung Gottes und daß jede Religion, in der er vorwaltet, ein Ueberbleibsel dieser Offenbarung sei. Man führt als Beweis an, daß gewisse Sagen bei allen Völkern wiederkehren, wie z. B. die bekannte von der Sündfluth, welche sich sogar bis nach Amerika erstreckt, was denn doch gewiß nicht der Fall sein könnte, wenn nicht ein so allgemein verbreitetes Ereigniß dagewesen wäre.

Die Beobachtungen sind unrichtig und der Schluß, den man daraus zieht, ist gleichfalls unrichtig. Es fehlt viel daran, daß bei allen Völkern der Monotheismus sich ursprünglich zeigte. Jetzt kann von einer Untersuchung hierüber eigentlich gar keine Rede mehr sein, denn die Naturvölker haben aufgehört es zu sein und sind so sehr verwandelt worden durch die fortwährende oder gar dauernde Berührung mit dem Abschaum der europäischen Menschheit, daß sie ihre Ursprünglichkeit nicht nur ganz verloren haben, sondern daß auch die Erinnerung daran aus dem Gedächtniß der Menschen geschwunden ist. Was uns aber die älteren Berichterstatter erzählen, was wir aus den Reisebeschreibungen von Chamisso, Langsdorf, Meyen und vielen anderen, bis zurück zu den beiden Forster erfahren, also aus einem Zeitraume, der etwa vor 40 Jahren beginnt und bis zu 100 Jahren zurückreicht, aus einem Zeitraum, in welchem namentlich die Südsee-Inseln noch sehr wenig besucht waren und die Beobachtung uns einen Zustand geben konnte, der noch nicht von Matrosen und Missionairen beeinflußt war, lehrt uns, daß der Monotheismus gerade unter den Naturvölkern am wenigsten verbreitet gewesen sei.

Was nun die Fluthsage betrifft, so spricht sie zwar immer von einem wirklichen Ereigniß, von einer gewaltigen Ueberschwemmung, welche ganze Völker vernichtete, ausrottete bis auf wenige Individuen, aber sie spricht nicht von dem nämlichen Ereigniß, sondern von ganz verschiedenen, welche vielleicht durch Jahrtausende von einander getrennt, in verschiedenen Welttheilen stattfanden.

Von zweien derselben können wir uns vollkommene Rechenschaft geben. Das Mittelmeer war vor der Diluvialzeit ein weites, wahrscheinlich reich bewohntes, reich bebautes Thal. Offenbar war dasselbe von dem Atlantischen

Meere durch einen riesigen Felsendamm getrennt, von dem wir noch die Ueberbleibsel in Gibraltar und Zeuta sehen, zwei gewaltige Felsen, deren einer auf spanischem Boden von den Engländern besetzt, der andere von den Spaniern auf marokkanischem Boden besetzt und festgehalten, eine solche Verwandtschaft mit einander und eine so gleichmäßige Bildung zeigen, daß man nicht bezweifeln kann, sie haben einmal zusammengehangen.

Im äußersten Osten, an den Pforten des Schwarzen Meeres, nimmt man ganz Aehnliches wahr, auch dort setzt sich ein Gebirge von Europa nach Asien fort, welches gerade da, wo der Bosporus seine Wogen wälzt, unterbrochen ist.

So lange diese beiden Felsendämme unerschüttert standen, mußte das Schwarze Meer, durch die vielen mächtigen Zuflüsse gehoben, eine viel größere Ausdehnung haben als gegenwärtig, es stand vielleicht um 100 Fuß höher und hatte in Folge dessen eine Ausdehnung von dem Balkan bis zum Ural, der Kaukasus lag darin wie eine gewaltige, gebirgige Insel.

Der Raum von den Dardanellen durch den ganzen Archipel bis zum Meere von Adria und bis zur anderen größeren Hälfte des Raumes, den das Mittelmeer einnimmt, lag sehr viel tiefer als sein jetziger Wasserspiegel, der Po und die kleinen Ströme, sowohl von den Alpen her als von Illyrien und Griechenland, vereinigten sich in einem Bette in der Mitte des Meeres von Adria. Diesem strömte der Nil entgegen und so mochte zwischen Kleinasien, Malta und Sicilien ein großer Süßwassersee gestanden haben.

Die größere Hälfte zwischen Italien und Spanien wurde bewässert durch die sämmtlichen von den Apenninen, von den Alpen, aus dem Herzen Frankreichs, von den Pyrenäen und dem größten Theile Spaniens sich hierher wendenden Gewässer. Dort mochte wieder vielleicht ein größerer See entstanden sein und alles Land umher an den Ufern der Seen und an den Flüssen und Bächen war cultivirbar und konnte vielen Millionen von Menschen reichliche Nahrung gewähren.

Jene Gegenden leiden sämmtlich an vulkanischen Erscheinungen der entsetzlichsten Art. Furchtbar zerstörende Erdbeben zerrütteten Spanien und Portugal, Italien und Sicilien, Kleinasien, und es gehört nur ein solches dazu, um die beiden Felsendämme am Mittelländischen und am Schwarzen Meere zu zertrümmern, so ist eine Ueberschwemmung des ganzen ungeheuren Thales die nothwendige Folge, und welche Verheerungen solch' ein furchtbares Ereigniß veranlassen mußte, läßt sich aus der Tiefe von 6000 Fuß, um welche der Boden des Mittelmeeres niedriger liegt als der Spiegel des Atlantischen Oceans, nachweisen. Zwei solche Meeresströme eilten bei diesem Niveauunterschiede mit so furchtbarer Schnelligkeit über das Thal hin, daß wohl nur den Allerwenigsten eine Rettung gelang, gewiß von denen, welche

die tiefsten Stellen bewohnten, Keinem. Das war die Sündfluth, wie sie ebenso gut heute vor unseren Augen würde vorgehen können, wenn diese beiden Felsendämme noch ständen, denn durch die Flüsse aus den verschiedenen Ländern vom Nil bis zur Rhone hat das Meer nicht ausgefüllt werden können, so gut wie der Caspi-See nicht durch die Wolga und den Ural ausgefüllt wird (der See steht 80 Fuß tiefer als die Fläche des Schwarzen Meeres), und so wenig wie das Thal des Todten Meeres hat durch den Jordan ausgefüllt werden können, seine Fläche liegt mehr als 1200 Fuß unter der des Mittelmeeres. Die Verdunstung in jenen warmen Ländern ist so groß, daß die zugeführte Wassermasse an die Luft abgegeben wird.

Ein ganz ähnliches Ereigniß muß dasjenige gewesen sein, welches den Mexicanischen Meerbusen gebildet hat, der eine noch größere Flächenausdehnung hat als das Mittelmeer. Auf der Westseite umgeben ihn hohe Gebirge, es ist die Fortsetzung der Cordilleras, es ist das Hochland von Mexico, an dessen Küsten die Wasser des Golfs schlagen. Nach Osten hin erstreckt sich von der Halbinsel Florida bis zu der gebirgigen Guyana eine Kette von gebirgigen Inseln, die großen und die kleinen Antillen. Diese bildeten sonst auf der Ostseite ein eben solches geschlossenes Festland wie Mexico auf der Westseite, nur nicht von solcher Breite.

Auch diese Inselreihe ist ebenso vulkanisch wie die früher betrachtete Gegend und ist es wohl noch mehr, auch Central-Amerika zählt nahe an einander ganz ununterbrochene Reihen von Vulkanen und es sind darunter die mächtigsten der Erde.

Stellen wir uns das große, so geschlossene Thal vor, wie es durch die Flüsse gefüllt werden kann, so werden wir ungefähr dasselbe wahrnehmen, was wir beim Mittelländischen Meere sahen. Der Missisippi und seine Zuflüsse, der Rio del Norte werden im Thale des eigentlichen Golfs von Mexico, der Magdalenen-Strom und der Orinoco, vorausgesetzt, daß eine Verbindung von Trinidad nach der Guyana stattgefunden (denn es ist wohl möglich, daß diese nicht dagewesen, sondern die Halbinsel Margarita sich an Trinidad geschlossen habe), werden im Antillenmeer einen See erzeugt haben, beide vielleicht durch Yukatan und Cuba, wenn sie Zusammenhang hatten, getrennt. Diese beiden gewaltigen Thäler, gleichfalls in der heißen Zone gelegen, konnten durch die Ströme nicht gefüllt werden, es mußte mithin ein so bedeutender Niveauunterschied zwischen diesem und dem großen Meere stattfinden, daß bei einem durch den Vulkanismus erfolgten Zerstören des Dammes die furchtbarsten Ueberströmungen nothwendig waren.

Wenn jemals eine Stelle geeignet gewesen, Menschen millionenweise zu nähren, ohne Mühe und Anstrengung, so war es diese, und wenn nun ein Durchbruch stattfand, so war die Ueberschwemmung eine so entsetzliche

und eine so weitgreifende, daß sie wohl als eine allgemeine aufgefaßt werden konnte und zwar um so mehr, als der Blick in die Ferne nicht eben groß war in jenen frühen Zeiten.

Alle Insulaner des Stillen Meeres haben sich für die einzigen Bewohner der Erde gehalten, bis sie Andere bei sich landen sahen. Die Fidji-Insulaner lachen noch heute den Europäer aus, der ihnen auf Grund einer Karte vorzulügen versucht, ihre Insel sei klein und die übrige Welt sei größer. Was Wunder, wenn die Bewohner des Mittelmeeres, wenn die Bewohner des Mexicanischen Meerbusens diese Stellen für die Welt, und sich für die einzigen Bewohner derselben ansahen; glaubten doch auch die Römer, sie beherrschten die Welt und sie beherrschten doch im Grunde nichts weiter als das jetzige Mittelmeer, denn darüber hinaus, durch Gallien bis nach Britannien, zog nur ein einziger ihrer Heerführer.

In gleicher Art würde sich im Kleinen manche Fluth von verheerender Wirkung nachweisen lassen. Als der schöne Rhein sein Bett bei Bingen noch nicht durchbrochen hatte, mußte er südwärts davon einen gewaltigen See bilden einerseits zum Schwarzwalde, andererseits über das ganze Elsaß hinaus und südlich bis zum Jura reichend, einen See, gegen welchen der Boden-See nur ein Tümpel ist.

War die Gegend von Bonn, Cöln, Düsseldorf, Wesel, Jülich u. s. w. damals schon bewohnt, so mußte der Durchbruch des Gebirges, der den Rhein befreite, eine Ueberschwemmung zur Folge haben, deren Entsetzen wir uns gar nicht groß genug denken können, so wird es denn sehr faßlich, daß man überall etwas von einer zerstörenden Fluth zu sagen weiß, ohne daß irgend etwas für die Allgemeinheit und Gleichzeitigkeit darin zu finden wäre. Aber allerdings sind in viel späteren Zeiten die verschiedenen Völker mit einander in Verbindung getreten und sie haben ihre Sagen gegen einander ausgetauscht. Da nun von solch' einer Katastrophe bis zur erneuerten Bevölkerung durch die Uebriggebliebenen immerhin viele Tausende von Jahren vergehen mußten, keiner der Erzählenden aber sagen konnte, wie viel Zeit wirklich verflossen sei seit jener furchtbaren Fluth, so war nichts einfacher, als daß ein Jeder in der Erzählung des Anderen die eigene Tradition wieder erkannte und Alle sich darüber vereinigten, daß jene vielen verschiedenen Fluthen ein und dasselbe Ereigniß bezeichneten. Natürlich wollte auch ein Jeder seinen Noah für sich haben, das war eine menschliche Schwäche, der man leicht begegnen konnte.

Gefühl für körperliche Schönheit.

Den Naturvölkern wohnt immer ein eigenes Gefühl von Schönheit bei. Daß sie sich selbst für die Schönsten halten, so lange sie noch nicht Andere gesehen haben, ist zu sehr in der menschlichen Eitelkeit begründet, als daß man sich darüber wundern könnte, sobald aber Weiße unter sie treten, tragen diese jederzeit den Sieg davon über die frühere Ansicht, vielleicht liegt in diesem angeborenen Schönheitsgefühl der Grund, warum Europäer bei einigermaßen gesittetem Betragen bei den Frauen aller Völker Glück haben. Man behauptet zwar, daß die Neger dunkle Farbe, dicke Lippen und breite Nasen sehr schön finden und daß sie den Teufel weiß malen. Daß Schwarze unter Schwarzen Jemanden, der recht schwarz ist, schöner finden als einen, der es weniger ist, dürfte wohl natürlich sein, daß sie aber, wo sie die Wahl haben zwischen Weiß und Schwarz, doch nach dem Weißen greifen, scheint darzuthun, daß auch ihnen die hellere Farbe die schönere ist.

Die Malayen drücken ihren Kindern meistentheils den Nasenknorpel ein im Acte der Geburt, das Kind hat den die Nase störenden Druck durch die Hebeamme bereits erlitten, bevor es seinen ersten Schrei gethan. Die Weiber, welche sonst diesen Dienst versehen, etwa die Mütter oder ältere Verwandte der Gebährenden, thun dieses aus eigener Machtvollkommenheit, aber wohl schwerlich aus Schönheitsgefühl, sondern aus Gewohnheitsgefühl, es ist einmal so der Brauch und der heiligt viel. Wir brauchen gar nicht bis zu den Malayen zu gehen, wir können Aehnliches jeden Tag mitten in Europa wahrnehmen. In einem winzigen deutschen Ländchen ist es Sitte, die Tuchbeinkleidung gerade am ersten Mai abzulegen, dann wird sie abgelegt, es möge kalt oder warm sein. Mancher möchte leinene Beinkleider tragen am ersten April, wenn die Tage beständig und schön sind, aber er würde noch am letzten April ausgelacht werden, wenn er es thäte. Darum thut er es nicht, aber deshalb kann man von den Leuten nicht sagen, sie trügen bei der größten Hitze Tuchbeinkleider, weil es ihnen so bequemer wäre, man kann nur sagen, daß sie sich trotz der besseren Ueberzeugung durch das Hergebrachte beherrschen lassen.

Bei manchen Naturvölkern ist das Bemalen des Körpers Sitte und je schreiender die Farben, desto schöner. Manche von den Farben haben nur symbolische Bedeutung, so gilt unter den Nordamerikanern roth für die Farbe des Krieges; gelb bei den Chinesen für die Farbe der Trauer, blau ist die Farbe der Trauer bei den Türken, die Australier dagegen bemalen sich zur Trauer mit weiß, welche Farbe wieder bei den mehrsten Völkern

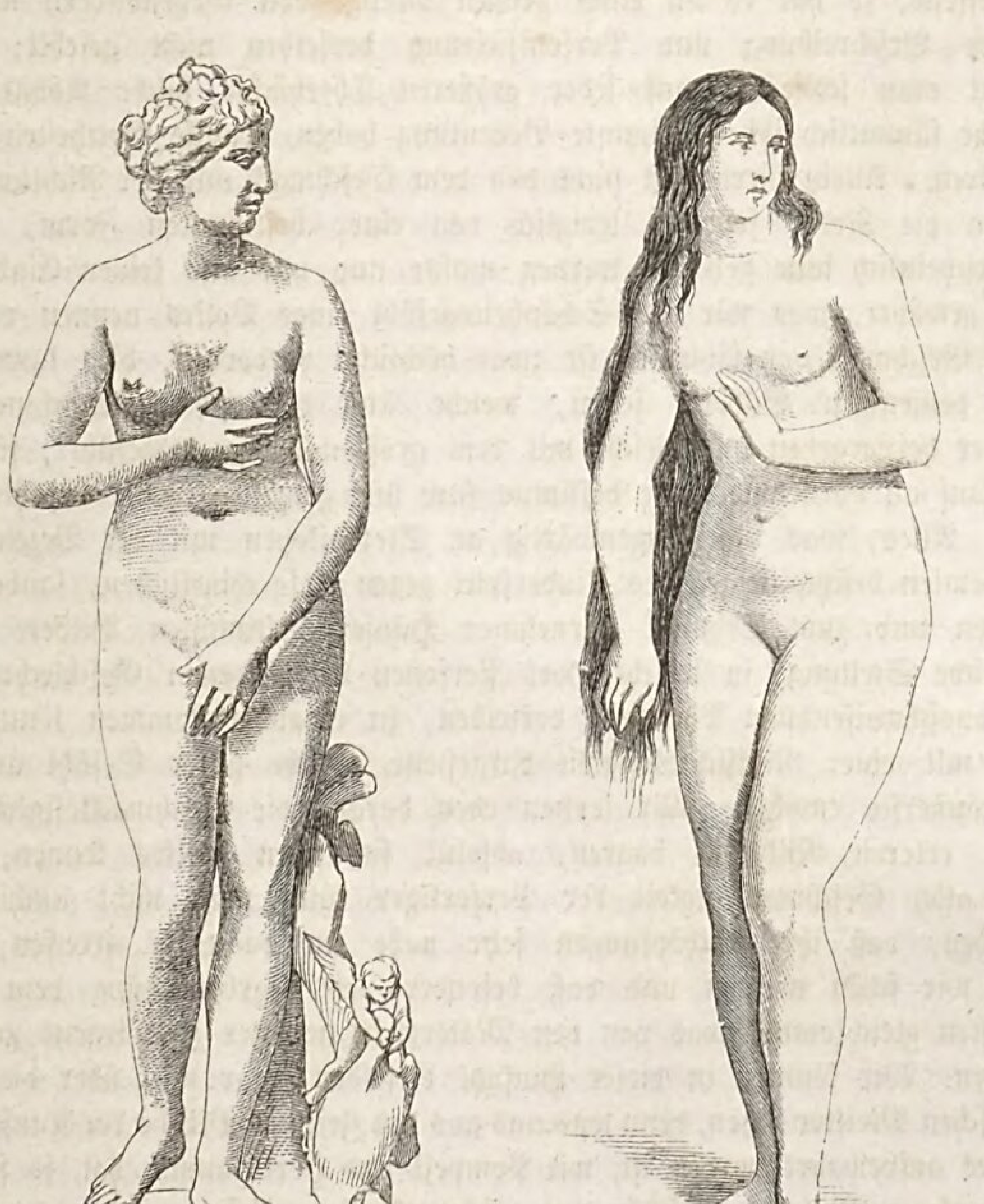
ein Symbol des Friedens ist, und bei den Feuerländern ist weiß wiederum die Farbe des Krieges. Bei den Malayen gilt gelb für die schönste Farbe und sie ist die Farbe der Freude, darum bemalen sich die Malayen mit Curcuma so stark gelb, daß man ihre eigentliche Farbe gar nicht erkennt. Aber nicht, weil man dies für schön hält, sondern weil es Mode ist, gerade wie unsere Damen gegenwärtig die allem Anstandsgefühl Hohn sprechenden, alle Schönheit vernichtenden Reifröcke tragen, nicht, weil sie unschön oder unanständig sein wollen, sondern weil sie der Mode huldigen wollen.

Man erzählt, daß die mehrsten Völker der Südsee, welche Betel kauen, sich die Zähne schwarz färben, da sie diese Farbe für die Zähne schöner finden als die weiße, die Sache aber hat einen ganz anderen Grund. Das Betelkauen färbt die Zähne abscheulich gelb, damit man dieses nicht sehe, werden die Zähne mit einem Pflanzendecoct schwarz gefärbt, was jedenfalls viel schöner ist als das ekelhafte Braun, welches die Zähne des Tabackkauers zeigen. Betel aber muß genommen werden, und da man mit dem Betelkauen nicht weiße Zähne verbinden kann, so erklärt man die schwarzgefärbten für die schöneren.

Wir sagten, Betel muß gekaut werden! man kann das nicht lassen, wie man bei uns das Rauchen nicht lassen könnte oder das noch viel abscheulichere Tabackkauen. Es gehört nämlich zur Höflichkeit, deren Gesetze der Malaye niemals überschreitet, Betel zu kauen. Der Athem des Mundes gilt für etwas Unreines, darum spricht der Niedriggeborene mit dem Höheren nie anders als aus der Entfernung und mit vor den Mund gehaltener Hand. Der Gleichberechtigte thut dies zwar nicht, aber er verbessert seinen Athem durch das Betelkauen, dieses giebt demselben, da das Betelblatt etwas sehr Aromatisches hat, einen eigenthümlichen und wirklich angenehmen Geruch, und nicht Betel zu kauen, gilt für unanständig, weil eben diese Verbesserung des Athems nicht stattfindet. So erklärt sich eines aus dem anderen, aus der Höflichkeit das Betelkauen und aus dem Betelkauen das Schwarzfärben der Zähne, und die Gewohnheit ist so mächtig, daß Leute niederen Standes weiße Zähne wirklich unschön finden und daher von den Europäern sagen, sie hätten Zähne wie die Hunde. Solchen Leuten kommt auch unsere Hautfarbe nicht schön vor und trotz dessen heirathen die Malayen, wenn es irgend möglich ist, weiße Frauen, und wären sie auch weit unter ihrem Stande. Daß die Weißen auf jenen Inseln meistens malayische Concubinen haben, rührt auch nicht daher, daß sie dieselben für schöner halten, sondern daher, daß weiße Mädchen sich dazu nicht hergeben.

Die Göttergestalten kann man mit ziemlichem Recht als die Ideale dessen betrachten, was die Völker für schön halten. Wir können an den Malereien der großen Meister in Italien zurückgehen, zu den Griechen vor

unserer Zeitrechnung, zu den Aegyptern, zu den Indiern, überall wo die Cultur weit genug vorgeschritten ist, wirkliche Kunst zu erwecken, findet man schöne Göttergestalten. Unsere Zeichnung giebt die berühmte Venus von Medicis, die danebenstehende Figur ist das getreue Abbild einer Georgierin



aus dem Serail eines Pascha. Wir sehen, daß unsere Begriffe von Schönheit noch dieselben sind, wie die der griechischen Künstler aus den Zeiten Alexander's des Großen. Nur zwei Ausnahmen sind dem Verfasser bekannt (von civilisirten Nationen), welche unschöne Göttergestalten haben, das sind die Chinesen und die Mexicaner.

Letztere betreffend, so haben uns berühmte Reisende, wie Humboldt und Andere, das Schätzbarste geliefert, was man über diesen Gegenstand auffinden konnte, und Squier sowohl als andere Geistesverwandte das Neueste, was in dieser Hinsicht aufgefunden worden ist. Die Chinesen betreffend, so hat es an einer großen Menge von Götzenbildern mit genauer Beschreibung und Personificirung derselben nicht gefehlt, theils findet man schließlich auf jeder größeren Theebüchse solche Abbildungen, welche sämmtlich ihre bestimmte Bedeutung haben, gewisse Gottheiten personificiren. Allein hierbei ist nicht von dem Geschmack und der Richtung derselben die Rede, sondern lediglich von einer bestimmten Form, welche wahrscheinlich inne gehalten werden mußte und uns also keinen Einblick in das gewährt, was wir das Schönheitsgefühl eines Volkes nennen dürften. Der Geschmack von Chinesen ist zwar höchlichst verdorben, dies kann man aus denjenigen Bildern sehen, welche aus der Phantasie chinesischer Maler hervorgehen und welche mit dem größten Fleiß ausgeführt, für den Verkauf an vornehme Leute bestimmt sind und gewaltig theuer bezahlt werden. Alles, was man gegenwärtig an Stereoskopen mit der Bezeichnung Akademien besitzt, ist wahres Kinderspiel gegen diese chinesischen, sauber gemalten und zum Schmuck vornehmer Häuser bestimmten Bilder. Jede mögliche Stellung, in welche zwei Personen verschiedenen Geschlechts, bei der ausschweifendsten Phantasie derselben, zu einander kommen können, ist hier mit einer Rücksichtslosigkeit dargestellt, welche unser Gefühl auf das Alleräußerste empört. Wir lernen eben daraus die Geschmacklosigkeit des, jeder edleren Richtung baaren, absolut sinnlichen Volkes kennen, aber trotz aller Geschmacklosigkeit der Verfertiger kann man nicht umhin, zu gestehen, daß ihre Schöpfungen sehr nahe an dasjenige streifen, was auch wir schön nennen und daß besonders die Farbengebung dem Blühendsten gleichkommt, was von den Malern in neuester Zeit irgend geleistet worden. Wir könnten in dieser Hinsicht dieselben sogar weit über die alten römischen Meister setzen, denn was uns aus der Zeit der Blüthe der Kunst jenes Volkes aufbewahrt worden ist, wie Pompeji und Herculanum, hat, so sehr es von unseren Malern als schön und geschmackvoll gepriesen wird, doch nur die schöne Form und keineswegs die schöne Farbe für sich, und wenn Schinkel sich bewogen fühlte, in der Angabe zu den Wandgemälden und Deckgemälden im Concertsaale des Schauspielhauses diese nämlichen Farben mit einer beinahe sklavischen Treue festzuhalten, so kann man darüber nur sagen, daß er auf die Autorität eines längst verflossenen Jahrtausends seinen eigenen besseren Geschmack verleugnet habe, denn die Gestalten sehen nicht aus wie nackte Menschen, sondern wie solche, denen man noch ein Kleidungsstück mehr, nämlich ihre eigene Haut, ausgezogen hat.

Auch bei den Wandgemälden, die man in aufgegrabenen Ruinen mexicanischer Städte gefunden hat, findet man Darstellungen, welche nicht der Göttersphäre angehören und bei denen von unschönen Formen in der That nicht gesprochen werden kann.

Man erzählt, daß eine junge Australierin, von einem Weißen verführt, ein Kind bekommen habe, dessen helle Farbe ihr Schönheitsgefühl beleidigte, weshalb sie dasselbe mit Fett eingerieben und beräuchert habe, um es dunkler aussehend zu machen. Ich glaube, daß es hier vielmehr das beleidigte Sittlichkeitsgefühl als das Schönheitsgefühl gewesen ist, welches diese Handlung hervorgebracht hat. Das hellfarbene Kind zeigt allen Gespielinnen und Freundinnen auf den ersten Blick eine Verirrung, einen Fehltritt an, die Neigung zu einem Manne ihres Stammes wird nicht als ein solcher betrachtet, das hellfarbige Kind aber lehrt, daß ihre Neigung nicht auf einen Mann ihres Stammes gefallen und das ist es, was sie für eine Schande hält.

Am nächsten mit dem Schönheitsgefühl fallen zusammen die Formen der Begrüßung, und bei diesen kann man allerdings manches Sonderbare nicht in Abrede stellen. Freunde schütteln sich bei uns die Hände, Chinesen, die einander begegnen, verbergen dagegen die Hände vor einander, es sieht aus, als ob sie glaubten, es sei nicht schön, Hände zu haben, als ob sie glaubten, man müsse dieselben dadurch verleugnen, daß man sie in den weiten Rockärmeln verbirgt, und wir hätten sehr Unrecht, wenn wir sagen wollten, das sei geschmacklos. Das Aeußerste, was man zugestehen kann, ist, daß es nicht nach unserem Geschmack sei.

Wenn zwei Neu-Seeländer einander begegnen, vorausgesetzt, daß es Freunde sind, und daß sie einander Wohlwollen zu erweisen beabsichtigen, so ergreifen sie sich gegenseitig bei den Händen, schütteln dieselben, neigen die Gesichter und reiben die Nasen recht kräftig an einander. Man lacht darüber, curiose Leute! was aber ist denn curios, daß die Neu-Seeländer sich die Nasen reiben, oder daß wir uns die Lippen reiben. Gewiß ist der Kuß von schönem Munde etwas Reizvolles und Werthvolles, aber der Kuß, den zwei Männer geben, hat weder besonderen Werth noch Reiz und doch gilt diese Begrüßungsart als ein Beweis von vorzugsweiser, großer Gunst der sich Begrüßenden, denn nur bei recht werthvollen Freunden übt man diese sehr sonderbare Mode.

Es giebt Völker, welche es für unanständig halten, das Haupt zu entblößen, wenn man sich begrüßt. Die Malayen gehören besonders dazu, sie bedecken das Haupt in dem nämlichen Falle, in welchem wir den Hut abnehmen. Die Israeliten wollen ohne Zweifel mit Jehovah nicht unhöflich umgehen, wenn sie den Hut aufsetzen in der Synagoge oder im Tempel,

dagegen entblößen sie die Füße, und wenn es nicht im strengsten Sinne des Wortes geschieht, so ist dies nur auf das Klima zu schieben, welches Strümpfe in den Schuhen fordert, während man sich sonst mit den Schuhen ohne Strümpfe begnügte. Wir Europäer begrüßen durch Hutschwenken. Es ist dabei keineswegs die Entblößung des Hauptes das Wesentliche, man muß den Hut um so tiefer schwenken, je höher Derjenige steht, den man begrüßen will, und es steckt, durch allmälige Uebung hervorgebracht, ein solcher Tact in den Leuten, daß sie die Schwenkung des Hutes nicht um einen Zoll weiter ausdehnen, als sie glauben, daß es nöthig sei. So frägt sich's denn gar nicht, welche Sitte die schönere, die anmuthigere sei, sondern nur was Sitte sei, und es fehlt uns an aller Berechtigung, zu behaupten, daß wir darin mehr Geschmack als andere Leute hätten, und wir sind gar nicht besser daran, als die allernatürlichsten Naturvölker.

Man sagt diesen mit einem gewissen Anschein von Recht nach, daß sie sehr unreinlich wären. Ihre Haut glänzt von Fett und Schweiß, sie wird wieder matt von Staub, von Ruß und Farbe. Niemand hat weniger Neigung, dies zu vertheidigen als der Verfasser, aber zur Ehre der Wahrheit muß gesagt werden, daß einerseits eine Art von Nothwendigkeit dazu drängt, andererseits die Sache nicht halb so schlimm ist, als wir Europäer sie zu machen pflegen, drittens endlich wir Europäer nicht im Mindesten besser daran sind als die Wildesten unter den Wilden. Der Verfasser hat verschiedene Personen gekannt, welche nicht wußten, daß man sich etwas Anderes waschen könne als das Gesicht und die Hände, er hat andere gekannt, welche bei dem Gedanken die Genitalien zu waschen in frommer Scheu ausriefen: „o pfui!" nämlich wer wird das thun, wer wird so Schändliches verüben? Wer wird dahin fassen? — Es ist also die reine Frömmigkeit, wegen deren man sich nicht wäscht, es ist unschicklich vor sich selbst.

Was den äußerlichen, mitunter dick genug aufsitzenden Schmutz der Wilden in den Tropenländern betrifft, so rührt derselbe von klimatischen Verhältnissen her und ist eine Art Nothwendigkeit. Das Einfetten und Einölen muß jeden Tag von Neuem geschehen, wenn die Haut geschmeidig bleiben soll, im anderen Falle erhält sie Risse und Sprünge. Es wird aber wohl nicht leicht vorkommen, daß ein sogenannter Wilder sich nicht jeden Morgen und jeden Abend badete, wobei die Jahreszeit keinen Unterschied macht, indem innerhalb der Tropen und in der Nähe derselben die Sommer- und Wintertemperaturen nicht bedeutend von einander abweichen. Nach dem Entfernen des Schmutzes wird allerdings sofort von Neuem eine Einfettung vorgenommen, aber dieses Fett ist eben kein Schmutz, sondern wird es erst im Laufe des Tages durch den Staub, worauf es denn auch wieder fortgenommen wird; für die Nacht ist die Einfettung aus anderen Gründen noth-

wendig. Insecten aller Art umschwärmen das Lager des Bewohners der heißen Zone und diese sind nur durch Einsalben des Körpers von demselben abzuhalten, es ist daher im ganzen Orient, von Europa an rund um die Erde bis wieder zu uns zurück, ein allgemeiner und ein durch die Nothwendigkeit gebotener Gebrauch.

Was in den Tropenländern die Hitze thut, bewerkstelligt in den Polarländern die Kälte, sie verursacht eine höchst empfindliche Sprödigkeit der Haut, welcher man durch Einsalben begegnet.

Viel schlimmer steht es bei uns, wo keine Nothwendigkeit eine solche Unreinlichkeit gebietet. Diejenigen Personen, welche Handwerke betreiben, bei denen sie sich mit Oel und metalligen oder sonstigen Abfällen verunreinigen, lassen den Schmutz ganz unbedenklich während der ganzen Woche auf ihrem Körper sitzen und waschen sich erst am Sonntage. Dies ist wirkliche, abscheuliche Unreinlichkeit, die gar keine Entschuldigung findet, nicht einmal im Kostenpunkte, denn abgesehen davon, daß der Arbeiter in den Maschinenbau-Anstalten eine Bezahlung bekommt, welche die der sämmtlichen Subaltern-Beamten der mehrsten Staaten weit übertrifft, und abgesehen davon, daß ein solches tägliches Bad kaum den dreißigsten, in der Regel nicht den hundertsten Theil des täglichen Erwerbes in Anspruch nimmt, ist auch selbst die Verausgabung dieser geringfügigen Summe nicht nöthig, indem ein solcher Mann sich sehr wohl in seiner Schlafkammer waschen kann.

Und wie sehen die Frauen und Kinder aus den unteren Ständen an den Wochentagen und selbst an den Festtagen aus? Wahrlich die Unreinlichkeit ist kein Prärogativ der Wilden und viele dieser zeigen sogar eine Neigung zur Reinlichkeit, um welche die vornehmste Dame sie beneiden möchte, wie die Tonga-Insulaner und viele andere. Sonderbar genug ist bei alle dem die Neigung der mehrsten Frauen, das Ungeziefer von den Köpfen ihrer Angehörigen abzusuchen, worin die Fidjis und die Aleuten einen bewundernswürdig ähnlichen Geschmack mit den Spanierinnen und den Italienerinnen haben. Es stehen daher in sehr vieler Hinsicht die Bewohner des südlichen Europa dem Naturzustande der uncultivirten Völker äußerst nahe und es ist höchst übermüthig von eben diesen Europäern, sich für gar so hoch gestellt, sich für so überlegen zu halten den anderen gegenüber, die man als Wilde bezeichnet.

Hier bei uns, im südlichen Theil von Europa, von wo für uns alle Cultur ausgegangen ist, wo man in den mehrsten Städten noch Prachtbauten, überall noch Ruinen großer Kunstwerke und überall noch erträglich bequeme Wohnungen findet, hier wohnt doch das niedere Volk und der Landmann in einer Weise, welche in der That der ehemaligen Cultur dieser Länder nicht entspricht. Die Wohnungen des Hirten sind Höhlen in den

Felsen oder Bäumen, die Wohnungen des Landmannes haben wenig voraus es sind etwa nicht unter, sondern über der Erde angelegte Höhlen, Aufhäufungen von Steinen mit Erde verbunden, man könnte sie cyclopische Bauten nennen im verjüngten Maßstabe, unbehauene Steine, so gut wie sich's thun lassen will, über einander gelegt und durch übergeschüttete Erde verbunden. Die Bewohner der Städte haben gleichfalls solche Höhlen, nur befinden sie sich in Ruinen alter Paläste oder verfallener Gebäude, sind aber sonst luft- und lichtlos, wie die des Hirten oder des Waldbewohners, welcher gleich dem Räuber, mit dem er auf das Nächste verwandt ist, nichts weiter, wie ein Lager für die Nacht begehrt.

Wie viel schöner, anmuthiger, gesunder, dem Körper zuträglicher sind dagegen die Holzhäuser dieser Tropenbewohner, die Leder- oder Filzzelte der asiatischen Nomaden, die hölzernen, mit Erde oder mit Schnee bedeckten Häuser der Lappländer, der Eskimos und anderer. Auch die Kochkunst ist bei den wilden Völkerschaften viel weiter ausgebildet, als bei den Italienern, Griechen und Spaniern und diese Kunst ist doch gerade diejenige, welche man vorzugsweise zu den Künsten der Civilisation zu rechnen pflegt, wenigstens läßt sich aus dem Gesagten beweisen, daß ein eigentlicher Abschnitt, daß ein wirklicher, gründlicher Unterschied zwischen civilisirten und sogenannten Wilden sich nicht machen lasse und daß die Zustände dergestalt mannigfaltig in einander übergehen, daß man an keinem Punkte sagen kann, hier fängt die Civilisation an, hier hört der Naturzustand auf. Selbst in dem hoch civilisirten Frankreich und in Irland hat der Verfasser halb unterirdische, und dann aus Torfstücken aufgeschichtete Wohnungen gesehen, welche den mehrsten wilden Völkerschaften unheimlich und unzugänglich vorkommen würden. Menschen und Thiere (Hunde und Schweine u. s. w.) waren in demselben Raum vereinigt, Kühe und Schafe dienten den Menschen als Kopfpolster, über dem Feuer hing an einer Kette ein Kessel von Eisen, in welchem das täglich wiederkehrende Gericht gekocht wurde, daneben stand ein großer, ausgehöhlter Klotz, ein Trog, in welchen hinein der Inhalt des Kessels umgestülpt wurde, wenn das Gericht fertig war. An diesem Trog wurde die Mahlzeit eingenommen und der Rest wurde, um der Reinlichkeit willen, von Katze und Hund ausgeleckt. Niemand hat gewagt, dergleichen selbst von den Papuas auf Borneo oder Celebes zu erzählen. Sogar Stephens (ein Nordamerikaner) beschreibt in seiner Reise durch Griechenland, die Türkei und Rußland, den Zustand der russischen Bauern mit dem der Neger in der türkischen Armee verglichen, solchergestalt zum Nachtheil der ersteren, daß man wirklich den Gedanken an das geistige Uebergewicht der kaukasischen Race ganz und gar aufgeben muß, und Stephens gehört, wie bemerkt, einer Nation an, deren Hochmuth so groß ist, daß sie den Neger eigentlich gar

nicht als Menschen gelten läßt, sondern ihn, wenn auch vielleicht nicht in Gedanken, so doch in der That unter das Vieh zählt und den Neger nur um so viel höher schätzt als eine Kuh, als er theurer im Preise steht wie diese.

Verwilderung der Europäer unter gewissen Verhältnissen.

Wenn Niemand wagen wird, den Naturvölkern die Civilisationsfähigkeit abzusprechen, so wird man umgekehrt gezwungen, zuzugestehen, daß europäische Colonien in fremden Welttheilen sehr bald verwildern, in den Zustand der Naturvölker zurückgehen würden, wenn sie nicht fortwährend Nachschub aus dem Vaterlande bekämen, oder wenigstens mit demselben in Verbindung blieben. Wo eine völlige Isolirung eintritt, da kommt auch bald eine Verwilderung unter ihnen vor. Man hat in Neu-Holland Menschen eingefangen, welche sich in nichts als der helleren Hautfarbe von den Eingeborenen unterschieden und welche sich später als vor 20 oder 30 Jahren entlaufene Verbrecher auswiesen. Sie hatten ihre Sprache bis auf wenige Worte vergessen, konnten sich nur mit einiger Mühe des eigenen Namens erinnern und sie hatten die Civilisation nicht zu den Naturvölkern gebracht, sondern sie hatten deren abschreckenden Zustand der Rohheit angenommen. In ganz neuester Zeit hat man auf den Fidji-Inseln Matrosen gefunden, die einem gescheiterten Schiffe angehörten. Sie waren in Tracht und Benehmen, in Sitten und Sprache, in Führung der Waffen gleich den übrigen Wilden, sie hatten Menschenfleisch essen lernen mit gleicher Lust und Vorliebe zur Sache, wie ihre lieblichen Vorbilder.

Die spanische und portugiesische Race scheint besonders glücklich in dieser Verwilderung. Längs des La Plata-Stromes und mitten durch das große und überaus fruchtbare Tiefland, welches das Meer von dem Gebirge der Andes trennt, sind viele kleine Dörfer und Städte beinahe oder wirklich ganz von Portugiesen bewohnt. Man sieht aber bei ihnen nicht die allergeringste Spur von Ackerbau oder Industrie, außerhalb der Dörfer findet sich kein Stückchen Landes bebaut, die Leute leben beinahe nur von frischem und getrocknetem Fleisch und von Paraguay-Thee, haben eine Faulheit, welche alle Begriffe überschreitet, schlafen jeden Tag wenigstens 20 Stunden und machen während der übrigen Zeit sich eine Unterhaltung mit dem Absuchen des Ungeziefers, welches sie als Delicatesse verspeisen, auch wohl Anderen als Delicatesse zum Kaufe anbieten, eine Höhe, bis zu welcher sich selbst die Eskimos nicht aufgeschwungen haben. In ganz gleicher Weise leben die Abkömmlinge der Spanier in der Argentinischen Republik, sie sind ganz

unvermischten Blutes, die Mädchen, welche aus Faulheit ihre dunkle Hütten nicht verlassen, sind nicht einmal bräunlich, sondern rosig von Farbe, aber selbst die Abkömmlinge vornehmer Spanier führen ein unbeschreiblich elendes Leben und haben die mitgebrachte Civilisation so vollständig aufgegeben, daß die Eingeborenen ein bei Weitem besseres und bequemeres Dasein haben. Sobald kirchliche Festlichkeiten eintreten, erwachen sie aus ihrem trägen Schlummer, wandern nach der vielleicht entfernten Kirche, hören ein Hochamt, lassen sich ihre Sünden vergeben und nunmehr schwelgen sie in allen Abscheulichkeiten, deren Menschen nur irgend fähig sind, nicht blos essen und übermäßig trinken und spielen, sondern auch andere Genüsse werden aufgesucht und bis zur Uebersättigung durchgekostet, wobei dann immer furchtbare blutige Raufereien den Feiertag beschließen, beinahe Jeder eine Wunde davon trägt, viele Leichen auch auf dem Platze zurückbleiben, um die sich dann Niemand bekümmert, bis sie den Einwohnern des Ortes lästig werden und man sie da einscharrt, wo sie gefallen sind.

Auch auf der Seite des großen Oceans findet man unter den dortigen eingebornen Spaniern ganz dasselbe. Die Rohheit der Creolen ist fast unbegreiflich und übersteigt alle Beschreibung. Auch hier sticht der Eingeborene sehr vortheilhaft gegen den Eingewanderten ab. Ihre Ackergeräthschaften sind noch immer so, wie sie zur Zeit der Römer waren. Der Pflug des Bauern in der Nähe der Weltstadt Rom ist der nämliche, welchen Virgil in der Georgica beschreibt, und dieser römische Pflug ist nach Spanien gewandert und hat sich dort in 2000 Jahren nicht im Mindesten verändert, und derselbe Pflug ist nach Neu-Spanien mitgenommen worden und hat dort auch noch das nämliche Gefüge, wie er es hier hat. Weit übertroffen wird der dort geborene Spanier durch den einheimischen Amerikaner. Die Araucos haben einen geregelten Ackerbau, eine ordentliche Viehwirthschaft, eine mannigfaltig ausgebildete Industrie, von all' diesem haben die Chilenos nichts. Auch übertreffen die Araucos die Abkömmmlinge der Spanier in der Reinlichkeit, sowohl ihrer Häuser als ihrer Person, welche letztere sich täglich mehrmals baden, indem die Chilenos eine so schmutzige Wirthschaft führen und so elende Hütten haben, daß sie mit denen der Südsee-Insulaner gar nicht verglichen werden können, Nachrichten, in welchen Stevenson, Poeppig und Dumont d'Urville mit einander übereinstimmen.

Die portugiesischen Bauern in Brasilien haben einen unvernünftigen Hochmuth, verachten alle Arbeit als unehrenhaft und sind zugleich so scheu vor dieser Verunehrung, daß sie Kälte und Nässe und Hunger mit stoischem Gleichmuth ertragen, weder für Wohnung noch Kleidung sorgen und daher auch keine Spur von Wohlstand haben. Ihre religiösen Vorstellungen beschränken sich, genau genommen, auf die Kunde, auf die Ueberlieferung, daß

sie Christen sind, daß es einen Gott und eine Mutter Gottes giebt, demnächst aber noch böse Geister und Gespenster, vor denen sie sich fürchten und darum bei Abend nicht ausgehen, es sei denn, daß sie sich durch Amulette geschützt wissen.

In diesen Leuten scheint eine Art Fond zu liegen, ein nicht ganz schlechter Grund; sie sind ziemlich friedlich, sehr gastfreundlich, zeigen auch Mitleid bei der Noth Anderer, der sie abhelfen würden, wenn sie nicht aufstehen müßten, sonst aber sind sie so indolent und verschwenderisch und vermögen wohl aus ihrer Apathie herauszugehen, wenn die Sinnlichkeit, wenn der Reiz eines Weibes oder des Spieles sie weckt, sonst haben sie die frühere Civilisation so vollständig abgelegt, daß sie die Kenntniß des Geldes und den Gebrauch des Salzes vergessen haben. Trunk und Ausschweifungen entnerven sie schon in früher Jugend und von Heirathen ist so wenig die Rede, daß ein Ehemann unter ihnen zum Gegenstande des Spottes wird, das Concubinat ist ganz allgemein eingeführt.

Wenn es möglich wäre, so würde man den Zustand der Spanier, der Portugiesen in den Goldländern in Brasilien noch schlimmer nennen müssen, ihre Armuth ist entsetzlich, ihre Faulheit musterhaft, aber sie vermögen die letztere zu überwinden, um Gold zu graben oder zu waschen. Haben sie des Goldes so viel gewonnen, daß sie glauben, eine Zeit lang schlemmen, prassen und spielen zu können, so wird die Arbeit alsbald beseitigt, die nächste Mission wird das Ziel einer Reise, denn dort findet man ein Wirthshaus, dort findet man feile Weiber und Spieler. Dabei betrügen sie theils mittelst verfälschter Würfel und Karten, theils mittelst des Einsatzes des Goldes, welches in Barren mit Blei ausgegossen ist, oder welches als Waschgold mit gekörntem Messing versetzt wird.

Das Tiefland von Brasilien könnte wasserarm genannt werden, wenn es nicht so viele der mächtigsten und wasserreichsten Ströme aufzuweisen hätte, aber allerdings darf man sich von diesen und ihren Zuflüssen nicht entfernen, denn das Brunnengraben ist eine unbekannte Sache. Obschon überall in der Tiefe von höchstens zwei Klafter Wasser gefunden wird, gräbt doch kein Besitzer einer Hacienda, einer Poststation, einen Brunnen, er treibt sein Vieh eine viertel, eine halbe Meile weit nach dem Flusse, er holt sein Wasser für den täglichen Bedarf eben daher und macht sich unendliche Mühe, um einer kleinen auszuweichen. Quer durch das Land führt eine Straße, welche Buenos-Ayres mit San-Jago verbindet. Hunderte von Strömen müssen dabei passirt werden, aber keine einzige Brücke ist darüber gebaut, man hat die Stellen aufgesucht, an welchen man durch die Flüsse waten kann und zur Zeit der Hochwasser, wo dies unmöglich wäre, unterläßt man das Reisen überhaupt, es sei denn, daß sich bei einer Poststation ein Kahn

fände, der dann auch nur ein solcher wäre, wie die Eingeborenen ihn vor 300 Jahren machten. Da man aber keine Gewißheit hat, daß man auf der nächsten Station gleichfalls mit eine Kahne versehen werden wird, so ist man doch immer auf das Nichtreisen zurückgewiesen. In diesem Lande und unter den Abkömmlingen einer einst mächtigen, hochgebildeten und durch ihre Reisen berühmten Nation leben Eingeborene, welche einen blühenden Garten- und Ackerbau haben und welche die einzigen sind, deren Reichthum an Lebensmitteln die Creolen vor dem Hungertode schützt.

Man hat ganz dieselben Erscheinungen auf der Westküste von Afrika wieder vorgefunden. Seit dem 16ten Jahrhundert sind Portugiesen zahlreich dort angesiedelt, sie haben sich mit den Negern vielfach vermischt, so daß man in den Colonien eine zahlreiche farbige Bevölkerung sieht, aber auch reines Blut ist noch zu finden, theils daß sich einzelne Familien nicht mit den Negern gekreuzt haben, theils daß alle Jahre einiger Nachschub aus dem Mutterlande kommt, und doch ist es Staunen erregend, den Zustand von Verkommenheit zu sehen, in welchem sich diese Mitglieder der einst so hoch gebildeten Nation befinden, sie streben nur nach Gewinn von Gold und es ist ihnen gleich, auf welche Weise es geschieht, wenn es nur so wenig als möglich Anstrengung kostet, deshalb wird von ihnen noch immer der Sklavenhandel mit solcher Vorliebe betrieben und er wird nicht ausgerottet werden, bevor nicht diese Niederlassungen zerstört sind.

Spanier und Portugiesen haben sich von jeher beeifert, zu beweisen, daß sie unfähig sind, Colonien anzulegen. Beim Ursprunge derselben wird alles Lebende in der Nähe vertilgt, um der weißen Race den Boden zu sichern, dann überläßt man das Uebrige dem Glück und dem Zufall und dann versinkt nach und nach die Colonie in der Art, wie wir es hier gesehen haben.

Man muß indessen nicht glauben, daß nur diese beiden romanischen Nationen in solcher Weise versinken. Die Holländer auf den Banda-Inseln können das auch, selbst ihr Christenthum ist jammervoll versunken. Der Dominus, der Geistliche, welcher einen Gehalt von 5000 fl. bezieht (ich spreche von der Stadt Neïra auf der Banda-Insel gleichen Namens), tauft zwar die Geborenen, bekümmert sich dann aber so wenig weiter um sie, daß die Allermehrsten nicht confirmirt sind. Wenn sie denn nun gar keinen Religionsunterricht haben, so sind sie nicht nur überaus abergläubig, sondern durchaus auch nicht gewissenhaft in der Befriedigung ihre Wünsche. Es fehlen zwar auf den Banda-Inseln alle öffentlichen Vergnügungsörter, Tanz-, Gast- oder Spielhäuser, aber man weiß sich alles Erforderliche in den Familien selbst zu verschaffen. Die Geburtstage bilden eine nie abreißende Reihe von Gelegenheiten zu Festivitäten, dazu kommen die Kindtaufs-,

Verlobungs- und Hochzeitstage und die Begräbnisse, welche alle benutzt werden, um übermäßig zu essen und zu trinken, Liebschaften anzuknüpfen, gleich zum Aeußersten zu schreiten und den Abend mit Hazardspielen zu beschließen. Bei allen diesen Festlichkeiten versammelt sich Hoch und Gering, um an den ausschweifendsten Freuden Theil zu nehmen, wozu die vielen Sklavinnen aus Mischlingsblut die reichlichste Gelegenheit bieten, und die Frauen der Liplap's, welche geborene Holländer sind, nehmen es sich gar nicht übel, ihre Männer mit gleicher Münze zu bezahlen, gewöhnlich wird sogar eine derjenigen Sklavinnen, welche der Herr Gemahl sich zugelegt hat, zur Vertrauten der Frau vom Hause, richtet ihre Aufmerksamkeit auf einen wohlgewachsenen jungen Malayen oder nöthigenfalls auch auf einen wohlgewachsenen Mischling, der dann sofort in's Haus genommen wird, um allem Auffälligen auszuweichen — aber freilich so weit herunter, wie die Spanier und Portugiesen, sind die Holländer noch lange nicht gekommen, wenn sie schon seit zwei und mehr Jahrhunderten in den heißen Ländern wohnen. Ob aber überhaupt die weiße Race die Mission habe, den Erdball mit civilisirten Menschen zu bepflanzen, muß immerhin als sehr problematisch angesehen werden, und daß es nicht wahr sei, wenn man behauptet, die Anfänge der Civilisation müßten überall von den Weißen ausgehen, dies sieht man so gut an den Indiern und Chinesen wie an den Mexicanern, und schließlich selbst an den Insulanern des Freundschafts-Archipels, welche offenbar ohne fremde Unterweisung sich zu ihrem jetzigen, durchaus nicht niedrigen Standpunkte emporgearbeitet haben.

So nimmt man denn leider überall wahr, daß Europäer, wenn sie in fremden Welttheilen Colonien bildend sich selbst überlassen bleiben, vollständig in dasjenige zurückgehen, was wir als den Naturzustand der Menschen überhaupt bezeichnen zu müssen glauben, sie verwildern, sie kommen herunter, die folgenden Generationen verlernen zum Theil die Sprache, verlernen nach und nach die Gesittung ganz und gar, und es geschieht dieses selbst den Deutschen, wiewohl sie immer noch am längsten aushalten, da sie wenigstens lesen und schreiben können und sich einigermaßen geistig zu beschäftigen wissen, selbst wenn sie den niedrigsten Ständen angehören, was von den anderen Nationen durchaus nicht gesagt werden kann, wo man nur lesen und schreiben können darf, um zu dem Titel eines Gelehrten berechtigt zu sein.

Schrecklich ist das allmälige Versinken in die krasseste Immoralität, so daß allmälig die Begriffe sich verwirren. Die holländischen Bauern in der Gegend des Vorgebirges der Guten Hoffnung sehen die Kaffern und die sonstigen schwarzen Nachbarn viel mehr als Thiere denn als Menschen an, es macht ihnen durchaus keine Gewissensbisse, einen Kaffern oder Busch-

mann niederzuschießen. Derselbe ist ihnen nichts weiter als ein Thier und zwar ein schädliches Thier, davon man sich sobald als möglich befreien muß. Die Boers veranstalten Raubzüge gegen die schwarzen Nachbarn und sehen darin theils eine Vergnügung, theils etwas dem Aehnliches, was man in Polen oder Rußland eine Wolfsjagd nennt, eben diese Boers halten es aber für höchst schändlich und unmoralisch, wenn die Kaffern oder Buschmänner sie mit gleicher Münze bezahlen, während sie ganz gewiß die größte Berechtigung haben, eben diese Weißen als Wölfe zu betrachten, denn sie sind in ihr Land eingefallen wie Räuber und haben gegen die friedlichen Einwohner gewüthet wie Räuber und Mörder und Mordbrenner.

Die Buschmänner und Kaffern und Hottentotten haben dieselben Ansichten gegen Weiße, wie diese gegen sie, sie haben auch keine Begriffe von gut und böse, es sei denn, daß gut ist, was sie thun, und böse, was ihnen angethan wird, aber das ist eben ein Beweis für die Verwilderung, daß Europäer wirklich so werden wie Wilde, und denken und fühlen lernen wie sie, es ist ein Beweis, daß unser moralischer und Culturzustand ein künstlicher ist, und daß der Naturzustand des Menschen fern von allen diesen Künsteleien sei.

Fähigkeit, Civilisation anzunehmen und auf welche Weise die Europäer die Cultur verbreitet haben.

Die Behauptung, daß der Mensch im wilden Zustande geboren, also derjenige, den wir mit dem Worte Wilder bezeichnen, der Civilisation nicht zugänglich sei und daher vor der weißen Race untergehen müsse, scheint sehr gewagt. Vielfältig sind Kinder der Wilden in die Hände von Europäern gekommen und es haben sich allerdings verschiedene Resultate ergeben. Eingeborene junge Amerikaner, junge Polynesier, kaum dem frühesten Kindesalter entwachsen und nach sechs- oder achtjährigem Aufenthalt unter Europäern, der ursprünglichen Sitten gänzlich entledigt, sind doch im Alter von 16 oder 18 Jahren plötzlich aus dem Hause der Wohlthäter verschwunden und wahrscheinlich zurückgekehrt in ihre heimathlichen Wälder. Zu den Ihrigen kann man nicht sagen, denn sie hatten keine Begriffe von diesem Namen, sie hatten nicht Angehörige.

Man sagt gerne: „Da sieht man, wie wenig civilisirbar diese Rothhäute, diese Schwarzen sind", aber man vergißt die sehr viel größere Anzahl von Beispielen, wo die Rothhäute, mit den Weißen zusammenwohnend, zu sehr nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft geworden und nicht fortgelaufen sind, das war aber auch unter Deutschen oder Franzosen, nicht

unter Engländern. Diese letzteren haben ein so unüberwindliches Vorurtheil gegen alle Farbigen überhaupt, daß sie selbst den, in der Absicht ihm wohl zu thun, aufgenommenen Fremdling mit zurückstoßender Kälte und Verachtung behandeln, den Fremden immer fühlen lassen, daß er eine Rothhaut oder ein Schwarzer ist, ihm niemals sagen, daß er ihres Gleichen sei, und ihn auch niemals nur im Allerentferntesten an ihren Familienverhältnissen Antheil nehmen lassen. Der Schützling ist und bleibt der verachtete Farbige, den man nur aus Menschlichkeit nicht wie einen Sklaven behandelt. Selbst der berühmte Apostel der Neu-Seeländer, der Bischof Marsden, welcher hoch gepriesen wird als ein edler, vortrefflicher Mensch wegen der That, die wir erzählen wollen, selbst er vermochte sich nicht darüber zu erheben und ein neuseeländischer Häuptlingssohn, von einem engländischen Schiffscapitain widerrechtlich mitgenommen und gemißhandelt, von ihm aus den Klauen der Bösewichter gerettet und zweimal in sein Haus aufgenommen — selbst dieser Bischof that doch nichts weiter, als daß er den Fürstensohn als Arbeiter gegen Essen und Trinken beschäftigte, ihm keinen Lohn gab und die Ueberfahrt nach Neu-Seeland mit einem Capitain verabredete, solcher Art, daß der junge Häuptling durch seine Matrosendienste die Ueberfahrtskosten abtragen mußte. Und dieser Edelmuth wurde hoch gerühmt, selbst von den Alles nachplappernden Deutschen!

Junge Rothhäute, in Nordamerika in die Hände von deutschen Colonisten gekommen, sind doch niemals entwichen, wohl aber sind sie als Mitglieder der Familie behandelt, haben sich in späteren Jahren mit einer Tochter des Hauses verbunden und sind bis an ihr Lebensende friedliche Colonisten geblieben. Daß auch höhere Bildung ihnen zugänglich ist, beweist Elihu Burit, welcher allerdings mit seinen Oelblättern vielfältig ausgelacht worden ist, der jedoch von dem schönen Gedanken eines allgemeinen Friedens durchdrungen (obschon einer kriegerischen Nation angehörig), diesem Gedanken die schönsten und kräftigsten Worte zu geben wußte und eine Beredtsamkeit entwickelte, welche einem wohlstudirten Manne Ehre gemacht haben würde. Wer solches Bestreben verlacht und verspottet, zeigt dadurch, daß er viel tiefer stehe als der Verspottete, Elihu Burit leidet nur an dem Fehler vieler Philanthropen, die Welt für besser zu halten als sie ist. Für seinen schönen, großen, des Ruhmes würdigen Gedanken ist die Menschheit noch nicht reif.

Seit Cook, der einen jungen Südsee-Insulaner fürstlicher Abkunft nach London brachte, von dessen Lernfähigkeit uns Forster die interessantesten Beispiele erzählt, bis auf die neuesten Zeiten, bis zu denjenigen, welche die Fregatte Novara nach Deutschland brachte, sind der Beispiele von der Lernfähigkeit und Civilisationsfähigkeit der sogenannten Wilden so viele vor-

handen, daß es fernerer Beweise gar nicht bedarf. Ein Anderes wäre es mit der Lebensfähigkeit der Naturvölker. Es scheint beinahe bewiesen, daß sie sich nicht vermehren, sondern verringern, und seitdem man dieses als Thatsache ansehen zu können glaubt, hat man sich eifrig bemüht, die Gründe davon aufzufinden. In Nordamerika ist man aus religiösen Rücksichten sich selbst sehr klar und zuversichtlich geworden. Der Naturmensch muß vor dem civilisirten vergehen, muß in der Berührung mit ihm auf das Leben verzichten, weil er nur vorläufig zur Bevölkerung des Landes gebraucht, ursprünglich aber dem Untergange gewidmet ist zu Gunsten der christlich-amerikanischen Einwohner (selbstverständlich englischer Abkunft).

Dieser echt anglikanische Hochmuth hat auch nicht die geringste Basis, nicht das geringste Haltbare, wie ein Jeder gerne zugestehen wird, der nicht selbst ein Anglo-Amerikaner ist. Das Hinsterben ist allerdings so ziemlich erwiesen, aber die Mittel, durch welche diese Verminderung der Bevölkerung eingetreten — sind entsetzlich materieller Art, es sind ansteckende Krankheiten, der Branntwein und das Kugelrohr. Was das letztere betrifft, so werden noch jetzt durch die Weißen, bei ihren Wanderungen aus den östlichen Staaten in die westlichen, die Eingebornen gejagt und mitleidlos niedergeschossen, als wären sie Raubthiere, so wird noch jetzt von den Californiern engländischer Abkunft förmlich Jagd gemacht auf jeden Eingebornen, der sich sehen läßt; so hat man in Mexico Leute gemiethet, um die Apachen auszurotten, man hat ihnen jeden Scalp mit mehreren Dollars bezahlt und erst als sich ergeben hatte, daß unter den eingebrachten Kopfhäuten sich auch welche von Europäern befanden, ist man von diesem verruchten Vertilgungssystem abgegangen.

In Kentucky und Virginien giebt es Leute, welche vor allen Dingen die auf Rothhäute angestellten Jagden lieben. In den waldreichen Gebirgen halten sich noch viele vereinzelte Stämme der Eingebornen als sehr friedliche Bürger auf. Sobald Jemand eine solche Familie aufspürt, so wird eine förmliche Hetzjagd gegen sie gerichtet, Alles, was männlich ist, wird erschossen oder erschlagen, die jungen Mädchen pflegt man nach den erforderlichen Mißhandlungen mit sich auf die Pflanzungen zu nehmen, um sie unter die Sklaven einzureihen; sollte aber der Weg zu weit sein, so überläßt man sie ihrem Schicksal, d. h. man gestattet ihnen zu verhungern. Und die wackeren Kentuckier rühmen sich solcher Heldenthaten, erzählen von ihren Abenteuern, die sie als Heldenthaten bewundert wissen wollen und muntern Andere dazu auf, sich ähnlichen Expeditionen anzuschließen.

Was jetzt noch täglich an hundert verschiedenen Orten im Einzelnen und Kleinen geschieht, das geschah zur Zeit der Eroberung von Amerika

durch die Spanier und Portugiesen im großartigen Maßstabe. Eine ganze Reihe gewaltiger Helden, Cortez, Pizarro, Vasquez und noch ein Dutzend Anderer haben sich bemüht, die Amerikaner massenhaft zu schlachten, sie haben die friedlichen Bevölkerungen aller der Gegenden, durch welche sie zogen, ausgerottet und haben die Denkmale einer hohen Cultur, als Werke des Teufels, dem Untergange gewidmet. Der edle Inka-Stamm hatte längs der mittleren Höhe der Andes vortreffliche Landstraßen angelegt, vermöge deren die vielen volkreichen Städte unter einander verbunden waren. Auf diesen prächtigen Kunststraßen zogen die Spanier von Stadt zu Stadt, wie wahre mosaische Würgengel und unter ihrem vernichtenden Tritt erlosch die Bevölkerung, und in der menschenleeren Oede gingen auch die Städte zu Grunde, bald überdeckte sie ein reicher Waldwuchs, wie ihn das Klima und der üppige Boden bedingt, und zuletzt verschwand Alles in dem Urwalde, der einst durch die Cultur verdrängt, jetzt durch die Völker wieder hervorgerufen wurde, die für ihre Zeit auf dem Gipfel der Civilisation standen. Erst nach mehreren Jahrhunderten sind zufällig jene verlassenen Stellen menschlichen Fleißes wieder aufgefunden worden und man bewundert jetzt in den Ruinen die Schöpfungen der niedergemähten Völker.

Was die Spanier und Portugiesen in ihrem Belehrungseifer gethan, heidnische Völker so gut wie weiße Ketzer lediglich als Beute des Teufels betrachtend und demgemäß behandelnd, das haben die Anglo-Amerikaner auf sogenanntem friedlichen Wege bewerkstelligt. Sie haben den Indianern scheinbar ihr Land abgekauft, haben den Häuptlingen auch einen Theil von den versprochenen Geldern ausgezahlt, und die übrigen festgesetzten Summen allmälig in kleinen Raten abgetragen, aber zuerst die ausgekauften Völker zur Auswanderung und zu einem Marsch von mehreren hundert Meilen bis weit jenseit des Missouri gezwungen, dann aber haben sie dem übrigen Rest, welcher hülflos und wehrlos auf den bezeichneten Stellen ankam, den Branntwein gesendet und sie so durch die Pest der Civilisation gemordet, so daß zahlreiche Völkerschaften, welche 3 bis 4000 streitbare Männer zählten, bis auf die letzte Spur verschwunden sind.

Aber auch in ihren neuen Zufluchtsstätten hat man sie nicht geschont, hat man ihnen keine Ruhe gegönnt, sie werden dort gerade so gut von den Weißen angegriffen, wie sie es früher in den Alleghanies wurden, denn die anglo-amerikanische Race will das ganze Land durchaus für sich haben, will es nicht mit den Rothhäuten theilen. Die Eingebornen sind ursprünglich kräftige, äußerst gesunde Leute, Krankheiten kommen unter ihnen nicht vor, leichte Wunden heilen von selbst, schwere werden von den zarten Händen ihrer Frauen gepflegt und in Kurzem geheilt. Unter diese glücklichen Menschen hat die Berührung mit den Europäern die Wechselfieber, die Nerven-

fieber, gefährliche Hautausschläge und die Pocken gebracht. Welche Verheerungen diese Krankheiten hervorbringen müssen unter Menschen, die von irgend einer Arzneikunde keine Ahnung, keine Begriffe haben, sieht ein Jeder leicht selbst ein. Zu all' diesen Uebeln kommt bei anderen Naturvölkern, deren Weiber namentlich sinnlicher sind als die der Nordamerikaner, die höchst verderbliche Syphilis, wie dies in Afrika, Südasien und den großen südasiatischen Inseln denn eine fast allgemein verbreitete Krankheit und die Ursache ihrer raschen Vernichtung ist, da jene Unglücklichen durch die Matrosen zwar vergiftet, doch von keinem Schiffsarzt freundlich und vernünftig behandelt, immer Opfer der Zerstörungswuth dieser Krankheit sind.

Nachweislich landen auf den Sandwichs-Inseln durchschnittlich in jedem Jahr 18,000 Matrosen der engländischen Handels-Marine und zwar unter diesen die ruchlosesten, die Walfischfahrer. Könnte es möglich sein, daß die verderbliche Krankheit, die wir vorhin nannten, durch ein einfaches, gesundes Leben und ein glückliches Klima allgemach sich verringerte, so würde sie durch die Matrosen dem armen Volke Jahr aus Jahr ein von Neuem zugebracht werden. Die Engländer führen überall ihre Gesetze ein, welche zwar roh genug, doch nicht solcher Art sind, daß sie auch nicht im Allermindesten mit den Gewohnheiten und dem Rechtsgefühle der Eingebornen in Uebereinstimmung wären, am schrecklichsten hat sich die Geißel engländischer Gesetze auf Neu-Seeland und auf Neu-Holland gezeigt. Unter englischen Gesetzen stehen heißt für die Farbigen immer nur, für jede Unthat auf die grausamste und härteste Weise bestraft werden, dagegen sich von Weißen straflos müssen peinigen und mißhandeln lassen.

Neu-Holland hat wenig eßbare Thiere, aber fast gar keine eßbaren Pflanzen. Der dort wohnende Mensch ist also auf die wenigen Thiere des Landes und der See angewiesen. Als die Engländer dahin kamen, machten sie gar keine weiteren Umstände, sie nahmen das Land für die Krone in Besitz, bekümmerten sich um die Eingebornen gar nicht, außer hinsichtlich der gegen sie gerichteten Gesetze, welche in der obengedachten Weise gehandhabt wurden. Aber die herbeikommenden Colonisten vertrieben die Eingebornen mit Feuer und Schwert, verjagten sie vom Meere und von den Flüssen und tödteten auch ihre Kängurus, das einzige Nahrungsmittel, welches sie auf dem Lande hatten, aber sie versahen sie nicht etwa mit Kühen und Schafen und mit Getreide, um ihnen das Leben zu erhalten, im Gegentheil war ihnen das massenhafte Aussterben gerade etwas Willkommenes. Und so ist denn die ganze Bevölkerung des fünften Welttheils bis auf kleine Ueberreste derselben verschwunden.

Wenn man nun sagt, die Naturvölker unterlägen den Europäern bei der Berührung, so hat man allerdings Recht, aber wenn die Civilisation

durch zum Tode verurtheilte Verbrecher, durch den Auswurf der engländischen See- und Fabrikstädte verbreitet werden soll, so ist ein solches Unterliegen kein weiteres Wunder.

Die Engländer fanden auf den Sandwichs-Inseln ein zahlreiches, kriegerisches Volk. Die oberen Kasten, die Herrscher und Krieger, tapfere und stolze Leute, die unteren Kasten der Land- und Gartenbauer, der Fischer — ein heiteres, gemüthliches Völkchen, in jeder Weise durch die Natur begünstigt, sowohl was sie selbst betraf, als hinsichtlich des Reichthums ihrer Inseln.

Die engländischen Missionaire führten zuerst ihr bekanntes Formelwesen ein, welches sie christliche Religion nennen, dann verkehrten sie und verketzerten sie die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, dann führten sie mit den engländischen Hausthieren auch die übermäßige engländische Fresserei ein.

Die Insulaner, welche sich auf ihre frühere Weise nicht mehr erfreuen durften, nahmen im Essen und Trinken die Gewohnheiten der Engländer an. Das war ganz gut für übermäßig fleischige Menschen der angelsächsischen Race in einem so rauhen, unfreundlichen Klima, wie es England bietet, aber es war nicht gut in einem so warmen, so glücklichen Klima, wie das der tropischen Sandwichs-Inseln, welches mäßige Leute fordert, wie man sie auch in Indien sieht, woselbst die Engländer wegen ihrer Prasserei in Kurzem zu Grunde gerichtet werden, indessen die Eingeborenen bei ihrer großen Mäßigkeit sehr wohl bestehen.

Für die Sandwichs-Insulaner war dieses Prassen nicht geeignet und ohne pestartige Krankheiten hat sich ihre Einwohnerzahl seit dem Jahre 1832 bis 1852 um die volle Hälfte vermindert, sie betrug im erstgenannten Jahre 143,000 und 20 Jahre nur noch 71,000.

Was nun die Gesetze betrifft, so haben die Engländer dieselben auch hier auf eine glänzende Weise zu handhaben gewußt. Meyen erzählt als Augenzeuge etwas so Schauderhaftes, daß man es bei civilisirten Völkern gar nicht für möglich halten sollte, aber er spricht allerdings von Engländern.

Ein halb verrückter Insulaner, ein wirklich unzurechnungsfähiger Mensch hatte die Nachricht von der Ankunft einer Person auf der Insel verbreitet, welche bei einigen Leuten Aufsehen erregte. Es wurde nachgefragt ob sich die Ankunft des Gefürchteten bestättigte, und da es nicht der Fall war, wurde nach demjenigen geforscht, von den die erste Nachricht ausgegangen. Man kam schließlich auf den Blödsinnigen und er wurde verurtheilt, mit Stockstreichen bestraft zu werden, und das geschah auf folgende Weise:

Ein zweirädiger Karren, von einigen Insulanern gezogen, wurde von

einem Henkersknecht bestiegen. Hinter dem Karren ging der zu bestrafende Unglückliche. Seine Beine erreichten den Boden, sein Körper aber war flach ausgestreckt auf dem hinteren Theile des Wagens. Bei der ersten Straßenecke der Hauptstadt hielt der Karren still, die Beine des Unglücklichen wurden an die Räder gebunden und nun schlug der Vollstrecker des Urtheils mit seinem Rohrstock auf den nackten Rücken des Unglücklichen, bis er über und über blutig war.

Nunmehr wurden dem Armen die Beine wieder losgebunden und man zog den Karren bis zur nächsten Straßenecke, hier wurde dem unterdessen zahlreich versammelten Volke das Urtheil über den Blödsinnigen vorgelesen und dann wurde mit der Züchtigung fortgefahren, bis Stücke des Fleisches rings umher vom Rücken des Gemarterten herabhingen, dann wurde der Marsch fortgesetzt bis zur dritten und vierten Ecke u. s. w., bis nur noch eine völlige zerfleischte Leiche die noch nicht ertheilten Hiebe bekam.

Wenn eine civilisirte Nation auf solche Weise das Recht und Gesetz handhabt, was soll man dann von Barbaren erwarten, die doch nur ungesetzlich handeln.

Zwei Tage später starb der Zuchtmeister und Meyen sagt: er habe vor seinem Tode erklärt, er sei der größte Schurke und Bösewicht, der jemals auf den Sandwichs-Inseln gelebt habe.

Wenn unter solchen Umständen die Eingebornen und besonders die jungen Weiber und Mädchen in die Wälder entfliehen, um ähnlichen Strafen zu entgehen, welche sie treffen würden, weil sie einem, in jenen Völkern, nun einmal vorhandenen lebhaften Naturtriebe folgen, wenn sie in diesen Wäldern lieber verhungern oder freiwillig sich den Tod geben, als daß sie jene Strafen erduldeten, so ist es wohl kein großes Wunder, wenn die Bevölkerung der Insel abnimmt.

Durch die Missionaire haben zwar die blutigen Kriege, die Menschenopfer und das damit verbundene Verzehren der Geopferten aufgehört, aber du Petit Thouars erzählt im Jahre 1841, Laplace ein Jahr später und de la Salle 1845, ganz übereinstimmend, daß die erschreckende Entvölkerung der Sandwichs-Inseln nur den strengen Gesetzen und dem Einschüchterungssysteme zuzuschreiben wäre, welches durch die Missionaire eingeführt und gehandhabt werde. Die jungen Weiber flüchteten in die Berge und wenn nicht sich selbst, so mordeten sie doch immer ihre unehelichen Kinder, um den abscheulichen und öffentlichen Strafen zu entgehen.

Die durch das Erscheinen der Missionaire plötzlich eingeführte äußere Sittenstrenge ohne irgend welchen inneren Fond, eine Sittenstrenge, welche also nicht auf Gründen der Religion und Moral, sondern nur auf Furcht vor der Strafe beruht, muß nur zur abscheulichsten Heuchelei und zur Ver-

heimlichung derjenigen Neigungen, denen man sich sonst rücksichtslos hingab und die nun zu Verbrechen gestempelt sind, führen, und muß aus unschuldigen Naturmenschen wirkliche, lasterhafte, unzüchtige Menschen machen.

Wer das Verfahren der englischen Geistlichen überhaupt kennt, nächstdem aber besonders das der Missionaire, welche in der Regel nicht einmal Geistliche sind — wer es genauer kennt, wird zugestehen, daß man nicht wohl ungeeignetere Subjecte zur Verbreitung des wahren Christenthums finden kann als diese Menschen, denen es selbst an Religion und Moral fehlt, die keine ihrer Belehrungen mit Gründen belegen können und denen das erste Kennzeichen der Lehrer der Liebe, die Liebe selbst, fehlt, an deren Stelle der unmäßigste geistliche Hochmuth Platz gegriffen hat, welcher selbst für sich nichts will als Autorität, dem ferner durchaus nichts an dem wahren Christenthum, das diese Leute selbst nicht kennen, Alles aber an der Erfüllung äußerer Vorschriften liegt, die um so strenger gehandhabt werden, als sie selbst nichts anderes vom Christenthum kennen, als dieses fade Beiwerk, das noch überdies von jeder anderen christlichen Secte in anderer Weise gehandhabt und doch von jeder als die allein wahre angesprochen wird.

Als einen Grund für die Abnahme der Bevölkerung der sogenannten Wilden überall, wo sie mit den Europäern in Verbindung treten, wird von allen denjenigen, welche diese Thatsache gerne verleugnen wollen, die geringe Fruchtbarkeit der Weiber angegeben. Es sind hierüber, wo es sich irgend thun ließ, Notizen aufgenommen. Dies ist eine ganz falsche Auffassung der an sich richtigen Bemerkung, daß die Zahl dieser Kinder der Eingebornen an sich nicht groß ist. Der Grund ist nicht die geringe Fruchtbarkeit, sondern der große Druck, der auf den armen Frauen lastet. Zu allen Lasten muß das arme Weib auch noch die Kinder tragen, die nicht gehen können, deshalb mag das arme Weib keine Kinder mehr haben, bringt eine künstliche Unfruchtbarkeit hervor, indem sie ihren Säugling vier bis fünf Jahre nährt, wodurch die Blutabsonderung und mit ihr die Befruchtungsfähigkeit aufgehoben wird, oder sie entfernt die Frucht noch vor der Geburt, oder sie tödtet das Neugeborene, wenigstens wenn es weiblichen Geschlechts ist, denn ein Mädchen ist ein viel Geringeres als ein Knabe, ein Mädchen ist nur auf der Welt, um geplagt zu werden, um alle Lasten und Beschwerden auf der Welt zu übernehmen, was Wunder, daß solch' ein armes Geschöpf aus der Welt geschafft wird.

Welch' ein Feld der herrlichsten, segensreichsten Thätigkeit wäre hier für die Missionaire. Sollten sie nicht die Männer zum freundlichen Behandeln gegen die Weiber, so wie die letzteren zum geduldigen Ertragen bewegen können. — Ich glaube, solch' eine Wirksamkeit ist einem engländischen Missio-

nair noch nie in den Sinn gekommen, indessen deutsche und schwedische gerade in dieser Hinsicht Vortreffliches geleistet haben.

Die Frage der Fruchtbarkeit selbst betreffend, so hat sich ergeben, daß bei vielen australischen Nationen, welche ansässig sind, bei denen die Ernährung also nicht so schwierig ist, als bei den wandelnden Sammel- und Jägervölkern, die mittlere Zahl fünf für jedes Ehepaar ist (obschon die Frauen aus ziemlich nahe liegenden Gründen ihre Kinder auch zwei bis drei Jahre lang säugen), indessen auch Beispiele vorkommen, daß eine Frau neun Kinder gebiert. Langsdorf meldet, daß nicht selten Zwillingsgeburten vorkommen und die geringe Kinderzahl nicht in der Unfruchtbarkeit der Weiber, sondern in ihren eigenthümlichen, wohl zu beseitigenden Sitten zu suchen sei.

Nicht zu beseitigen aber ist der Vorwurf unerhörtester Grausamkeit, den man noch jetzt gegen die Engländer erhebt. Gerade in Australien, also in dem Laufe dieses Jahrhunderts, haben jene Schändlichen den höchsten Grad erreicht, um so schlimmer, als, was gethan worden, mit Bewußtsein vorgenommen ist. Mehrere engländische Schriftsteller haben hierüber geschrieben und da sie der Nation angehören, von welcher jene Schändlichkeiten ausgingen, so müssen sie wohl als unverdächtige Zeugen gelten, dahin gehört Baker (Sidney and Melbourne), Bennet (Wanderings in Neu-Süd-Wales), Eyre (Journals of an expedition excen. australia) und viele Andere. Sie erzählen, daß bei allen Verbrechen der Weißen gegen die Eingebornen die ersteren immer freigesprochen werden, weil die Jury nur aus Weißen besteht, daß die Eingebornen gegen die Weißen niemals Zeugniß ablegen dürfen und daß heutigen Tages noch, wo diese Verordnung durch ein besonderes Gesetz aufgehoben, es so gut wie nicht vorhanden erscheint. Ein Fall ist bekannt, wo englische Sträflinge 28 Eingeborene ermordet haben, ohne daß der geringste Grund zu solcher Schandthat zu finden gewesen wäre und daß dennoch die Geschwornen sich geweigert haben, über die Mörder das Schuldig auszusprechen, wohl verstanden, über eine Klasse von Menschen, vor der sie selbst keinen Augenblick sicher waren, wo die Weigerung also lediglich darin ihren Grund hatte, daß der Hochmuth der weißen Race die Schwarzen noch für unwürdiger hielt als die zu strafenden Verbrecher.

An dieser merkwürdigen Abneigung soll der Blutdurst der Eingebornen schuld sein. Auch hierüber sind actenmäßige Thatsachen zur öffentlichen Kenntniß gekommen und dem Unterhause in London vorgelegt. In einem einzigen Districte von Port Philipp sind, seit Besetzung von den Engländern, 8 Weiße von den Eingebornen, dagegen 43 Eingeborne von den Engländern ermordet. Die engländische Regierung hat das schwere Unrecht, welches den Eingebornen von den Colonisten angethan worden, öffentlich aner-

kannt und hat theils Abhülfe versprochen, theils auch wirklich versucht, sie hat die Eingeborenen gewissermaßen unter ihre Protection genommen, allein was hilft den Armen in Neu-Holland ein Protector, der bei ihren Gegenfüßlern im Parlamente sitzt und schöne Reden hält. Durch Eyre ist nachgewiesen worden, daß an vielen Orten Australiens die Eingeborenen durch englische Colonisten vergiftet worden sind, lediglich, weil bekannt geworden war, daß die englische Regierung beabsichtige, willkürliche Angriffe gegen dieselben nicht mehr zu dulden, und in Neu-Süd-Wales hat man nicht einmal mehr ein Geheimniß aus der Abscheulichkeit gemacht, und durch Arsenik vergiftetes Brot als gutes Mittel zur Vertilgung der abscheulichen schwarzen Bestien angegeben; so erzählt auch ein Engländer Byrne (Twelve years wanderings in the Brit. colonies 1848. I. 275).

Daß es unmöglich sei, mit ihnen in Frieden zu leben ist gänzlich unwahr, denn sämmtlichen hier angeführten Autoritäten ist nichts leichter gewesen wie dieses; wenn man den Eingeborenen mit Freundlichkeit und Zutrauen entgegen kam, haben sie dasselbe niemals getäuscht und mehreren der Engländer wäre ohne die Hülfe der Eingebornen das Reisen und der Aufenthalt im Innern des Landes überhaupt gar nicht möglich geworden.

Die Moralität der weißen Race.

So weit über die ungeheure Schlechtigkeit und Immoralität der Naturvölker, nun wird es wohl vielleicht nicht uninteressant sein, die Moralität der weißen Race in's Auge zu fassen, welche man gerne als die besonders bevorzugte ansieht.

Die Grausamkeit wird zunächst den Naturvölkern vorgeworfen. Sollte wohl eines derselben Gesetze haben wie diejenigen, nach denen die Deutschen Jahrhunderte lang bestraft und gerichtet worden sind? Das berühmte Strafgesetzbuch heißt die Carolina und wird für manche Fälle auch noch heute citirt.

Wir wollen nicht zurückgehen bis zur Zeit der Römer, der Gladiatorenkämpfe im Colosseum, bis zur Zeit der Christenverfolgungen, noch bis zur Zeit der Judenverfolgungen, das war freilich ein erschrecklich rohes Zeitalter. Aber wie haben im 30jährigen Kriege Deutsche gegen Deutsche, Christen gegen Christen gewüthet, wie in Frankreich die Katholiken gegen die Hugenotten, wie in Spanien die Inquisition gegen die Ketzer und in England die Rebellen gegen die Königlichen und die Königlichen gegen die Rebellen?

Es handelt sich bei dieser Frage nicht um den Tod in der Schlacht,

sondern um die Gräuel, welche mit kaltem Blute an den Gefangenen verübt worden sind. An die Bekehrung von Amerika in dem Jahrhundert nach der Entdeckung haben wir bereits erinnert, und an die fortdauernden Schandthaten der anglo-germanischen Race in Nordamerika gleichfalls, und es wird schon hieraus hervorgehen, daß hinsichtlich der moralischen Anlagen die weiße Race durchaus nicht unmäßig bevorzugt sei; aber es giebt noch viele ganz hübsche Beispiele für diese Ansicht: man findet in Aegypten, namentlich in Chartum am Nil, viele Europäer den verschiedensten Nationen angehörig, welche großentheils gebildete Leute sind, mit denen sich sehr wohl verkehren, sehr angenehm leben läßt, welche aber von den deutschen Reisenden in jenen Ländern als die schlechtesten und gewissenlosesten Schurken geschildert werden, die als Sklavenhändler zwischen den Abyssiniern und den Türken leben, keine Spur von Gesetzen kennen oder achten, alle Laster an sich haben und die abscheulichsten Verbrechen üben, ohne sie sich unter einander übel zu nehmen.



In dem gefürchteten Staate Dahomey wohnt ein Negervolk, das von den Europäern so schauerlich und so entsetzlich geschildert wird, das so blutdürstig sein soll, das lediglich vom Sklavenhandel leben soll, daß in der That dem Leser der Gräuel, ein Schauer nach dem anderen überläuft.

Neuere Reisende berichten über das Volk und den König anders, so daß man sieht, in dem Bilde ist viel Schatten, aber ganz so schwarz, wie man es gemacht hat, ist es doch nicht. Der König ist kein solcher Wüthe- rich als man glaubt, er weiß sogar den Blaßgesichtern Recht zu verschaffen und eigene Gerichtshöfe sind da, um die Streitigkeiten zwischen Weißen und Eingebornen zu schlichten. Das Volk steht noch auf einer sehr niedri- gen Culturstufe, es bringt noch Menschenopfer, wie man sie in den alten Zeiten bei den Juden brachte und wie sie für eine religiöse Pflicht angesehen wurden, aber zum Opfer erlesen sein, gilt für eine große Ehre und die Geopferten sterben freudig. Die Menschenopfer sind also nicht mit Sklaven- jagden verbunden und die Sklaverei und der Sklavenhandel scheinen einen ganz anderen Grund zu haben.

Das Land ist sehr bevölkert, es hat mehrere Hauptstädte und der jetzige König Baddahung wurde erst von einem Brasilier, Domingo Martinez, auf die Einträglichkeit des Handels mit schwarzem Fleisch aufmerksam ge- macht. Die eine Hauptstadt Wydah liegt an der Sklavenküste, ist sehr aus- gedehnt, etwa dreiviertel deutsche Meilen lang und eine Viertelmeile breit und hat eine so starke Bevölkerung, daß sie dem Könige in einem Kriege mit seinen Nachbarn 10,000 streitbare Männer stellen konnte.

Nach dieser Haupt- und Hafenstadt wendete sich dieser brasilianische Sklavenhändler Martinez, von hier aus erbot er sich, dem Könige für die Erlaubniß, mit schwarzem Fleisch zu handeln, eine jährliche Abgabe von 20,000 Dollars oder 30,000 Thalern zu zahlen.

Der König gestattete unter solchen Umständen den Handel sehr gerne, ja er wurde selbst Lieferant. Martinez machte einen jährlichen Umsatz von viel mehr als zwei Millionen Thalern und deshalb ist er ein Freund des Königs geworden und mit dem Range eines Häuptlings bekleidet und er steht in solchem Ansehen, daß selbst die höchsten Würdenträger vor ihm niederknieen und man ihn allgemein als den Thronerben von Dahomey ansieht.

Wem ist nun der barbarische Zustand dieses unglücklichen Landes zu- zuschreiben, wem anders als einem Europäer, als einem Mann der bevor- zugten Race?

Der Sklavenhandel ist das Abscheulichste, was es giebt an menschlichen Einrichtungen. Auch er stammt von den Gebräuchen der kaukasischen Race. Die alten Römer machten ihre Kriegsgefangenen so gut zu Sklaven, wie vor ihnen die Griechen, vor diesen die Perser, vor diesen die Assyrer, vor diesen die Juden und vor diesen die Aegypter, das waren lauter Kaukasier, das geschah vor Jahrtausenden und die Sklaven waren Kriegsgefangene, damals immer rechtlose Menschen.

Unser Sklavenhandel stammt von der höchst moralischen und christlichen Ansicht her, daß die Farbigen weniger als die Weißen, daß die Farbigen Thiere, die Weißen aber Menschen sind, eine Ansicht, die uns durchaus nicht wundern kann, wenn wir erfahren, daß noch vor wenigen Jahrhunderten in dem christlichen Europa ein theologischer Streit über die Frage entstehen konnte, ob das Weib wirklich ein Mensch sei.

Zuerst führten Portugiesen und Spanier schwarze Sklaven in ihre Besitzung ein und dann thaten es auch die Engländer, und wahrhaft merkwürdig ist, daß die katholischen Missionaire in Congo den Sklavenhandel der protestantischen Engländer und Holländer als einen fluchwürdigen Gräuel ansahen, dem sie sich aus allen Kräften widersetzten, indessen eben diese geistlichen Herren den Sklavenhandel der Katholiken für Brasilien u. s. w. als etwas durchaus Natürliches ansahen und ihn durch ihre Reden kräftigst begünstigten.

Die Abkömmlinge der Engländer in Amerika innerhalb der nördlichen Theile der Union halten die Sklaverei für etwas höchst Abscheuliches, weil sie derselben nicht bedürfen in ihrem gemäßigten Klima, dem die Kräfte der Weißen gewachsen sind. Die Abkömmlinge derselben Nation im Süden der Vereinigten Staaten halten die Sklaverei für etwas Erlaubtes und Nöthiges, weil sie nicht ohne dieselbe auskommen können in ihrem heißen Klima. Hier sind zwei verschiedene Gesichtspunkte, aus denen die nämliche Sache betrachtet und zwar höchst verschieden betrachtet wird, so daß sogar die Geistlichen auf der Kanzel in den verschiedenen Landestheilen durchaus verschiedene Ansichten darüber preisgeben. Aber wie abscheulich ist das Benehmen der Bewohner des Nordens gegen diese Schwarzen, deren Rechte sie angeblich vertreten. Die armen Schwarzen haben nämlich gar keine Rechte, werden auf das Tiefste verachtet und verabscheut und dürfen niemals gegen einen Weißen als Zeugen auftreten, dürfen mit keinem Weißen in irgend welche Berührung kommen, dürfen kein Theater und kein Concert, dürfen kein Gesellschaftslokal betreten, wo Weiße verkehren, selbst die niedrigsten Matosenschenken nicht, ja was man wohl am Wunderbarsten bei den höchst moralischen und christlichen Amerikanern finden muß, sie dürfen selbst nicht in die Kirche kommen, obschon sie alle den Titel der Christen führen, d. h. getauft worden sind, sie haben, so wie ihre eigenen Negerschenken, so ihre eigenen Negerkirchen. Und die Bewohner des Südens, die darunter am mehrsten leiden, daß man die Sklaven emancipiren will, thun doch nicht das Geringste dazu, das Mitleid, welches man für dieselben zu haben vorgiebt, unnöthig zu machen. Unter allen Sklavenbesitzern sind gerade die Engländer die allergrausamsten, während das Loos der Sklaven bei den Spaniern und Portugiesen ein wahrhaft mildes ist im Vergleich mit dem der Sklaven bei

den Engländern (Amerikanern). Diese letzteren sind weit beschämt durch die mexikanischen Creolen, welche die Gleichstellung der Schwarzen und Weißen ausgesprochen und diesen Ausspruch zur Wahrheit gemacht haben. Eine große Anzahl von Negern befindet sich im Staatsdienste der verschiedenen amerikanischen Republiken und viele derselben nehmen sehr hohe Rangstufen, als Generale, Gouverneure und dergl. ein.

Man hat den Eingebornen der verschiedenen, noch nicht civilisirten Länder ihre Rohheit vorgeworfen, ihre Händelsucht. Sollte denn die weiße Race wirklich besser sein? Wer die Engländer der niederen Klassen beobachtet, wie sie sofort zum Boxen schreiten, das bis zur Verstümmelung getrieben wird, wer dann den höheren Klassen derselben Nation zusieht, wie dieselben mit unglaublichem Vergnügen Antheil nehmen an der Boxerei, wer sie Wetten eingehen sieht auf den Einen oder den Anderen der Boxenden, wer da sieht, wie sie über andere Nationen urtheilen und wie sie selbst so unbeschreiblich roh sind, wenn sie auf ihren Reisen nach dem Continent mit irgend Jemandem, sei es eine Person oder eine Behörde, in Conflict kommen, der wird gewiß nicht behaupten, daß die kaukasische Race weniger roh sei als die amerikanische oder afrikanische, von der malayischen gar nicht zu reden.

Man erzählt sich, daß die Naturvölker dem Trunke übermäßig ergeben seien. Wir müssen vor allen Dingen fragen, von wem sie denn den Trunk gelernt haben? dann aber müssen wir fragen, ob denn ein holländischer oder engländischer oder russischer Matrose weniger dem Trunke ergeben ist. Wenn er sich nicht vor der neunschwänzigen Katze oder vor dem aufgedrehten Tau fürchtete, würde man wohl anderes zu sehen bekommen als bei den Amerikanern oder den Negern, den Kaffern oder sonst einem wilden Menschenstamm. Der Kawa und der Betel der Polynesier hat wohl schwerlich so viel Entsetzliches hervorgebracht als die Trunksucht der Europäer.

Und wo bleibt die Superiorität der weißen Race, wenn man die vornehmen Leute sich täglich betrinken sieht, wie dies in England nach jedem Mittagstische geschieht, wo der starke, gröblich verfälschte Portwein Glas auf Glas hinuntergestürzt wird und die Frauen sich deshalb verpflichtet fühlen, die Tafel lange vor Beendigung derselben zu verlassen.

Die Colonisten in Amerika, in Afrika, in Süd-Indien sind sämmtlich dem Trunk auf die schrecklichste Weise ergeben. Massenweise gehen sie zu Grunde. Am Cap dürften wohl nur Wenige sein, die man nicht mit Recht Trunkenbolde nennen dürfte. Drei Viertheile der Colonisten in Vandiemensland sind an den Folgen der Trunksucht gestorben und engländische Reisende haben mit Zahlen belegt, daß die Hälfte aller Todesfälle auch noch in neuerer Zeit durch den Trunk veranlaßt werden. Zwei Dritttheile der Ein-

künfte der engländischen Krone aus Neu-Holland flossen ihr durch die Einfuhrzölle auf Branntwein zu. In der Stadt Sidney allein sind ungefähr 300 Branntweinschenken und der Verbrauch ist so ungeheuer, daß daselbst auf den Kopf jährlich 20 Pfund Sterling gerechnet werden müssen.

Raub und Mord gehören auch unter die vorzugsweise den anderen Racen aufgebürdeten Abscheulichkeiten. Dies ist geradezu lächerlich, denn vom Kaukasus bis nach Portugal, nördlich und südlich vom Mittelländischen Meere, lebt der größte Theil der kaukasischen Race nur von Raub und Mord oder doch wenigstens von Betrug und Diebstahl. Wie es früher damit in Frankreich stand, ist auch ziemlich bekannt, wie gräßlich es jetzt damit in England steht, gleichfalls. Aber was soll man von England sagen, wo die liederlichen Söhne vornehmer Häuser es nicht für schimpflich halten, Straßenraub zu treiben, was in der allergalantesten Form und mit den höflichsten Worten, aber doch immer mit der Pistole in der Hand geschieht!

Ueberhaupt galten der europäischen Cultur die Schändlichkeiten, die man gegen andere, nicht europäische Völker verübte, gar nicht für Uebelthaten. Grausamkeiten aller Art gegen Heiden, Juden und Ketzer waren wohl gar lobenswerth, Sklavenraub und Sklavenhandel nicht tadelnswerth. Vom Straßenraub lebte im Mittelalter beinahe die ganze Ritterschaft und selbst noch zur Zeit der Reformation legte ein Götz von Berlichingen in Begleitung einiger Knappen sich in den Hinterhalt vor den Thoren der Städte, um die heimkehrenden Bauern ihres Markterlöses zu berauben, der wackere Ritter erzählt dieses höchst naiv von sich selbst hundertfältig; und König Eduard III. von England findet es nöthig seinen sehr edlen Lords und höchst ehrenwerthen Ladies den Straßenraub und den Seeraub abzurathen, weil dadurch den Einkünften der Krone geschadet würde und die Kaufleute sich wohl abschrecken lassen dürften das Land, in dem es ihnen so übel ergeht, ferner zu besuchen. Es ist dem König nicht um das Unrecht und die Immoralität zu thun, sondern lediglich um seine Einkünfte.

Culturfähigkeit der weißen Race.

Die weiße Race soll die wissenschaftlichere sein. Wir Deutsche können mit Stolz auf die gewaltige Zahl großer Gelehrten in allen Fächern des menschlichen Wissens zeigen. Aber was ist dieses Häuflein gegen die 40 Millionen, welche Deutschland zählt, sollten möglicherweise unter 40 Millionen Tonga- oder Sandwichs- oder Gesellschafts-Insulanern, sollten unter 40 Millionen Malayen oder Nordamerikanern sich nicht auch allenfalls

so viel Gelehrte heranbilden lassen, vorausgesetzt, daß sie von ihrem sechsten Jahre in die Schule gingen und bis Prima kämen, dann die Universität besuchten und selbst Professoren an Universitäten würden, unter denen sich dann auch hin und wieder eine so seltene Erscheinung zeigen sollte, wie ein Humboldt? Und welch ein Vortheil ist dabei noch auf unserer Seite, die Bildung der deutschen Race ist nicht von gestern, sie ist eine mehr als zweitausendjährige. Die Bildungsversuche, die man an einzelnen Naturvölkern machen könnte, wären in der That nicht einmal von gestern, sondern von heute.

Was haben denn aber die anderen Nationen aufzuweisen, daß sie berechtigt wären, einen solchen Lärm über die Civilisationsfähigkeit zu erheben. Wenn wir Frankreich ein halbes Hundert großer Gelehrten zugestehen wollen, was schon ein gewaltig kühner Griff sein dürfte, so ist doch für England ein halbes Dutzend schon zu viel, denn außer Newton, Humphry Davy und Faraday haben sie nur noch die beiden Herschel aufzuweisen und diese sind echte Deutsche, wenn schon Herschel, der Sohn, in England geboren ist.

Und solche Leute wollen von der Bevorzugung der kaukasischen Race reden?

Als einen Beweis der höheren Stellung der weißen Race betrachtet man ihre Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht und man stellt damit in Vergleich die Nichtachtung, in der das Weib bei den Naturvölkern steht. Auch diese Ansicht beruht auf der alleroberflächlichsten Betrachtung. Im alten Griechenland und Rom war die Frau vom Hause etwas ganz Untergeordnetes, es fiel dem Manne gar nicht ein in Gesellschaft seiner Frau zu sein; wenn überhaupt Gesellschaften stattfanden, Mittags- oder Abendmahlzeiten für Freunde und Genossen gegeben wurden, so waren es nur Männer, die sich versammelten. Das Weib war auch ohne alle Bildung, man fand sie nur bei einigen großen Schönheiten, die aus dem Verkauf ihrer glänzenden Eigenschaften ein Gewerbe machten. Da war von Achtung nicht die Rede, es war ein Gegenstand des Handels, des Verkaufs, des Uebereinkommens der Familien, und die Mutter der Kinder war nichts besseres als die Sklavin, wenn es dem Herrn so gefiel. Er hob das Kind der Sklavin vom Boden auf und ließ es erziehen, er ließ das Kind der Gattin, das ihm zu Füßen gelegt wurde, liegen und es wurde ausgesetzt, der Herr vom Hause war der unumschränkte Gebieter und das Weib war ein Gegenstand, ein Ding, nur kein gleichberechtigter Mensch.

Bei der kaukasischen Race im ganzen Orient ist noch bis auf diese Stunde das Weib ein Gegenstand des Handels, es wird gekauft, wenn schon der Kaufpreis einen etwas anderen Namen hat, es wird gekauft und muß im Hause des reichen Türken die Rechte der Ehefrau mit noch drei anderen

theilen und mit so vielen Sklavinnen, als dem Manne zu kaufen und zu halten beliebt.

Das sind alles nicht Zeichen von großer Achtung, in welcher das Weib bei den Kaukasiern steht. Am besten war das Weib noch daran bei den alten Deutschen, welche zwar auch die Ehe als ein Kaufgeschäft betrachteten, das Weib aber doch nicht als geistig niedriger stehend, sondern nur als schwächer, und darum hülfs- und schutzbedürftig und folglich als untergeordnet ansahen. In Deutschland war die Frau dem Manne doch immer eine Gefährtin, in Rom und Griechenland aber nur Mittel zum Zweck, nämlich zu dem, gesunde und kräftige Kinder für den Staat zu gebären, deshalb ein Ehemann in Griechenland, wenn er mit seiner Frau keine Kinder erzeugte, dasselbe that, was Sarah mit Abraham machte, ihr eine andere Person zuschickte, durch welche der bis dahin verfehlte Zweck der Ehe erreicht werden konnte.

Dies Alles gehört zu den Sitten der weißen Race in Beziehung auf das Weib und man kann durchaus nicht sagen, daß so sehr günstig gestellt sei im Vergleich mit den Weibern der Naturvölker. Diese lassen allerdings ihre Frauen schwer arbeiten und man kann nicht behaupten, daß es aus Achtung gegen dieselben geschähe. Die Frauen müssen das Gepäck des Mannes tragen, wenn es zur Reise geht, sie müssen das Pferd einfangen und satteln, wenn es zur Jagd geht, sie müssen das erlegte Wild vom Felde oder aus dem Walde holen und sie bekommen dafür nicht einmal einen freundlichen Blick.

Aber wie steht es denn mit dem Weibe des Tagelöhners bei uns, des Trunkenboldes, der nur für sich arbeitet und verlangt, daß seine Frau so viel arbeite, als zur Erhaltung des ganzen Hausstandes, zur Ernährung der ganzen Familie nöthig ist, denn der Mann will seinen Verdienst in Schnaps oder in Bier vertrinken. Sollte die Frau des Holzhauers, welche während der einen Hälfte des Tages mit ihrem Manne die Säge führt, und welche das nunmehr kleingehauene Holz vier Treppen hoch auf den Boden der Häuser trägt — sollte sie wirklich weniger arbeiten als die Frau eines sogenannten Wilden?

Die Bäuerin, welche mit ihrem Manne Dünger ladet, auf den Acker fährt und ausbreitet, welche das Gras mit der Sichel schneidet und es als Grünfuter für ihre zwei Kühe auf dem Kopf nach Hause trägt, wie dies in ganz Schwaben geschieht — welche während des Winters täglich sechs Stunden mit ihrem Manne drischt — sollte sie weniger arbeiten als die Frau eines Australnegers oder eines Hottentotten?

Und die Tagelöhnerin auf dem Lande, welche zur Pflanzzeit den ganzen Tag mit gekrümmten Rücken steht, um die Kohlpflanzen in den Boden

zu senken, oder welche ebenso den ganzen Tag auf den Knieen umherrutscht, um Unkraut aufzusammeln, oder welche Kartoffeln aufhäufelt u. s. w. u. s. w., sollte sie weniger arbeiten als eine Frau auf den Tonga- oder Sandwichs-Inseln.

Und was bekommt die Frau, die im Schweiße ihres Angesichts für einen geringen Tagelohn gearbeitet, oder die Frau in der gedachten Weise ihre Haushaltung besorgt hat, was bekommt sie von dem Manne der bevorzugten kaukasischen Race, Scheltworte, Beschimpfungen, Püffe, Faustschläge!

Das es auch gute Ehen gebe, wird wohl kein vernünftiger Mensch bestreiten wollen, daß es aber auch unter den höheren Ständen sehr viel unglückliche Ehen giebt, beweisen die Scheidungen. Bei dem Vorurtheil gegen dieselben muß das Unglück schon sehr groß sein, ehe man es dazu kommen läßt und eine Scheidung setzt zum mindesten hundert unglückliche Ehen voraus, da bei neun und neunzig nur der Grad des Unglücks nicht so hoch gestiegen ist, um den Widerwillen gegen die Scheidung zu überwinden. Was soll man aber von der Achtung gegen das weibliche Geschlecht sagen, wenn seine Rechte nicht nur täglich auf die schnödeste Weise durch die Untreue des Mannes gekränkt werden, sondern wenn man gar den Mann berechtigt, der Frau einen Strick um den Hals zu legen, sie auf den Markt zu führen und sie dort öffentlich zu verkaufen, wie es in England geschehen durfte und wie es noch geschehen darf, da kein Verbot dieses Gesetz aufgehoben hat. So sehen wir denn, daß auch in den besseren Ständen nicht dasjenige zu Hause ist, was man gern auf den Segen der Cultur übertragen wissen will, es zeigt sich nämlich die Behandlung des weiblichen Geschechtes bei der kaukasischen Race durchaus nicht in einem Grade verschieden von dem Zustande der Weiber, selbst bei den niedrigst stehenden Naturvölkern, daß man wirklich berechtigt werde, von einer solchen Bevorzugung zu reden.

Viele sind so weit gegangen, die Speisen der Europäer als einen Beweis für die höhere Stellung in der Kette der Wesen anzuführen. Sie sagen, unter jenen wilden Völkerschaften ißt man Würmer, die man aus dem Bambusrohre zieht, ißt man Fledermäuse, ißt man Ratten, Eidechsenarten, ißt man Hunde und dergl. — sollte denn wirklich ein Krebs etwas Appetitlicheres sein als eine Ratte, sollte eine Auster minder Ekel erregend sein als ein fetter Engerling, sollten Schnecken weniger unappetitlich erscheinen als Fledermäuse, Froschschenkel weniger als Hunde.

Wir könnten aber viel weiter gehen. Ich glaube keinen Wilden ist es noch eingefallen, den Abgang und Auswurf eines Thieres zu essen! wir außerordentlich cultivirten und civilisirten Menschen essen nicht blos als

äußerste Delicatesse und zwar als solche, die man mit kolossalen Preisen bezahlt, die Nester der indianischen Schwalben, welche aus dem Schleim derselben und zerkleinertem Seegewürm bestehen, wir essen sogar recht eigentlich den Darminhalt mancher Thiere. Eine der berühmtesten unter allen Delicatessen ist der Schnepfendreck. Der ganze Inhalt des hohlen Körpers der geschossenen Schnepfe mit allem, was in den Gedärmen sitzt, wird fein farcirt, mit mancherlei Gewürzen geröstet und auf gerösteten Semmelscheiben genossen, es ist ein königliches Essen, kein Fürst kennt etwas Feineres als dieses. Aber auch die Wachteln und die Lerchen, auch die Stinte und die Neunaugen werden sammt alle dem gegessen, was ihr Magen und was ihre Gedärme enthalten und die Würmer betreffend, die in dem Bambusrohre und in dem Mark der Kohlpalmen sitzen, so essen die Europäer in Brasilien und der Guyana dieselben mit gleichem Appetit wie die Eingebornen. Die Creolinnen auf Mauritius lassen sich die Puppen einiger Wespenarten und andere große Larven, welche sich in hohlen Bäumen finden, sammeln, sie rösten und essen sie als Leckerbissen. Die ekelhafteste von allen Eidechsen, diejenige, welche am häßlichsten aussieht, der Leguan, wird von den Weißen, von Spaniern und Portugiesen in Amerika als Sonntagsgericht gegessen. Es kommt Alles auf die Gewohnheit an, wie sehr ergötzlich durch Waiblinger in seinem Festessen bei der Schulzenwahl geschrieben wird, wo der heimkehrende Bauer von der Schweinerei der Städter spricht, die in der Suppe fingerdicke Maden, nämlich die Engerlinge, gehabt. So waren ihm die Krebsschwänze vorgekommen. Was wir so hochmüthig für eine Bevorzugung der Race ausgeben, die gewaltige Cultur derselben, ist am Ende weiter nichts als der glänzende Schein, den der Verstand und die Bildung einiger weniger Leute auf die Gesammtheit der großen uncultivirten Massen wirft.

Das Aeußerste, was wir, wenn von einer Bevorzugung die Rede ist, zugestehen können, wäre die glückliche klimatische Lage, in der wir uns befinden. Das ist aber nicht ein Glück, das wir für uns allein haben, sondern welches wir mit den Chinesen theilen, die ganz und gar nicht der kaukasischen Race angehören. Waitz, einer unserer gründlichsten Anthropologen, sagt so geistreich als wahr, daß Alles darauf hinweist, wie die civilisirten Völker der Gegenwart sich erst allmälig aus dem Zustande ursprünglicher Rohheit emporgearbeitet haben, welche dann auch bei dem civilisirten Menschen immer gewissermaßen auf dem Sprunge steht, um sich davon zu machen, er fragt, wo denn die Bürgschaften blieben, daß ein solcher Rückfall in den Naturzustand für uns niemals eintrete, er fragt, wer anzugeben vermöge, wie viele Jahrtausende die jetzigen Culturvölker in jenem Zustande der Rohheit verharrten, und er fragt nach dem Beweise für die Meinung,

daß jene sogenannten, niederen Racen wirklich verurtheilt wären, auf jenen niederen Bildungsstufen zu verharren, wir könnten höchstens beanspruchen, einige Jahrtausende in der Cultur vor ihnen voraus zu haben und das sei ein viel zu kleiner Zeitraum, als daß er uns zu einem abschließenden Urtheile berechtigen könne.

Was der große Gelehrte hier sagt, haben die berühmtesten Culturvölker uns bereits bewiesen. Alle diejenigen, von welchen unsere Cultur stammt, Römer und Griechen, Perser, Assyrer und Aegypter, sind in den Zustand der entsetzlichsten Barbarei zurückgesunken, und in den heruntergekommenen Hechel- und Mausefallkrämern, Ziegenhirten oder Raubmördern Italiens und Griechenlands erkennt man so wenig die Kinder der Cäsaren wie die Nachkommen eines Perikles, Aristoteles, Sokrates, Aristophanes oder Aristipp, und eben diese Griechen standen doch auf einem so hohen Standpunkt der Cultur, daß ein Hökerweib in Athen einen Fremden auslachte, der ein Paar Worte an sie richtend, nicht im attischen, sondern im dorischen Dialekte sprach. Der Beweis ist zwar etwas drollig, denn wir könnten eben so gut sagen, ein Berliner Hökerweib soll den Schwaben mit seinem Dialekt auslachen, wie ein schwäbisches Hökerweib einen Berliner, ohne daß gerade deshalb die Cultur auf der einen oder der anderen Seite besonders hoch zu sein braucht. Die Thatsache wird aber einmal als ein Beweis der bis in die untersten Volksschichten gedrungenen Cultur angesehen werden, und wir wollen ihn in Gottes Namen dafür gelten lassen, da doch einmal wirklich festgestellt ist, daß die Cultur der Griechen eine bis an das Wunderbare grenzende gewesen ist — und dennoch sind sie gefallen, und so haben wir wirklich keine Berechtigung zu der Behauptung, der Standpunkt der weißen Race sei ein so ganz exclusiver. Wir selbst, ja wir sind allerdings sehr exclusiv, wenn schon in der That ohne zureichenden Grund.

Aberglaube.

Man spricht in wunderbarer Selbstüberschätzung davon, daß die europäische oder kaukasische Race frei von Aberglauben sei, was bei den anderen nicht der Fall. In der That, es ist schwer begreiflich, wie Jemand auf solche Behauptung kommt. Wollte er sagen Ich, er für sich und für seine Person, sei frei von Aberglauben, so stünde uns die Berechtigung zu, nach den Gründen seiner Ansicht über sich selbst zu fragen, oder auch allenfalls ihm zu glauben. Was aber die Menschen überhaupt, so weit es seine kaukasischen Verwandten sind — was sie betrifft, so sind sie nicht frei von Aberglauben. Vornehm und Gering läßt sich die Rose besprechen und hofft

davon Heilwirkungen, und bei manchen Leuten bringt der Aberglaube so mächtig und so tief ins Blut, daß die Heilung davon erfolgt. Die gebildeten Deutschen sind so albern, an Goldberg'sche Rheumatismus-Ketten, an Hoff'schen Malz-Extract und an den Spiritualismus (Tischrückerei) zu glauben. Vornehme und geringe Engländer glauben an die Revalenta arabica und an Arrowroot, und die Franzosen gar sehen auf allen Märkten ihrer großen Städte die rothröckigen, betreßten Quacksalber mit Andacht und kaufen ihnen im guten Glauben ihre Giftmischereien ab. Kein Neger und kein Türke erwartet von seinen Amuletten so ausgezeichnete Wirkung als Franzosen, Italiener, Spanier von ihren Heiligenbildern, welche sie in Papier an die Wände kleben, in Zinn gegossen um den Hals tragen, in Gold gefaßt wie Juwelen, sogenannte Kreuzpartikeln, über alle Begriffe theuer erkaufen. Diese letzteren vor allen Dingen schützen gegen alles mögliche Unheil und führen den Besitzer, trotz aller Sündhaftigkeit, direct in den Himmel. Ganz vernünftige, gebildete Menschen schneiden sich nur am Freitag die Nägel ab, weil das ein sicheres Mittel gegen Zahnschmerzen ist stopfen das Schlüsselloch ihrer Schlafzimmerthür mit Papier zu und stellen ihre Pantoffeln mit den Spitzen auswärts vor ihr Bett, damit der Alp sie nicht drücke. Von dem Häubchen, womit man das Köpfchen der gestorbenen Kinder bedeckt, schneidet man die Bänder ab, damit sie nicht daran saugen, damit sie sich nicht unter der Erde noch Jahre lang nach dem Begräbniß, in einem Scheinleben erhalten. Aus der ihnen beigegebenen Wäsche schneidet man die Namenszeichnung, weil sonst ein Mitglied nach dem anderen, von dem Verstorbenen nachgeholt wird. Ein gefundenes Hufeisen nagelt man auf die Thürschwelle, mit der Biegung nach der Wohnung gerichtet, damit das Glück eintrete. Man muß sich das Glück also sehr pferdemäßig vorstellen.

Auf den Rücken eines neu anzuschneidenden Brotes kratzt man ein Kreuz, weil es sonst ohne Segen genossen wird. Dreizehn dürfen nicht bei Tische sitzen, sonst stirbt Einer davon (dies ist allerdings vollkommen wahr, es sterben sogar alle dreizehn nach und nach). An solchem närrischen Aberglauben hängen sogar die gescheutesten Leute, und die berühmte Schauspielerin Rachel schreibt an einen ihrer Freunde — wenn ich nicht irre, war es Victor Hugo: „Man möge doch ja nicht lachen und das als Aberglauben bezeichnen", und sie führt an „wie sie mit ihm unter einem solchen bösen Omen bei dem und dem gewesen sei, und daß von den sämmtlichen Gästen nur noch sie Beide übrig seien, sie selbst aber schon dem Tode nahe." Und nun zählt die liebenswürdige Künstlerin die Personen auf, die von den vorhandenen dreizehn gestorben sind, beim Nachzählen findet man aber fünfzehn.

Man sieht hier recht die furchtbare Wirkung der ominösen Dreizehn, an welcher funfzehn Personen gestorben sind und eine sechszehnte den Tod erwartet.

Beim Bau der Häuser wird in der Regel auch Aberglaube getrieben. In Württemberg pflegen die Bauern, wenn es ihnen irgend möglich ist, einen lebenden Hahn unter dem Grundstein oder Eckstein zu begraben, in früherer Zeit soll man sogar Kinder in solcher Weise dem Tode überliefert haben, eine Barbarei, welche an das krasseste Heidenthum erinnert, in welchem auch das Glück durch Menschenopfer erkauft wurde.

Es giebt reiche Bauern, deren Felder zusehends wachsen, alle Jahre um ein Stückchen, indessen die Felder der Nachbarn, die nicht so gesegnet sind, sich in eben derselben Weise wunderbar vermindern. Auf dem Sterbebette fragen dann solche gesegnete Bauern den Geistlichen, ob wirklich diejenigen, welche Grenz- oder Marksteine verrückt haben, nach ihrem Tode umgehen. Sie sind sich des Unrechts bewußt und sie thun es dennoch; wenn die Angst vor dem Tode kommt, drückt sie der alte Aberglaube, der sie nicht gewarnt hat vor der That, sie nun aber ängstigt nach vollbrachter Uebelthat.

Solche abergläubische Ansichten und Gebräuche findet man vielfältig verbreitet, wo möglich in den Ländern, die sich der allerhöchsten Civilisation rühmen, noch mehr als in anderen. In der Dauphiné scheint der Aberglaube einen Grad erreicht zu haben, wie man ihn in dem aufgeklärten Frankreich wohl nicht vermuthen sollte. Die Berge liefern Steinkohlen, Gyps, Bergkrystall, Eisen, Kupfer und Blei. Sie lieferten früher auch Gold und Silber, aber der Berggeist, welcher jene Gegenden zu seinem Sitz gewählt hatte, wurde unwillig über die Zudringlichkeit der Menschen und hat ihnen seine reiche Schatzkammer verschlossen. Jetzt steht eine Jungfrau mit einem silbernen Kleide und einer goldenen Sense bewaffnet am Eingange der Schluchten und wehrt den Eingang. Manchmal hat sie wohl auch eine gute Laune und gestattet einem besonders Begünstigten den Eintritt, der dann übermäßig reich zurückkehrt, doch wehe dem, der ihm unberufen folgen sollte, es würde sich bald der Weg unter seinen Füßen verlieren und er würde in Abgründe stürzen, durch herabrollende Felsmassen zerschmettert oder von Lawinen begraben werden.

In allen alten Schachten, Grotten, Schluchten wohnen Hexen und Zauberer, welche für den blödsinnigen Menschen die Gestalt von Fledermäusen annehmen, aber wirkliche zweibeinige und zweihändige Geschöpfe sind, die darauf sinnen allerlei Böses zu üben. Die große Höhle von Balmen ist der Tanzsaal böser Geister gewesen, bis man an dem Eingang dieser Höhle der Mutter Gottes eine Capelle baute, welche sich dann um ihrer eigenen Sicherheit willen mit den Geistern in einen Kampf einließ und sie in den

unterirdischen See stürzte, welcher die letzte Abtheilung der Höhle füllt. Dort wohnen sie gefesselt und haben nur in der Johannisnacht Erlaubniß, frische Luft zu schöpfen. Dann erscheinen sie als Irrlichter, durchstreifen die Schluchten, stiften viel Unheil, verschwinden aber mit dem Morgengrauen.

Eine brennende Quelle, Wasser, durch welches Kohlenwasserstoffgas in Menge ausströmt und welches, wenn einmal zufällig angezündet, nunmehr fortbrennt, ist um so mehr ein Zeichen der Macht des Satans als es ja doch das Wasser ist, das brennt, während Wasser ja gerade das Feuer löschen sollte. Mit diesen Flammen schickt der Teufel aus seinem unterirdischen Palast Versuchungen aller Art, böse Gedanken, böse Wünsche und Vorsätze herauf, und will man sich nicht vom Teufel verführen lassen durch solche Träume, will man der ewigen Seligkeit nicht verlustig gehen, so muß man den Geistlichen Amulette abkaufen, welche mit dem von dem Evangelisten Lucas gemalten Portrait der heiligen Jungfrau und Mutter Gottes von Loretto in Berührung gewesen sind. Einem so Beschützten kann natürlich der Teufel nichts anhaben.

In allen Abgründen wohnen böse Geister und der daran Vorübergehende muß einen Stein hineinwerfen, damit die Bedeckung der bösen Geister immer schwerer wird. In der Johannisnacht laufen und schwärmen die Dämonen und Feen umher und besuchen alle Häuser, darum wird in der Johannisnacht diesen Geistern immer ein Mahl aufgetischt. Sie sind zu klein, um einen erhöhten Gegenstand zu erreichen, man deckt für sie daher auf dem Erdboden, setzt Brot, Milch und Wein dazu und befürchtet nicht, daß die vom saueren Wein gerinnende Milch den Magen verderben werde. Man fürchtet sich vor diesen Geistern, hält den Besuch in der Johannisnacht aber doch für ein Glück und freut sich sehr, wenn die hingesetzten Speisen durch Mäuse oder Katzen verzehrt worden sind, man glaubt sehr zuversichtlich, daß die Geister es waren, welche hier ihr Gastmahl gehalten.

Wenn es während der Sommerzeit lange nicht geregnet hat, so muß sich eine unbescholtene Jungfrau in der Quelle von l'Epine baden. Das Vergnügen, was der Berggeist an solchem Besuche hat, bewegt ihn tüchtig regnen zu lassen. Sollte es nach dem ausgeführten Bade noch nicht regnen, so würde dies ein sicheres Zeichen sein, daß das Mädchen sich einen Titel angemaßt, der ihr nicht gebührt.

In dem ganzen südöstlichen Theile von Frankreich längs der Alpen hat man eigentlich gar keine anderen Aerzte als die sogenannten Devins, die Wahrsager, die von Gott begeistert sind und den Uebergang zu den Hexen und Zauberern bilden, sie heilen alle Krankheiten an Menschen und Vieh durch Amulette, durch Beutel mit Pulvern oder Kräutern, auf geheimnißvolle Weise und unter Zaubersprüchen gesammelt, welche sie mit ähnlichen

Zaubersprüchen, die aber Niemand verstehen darf, daher sie nur gemurmelt werden, den kranken Menschen oder Thieren umhängen. Diese Devins helfen mittelst solcher Zauberwerke sehr häufig, selbst da, wo die Anrufung der allerbevorzugtesten Heiligen — deren Fürbitte sonst von großer Wirksamkeit ist — nicht hat helfen können, darum finden diese Wahrsager und Aerzte auch in jedem Hause einen gedeckten Tisch.

Auf Kreuzwegen darf man Nachts nicht stehen bleiben, am besten ist's, wenn man sie gar nicht bei Nacht betritt, denn von hier nehmen die Hexen immer ihren Weg zum Teufelssabbath. Sieht man solch' eine Hexe dennoch, so muß man sich wegwenden und hätte man sie erkannt, es bei Leibe Niemand merken lassen, weil man sonst nach und nach völlig zu Grunde gerichtet werden würde.

Dies Alles beweist uns, daß wir hochmüthigen Europäer um nichts besser sind als die allerroheſten Naturvölker, sie kokettiren doch wenigstens nicht mit hoher geistiger Begabung und mit Aufklärung, während wir damit prahlen, ohne daß etwas dahinter ist.

Ansichten der verschiedenen Zeitalter.

Frankenheim sagt in seinem Werke über Charakteristik und Physiologie der Völker, daß die Geistesbildung eines Volkes wie die eines einzelnen Menschen das Product zweier, von einander sehr verschiedener Ursachen ist, nämlich der natürlichen Anlagen selbst, welche angeboren sind und der Art, wie diese Anlagen entwickelt wurden, also der Erziehung. Aber diese Anlagen sind nicht dem Einzelnen angehörig, sondern gewissermaßen der Geschichte eines Volkes. Dasselbe ändert sich allmälig, geht aus seinem Naturzustande in einen anderen, höher entwickelteren über und ändert sich im Laufe der Jahrhunderte immer mehr. Betrachtet man also die Begabung als etwas Feststehendes, Unwandelbares, so geht man schon hier von einem ganz falschen Grundsatz aus. Die Gesammtmasse des Volkes ändert sich im Laufe der Jahrhunderte, wie sich der einzelne Mensch ändert im Laufe der Jahre. Wer geboren wurde in Griechenland zur Zeit seiner höchsten Blüthe, mußte natürlich ein ganz Anderer sein als der tausend Jahre später unter den wüthendsten Reibungen der politischen und religiös getrennten Parteien, oder der jetzt bei dem ganz heruntergekommenen Volke von Hirten und Räubern geboren wird. Der Germane, der zu Zeiten des Varus lebte, war unzweifelhaft ein ganz anderer als der fanatische Frömmler, welcher das Holz zum Scheiterhaufen des Huß herbeitrug und dem Unglücklichen die Worte: „o heilige Einfalt" entlockte. Und der Städter, welcher noch

zur Zeit der Reformation von dem einbeinigen Selbitz und dem einhändigen Götz von Berlichingen sich berauben und mißhandeln ließ und drob bei Kaiser und Reich klagte, statt den Räuber todt zu schlagen, ist ein ganz anderer als der jetzt diese Städte bewohnt, seiner Rechte und seiner Pflichten bewußt und nicht geneigt ist, sich treten und mißhandeln zu lassen.

Aber das ist nicht das Individuum, Bürger Hans oder Bürger Kunz, sondern es ist der Bürger des 16ten und des 19ten Jahrhunderts, in jenem verbrannte man Hexen, in diesem glaubt höchstens noch ein altes Weib an Hexerei, in jenem pfählte man den Ehebrecher und die Ehebrecherin von Rechts und von Kaisers wegen, in diesem überläßt man dem beleidigten Gatten, sich Genugthuung zu verschaffen, und so könnte man die Parallele Bogen lang fortsetzen, um zu beweisen, wie nicht Eines, sondern wie Alles anders geworden ist, daher denn jeder Einzelne anders geworden sein muß. Was ein jeder Einzelne thut, ist das Resultat des Thuns Aller, der Einzelne hat Beziehung zur Gesammtheit, so wie die Gesammtheit zum Einzelnen. Die Individuen werden zwar fortwährend wechseln, aber was sie insgesammt geleistet, wird von anderen Individuen aufgenommen werden und wird sich in diesen wieder zu einer Gesammtwirkung vereinigen.

Man hört so viel vom Geist der Zeit, vom Geist des Volkes sprechen, man will mit dem Zeitgeist fortschreiten und macht sich davon vielleicht so drollige Begriffe wie jener Schweizer, welcher sagt: was brauchen wir Zeitgeist, wenn wir Kirschengeist haben. Eine Wirkung dieses Zeitgeistes (aber nicht desjenigen, der mit Kirschengeist verwechselt werden kann) war die erste französische Revolution.

Sollte man wirklich sagen können, dieselbe sei aus der Ueberzeugung des Volkes hervorgegangen? Sollte nicht vielmehr das Zusammentreffen unglücklicher Einzelheiten in der Regierung von ein Paar französischen Fürsten, sollte nicht vielmehr die Entsittlichung der vornehmen Klassen, welche ihr Verderben auf die niedrigen übertrug, und das gleichzeitige Auftreten hochverdienter Männer und Volksredner daran schuld sein?

Durch Ludwig's XIV. lange Regierung, durch eine Reihe von höchst kostspieligen Kriegen, welche bei alledem den Ruhm des französischen Heeres nur in höchst zweifelhafter Weise vermehrten, durch die ungeheure Schuldenlast, in welche Frankreich gestürzt worden und durch die verkehrtesten Finanzspeculationen, welche das Uebel ärger machten statt es zu heben, war das an sich höchst arme Volk grausam genug unterdrückt und durch die Verpachtung der Abgaben, welche von den Generalpächtern schonungslos erpreßt wurden, konnte natürlich das vorhandene Unglück nicht gemildert werden. Nun folgte ein König, welcher allen Wollüsten ergeben, sich um die Wohlfahrt des Landes gar nicht kümmerte, wenn nur seine Tafel immer reich

besetzt und sein Bett durch immer neue Schönheiten gewärmt wurde. Der Adel und die Geistlichkeit schienen sich das Wort gegeben zu haben, alle Laster auf den Gipfelpunkt zu treiben und das hungernde Volk sah dem in tiefer Erbitterung zu.

Das würde Alles noch keine Revolution hervorgebracht haben, denn in dem Menschen ist viel mehr knechtischer und Sklavensinn, als Sinn für vernünftig gebrauchte Freiheit, daher wir auch sehen, daß da, wo die Freiheit das Banner trägt, das edelste aller Güter auf die schmachvollste, auf eine den Menschen beschimpfende Weise mißbraucht wird.

Nun erhob sich aber gleichzeitig, oder nahe nach einander eine ganze Reihe von ausgezeichneten Männern, welche die Macht ihrer Rede benutzten, um das Volk über seine Rechte aufzuklären. Montesquieu schrieb sein berühmtes Werk: „Der Geist der Gesetze," welches durch seine tiefsinnige Auffassung der Dinge andere gleichgesinnte Geister zu ähnlichen Leistungen anspornte.

Es hatten sich in Frankreich unter den wissenschaftlichen Männern zwei große Schulen gebildet, die der Encyclopädisten und die der Oeconomisten, sie faßten das damals bekannte Wissen nicht nur über die eigentliche Facultätsgelehrsamkeit, sie faßten auch die Meinungen großer Männer über das Wohl des Staates zusammen, und so kühne Männer, wie Diderot und Quesnay, gewannen einen an das Wunderbare grenzenden Einfluß auf das Volk in den wenigen Hauptstädten Frankreichs und besonders in Paris.

Nun aber kamen zwei Männer, welche dieselbe Sache ergriffen und obwohl sie sich selbst als Todfeinde gegenüber standen, und obwohl sie die verschiedenartigsten Waffen brauchten, der Eine die feine, stachelige Satyre, der Andere die grobe Wahrheit ohne alles verhüllende Gewand, doch ganz und gar auf dasselbe Ziel hinwirkten. Der Satyriker war Voltaire, selbst ein passabel verruchter Mensch, ein Gottesleugner, der mit den brennenden Nesselblättern seiner Ironie Alles geißelte, was jemals Heiliges empfunden und gedacht worden war, der jedes edlere Gefühl lächerlich machte und den Weg zeigte, auf dem man zur Abschüttelung aller Fesseln des Aberglaubens und des Wahnglaubens gelangen konnte. Der andere war Rousseau, dessen berühmtes Werk: le contrat social, die Schwächen der Gesellschaft aufdeckte mit unbeschreiblicher Härte und Derbheit, aber leider mit eben so großer Wahrheit (nicht leider, weil er wahr sprach, sondern weil wahr genannt werden mußte, was er sprach).

Die Schriften beider Leute begeisterten eine Reihe von edlen, tüchtigen Männern, welche fortarbeiteten in demselben Gedankengange, der von diesen Personen eröffnet worden war, und welche auf das Volk einwirkten, durch öffentliche Reden sowohl als durch Schriften, so daß schließlich ein Ausbruch

stattfand, der das Gräßlichste herbeiführte, was man sich denken konnte, das systematische Abschlachten aller Derjenigen, welche der herrschenden Partei im Wege waren, die Guillotine en permanence, die Noyaden und die Füsiladen.

Es hätten nur Rousseau und Voltaire, es hätten nur Diderot und Mirabeau zu verschiedenen Zeiten leben dürfen, so wäre all' das Gräßliche nicht geschehen, und so macht denn nicht die Zeit, sondern es macht das Zusammentreffen einzelner Umstände und das gleichzeitige Auftauchen großer Männer den Zeitgeist, und der Bildungsgrad des Volkes zeigt sich darin, wie Viele nöthig sind, um dasselbe zu bewegen. Ein Prophet war genug, um halb Asien umzuwandeln, vom Heidenthume zum Mohamedanismus zu bringen, je höher civilisirt der Mensch ist, desto mehr Kräfte müssen daran gesetzt werden, um ihn zu bewegen, aber der Impuls muß vorhanden sein, sonst tritt die Bewegung überhaupt nicht ein.

Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf die Culturfähigkeit.

Der Mensch ist verschiedener Stufen der Cultur fähig und die Cultur hängt nicht von der Race, sondern von der mehr oder minder glücklichen Stellung des Volkes ab. Man wird wohl nicht fehl greifen, wenn man Klima und Beschaffenheit des Bodens als wesentliche Momente, die Entwickelung einer Cultur begünstigend oder verhindernd, betrachtet.

Man ist gewohnt, von niederen und von höheren Racen zu sprechen, d. h. von minder oder mehr begabten. Wir haben bereits gesehen, wie wenig haltbar eine solche Annahme sei, obwohl dieselbe Ansicht immer wiederkehrt, immer von Neuem auftaucht, sich von Neuem geltend zu machen sucht. Man sagt, verschiedene große Menschenstämme befinden sich, seitdem wir sie kennen, in demselben unvollkommenen Zustande, den sie bei ihrer ersten Auffindung gezeigt haben, sie verharren darin trotz guter Lehren und trefflicher Beispiele, sie müssen folglich wirklich weniger Begabung haben.

Abgesehen von der blinden Ueberschätzung, welche der sogenannte, höher gebildete Mensch hier zeigt, und abgesehen davon, daß die Beispiele, welche diesen Unglücklichen gegeben worden sind, wahrlich nicht glänzend genannt werden dürfen, indem sie gerade mit den allerrohesten, mit dem Auswurf der Nationen zusammengekommen sind, ist die Reihe von Beobachtungen, welche wir haben, nicht nur viel zu klein, um wirklich einen erträglichen Schluß zu gestatten — es ist sogar auch das wirklich Beobachtete keineswegs geeignet, den voreiligen Schluß zu rechtfertigen. Was wir sehen, was sich auch wirklich auf Beobachtungen stützt, ist durchweg höchst zweifelhaft und

weist am wenigsten überall auf die Begabung, es weist vielmehr auf äußere Verhältnisse hin.

Unter diesen äußeren Verhältnissen steht wohl ohne Zweifel die Umgebung im allgemeinsten Sinne oben an. Im allgemeinsten Sinne, d. h. nicht blos schönes Wetter, sondern auch düsterer Himmel, milde oder rauhe Temperatur, reichliche oder kärgliche Nahrung, Fülle oder Dürftigkeit der Vegetation, bergiger oder ebener, fruchtbarer oder unfruchtbarer Boden, Nähe des Meeres, des Wassers überhaupt und endlich mehr oder weniger günstige Verhältnisse zu benachbarten Völkern. Je näher der Mensch dem Naturzustande ist, desto auffallender wirken alle diese Einzelheiten zu einer Gesammtheit verbunden auf ihn und er macht sich von ihnen um so mehr los, je mehr Kunst und Wissen bereits Eingang gefunden haben, dergestalt, daß da, wo Handel und Industrie, wo Kunst und Wissenschaft zu herrschen beginnen, der Einfluß dieser Aeußerlichkeiten immer mehr abnimmt bis zu einem Stadium, in welchem ihr Einfluß beinahe verschwindet, was dort der Fall sein wird, wo man durch diese Factoren, Kunst, Wissenschaft u. s. w., das zu ersetzen weiß, was die natürliche Umgebung versagt hat.

Unsere großen Residenzen haben den unfruchtbarsten Boden, den es auf Erden giebt, Granitsteinpflaster, auf welchem nichts wächst, doch fehlt es weder an Obst, noch an Gemüsen, weder an Getreide noch an Gewürzen. In unseren Residenzen wächst kein Holz, werden keine Steinkohlen gefördert, doch hat man Holz und Steinkohlen, weil der Handel sie herbeiführt. In ganz Paris würde keine Kuh ihr Leben fristen, doch fehlt es weder an Milch noch an Butter, weder an Käse noch an Fleisch, der Handel sorgt dafür, Alles herbei zu schaffen, was auf Steinpflaster nicht wachsen kann, und gerade darum verliert sich der Einfluß des sterilen Bodens, wie sich der Einfluß des Klimas verliert, weil man heizt, wenn es kalt ist, weil man die Straßen bespritzt, wenn es zu trocken ist u. s. w. Alles dieses kann der uncivilisirte Mensch nicht bewältigen und deshalb sind die natülichen Einflüsse um so mächtiger, je niedriger die Civilisationsstufe ist, auf der der Mensch steht.

Wenn wir vom Klima allein reden wollen, so können wir schon hierin erkennen, wie dasselbe wirke, wenn wir uns selbst betrachten. Jeder von uns ist hinsichtlich seiner geistigen und körperlichen Stellung von der Witterung abhängig. Es giebt Leute, welche sonst recht fleißig, doch bei sogenanntem schönen Wetter nicht arbeiten, viel lieber spazieren gehen mögen, es giebt umgekehrt Leute, denen bei diesem schönen, heiteren Wetter die Arbeit außerordentlich leicht ist, und welche sich dann nur ungern stören lassen, an Spazierengehen gar nicht denken und sich ungern dazu auffordern lassen, umgekehrt aber bei bewölktem oder Regenwetter nicht arbeiten mögen.

Ist hier bei Personen, deren Geist gebildet genug ist, um eine Nothwendigkeit anzuerkennen, um zuzugestehen, daß man sich nicht so beherrschen lassen dürfe — ist der Einfluß hier schon groß genug, wie wird er erst sein, wo eine geistige Vorbildung nicht stattfindet.

Treten wir der Sache näher, so sehen wir auch überall wiederkehrend den erschlaffenden Einfluß der großen Hitze und Feuchtigkeit bei den Bewohnern der Tropen, ja schon der heißeren Theile der gemäßigt liegenden Gegenden. Sie sind sämmtlich jeder Anstrengung feind. Bei den ganz rohen Menschen wird Vieles noch erklärt durch die reichliche Fülle von Nahrungsmitteln, welche sich ihnen ohne alle Arbeit darbieten. Ein Dutzend Cocosbäume und vier oder fünf Pisangstauden genügen zur Erhaltung einer Familie, die Frau fügt Leckerbissen hinzu, wenn sie die fingerlangen weißen Maden aus der Sago- oder der Kohlpalme oder einigen anderen sehr markreichen Pflanzen hinzufügt, und der Mann kann jeden Tag ein kleines oder größeres Wild erlegen, Krebse, Schildkröten oder Fische fangen, was braucht er zu arbeiten, was braucht er sich irgend wie zu bemühen, wozu sollte er fleißig sein? nichts treibt ihn zur Arbeit, er überläßt sich dem süßen Nichtsthun.

Wir haben vorher gezeigt, daß der gebildete Geist über dergleichen siegen könne, indem er Hülfsmittel erfindet, die ihm ersetzen, was zu seinen Annehmlichkeiten fehlt. Wir wollen nicht von den Bewohnern des südlichen Europa reden, denn diese können unmöglich zu den civilisirten Völkern gerechnet, wenn schon einzelne civilisirte Leute unter ihnen gefunden werden. Bei diesen Völkern macht sich die Naturumgebung, macht sich Klima und leichter Nahrungserwerb so außerordentlich breit, wie nur bei den Negern oder Amerikanern, oder den Insulanern des Großen Weltmeers, so weit sie in der heißen Zone leben; sie faullenzen, bis der Hunger sie schmerzt, dann arbeiten sie mit Grimm und Wuth ein Paar Stunden lang, um so viel zu erwerben als ihre in Oel gesottenen Macaroni- und Wassermelonenschnitte, oder Kastanien und Zwiebeln für die nächsten Paar Tage kosten. Es ist erstaunend wenig, was dieses kostet, also erstaunend wenig, was sie zu arbeiten brauchen, um es zu erwerben, aber dennoch fliehen sie die Arbeit von Neuem, sobald sie diesen kleinen Vorrath haben und erwarten erst den unabweisbaren Executor, den Hunger, welcher sie zum Arbeiten zwingt.

Das ist der rohe Mensch, der uncivilisirte, der Naturmensch. Wie steht's denn aber mit dem civilisirten in den Tropenländern? Durchaus nicht anders als mit dem allerrohesten Naturmenschen. Kommt ein Engländer, ein Franzose in die Gegend von New-Orleans oder Rio, so pflegt er am Anfang seines dortigen Aufenthalts wohl allenfalls einen kleinen Anlauf zu nehmen, um Etwas zu erarbeiten, sehr bald aber läßt dieses Be-

streben nach, das Klima gewinnt allmälig einen solchen Einfluß auf ihn, gewinnt eine solche Macht, daß er sehr bald von seiner gewohnten Thätigkeit sich trennt, daß er Alles seinen Dienern überläßt, wo möglich seinen Sklaven, daß er immer weniger und zuletzt im eigentlichen Sinne des Wortes gar nichts mehr arbeitet. Kaum ist er noch zu einer Jagd oder zum Spazierenreiten zu bewegen, die Anstrengungen, welche beide verursachen, sind ihm viel zu groß, er will in der Hängematte ruhen. Die Engländer in Indien machen es ganz eben so, sie sind sogar nicht einmal im Stande, in so weit das Vernünftige zu thun, daß sie sich des Schlemmens und Prassens enthalten, dessen sie von Hause aus gewöhnt sind: dieselben compacten Speisen, dieselben schweren Getränke, welche sie in Alt-England zu sich nehmen, genießen sie auch in Calcutta und sie gehen meistentheils daran zu Grunde und erklären dann, das Klima habe sie krank gemacht; aber sie wollen nicht anders, sie sind selbst zum Denken zu träge geworden, sie antworten auf solch' eine Bemerkung, sie sei unrichtig, denn alle ihre Landsleute, sobald sie nur wieder nach England zurückkehrten, würden gesund, obschon sie dort genau ebenso lebten wie hier.

Sie sind zu träge zum Denken, denn sonst würden sie so nicht antworten, sondern eben bedenken, daß das rauhe Seeklima ihrer Insel solche Lebensweise gestattet, während das überaus milde event. warme oder heiße Klima dieser Lebensweise feind ist.

Nun sind aber Europäer ganz anders erzogen, zur Arbeit angelernt, angewöhnt, indessen bei den sogenannten Wilden auch nicht eine Andeutung davon zu finden ist, wie sollen wir uns darüber wundern, daß der Angola-Neger nichts thun mag. Die Holländer sind zwar etwas phlegmatisch, aber auch sie haben eine Schulbildung genossen, welche in ihrem Vaterlande sie immerhin berechtigt, sich zu den unterrichteten Klassen zu zählen, auch müssen sie, wenn sie dem Kaufmannsstande angehören, wie es in der Regel der Fall ist, schreiben und rechnen, dann können sie wohl sagen, die dazu erforderliche Anstrengung sei nicht übermäßig groß, doch hört man sie, wenn sie einige Jahre auf Java, Sumatra oder Borneo zugebracht haben, laute Klagen führen über die Schwierigkeiten, die das geringste Nachdenken erfordert, über die trostlose Schwerfälligkeit in welche sie versinken. Sie scheuen sich in Folge dessen vor den Schrecken der Arbeit.

Es führt uns dieses auf die sehr natürliche Frage, ob die Europäer, welche sich für die begünstigte Race halten, für die höher stehende, wohl so weit gekommen wären, wie sie jetzt sind, wenn das tropische Afrika ihre Heimath wäre, ob sie dort heimisch seit dem Beginn ihrer Existenz wohl dazu gelangt wären, sich auf die stolze Höhe zu schwingen, von der sie mit so vieler Verachtung auf die armen Neger herabsehen, oder ob sie nicht selbst

auf der Stufe der Kindheit stehen geblieben wären, die sie den anderen Racen immer vorwerfen.

Ein anderer, ganz sichtbarer Einfluß des Klimas auf die Menschen liegt in ihrer früher oder später erfolgenden Reife. Das sehr warme Klima begünstigt die Entwickelung, das kalte hält sie auf. In unseren Gegenden tritt die Reife des Mädchens zwischen dem sechszehnten und achtzehnten Jahre ein, der männliche Körper ist erst zwischen dem zwei- und dem vierundzwanzigsten Jahre vollkommen ausgebildet, und wenn man jetzt wahrnimmt, daß viele junge Männer auch zu der Zeit der gesetzlichen Mündigkeit noch nicht ihren Geist und ihren Körper vollständig ausgebildet haben, so ist dies nur ein Zeichen, daß sie viel zu früh in dem Wahne waren, sie seien bereits Männer und daß sie sich in Folge dieser Annahme so gehen ließen, wie es eigentlich kaum zu verantworten ist, indem die Kräfte und Säfte, die nöthig waren, dem Körper seine Stabilität zu geben, verbraucht worden sind, ohne ihren Zweck zu erfüllen.

In dem heißen Klima der Tropenländer reift Alles viel früher und die Menschen auch. Die Zeit der Reife tritt beim Mädchen zwischen dem neunten und eilften Jahre ein, sie können im zehnten unbededenklich heirathen und ein Mädchen, welches zwölf Jahre zählt, wird so gut für eine alte Jungfer angesehen, wie bei uns ein Mädchen von dreißig Jahren. Das männliche Geschlecht reift auch dort ein wenig später, aber im sechszehnten Jahre heirathen die Männer gewöhnlich.

Es ist gewiß kein Glück, daß es so ist, abgesehen davon, daß auch das Alter verhältnißmäßig viel früher eintritt, ist die Zeit zur Ausbildung des Körpers zu gering zugemessen, daher es wohl kommen mag, daß die Gestalt der dunkel gefärbten kaukasischen Race, welche Indien bewohnt, so sehr viel zarter, man möchte beinahe sagen, so sehr viel schwächlicher ist als die der Europäer. Das Kind soll sich zur Jungfrau ausbilden, soll alle Eigenschaften der einstigen Mutter in sich vereinigen in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren — man begreift kaum, daß es möglich sei und wenn es denn doch eine Thatsache ist, so kann man sich kaum wundern, daß die Gestalt der Neuvermählten noch ganz kindlich ist und daß man ein Jahr später in ihr viel eher die Schwester als die Mutter des Kindes, mit dem sie tändelt, muthmaßt.

Man möchte fast glauben, daß die Frühreife lediglich daran schuld sei, daß die Völker, die ihr unterliegen, geistig zurückbleiben. Die Kindheit, die Zeit der mangelnden Reife ist diejenige, in welcher wir vorzugsweise bildungsfähig sind und darum auch auf niederen und höheren Schulen und auf Universitäten, in Erziehungs-Anstalten und Pensionaten ge- und verbildet werden. Diese Zeit dauert bei uns bis zum sechszehnten und vierundzwanzigsten Jahre.

Das letztere war dasjenige Alter, in welchem unsere Väter die Universität verließen und ein großer Fehler ist wohl unsere Treibhauserziehung, vermöge deren ein Knäbchen von 17 Jahren bereits die Universität bezieht und ein Knabe von 20 Jahren sie als fertiger Theologe, Jurist ꝛc. verläßt. Wie viel schlimmer dort, wo derselbe reif für das öffentliche und das häusliche Leben schon im sechszehnten Jahre all' die Sorgen übernimmt, welche noch zehn Jahre fern von ihm bleiben sollten.

Ein großer Vorzug des Menschen vor dem Thiere ist die größere Dauer seiner Kindheit; sie währt um so länger, je höher das Thier steht, beim Hunde länger als bei der Maus, beim Pferde länger als beim Hunde und noch viel länger bei dem Elephanten. Es scheint sogar mit dieser längeren Jugendzeit die Lebensdauer ziemlich parallel zu laufen. Von allen uns genauer bekannten Thieren (natürlich kann nur von Hausthieren die Rede sein) hat dasjenige die längste Lebensdauer, dessen Jugend die längste ist. Das Pferd ist erst nach zurückgelegtem vierten Jahre vollkommen ausgebildet, der Hund schon im Laufe des zweiten, dafür nennt man auch einen Hund von zehn Jahren schon alt, indessen ein Pferd von zwanzig Jahren nur deshalb alt ist, weil der unvernünftige Mensch das edle Thier erstens gar nicht zur Reife gelangen läßt, sondern es schon abarbeitet, ehe es diese erlangt hat, und weil er dasselbe alsdann erbarmungslos zu Tode martert. Der Verfasser hat ein munteres, muthiges Pferd gesehen, das bereits seit vollen 25 Jahren im Besitz desselben Mannes war, von ihm aber nicht als Füllen, sondern als junges, eingefahrenes Pferd, sechs- oder siebenjährig gekauft war. Dieses schöne Thier, welches mithin über 31 Jahre zählte, war so rasch, so muthig, daß es immer sich in die Zügel legte, d. h. gerne schneller gegangen wäre, als ihm gestattet wurde. Der Besitzer hatte niemals eine Peitsche bei sich, ein Schnalzen mit der Zunge war genug, um es zum rascheſten Trabe zu animiren und in diesem legte es täglich ein Paar Meilen zurück, allerdings nur mit einem leichten, zierlichen Wagen mit zwei, höchstens drei Personen beladen. — Das Pferd eines Wiener Fiakers oder eines Pariser Omnibus, täglich schwere Lasten hinter sich schleppend, magere Kost erhaltend, schlecht gereinigt, dafür zum Ersatz täglich mit mehr als einem Tausend Peitschenhieben tractirt — ein solches wird nicht über die Dreißig kommen, sondern es wird in seinem sechszehnten, höchstens in seinem achtzehnten Jahre dem Abdecker übergeben werden müssen; aber seine natürliche Lebensdauer sind die achtzehn Jahre nicht, es erreicht vierzig und mehr Jahre, wovon Friedrich des Gr. Schimmel und das Lieblingspferd des Murad Bey, welches er in der Schlacht bei den Pyramiden ritt und welches dabei verwundet in die Hände der Franzosen fiel, beweisen. Der Verfasser hat dieses edle Thier im Jahre 1827 auf den Gütern des Fürsten

Esterhazy gesehen, und da dasselbe zur Zeit seiner Gefangennahme die Kennzeichen seines Alters nicht mehr hatte, also wenigstens zehn Jahre alt war, so mußte es vierzig zählen, als der Verfasser es sah, und schwerlich hätte Jemand dasselbe für älter als zwölf oder vierzehn Jahre gehalten.

Der Mensch nun mit seiner fünfmal länger dauernden Jugend wird zwar nicht fünfmal so alt, kommt aber unter günstigen Umständen, weit über die Hundert, was man von den Südländern, deren Jugend um so viel kürzer ist, durchaus nicht behaupten kann.

Ein Klima mit sehr niedrigen Temperaturen, dem in der Regel eine äußerst dürftige Vegetation zur Seite läuft, hat in vielen Stücken gleiche Wirkung mit einem Klima von hohen Temperaturen, der Geist wird gedrückt, macht nur höchst ungern eine Anstrengung, ist auch wohl der Anstrengung nicht einmal fähig. Der Körper ist es, aber nur ungern folgt der Mensch dem Bedürfniß der Arbeit. Er muß ringen, er muß sich mühen und abarbeiten, aber es wird ihm schwer und es sieht beinahe so aus, als greife die viele und schwere Arbeit seinen Kopf so an, daß er sich gerne der Mühe des Denkens überhebt. Alle Bewohner des hohen Nordens längs des ganzen Randes von Asien, von Europa und Amerika, wie es scheint, sämmtlich der mongolischen Race angehörig, sind schwerfällig, schwer von Begriffen und ihr Blick reicht nicht über die natürlichen Bedürfnisse hinaus.

Sowie nachtheilig auf den Geist, so scheint die niedere Temperatur auch nachtheilig auf den Körper zu wirken, dieser bleibt zurück, die Eskimos, Finnen, Lappen, Samojeden sind klein von Gestalt, aber wahrlich nicht zart, auch befördert die Kälte keineswegs die Reife des Körpers. Es ist wohl möglich, daß die schlechte Art der Nahrung, die Arbeit, durch welche sie erlangt werden muß, daß die stete Sorge und die Anstrengung so nachtheilig auf den Körper wirken, je mehr dies aber der Fall ist, desto thatsächlicher tritt die Wahrheit der Behauptung hervor, daß in den äußeren Verhältnissen, welche den Menschen umgeben, dasjenige zu suchen sei, was bestimmend auf Geist und Körper wirkt.

In den Extremen findet sich selten das Gute und Zweckmäßige. Sehen wir das Menschenleben an, wie es sich uns täglich darbietet, so finden wir den unmäßig Reichen so wenig glücklich als den sehr Armen. Die reichen ungarischen Fürsten erfreuen sich solcher Einkünfte, daß die Civilliste der mehrsten Könige dieselbe nicht erreicht, und Fürst Esterhazy hat fünf Millionen Gulden jährlicher Einkünfte und wir wissen Alle, daß er damit nicht auskommt, sonst würde es nicht Esterhazy'sche Papiere auf dem Wiener Courszettel geben. Der Verfasser hat viele sehr reiche Leute kennen gelernt, kann aber nicht behaupten, daß bei irgend einem die geistige Regsamkeit groß genug gewesen wäre, um etwas Bedeutendes zu leisten, ein glänzendes

Geistesproduct zu liefern, eine Erfindung zu machen. Unter den griechischen Philosophen gab es einen, Namens Aristipp, der sehr reich war. Er kaufte einst ein rohes Rebhuhn für zwei Unzen Goldes und als ihm ein anderer Philosoph, Antisthenes, über die Verschwendung Vorwürfe machte, frug er ihn, ob er das Rebhuhn nicht auch essen würde, wenn es zwei Pfennige koste, worauf Antisthenes bereitwillig sagte: — „je nun, dann allerdings."

„Nun," erwiderte Aristipp, „so sehe ich noch immer keine Verschwendung, denn für mich sind zwei Unzen Goldes nicht mehr als für Dich zwei Pfennige.".

Trotz der ganz hübschen Antwort und trotz dessen, daß Aristipp ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter gewesen, hat er doch nie so Großes geleistet als die anderen griechischen Philosophen, welche weniger begünstigt waren. Das Leben darf dem Menschen nicht gar so leicht gemacht werden, aber auch nicht gar zu schwer; denn ebenso wenig wie das Schooßkind des Glückes, leistet der gepeinigte Stiefsohn desselben. Ein Mensch, der niemals das Leben von der heiteren Seite kennen gelernt hat, der immerfort mit Sorgen und Noth zu kämpfen hatte, wird eben so wenig einen hohen Schwung nehmen können als der Glückspilz. Es fehlt ihm die Elasticität des Geistes. Wie eine stählerne Armbrust, welche man gespannt in die Rüstkammer gehängt hat, nach einigen Jahren den Pfeil nicht mehr abschnellt, sondern in der ihr angewiesenen gekrümmten Lage verharrt, so auch der Mensch, dessen Geist von fortwährendem Druck erlahmt, oder dessen Körper durch unglückliche Verhältnisse gebeugt, dessen Rücken krumm geworden ist, so daß er ihn so wenig aufrichten als seine Phantasie in Thätigkeit setzen kann.

Die goldene Mittelstraße ist das allein Rechte und Wünschenswerthe. Nicht die Mittelmäßigkeit, sondern der mittlere Weg zwischen den beiden Extremen. Der Mittelstand hat immer Größeres und Bedeutenderes geleistet als der vornehme oder geringe, tausend guten Köpfen des Mittelstandes können die extremreichen Leute kaum einen gegenüberstellen. Es wird ihnen Alles zu leicht gemacht, ihr ganzes Leben fließt mühelos und im Spielen dahin, sie werden nicht einmal an ernste Beschäftigung, viel weniger an Arbeit gewöhnt, wo soll da die Entwicklung der schlummernden Kräfte herkommen.

Sowie wir es hier gesehen haben, ist es im großen Ganzen mit den Völkern. Es wäre thöricht, es wäre albern, zu sagen, die reichen Leute seien bornirt, aber es wäre dieses nicht mehr, als wollte man sagen, die Bewohner der Tropenländer seien bornirt. Nur die Entwickelung des Geistes fehlt und an diesem Mangel ist allerdings der Reichthum schuld. Weshalb

sollte der nachdenken, um seine Lage zu verbessern, der Alles hat, was die kühnste Einbildungskraft begehren kann. Der Bewohner der Tropenländer sitzt an einer stets gedeckten Tafel, wo wäre da die Sorge, wo Alles so im Ueberfluß vorhanden ist, nicht nur um sich zu sättigen, sondern um sich zu übersättigen und sich den Magen zu verderben, und dies geschieht auch oft genug. Welche seiner Kräfte soll er anspannen, um noch mehr zu erlangen, da er doch schon zu viel hat, er braucht sich nicht einmal einen Schutz gegen die Witterung zu bauen, ein Laubdach aus ein Paar übereinandergelegten Palmzweigen ist schon genug, er braucht sich keine Kleidung zu ersinnen, sie würde ihm lästig werden; und der ganz Arme, der Bewohner des äußersten Nordens, ist ziemlich in demselben Fall, nur aus entgegengesetzten Gründen, die fortwährende Noth hat ihn gelehrt, nichts mehr zu verlangen, sondern mit dem zufrieden zu sein, was Glück und Zufall bieten. Er braucht Schutz gegen die Witterung, aber da ein Zelt oder eine Hütte über der Erde, wie er sie mit seinen geringen Mitteln machen könnte, nicht Widerstand leisten würde, so lauscht er es dem Bären ab, wie er seine Wohnung baut und macht, er gräbt sich eine Höhle in die Erde. Er bedarf zwar der Kleidung, aber da weder bastgebende Pflanzen wie Hanf oder Flachs bei ihm wachsen, da auch keine Schafe ihre Wolle für ihn hergeben, so nimmt er das, was ihm zunächst liegt, das Fell des erlegten Thieres und kleidet sich darin. Beide, der Arme wie der Reiche, sind gleich übel daran, der Eine aus Mangel, der Andere aus Ueberfluß.

In der glücklichsten Lage sind nur die Bewohner der gemäßigten Zone und zwar der *sehr* gemäßigten. Hier giebt eine freundliche Natur zwar das Erforderliche her, doch nur gegen einen bedeutenden Tribut von Arbeit, hier spornt das nicht freiwillige Hergeben den Menschen zum Nachdenken. Er muß den Boden bearbeiten, um Getreide zu gewinnen, er muß den Baum pflegen, um gutes Obst davon zu erzielen, er muß den Wald bewirthschaften, um Holz zur Construction seiner Häuser und zur Heizung seiner Zimmer zu haben. Die Zahl der Thiere ist nicht so groß, daß ein Jeder nur beliebig zugreifen dürfte, er muß sich also Hausthiere anschaffen und sie pflegen. Er bedarf der Kleidung, aber er bedarf verschiedener, denn die Temperatur seines Jahres ist eine sehr ungleiche, so nimmt er denn den Bast der Pflanzen und vereinigt ihn durch Spinnen zu Fäden und durch den Webestuhl zu Zeugen und kleidet sich im Sommer damit, oder er nimmt die Wolle des Schafes und webt daraus Zeuge und kleidet sich im Winter damit, und er fügt dazu noch das Fell der Thiere, welche er erlegt, und so muß denn sein Geist vielfältig angestrengt werden, um allen seinen Bedürfnissen ein Genüge zu verschaffen und das ist das Rechte.

Wo die Natur zu viel thut, da thut der Mensch zu wenig und immer

weniger, je mehr von ihrer Seite geschieht. In diesem Falle pflegt er sogar den Geschmack an den Schönheiten der Natur zu verlieren. Der Italiener, der Grieche lacht uns aus, weil wir hinkommen, um seine Platanen, seine dürftigen Palmen, mit deren Blättern er zur Feier des Osterfestes Handel treibt (denn Früchte tragen sie selbst in Sicilien noch nicht) — er lacht uns aus, daß wir seine Orangen und Myrthen und die braunen Felsen, an denen sie stehen, bewundern; und daß wir nun vollends nach den Trümmern suchen, welche einer längst vergangenen Kunst angehören, hält er für Wahnsinn und er zieht aus diesem Wahnsinn Vortheil, indem er neuerdings Antiquitäten macht und sie an Leute verkauft, denen die Kunst so fern steht, wie den Italienern die Natur.

Die drei großen, südlichen Reiche und Halbinseln Griechenland, Italien und Spanien, von einer schöpferischen Natur überreich begünstigt, könnten von ihrem äußersten südlichen bis zum äußersten nördlichen Grenzpunkte ein wundervoller Garten sein. Die Menschen, welche keinen Sinn für Naturschönheit haben, lassen diesen Garten verkommen! mit einer wahren Vertilgungswuth hacken sie jeden Baum weg, der nicht Früchte trägt, es sei denn, daß er in dem Garten eines Großen oder eines Fürsten stehe, und die Landschaftsmaler, welche noch immer von den italienischen Landschaften entzückt sind, da sie doch, wenn man sie gewissenhaft befragt, nichts weiter als den zauberischen Ton rühmen können, machen ein förmliches Studium daraus, schöne Gegenden aufzusuchen, und an diesen Skizzen, wenn es Farbenbilder sind, kann man recht deutlich erkennen, wie verschieden das Auge der Menschen geschaffen ist, denn die nämliche Landschaft, welche viel hundertmal von vielen hundert verschiedenen Malern aufgenommen und skizzirt worden ist, erscheint bei jedem neuen Farbenbilde anders. Dies ist gewiß sehr interessant, aber einen anderen Zweck hat es nicht, denn die Landschaften von Tivoli, Frascati, Terni und Pausilip und der Blick über den Golf von Neapel mit dem Vesuv im Hintergrunde sind bis auf den Standpunkt des Malers immer dieselben — schön, gewiß sehr schön, aber doch gar nicht zu vergleichen mit der üppigen und prachtvollen Fülle, mit der saftigen Färbung, viel weniger mit der Erhabenheit und Majestät der steiermärkischen, der tyroler und der schweizer Landschaftsbilder, denen trotz aller ihrer Schönheit von Malern doch nicht so viel nachgelaufen wird, als den italienischen.

Man könnte sagen, in dem Volke läge überhaupt nicht viel Sinn für Naturschönheiten, dieser müsse erst ausgebildet werden und es sei darum das Eigenthum der höher, der besser Gestellten, welche Rücksicht nehmen könnten auf ihre Gefühle. Ein Glück, was den Armen versagt sei.

Das Volk betreffend, so würden wir dieses noch immer bestreiten müssen und „südlich“ vor das Wort setzen, wenn wir „ja“ zu der Behauptung

sagen sollten, denn jeder norddeutsche Bauer hat ein Blumengärtchen vor seinem Hause und einen Obstgarten, was schon dem Italiener nicht mehr einfällt, ja, was schon nördlich von den Alpen selten zu werden anfängt. Aber wir haben doch in Italien viele fürstliche Villen, welche Gärten von großer Ausdehnung haben, in welchen wahre Prachtexemplare von großen Bäumen stehen und nach welchen die Maler laufen, um ihre Studien zu machen.

Ganz gewiß, solcher giebt es Einige, wer sie aber näher kennen lernen will, nehme Gaudy's Reise nach Italien und Sicilien zur Hand und er wird erfahren, wie geschmacklos und wie vernachlässigt und wie antik Alles ist, und wie die Gärten aus dem 16ten oder 17ten Jahrhundert herstammen, noch immer das Gepräge der damaligen Zeit tragen, daß sie von ihren Eignern gar nicht besucht werden, eben weil auch diese vornehmen Personen nur wenig oder gar keinen Sinn für Naturschönheiten haben und daß sie im Grunde nur noch da sind zum Unterhalt des Gartenaufsehers, der die Trinkgelder in Empfang nimmt.

Wie schön sind dagegen die Parks unsrer reichen Gutsbesitzer von 20, von 50, von ein Paar hundert Morgen Flächeninhalt, wie schön die der reichen Lords in England, welche gleich die ganze Landschaft in ihren Garten ziehen sammt Pachtgehöfen und kleinen Dörfern, sammt den hindurchgehenden Landstraßen, Canälen oder Flüssen, wodurch natürlich solch' ein Park die größtmöglichste Ausdehnung erhält, was aber allerdings nur einem Herzog möglich ist, dem das ganze Ländchen gehört und von dem die einzelnen Stücke unter genau vorgeschriebenen Bedingungen zur Erhaltung der landschaftlichen Schönheit abgepachtet sind.

Aber all' dergleichen könnte nicht entstehen, wenn nicht der Sinn für die Schönheiten der Natur vorhanden wäre und wenn der Mensch sich nicht daran freuen wollte. Uns entzückt eine Blume, der Italiener geht höchst gleichgültig daran vorüber, uns entzückt ihr Duft, den Südländer widert er an. Ein Veilchenstrauß im Knopfloch kann den Tod einer empfindsamen Dame zur Folge haben und beinahe sprichwörtlich ist die Redensart: „der Gestank (la puzza) ist mir gleichgültig, aber die Wohlgerüche bringen um." Wenn eine elegante Nordländerin eine Gesellschaft besucht, und sie hat einen, wenn auch den feinsten Parfüm zu ihrer Toilette verwandt, so kann sie diese Worte sehr oft hören. Die nordische Bäuerin schmückt sich zum Kirchgange oder zum Tanz immer mit einem Blumenstrauß, das fällt der Italienerin gar nicht ein, und der Liebhaber würde sich bei ihr durch Darreichung eines solchen wohl schwerlich sehr in Gunst setzen, was dagegen den Südländer entzückt, ist die Unnatur. Ein großer Spectakel, eine Thierhetze, eine Hinrichtung, eine Tarantella, oder ein anderer Tanz, bei welchem er mit einer unbeschreiblichen Wuth so lange Beine und Arme schleudert, bis er völlig

erschöpft ist, wobei wohl zu bemerken ist, daß er in der einmal aufgeregten Leidenschaft gewaltig viel aushalten kann und in dieser einen Nacht eine Arbeitskraft aufwendet, welche genügend wäre, einen Morgen Landes mit dem Spaten umzuarbeiten, was wieder derselbe Italiener in einem ganzen Monat nicht fertig bekäme.

Der Nordländer kann sich schweigsam an der Natur und deren Schönheiten erfreuen, der Südländer kann sie nur benutzen, dem ersten ist sie „die erhabene, heilige Göttin, dem andern eine milchende Kuh, die ihn mit Butter versorgt", der Nordländer kann schwärmen, der Südländer nur rasen, dem Nordländer ist ein prachtvoller Sonnenuntergang, ein schön gestirnter Himmel das Herrlichste, das Heiligste. Der Südländer rührt darum nicht Hand noch Fuß, aber wenn eine Illumination zu sehen, wenn ein Feuerwerk abgebrannt, wenn mit Flinten und Pistolen gehörig geknallt wird, dann ist er dabei, dann ist er entzückt, das sind seine Freuden, das ist was Reelles. Geräusch, betäubende Musik, wüthendes Tanzen sind ihm wesentliche Bedingungen zur Freude, man sieht also, daß eine zu große Gunst der Natur den Menschen nicht gerade liebenswürdig macht, und selbst dasjenige, was man von den Südländern rühmt, die große Gastfreundschaft, findet ihren Wiederhall sehr verstärkt im Norden.

Personen, welche die Vereinigten Staaten besucht haben, sind ganz entzückt über die Liebenswürdigkeit der Plantagenbesitzer, der reichen Pflanzer. Diese sind höchst zufrieden einen Menschen zu sehen, und bieten Alles auf, um ihn zu fesseln, ihn noch einige Tage festzuhalten, dabei spricht sich eine Urbanität, eine Feinheit des Benehmens und eine Freimüthigkeit aus, welche unmöglich allein dem Reichthum zugeschrieben werden kann. Personen von sehr reifem Urtheil schreiben dies dem Klima zu, welches sie ohne Mühe mit Allem versieht, was sie brauchen, welches sie mit seinen Wohlthaten gewissermaßen überhäuft. In Vergleich wird damit gestellt die schroffe Abgeschlossenheit des Bewohners der nördlichen Unionsstaaten, welcher keine Zeit hat zur Freundschaft und zur Unterhaltung, welcher sich in einem fortwährenden Ringen und Streben, in einem fortwährenden Eifer, den Nachbar zu überbieten, befindet, welcher berechnet was die Zeit ihn kostet, die er auf seine Freundschaft verwendet und was er hätte in dieser Zeit verdienen können. Dem Südländer soll dagegen diese unruhige Geschäftigkeit fremd sein, er soll sich als freier Bürger einer Republik jedem Fürsten ebenbürtig und doch als Plantagenbesitzer in der Fülle unumschränkter Gewalt über seine Sklaven viel höher als ein einfacher Bürger fühlen; höchst verschiedene Verhältnisse, welche allein Niemand hervorbringt, da die Bewohner beider Theile der Union, des nördlichen wie des südlichen, Einem Volke angehören.

Hier findet sich ein entschiedener Irrthum, erstens sind diese Leute nicht

derselben Abkunft, im Süden der Union, namentlich in der reichen Louisiana, sind die größten Grundbesitzer Franzosen oder directe Abkömmlinge von solchen, auch Mischlinge von Franzosen und Spaniern, von Franzosen und Engländern. Solche von reiner anglo-amerikanischer Abkunft sind im Süden der Union viel seltener und es sind häufig Franzosen, selbst wenn der Name ganz engländisch klingt, er ist dann nur durch die Aussprache verdorben und die verdorbene Aussprache hat sich selbst in die Schreibart übertragen. Eine Familie heißt: Peabody (Erbsenbauch). Der Mann hat wohl nicht gedacht, daß man seinen schönen französischen Namen Pibodière in solcher Weise verderben würde. Ein Anderer heißt: Doolittle (Thuwenig), der französische Name aber ist: de Lautel. Ein Anderer heißt: Bokseller, sein französischer Name aber ist: Beausiller — so könnte man die Beispiele beliebig vermehren, mit der gleichen Abstammung wäre es also nichts, aber mit der durch das Klima hervorgerufenen Gastfreundschaft ist es auch nichts. Schwerlich kann dieselbe noch viel weiter getrieben werden als in Ungarn, wo ein jeder Gutsbesitzer entzückt ist, wenn ein Fremder ihn besucht und wo einer dem anderen den Gast abjagt, oder wie in Rußland, wo das Erscheinen eines Gastes Festlichkeiten über Festlichkeiten hervorruft, oder wie in Schweden und Norwegen, wo nicht blos der reiche Gutsbesitzer, sondern auch jeder Bauer eine solche Gastfreundschaft entwickelt. Sie liegt in der Vereinsamung der Personen, man glaube doch ja nicht, daß die hochgerühmte nordische Gastfreundschaft in den Städten zu Hause ist, auf das Land muß man gehen, wenn man sie finden will, und da erklärt sich Alles von selbst lediglich dadurch, daß, danz abgesehen von dem Klima, der Mensch ein geselliges Geschöpf ist und daß er diesem Geselligkeitstriebe in den Städten auf jede ihm irgend beliebige Weise Folge geben kann, auf dem Lande aber nur dann, wenn ein Gast ihn besucht, daher er ihn mit Freuden empfängt und ihn gerne und wohl bewirthet um so mehr, als er wohlhabend ist, als ihm die Mittel nicht fehlen.

Dies würde genügen, um die Gastfreundschaft der reichen Creolen zu erklären, so weit sie französischer Abkunft; diejenigen engländischer Abkunft sind es nicht, oder sind es doch bei weitem weniger und ihr wildes, habgieriges Treiben spricht sich auf den Quais von New-Orleans gerade so wie auf denen von New-York aus, allein im Uebrigen wollen wir dem Klima gerne seinen Einfluß belassen, wenn er auch in dieser einen Richtung bestritten werden müßte.

Einfluß des Klimas auf die Thiere.

Am Auffallendsten sehen wir den Einfluß des Klimas hervortreten bei denjenigen Thieren, welche wir uns erzogen haben, welche wir uns als Hausthiere angeeignet haben. Der civilisirte Mensch kann ohne das Rind, das Schaf, das Pferd und den Hund kaum mehr durchkommen, er zählt zu seinen Hausthieren noch das Schwein, die Ziege; unter dem Gefieder die Gans, das Huhn, die Taube; alle diese Thiere in den unzähligen Abarten, welche sich im Laufe der Zeiten gebildet. Wo der Mensch hingegangen, überall hat er diese Hausthiere mit sich genommen, und aus seiner Obhut entsprungen, sind sie wieder zurückgegangen in den Naturzustand, sind sie von Neuem verwildert. So in Süd- und Nordamerika die Pferde und die Rinder, welche dort Heerden bilden, die nach Millionen zählen, so die Hunde in den Pampas, mittelst deren einst die Spanier versuchten, die unglücklichen Eingebornen zu unterjochen und welche jetzt sich zu solchen Schaaren angehäuft haben, daß sie zu höchst gefährlichen Raubthieren geworden sind, welche oft genug Mann und Roß anfallen und zerreißen, wie die Wölfe in Polen es noch thun.

Wohin der Mensch seine Hausthiere geführt hat, sie mußten sich immer erst acclimatisiren. Die thierische Natur ist ziemlich biegsam, sie ist nicht starr wie die der Pflanze, welche sich von einem gewissen Maße nichts abdingen läßt, welche zu Grunde geht, wenn ihr zu viel oder zu wenig Wärme zugeführt wird, wie wir jederzeit in unseren Zimmern wahrnehmen können, wenn wir z. B. einem Obstbäumchen den Winter nehmen, oder einem Cactus den ewigen Sommer. Das Bäumchen der Obstorangerie fordert eine allmälige Erniedrigung der Temperatur bis unter den Gefrierpunkt des Wassers, es will seinen Winterschlaf haben. Der Cactus, die Aloe, die verschiedenen Palmenarten, die man in unseren Treibhäusern sieht, verlangen eine Temperatur von 12—15° Wärme während des Winters, und läßt ein unvorsichtiger Gärtner das Feuer im Treibhause ausgehen und die Wärme bis unter den Nullpunkt herabsinken, so sind alle kostbaren Pflanzen unrettbar verloren.

So wie diesen die Wärme, so ist unseren Pflanzen die Kälte nöthig, daher können wir unsere Obstbäume nicht nach Brasilien, oder nach Indien verpflanzen und die Bewohner müssen sich mit den wirklich schlechten Früchten der Tropengegenden begnügen, welche zwar wie die Bananen und die Cocosnuß treffliche Nahrungsmittel sind, aber nicht Obst, wie wir es lieben.

Es ist durchaus anders mit den Thieren, welche der Mensch sich zu

Gefährten erzogen hat, es ist durchaus und im Allgemeinen so, denn ein Eisbär und ein Polarfuchs können so wenig in Italien leben wie eine Giraffe oder ein Rhinoceros am Finnischen Meerbusen. Würde es größere Thiere geben, die nur ein Viertel- oder ein Halbjahr leben, wie es solche Pflanzen giebt, so würden wir das Gesagte sehr beschränken müssen. Man hat vielfältige Versuche mit europäischen Getreidearten gemacht und sie können in den Tropenländern so gut als bei uns gezogen werden und in den hochnordischen Gegenden, in denen zur Zeit des Sommersolstitiums die Sonne beinahe gar nicht untergeht und ein Vierteljahr lang nicht Tag und Nacht, sondern nur Tag und Dämmerung mit einander wechselt, kann man mehrere nur ein Halbjahr dauernde Pflanzen Aegyptens oder Arabiens ziehen u. s. w. In derselben Art würde es mit Thieren möglich sein, wenn ihre Lebensdauer eine so kurze wäre, und viele Insecten, bei denen es der Fall ist, befinden sich dort auch ganz vortrefflich, die Moskitos stechen am Nord-Cap eben so schmerzhaft als in Florida.

Aber trotz der Acclimatisation gehen doch mit den Thieren bedeutende Veränderungen vor. Das Pferd und das Rind bekommen im Norden eine reichliche Haardecke, so dicht und so wärmend wie der Pelz des Elennthiers, das Haar wird sogar flockig, umgekehrt erhalten Pferd und Rind eine immer dünnere Behaarung, je weiter man sie nach Süden nimmt; noch viel auffallender ist es beim Schafe, das in den heißen Gegenden die feine Wolle gänzlich verliert, und nur die lange, struppig grobe Wolle übrig behält, ebenso mit den Gänsen und Enten, denen allmälig der erwärmende Flaum ganz ausgeht und welche nur die harten Deckfedern übrig behalten. Die Thiere sind acclimatisirbar, aber sie verlieren manche von ihren Eigenthümlichkeiten, viele sogar diejenigen, wegen deren man sie zieht. Ganz anders ist es mit dem Menschen, das ist der eigentliche Kosmopolit. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man einen Neger aus seiner Heimath nach dem mittleren und nördlichen Europa verpflanzen könne, ohne daß seinem Körper dadurch ein eigentlicher Schaden geschähe. Umgekehrt kann auch der



Das langwollig werdende Schaf in Brasilien.

Nordländer unbeschadet seiner Gesundheit nach Jamaika oder nach Calcutta verpflanzt werden, und wenn die Engländer es nicht zugeben wollen, auf sich selbst weisend und wie sie dem übermäßig heißen Klima unterliegen, so kommt dies nicht von dem Klima, sondern vielmehr von ihrer Abneigung, sich dem Klima anzubequemen, her. Würden die Engländer in Indien leben wollen so wie die Indier, so würden sie gesund sein wie diese, aber sie wollen leben wie sie es von England her gewohnt sind, und das geht nicht einmal mehr in Wien oder in Triest ohne Gefahr für die Gesundheit, viel weniger an den Ufern des Golfs von Mexico.

Warum der Mensch sich leichter acclimatisirt, ist bald zu fassen, er hat kein festgewachsenes Kleid, sondern ein solches, was er sich nach Belieben enger oder luftiger, leichter oder schwerer und wärmer machen kann. Das Thier muß erst mit der Zeit durch Hülfe der Natur seines beschwerlichen Kleides los werden oder im Gegentheil das Heranwachsen eines derberen erwarten, der Mensch braucht darauf nicht zu warten, er zieht an und aus was ihm beliebt, und er könnte nöthigenfalls in Indien oder auf den südasiatischen Inseln so gut nackend gehen wie der Dajak und der Hindu, so wie er sich am Nord-Cap und am ganzen Nordrande der beiden ungeheuren Continente in Pelze kleidet, welche auf anderer Geschöpfe Leibern, nicht auf dem seinigen gewachsen sind. Von ähnlichem Einfluß ist die ganze Lebensweise, immer wird er wohl thun, sich nach Landesart und Sitte zu fügen. Das Thier verläßt seine Gewohnheiten nicht, weil es nicht überlegt, was ihm gut thut, der Mensch ist ein Narr, wenn er eben so verfährt, dazu gab ihm ja Gott den Verstand, und wenn er denselben anwendet hier in dem vorliegenden Falle, so wird er nothwendig darauf geführt werden, das Angedeutete zu thun und Landesart und Sitte anzunehmen; wo es nicht geschieht, entsteht nicht selten das größte weit verbreitete Unglück daraus. So sind Millionen von Menschen in Mexico und Peru und Chile Opfer der fürchterlichen Erdbeben geworden, welche unschädlich an ihnen vorübergegangen wären, falls sie gleich den Eingeborenen von Holz gebaute Häuser hätten, statt dessen thürmten sie schwere Steinmassen auf einander, oder sie bauten wenigstens aus gebrannten Ziegeln, aus Luftziegeln, und wenn nun das entsetzliche, erschütternde Ereigniß eintraf, so wurden sie unter ihren Lehm- oder Kalksteinwänden begraben, verschüttet, oder es wurden ihnen nur einzelne Gliedmaßen zermalmt, sie aber durch die stürzenden Massen gehalten, dem Hungertode preisgegeben.

Das gute Haus eines eingebornen Mexicaners oder Peruaners besteht aus einigen Hauptpfählen, durch Balken unter einander verbunden, die Wände bestehen mehrentheils aus Flechtwerk und sind mit Lehm oder Kalk übertüncht, die Dächer bestehen aus Sparren und Latten von Rohr, über

denen große Blätter von verschiedenen Pflanzen, Palmzweige und dergleichen liegen, die selbst einem tropischen Regen trotzen und das will viel sagen, denn Dachziegeln thun das nicht.

Solche Wohnungen sind zweckmäßig und gewähren vollständig das Erforderliche, um so mehr als man sie beliebig vergrößern kann, als nicht blos ein Raum solcher Art das Haus bildet, sondern zehn und zwanzig an einander gereiht werden können bis zu der Ausdehnung, welche der anspruchsvollste Reichthum verlangt, aber die Vornehmthuerei wird allerdings nicht befriedigt. Der Abkömmling eines spanischen Zwiebelkrämers oder Schusters, der sich in Neu-Spanien keck „Sennor Don" &c. schreibt, muß in einem steinernen Hause wohnen und muß sich darin begraben lassen.

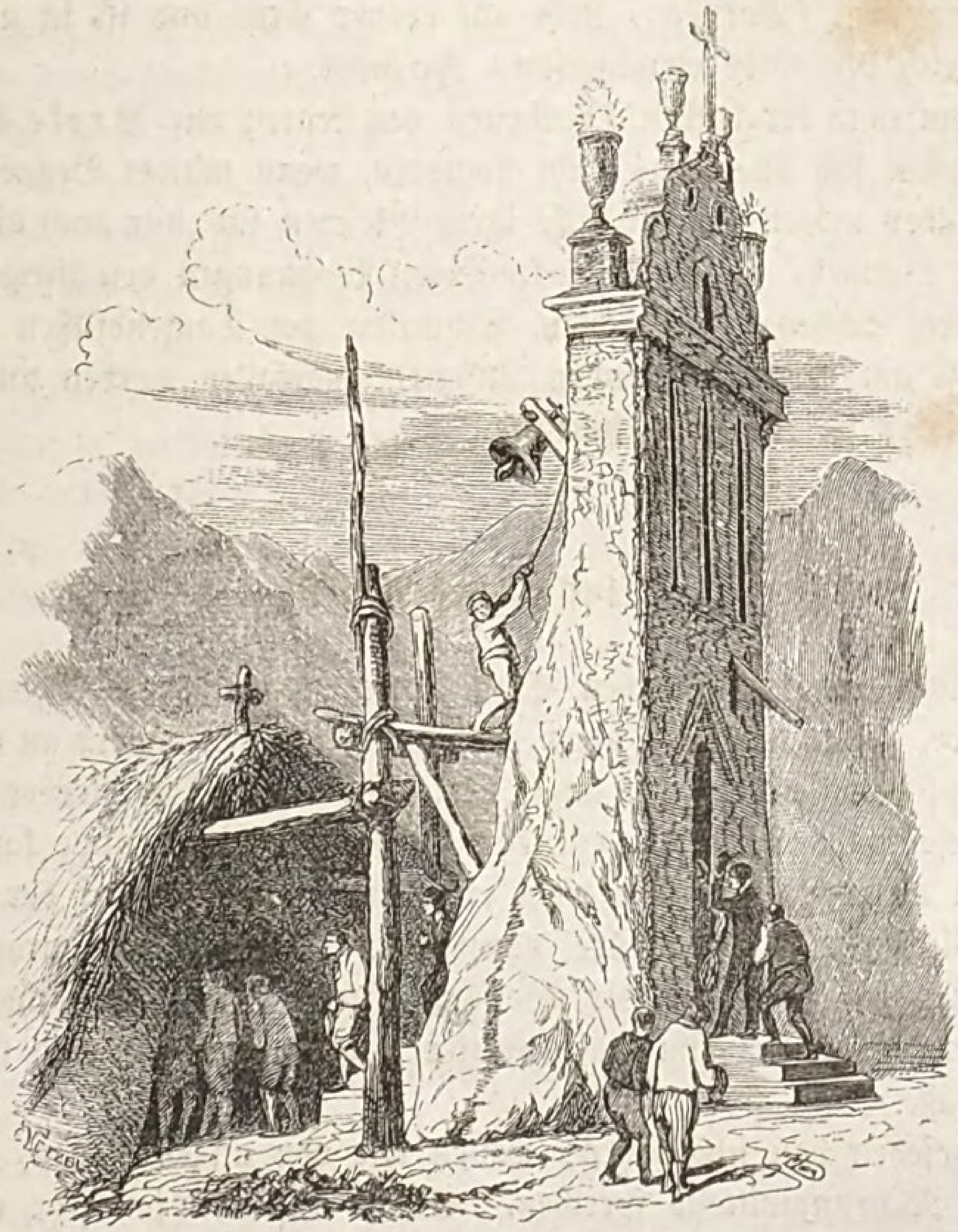
Auch die spanische Geistlichkeit hat viel zu diesem unheilvollen Beginnen beigetragen. Sie hat die Gotteshäuser, die Wohnungen der vornehmen Geistlichkeit und die Klöster so großartig gebaut, wie man sie nur in Spanien findet, ganz begreiflich, denn sie kosteten weiter nichts als so und so viel tausend Menschenleben, Eingeborene, die man zusammentrieb, die ohne Lohn arbeiteten und auch noch ihre Nahrung mitbringen mußten und verschmachteten, wenn es ihnen bei ihrer Mittellosigkeit und der großen Härte und Grausamkeit der Spanier an Nahrung gebrach.

Nach diesen ungeheuren Kirchen drängte sich bei den ersten Zeichen der Erschütterung des Erdbodens der größte Theil der Einwohner, ein Jeder um seinen Schutzheiligen zu bitten, das Unglück von ihm (dem Pflegebefohlenen) abzuwenden. So durfte denn nur eine Mauer stürzen, um 2000 Unglückliche mit einem Schlage zu vernichten.

Später wurden die Kirchen wenigstens nicht mehr gewölbt, es wurden auf die senkrecht geführten Mauern Querbalken gelegt und auf diese das Dach gestellt. So beschaffene Kirchen konnten schon länger Widerstand leisten und an den mächtigen Rissen und Sprüngen, welche man an vielen derselben wahrnimmt, kann man auch sehr unzweideutig sehen, daß sie gewaltige Erschütterungen überdauert haben ohne zu stürzen. Die neuere Baukunst ist noch um einen Schritt weiter gegangen, man hat nur noch die Façade in ziemlicher Breite und Höhe und nach allen Regeln der Geschmacklosigkeit und der Ueberladung mit architektonischen Verzierungen aus Stein ausgeführt, die Kirche selbst ist ein dürftiges Holzhaus mit Rohr und Palmzweigen gedeckt, welches man, damit die unschöne Anordnung nicht gar zu offen sichtbar werde, gewöhnlich zwischen zweien Häusern versteckt hat, so daß man davon nichts sieht, kaum etwas ahnt und um so mehr überrascht wird, wenn man Eintritt in die Kirche nimmt (s. die Zeichnung S. 583).

So komisch ein solches Prachtgebäude mit einem so elenden Anhange aussieht, so ist dieser letztere doch wirklich das einzig Zweckmäßige, und es

ist auch überall von den Eingebornen angewendet, nur die Eingewanderten haben sich bis jetzt noch dagegen gesträubt.



Auf den großen südasiatischen Inseln bauen die Leute ihre Wohnungen auf Pfählen hoch, mitunter 20 Fuß hoch in der Luft schwebend. Sie thun sehr wohl daran aus zweien Gründen, sie können nicht leicht von Feinden überfallen werden und können, wenn es geschehen sollte, sich aus der Höhe ziemlich gut vertheidigen. Der eigentliche Grund von dieser Bauart ist jedoch in der sumpfigen Beschaffenheit ihrer Wohnsitze zu suchen. Rundum an den Ufern dieser großen Inseln haben die Eingebornen die Flußniederungen aufgesucht und diese werden, überhaupt schon von sumpfiger Beschaffenheit, doch alljährlich durch die periodischen Regengüsse so überschwemmt, daß eine Erhöhung ihrer Wohngebäude über dem Erdboden zur Nothwendigkeit wird.

Der Engländer Broke, ein Mann von so großer Umsicht als Energie, ein Wohlthäter der malayischen sowohl als der dajakischen Eingebornen, ge-

achtet und geliebt von Allen hat sich doch über sein Vorurtheil als Engländer nicht so weit erheben können, um sich dieser Art zu wohnen anzubequemen, und seine Wohnung, in der durch ihn zu wirklicher Bedeutung gelangten Stadt Sarawak (Borneo), steht auf ebener Erde und ist in allen Einzelnheiten gleich der eines engländischen Farmers.

Wenn man dergleichen Thorheiten von Leuten wie Broke begehen sieht, so kann man sich allerdings nicht wundern, wenn minder Begabte es eben so machen, aber mögen sie und alle ihres Gleichen sich nur auch nicht wundern, wenn sie nunmehr in den unzweckmäßigen Wohnungen von giftigem Gewürm, von kleinen Schlangen, Eidechsen, Schnecken, von Tausendfüßen und unzähligen, sonst am Boden gleitenden Insecten angefallen werden und wenn bösartige Fieber sie frühzeitig hinraffen.

Einfluß der Nahrung.

Welch' einen wesentlichen Einfluß die Nahrung auf Thier und Menschen habe, sahen wir, wie schon oben angedeutet, besonders an den Insecten, welche auf gewisse Pflanzen angewiesen sind und welche sterben, wenn man ihnen diese Nahrungsmittel entzieht. Eine Wolfsmilchraupe kann den giftigen Saft dieser Pflanze sehr wohl ertragen, obschon er auf der menschlichen Haut Blasen und Geschwüre verursacht. Eine Ligustrumraupe auf die Euphorbien gesetzt, welche wir Wolfsmilch nennen, müßte nothwendigerweise verhungern, denn sie frißt dieses Futter nicht und müßte auch sterben, wenn sie es fräße.

Abgesehen von schädlichen, wollen wir von angemessenen, den Thieren nöthigen Nahrungmitteln sprechen. Schafe befinden sich sehr wohl auf der allerdürftigsten Weide, nicht auf dem Stoppel-, sondern auf dem Brachfelde, welches während des Sommers mehrmals umgekehrt wird und daher nur Zeit hat, einzelne Hälmchen zu entwickeln, welche die Schafe zwischen den Schollen hervorsuchen. Dabei bleiben sie gesund, liefern reichlich Wolle und haben auch Milch genug, um ihre Lämmer zu nähren. Bringt man dieselben Schafe auf eine wohlbestandene Wiese, selbst nachdem sie abgemäht worden, so werden sie dort sehr bald fett, darum man es mit denjenigen Thieren so macht, welche als Schlachtvieh verkauft werden sollen. Aber diese gemästeten Thiere sind alle leberkrank.

Dem völlig frei lebenden Pferde ist Gras vollkommen genügend zur Nahrung, wir sehen dies an den prächtigen Pferden der Ukraine und der Grasfluren von Süd- und Nordamerika. Diese Thiere bekommen nie Getreide und sind doch so schön als kräftig gebaut. Wenn man aber unsere

Hausthiere, von denen man Arbeit verlangt, so behandeln wollte, so würden sie nicht viel leisten können, sie müssen in diesem Falle Getreide haben oder wenn man sie mit Gras und Heu füttern will, so muß man ihnen so viel geben, daß die Ersparniß nicht groß ist; aber von der großen Masse Futter, welche wenig Nahrungsstoff enthält, bekommen sie dicke Hängebäuche, werden unschön und sind trotz des vielen Futters doch nicht kraftvoll und ausdauernd genug. Das Rind dagegen bedarf nichts weiter, sein Magen ist so eingerichtet, daß es das schwer verdauliche Gras sehr leicht verdaut, davon kräftiges, kerniges Fleisch ansetzt und dabei eine höchst überraschende Arbeitskraft entwickelt.

Sollte es mit dem Menschen anders sein, sollte es gleichgültig sein, was für Nahrung er zu sich nimmt?

Wir sehen den Eskimo ungeheure Mengen von Seehundsfleisch und Speck verschlingen und sehen getrocknete Fische statt des Brodes dazu essen, wir sehen dasselbe in Nordasien bei den Jakuten und Kammtschadalen, nur haben sie noch ein Festtaggericht mehr, in Verwesung übergegangene Fische, diese gelten dort für Wildbraten, und wenn ihnen der frische Fisch so gut schmeckt, wie uns der Kalbs- oder Schweinebraten, so schmecken ihnen doch die faulen Fische noch besser, wie uns Rehbraten und Hasenbraten, wenn er einen Tag länger hängen geblieben als vernünftig, denn er ist schädlich und wir würden krank werden, wenn wir immer halbverwestes Fleisch äßen, da es jedoch nur zu einer Jahreszeit und auch in dieser nicht ausschließlich und nicht als Nahrung, sondern nur als Delicatesse gegessen wird, so schadet das Wild uns so wenig als dem Jakuten seine halbverwesten Fische.

Die ungeheure Gefräßigkeit dieser Strandbewohner des Polarmeeres ist nicht Gewohnheitssache, sie hat ihre vollkommene Berechtigung. Der lebende thierische Körper ist ein brennender Ofen, immerfort muß man die Flamme nähren, thut man es nicht, so erlischt sie, der Ofen wird kalt und das Thier stirbt. Aber die Menge der Nahrung, die man dem thierischen Körper zuführen muß, hängt ganz davon ab, wie viel Wärme ihm äußerlich entzogen wird. Steht der Ofen in einem geschlossenen, bewahrten Raum, so wird er, um eine mäßige Temperatur zu erhalten, viel weniger Holz brauchen, als wenn er in einem offenen Raume und umgeben von einer Temperatur von 40° unter Null dieselbe Temperatur haben soll.

Der Ofen, welchen wir Mensch nennen, soll auf eine Temperatur von 38° C. gebracht werden, gleichviel ob in Rio de Janeiro, in Neapel oder in Grönland. Da er auf der einen Station von einer Temperatur umgeben ist, welche der mittleren, der seinigen sehr nahe kommt (28—30° C.), am entgegengesetzten Ende der Leiter aber bei 40° unter Null äußerer Temperatur

auf dieselbe Höhe gebracht werden soll, so wird er hier bei weitem mehr Heizmaterial fordern als dort.

Dieses Heizmaterial nennen wir Nahrung, die spec. Wärme der mehrsten unserer Nahrungsmittel ist größer als die spec. Wärme unseres Körpers, dadurch, daß wir solche Nahrungsmittel zu uns nehmen und diese in Fleisch und Blut des thierischen (menschlichen) Körpers verwandelt werden, wird Wärme in dem lebenden Körper frei.

Wenn nun der Eskimo viel Brot oder Hülsenfrüchte hätte, so würde er, was den Ersatz der Wärme betrifft, auch weniger brauchen, er hat aber nur Fleisch und Speck der Seehunde und anderer Thiere, dieser seiner Körpercapacität sehr verwandten Substanzen muß er ungeheuerlich viel verschlingen, wenn der Zweck erreicht werden soll. Daher sehen wir auch Eskimos bei einer Festlichkeit einander stopfen und anfüllen auf eine, dem Zuschauer unbegreifliche Weise. Zwei Freunde setzen sich einander gegenüber auf den Boden ihrer Schneehütte hin, jeder hat vor sich eine Schaale mit Speckstreifen, von dem Seehunde abgeschält. Jeder steckt nun dem Anderen ein tüchtig Stück von diesem Speck in den Mund, so viel sich thun läßt, und dann schneidet er ihm dasselbe vor dem Munde ab. Der Andere thut dem Ersten den nämlichen Liebesdienst. Sie entwickeln nun eine gewaltige Kraft in ihren Kau- und Schluckmuskeln und befördern sehr bald den Speckstreifen in den Magen. Kaum ist dieses geschehen, so schiebt Jeder dem Anderen abermals einen Speckstreifen in den Mund, so wird denn fortgefahren, bis Beide dergestalt angefüllt sind, daß sie nichts mehr hinunterbringen können, dann legen sie sich in ihrer Schneehütte nieder und schmelzen durch ihre gewaltige Ausdünstung einen Theil der sie umgebenden Schneemasse weg, bis sie nach 10 bis 12 Stunden gesund und munter erwachen, die Schlemmerei hat ihnen nicht im Geringsten geschadet.

Was hier die Kälte thut, das thut an anderen Orten die Arbeit, sie consumirt Kräfte in einem unglaublichen Maße und sie verlangt, wenn der Mensch nicht hinfällig werden soll, einen reichen Ersatz durch Speisen.

Der mecklenburgische, der holsteiner, der pommersche Bauer, der Litthauer, der Friese, wenn sie im Winter um 3 Uhr Morgen mit Dreschen anfangen und bis 10 Uhr Abends fortmachen — müssen sie auch eine schöne Portion Nahrung zu sich nehmen. Das Erste nach zwei Stunden ist eine Milchsupppe mit eingeschnittenem Brot oder geriebenen Kartoffeln. Um acht Uhr kommt das zweite Frühstück, ein Paar riesige Stücke Butterbrot mit Speck oder geräuchertem Fleisch oder einer tüchtigen Portion selbst gewonnenen Käses und ein Glas Branntwein.

Punkt Zwölf wird zu Mittag gespeist, eine sehr nahrungsreiche Mehlsuppe, eine große Schüssel voll Gemüse, für jeden Drescher ein Pfund Fleisch

und gutes Brot, wird es wohl möglich machen, daß er bis vier Uhr aushält, dann kommt wieder das Butterbrot mit Käse, geräuchertem Schinken oder Blutwurst und ein Glas Branntwein. Um acht Uhr hält man die dritte warme Mahlzeit, dann wird noch bis 10 Uhr gearbeitet und dann gönnt man dem Arbeiter fünf Stunden Schlaf.

Aber was verlangt man für diese Ernährung, welche an Fleisch das enthält, was der arme württembergische Bauer während des ganzen Jahres, nämlich an den drei hohen Festtagen genießt, was verlangt man von ihm? Er muß einen Dreschflegel mit zehn Pfund schwerem Klöpfel während 19 Stunden, oder wenn man dreie für die Mahlzeiten abziehen will, doch immer noch während 16 Stunden einer ununterbrochenen, schweren Arbeit regieren!

Im südlichen Deutschland hat man von solcher Fülle der Nahrung nicht den entferntesten Begriff. Derjenige, der mit der Versicherung auftreten wollte, der Bauer in Norddeutschland verzehre in der That eine solche Menge von Nahrungsstoff und zwar von sehr kräftigen Speisen, den würde man ohne Zweifel für einen Nachfolger des würdigen Münchhausen ansehen, oder wohl gar glauben, daß er sein Vorbild weit übertreffe. Die Sache ist einfach diese, daß der württembergische Bauer schon für sehr reich gilt, wenn er 20 bis 25 Morgen in seinem Besitz hat, während in Norddeutschland erst der Besitz von 60 Morgen zur Führung des Titels Bauer berechtigt, derjenige aber, der ein reicher Bauer sein will, das Dreifache, ja das Sechsfache dieser Morgenzahl unter dem Pfluge haben muß. Keine Baronie und keine Grafschaft, selbst wenn sie in Süddeutschland ungeheure Einkünfte gewährt, hat solch' eine Ausdehnung von Acker, die Einkünfte rühren von den Gefällen her, welche von den auf der weit ausgedehnten Herrschaft liegenden Dörfern ruhen. Unsere herrschaftlichen Besitzer beziehen ihre Einkünfte nicht aus den Fellen der Bauern, sondern aus denen der Schafe und aus dem schönen üppigen Weizenboden, der sich von der russischen Grenze bis nach Holland erstreckt und der in Jahren der Noth England und Frankreich mit seinem Ueberflusse versieht.

Die ungeheuren Mengen von Getreide, welche auf jenen Fluren wachsen, brauchen Arbeitskräfte in sehr ausgedehntem Maße und wo solche Arbeit gefordert wird, erfordert selbstverständlich der Körper eine angemessene, reichliche Ernährung. Der wohlhabende Bauer in Württemberg, welcher 10 Morgen und der reiche Bauer, welcher 20 bis 25 Morgen besitzt, vermag beinahe allein das Dreschen zu übernehmen, im höchsten Falle hilft gelegentlich die Frau oder der älteste Sohn mit, von 20 bis 50 Knechten und Mägden und von zur Erntezeit gemietheten Tagelöhnern in der Zahl von 200 ist keine Rede und darum brauchen die Leute auch nicht Dreschflegel von 10 Pfund, sondern können sich mit einem Knüppel begnügen, wie ihn

große Hofhunde der Bauern am Halse tragen, damit sie nicht gar zu übermüthig werden. Geht man noch weiter, überschreitet man die Alpen, so schlagen die Bauern das Getreide mit Bohnenstecken aus.

Die Kraft, welche hier absorbirt wird, ist eine sehr geringe und es genügt ein mäßiges Quantum sehr mittelmäßiger Nahrung, um das Verzehrte zu ersetzen. Der schwäbische Bauer hat seine Knöpfle oder Spätzle abwechselnd mit Kartoffeln, und der von aller Welt beneidete Reiche sieht für sich und seine Familie täglich ein halbes Pfund Speck geräuchert und alt geworden, damit es auch Geschmack habe in der Suppe, der österreichische Bauer hat seinen Heiden-Sterz (Buchweizenbrei) und der Italiener seine Polenta und seine Macaroni zur täglichen Nahrung ohne alle Abwechselung. Das sind lauter Gerichte, welche der norddeutsche Bauerknecht auf das Entschiedenste verschmähen würde, wenn man ihm öfter als im Monat einmal damit kommen wollte, und die italienischen Gerichte aus türkischem Weizen würde er gar nicht anrühren, jenen Leuten der geringfügigen Arbeit und des gemäßigten Klimas genügen sie aber und etwas Weiteres als Ausgleichung verlangt die Natur gar nicht.

Eigenthum und Eigenthumslosigkeit.

Nicht blos das Viel oder Wenig, sondern die Art der Nahrung ist von eben so großem, ist wohl noch von größerem Einfluß auf das menschliche Wohlbefinden und besonders auf die Art des Befindens. Leute, welche Eigenthum haben, leben jederzeit viel besser als solche, die nur auf den unmittelbaren und meist zufälligen Erwerb angewiesen sind. Es giebt ganze große Völker, welche ohne alles Eigenthum leben. Nicht einmal das Stückchen Wald oder Fluß oder Meeresufer, auf welchem sie ihre kunstlose Baracke, aus einigen Zweigen bestehend, errichten nennen sie ihr Eigenthum. Der Boden gehört Allen oder Keinem, ein Jeder läßt sich nieder, wo es ihm beliebt und er verläßt ebenso den Ort, wenn es ihm beliebt, nichts hält ihn daran zurück, denn er hat nichts für den Boden gethan, er nimmt auch seine Hütte nicht einmal mit, denn wo er hinkommt, findet er überall wieder so viel Zweige als er zu einer neuen Hütte braucht.

Mit diesem gänzlichen Mangel an Eigenthum ist auch der Mangel an Rang und Standesunterschied verknüpft, welcher bei den Naturvölkern sich nur auf den Besitz, d. h. auf den Reichthum gründet oder auf den Verstand, die Ueberlegenheit des Geistes. Wer verschiedene Male seinen Nachbarn geholfen, gedient hat, sie zu einem glücklichen Jagd- oder Fischzug geführt hat, gilt ihnen für überlegen und sie folgen seiner Führung, der Unterschied

dauert jedoch nur so lange, als er sich das Vertrauen der Anderen zu erhalten versteht, im Uebrigen sind alle vollkommen gleich berechtigt und sollte ja eine Person, vielleicht mit überlegener Kraft begabt, es versuchen, den Anderen zu unterdrücken, so würde dieser sich ihm durch Auswanderung entziehen, bei welcher er nicht das Geringste verliert.

Diese Eigenthumslosigkeit trifft jedoch nur das Individuum, nicht den Stamm. Dieser hat eben das Eigenthum, welches zwar keinem Einzelnen, aber wohl Allen zusammen gehört und worauf sie keinen Anderen neben sich dulden, sowie sie auch selbst wiederum das Stammeseigenthum Anderer achten, es nicht verletzen, nicht ihre Grenzen überschreiten, oder sich den Kriegen aussetzen, die nicht selten übel genug auf den ganzen Stamm wirken. Das Verhältniß würde sich augenblicklich ändern, so wie sie das allgemeine Eigenthum vertheilen würden in so viel Loose, als es der zur Theilung Berechtigten giebt. Sobald dieser Fall eintreten würde, hörte aber die ganze bisherige Art der Existenz dieser Völker auf, sie würden aus Sammel- oder Fischer- oder Jägervölkern zu ansässigen Völkern werden.

Solcher Völker giebt es sehr viele und merkwürdig genug, haben selbst die roh esten bereits Begriffe von Völkerrecht, was sich allerdings nur auf Krieg und Frieden bezieht, doch mit großem Ernst aufrecht erhalten wird.

Das allgemeine Eigenthum wird von Allen insgemein vertheidigt. Die Grenzen sind Gebirge oder Ströme, das unrechtmäßige Ueberschreiten dieser Grenzen zieht Krieg nach sich. Auch die Völker die auf der niedrigsten Stufe stehen, haben schon so viel Erfahrung gemacht, um zu wissen, daß ein Krieg nur geführt werden kann, wo der Wille eines Menschen sowohl den Plan entwirft als die Ausführung leitet. Eine berathende Versammlung wählt den Häuptling und bespricht mit ihm die Ausführung des Angriffes oder der Vertheidigung, sobald dies geschehen ist, so gehorcht man dem ererwählten Anführer in allen Punkten ohne die geringste Widerrede, sobald der Krieg aber beendet ist, hört auch seine ganze Herrschaft, gewöhnlich sein ganzer Einfluß auf.

Solche Kriege sind selten langwierig, es sei denn, daß wiederholt vorgekommenes Unrecht große Erbitterung hervorgerufen, in welchem Falle wohl die Ausrottung des einen oder des andern Stammes erfolgt, die Frauen und Kinder in die Gefangenschaft geführt, die Männer aber sämmtlich vertilgt werden.

Bei der gewöhnlichen Art Krieg zu führen, handelt es sich nur um das Zurückweisen in die überschrittenen Grenzen, handelt es sich um eine sehr gemäßigte Satisfaction und der Friede wird um so leichter geschlossen, als eigentlich nichts entführt, in Besitz genommen ist, also auch nichts zurückgegeben zu werden braucht, in solchem Falle sind die Leute sehr zur Versöhnung

geneigt, — ja wenn es sich um Herausgabe eroberter Länder handelte wenn Frankreich das Elsaß und Lothringen, wenn Oesterreich Venetien, wenn Preußen, Rußland und Oesterreich das getheilte Polen herausgeben sollten, oder man von Baiern verlangte, daß es die preußischen Erbländer Anspach und Bayreuth dem rechtmäßigen Eigenthümer abtreten sollte, so würde ein deswegen ausbrechender Krieg wohl gewaltig lange dauern, aber Preußen und Baiern sind auch keine Fischervölker, die Franzosen gehören auch nicht zu den Jägervölkern und wenn man auch Oesterreichs Herrscherfamilie zu den Sammelvölkern zählen könnte, so doch keineswegs die unter seinem Scepter versammelten Völker. Zwischen Tartaren und Kalmücken, zwischen Samojeden und Lappen ist ein Grenzstreit leichter geschlichtet, aber die Schließung des Friedens wird doch immer unter gewissen heilig geachteten Gebräuchen vollzogen und das so Beschlossene wird von beiden Theilen sehr gewissenhaft aufrecht erhalten. Diese Völker kennen kein Privatrecht, haben aber wohl ein Völkerrecht, welches gut genug ausgebildet ist.

Bei Völkern ohne Eigenthum findet man selten das, was wir unter Vaterlandsliebe verstehen. Es scheint dieser Begriff mit den Boden verwachsen, denn der Bauer hängt mit viel größerer Zähigkeit an dem Lande seiner Geburt als der Städter und wenn er sich zur Auswanderung entschließt, so muß es ihm schon sehr schlecht gehen und sein Grundeigenthum auf eine Kleinigkeit reducirt sein, oder die Verführung durch verlockende, nur leider immer unwahre Verheißungen, wie ruchlose Menschenmäkler sie auf die gewissenloseste Weise betreiben, muß sehr groß sein.

So wie der Städter leicht, so wandert das Mitglied eines eigenthumslosen Volkes noch leichter aus. Der Erstere weiß was er hat, und weiß nicht was seiner wartet, der Andere weiß, daß er nichts hat, und daß er dieses überall, wo er hinkommt, in reichem Maße wiederfindet. Der so Ausgewanderte geht auch ohne Bedenken in einen Krieg gegen seine früheren Stammesgenossen, ein Auswanderer wird daher von jedem Stamme, an den er sich wendet ohne alles Mißtrauen aufgenommen. Auch Gefangene, die im Kriege gemacht werden, tödtet man entweder oder man nimmt sie als neue Mitglieder des Stammes auf, denn eine Sklaverei giebt es bei den eigenthumslosen Völkern nicht, sie haben keine Arbeit außer derjenigen, die ein Jeder für sich macht und die hauptsächlich in Beschaffung der Nahrung besteht, ein Sklave fände mithin keine genügende Beschäftigung, er mußte aber ernährt werden und das wäre dem Ernährer eine große Last.

Die Art dieser Nahrung ist das hauptsächlich unterscheidende bei solchen Völkern, und wir wollen diese daher in solcher Art unterscheiden, wie sie sich auf verschiedene Weise nähren.

Sammelvölker.

Dieses ist die niedrigste Stufe, auf welcher der Mensch überhaupt stehen kann, es gehören dazu vor allen Dingen die Bewohner von Neu-Holland, es gehörten dazu auch die von Vandiemensland, sie sind doch bereits durch die engländischen Colonisten so vollständig aufgerieben, daß nur noch eine geringe Anzahl derselben und auch diese nicht mehr auf ihrer heimathlichen Insel existirt, sondern nach einer fernen kleinen Insel ausgewandert ist, worin sie von der engländischen Regierung großmüthigst unterstützt wird, nachdem man ihr und dem ganzen Volke die Existenz in der Heimath unmöglich gemacht hat.

Da diesen Völkern jede Civilisation fehlt, so weichen sie vor denjenigen zurück, die einen größeren Reichthum herbeibringen, es ist daher begreiflich, daß gerade diese Völker zuerst erlöschen. Man kennt jetzt nur noch die auf Neu-Holland wohnenden letzten Ueberreste der Papua-Neger. In ältesten Zeiten waren sie unzweifelhaft sehr viel allgemeiner verbreitet, aber schon die Geschichtsschreiber der Griechen wußten nicht mehr viele Völker aufzuzählen. Es waren solche, die längs des Arabischen und Persischen Meerbusens wohnten und an den Indischen Meeren, wo sie von den Begleitern Alexander's des Großen beobachtet und ganz so beschrieben wurden, wie wir ihre Ueberreste in Neu-Holland noch heute finden und in einem Menschenalter wohl nicht mehr finden werden.

Die Nahrung dieser Unglücklichen besteht in denjenigen See- oder Landthieren welche sie mittelst ihrer höchst ungenügenden, schlechten Waffen erreichen können, oder welche ohne Füße und ohne Flossen, wie Muscheln und Schnecken an den Küsten aufgesucht oder von den stürmischen Wellen auf das Land geworfen werden, auch die Eier der Amphibien gehören dazu und die Amphibien selbst, wenn sie ihnen nicht entkommen können. Es sind diejenigen Völker, welche Schlangen und Eidechsen, welche Schildkröten und deren Eier zu ihrer täglichen Nahrung machen. Die Pflanzenwelt ihres jetzigen Wohnortes ist so eigenthümlich, daß sie nicht genießbare Früchte liefert.

Da diese unglücklichen Leute ganz auf den Zufall angewiesen sind, darauf ob sie etwas finden oder nicht, da ferner sie in einem ziemlich warmen Klima wohnen, in welchem mehrtägige Aufbewahrung des Amphibien- oder Fischfleisches eine Unmöglichkeit ist, so tritt der Hunger häufig genug auf eine grausame Weise an die Armen heran oder sie sind gezwungen, die

scheußlichsten, widernatürlichsten Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Die Folge hiervon ist ein mißgestalteter Körper, erbärmlich dünne, die mangelnde Ernährung bekundende Gliedmaßen und dicke, aufgeschwemmte Bäuche, welche Zeugniß davon ablegen, mit welcher Gier sie nicht nur essen, sondern schlingen oder fressen, wenn sie etwas haben, um sich zu entschädigen für die Zeit, wo es ihnen an aller Nahrung fehlt.

Ein solcher schwächlicher, schlecht ernährter Körper ist sehr häufig Krankheiten ausgesetzt, welche zum Theil von ekelhafter Art sind, Geschwüre, Hautkrankheiten und dergleichen, wozu denn auch beiträgt, daß sie keine Wohnungen und keine Kleider zu machen verstehen. Selbst die früheren Bewohner der Südküste von Neu-Holland hatten in der kälteren Jahreszeit nichts weiter als Thierfelle, welche über den Schultern hingen, der übrige Körper war völlig nackt, nicht einmal ein wenig Bast war um die Hüften gewunden, die Bedeckung des Kopfes bestand in dem dicht verfilzten, von Ungeziefer wimmelnden Haar, ihre Hütten, Löcher in der Erde, in Felsen, in hohlen Baumstämmen, waren schlechter als das Nest irgend eines Thieres. Verstieg sich ihre Industrie wirklich zur Erbauung einer Wohnung, so bestand sie aus einer Stange, welche man in der Höhe von 6 Fuß über zwei nahe bei einander stehende Bäume legte, und woran man nunmehr Zweige oder Rindenstücke lehnte, aber immer nur einerseits, so daß es nur eine Wand gab, nicht beiderseits, wodurch man eine Hütte erhalten hätte. Sie waren so ungeschickt im Anmachen des Feuers, daß sie es meistentheils Tag und Nacht unterhielten, um der Arbeit des Anzündens überhoben zu sein.

Die Waffen, welche sich die Neu-Holländer fertigen, sind beinahe eben so einfach und schlecht als ihre sonstigen Werkzeuge, sie bedienen sich der Keulen, der Spieße, der Schleudern und der Bogen, alle diese Waffen sind aber höchst unvollkommen, eine einzige ganz eigenthümliche ist der Bummerang, gewissermaßen ein hölzerner Säbel aus einem krumm gewachsenen Zweige eines Baumes aus sehr hartem Holz gemacht. Die Krümmung muß in einer ganz bestimmten Art geformt sein, sonst ist die verlangte Wirkung nicht zu erreichen. Diese hölzerne Klinge ohne Griff wird horizontal geworfen, solcher Art, daß sie sich um sich selbst dreht und so die Luft durchschneidend, ziemlich weit und ziemlich rasch dahinfliegt. Trifft sie den Menschen, auf den sie geworfen, so zerschmettert sie ihm ein Bein oder einen andern Theil des Körpers. Trifft sie den Feind nicht, so soll sie sich von dem horizontalen Fluge senkrecht erheben und zu ihrem Entsender zurrückkehren. Auch in der Verfertigung dieser Waffe sind die jetzigen Neu-Holländer nicht mehr so geschickt als die früheren, doch findet man in ethnographischen Sammlungen noch einige gute Exemplare der Waffe, aber freilich läßt sich die Richtigkeit der Angabe nicht feststellen, weil eine sehr lang

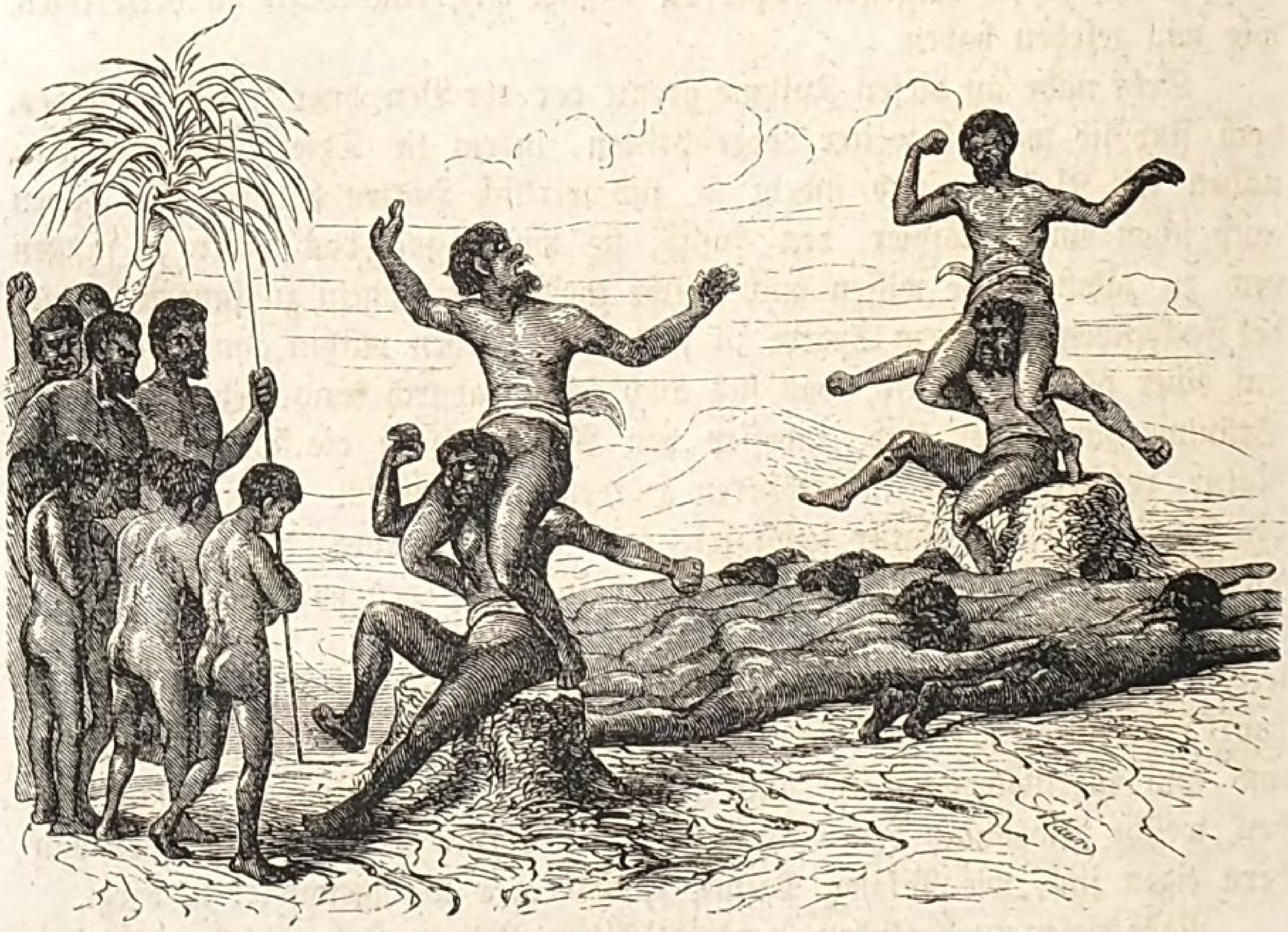
dauernde Uebung in Führung der Waffe erforderlich sein würde, zu der ein Europäer nicht leicht sich hergiebt, zu der ihm wenigstens die Zeit gebricht.

Die sonstigen Geräthschaften sind noch viel unvollkommener als die Waffen, sie bestehen in ein paar schlecht geflochtenen Körben, in einem Sack aus Thierfell und in einem Stock zum Ausgraben von Wurzeln. Es zeigen sich bei ihnen nicht einmal Spuren einer Industrie, sie haben nicht einmal Versuche gemacht ihre Gewächse zu veredeln, noch etwas ihnen brauchbar Scheinendes so anzubauen, daß sie unter allen Umständen seiner gewiß wären. Sie haben nicht versucht aus irgend einem Baste Zeuge zu flechten, um sich damit zu bekleiden, wie sollten sie auch nur auf solchen Gedanken kommen, da sie nicht einmal zweiseitige, zweiwändige Hütten haben. Man hat ihnen trotz dessen viel Scharfsinn in Benutzung ihrer Hülfsmittel zugeschrieben, allein der Scharfsinn würde sich hauptsächlich zeigen in Verbesserung dieser Hülfsmittel, wovon auch nicht die geringste Spur wahrzunehmen ist, ja sie vergessen sogar die richtige Art, eine Waffe zu verfertigen, wie wir gesehen haben.

Sehr nahe an diesen Zustand grenzt der der Bewohner des Feuerlandes, doch sind sie wirklich weiter vorgeschritten, indem sie Thierfelle zusammennähen zur Kleidung und indem sie sich wirklich Hütten bauen. Sie haben auch schon ein Hausthier, den Hund, sie wissen auch das Pferd zu fangen und zu zähmen, sie wissen auch Fische theils mit Angeln zu fangen, theils bei Fackelschein mit dem Speere zu stechen, sie stehen mithin ganz entschieden auf einer höheren Stufe, was sich auch schon dadurch kund giebt, daß ihre Stämme zahlreicher sind, indessen den Australnegern die Dürftigkeit ihrer Natur verbietet, sich in größeren Horden zu sammeln. Daß es übrigens die Dürftigkeit der Natur selbst sei, geht daraus hervor, daß der nämliche Boden, auf welchem jene Unglücklichen verhungen, den europäischen Ansiedlern hundertfältig Früchte trägt, aber sie haben allerdings den Samen derselben aus Europa dorthin gebracht, so wie ihre Hausthiere, welche daselbst ganz vortrefflich gedeihen, und die Natur hatte Beides dem Lande versagt und ihm merkwürdigerweise auch nicht diejenigen Früchte zum Ersatz gegeben, welche gewöhnlich den Tropen oder den daran grenzenden warmen Ländern eigen sind, wie Pisang, Palme, Yams- oder Mangowurzel u. dergl.

Nahe diesen unglücklichen, vernachlässigten Völkern stehen viele derjenigen die, theils gleichen, theils verwandten Stammes, die südasiatischen Inseln bewohnen, wie die Papuas auf Neu-Guinea, die Arfakis auf Celebes, die Dajaks auf Borneo 2c. Auf der letztgenannten Insel haben die Holländer und die Malayen Besitz von den Küsten genommen, und sie haben die Ureingebornen schonungslos aus ihrer Heimath vertrieben und halten sie gewissermaßen gefangen im Innern des Landes, so daß sie abgeschnitten von

dem Meere und von den Flüssen da, wo diese fischreich werden, auf die Früchte angewiesen sind, welche ihnen der Zufall in die Hand wirft und auf das Wild, was sie erlegen. Aber da die Natur hier viel freigebiger gewesen ist, so befinden sie sich selten in eigentlicher Dürftigkeit, auch haben sie feste Wohnsitze und sind schon darum als in der Cultur sehr fortgeschritten zu betrachten. Einige der kleinen Stämme, welche die Waldregion Brasiliens bewohnen, könnte man auch noch hieher zählen, da sie kein Eigenthum haben, ihre Hütte bald da, bald dort aufschlagen, keinen Ackerbau treiben, an Früchten einsammeln, was ihnen der Zufall giebt, wilden Reis, wilden Pisang, Nüsse oder andere Baumfrüchte, auch von den Thieren des Waldes ihren Tribut fordern. Aber auch sie befinden sich in einem bei weitem glücklicheren Zustande als die Neu-Holländer, weil die Natur ihnen nicht so ganz und gar alle Wohlthaten versagt hat wie den armen Neu-Holländern.



Neuholländer prüfen den Muth der Knaben.

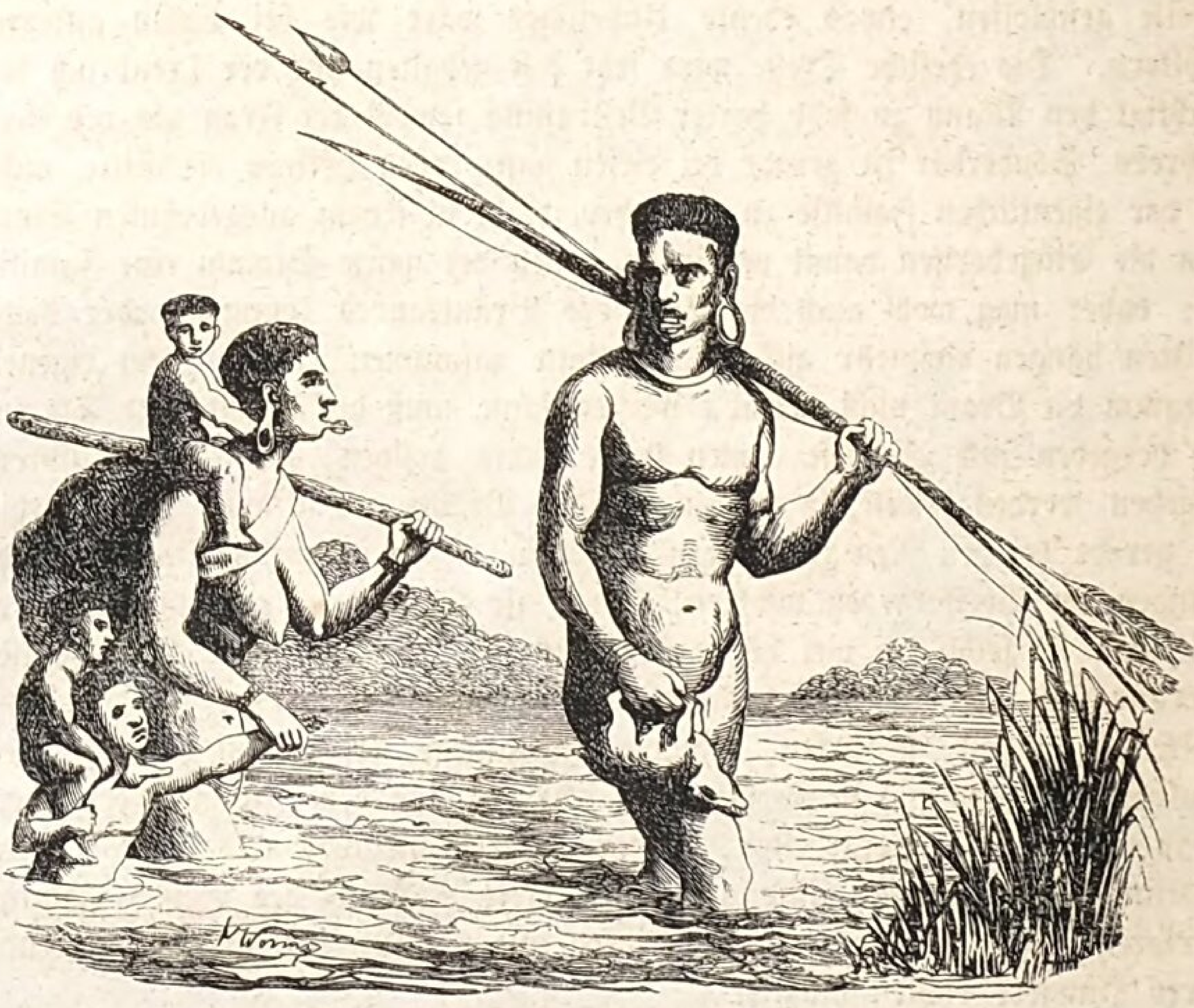
Bei so sehr vernachlässigten Völkern kann nicht viel die Rede sein von einem Volksleben. Wo Jeder mit sich selbst genug zu thun hat, kann Keiner an die Gesammtheit denken, aber dennoch haben sich bei diesen ganz rohen Menschen Eigenthümlichkeiten, haben sich Sitten ausgebildet. Die Knaben werden unter besonderen Ceremonien in die Reihe der Erwachsenen aufge-

nommen, welche sehr feststehend sind, so daß sie stets von neuem und mit gleichen Feierlichkeiten vorgenommen werden. Eben so sonderbar sind die Ceremonien, welche man bei der Verheirathung vornimmt, der immer der gewaltsame Raub der Braut vorangeht, wobei die Arme selbst am schlimmsten wegkommt, indem der Bräutigam mit den Seinen und die Verwandten der Braut mit den Ihrigen sie beinahe zerreißen, indem jede Partei sie haben, keine sie lassen will. Die Frau ist nun Eigenthum des Mannes und meistentheils das Einzige, was er besitzt und deshalb vollständig Sklavin. Aber man muß deshalb nicht glauben, daß die Ehe, auf so rauhe und rohe Weise geschlossen, etwas ebenso Unheiliges wäre wie bei vielen anderen Völkern. Die eheliche Treue wird sehr fest gehalten und der Treubruch berechtigt den Mann zu sehr harter Bestrafung sowohl der Frau als des Verführers. Sonderbar ist gerade bei diesen ganz rohen Völkern die Sitte, nicht in der eigentlichen Familie zu heirathen, d. h. in jenem ausgedehnten Sinn, den die Eingebornen damit verbinden, denen der ganze Stamm eine Familie ist; daher mag wohl auch die Sitte des Brautraubes kommen, oder beide Sitten hängen vielmehr auf das Innigste zusammen, wo in dem eigenen Stamm die Braut nicht gewählt werden kann, muß der benachbarte Stamm sie hergeben und da diese armen Leute nichts besitzen, was als Kaufpreis gegeben werden könnte, so rauben sie ihre Bräute gewaltsam. Merkwürdig ist gerade bei den Neu-Holländern die Aufmerksamkeit, welche sie den Wohnungen der Verstorbenen widmen, denen sie künstliche Einrichtungen geben, wie man sie selbsi bei viel höher stehenden Völkern nicht findet. Man glaubt hieraus und aus einigen Gebräuchen, an denen sie mit großer Zähigkeit festhalten, schließen zu dürfen, daß die Australneger früher auf einer höheren Culturstufe standen, daß sie sich nicht jetzt erst aus dem Zustande der allertiefsten Rohheit emporarbeiten, sondern daß sie vielmehr aus einer besseren Stellung herabgesunken sind und die edlere Richtung des Geistes gänzlich verloren haben, weil sie all' ihr Denken und Sinnen nur auf Befriedigung ihres Hungers richten mußten.

Diese Völker, schon jetzt bis auf sehr wenige ausgestorben, gehen ihrem gänzlichen Untergange mit raschen Schritten entgegen. Die Engländer behaupten zwar, dies käme daher, daß sie unter einander in nie endenden Fehden lebten, in der That aber rührt es vielmehr davon her, daß die Colonisten der englischen Race alle farbigen Menschen wie wilde Thiere betrachten, welche sie nach Belieben niederschießen dürfen, wo sie ihnen hinderlich sind. Nun sind aber den Engländern diese Schwarzen gerade so hinderlich, wie den engländischen Colonisten in Amerika die Rothhäute es waren, sie mußten vertilgt werden, so weit der Engländer seinen Fuß zu setzen beabsichtigte. Genau so machen sie es jetzt in Australien, genau so, obwohl wir beinahe um ein

ganzes Jahrhundert in der Civilisation vorgeschritten sind, der Engländer der es für Sünde hält am Sonntage einen Thermometer zu beobachten, hält es am Sonnabend oder Montag nicht für eine Sünde einen armen Schwarzen niederzuschießen, weil er, statt auf der großen Heerstraße zu bleiben, einen Weg über seine Wiese eingeschlagen hat.

Auf diese Weise müssen freilich die Naturvölker untergehen. Die beliebte Redensart: ihre Bestimmung sei, der Civilisation zu weichen, muß vielmehr heißen: ihre Bestimmung sei, von sogenannten civilisirten Leuten erbarmungslos geschlachtet zu werden.



Wandernde Botokuden.

Auf einer beinahe ebenso niederen Stufe stehen viele Völker in Südamerika. So weit sie den ungeheuren Stromgebieten des Orinoco und des Amazonenstromes angehören, sind sie verhindert, Acker- oder Gartenbau zu treiben, obwohl eine überaus üppige Natur dazu Gelegenheit böte, der beschattende Wald aber hindert dieses, der Boden ist Sumpf, auf welchem zwar die riesigen Bäume dieser Zone auf das Herrlichste gedeihen, welcher aber nicht geeignet ist für Gemüse, für Getreide, nahrhafte Wurzeln oder Aehnliches benutzt zu werden. Die weiten ungeheuren Räume, in denen diese Menschen umherirren, bieten zwar jagdbare Thiere, doch keineswegs

solche, welche nach unserem Geschmacke sind, am wenigsten aber angenehm wären; diese Leute sind auf das Zusammensuchen und das Sammeln der ihnen zufällig vorkommenden Früchte angewiesen, daher ist die Zeit, in der die Nüsse reifen, eine Zeit der Freude und der Ueppigkeit, sie versammeln sich dazu in Gesellschaften von 15 bis 20 Familien und während Weiber und Kinder mit größtem Eifer nach den von den Bäumen stürzenden Früchten suchen, sitzen die Männer im Kreise und trinken die berauschenden, abscheulichen Getränke, welche aus den gekauten und in Gährung übergegangenen Wurzeln bereitet sind, und hören nicht eher auf mit dem sie beglückenden Genusse, als bis der furchtbarste Rausch sie zu Zank und Streit, zu Mord und Todschlag führt. Aber sobald die Gegend abgesucht, der Vorrath möglichst vergrößert worden ist, wird die Stätte als unfruchtbar wieder verlassen, die armen Weiber müssen schleppen, was sie gesammelt haben, indessen der würdige Mann es weit unter seiner Würde hält der Frau den allergeringsten Dienst abzunehmen und sie wohl gleichgültig unter der Last erliegen sieht, ohne ihr irgend welche Hülfe zu gewähren.

Ebenso leben in den dürftigsten Verhältnissen und immer nur von Tag zu Tag andere Völker der Sumpfgegenden des unteren Orinoco. Die Früchte mehrerer Palmenarten, die Fische und die eßbaren Muscheln des Flusses sind ihre Nahrung und sie müssen dieselbe mit den Wasserungeheuern theilen, denn es sieht aus, als seien der Krokodile dort beinahe mehr als der Fische. Kommt die Zeit der Ueberschwemmungen heran, so werden sie von dem unter ihnen weichenden Boden vertrieben und sie müssen sich auf die Bäume zurückziehen. Das sieht nun allerdings für den Vorübergehenden ganz lustig aus, für den Einwohner der Wälder und der Sümpfe ist es das nur immer in sehr geringem Grade.

Jede Familie sucht sich vier oder fünf nahe bei einander stehende Palmen aus vom Geschlechte der Mauritia flexuosa. Dieselben werden durch Rohrstangen mit einander verbunden, so daß sich allmälig ein horizontales Gitter gestaltet, auf dieses wird nun Rohr und Laub gelegt und darauf die nasse Erde gebracht, der Schlamm, in welchem die Palme wurzelt. Das ist prächtiger, fetter Thonboden, der hoch oben in den Gipfeln der Palmen sehr bald erhärtet und eine Decke über dem Rohrgeflecht bildet, durch welche die Temperatur des darauf angefachten Feuers nicht dringt, wenigstens nicht in einem Grade, welcher dem luftigen Bau gefährlich werden könnte.

Hier leben die Leute, dem Stamme der Guaraunen angehörig, beinahe während eines halben Jahres, nicht weil der Regen so lange dauert, sondern weil die, durch die tropischen Wassergüsse hervorgebrachte Ueberschwemmung so viel Zeit braucht, um durch die wenigen, wenn auch mächtigen Flußmündungen dem Meere zuzueilen und auch dann, selbst wenn das Wasser den

Boden verlassen hat, dieser dann noch so davon durchzogen, schlammig und beweglich ist, daß kein Fuß eines Menschen es wagen darf sich demselben anzuvertrauen.

Auch diese Menschen sind vor allen Dingen auf dasjenige angewiesen, was sie sich an Nahrungsmitteln sammeln. Allerdings haben sie in dem Baume, der ihre Wohnungen trägt, ein höchst wohlthätiges Geschenk der Natur. Zu der Zeit nämlich, wenn die männliche Blüthenscheide sich so weit ausgebildet hat, daß sie sich eben öffnen will, enthält der Stamm dieser Fächerpalme ein wohlschmeckendes, consistentes Mark, welches höchst nahrhaft ist, da es zum größten Theile aus Stärkemehl besteht. Durch einen reichlichen Faserstoff zusammengehalten, läßt es sich aus dem gespaltenen Stamme in großen, zusammenhängenden Massen herausnehmen, in Scheiben schneiden, trocknen, rösten, wo es dann ziemlich lange aufbewahrt werden kann und die Grundlage zu mehreren der einfachen Gerichte giebt, welche die guaraunische Kochkunst erfunden hat.

Wird nicht der Stamm um des Sago willen, sondern die Spitze der Blüthenscheide abgeschnitten um des Saftes willen, so fließt dieser beinahe zwei Monate lang ununterbrochen in einem feinen Strahl aus und er giebt die Grundlage zu vielen ihrer halbflüssigen Speisen, vor allen Dingen aber giebt er den wohlschmeckenden Palmwein, den die Wilden überhaupt, so weit sie den heißen Zonen angehören, mit Leidenschaft trinken. Die Früchte des Baumes sehen aus wie röthliche Tannenzapfen, sind aber viel größer und geben, je nach der Zeit in welcher man sie pflückt, sehr verschiedene Speisen, theils im unreifen Zustande mehlreich und als Brod zu genießen, theils im reifen, nach Entwickelung des Zuckerstoffes, ein süßes, zwar etwas fades und nicht aromatisches, aber genießbares Obst wenigstens für den, der besseres nicht kennt, wie denn bekanntlich die Tropenländer nur äußerst wenig Früchte liefern, die sich mit dem Obst der gemäßigten Zone vergleichen ließen.

Was die Eingebornen so von ihrem einen Baume ziehen (wozu vielleicht noch der wilde Pisang kommt), das ist es, wovon sie leben müssen während der ganzen Zeit ihrer Absperrung vom festen Boden, der allerdings niemals fest wird, sondern nur eine schwach übertrocknete Rinde erhält, auf welcher sie indessen leichtfüßig dahin gleiten, um einen Leguan, eine große eßbare Eidechse, oder ein Armadil, oder irgend ein anderes Thier zu erhaschen. Da nun die geringen pflanzlichen Vorräthe, welche sie sich sammeln können, nicht allzu lange ausreichen, indem eine Vorproviantirung auf ein halb Jahr dadurch unmöglich wird, daß die Früchte sehr leicht in Schimmeln, also sehr leicht in Verderbniß übergehen, weil die übergroße Feuchtigkeit alle solche Schmarotzervegetationen begünstigt, auch wohl gar directe Benetzung dazu kommt, indem die Bedachung dieser frei und hoch schwebenden Hütten nicht

besonders dicht ist, so müssen sie zu anderen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nehmen und diese sind dann wohl jämmerlich und dürftig genug — man sollte es kaum glauben, es ist Töpferthon durch etwas Eisenoxyd gefärbt.

An den Küsten von Cumana, Neu-Barcelona und Caracas im karaibischen Meerbusen geht seit Jahrhunderten eine Sage von den Erde fressenden Menschen am Orinoco. Man hat dieses lange für eine Fabel gehalten, man hat geglaubt, die guten alten Mönche, welche die einzigen Naturforscher und Geschichtsschreiber der verwichenen Jahrhunderte waren, hätten sich allerlei Sachen weiß machen lassen von den lügnerischen Eingebornen, die ihr Vergnügen darin finden, den weißen Männern etwas aufzubinden, allein unser größter Forscher, Alexander von Humboldt, hat auf seiner vom Rio Negro den Orinoco herab einen Tag in der Mission „la Conception de Uruana" zugebracht, bei welcher die Erde fressenden Otomaken wohnen. Dort sah Humboldt die Leute sich diesen Thon auf den Bänken an den Ufern des Orinoco sorgfältig aussuchen. Sie unterscheiden durch den Geschmack die Erdarten, welche ihnen keineswegs alle angenehm sind, sie kneten daraus Kugeln von der Größe eines Kinderkopfes, trocknen sie und lassen dieselben an schwachem Feuer, wenigstens äußerlich Glühhitze erlangen, bis sie eine röthliche Farbe haben.

Wenn die Zeit der Noth, die Zeit der mangelnden Nahrung sie trifft, so zerschlagen sie solch eine Kugel, benetzen sie und essen davon, jeder dreiviertel bis ein volles Pfund, etwas das um so unbegreiflicher wird, je mehr es Thatsache ist, denn je größer die Quantitäten sind, desto schwerer muß der Magen davon belastet werden und desto weniger kann man sich klar machen, wie ein menschliches Geschöpf diese Quantitäten von Mineralien täglich und zwar Monate lang bewältigt.

Diese Menschen suchen Muscheln und Schildkröten auf, so lange der niedere Wasserstand dasselbe gestattet, auch erlegen sie im flachen Wasser wohl Fische mit ihren vergifteten Pfeilen, Netze und Angeln kennen sie nicht, Fischervölker können sie daher nicht genannt werden. Aber selbst in der Zeit der verhältnißmäßigen reichen Nahrung essen sie Erde, essen sie solchen Letten aus Vorliebe dafür, tritt hingegen die Regenzeit ein, welche sie, gleich den Guaraunen, auf die Bäume jagt, so ist der Vorrath an Thonkugeln der einzige, auf den sich ihre Existenz stützt, man möchte sagen, sie lebten ausschließlich davon, denn nur selten gelingt es ihnen eine Eidechse auf den Bäumen zu erwischen, auf welchen sie wohnen, und vom Fang eines Fisches in dem tiefen Stromwasser ist gar keine Rede.

Schwer ist zu begreifen, wie durch diesen nahrungslosen Stoff das Leben der Menschen erhalten wird. Man hat Erklärungen mancher Art versucht, man hat vor allen Dingen behauptet, daß sie allerlei Laub in den

Thon kneten, allein Humboldt's Untersuchungen haben bewiesen, daß diese Annahmen unbegründet seien, und nach Europa mitgebrachte Erde ist gleichfalls hierauf untersucht worden, hat gezeigt, daß auch thierische Stoffe nicht darin vorhanden sind, wie dieses wohl möglich gewesen wäre, wenn der Letten den Infusorienbildungen angehört hätte, dies ist jedoch nicht der Fall, es muß also nur ein Füllungsmittel für den Magen, ein Mittel sein, um die Magenwände auszudehnen oder vielmehr dieselben auseinander zu halten, so daß sie bei der peristaltischen Bewegung des Magens sich nicht berühren, sich nicht an einander reiben, was eben den Hunger und bei der Fortsetzung der Reibung den furchtbaren, zerstörenden Schmerz hervorbringt, unter dem der Unglückliche, der keine Nahrungsmittel hat, erliegen muß.

Es ist sehr schwer, auf alles dieses etwas Haltbares zu sagen, nur dieses ist eine Thatsache — mit irgend einer Substanz, welche Nahrungsstoff enthielte, wodurch also erklärte würde, woher es kommt, daß die Otomaken sich so lange mit Erde zu erhalten vermögen, ist der Thon nicht gemengt, auch die Behauptung, daß die Thonerde mit Krokodilenfett oder mit irgend einem anderen thierischen Nahrungsmittel gemischt sei, hat sich als unrichtig erwiesen. Die nach Europa gebrachten und chemisch untersuchten Erdtheile haben sich als gänzlich frei davon erwiesen.

Im Uebrigen ist es merkwürdig, daß viele Menschen, besonders in den Tropenländern, eine krankhafte Neigung haben Erde zu Essen, zu diesen gehören ganz besonders die Neger, welche die Gewohnheit nicht erst in Amerika angenommen haben, sondern welche dieselbe aus ihrer fernen Heimath, aus Afrika mitgebracht und nach Amerika verpflanzt haben. Es ist dies nicht etwa ein solches Bedürfniß, wie wir es entstehen sehen wie bei einem versäuerten Magen, es sind nicht alkalische Erden wie Kalk, Kreide u. dergl., welche man genießt, um die Säure im Magen zu neutralisiren, sondern es sind fette, stark riechende Thonarten und sie werden um so lieber gegessen, je kräftiger ihr Geruch ist. Die amerikanischen Eingeborenen beschäftigen sich in manchen Gegenden mit der Verfertigung von Thongefäßen, und zwar sind es besonders die Frauen, denen diese Arbeit obliegt. So beschäftigt, fahren sie mit ganzen Händen voll Thon in den Mund, um denselben zu essen. Die Kinder muß man oft einsperren, damit sie nicht bei oder kurz nach dem Regenwetter in's Freie laufen und sich daran ergötzen, ganze Haufen Thon zu verschlingen. In Afrika essen die Neger besonders gerne einen gelben Letten, welchen sie Kauak nennen, und wenn sie nach Amerika verkauft werden, suchen sie emsig nach einem Ersatzmittel dafür, ihre Herren erkennen, daß dies ein sehr schädliches Mittel sei, verbieten dasselbe und bestrafen es sehr streng, aber eben so vergeblich; die Neger behaupten, daß ihnen das Erde-

essen im Vaterlande nichts schade und sie können nicht einsehen, warum das in Amerika mehr der Fall sein soll.

In eben solcher Weise, wie wir die dürftigen Otomaken und Guaraunen und wie wir die faulen Afrikaner Erde essen sehen, thun es auch die höchst dürftigen Sammelvölker von Neu-Caledonien und der umliegenden Inselgruppe, nur essen sie nicht Lehm, sondern einen weichen, zerreiblichen Speckstein, um so wunderbarer als darin ein nicht unbeträchtlicher Kupfergehalt gefunden wird. Auch auf Java bei den untern Klassen der Malayen wird das Erdessen gefunden, der Letten aber, welcher von dort hierher geschickt worden ist, um untersucht zu werden, hat sich gezeigt als ein Gebilde von Süßwasserthieren mikroskopisch kleiner Art. Da wäre also möglich, daß sich Nahrungsstoff darin fände. Der Genuß dieser Erde gehört auch nicht in dieselbe Kategorie mit dem Erdessen der amerikanischen Völker, denn auf Java wohnt ein ziemlich fleißiges Völkchen, welches sich genügend Nahrungsmittel erbaut oder erwirbt; ebenso wenig kann man dazu zählen, was im äußersten Norden von Europa, in Schweden und Norwegen geschieht, wo Infusorienerde zu Hunderten von Wagenladungen von den Landleuten gekauft und verzehrt wird; ebenso ist es mit dem Bergmehl (gleichfalls Infusorienerde), welches im 30jährigen Kriege in Pommern und in der Lausitz, und im vorigen Jahrhundert sogar in Kriegs-, d. h. in Zeiten der Noth, mit Mehl vermischt zu Brod verbacken ist. Dies sind Ausnahmen durch die Noth gerechtfertigt. Bei den Völkern des Orinoco-Landes, und bei den Sammelvölkern überhaupt, ist dies Erdessen ein Zeugniß von dem jammervollen, niedrigen Zustande, auf dem diese unglücklichen Völker stehen.

Fischervölker.

Offenbar auf einer viel höheren Culturstufe als die Sammelvölker sehen wir die vom Fange der See- und Flußthiere lebenden Völker. Sie haben nicht mit wehrlosen, sondern häufig mit sehr wehrhaften Geschöpfen zu thun. Der größere Theil der Fische lebt vom Raube und hat gewaltige Waffen in den Zähnen und in dem Ruderschwanz. Auch Meeressäugethiere, wie die Seehunde und alle damit näher oder ferner verwandten, sind wehrhaft und wissen sich beim Angriff mächtig zu vertheidigen und selbst solche, die gleich dem Stör eigentlich nur von Gewürm leben, sind doch durch ihre Bekleidung oder durch die merkwürdige Gestalt ihres Kopfes höchst gefährlich. Der Verfasser sah einen in der Weichsel Badenden durch einen Stör getödtet, obwohl das ganze Thier kaum zehn Pfund wiegen konnte, es hatte die Größe eines starken Hechtes, es kam aber auf den Badenden mit solcher Vehemenz zugeschossen, daß sein horniger Schnabel, der ganz keilförmig gestaltet ist, den

Badenden beinahe ganz durchdrang und ihm eine furchtbare, mehrere Zoll breite und acht Zoll tiefe Wunde beibrachte. Der Unglückliche wurde zwar alsbald an's Land gebracht, allein er starb, noch ehe ärztliche Hülfe herbeigeholt werden konnte, denn viele der Eingeweide waren zerrissen oder durchbohrt.

Aber nicht blos auf solche Weise, auch ein Schlag mit seinem, wie bei einem Krokodil gepanzerten Schwanze würde eine furchtbare Verwundung nach sich gezogen haben und sogar eine tödtliche, wenn der Fisch nur die Hälfte seiner gewöhnlichen Größe erlangt hätte. Unsere Flußraubfische aber, wie z. B. ein sechs Fuß langer Lachs, dessen Gewicht 60 Pfund beträgt, würden, wenn sie auch einen Menschen nicht verzehren können, so doch ihn tödten, falls sie ihn irgendwo fassen und unter Wasser ziehen, denn es ist ganz unmöglich, der auf solche Weise angewandten Kraft des mächtigen Thieres Widerstand zu leisten.

Gegen alle solche Ungeheuer muß der Fischer, besonders aber derjenige, der das Meer befährt, auf seiner Hut sein, denn hier wohnen neben den zahllosen anderen gefährlichen Thieren auch die furchtbaren Haye, mit denen anzubinden nicht gut sein soll, hier wohnen auch Narwale, Sägefische und der Mensch hat daher seine ganze Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit und seinen ganzen Muth nöthig, um glücklich durch diese Gefahren zu steuern. Man findet darum auch die Fischervölker schlau, aufgeweckt, kräftig und dadurch, daß sie fortwährend von Gefahren umringt sind, auch stets auf ihrer Hut und stets bereit denselben zu begegnen, man findet sie in ihrem Elemente verwegen bis zur Tollkühnheit, so daß sie sich nicht scheuen mit dem Tiger des Meeres selbst anzubinden, indem sie sich nur hüten seinem Schwanz zu nahe zu kommen, sonst aber an seinen Flossen sich festhaltend, ihm das furchtbare Maul aufschlitzen, so daß die Muskulatur, der Bewegungsapparat desselben, untauglich und ihm darauf der Bauch geöffnet wird, daß die Gedärme herausfallen und er schnell sterben muß.

Dieselben tollkühnen Menschen schwimmen auf den Walfisch zu und besteigen seinen Rücken und schlagen ihm zwei große, runde Keile in die Spritzlöcher, worauf der Walfisch untertaucht und sie mit ihm, der erstere aber, durch die Verschließung seiner Athemwerkzeuge gezwungen, sehr schnell wieder nach oben kommt und im vergeblichen Kampfe nach Luft verendet. Dieselben Menschen besiegen auch das Krokodil innerhalb der mächtigen Ströme von Amerika, indem sie einen Doppelkeil von Holz, in der Mitte fassend und ein lebendes Huhn gleichzeitig haltend auf das gepanzerte Unthier losschwimmen, sie selbst unter Wasser und nur die für das Krokodil bestimmte Beute darüber halten. Dieses schwimmt nun seinerseits auf die Beute zu, öffnet den ungeheuren Rachen, aber statt des Huhnes, welches in

dem Augenblicke losgelassen, davon flattert, paßt ihm der verwegene Fischer den scharfen Doppelkegel so geschickt an, daß die eine Spitze in der oberen und die andere in der unteren Kinnlade steckt und ein angebundener Riemen das schmerzhaft verwundete Thier gegen das Ufer hinzieht.

Solche Verwegenheit bedingt ein Leben, welches mit steter Gefahr verknüpft ist, aber wie begreiflich wird sie nicht muthwillig aufgesucht, sondern es erlaubt sich der Fischer gern jede List, die ihm gestattet die Gefahr nicht direct zu übernehmen, er braucht Angeln, denen er glänzende Köder anhängt, er lockt die Fische bei Nacht durch das Licht herbei, er macht Netze und Reusen, in welchen die Fische wohl hineingehen, aus denen sie sich aber nur sehr schwer und wohl nur zufällig befreien können.

Die Werkzeuge, mittelst deren die Fischerei betrieben werden soll, sind beinahe allen Völkern gemeinsam, sind bei allen so ziemlich gleich, doch ist die Art ihrer Anwendung wohl sehr verschieden. Manche derselben, wie viele der Südsee-Insulaner, breiten ihr sehr großes Netz auf flachem Meeresboden aus, beobachten dasselbe aus erhöhten Punkten und sobald sie bemerken, daß sich einige bedeutende Fische über dem Netz aufhalten, ziehen sie die Ränder empor, wodurch alles das gefangen ist, was innerhalb dieser Ränder des Netzes sich befindet. Man könnte es wohl die allerunvollkommenste und unergiebigste Methode nennen, wenn nicht doch einige Thätigkeit der Menschen dabei mit in Wirkung käme, sie pflegen nämlich mit Kähnen das Netz weit zu umkreisen und durch hinabgelassene Stangen die Bewohner der Tiefe nach der Gegend des Netzes hin zu treiben, wodurch allerdings in sehr fischreichen Meeren die Ausbeute größer werden kann.

Andere Fischer machen Schleppnetze, welche sie so nahe als möglich am Boden des Meeres hinziehen und auf diese Art die aufgestörten Fische fangen. Dies geschieht besonders zu der Zeit, in welcher die Fische des Laichens wegen ziehen oder streichen, das schleppende Netz wird dann dem Zuge entgegengeführt, und man kann nunmehr mit ziemlicher Sicherheit auf großen Gewinn rechnen. Die auffallendsten Züge der Art bieten die Heringe dar, sie kommen in Schaaren, welche sich nach Millionen gar nicht bestimmen lassen, und man würde von ihnen, wie die Bibel von dem Winde sagt, behaupten können, man wisse nicht von wannen sie kommen und man wisse nicht wohin sie gehen, wenn die zweite Hälfte des Satzes richtig wäre, sie gehen nämlich theils in die Netze der Fischer, theils an die flachen Ufer der Nord- und Ostsee, auf welche sie mit Schaufeln geworfen werden.

Diesen Heerden zu begegnen, vereinigt man sich am Anfange des Sommers (wenn die Heringszüge aus unbekannten Gründen und aus Gegenden, welche man nicht kennt, ihren Anfang nehmen), an den Stellen, wo sie sich am häufigsten zeigen, zwischen England und Norwegen. Hier wird das weit aufge-

spannte Netz von vielen Kähnen dem Strom entgegengezogen und ist in kurzem so gefüllt, daß es reißen würde, wenn man es nicht absperrte. Diese Art zu fischen haben jedoch die eigentlichen Fischervölker keineswegs oder doch nur in sehr beschränktem Maßstabe, die Nationen, durch welche das ganze nördliche Europa mit dem gesalzenen Fische versorgt wird, sind die Schweden und die Holländer, wenigstens nehmen sie den Löwenantheil an der ganzen Beute.

Eigentliche Fischervölker sind nur die Bewohner der nordwärts gelegenen Meeresküsten der drei großen Welttheile Europa, Asien und Afrika und sind es fast durchgängig Völker der mongolischen Race angehörig. Die Kamtschadalen, die Bewohner der Kurilischen und Aleutischen Inseln, die Eskimos von der Behrings-Straße bis Grönland, die Lappen, Finnen und Samojeden, sie alle leben zum größten Theil nur von Fischen oder von Meeressäugethieren, nur an den Küsten von Norwegen sieht man Europäer in Dorfschaften vereinigt, sich mit dem Fischfang beschäftigen. Man kann aber nicht sagen, daß sie Fischervölker wären, indem sie sich neben der Fischerei auch mit anderen Arbeiten und zwar besonders mit der Schifffahrt, welche sie als Matrosen betreiben, als welche sie wieder sehr gesucht werden, beschäftigen.

Die Fischervölker beobachten mit gleicher Schärfe das Leben der Seethiere, wie die Jäger das der Landthiere, kennen ihre Gewohnheiten, ihre Neigungen, kennen namentlich die Stellen, an denen sich die Meeressäugethiere besonders aufhalten um sich zu sonnen, ihre Jungen zu werfen und zu nähren, und wissen aus diesen Beobachtungen immer großen Vortheil zu ziehen, aber sie wissen sie auch außer solchen durch die Beobachtung ermittelten Stellen aufzusuchen und zu verfolgen. Hierzu bedienen sie sich des Kahnes, der ihnen von allergrößter Wichtigkeit ist.

Es mag wohl sein, daß der erste Kahn ein sehr unvollkommener gewesen, es waren vielleicht ein Paar Bunde Rohr an einander gelegt und durch Bastseile vereinigt, (s. die Zeichnung S. 605) wie man dergleichen noch von den Eingebornen, namentlich in Südamerika und auch in Aegypten, angewendet sieht, es waren vielleicht ein Paar an einander gebundene Bäume, also das Floß, eines wie das andere für Flüsse sehr brauchbare, für das Meer aber höchst unvollkommene Fahrzeuge, was denn auch von denjenigen gilt, die man noch heute auf den Strömen von Kleinasien und Persien sieht, abgezogene Thierfelle wohl zugebunden, also Schläuche, durch ein Lattengestell mit einander vereinigt.

Daß so unvollkommene Fahrzeuge, wie das Binsenfloß und das aus Schläuchen, sich gerade in Ländern vorfinden, welche ehemals auf dem höchsten Gipfel der Cultur standen, beweist sehr deutlich die höchst einseitige Richtung dieser Völker, die in manchen Dingen, in manchen Zweigen der Kunst und

Industrie das Höchste und Vollkommenste leisteten, dagegen in anderen, sie weniger interessirenden Dingen weit genug zurückblieben.



Binsenfloß auf dem Magdalenenstrom.

Dem Bau der Flöße mag nun wohl die Aushöhlung des einzelnen Baumes gefolgt sein. Dies geschah zuerst durch das Feuer, welches man von oben herab zwar auf die Außenfläche, dann aber auch auf das Innere wirken ließ, indem man den äußeren Umfang des Baumes möglichst schonte und endlich, wenn das Feuer seine Schuldigkeit gethan hatte, mit dem Beil aus scharf gespaltenem Stein so weit nachhalf, als erforderlich erschien. Das Beil mußte dann auch die äußere Form geben, aber dieses plumpe und ungeschickte Fahrzeug war nur sehr schwer zu leiten, wurde mit Stangen fortgeschoben, konnte also nur längs des Ufers gebraucht werden und war kaum manchmal brauchbar, kaum manchmal anwendbar, um über den Strom, viel weniger geeignet in das Meer zu fahren. Dies ist der Standpunkt, auf dem noch jetzt der Anwohner der Flüsse in Polen und Rußland steht, sein schmaler, aus einer Pappel oder einer Weide, also einem Baume aus sehr weichem Holze gemachter Kahn heißt Seelenverkäufer, weil eine ungeschickte Bewegung ihn umstürzen macht und der Unglückliche, wenn er nicht schwimmen kann, gewiß verloren ist. Die Weichselbewohner aber können alle schwimmen und so gut wie der Pilot vor der schwer beladenen Witinne

in seinem Seelenverkäufer daherzieht, die Tiefe des Stromes untersuchend und durch Zeichen andeutend, ob das ihm folgende Schiff des Weges weiterziehen kann oder nicht, so gut fährt er auch mit Weib und Kind und seiner ganzen Familie von Ort zu Ort und fällt der Kahn um, so schwimmen alle neben her, bis er wieder aufgerichtet und ausgeschöpft ist, und dann klettert einer nach dem anderen in denselben Seelenverkäufer zurück, der ihnen sämmtlich den Tod gedroht hat! so sicher macht die häufige Bekämpfung der Gefahr.

Das Boot des nordamerikanischen Wilden ist schon besser, es besteht aus der Rinde der Birke, sie wird gespalten und wo möglich ganz von dem Baume getrennt. Um die Form des Kahnes mit zweiseitiger, erhöhter Spitze ohne Mühe herauszubekommen, wählt man, wenn es irgend thunlich ist, einen krumm gewachsenen Baum, die äußere Krümmung ist dann diejenige, die in das Wasser kommt, die innere Krümmung wird so weit als erforderlich gerade geschnitten, damit der Bord ziemlich parallel mit dem Wasserspiegel verlaufe und nur die äußersten Enden sich darüber erheben. In dieser Form wird der Kahn durch einige Stützen erhalten, er kann gewöhnlich sechs Menschen mit ihren geringen Effecten tragen und er nimmt anderenfalls zwei Fallensteller mit ihrer Jagdbeute an Fellen vom ganzen verwichenen Winter auf und ist ein höchst nützliches Werkzeug, denn bei seiner großen Tragefähigkeit ist er doch so leicht, daß zwei Männer ihn bequem auf ihre Schultern laden und damit weite Märsche machen können. Dies geschieht nämlich gar nicht selten, überall wo die ziemlich reißenden Ströme während ihres oberen und mittleren Laufes durch Stromschnellen oder Wasserfälle unterbrochen sind, müssen die Kähne ausgeladen und müssen die Waaren über Land abwärts transportirt werden. Ist dieses geschehen, so nehmen die Jäger- oder Fallensteller ihren Kahn auf die Schultern, wandern ihren Waaren nach und laden am Fuße des Wasserfalles wieder ein.

Dies ist ein unschätzbarer Vortheil solcher Fahrzeuge und die Eingebornen thun sehr wohl daran von denselben nicht abzugehen, denn unsere Bretterkähne würden nicht so leicht transportirbar sein, allein es giebt doch wohl noch leichtere als diese Kähne. Die Bewohner der nördlich gelegenen Meeresstrecken haben dies wenigstens gefunden. Der Grönländer baut sich seinen Kahn aus Wallfischrippen und überzieht das Gestelle mit dem frischen Felle des Seehundes, das wohl angespannt dieses umkleidet und dem darinnen Sitzenden eine sehr gute und wasserdichte Hülle giebt. Auch der obere Theil des Kahnes ist mit Seehundsfell bezogen, in der Mitte befindet sich ein Loch, an dessen Rand ein großer Lederbeutel befestigt ist. Der Eskimo kriecht in diesen Kahn, setzt sich mit ausgestreckten Füßen darin zurecht, bindet den Lederbeutel um seinen Gürtel fest und ist nun zur Reise gerüstet, er

braucht nichts weiter als sein doppeltes Ruder und seine Harpune, um den Seehund zu fangen, zu erlegen. Aber wenn er nun landet, so bedarf er nicht noch eines Gehülfen, um den Kahn zu tragen, er nimmt ihn ohne Weiteres auf den Kopf und schafft ihn so sehr bequem nach Hause. Dies ist jedenfalls ein wesentlicher Vortheil, den er vor den Anderen voraus hat. Zwar kann nur ein Mensch darin sitzen, aber die Last die er fortzuschaffen hätte, die Beute welche er gewonnen, das Thier welches er erlegt hat, braucht er nicht auf den Kahn zu nehmen, es schwimmt neben her in seinem Element und am Lande angelangt, wird es leicht über den Schnee hinweggeschleift. Und will er mehrere Personen bergen, will er mit seiner Familie von einem Orte zum andern ziehen, so bedient er sich eines ähnlichen, aber größeren und oben offenen Bootes, welches die Weiber rudern, indem diese Arbeit für den Mann eine Schande wäre, er rudert nur zur Jagd des Seehundes in seinem Kajak, dieses zu führen ist eine Ehre. Als die Eskimos zum erstenmale Matrosen in einem Boote rudern sahen, frugen sie verwundert, ob bei diesem Volke die Weiber alle Bärte hätten, so fern lag ihnen der Gedanke, daß Männer sich würden zum Rudern hergeben, sich dazu würden erniedrigen können.



Eskimos in ihren Booten aus Seehundsfellen.

Diese Werkzeuge für die Fischervölker von größter Wichtigkeit sind doch, wie wir gesehen haben, eben so von größter Einfachheit, es fehlt ihnen an den Mitteln zusammengesetztere Kähne zu bauen, aber es giebt Völker, welche auch dieses können. Mit den Neu-Seeländern anfangend und über das Meer bis zu den Gesellschafts- und den Sandwichs-Inseln gehend, findet man überall wohlgeformte Kähne, nur zum Theile aus einem Stamme gemacht,

meistens künstlich aus Planken zusammengesetzt, die man höchst mühsam bereitet hatte und die man nunmehr im eigentlichen Sinne des Wortes zusammennäht, worauf die Fugen durch Harz und Fasern von Pflanzen gedichtet werden. Diese Kähne sind auch sehr schmal, aber sie sind dennoch geschickt das Meer zu halten, denn sie haben Balanciers entweder auf einer oder auf beiden Seiten, kleinere, kahnförmig geformte Balken, welche das Umschlagen des Kahnes unmöglich machen, daher diese Völker auch Reisen von mehreren hundert Meilen machen. Zuerst wohl unfreiwillig, vom Sturm verschlagen. Die Absicht solche Reisen zu machen konnte nicht da sein, weil sie ja keine Kenntniß von einem Lande haben konnten, das ihren Augen entrückt war, dann aber nachdem sie das ferne Land einmal kennen gelernt, eben so gewiß mit vollständigster Absichtlichkeit, indem man weiß, daß zahlreiche Heereszüge gemacht worden sind, um fernliegende Länder zu erobern. Das freilich vermögen eigentliche Fischervölker nicht, die angeführten sind es auch nicht, es wurde ihrer nur gedacht als solcher Menschen, die schon im Stande gewesen, sehr brauchbare Kähne zu bauen mit höchst geringfügigen und nach unserer Meinung gewiß nicht ausreichenden Mitteln.

Die Industrie der Fischervölker ist nicht weit her, aber sie verstehen doch sich äußerst zweckmäßige Sommer- und Winterhäuser zu bauen. Während des Sommers wohnen sie über, während des Winters unter der Erde, sie verfertigen sich die ersteren aus Fellen der erlegten Thiere, die letzteren werden schon während des Sommers angelegt, so lange man noch einigermaßen in den Boden dringen kann, sie werden auch häufig an einem Bergabhange angelegt, in welchen man sich hineinarbeitet immer aufsteigend, so daß für die Hütte oder Höhle, die man zu bewohnen gedenckt, der oberste Raum bleibt, eine sehr zweckmäßige Anordnung, denn die kalte Luft ist die schwere, sie dringt mithin nicht in die Hütte, die leichtere warme Luft wehrt ihr den Eingang und so wohnen denn die braven Leute, obschon sie keine Thüren haben, in diesen Häusern warm und sicher. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß die Bequemlichkeit derselben der Art ist, wie wir gewöhnt sind, aber der Art entsprechend was Eskimos kennen, sind sie gewiß.

Eben so gut wissen sie sich auch Kleider zu verschaffen, und haben dieselben eine ungewöhnliche Zweckmäßigkeit.

Der harte Winter, noch mehr beschwerlich durch seine lange Dauer als durch den Grimm mit dem er auftritt, fordert eine große Sorgfalt in der Bekleidung und diese wissen die Eskimos zu erlangen. Von den weichen Fellen einiger ihrer Landthiere, der Wanderratten und anderer, verfertigen sie sich eine Bekleidung, die sie mit der Haarseite nach Innen auf bloßem Leibe tragen, über diese erste Kleidung von Pelzwerk ziehen sie nun eine zweite von ähnlichem Stoffe, reicher an Haaren und mit der Haarseite nach

Außen. Sie haben also zwei Pelze über einander, der eine wirklich zart und angenehm zu tragen, der andere stark wärmend mit den Haaren nach Außen vollkommen geeignet, den Unbilden der Witterung zu widerstehen.

Sie wissen auch sehr wohlgeformte Waffen und Geräthschaften zu machen und sie verstehen sogar Schmuck zu verfertigen. Aus Querabschnitten der Zähne von Delphinen oder Seehunden machen sie sich sehr künstlich geformte Knöpfe, welche sie in die Mundwinkel stecken und als Schmuck tragen — nein ganz so einfach ist die Sache nicht, sie durchstechen die Backe rechts sowohl als links einen halben Zoll weit von den Mundwinkeln, halten diese Durchbohrung offen, bis sie wohl zugeheilt ist und dann stecken sie die Doppelknöpfe hinein, wie wir dieselben zum Verschluß der Hemdärmel anwenden. Wir finden dies zwar sehr sonderbar, sie aber finden es sehr schön und wundern sich nur, daß wir so albern sind, uns die Ohrlappen zu durchstechen. Der Eine findet dieses, der Andere findet jenes schön, über den Geschmack läßt sich nicht rechten.

Die Fischer sind so gut wie die Sammelvölker ohne Eigenthum, man kann zwar nicht sagen, daß ihre Zierrathen für den Mund, ihre Pfeilspitzen nicht ihnen, den einzelnen Personen, gehören, wohl aber ist es so, daß die großen Netze, daß die Dämme und breiten Fallen, welche sie den Fischen stellen, und daß auch die größeren Boote so gut Allen gehören, wie die Jagdbeute, welche gemeinschaftlich errungen wird, auch Allen gemeinschaftlich gehört; was jeder Einzelne für sich erlegt, der Seehund, den er fängt, der Stockfisch ist immer sein Privateigenthum, das aber, was von Allen gleichzeitig errungen wird, gehört auch Allen und es hat nicht Einer größere Ansprüche daran als ein Anderer.

Flußfischer, Meeresfischer.

Wenn wir die Fischer in ihrer Lebensweise näher betrachten, wenn wir verfolgen wollen, auf welche Art sie ihr Dasein fristen, so sind wir nothgedrungen, Flußfischer und Meeresfischer von einander zu trennen. Wo die Leute in einer vielleicht nicht besonders fruchtbaren aber wasserreichen Gegend leben, werden sie viel seltener auf den Gedanken kommen Gartenbau als vielmehr Flußfischerei zu treiben. Diese Arbeit ist ziemlich leicht, sie wird ja von Vielen als Erholung und von den wohlhabenden und reichen Engländern mit solcher Leidenschaft betrieben, daß die Angel, wenigstens in England, definirt werden kann als eine lange Ruthe mit einem Fisch an einem und einem Narren am anderen Ende. Wo die mühsamste Arbeit eine Spielerei ist, da kann die Arbeit in der That nicht schwer sein. Die Flüsse

sind in der Regel ziemlich reich an Fischen, es sei denn, daß die Industrie der Menschen sie daraus vertrieben hat, wie dies z. B. durch große Natronfabriken an mehreren Punkten Englands geschehen, wo das Natron aus dem Kochsalz gewonnen, das vertriebene Chlor aber mit Wasser zu Salzsäure verbunden, als solche in verdünntem Zustande abfließt und die Fische in den Flüssen tödtet oder daraus vertreibt.

Dergleichen Unglück haben die Fischervölker nicht zu erdulden, denn zu ihnen sind solche Fabriken noch nicht gedrungen und wenn es einmal geschehen wird, so wird es dort wohl noch einzelne Fischer geben, aber sie werden nicht mehr ein Fischervolk bilden.

So lange dieses nun nicht stattfindet, werden auch die Fischervölker in den Flüssen, deren Ufer sie bewohnen, genug der Fische finden; in keinem Augenblick sind sie ganz frei davon, in verschiedenen Jahreszeiten aber ziehen die Fische in mächtigen Schaaren aus dem Meere in die Ströme hinauf oder sie wandern umgekehrt wieder dahin zurück, dies sind ihre Erntezeiten, in denen sie gewöhnlich vereinigt Hand an's Werk legen, um mit Netzen, Reusen oder mit Hunderten von gleichzeitig ausgelegten Angeln einzufangen, was irgend zu beschaffen möglich ist.

Fische lassen sich nicht aufbewahren in ihrem gewöhnlichen Zustande, selbst wenn sie abgekocht werden, halten sie sich nur kurze Zeit genießbar und sie gehen leicht in Verwesung über. Die beiden Haupthülfsmittel die Fische länger aufzubewahren: das Salz und der Essig, fehlen den Fischervölkern, das letztere wenigstens, immer, sie können sich daher nicht marinirte Heringe, Aale oder Lachse machen und werden, selbst wenn sie Salz haben, dasselbe nicht zu gedachtem Behufe anwenden, indem es viel zu theuer ist. Dagegen haben sie zwei sehr werthvolle, allgemein anwendbare und äußerst wohlfeile Mittel ihren Vorrath vor dem Verderben zu schützen. Sie schlitzen den Fisch auf, entfernen die Eingeweide, brechen ihn auseinander, so daß er ganz flach wird und legen ihn dann auf den Sand, den trockenen Felsboden an die Luft und überlassen ihn, täglich umgekehrt, den Strahlen der Sonne, oder sie hängen den Fisch, im übrigen ebenso bereitet, an die Luft.

Von dieser Operation ziehen auch wir Nutzen, unser Stockfisch und Klippfisch sind auf solche Weise behandelte Kabeljau. Die zweite Methode ist die Räucherung, auch wir bekommen als Delicatessen geräucherte Fische, Lachse, Aale, Häringe, Flundern, Steinbutten, Dorsch, Seehechte und manche andere, was wir aber hier als Delicatesse genießen, ist für die nordischen Fischer das tägliche Brod und zwar der getrocknete Fisch recht eigentlich das Brod oder der Stellvertreter desselben. Der frische Fisch, theils roh, theils gekocht und wohl gar in Oel oder in dem Fett der Seehunde,

im Thran der Walfische, ist die Speise, zu der der andere als Brod gegessen wird.

Die Flußfischer befinden sich meistentheils in einer ihnen so angenehmen Lage, daß sie keine Neigung zum Wandern verrathen, man kann sie daher halb und halb zu den ansässigen zählen. Ist besonders der Strom breit und fischreich, so sind schon die Dämme und Rechen, welche sie hineintreiben, ein genügender Grund sie an den Ort zu fesseln. Der Fluß ist auch die einzige Straße, welche sie mit benachbarten Stämmen verbindet. Ihre Grenzen sind ziemlich genau bestimmt und sie kommen einander nicht in den Weg. Diese Flußfischer treiben oft einen sehr bedeutenden Handel, so die an der Wolga wohnenden nach Astrachan und von dort nach Europa, während diejenigen Völker, die an den sibirischen Flüssen wohnen, die Städte daselbst und die Bergwerkdistricte versorgen und während des Winters auf Hunde- oder Rennthierschlitten ihre geräucherten, ihre getrockneten, oder auch ihre gefrorenen Fische mehrere Hunderte von Meilen weit nach den Städten und nach den Metallgießereien bringen. Der Stör, der Hausen sind die Hauptpersonen in dem großen Drama der Wolgafischerei, beide Thiere werden bis 25 Fuß lang und oft 2000 Pfund schwer. Gewaltige Dämme von starken Föhrenstämmen werden in den Sand des Flusses gerammt und durch Flechtwerk mit einander verbunden, um die Fische zu leiten, daß sie in die Falle gehen, deren Thüre sich vor dem eintretenden öffnet, indessen derselbe sie sich um so fester verschließt, je mehr er sich dagegen drängt, um den Austritt wieder zu erlangen. Sobald dieses Ungeheuer des Flusses eingetreten ist, wird es mit Schlingen umgeben und trotz allen Sträubens herausgehoben, damit der nächste sofort Platz in der Falle finde, nun wird ihm aber auch sofort das Leben genommen. Noch mit den Schlingen auf die Schlachtbank gebracht, stellt sich einer der Schlächter, dessen Nägel zu diesem Behufe lang gewachsen sind, an die Bauchseite des Fisches und fängt an, ihn zu kratzen, worauf er alsbald seine Unbändigkeit verliert, sich ausstreckt und seinen Laich oder seine Eier allmälig entläßt. Sobald er sich in dieser angenehmen Stimmung befindet, wird ihm mit einem gewaltigen Beile der Kopf abgehauen, wozu er kein Wort sagt. Es wird ihm nun, während das Kratzen immer fortdauert, der Leib aufgeschlitzt, es werden die Eingeweide entfernt und dann wird er weiter in spannbreite Stücke zerschnitten, aber der Kratzende muß seine Operation fortsetzen, bis der ganze Fisch zerstückelt ist. Wollte er aufhören, wenn der Fisch schon zur Hälfte verkürzt ist, so würde das 10 bis 12 Fuß lange Schwanzende noch so mächtig um sich hauen, daß alle Umstehenden in Lebensgefahr wären.

Gewöhnlich hat, indessen daß der erste zerlegt wurde, ein zweiter Hausen oder Stör seinen Weg in die Falle gefunden und es wird dann fortge-

fahren. Die Eier werden eingesalzen und bilden eine unserer größten Delicatessen, den Caviar, dort eine ziemlich allgemeine Volksnahrung. Ein großer Hausen oder Stör liefert nicht selten 7 bis 800 Pfund, ein volles Drittel des Gewichts dieses Fisches. Die Schwimmblase wird aufgespalten, zerschnitten und getrocknet und bildet das, was wir Hausenblase nennen, den besten, vortrefflichsten Leim. Aus den Schuppen oder Panzern wird eine Art Fischleim gesotten, der immer besser ist als der beste bei uns käufliche Leim. Die abgezogene und abgeschuppte Haut des Hausen wird ausgespannt und getrocknet und bildet dann ein klar durchscheinendes Pergament, es wird von den Tataren und Kalmücken an Stelle der Glasscheiben in ihre Fenster gesetzt. Das Fleisch der Fische endlich und der in Fässer gefüllte Caviar wird nun in tiefe Gruben gebracht, welche man in den Sand, der durch den Frost zu Sandsteinfels geworden ist, meißelt. Nachdem die Gruben gefüllt sind, werden sie drei Fuß hoch mit dem ausgehauenen Sande bedeckt, vor Nacht mit Wasser begossen und nun sich selbst überlassen. In der Nacht kommen immer Fröste, welche die Sandbröckel vereinigen, die Sonne wirkt aber nie stark genug, um eine drei Fuß hohe gefrorene Erdschicht aufzuthauen, die Vorräthe befinden sich also hier unter sehr sicherem Verschluß in einem Eiskeller und sind dem Verderben nicht im allergeringsten ausgesetzt. Die Arbeit lohnt durch einen vollkommen sicheren, wenn schon mäßigen Gewinn, die Preise nämlich für das Fischfleisch und den Caviar sind dort so fabelhaft gering, wie bei uns fabelhaft groß, was dort den hundertsten Theil eines Rubel kostet, bezahlt man hier mit ein und zwei drittel Thaler, der Verkäufer nimmt hier mithin für den Transport und seinen Gewinn 16600 % in Anspruch (für 100, 16600).

Der Charakter des Flußfischers ist in der Regel gutmüthiger Art, sie sind geduldig, nicht selten klug, auch wohl listig, was ihr Handwerk fordert, sie sind auch thätig, man glaubt aber, daß es ihnen an Muth gebräche, weil sie denselben zu üben niemals Veranlassung finden. Man kann ihnen keineswegs alle Industrie absprechen, sie verfertigen vieles, wie ihre Hausenblase, wie ihr Caviar, wie ihre Fensterscheiben beweisen. Sie verstehen damit einen ausgebreiteten Handel zu treiben, aber sie bleiben mit ziemlicher Hartnäckigkeit auf der einmal errungenen Stufe stehen und befolgen nicht einmal guten Rath, der ihre eigene Thätigkeit betrifft, sie gehen nicht ab von ihren althergebrachten Methoden.

Der Seefischer scheint ein ganz anderer Mensch, es sei denn, daß es ihm so leicht gemacht wird wie dem Flußfischer, was allerdings auch möglich, wo in der Nähe des Ufers große Bänke, weit ausgedehnte Untiefen vorhanden sind, welche manchen Fischen zu gewissen Jahreszeiten zum Tummelplatz dienen, wie z. B. bei New-Foundland, wo sich die Kabeljau in unzähl-

baren Schaaren einfinden. Da findet man den Meeresfischer fast von ganz gleichem Charakter mit dem Flußfischer, wo aber dieses nicht der Fall ist und der Strandbewohner weit hinaus muß in das Meer auf schwankendem Kahne aus Seehundshaut, wo er das mit Zähnen und Armen wohlbewaffnete Thier in seinem Elemente angreifen, sich der Gefahr zerrissen oder ertränkt zu werden immerfort aussetzen muß, da wird er von dem Flußfischer so verschieden, daß man kaum glaubt, sie gehören beide demselben Standpunkte an.

Der Seefischer hat immerfort mit ernsten Gefahren zu kämpfen, er muß sich dem Sturme, dem Wellenschlage, den zusammenstoßenden Eisschollen und dem Kampfe mit dem zu erlegenden Thiere aussetzen, nicht selten gleichzeitig mit mehreren, denn sie kommen einander zu Hülfe und wie flüchtig er sein leichtes Boot auch über die Wellen tanzen läßt, der mächtige Ruderschweif bringt seine Gegner doch bald ihm nahe und dann ist sein Leben in der dringendsten Gefahr, daher sind diese Leute auch viel gewitzigter als die Flußfischer und sie sind sehr beherzt, denn ohne großen persönlichen Muth läßt sich auf dem Meere nicht viel ausrichten. Schon allein um seinen Kahn durch die Brandung zu lenken, bedarf es einer Kühnheit, deren eine Landratte gar nicht fähig ist. Daher recrutiren sich die Walfischjäger sehr gerne mit Bewohnern der schottischen oder der norwegischen Inseln und der Fjorde, sie scheinen Männer von Eisen zu sein, es giebt nichts, was ihr Herz zusammenschnürte, der persönliche Muth leistet allen Gefahren Widerstand; so sind die Eskimos gleichfalls, nur zu klein, um bequem als Matrosen benutzt zu werden, sonst von einer Kühnheit in Gefahr, von einer Schlauheit in Ueberwindung derselben, welche höchst ehrenwerth, achtungswerth genannt werden muß.

Die nordischen Fischer ziehen gar keinen Nutzen aus der Pflanzenwelt, denn ihr Klima ist so überaus rauh, daß die Birke und die Weide nur an äußerst geschützten Stellen wachsen und unter solchen günstigen Verhältnissen doch nie die Höhe von einem Fuß erreichen, sie haben daher kein Holz, wenigstens kein bei ihnen gewachsenes. Allein der Golfstrom, welcher aus dem Kochtopf, welchen man den Mexicanischen Meerbusen nennt, zwischen der Halbinsel Florida und der Insel Cuba in das Atlantische Meer strömt, trägt alle die Bäume, welche der Mississippi, der Orinoco und der Amazonen-Strom ihm zuführen, an die Küsten des Atlantischen Meeres, indem er zum Theil zwischen Schottland und Island, zum anderen Theil aber längs des Festlandes von Nordamerika hinaufgeht bis nach Grönland und weit in die Hudsons-Bay eindringt.

Das Holz, welches dieser gewaltige Strom trägt, wirft er nun an die Küsten und dieses allein ist es, welches die Eskimos, die Lappen und Samojeden und selbst die Isländer benutzen und zwar sehr vielfältig, so daß es

ihnen eine große Wohlthat ist. Sie wissen es zu Stützen ihrer Sommerwohnungen, zu Gerüsten für ihre Wintervorräthe, sie wissen es zu Lanzen oder Speeren, zu Rudern und anderen Geräthschaften zu verwenden und wissen es mit ihren unbeschreiblich einfachen Werkzeugen trefflich zu bearbeiten, wie z. B. sie es der Länge nach theilen, obschon ihnen die Axt und Säge fehlt, sie ziehen sich nämlich da, wo das Stück Holz getrennt werden soll, eine Linie und nun bohren sie auf dieser Linie Loch an Loch durch das Holz, worauf eine Trennung ganz leicht ist, da meistentheils das bloße Zerbrechen schon genügt.

Ihre Bogen gelten für die trefflichsten, die es giebt, es mögen wohl nur die persischen höher stehen) und diese Eskimobogen bestehen nur aus Fischbein, Knochen und Thiersehnen. Ihre Wurfspieße haben zweierlei, was sie ganz eigenthümlich macht, die verwundende Spitze nämlich trennt sich durch die geringste Kraft von dem Holze, das den Schaft bildet, dieser geht also mit dem verwundeten Thiere nicht unter, kehrt an die Oberfläche des Meeres zurück, kann von dem Entsender aufgefangen nochmals und zum dritten Male benutzt werden. Die knöcherne Spitze aber hat viele Widerhaken und bleibt im Fleische stecken, an dieser Spitze ist eine dünne aber sehr starke Leine, aus Streifen des Seehundsfelles geflochten, befestigt. Sie ist 30 bis 40 Fuß lang und an ihrem anderen Ende hat sie ein aufgeblasenes Seehundsfell wohl befestigt.

Der Fischer wirft die Harpune, der verwundete Seehund schießt fort, zieht die Leine mit sich, der dann der aufgeblasene Schlauch folgt, dieser aber leistet Widerstand, er will nicht unter Wasser und wenn der Seehund durch Anstrengung aller seiner Kräfte es doch dahin bringt, so verursachen ihm die Widerhaken so viele Schmerzen, daß er bald in seinem Zuge nachläßt, dann aber auch um Luft zu schöpfen genöthigt wird an die Oberfläche des Meeres zu kommen.

Der Eskimo hat seinen Schlauch erscheinen gesehen, hat in der Zwischenzeit ein zweites Seehundsfell aufgeblasen, an die Leine befestigt und diese Leine, mit einer zweiten Harpune versehen, an den aufgefangenen Schaft gesteckt. Das Erscheinen des Schlauches zeigt ihm, daß nun der Seehund auch gleich kommen wird, er hat wohl Acht darauf und sobald er ihn erblickt, entsendet er eine zweite Harpune auf ihn, noch ehe er Zeit gehabt hat zu athmen und alsbald taucht dieser wieder unter, kann aber die beiden Schläuche nicht mehr abwärts ziehen, erhält beim nächsten Aufsteigen noch eine Harpune und verendet so, worauf er ans Ufer geschleppt wird.

Was sich hier so gemüthlich erzählen und lesen läßt, ist es durchaus nicht, wenn die Wirklichkeit den Fischer antritt, das Spiel; was er wagt, ist ein äußerst gefährliches, immerfort steht sein Leben in Frage. Das

Fahrzeug, auf welchem er sich befindet, ist so leicht gebaut, daß ein mäßiger Stoß, den ein größerer Fisch gegen dasselbe ausübt, das Fell zerreißt und den darin Sitzenden dem Untergange weiht, denn es ist nicht möglich, daß er schwimmend das Ufer erreiche. Die Entfernung, in welcher die Seehunde aufgesucht werden müssen, ist viel zu groß, das Meerwasser ferner ist in jenen Gegenden und namentlich in der Nähe der Eisschollen so außerordentlich kalt, daß der darin Schwimmende in ganz kurzer Zeit erstarrt und dem Ertrinken ausgesetzt ist, auch wenn nicht gerade ein räuberisches Seeungeheuer ihn angreift. Das Verwickeln der Leine oder ein augenblickliches Schwanken des Oberkörpers veranlaßt das Umschlagen des Kahnes und nun befindet er sich in der verzweiflungsvollen Lage mit dem Oberkörper im eiskalten Seewasser, den Kopf nach abwärts gerichtet, zu hängen und über sich eine große Luftblase zu haben, den ganzen Kahn, der eben dadurch geschickt ist ihn zu tragen, es ist also ungefähr das Verhältniß, als ob Jemand, der schwimmen lernen will, sich die mit Luft gefüllten Schweinsblasen an die Füße gebunden hätte.

Es gehört eine ungemeine Gewandtheit und Kraft dazu, um solchem Unglück zu begegnen. Das kurze Doppelruder breitet der Eskimo neben sich horizontal hin und stützt sich mit seinem Körper darauf, aber nicht langsam, sondern mit der Elasticität, mit der Schnellkraft einer plötzlich von ihrer Fessel befreiten Feder. Dann kann er sich so weit emporschwingen, daß sein Körper flach auf dem Wasser liegt und das mit ihm verbundene Boot neben ihm, hierdurch wird bei einem zweiten ähnlichen Schwunge es wieder möglich, in die aufrechte Stellung zu kommen und in dieser Geschicklichkeit muß der junge Eskimo sich Jahre lang üben, bevor er ihrer so vollkommen mächtig ist und ohne dieselbe erlangt zu haben, dürfte er sich überhaupt gar nicht auf das Meer hinaus wagen.

Noch andere Gefahren bedrohen ihn selbst durch diejenigen Thiere, denen er nachstellt. Sind deren mehrere beisammen, so greifen sie ihn in ihrem Elemente, mit welchem sie vertrauter sind als er, in gefährlicher Weise an, noch schlimmer wird es, wenn statt eines Seehundes ein Walroß sich ihm naht, dessen gefährlichen, mehrere Fuß langen Hauern (s. die Zeichnung S. 616) ein großes, aus starkem Holz gebautes, festes Boot kaum widersteht.

Demnächst muß man mit wahrhafter Bewunderung von dem Muth dieser Leute sprechen, welche es wagen, selbst den Walfisch anzugreifen. Man muß nicht glauben, daß für einen Eskimo der Walfisch eine zu große Beute wäre. Gewöhnlich vereinigen sich mehrere dazu, rüstige Schwimmer, Männer, welche es verstehen, ihr leichtes Boot über Wasser zu halten oder wieder aufzurichten, wenn es umschlägt, und welche sich daher für vollkommen sicher auf dem ihnen anvertrauten Elemente halten. Es giebt aber auch

Fälle, in denen ein tapferer Eskimo oder Grönländer (was übrigens dasselbe ist, da der Bewohner von Grönland der Race der Eskimos angehört) allein in seinem Kahne einem Walfisch begegnet und sich nicht scheut, dieses Riesenthier anzugreifen.



Gleichviel, ob er allein es ist, oder ob mehrere sich zur Jagd vereinigt haben, die Sache wird folgendermaßen eingeleitet. Auf dem oben befindlichen gerade gespannten Felle seines Kajaks liegen fünf oder sechs Spitzen von Harpunen, meistens aus Knochen gemacht, denn das Fell des Seehundes sowohl als das des Walfisches ist im lebenden Zustande dieser Thiere sehr weich und leicht zu durchdringen. An jedem solchen Wurfinstrument ist eine lange, aus dünnen Streifen des Seehundsfelles gemachte Leine befestigt, an dem Ende befindet sich das Fell eines Seehundes, sehr geschont, so daß nirgends eine Oeffnung darin ist, es daher aufgeblasen werden kann, aber nur dasjenige Fell, welches an dem Wurfspieß befestigt, welchen der Eskimo zuerst versenden will, ist in diesem Zustande, ist mit Luft gefüllt, bei den übrigen geschieht dies erst, sobald sie gebraucht werden sollen.

Sobald man des Walfisches ansichtig wird, so umgeben ihn die Leute von allen Seiten, und nähern sich demselben mit leisem, unhörbarem Ruderschlage so viel als möglich, bis es dem Einen oder dem Anderen gelingt, den Speer nach ihm zu senden. Wie bereits oben bemerkt, bleibt nur die Spitze in dem Fett oder Fleisch des Thieres stecken und der hölzerne Schaft löst sich davon ab und wird von dem Entsender wieder aufgefischt.

Nachdem der Walfisch 40 oder 50 Fuß tief gegangen ist, zieht er das aufgeblasene Seehundsfell nach sich, welches vermöge seiner Größe einen ge-

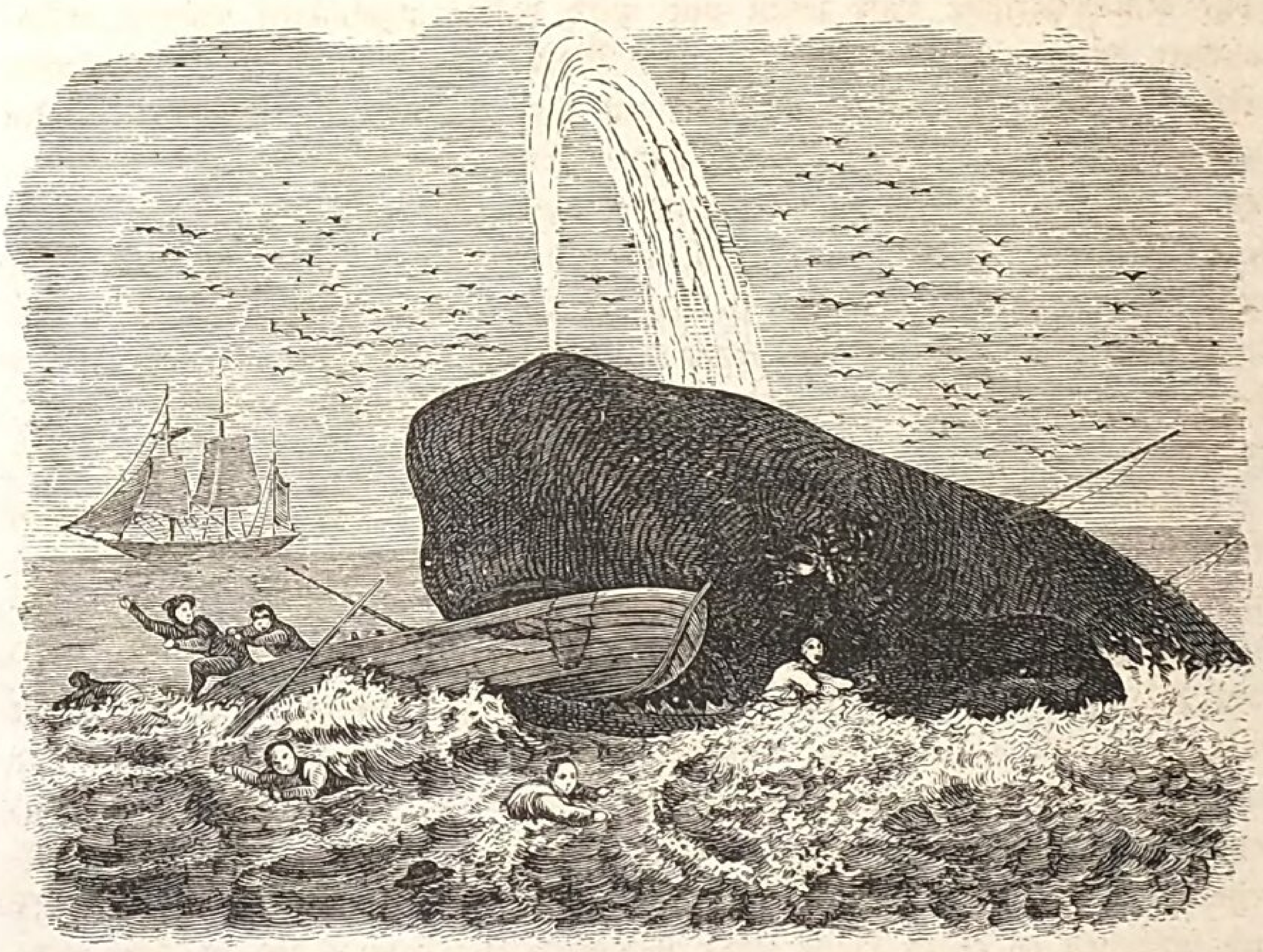
waltigen Zug nach Oben ausübt und daher dem Ungeheuer sehr schmerzhaft wird.

Der Walfisch ist ein warmblütiges, ein Säugethier, er kann nicht lange ohne atmosphärische Luft leben und wird daher gezwungen wieder aufzutauchen, wieder an die Oberfläche des Meeres zu kommen. Sobald dieses geschieht, eilen die Eskimos wieder auf ihn zu und der nächste oder die nächsten werfen die Harpune nach ihm. Neue Verwundungen sind die Folge, der Walfisch stürzt abermals kopfunter in die Tiefe und sucht seinen furchtbaren Feinden dadurch zu entgehen, aber vergeblich, denn diese wissen sehr gut, daß er bald gezwungen ist von Neuem aufzutauchen, und sie wissen auch sehr gut, daß die zwei oder drei Seehundsschläuche, welche an der Harpune sitzen, mächtig an ihm zerren und ihm furchtbare Schmerzen verursachen.

Der Walfisch steigt abermals auf und wird wieder mit Harpunen empfangen, dieselben sind nicht so gefährlich als die von den Matrosen der europäischen Walfischjäger geworfen werden — sie sind nicht so schwer, sie dringen nicht so tief, aber es sind nicht zwei, es werden allmälig 10 oder 20, und endlich lassen die Seehundsschläuche das gequälte Thier gar nicht mehr zum Untersinken kommen. Es verblutet aus vielen Wunden und jetzt haben die Eskimos nur noch die Aufgabe ihre Beute ans Land zu bringen, aber in der That, dies ist keine Kleinigkeit. Alle vereinigten Theilnehmer an der Jagd spannen sich nunmehr vor das wehrlos gewordene Thier und schleppen es durch Hülfe ihrer kleinen Ruder dem Lande zu, hier wird natürlich sofort von Allen geholfen, die irgend wie an dem Fange betheiligt sind. Sechs oder sieben Familienhäupter haben den Fang unternommen, Alles, was von den Angehörigen Hände und Füße hat, eilt nun herzu, um an der Bergung der Beute Theil zu nehmen. Da wird das Fell in lange Streifen zerschnitten, da geht man mit den Messern so tief in den Speck wie möglich, um denselben von dem Fleische zu lösen, es wird auf Hürden gebracht, damit es sein Fett durch die wenigen Wärmegrade, welche die Sonne hervorbringt, entlasse, große Weiberboote werden untergestellt, in denen sich der Thran sammelt, der dann ausgeschöpft und in Schläuchen aus Seehundsfell aufbewahrt wird. Das Fleisch wird von den Knochen gelöst und in großen Gruben verwahrt, mit Erde zugedeckt, wo es denn bei der Frosttemperatur, welche der Boden niemals verliert, Jahre lang sich halten würde, falls man ihm so viele Zeit ließe.

Alles Uebrige, was der Walfisch noch Brauchbares an sich hat, und darunter steht das Fischbein oben an, nächstdem Knochen und Zähne, alles das wird gesammelt und sorgfältig verwahrt zu gelegentlichem Verbrauch, und noch ehe der Abend kommt, sind die Leute mit ihrer Arbeit fertig, denn

falls es sein muß, sind diese Leute so thätig, wie sie es im Gegentheile nicht sind, wenn sie es nicht nöthig zu haben glauben.



Solch' ein Walfisch ist aber ein entsetzliches Ungeheuer. Wir sehen auf unserer Zeichnung keineswegs den größten, sondern nur den Pottwal, der kaum die Hälfte der Größe, wie der große Fischbein liefernde Walfisch, erreicht, und dennoch bemerken wir, daß ein 25 bis 30 Fuß langes Boot spielend von ihm zermalmt wird, nicht durch seine ungeheure Waffe, nicht durch sein Bewegungsorgan, den ungeheuren Schwanz, sondern indem er sein Mäulchen aufsperrt, darauf zuschießt und es zwischen seinen Zähnen leichter zerdrückt, als Unsereins eine Haselnuß aufbeißt. Stellte unser Bild einen eigentlichen Walfisch vor, so dürften wir ohne Weiteres das ganze Boot so darstellen, daß es gerade den ungeheuren Schlund von Mundwinkel zu Mundwinkel ausfüllt.

So hat der Meeresfischer immerfort mit großen Gefahren zu kämpfen und das stählt seine Kräfte und seinen Muth und macht ihn zu etwas ganz anderem, als es der Fluß- oder Strandschiffer ist, darum machen sie auch in anderen größeren, ganz ähnlich gebauten Kähnen weite Reisen. In das sogenannte Weiberboot (weil es nur von Weibern gerudert wird) setzt sich

die ganze Familie mit Hab und Gut und wandert aus der fischarmen oder ungünstig gelegenen Gegend in eine bessere, und in der That, es gehört nicht geringer Muth dazu, sich auf solche Reise zu begeben, denn nicht allein die Küsten sind dem Reisenden gefährlich, der Sturm, die Strömung kann ihn darauf zuführen, sondern vor allen die kleinen Eisschollen von der Ausdehnung eines mäßigen Hauses, klein in jedem Falle im Vergleich mit denjenigen, welche wie Berge weit und hoch aus dem Meere hervorragen und doch noch um das Zehnfache dieser Höhe in der Tiefe des Meeres liegen, aber beweglich sind, wandern. Diese großen Eisschollen sind gefährlich für die mächtigen Segelschiffe, welche auf den Walfischfang oder auf Entdeckungen ausgehen. Den kleinen Booten können sie nichts anhaben, jene geringfügig aussehenden Schollen aber, welche sehr häufig längs der Ufer hintreiben und dabei nicht selten die Schiffer umringen, sind ihnen immer höchst verderblich, sie drohen nicht den Tod, sie bringen ihn herbei, indem sie solch' gebrechliches Schifflein zwischen ihrer Wucht zerquetschen, und dennoch dürfen nicht die Leute zögern, sich ihren gebrechlichen Fahrzeugen anzuvertrauen, denn sie müssen mit ihren Wohnungen wechseln, wie allmälig mit der vor- oder rückschreitenden Jahreszeit die Thiere, auf welche sie angewiesen, ihren Aufenthalt wechseln.

Auch ihre Wohnungen sind solcher Art, daß sie die ganze Kraft der Männer in Anspruch nehmen. Es ist keine Kleinigkeit, sich in den festgefrornen Hügel hinein zu arbeiten, darum vereinigen sich in der Regel auch mehrere Familien zum Bau eines solchen Hauses vorausgesetzt, daß sie hoffen diesen Ort für eine Reihe von Jahren zum Winteraufenthalt zu brauchen. Wollen sie nur eine kurze Zeit oder höchstens einen Winter lang Aufenthalt nehmen, so ist ihr Baumaterial der Schnee selbst, aus welchem sie große Quadern schneiden und sie backofenförmig übereinander schichten; in solcher Hütte wohnen nicht selten vier bis fünf Familien so lange, bis die veränderte Witterung ihnen gestattet, den für einen dauernden Aufenthalt nicht günstigen Platz zu verlassen, der Mörtel, der diese Quadern verbindet, ist das Wasser, welches alsbald gefriert, so wie es mit dem Quaderstein in Berührung kommt. Die Fensterscheiben bestehen gleichfalls aus gefrornem Wasser, die Thüre ist zwar immer offen, aber das Thürgerüst ist äußerst niedrig und es hat nicht selten eine Länge von 20 Ellen, d. h. es ist ein langer, aus mehreren Quadern gebildeter, abwärts führender Gang, dessen außerordentliche Länge den Luftwechsel hindert und dadurch ähnlich wie eine Thüre wirkt. In diesen Schneehöhlen findet man eine zum Verwundern hohe Temperatur, denn gleichzeitig mit 20 oder 25 darin athmenden Menschen und ebenso vielen Hunden brennen auch vier gewaltige Thranlampen mit dem Fette des Seehundes genährt, dessen Fleisch in dem steinernen Kessel

über diesen Lampen kocht und welche dann dem Raume sowohl die überflüssige Heizung als den hinreichenden Ruß gewähren, um die Wände schön schwarz zu machen und durch seine schlechte Leitungsfähigkeit für die Wärme das Abschmelzen im Innern an der Wandung zu verhüten. Eben diese Wände dienen auch als Vorrathskammern. Sie werden unten ganz besonders dick gemacht, große Oeffnungen werden darin ausgespart und in diese bringt man die geräucherten Fische, das Fleisch und den Speck des Seehundes und só leben sie nach ihrer Weise höchst behaglich, wiewohl wahrscheinlich nicht nach der unsrigen.

In diesen Winterlagern, dieselben mögen nun ihnen nur auf kurze Zeit dienen sollen oder einen feststehenden Wohnsitz bilden — in diesen Winterlagern übergeben sie sich der Ruhe, dem Vergnügen, hier halten sie ihre satyrischen Wettkämpfe, hier ihre Liedergefechte, in denen Einer den Andern durch schelmische Ausfälle in Verlegenheit zu setzen, zu ähnlichen Leistungen anzustacheln sucht, und hier werden auch ihre Gelage, ihre Schwelgereien in Seehundsspeck und Seehundsthran gehalten bis die Zeit der Arbeit wiederkehrt, der Sommer bringt dieselbe in reichlicher Menge. Die Schneehütten schmelzen, Alles begiebt sich zum Fischfange, zum Seehundsfange, die Frauen räuchern die Fische, vergraben das Fleisch in den gefrornen Boden, die Männer sorgen aber für einen immer steigenden Vorrath, setzen sich allen Gefahren aus, unverdrossen nur die Aufhäufung der Vorräthe im Sinne habend, weil davon die Existenz in dem heranrückenden langen Winter abhängt und nur, wenn diese gesichert ist, vermögen sie während jener finsteren Zeit sich in der gewohnten Weise in ihren ausgelassenen Tänzen und Liederspielen und sonstigen Gelagen mit der erforderlichen Gemüthlichkeit zu ergehen, bei denen der geschickte Eskimo, welcher am schnellsten mit einer treffenden Antwort bei der Hand ist, ein so gern gesehener Gast genannt wird, wie in unseren Gegenden der gefeiertste Sänger oder Literat oder was sonst nöthig ist, einen ästhetischen Thee wohlschmeckend zu machen.

In der That, die guten Leute dürfen dem Himmel danken, daß er sie mit einer so unverwüstlichen Laune gesegnet hat, sie allein vermag sie hinweg zu heben über das Grauen und Entsetzen eines neun Monate langen Winters, der eine Nacht von vier Monaten einschließt. Aber diese fröhliche Laune verläßt sie in der That niemals, und nichts gewährt ihnen größeres Entzücken als die getreue Nachahmung von Sitten und sonstigem Gehaben derer, mit denen sie umgehen und besonders der Fremden, die sie besuchen, wobei sie ein Nachahmungstalent entwickeln, welches dem größten Schauspieler Ehre machen würde. Denn der finstere Ernst, welcher den übrigen Bewohnern des nördlichen Amerika eigen ist, scheint ihnen völlig fremd zu sein und um Abwechselung in ihre Unterhaltung zu bringen, machen sie selbst in der

ungünstigsten Jahreszeit Reisen von einer Ausdehnung, welche wir Europäer für unüberwindlich halten würden, wenn nichts weiter dabei zu gewinnen wäre als Unterhaltung.

Man möchte es beinahe wunderbar nennen, daß bei diesen rohen Völkern das weibliche Geschlecht sich in einer so merkwürdig günstigen Stellung befindet, allein die Beobachtung hat gelehrt, daß überall, wo mehr die List und Gewandtheit als die Kraft für die Existenz in Anspruch genommen wird, das Weib einen nicht unbeträchtlichen Antheil an der Sorge für den Haushalt übertragen bekommt, und daß dort also das Weib nicht mehr die Sklavin des harten und grausamen Mannes, sondern die sehr nützliche Gefährtin, vielleicht die Freundin ist. So sehen wir z. B. bei den Eskimos das Weib an allen Unterhaltungen Theil nehmen, sich mit dem Manne freuen und ergötzen und zu seiner Ergötzung beitragen. Nur in der Kraft sind die Männer den Frauen überlegen und wo es auf Uebung des Geistes ankommt, zeigen diese sich so fähig und in vielen Fällen noch fähiger als die Männer.

Wir haben schon oben gesagt, daß die Bewohner des äußersten Nordens von Europa nicht Fischervölker in dem Sinne genannt werden können, in welchem wir die bisher angeführten Völker so nennen, aber doch haben auch sie der Fischerei den Hauptteil ihrer Existenz zu danken, und in der That, ihr Leben ist ein dürftiges und beschwerliches. Am Strande in niederen Hütten wohnend, selbst beinahe geräuchert durch den Rauch, in welchem sie ihre Fische dörren, führen sie ein Leben voll so großer Entbehrungen, daß dieselben uns fast unbegreiflich scheinen würden; erklärt kann dies nur dadurch werden, daß solche Leute von allen den Bedürfnissen, welche die civilisirten Bewohner von Europa haben, durchaus nichts wissen, und eine Verwöhnung, wie der Städter sie kennt, ist ihnen nun vollends nicht gegeben, was machen sie sich aus Erkälten, was machen sie sich aus nassen Füßen, sie, welche drei Viertheile ihres Lebens im Wasser, und zwar im Eiswasser zubringen! Ihre Frauen stricken die Netze, sie selbst tragen sie leer in das Meer und suchen dieselben gefüllt heim zu bringen. Solche Netze sind nicht so leicht zu handhaben wie ein solches, das der edler Jünger des Kaufmannsstandes, wenn er sich als Fischer verkleidet, auf der Maskerade trägt. Sie sind nicht von feinen seidnen Schnüren, sondern von federkieldickem Hanfdraht gemacht, nicht ein Mann kann solch ein Netz bewegen, sondern 50 und mehr Leute müssen dasselbe gleichzeitig auf ihre Schultern laden und es in's Meer tragen, in welches sie bis zu 3 und mehr Fuß Tiefe gehen müssen, damit das Netz alsbald vom Wasser gehoben werde und beweglich bleibe. Hier werden, je nach der Ausdehnung des Netzes, 15—20 und mehr Boote vorgespannt und es wird dann in das tiefere Wasser gezogen, um da meilen-

weit spazieren gefahren zu werden, bis man glaubt, es sei wieder Zeit dasselbe an Luft und Wind zu holen, und es kommt wohl vor, daß die schwere Arbeit nicht belohnt wird, daß kaum so viele Fische gefangen werden, als für die nächsten Bedürfnisse der betheiligten Familien nöthig. Gehört den Fischern ein Fjord, ein tief in das Land eindringender Felsenspalt, in welchen das Meer weit hineinsteigt, so ist die Fischerei lohnender und sicherer, man sperrt zur Zeit der höchsten Fluth die Breite des Fjords durch ein ungeheures Netz ab und erwartet den Rücklauf des hohen Wassers, welches die tief vorwärts gedrungenen Fische wieder mit nach dem offenen Meere nimmt. Da finden sich die Netze jederzeit so reich gefüllt, daß alle Kähne kaum zureichen, um die gemachte Beute zu fassen, und fröhlich, voller Jubel über den gemachten Gewinn, geht es dann dem heimathlichen Dörfchen zu, dem Strande, an dem die Fischerhütten stehen, umgeben von unzähligen Gerüsten, auf denen die Fische getrocknet werden sollen. Sie werden aufgeschnitten und ausgeweidet, ein Stab, wie ihn die Lichtzieher zu gebrauchen pflegen, nur etwas länger, wird durch die Kehle und das Maul gestochen und so viele Fische daran Platz haben, werden daran gereiht und dem Rauch ausgesetzt. Kleinere Fische, Häringe, Flundern, Meerhecht ꝛc. werden gar nicht ausgenommen, sondern mit all ihrem Inhalt geräuchert, man tödtet die Thiere nicht einmal, man treibt den Stab nicht durch den Kopf sondern das Ende des Schwanzes und läßt sie so langsam sterben. Viele der größeren Fische dagegen wie der Stockfisch und alles, was damit zusammenhängt, werden aber gar nicht geräuchert, sondern flach auseinandergebreitet auf die Felsen gelegt und von der Sonne getrocknet, wobei eine Veränderung, eine beginnende faulige Gährung nicht zu vermeiden ist, daher die so zubereiteten Fische auch immer einen äußerst üblen Geruch haben und lange gewässert werden müssen, bevor sie denselben verlieren. Nicht so ist es mit den geräucherten und den gesalzenen, was aber nur bei den Häringen angewendet wird.

Dieser Häringsfang bildet einen hochwichtigen Gegenstand für mehrere Völker, besonders für die Holländer, welche darin excelliren, d. h. sowohl in der Art sie zu fangen als in der Art sie zuzubereiten.

Die Häringe ziehen zur Sommerszeit in so ungeheuren Schaaren von Norden nach Süden und Osten und zwar in solcher Menge, daß sie den Schiffen, welche auf dergleichen Züge treffen, ein bedeutendes Hinderniß in den Weg setzen. Der Grund dieses Zusammenschaarens ist gegenwärtig noch nicht bekannt, es sind die verrücktesten Angaben darüber gemacht und erfunden worden, die Wahrheit aber ist bis jetzt noch nicht erforscht. Um nur eine jener Thorheiten anzuführen, so erzählt man sich, daß die Walfische den Häringen nachjagen. Abgesehen davon, daß die Walfische nur von gallert-

artigem Gewürm leben, müßte sich's doch sonderbar fügen, wenn diese Ungeheuer des Meeres den Häringen, welche beinahe die kleinsten Fische sind, in großer Masse und mit solchem gleichbleibenden Eifer nachjagen solten, um sie in Schaaren zusammen zu bekommen, daß, wenn man mit Millionen hinein dividirte, der Quotient immer noch aus Millionen bestehen würde. Man sieht aus dieser einen Angabe schon, wie unzuverlässig dergleichen Speculationen sind. Das einzig Wahrscheinliche ist das, was die norwegischen Fischer darüber sagen: die Häringe suchen die von ihrem Aufenthalte östlich und südlich gelegenen Uferstriche auf, um daselbst ihre Eier abzusetzen und zu laichen, daher findet man auch die auf dem Meere gefangenen noch immer geschwollen von der Masse der Eier oder der Milch, welche ihren Körper füllt, indessen die an den Ufern von Hannover, von Dänemark, von Mecklenburg rc. mehrentheils schon dieser Last entledigt sind.

Die Strandfischer erwarten die Annäherung der bereits sehr verkleinerten Schaaren, begeben sich, sobald sie sich zeigen, in das Meer ihnen entgegen und schöpfen sie und schaufeln sie an's Land, wo sie denn alsbald geräuchert werden und als Bücklinge versendet in das Innere des Landes gelangen.

Die Holländer dagegen fahren den Zügen in das Meer zwischen Schottland und Norwegen entgegen. Hier vereinigen sich immer zwei Schiffe zum Fange und haben ein riesiges Netz von Hanf oder von Seide bei sich, welches 1000 bis 1200 Schritte lang und sehr feinmaschig ist, doch so, daß die junge Brut hindurchkommen kann, deren Fang von sehr geringem Werthe ist, indessen es der Fortpflanzung sehr schadete, wenn man eben diese junge Brut vertilgte. Eine Thatsache ist, daß an den Küsten von Norwegen und Irland, woselbst man diese Vorsicht nicht übt, die Zahl der Häringe beträchtlich abgenommen hat.

Was über die Eigenthümlichkeiten des Häringszuges durch die Fischer selbst ermittelt worden, ist das Folgende, wenn schon eben seiner Quelle wegen dieses mit Behutsamkeit aufgenommen werden muß, Fischer sind doch immer keine Naturforscher:

Die Häringe kommen aus dem äußersten Norden zwischen Grönland und Spitzbergen herab nach den südlicheren Gegenden, sie ziehen zu verschiedenen Zeiten, schon im Frühjahr, dann aber doch immer in kleineren Schaaren, wenn aber der eigentliche Sommer beginnt, also Mitte des Juni, scheinen sie die Oberfläche des Meeres zwischen den beiden gedachten Ländern ganz zu bedecken, dorthin fahrende Schiffe sehen bei ganz ruhigem Meer und bei völliger Windstille die Oberfläche des Wassers, so weit das Auge reicht, gebrochen durch die zierlichen kleinen Fische, welche silberglänzend auf der Oberfläche spielen, aus dem Wasser springen aber alle bereits eine Richtung haben, in der sie sich fortbewegen.

Je weiter nach Süden, desto dichter und desto besser geordnet werden diese Schaaren, welche immer ein großes Dreieck bilden, dessen Spitze nach Süden gerichtet ist und dessen Seiten Meilenlänge haben. Dann eilen sie, so dicht gedrängt an einander, daß sich die Schuppen abscheuern, und daß sie die Schiffe, wie oben bemerkt, in ihrer Segelgeschwindigkeit hindern. Auf diese Eigenthümlichkeiten gestützt, besuchen die Häringsfischer, nicht nur der dort wohnenden Völker, der Norweger und Schweden, der Engländer und Holländer, sondern auch die der Russen, Franzosen und Amerikaner jene Gegenden. Die Holländer halten mit Gewissenhaftigkeit darauf, daß das erste Netz nicht vor dem 25. Juni ausgeworfen wird.

Das Netz, welches von Hanf ist und dann ein Jahr lang hält, oder welches von Seide gestrickt, in diesem Falle drei Jahre hält, ist durch Räuchern braun gemacht, angeblich damit es durch seine helle Farbe die Häringe nicht verscheuche, wahrscheinlicher jedoch nur deshalb, damit es der Einwirkung des Wassers besser Widerstand leiste, nicht so leicht in Fäulniß übergehe.

Dieses Netz, das unten mit Blei beschwert, oben aber durch eine Menge kleiner Tonnen über Wasser erhalten wird, läßt man Abends zwischen zwei, um die ganze Länge des Netzes von einander entfernten Schiffen, in das Meer sinken, vorausgesetzt, daß man sich in einem Häringszuge befindet, den man an seinem Glanze erkennt. In das Netz gelockt werden die Fische durch Laternen, welche man an den Seiten des Schiffes beinahe bis zur Oberfläche des Wassers herabläßt.

Gegen Morgen windet man durch die vereinigten Mannschaften beider Schiffe das Netz empor, welches, falls es gut gefüllt ist, so viel enthält, daß man 150 Tonnen, eine jede mit 1000 Stück füllen kann. Die von den Holländern uns gelieferten Häringe sind thatsächlich die besten, aus dem einfachen Grunde, weil sie unmittelbar aus dem Wasser in das Salz kommen, also keine Zeit haben, irgend welche Verderbniß zu erleiden, indessen die Norweger ihre Fische in der Regel erst an das Land bringen und dann einsalzen, noch dazu aber nur wenig Hände beschäftigen können, so daß also mindestens die Hälfte der Fische einen Tag alt ist und daher schon eine Verderbniß erlitten haben.

Nach wenigen Tagen haben die Schiffe ihre volle Ladung, eilen, sie nach Hause zu bringen, ihren stark angegriffenen Salzvorrath zu ergänzen und auf's Neue dem Fange nachzugehen. So sagt man, würden tausend Millionen jährlich gefangen, und dennoch würde von den Häringen überhaupt noch nicht ein Millionstheil vertilgt. Das Letztere wollen wir unbedenklich zugeben, die erste Zahl ist aber unbedingt zu niedrig gegriffen. In Polen leben 7 Millionen Menschen, diese verzehren ein Jeder, wenig-

stens einen Häring des Tages, denn derselbe ist spottwohlfeil und bildet nebst Schweineschmalz und Leinöl das einzige Abwechsel der Speisen in Polen, der Kartoffeln, der Erbsen und des täglich zweimal wiederkehrenden Sauerkrautes. Berücksichtigen wir nur dies eine Land, so erhalten wir schon mehr als 2500 Millionen Häringe, die doch auch alle gefangen sein müssen, sonst könnten sie nicht gegessen werden. Hier also haben wir bereits mehr als 1000 Millionen. Nun aber haben wir noch ganz Rußland in Betracht zu ziehen, welches beinahe zehnmal mehr Einwohner hat und wenn auch nur ebenso viel Leute wie in Polen täglich ihren Häring verzehren, so steigert sich die Summe bereits auf 5000 Millionen und Jeder, der die Lebensweise der unteren Volksschichten in Rußland kennt, wird zugestehen, daß diese Annahme eine sehr mäßige sei. Was sagen wir nun zu der ganzen nördlichen Hälfte von Deutschland, was von Holland und Frankreich, was von England und Irland, was von Norwegen und Schweden, die alle den Häring nicht als besondere Delicatesse, sondern soweit es die großen Volksmassen betrifft, als tägliche Speise benutzen. Wir sehen hieraus, daß die Häringsfischerei ein bedeutender Gegenstand des Handels und der Industrie der Ost- und Nordseevölker ist.

Nicht viel unbedeutender ist der Fang des Stockfisches, der ganz besonders auf der großen Bank von Neufoundland betrieben wird. Dieses Thier gehört dem Geschlechte der Schellfische an, hat gewöhnlich zwischen 2 und 4 Fuß Länge, wird 20 bis 70 Pfund schwer und ist ein unersättlicher Raubfisch, von dem man beinahe glauben sollte, daß er allein im Stande wäre, das Meer wirksamer als die Häringsfischerei aller Nationen zu entvölkern.

Der Kabeljau (dies ist der Name des lebenden Thieres, indessen die anderen Namen Stockfisch, Klippfisch und Laberdan die Aufbewahrungs- und Zubereitungsmethode bezeichnen) lebt vorzugsweise zwischen Europa und Amerika vom 40 Gr. an nordwärts, versammelt sich aber zur Laichzeit auf den Bänken von Nordamerika und Neufoundland in solchen Mengen, daß man mit einer Heugabel in eine Schaar derselben stechend, an jeder Zinke einen Fisch hängen hat.

An dem Fange dieses Fisches nehmen beinahe alle seefahrenden Nationen Theil, er ist besonders den Spaniern, Italienern und Griechen von größester Wichtigkeit, weil bei ihnen die Fasttage der katholischen Religion sehr strenge gehalten werden, die Fische aber, außer an den Meeresküsten, zu den Seltenheiten gehören. Zugleich ist es in diesen Ländern so warm, daß die Thiere sich nur sehr kurze Zeit genießbar erhalten, indessen der gut ausgetrocknete Stock- oder Klippfisch sich beliebig lange verwahren läßt. Der Fang ist so bedeutend und so wichtig, daß darum Kriege geführt und Tractate geschlossen

worden sind, indem gewissen Nationen die Küsten von Neufoundland, des Kabeljaufanges wegen zu benutzen, zugesprochen oder abgesprochen worden ist. Um nur eine Kleinigkeit anzuführen, so braucht die Stadt Bergen in Norwegen jährlich 40,000 Tonnen Salz für den Stockfischfang jetzt, nachdem derselbe an den norwegischen Küsten so gut wie ganz aufgehört hat, weil der Gegenstand des Fanges, der Kabeljau, wie man meint, von dort verscheucht, wie es aber wahrscheinlicher, vertilgt worden, indem man früher den Fang mit Netzen betrieben hat und der jungen Brut nicht schonte.

Gegenwärtig wird der Kabeljau mit Angeln gefangen. Zwischen dem April und dem October senden die Engländer nahe an 2000 Schiffe auf den Fang nach Neufoundland aus, dazu kommen noch 300 Kauffahrer — große Segelschiffe, welche die gemachte Beute alsbald aufnehmen und nach England bringen, von wo der Handel sich dann weiter verbreitet.

Die Art des Fanges ist nach den verschiedenen Orten und nach den Nationalitäten sehr von einander abweichend, entweder man braucht lange Seile, welche durch Tonnen schwimmend erhalten werden und an denen Hunderte von Angeln mit Häringen und jungen Schellfischen als Köder befestigt sind, und welche emporgezogen werden, sobald das Zittern der Tonnen anzeigt, daß sich eine ziemliche Menge der gewünschten Thiere daran gefangen hat, andererseits wird auch der Fang mit einzelnen Angeln betrieben, was ergiebiger zu sein pflegt. Dabei verfahren die Fischer in folgender Art:

Das zum Fange bestimmte Schiff ist mit 20 bis 30 Mann besetzt. Es sucht sich einen Ort auf, den es für günstig hält, legt sich dort vor zwei Anker und wird hierauf vollständig abgetakelt. Alles Segel-, alles Tauwerk nimmt man von den Masten, die Stangen und Raaen werden gleichfalls entfernt, es bleibt nur noch der Rumpf mit den im Kiel wurzelnden Masten übrig. Nun stellt man an den Rand, an den Bord des Schiffes, in solchen Entfernungen, daß sie einander nicht stören, Tonnen auf, welche den Angelfischern bei ihrer beschwerlichen Arbeit zum Sitzen dienen sollen. Jede Tonne birgt dazu ein Gestelle, demnächst einen breiten, sehr fest geflochtenen Rohrkranz, welcher dem Angler um den Leib geschnallt wird, worauf ein großer Lederschurz ihn bis zur Brust hin bedeckt, indessen er selbst noch am Oberkörper durch eine Bekleidung von Theertuch möglichst geschützt ist. Damit er aber auch durch Sturm und Unwetter nicht belästigt werde, so hat er hinter sich noch eine Schutzwehr aus Brettern, die ihn mehr als zur Hälfte umgiebt und auch seinen Kopf so überdacht, daß der Regen ihm nicht schadet.

Vor sich hat er mehrere Behälter mit den nöthigen Utensilien zum Fange. Ein Gefäß mit Ködern, jungen Fischen aller Art beim Beginn des Fanges, später den Abfall von den bereits gefangenen und ausgenommenen Kabeljaus, dann ein ähnliches Gefäß mit hölzernen Knebeln von ein Paar Zoll

Länge. Die Tonne steht dicht am Bord des Schiffes, über dieses hinaus wirft der Mann drei bis vier beköderte Angeln, auf deren Schwimmer er seine Aufmerksamkeit richtet. Sobald einer derselben unter Wasser verschwindet, zieht er schleunig die Schnur an, zieht den Fisch über Bord, reißt ihm das Maul auf und steckt ihm einen der hölzernen Knebel hinein, worauf er ihn seinem hinter ihm stehenden Gehülfen zuwirft, der nun erst dem Fische die Zunge ausschneidet und in einen Korb wirft, denn nach diesem Theil wird der Fleiß, wird die Thätigkeit des Anglers berechnet und bezahlt, dann aber auch die Knebel sammelt, um sie gelegentlich dem Angler wieder zurück zu erstatten, indessen der seiner Zunge beraubte Fisch einem dritten Manne zuwandert, der ihm den Kopf abhaut, dann einem vierten, der ihn aufschneidet, seine Eingeweide herausnimmt und ihn durch eine Röhre in den unteren Theil des Schiffes fallen läßt, wo er sofort eingesalzen wird. Dies ist der frische, oder grüne Stockfisch oder Laberdan, welcher in Fässer sortirt in den Handel gebracht wird und für den angenehmsten und theuersten gilt.

Soll dasjenige bereitet werden, was man eigentlich Stockfisch nennt, so werden hierzu andere Veranstaltungen getroffen. Das Schiff, welches darauf ausgeht, hat bei einer Besatzung von etwa 150 Mann gegen 30 Boote bei sich, welche zerlegt, an Ort und Stelle angelangt, erst zusammengefügt und dann so besetzt werden, daß auf jedes drei Mann kommen. Sie lagern sich so nahe als möglich an den Küsten, einer der Leute versieht das Angeln, wie oben beschrieben, der andere schneidet die Zunge aus, köpft das Thier und wirft es auf das Land. Hier wird dasselbe aufgeschnitten, die Eingeweide werden in durchlöcherte Tonnen geworfen, welche in großen wohlverdichteten Gefäßen stehen und der Sonne wird die Sorge überlassen, den Thran, der darin enthalten ist, auszuschmelzen, worauf der Rückstand etwa am zweiten oder dritten Tage in die Fischerboote geliefert und als Köder benutzt wird. Die Fische selbst, nachdem sie ausgenommen sind, werden in Seewasser gewaschen und in große Haufen zum Trocknen gelegt; häufig kehrt man sie um und endlich, um sie vollständig zu dörren, legt man sie auf den sonnigen Strand (Flachfisch), oder man rollt sie auf, daß sie unregelmäßigen Cylindern gleichen (Stockfisch, Rollfisch), oder man hängt sie an Seilen und Leinen auf, wie man Wäsche zum Trocknen aufhängt (Hängefisch), oder endlich man giebt ihnen die von der Sonne durchwärmten Felsen und Klippen zur Unterlage und läßt sie darauf trocknen (Klippfisch).

Der Abfall wird auf mannigfaltige Art bewältigt. Den Rogen salzt man ein als eine kleinkörnige Art von Caviar, die Köpfe werden von den Leuten gerne gegessen, die Knochen werden gepulvert und dienen dann als Viehfutter, namentlich für Kühe, deren Milchertrag dadurch bedeutend ge-

steigert werden soll. Endlich überläßt man die ihres Thranes entledigten Eingeweide, soweit sie nicht als Köder benutzt werden können, wiederum den Fischen, so daß es denselben niemals an Nahrung fehlt, sie also immer wieder in Schaaren hierher gezogen werden und diese Gegend als einen ergiebigen Stationsplatz immer wieder von Neuem aufsuchen.

Ganz in ähnlicher Weise wird auch an den Küsten von Island und von Norwegen verfahren, nicht anders machen sie es auf der Gruppe der Fischerinseln, welche man die Loffodden nennt, auf denen ein Völkchen wohnt, welches wirklich noch vollständig, ja man möchte beinahe sagen, ausschließlich vom Fischfange lebt. Dasselbe soll ungefähr aus 11—12,000 Einwohnern bestehen und der Fang der Dorsche und der Kabeljau, der Häringe und der Hummern ernährt diese Leute. Allerdings haben wir von der Genügsamkeit derselben keinen Begriff. 12,000 Menschen verdienen jährlich etwa 600,000 Thaler, das würde auf den Kopf 50 Thaler betragen, wovon man allenfalls auf den Loffodden leben könnte, allein diese Summe wird keineswegs durch die armen Insulaner allein gewonnen, sondern nur unter dem Beistand von etwa 25,000 norwegischen Fischern, welche alljährlich vom Festlande herüberkommen, um den Gewinn der Insulaner zu theilen, so daß sich der Ertrag für die Insulaner auf ein Drittheil jener 50 Thaler, also etwa auf 16²/₃ Thaler reducirt. Und doch sind diese Leute so glücklich, daß sie ihre Inseln um keinen Preis verlassen, sich mit der Nahrung von ihren Fischen begnügen, für den geringen Erlös sich die Bedürfnisse erkaufen, welche sie vom Lande her zu beziehen gewohnt sind, sich demnächst noch für überaus bevorzugt haltend, wenn das Glück ihnen ein Stückchen Weideland zugeworfen hat, auf welchem sie eine magere Kuh oder ein halbes Dutzend Ziegen oder Schafe ernähren können.

Gehen wir weiter im Norden hinweg über den geringen Antheil, den Europa daran hat, so kommen wir wiederum zu Fischervölkern, zu solchen nämlich, die den Nordrand von Asien bewohnen und die ebenso gut als die Bewohner des europäischen Nordens vorzugsweise von der Fischerei leben, allerdings haben die Norweger, ja selbst noch die Isländer und Grönländer Vortheile voraus vor den Asiaten, welche nicht wie die ersteren, wenn es nöthig ist, sich Brod, frisches Fleisch, Käse und dergl. verschaffen können, aber um desto eigenthümlicher wird auch ihre ganze Existenz, um desto origineller ist Volk und Land, wie unsere Beschreibung vielleicht zeigen wird.

Von allen denjenigen, welche vom Weißen Meer bis in die Gegend von Kamtschatka wohnen, ist allerdings nur wenig Anderes zu sagen, als wir von den Fischervölkern bereits angeführt haben, es sei denn, daß wir nicht vergessen wollen, welche Unterschiede die Fluß- und die Seefischerei hervorbringen, nicht vergessen wollen, daß auch in den Flüssen, welche Asien von Süden nach Norden

durchströmen, Wasserungeheuer vorkommen, von denen man in unseren civilisirten Ländern keinen Begriff hat, als da sind die Störe und die Hausen von 24 Fuß Länge — Fischchen, die man füglich nicht wie einen Flußhecht oder einen gemästeten Karpfen ganz auf die Tafel giebt.

Gehen wir aber weiter ganz nach dem Osten Asiens, so begegnen wir den Tschuktschen, den Kamtschadalen und auf dem Raume zwischen Asien und Amerika der langen Inselkette, welche man die Alëuten nennt, Leute desselben Namens — lauter Fischer — und sie sind ganz ohne allen Hinterhalt, wie ihn etwa civilisirte Länder gewähren können, denn civilisirte Länder und Völker giebt es dort nicht, man müßte denn die Tataren und die Kalmücken im Innern von Asien dazu zählen wollen.



Die Tschuktschen.

Die Tschuktschen, welche das nordöstlichste Ende von Asien bewohnen, haben sich noch vollständig unabhängig erhalten. Sie wohnen auf einen zu großen Raum vertheilt und es sind ihrer zu wenig, als daß es den Russen der Mühe werth sein könne, ihretwegen eine Heeresabtheilung dorthin zu senden und sie zu unterjochen, im Uebrigen geben sie auch freiwillig einen gewissen Tribut, zu dessen Entrichtung sie selbst auf der großen Messe, dem Jahrmarkt zu Ochotsk, sich einfinden, ihren Handel dort mit den gewonnenen Seehunds- und Otterfellen abschließen und davon einige Procent dem Steuerentnehmer entrichten.

Erstaunend ist die Kühnheit, die Ausdauer und Arbeitsfähigkeit dieser Kinder des Nordpols, sie wären wohl eines besseren Looses werth, doch wer weiß, ob sie dann diese Menschen wären oder blieben, welche sie jetzt sind. Der fortwährende Kampf stählt ihren Muth, fordert ihre Kräfte und ihre Listen heraus und sie sind geübt in Besiegung derselben und der Unbilden, welche ihnen die Witterung anthut in einer solchen Art, daß sie dieselben gar nicht zu fühlen scheinen, so darf man nicht glauben, daß sie sich mit Pelz und wärmenden Kleidern bedeckten, wie wir es zu thun gewohnt sind, und wie besonders lächerlich unsere jungen reichen Leute es thun.

Innerhalb ihrer Hütten gehen sie beinahe oder ganz nackend, für die Jagd haben sie allerdings Pelzbekleidung, aber dieselbe besteht in einer Jacke oder einem kurzen Rock und der erforderlichen Beinkleidung (s. die Zeichnung S. 629) und würde nach dem, was die vornehme Welt darin zu thun gewohnt ist, nicht einmal für einen kühlen Herbsttag, viel weniger für einen strengen Winter genügen, in welchem während dreier Monate die Temperatur fortwährend so niedrig ist, daß das Quecksilber als ein hämmerbares Metall erscheint.

Während dieses Winters sind die Tschuktschen auf Seehunde und Fischottern angewiesen. Die letzteren werden zwar gegessen (sie bilden ja sogar bei uns in den südlich gelegenen deutschen, aber katholischen Ländern eine der größten Delicatessen auf den Tafeln der geistlichen Fürsten während der Fastenzeit, warum sollten sie nicht den Geschmack jener Leute reizen, die ja überhaupt nur von thierischer Nahrung leben?). Hauptsächlich aber werden sie der Felle wegen gefangen, welche ein ganz besonders kostbares Pelzwerk bilden, um so kostbarer als es allmälig der gewaltigen Verfolgung zu erliegen beginnt. Sonstmals kauften die Händler diese Felle gegen kupferne Kessel, ein solcher wurde mit so viel Fellen bezahlt, als man in ihn hineinstopfen konnte, jetzt wissen selbst die äußersten nordasiatischen Strandbewohner sehr gut, daß jedes einzelne Otterfell ein halbes Dutzend solcher Kessel werth ist, und für weniger oder ein Aequivalent dieses Preises geben sie die Felle auch nicht weg, ohne übrigens besser daran zu sein, denn dort sind die Thiere so selten geworden, daß man schwerlich von einer Familie so viele zusammenbringen sieht, um einen wenn auch nur sehr kleinen Kessel damit zu füllen.

Ihre Hauptbeschäftigung ist aber die Jagd auf die Seehunde und auf alle damit verwandten Thiere, Seelöwen, Seebären, Seeelephanten ꝛc. Sie sind ihnen von der größesten Wichtigkeit, ihre Felle gewähren ihnen die Bedeckung der Hütten, welche wir auf unserer Zeichnung sehen und diese sind durch das mehrfache Uebereinanderhängen derselben so dicht, daß die darin entwickelte Wärme vollständig zusammengehalten wird und die Leute um ihr Feuer her höchst gemüthlich nackend sitzen. Fett und Fleisch der

Thiere ist Nahrung sowohl als Heiz- und Leuchtmaterial, und die Knochen werden ihnen als Stützen ihrer Hütten oder als Material zu hunderterlei von verschiedenen Werkzeugen höchst wichtig. Der Sommer gewährt ihren leichten Kähnen die Möglichkeit, das offene Meer zu befahren und sich einen reichen Vorrath von Fischen aller Art zu sammeln, die in der Erde aufbewahrt in gefrornem Zustande für den ganzen, lang dauernden Winter ausreichen. In ganz ähnlicher Weise leben die Bewohner von Kamtschatka, lediglich vor den anderen dadurch bevorzugt, daß sie an den Küsten einige Städte haben, in denen russische Besatzung liegt, welche viel Wohlstand verbreitet und einige Seehäfen, in denen Kriegsschiffe stationiren, deren Geldmittel gleichfalls hier im Lande Kamtschatka drauf gehen. Alles Uebrige betreffend, so ist es dem gleich, was von den Tschuktschen gesagt worden ist, denn auch sie leben nur vom Fischfange, auch sie kleiden sich ganz ähnlich und wohnen ähnlich und nähren sich auf dieselbe Weise, aber sie zeigen zugleich noch eine gewisse *Verfeinerung* des Geschmackes darin, daß sie ihre Fische (um ihre Genüsse zu erhöhen) in offenen Gruben so lange liegen lassen, bis sie in *Fäulniß* übergehen, in welchem Zustande sie dann das Sonntags- und Festtagsgericht bilden.

Auch die Bewohner der Alëuten, ganz und gar zu den Fischervölkern gehörend, sind doch keineswegs mehr in dem Zustande, den man den Naturzustand zu benennen pflegt, denn hier hat sich bereits eine amerikanische und eine russische Handelsgesellschaft festgesetzt, und daher kommt es auch, daß sie alle Laster der Civilisation angenommen haben. Ursprünglich sanft und genügsam, sind sie jetzt falsch und kriechend, hinterlistig geworden und haben auch die Laster des Trunkes, des Spieles und alle die Unsittlichkeiten angenommen, welche sie Russen und Amerikaner begehen sehen, die beide entweder den niedrigsten Ständen oder den niedrigsten, entsittlichsten Klassen angehören. Die Russen nämlich, die nicht etwa Matrosen sind, wurden zur Strafe hierhergeschickt, weil sie nicht nur ihr Vermögen auf die elendeste Weise vergeudet hatten — dies würde man ihnen verzeihen, denn man könnte das Privatansicht nennen — sondern weil sie auch noch Schulden — so viele Schulden gemacht hatten, daß weder sie noch die Ihrigen im Stande gewesen wären, dieselben zu bezahlen und der Staat daher glaubte, der öffentlichen Meinung eine gewisse Satisfaction gewähren zu müssen.

Daß dergleichen Leute nicht geeignet sind, die Moralität eines Volkes zu erhöhen, sagt sich von selbst, und von diesem sich stets erneuernden Umgange rührt ohne Zweifel der Eigennutz her, den man an den Alëuten wahrnimmt, und der sie bewegt, jedem Ankömmling Geschenke zu machen in der Voraussetzung, *werthvollere* Geschenke von ihm zurückzuerhalten, und wenn

diese ausbleiben, genirt der Alëute sich durchaus nicht, die seinigen zurück zu fordern.

Unter den zum Cölibat verurtheilten Bewohnern der Seeschiffe hat sich ein infames Laster ausgebildet, wie es in der Türkei und in Griechenland üblich sein soll und wie es in den großen Städten unter den Menschen welche die Sittlichkeit ganz verloren haben, häufig vorkommt.

Diesen Abscheulichkeiten leisten die Alëuten gegen Geld und Geldeswerth offenen Vorschub. Wenn nämlich in einer Familie ein Knabe vorhanden ist, der nach ihren Begriffen hübsch und wohlgenährt zu werden verspricht, so legen sie demselben Mädchenkleider an und erziehen ihn zu allen den Geschäften, welche dem weiblichen Geschlechte obliegen. Ist der Knabe 15 oder 16 Jahre alt geworden, so wird er an einen reichen Russen als Frau verkauft. Diese Scheußlichkeiten kommen so häufig vor, daß sie durchaus nicht auffallen und daß sie auch den Eltern so wenig als dem Knaben selbst Schande bringen.

Ihre Nahrung besteht in der Ausbeute des Meeres; Muscheln, Fische, Seehunds- und Walfischfleisch bildet die Hauptsache, Pflanzennahrung kennen sie beinahe gar nicht, doch lieben sie sehr das Vogelwild und suchen sich desselben mit der größten Kunst und Mühe und mit Aufwendung einer seltenen Verwegenheit zu bemächtigen. Selbstverständlich kann hier nur von Wasservögeln die Rede sein, diese nisten sämmtlich unfern des Meeres auf den allerunzugänglichsten Felsen und die Aufgabe des Jägers ist, diese zu erklettern und die Vögel auf dem Neste zu fangen. Hier schon sind die Gefahren sehr groß, denn das Ausgleiten eines Fußes genügt, um den verwegenen Vogelsteller in das brandende Meer hinabzustürzen. Noch gefährlicher aber ist es, die Nester von oben her aufzusuchen, wenn sie von unten her unzugänglich sind, dann nämlich wird der Jäger mit einem Seil umschlungen, woran zugleich ein großer Korb hängt und so läßt man ihn über die Felsenkante hinab bis zur Höhe der Ansiedelungen der Meeresbewohner. Diejenigen, welche das Seil halten, sehen den Jäger nicht, durch seinen Zuruf weist er sie an, ihn rechts oder links zu bringen, oder ihn hinauf zu ziehen — ihn weiter herab zu lassen.

Da die Bewegungen des Seiles alle auf dem Felsen selbst geschehen, so wird das Seil stark angegriffen und nach einigen Malen solches anstrengenden Gebrauches ist es zu seinem Dienst nicht mehr tauglich, doch wird schwerlich eher ein anderes angewendet, bevor dasjenige reißt, dessen man sich bis dahin bedient hat, und geschieht dieses, so ist die unausbleibliche Folge, daß der Unglückliche, der daran hängt, auf die Felsenspitzen und Riffe herabstürzt, über denen er schwebt. Solche Unglücksfälle kommen auch häufig genug vor, ohne jedoch die Leute klüger zu machen, als sie bis dahin waren

Die Bewohner dieser Inseln haben kein unangenehmes Aeußeres, wir sehen hier einen Mann und eine Frau von dieser Gruppe, nach einer Originalzeichnung von Choris, welche das Gesagte bestätigen dürfte. Die etwas mehr, als für den Begriff von Schönheit erforderlich ist, hervorstehenden Backenknochen und die damit verbundene, immerhin geringfügige schräge Stellung der Augen sind das Einzige, was an die mongolische Abkunft erinnert. Ueber die Tracht des Mädchens ist kaum etwas zu sagen, der Stoff,



Bewohner der Aleuten (zwischen Asien und Amerika.)

das blaue Tuch ist ein Product des Handels mit den Russen oder den Amerikanern, der Mann zeigt uns dagegen zwei Stücke der Bekleidung, die eine größere Berücksichtigung verdienen. Sein Rock ist das Product des Kunstfleißes der aleutischen Frauen, er ist mit unendlichem Fleiß aus lauter Seehundsgedärmen zusammengenäht und bei den unvollkommenen Werkzeugen, mit denen diese Arbeit vollführt wird, hat eine Frau neben ihren anderen Geschäften wohl ein Jahr lang zu thun, ehe sie denselben zu vollenden im Stande ist. Die Kapuze am oberen Theile ist bestimmt, um bei schlechtem Wetter über den Kopf gezogen zu werden, das ganze Kleidungsstück aber dient überhaupt als Schutz gegen die Meereswellen, es wird angezogen, wenn der Mann bei stürmischer See auf den Seehundsfang geht. Auch für den Sommer bedient man sich übrigens eines ähnlichen Gewandes, da die Gedärme aber äußerst dünn und fettreich, also beinahe durchsichtig sind, so

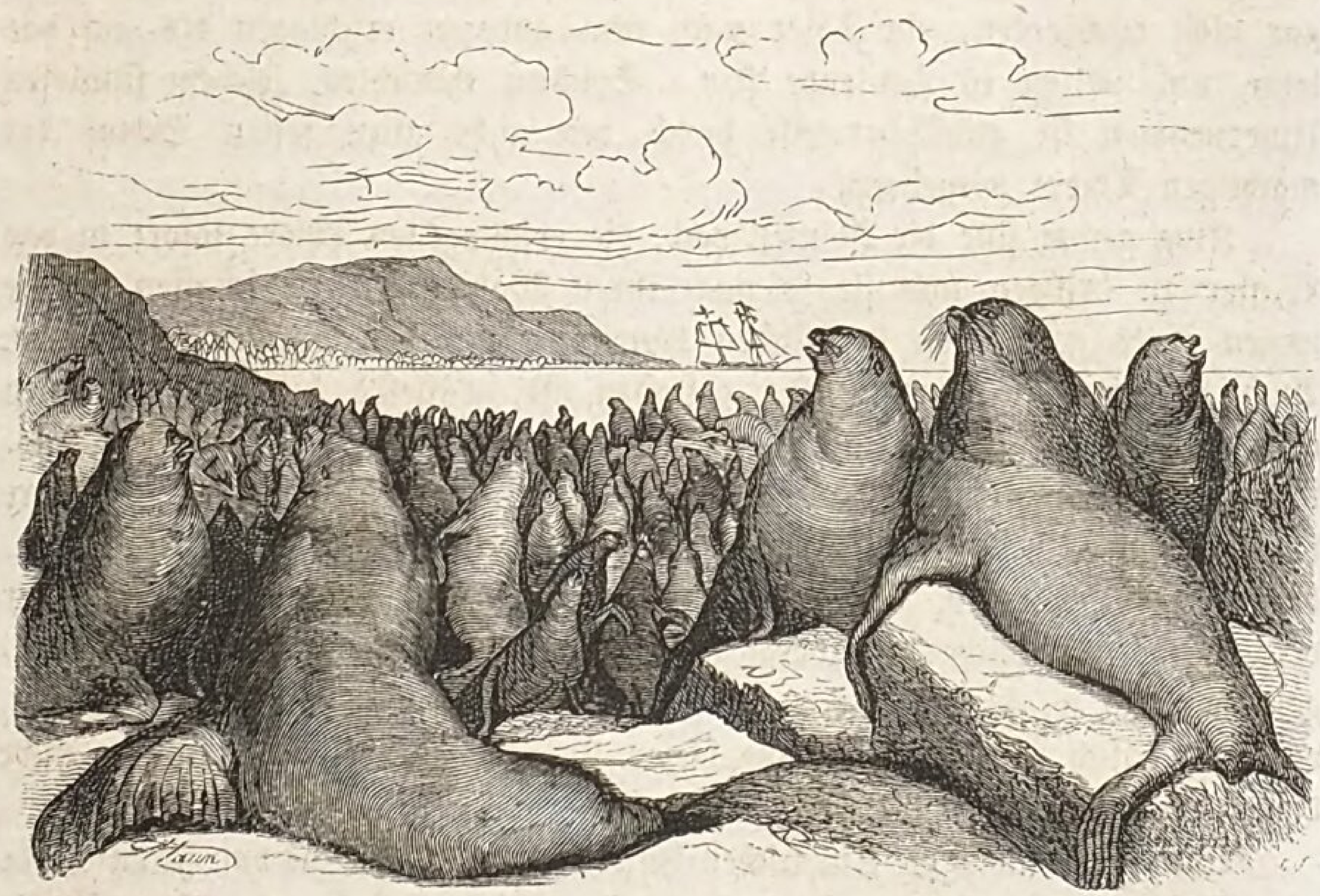
glaubt man die Leute nackend gehen zu sehen, indessen diese Tracht zwar sehr leicht, aber keineswegs luftig ist, im Gegentheil diesen Begriff so gut ausschließt, wie es eine Kleidung von dünn gewalzter Guttapercha thun würde. Die Leute schwitzen darunter ganz erbärmlich und würden es kaum ertragen können so zu gehen, wenn diese Sommerkleidung nicht sowohl an den Armen als am Halse offen wäre und also der Transspiration gestattete dort Auswege zu finden.

Das zweite an dem Manne bemerkbare Schmuck- und Kleidungsstück ist ihm in einer anderen Art nützlich. Wir sehen, es hat die Form eines Schirmes, eines sogenannten Augenschirmes, aber es hat auch einen anderen Zweck, nämlich den, durch seine ungeheure Schönheit den Träger noch zu schmücken. Es wird gebraucht, um die Sonnenstrahlen, welche bei ihrem fortwährend niederen Stande beschwerlich in die Augen fallen, abzuhalten, es wird aber noch überdies gebraucht, um, wenn die Leute auf der See sind und Windstöße sie treffen, das Spritzwasser von ihnen abzuwehren. Sie neigen den Kopf so weit, daß der Anprall des Spritzwassers den Schirm trifft und ihr ganzes Gesicht, nicht blos die Augen schützt. Es geschieht dieses vollständig, indem der Augenschirm, gleichfalls von Seehundsdärmen oder von der Blase des Thieres gemacht, dem Wasser sehr gut Widerstand leistet.

Die durchscheinenden Theile der Eingeweide benutzen die Aleuten auch noch, um ihre Wohnungen zu erleuchten, sie haben dieses gleichfalls von den Russen gelernt. Das Erleuchten nämlich. Diese aber wenden zu solchem Behuf den in großen Tafeln zu reißenden Glimmer (Mika) an, wodurch man Fensterscheiben erhält, nicht nur von der Klarheit des Glases, sondern auch von einer Zähigkeit, die nicht sowohl dem Froste als der mechanischen Gewalt trotzt. Selbst ein Wurf mit einem Stein erträgt sie, er drängt sie aus der Fassung und wirft sie unbeschädigt zu Boden. Dies Material wird auch in den großen Maschinen-Fabriken Rußlands selbst da, wo das Glas billiger wäre als der Glimmer, angewendet. In diesen kommt das Abhauen kurzer Eisenstücke durch den Hartmeißel häufig vor, ein solches abgesprengtes Stück aber hat in der Regel eine große Gewalt, fliegt ein solches gegen eine Glasscheibe, so ist dieselbe in Scherben zerschlagen, und in dem Falle, daß eine solche Fabrik nur Glasfenster hätte, würde ein Glaser Tag für Tag zu thun haben, um den Schaden, der sich immerfort erneuert, auszubessern. Eine Scheibe von Glimmer zerbricht keineswegs und sollte die Gewalt so groß sein, daß das abgesprengte Eisenstück wirklich hindurchflöge, so würde doch keine Zertrümmerung der Scheibe, sondern nur eine Durchlöcherung erfolgen.

Haben nun die Aleuten den Glimmer nicht so wohlfeil als die Russen,

so haben sie doch ein Material, welches noch wohlfeiler ist, eben in den Gedärmen und der Blase ihrer großen Meeressäugethiere, und dieses wenden sie an, indem sie es an verschiedenen Punkten in die Seiten- und Dachtheile ihrer Hütten einspannen, des Lichtes zur Genüge einlassend.



Der Fang dieser Thiere, die sie mit Geschick zu benutzen wissen, findet hier nicht in der Weise statt, wie wir diese Procedur bereits kennen, sondern haben sie dieses Alles viel bequemer durch die ungeheure Masse von Thieren, welche sich auf den benachbarten Felsenbänken versammeln, theils um sich zu sonnen, theils um ihre Jungen zu nähren, oder dem Fortpflanzungsgeschäfte obzuliegen. Von der Zahl dieser Thiere, die sich zu wohl gelegenen Stellen begeben, hat man gar keinen Begriff. Hin und wieder haben einzelne Reisende es versucht, Darstellungen von solchen Seehundsheerden zu geben, und eine derartige Scene giebt unser Holzschnitt. Wir sehen hier auf einem Felsenriff Hunderte von Thieren, groß und klein, jung und alt, alle diesen Meeressäugethieren angehörig, die man unter dem Namen Seehunde zusammenzufassen pflegt, sie nur nach ihrer Größe oder nach ihrer Behaarung, nach ihrer Mähne oder nach ihrem Rüssel in: Seehunde, Seebären, Seelöwen und Seeelephanten unterscheidend.

Die Jäger suchen die Zeit zu erlauschen, in welcher diese Thiere, von der Sonne schön durchwärmt, ihr Mittagsschläfchen machen. Dann schleichen

sie möglichst leise herzu und schlagen mit großen Knüppeln die Thiere auf den Kopf, worauf sie dann in der Regel lautlos umsinken. Werden durch das Geräusch die Thiere geweckt, so eilen sie trotz ihrer Unbeholfenheit doch immer schnell dem Wasser zu, sich auf solche Art rettend. Glücklicherweise geschieht dies immer, bevor ein Dutzend derselben erlegt ist, geschähe dieses nicht, so würden die albernen Menschen, welche über ihre Bedürfnisse gar nicht nachdenken, ein Thier nach dem anderen erschlagen bis auf das letzte, und sollten es Tausende sein. Solchem thörichten, solchem sinnlosen Unternehmen ist glücklicherweise durch den nicht allzu festen Schlaf der mächtigen Thiere vorgebeugt.

Klug genug sind die Alëuten doch, die erschlagenen Thiere sofort in das Wasser zu bringen und sie so nach ihren Wohnungen zu schaffen, da sie wegen ihres geringeren specifischen Gewichtes auf dem Wasser schwimmen. Auch vertilgen sie, wenn Blut geflossen ist, dasselbe durch Wegwaschen oder zur Winterszeit durch Uebergießen mit Wasser, dem der Frost alsdann eine feste Gestalt giebt, und so eine Witterung, welche die Thiere haben könnten, unterdrückt. Sie sagen, daß auf solche Insel keine Seehunde mehr kommen, auf der ein Blutvergießen stattgehabt, sind aber doch so thöricht, solches Blutvergießen nicht zu unterlassen — wäre es übrigens wirklich so, so würden wohl sämmtliche Felsenbänke unbesucht bleiben, denn schwerlich dürfte irgend eine dieser Inseln zu finden sein, welche nicht viel hundertmal mit Blut gedüngt worden wäre.

Wir haben noch die Kurilischen Inseln vor uns, welche von Kamtschatka aus südwärts nach Japan hin laufen. Auch diese sind zum größten Theile von Fischervölkern bewohnt. Es ist sonderbar, daß diese Völker, welche unmittelbar mit den Russen in Kamtschatka und am Amur, im Süden aber ebenso nahe mit den Japanern in Verbindung stehen, durchaus keine Spuren von Cultur zeigen, durchaus roh sind und auch von der niedrigsten Art, ihren Erwerb zu machen, nicht abgehen. Es scheint, als haben sie nur die Rohheiten der Kamtschadalen und Tungusen angenommen, sie gehen schmutzig wie diese, sie bemalen sich mit Fett und Ruß, schwärzen die Lippen und die Finger, schwärzen auch das Haar, wo es ihnen nicht schwarz genug scheint, und malen sich Haare selbst da, wo sie nicht sind, nämlich noch bevor sie als Bart erscheinen, werden sie schon durch schwarze Striche ersetzt, und dies geht immer weiter, je älter die Männer werden, denn sie schonen mit äußerster Sorgfalt selbst diejenigen, welche bis auf die Wangen reichen, thun nicht nur nicht etwas dazu sie zu vertilgen, sondern die jungen Leute selbst streichen sich schwarz an, um den alten Leuten möglichst ähnlich zu sein, so daß man von dem Gesicht nichts weiter sieht als Nase, Auge und Stirn.

Im Uebrigen sind die Leute von prächtigem, herkulischem Wuchs und

sie sind so tapfer, daß sie gleich den Kamtschadalen nicht nur die Seehunde im Wasser angreifen, sondern das Nämliche mit ihrem viel gefährlicheren Feinde, mit dem Narval, dem Schwertfisch und dem Riesenhai thun, welche ihre Küsten zahlreich umschwärmen. Auch die Weiber gehen mit auf diese gefährliche Jagd und sie sind so geschickt wie ihre Männer im Gebrauch der Pfeile und des Wurfspießes.

Liegt hierin schon etwas sehr von aller Regel Abweichendes, so zeichnen die Kurilen sich doch auch noch auf andere Weise durch sehr sonderbare Sitten aus. Hierher gehört unter Anderen, daß Bruder und Schwester sich heirathen können, daß überhaupt Heirathen unter den nächsten Verwandten um so mehr begünstigt werden, je näher die Verwandtschaft. Man will so viel als thunlich die Familien unvermischt erhalten und man verabscheut eheliche Verbindungen mit anderer Familien als der eigenen. Dennoch kommt der Ehebruch vor, und hier fordert der beleidigte Gatte den Beleidiger zum Zweikampf auf ihre Hauptwaffe, auf ihre schweren Keulen heraus, es sei denn, daß der Beleidiger es vorziehe, den Beleidigten durch irgend etwas demselben Genehmes zu entschädigen. Wird einer im Ehebruch ertappt, so rupft man ihm die Haare aus. Es geht die Sage in den geographischen Lehrbüchern, daß ein Mann, der von einer Frau — wie soll ich dieses nennen, verführt — zum Ehebruch aufgefordert wird, sich von derselben die Ohrringe geben läßt, um sie, falls seine Unthat entdeckt wird, dem Ehemann zu seiner Rechtfertigung zuzustellen, in welchem Falle er dann straffrei ausgeht. Wahrscheinlich aber ist dieses eine von den vielen Fabeln, in deren Erzählung sich in früheren Zeiten die Reisenden besonders gefielen, denn nur höchst selten geht die Aufforderung zu solchem Unrecht von dem Weibe aus, unter Millionen Fällen vorgekommener Verführung ist kaum einmal der Mann der Verführte.

Die Kurilen leben in der entschiedensten Vielweiberei und unterscheidet sich dieselbe nur dadurch von der der Türken, daß ihre Frauen nicht in einem Hause wohnen, sondern stets jede Frau ihr besonderes Haus hat. Hieraus allein sieht man, daß nur reiche Leute die Vielweiberei treiben können, aber allerdings ist Reichthum ein sehr relativer Begriff, und was ein Mann auf den Kurilen reich nennt, das ist wahrscheinlich mitten in Europa nur eine erbärmliche Entschuldigung für mangelnden Besitz.

Die Kurilen pflegen keine Ordnung in den Besuch ihrer Schönen zu bringen, sie gehen beliebig bald zu der einen, bald zu der anderen, verweilen da oder dort einige Tage, je nachdem es ihnen gefällt und kehren dann zurück nach ihrem Belieben, ohne an irgend eine Regel gebunden zu sein.

Auch auf Reisen verheirathen sie sich. Da sie viel mit dem Festlande in Verbindung sind, so sollen sie in allen Niederlassungen der Japaner oder

Chinesen, welche sie besuchen, eine Frau oder ein paar Frauen haben, um überall, wo sie sich wenn auch nur kurze Zeit aufzuhalten genöthigt sind, eine eingerichtete Häuslichkeit zu finden. Wir könnten sagen, dies spräche sehr vortheilhaft für ihre Liebe zur Häuslichkeit, welche sie nirgends, selbst nicht auf ihren Reisen vermissen wollen, allein es läßt sich auch etwas sehr Entgegengesetztes darüber sagen. Diese Leute haben, roh wie sie sind, kaum einen Begriff von Häuslichkeit, sie wollen sich also nicht an Familienliebe und an sonstigen Familienfreuden ergötzen, sondern wollen den thierischen Trieb befriedigen, so oft sie von demselben berührt werden, wollen dies überall mit Bequemlichkeit thun und schaffen sich deshalb so viele Weiber, an als ihre Mittel erlauben.

Das Gewerbe, welches sie treiben, die Fischerei, hält sie nicht mehr auf der untersten Stufe, weil sie mit vielen anderen Völkern Handel treibend in Verbindung sind, theils von diesen sich Bedürfnisse aneignen, welche sie früher nicht hatten und sie dann durch Tausch zu befriedigen suchen, theils indem sie mancherlei ihnen ursprünglich fremde Sitten aufnehmen, wodurch denn, wie begreiflich, die Eigenthümlichkeit der ihrigen beträchtlich vermindert wird.

Die Erde ist nirgends so stiefmütterlich gegen ihre Kinder als im äußersten Norden und das liegt einfach darin, daß es im äußersten Süden keine Erde giebt. Unter den Graden südlicher Breite, unter denen nordwärts vom Aequator die glücklichsten Länder liegen, existiren keine Länder mehr, das Klima ist ein Seeklima, also kein extremes, sondern ein solches, bei dem sich die Sommertemperatur der Wintertemperatur dergestalt nähert, daß die eine nur wenig erweckt, die andere nur wenig zerstört, daher haben die Bewohner des Feuerlandes zwar keine Pfirsiche und keine Reben, aber sie haben außer den Fischen an den Ufern ihrer Inseln auch noch Landthiere und Vögel, sie haben auch noch, wenn schon dürftige aber doch genügende Pflanzennahrung und sie sind demnach nicht durchaus Fischervölker gleich den Eskimos, welche ganz ausschließlich auf thierische Nahrung angewiesen sind.

Noch viel weniger ist dieses der Fall mit glücklicher gelegenen Erdstrichen. In den wärmeren Zonen findet man den Fischfang nur als Nebenbeschäftigung betrieben, Pflanzenkost liefert den größeren Theil des Bedarfs. Wenn wir von Fischervölkern reden, können wir folglich nur diejenigen im Sinne haben, welche im hohen Norden wohnen, und es scheint, als sollten dieselben nicht eine ferne Zukunft vor sich haben, was zum Theil schon darin liegt, daß sie sich nur wenig ausbreiten können, daß sie nur über einen geringen Raum verbreitet sind. Der Landbewohner hat einen Raum vor sich, der von Meeresküste zu Meeresküste geht, er kann sich daher ausbreiten mit seiner Familie, theils so weit es ihm selbst beliebt, so weit seine Wanderung

ihn führt, theils wenigstens so weit, als seine mehr oder minder feindlichen Nachbarn ihm gestatten. Nicht so der Strandbewohner, der Fischer, dem daran liegt, so nahe als möglich an seinem Erntefeld seinen Wohnsitz zu haben. Da die Zeit seiner Ernte ihm sehr kurz zugemessen ist, darf er nicht viele Stunden mit Zurücklegung seines Weges zum Strande zubringen. Er wohnt, wenn möglich, nur wenige Schritte davon entfernt, gewiß nicht weiter als die gewöhnlichen und die Sturmfluthen reichen, sein Territorium hat mithin eine äußerst geringfügige Breite.

Die natürliche, die unmittelbare Folge davon ist eine höchst dürftige, spärliche Bevölkerung. Man zählt die Fischervölker nicht nach Millionen, sondern kaum nach Tausenden. Ein Jeder braucht eine gewisse Strecke am Strande, man wird für eine Familie wohl eine halbe Meile rechnen müssen: beträgt die Strandlänge, welche bewohnbar ist auf der Ost- und Westküste von Nordamerika und von Grönland, auch wirklich 2000 deutsche Meilen, was jedenfalls eine zu hohe Annahme ist, so würden 4000 Familien die gesammte Bevölkerung dieses Küstenstriches ausmachen, d. h. nach den gewöhnlichen Annahmen 20,000 Menschen, was schwerlich eine zu geringe Annahme sein dürfte, wenn schon mit Bestimmtheit keine wirklichen Zahlenwerthe anzugeben sind. Aber wäre die Zahl auch doppelt so groß, so ist bei einer so ungeheuren Vertheilung von einem Wachsthum der Bevölkerung wohl kaum zu reden, wozu nun auch noch das rauhe Klima, die lange Polarnacht, wozu die ungesunden Wohnungen, die höchst einseitige Ernährungsweise lediglich durch das Fleisch von Seethieren, wozu endlich die von Gefahren stets bedrohte Lebensweise das Ihrige thut. Die Familien sind nicht einmal so zahlreich wie bei uns, die Leute werden nicht so alt und so darf es wohl Niemanden wundern, wenn man ihm, dem eigentlichen Repräsentanten der Fischervölker, keine lange Dauer prophezeiht. Ein böser Umstand liegt auch noch darin, daß die Fische, Robben, Seehunde u. s. w. mitunter ohne eine klar werdende Ursache die Küsten verlassen. In diesem Falle sind die unglücklichen Strandbewohner gewöhnlich dem traurigsten Schicksal preisgegeben, dem Verhungern, denn selbst in den südlichsten Klimaten, wo es überhaupt Fischervölker giebt, Grönland, Labrador, oder auf der anderen Seite von Amerika, dem russischen Antheil dieses mächtigen Landes, ist die Vegetation nicht von solcher Art, daß sie die ausbleibende gewohnte Nahrung ersetzen könnte.

Wollen die Eskimos sich nach dem Innern des Landes wenden, so treten ihnen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, sie können nicht aus Fischern alsbald Jäger werden, denn ihre Waffen sind so ganz verschiedener Art von denen der Jäger, sind so wenig zur Erlegung von Landthieren geeignet, daß daran allein jeder Versuch scheitern würde, aber nicht nur dieses

hindert sie, sondern auch die Begegnung mit feindlich gesinnten Stämmen. Diejenigen Amerikaner, welche der rothen Race angehören, verabscheuen die Eskimos wie böse Dämonen, verfolgen sie, tödten sie, wo sie dieselben irgend finden und verhindern so ihre Ausbreitung nach dem Innern des Landes. Nur in der Nähe jener vielen Canäle, welche zwischen der Baffings-Bay und der Behrings-Straße den großen nördlichen Continent in ein mächtiges Inselheer zertheilen, giebt es Eskimos, welche nicht ausschließlich vom Fischfange, sondern auch von der Jagd leben. Aber bei ihnen ist es kein Uebergang von der einen zur anderen Lebensweise zu nennen, sondern es ist dieses nunmehr ihre Lebensweise, sie gehören den Jägervölkern an. Wie sehr die eigentlichen Fischer im Abnehmen begriffen sind, sieht man an den vielen verlassenen Dörfern der Eskimos, sowohl auf den Europa als Asien zugewendeten Küsten von Amerika.

In den civilisirtesten Ländern von Europa giebt es Leute, welche ausschließlich vom Fischfange leben, aber keineswegs ausschließlich von Fischen; an den Küsten von Schweden, Preußen, Holland, Frankreich, England finden sich zahlreiche Dörfer, deren einziges Gewerbe der Fischfang ist, doch würde man sehr Unrecht thun, sie zu den Fischervölkern zu zählen, es sind nur einzelne Abtheilungen großer Völker, welche sich mit dem Fischfang beschäftigen, allerdings viel vom Ertrage desselben selbst genießen, doch den bei weitem größeren Theil nach den benachbarten Städten verkaufen und für den Erlös sich andere Nahrungsmittel verschaffen als diejenigen, welche das Gewerbe ihnen unmittelbar liefert. Man findet in ihren Hütten sowohl das Fleisch der Landthiere, als Feld- und Gartenfrüchte, auch haben sie gewisse Industriezweige sich angeeignet, die ihnen bei ungünstiger Fischerei aus der Noth helfen können. Sie pflegen alle Arten von Netzen zum Verkauf zu verfertigen, ihr meist unfruchtbarer Strand liefert doch wenigstens Weiden und Birken, aus denen sie Körbe flechten, Besen binden, aus deren Rinden sie Dosen und Büchsen machen, deren dünne und schlanke Zweige sie zu Tonnenreifen spalten, was Alles ihnen in den Städten bezahlt wird. In einer so glücklichen Lage befinden sich die Eskimos, die Kamtschadalen, die Samojeden nicht, denn hinter ihnen liegen keine Städte, in denen sie Absatz fänden für ihre Waaren und ihre eigenen Landsleute haben weder Neigung noch Geld, um etwas zu kaufen und würden es um so weniger thun, als sie sich alles das Dargebotene mit eigenen Händen machen können.

Was die Fischer unter den civilisirten Völkern noch besonders von den eigentlichen Fischervölkern unterscheidet, ist der Umstand, daß, wenn nicht sie persönlich, doch wenigstens ihre Frauen und Kinder immer einigen Gartenbau, mitunter auch wohl Landbau betreiben, wenn schon in sehr kleinem Maßstabe, sie haben auch wohl ein paar Ziegen, einige Hühner, noch mehr

Schwimmvögel, Enten und Gänse, dies alles kommt bei den eigentlichen Fischervölkern durchaus nicht vor, ihr Boden ist nicht dafür geeignet, er ist das ganze Jahr hindurch roh, er bietet nicht einmal Nahrung für ein paar Ziegen. Der Fischer in den civilisirten Ländern lebt daher in einem wunderbar großartigen Luxus im Vergleich mit dem Eskimo auf Grönland. Aber allen Fischern ist doch immer etwas ganz Charakteristisches eigen, woran man sie erkennen kann, es liegt dies keineswegs, wie man wohl hin und wieder annimmt, in der Nahrung, sondern vielmehr in der rauhen Lebensweise, sie sind roh und hart und rauh wie ihr Gewerbe und man kann sie sofort von anders Lebenden unterscheiden. Unzweifelhaft ist der Schottländer ein Anderer als der Engländer, der Norweger ein Anderer als der Schwede, aber auch das ganze englische Volk unterscheidet sich höchst auffällig von den nächsten Nachbarn, von den Franzosen, obschon ein guter Theil der englischen Nation rein französischen Ursprunges ist, und solche Verschiedenheiten wiederholen sich auch in den anderen Welttheilen. Die geschniegelten, sich immerfort bückenden, höflichen Chinesen sind doch als Fischer an den Meeresküsten ebenso grob, ebenso unbeholfen wie die Fischer anderer Nationen.

Jägervölker.

Die nächst höhere Culturstufe ist die der Jägervölker und der Unterschied ein so bedeutender, wie man ihn früher kaum geahnt hat. Eines der größten, nur von der Jagd lebenden Völker bewohnte in vielen Unterabtheilungen den ganzen Continent von Nordamerika. Obschon dasselbe nur von der Jagd lebte und weit umherschweifte, hat es doch erst in neuerer Zeit entdeckte Denkmale seiner Cultur hinterlassen von solcher Ausdehnung, daß man billig darüber erstaunen muß und daß ihr Vorhandensein große Werke hervorgerufen hat. Sie stehen mithin viel höher als die Fischer- und Sammelvölker, denen wohl niemals eingefallen ist, Circumvallationen von Erde oder Stein aufzuführen, Festungen anzulegen, Straßen zu bauen, und was wir von diesem einen Volk erfahren, lehrt uns die Zeit vielleicht auch noch von anderen Völkern kennen, denn die Heimath der Jägervölker ist keine so beschränkte, keine so eng begrenzte als die der Fischer. Das Innere der ungeheuren Continente, wohin bis jetzt nur wenig vereinzelte Reisende gedrungen sind, ist das weite Feld, auf dem sie wohnen und sie gehören sowohl der amerikanischen als der mongolischen, der malayischen und der Negerrace an. Nur die Europäer können in keiner Weise dazu zählen, wiewohl die alten Germanen vor 2000 Jahren wohl auch dazu gehört haben mögen, und in Neu-Holland verbot sich das von selbst, denn der große

fünfte Continent ist, was seine Pflanzenwelt betrifft, zu dürftig ausgestattet, um große und viele Thiere zu nähren, die Eingebornen dort erlegten wohl gelegentlich eine Kängeruh oder einen neuholländischen Hund, konnten aber unmöglich hiervon als von ihrer Jagdbeute leben, also ebenso wenig zu den Jägervölkern gezählt werden. Die übrigen, selbst die größeren Inseln des Stillen Oceans würden wegen ihrer Fruchtbarkeit wohl Thiere haben nähren können, welche geeignet gewesen wären ein Jägervolk hervorzurufen, allein solche Thiere waren ursprünglich nicht dort, sie sind erst durch die Europäer hier eingeführt worden und dies in einer Zeit, in welcher die Richtung des Volkes sich bereits völlig festgesetzt hatte, in welcher dasselbe schon Acker- und Gartenbau trieb und reichen Fischfang zur Aushülfe.

Anders steht es mit Asien, Afrika und der nördlichen Hälfte von Amerika. Der Jäger bedarf zu seinem Unterhalt größerer Thiere, diese waren und sind noch in reichem Maße vorhanden in den gedachten drei Welttheilen, es sind vorzugsweise die verschiedenen Wiederkäuer, auf welche die Jägervölker angewiesen sind, die Hirsche in ihren vielen Unterabtheilungen von dem schweren Elenn- und Rennthier bis zu dem zierlichen Reh, die großen Antilopen in einer kaum zu zählenden Menge von Species bis zu der Gazelle, die Kameele, die Rinder, dies Alles sind Thiere, deren Erlegung dem Jäger lohnend erscheint. In Nordamerika kommen zu mehreren der genannten auch noch zwei besondere, in der alten Welt nicht heimische Rinderspecies, und vor allen anderen ist der lang gemähnte Büffel das Jagdthier der Rothhäute. Südamerika ist in dieser Hinsicht nicht so gut bedacht, die Rinder europäischer Zucht und Race sind dem Lande nicht eigenthümlich und sie haben sich auch nur über die großen Grasfluren ausgebreitet, zwar zu vielen Millionen, aber doch nicht in Gegenden, welche eigentlich bewohnbar wären. Und das ungeheure Wald- und Gebirgsland, was den übrigen Theil von Südamerika bedeckt, zählt diese großen Thiere keineswegs zu seinen Bewohnern, vielmehr sind es hauptsächlich die gewandten, sich der Verfolgung leicht entziehenden Affen und die katzenartigen Raubthiere, welche nun aber wieder keine jagdbaren Thiere sind, indem ihr Fleisch keineswegs und nur etwa ihr Fell brauchbar ist, Jägervölker wollen aber weniger sich mit Tigerdecken schmücken, als vielmehr von der Beute ihrer Jagd leben.

Die Folge von dieser Vertheilung der Thiere ist, daß Südamerika außer den Pampas-Bewohnern eigentlich gar keine Jägervölker zählt. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Waldbewohner gelegentlich auch ein Thier erlegen und sein Fleisch verzehren, aber eigenthumslos wie sie sind, leben sie doch vielmehr von dem Einsammeln der Früchte und Wurzeln, welche ihnen der Boden freiwillig bietet, und von dem kleinen Gethier, das

sie zufällig fangen, als von der Jagd, diese wird ganz besonders von den Nordamerikanern gepflegt; demnächst aber sind mit den Thieren, die Jägervölkern verlockend sein könnten, die Europäer eingewandert, welche von allen Seiten her das Land betraten, es überschwemmten und die Eingebornen verhinderten, an der ihnen zugeführten Beute Theil zu nehmen.

Den eigentlichen Typus der Jägervölker finden wir in den nordamerikanischen Eingebornen. Eigenthumslos bis auf eine Hütte aus Fellen erlegter Thiere, haben sie nirgends eine feste Wohnstätte, ziehen sie immer der Beute nach. Die Gebirge sind zum Theil mit den herrlichsten Waldungen bedeckt, Aehnliches findet statt mit den weit ausgedehnten Hügelländern, welche um die großen Seen von Canada liegen, der mittlere Theil von Nordamerika hat jene ausgedehnten hügeligen Grasfluren, welche man mit dem französischen Namen der Wiesen, mit dem Worte Prärien bezeichnet, welche zahllosen Büffelheerden, vielen Hirschen und Antilopen Nahrung und in den kleinen Wäldchen, welche diese Wiesen unterbrechen, auch Schutz gewähren. Demnächst enthalten die sämmtlichen Gebirge viele Bären, gewaltige Thiere zwar, aber doch dem schlauen Jäger, dem gewandten Eingebornen nicht gefährlich. Im Süden von Nordamerika ist auch ein dort einheimisches Schwein in großer Menge zu finden. Alles das bietet genügende Veranlassuug, sich der Jagd im großartigsten Maßstabe zu ergeben und gänzlich von ihr zu leben. Das ist denn nun auch in so vollständiger Weise der Fall, daß die Nordamerikaner, als sie den Europäern bekannt wurden, gar keine anderen Bedürfnisse hatten als diejenigen, welche sie durch die Jagd befriedigen konnten. Der Stier gab sein Fell her, um die Häuser daraus zu bauen und seine Haare, um die Matratzen zu füllen, auf denen man schlief. Er gab seine Knochen her zu vielen ihrer wichtigsten Gebrauchsgegenstände, seine Därme und seine Sehnen, um daraus Fäden zu schneiden, mit welchen genäht oder aus welchen Bogensehnen gemacht wurden, sein Hirn diente zum Gerben seines Felles, seine Hirnschale wurde zum Trinkgefäß, die schönen emaillirten Kronen der Zähne wurden durchbohrt und zum Halsschmuck aneinander gereiht. Der Hirsch, das Reh bot das behaarte Fell zum Winterkleide, das enthaarte zum Sommerkleide dar, und aus den stärksten Theilen des Felles wurden die Sandalen gemacht, welche man sich nicht so vorzustellen hat, wie alte römische und griechische Kunstwerke uns dieselben zeigen, sondern so wie sie noch jetzt von den Hirten in den Karpathen oder in den Pyrenäen getragen werden, nämlich als ein Sück Fell, in welches der Fuß gewickelt wird, und welches man mit schmalen Riemen daran befestigt. Ihre Hörner dienten dazu, den weittragenden Bogen daraus zu formen, ihre äußerst harten Knochen um die Lanzen zu bilden, und so wurde jeder einzelne Theil zweckmäßig benutzt. Der Mann ist derjenige, der

die Thiere zur Nahrung herbeischafft, die Frau ist es, welche die Jagdbeute verarbeitet, das Haus baut, Kleider anfertigt, die Sandalen oder Mokassins in zierliche Form bringt, die Speisen bereitet und das Haus auch wieder abbricht, wenn der Wohnsitz geändert werden soll.

Was nun Südamerika betrifft, so finden wir, wie oben bereits bemerkt, vorzüglich die Pampas-Bewohner und zwar die dem Süden, also Patagonien angehörenden als Jägervölker leben. Sie haben nur zwei Waffen, den Lederriemen mit der Schlinge, den die Spanier Lasso nennen, und die Blei- oder Steinkugeln (Bolos), gleichfalls an Riemen hängend, welche auf das gejagte Thier geschleudert werden.



Der amerikanische Strauß mit dem Bolos gejagt.

Den Lasso betreffend, so hat dieser etwa 40 Fuß lange, aus einer Stierhaut geschnittene Riemen an einem Ende einen sehr starken eisernen Ring, durch den das andere Ende gezogen wird, wodurch sich eben die Schlinge bildet. Den ganzen Riemen in der rechten Hand haltend und mit der Linken sein Pferd leitend, eilt der Jäger dem Strauß, dem Hirsch, dem wilden Stier oder dem Pferde nach, bis er demselben auf Wurfweite nahe gekommen ist. Mit einer unglaublichen Sicherheit und gewiß nie zu fehlen, wirft er dem gejagten Thiere die Schlinge über den Hals. Sein Jagdgenosse, das kluge Pferd, wartet nicht auf den Zügel, es wirft sich selbst augenblicklich herum und macht ein paar Sprünge in entgegengesetzter Richtung, bis der Lasso, welcher am Sattel in sorgfältigster Weise befestigt, es

am Weitergehen hindert; hierdurch zieht sich die Schlinge um den Hals des Thieres immer fester, bis dasselbe erwürgt ist. Der Jäger steigt von seinem Pferde herab, fesselt das Gefangene, wenn es z. B. ein Pferd ist, oder tödtet es durch einen wohlgezielten Stich in das Herz oder das Genick, wenn es ein Thier nur zum Verzehren bestimmt sein sollte.

In einer ähnlichen Weise verfährt der Jäger auch bei Anwendung der Kugeln. Es sind deren immer drei, die an klafterlangen Riemen hängen. Eine Kugel nimmt der Jäger immer in die rechte Hand, die beiden anderen schwenkt er um das Haupt, indem er den Riemen eine kreisförmige Bewegung giebt. Auf unserem Bilde sehen wir einen Reiter den Strauß verfolgen, er ist im Begriff die Kugeln loszulassen, alle drei verfolgen das Ziel, das er ihnen gegeben hat, aber da sie von ungleichem Gewichte sind, breiten sie sich aus und so wie sie mit der Verbindungsstelle der drei Riemen oder Leinen ein Bein des Thieres treffen, so schlingen die in ihrem Fluge plötzlich aufgehaltenen Kugeln sich um die Gliedmaßen des getroffenen Thieres und dasselbe wird alsbald gefesselt, wehrlos zu Boden geworfen, sei es wie hier ein Strauß oder sei es ein Stier, ein Pferd, gleichviel. Die Lähmung ist so stark, die Zusammenschnürung so entschieden, daß der Jäger immer Zeit genug hat, sein Pferd zu verlassen und zu der Beute zu gelangen, um sich ihrer zu versichern, sei es durch Fesselung derselben, sei es durch Tödtung. Die Kugeln haben eine so große Gewalt, daß, wenn sie einen Stier in der Mitte des Leibes treffen, sie ihn dadurch tödten, daß sie ihm mehrere Rippen zerbrechen und tief eindrücken. Bei einem Pferde oder Hirsche geschieht nicht nur dieses, sondern das Fell wird zerrissen, eine Kugel oder ein Paar derselben dringen in das Innere und das getroffene Thier stirbt augenblicklich.

Um die Beute heimzuholen, wird gleichfalls der Lasso gebraucht und kann ein Pferd sie nicht bezwingen, so spannt man zwei davor und im wilden Galopp wird die Leiche des erlegten Thieres über Gras- und Thonboden der Pampas geschleift bis zum derzeitigen Aufenthalt der Horde, welcher der Jäger angehört.

Diese Pampas-Bewohner sind immer auch Räuber und Mörder, Beute ist es was sie wollen und je kostbarer, je besser; sie werden also auch den Menschen nicht verschmähen, er gerade ist ja eine kostbare Beute, entweder löst er sich dadurch aus, daß er an seine Verwandten oder Freunde schreibt und sie veranlaßt, dem Ueberbringer der Nachricht die Auslösungssumme zu geben, oder — und dies ist der gewöhnlichere Fall — er wird, wenn er mit dem Leben davon kommt, der Sklave desjenigen, der ihn gefangen hat. Falls er mit dem Leben davon kommt! dies dürfen wir nicht vergessen und gleichzeitig müssen wir bemerken, daß dies im äußersten Grade fraglich ist,

denn sobald der Unglückliche durch den Lasso vom Pferde gerissen ist, jagt der Räuber mit ihm davon, ihn über den unebenen Boden schleifend. Hat er Geistesgegenwart genug und Kraft, so daß es ihm gelingt mit den Händen den Lasso zu ergreifen und sich daran so lange festzuhalten, bis die Niederlassung erreicht ist, dergestalt daß nur seine Füße mit dem Boden in Berührung kommen, so ist es wahrscheinlich, daß er am Leben bleibt. Kann er dies nicht bewerkstelligen, so wird er mit dem Kopf auf jeden Stein und auf jede Unebenheit des Bodens geschleudert und er ist zerschmettert, zerrissen, lange bevor er den Hinterhalt der Räuber erreicht hat.

Die wilden Horden, welche Südamerika namentlich auf und an den Gebirgen bewohnen, führen ganz dasselbe wilde Räuberleben. Die gewöhnliche Beschäftigung, vermöge deren sie sich ihren täglichen Unterhalt verschaffen, ist im Allgemeinen auch die Jagd, denn vom Acker- und Gartenbau haben sie durchaus keinen Begriff, das Aeußerste, bis wohin sich ihre Industrie erhebt, ist das Sammeln von Früchten, wie sie ihre Wälder zufällig liefern. Die Bewohner von Chile und vom südlichen Peru sind Reitervölker, so weit sie nämlich an die Pampas grenzen, aus denen sie sich mit Pferden versehen. Auf den raschen Thieren steigen sie nun von ihren Bergen in die Ebenen hinab und hier rauben sie, plündern und morden sie, wenn sie nur irgend Etwas vorfinden. Sie überfallen kleine Städte und Dörfer, treiben daraus das Vieh weg, ermorden die Männer und rauben die Weiber, das Alles jedoch nur gelegentlich, denn vor allen Dingen wollen sie Wild, wollen sie Nahrungsmittel und darum eilen sie in das niedrig gelegene Land, wo sie reiche Heerden finden, die sie nach Hause treiben, oder wo sie vereinzeltes Wild tödten und auf ihre Pferde laden, um es der darbenden Familie zu bringen. Dies ist eine schlimme Seite der Jägervölker, daß sie gewöhnlich auch Räuber sind, es liegt jedoch gar zu sehr in dem Handwerk, die Verwandtschaft zwischen Räuber und Jäger ist zu nahe, als daß sie verkannt werden könnte. Selbst in unseren civilisirten Ländern bemerken wir, daß Jäger in der Regel roher sind als andere Menschen. Um diesen harten Ausspruch zu bewahrheiten, dürfen wir nur an die Entsetzlichkeiten des alten Jagdrechts und an die Abscheulichkeiten und Verbrechen der jetzigen Wilddieberei erinnern. Am wenigstens widerwärtig trat dies hervor in der nördlichen Hälfte des Welttheiles, von welchen wir soeben gesprochen. Die Jäger unter den eingebornen Amerikanern, welche die Räume zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Stillen Meere nördlich und südlich und von Canadischen Seen bewohnten, hatten Ehr- und Rechtsgefühl.

Neben großem Muth und ruhiger, besonnener Tapferkeit zeigten sie Achtung gegen ihre Feinde und ihre Grausamkeit war nur ein Beweis dieser Achtung. Wenn sie den besiegten Gefangenen an dem Marterpfahl auf

das Sinnreichste quälten, so geschah dies um ihm Gelegenheit zu geben, seinen Muth und seine Standhaftigkeit zu zeigen. Ein Zeichen von Furcht, eine vergossene Thräne, eine halb ausgesprochene Bitte ihn nicht zu martern, ist genug, um die ganze Procedur aufzuheben, ein Keulenschlag macht dem Leben des Jammernden ein Ende.

Aber allerdings hat man dies nur selten gesehen. Der tapferste, der berühmteste der Feinde wird gewählt, um gemartert zu werden und er geht mit leuchtendem Beispiel seines Gleichen voran. Ist dieser Pflicht ein Genüge geschehen, so werden die übrigen Gefangenen nicht gleichfalls gemartert, nicht getödtet — dieses würde Grausamkeit, würde Blutdurst bekunden — sondern sie werden den im Kampfe verwittweten Frauen als Ersatz für den erlittenen Verlust zu Männern gegeben und stehen dann mit ihren Besiegern auf völlig gleicher Stufe, oder sie werden zu Sklaven gemacht, zu Dienern ihrer Besieger und haben dann allerdings ein schlimmes Loos, doch immerhin kein solches wie dasjenige, welches den schwarzen Sklaven bevorsteht, wenn sie in die Hände eines bösen Herrn fallen.

Dem Fremden, der unter diese Leute trat, mit Vertrauen ihnen entgegenkommend, wurde mit Vertrauen gelohnt und nie ist dasselbe gemißbraucht worden, denn wie sehr die Anglo-Amerikaner jene tapferen, braven Leute auch beschimpft haben, um ihre, gegen dieselben geübten Bestialitäten zu beschönigen — sie waren niemals Diebe, niemals Räuber. Alles, was geschah, von Böswilligkeit auf diese Weise ausgelegt, geschah im offenen, ehrlichen Kriege, und wenn sie diesen Krieg auf ihre eigene Art geführt haben, so ist damit nichts geschehen, was nicht jede andere Nation, und zwar von jeher gleichfalls gethan hätte. Wer diese Jägervölker kennen lernen will, muß die Geschichte derselben von da, wo die Holländer Amerika colonisirten, oder auch noch von da, wo William Penn Besitz von dem Landstrich nahm, auf welchem Philadelphia gegründet wurde, studiren, und er wird wahrnehmen, daß er sich vielleicht ganz vergeblich bemühen dürfte, ehrlichere, geradere, offenere Menschen zu finden als diejenigen sind, welche der Hochmuth der weißen Race in Amerika mit jedem Schimpf und jeder Schmach belegt, welche ein verläümderisches Gemüth nur ersinnen kann.

Wollen wir nun zugeben, daß in gegenwärtiger Zeit Alles wahr sei, was Böswilligkeit von den Eingebornen sagt, so darf man doch nicht vergessen, daß sie auf die infamste Weise von den Weißen betrogen, hintergangen, um ihre Besitzthümer, um ihre Ländereien beschwatzt, aus den Jagdgründen ihrer Väter mit List oder Gewalt vertrieben sind und daß sie eine lange Zeit für nichts weiter als für zweibeiniges Wild galten, daß eine Rothhaut ermorden eine Art Ruhm war und daß man die Unglücklichen mit Pferden und Hunden hetzte.

Wenn sich nun ein tödtlicher Haß in ihnen ausbildete, welcher in Abscheu vor der weißen Race überhaupt ausartete, und einen wüthenden Vertilgungskrieg entzündete, so ist das durchaus nicht zu verwundern, man könnte im Gegentheil sich wundern, daß nicht mehr Gräuel geschehen, und wenn man auf die Wageschaale legt, was die beiden Racen gegen einander thun, die Blaßgesichter und die Rothhäute, so haben die letzteren noch viel heraus zu bekommen, denn auf einen ermordeten Weißen zählt man wenigstens 20 meuchlings getödtete Rothhäute, was denn auch der Grund ist, daß ihre Zahl in so erschreckender Weise abnimmt, was denn wieder der Grund ist, daß die Engländer behaupten, nur ihnen gebühre der Besitz und die Herrschaft über die ganze Erde und alle anderen außer der weißen Race wären bestimmt vertilgt zu werden, sie gingen von selbst unter, sie hätten keine Lebensfähigkeit und was dergleichen Albernheiten mehr sind, mit denen sie beweisen wollen, daß sie nur ein Gesetz der Natur erfüllen, wenn sie zu der Vertilgung der anderen Racen helfen.

Wie bequem mit jenen früheren Rothhäuten zu verkehren war, beweist uns die Geschichte der Colonisation, aber daß noch jetzt sie ehrlich sind gegen den Ehrlichen und treu gegen den Treuen, das zeigt uns der nie gefährdete Aufenthalt der weißen Jäger und Fallensteller unter ihnen, wenigstens derjenigen, die französischer oder deutscher Abkunft sind, sie werden in den Kreisen der ihnen verbündeten Rothhäute geliebt und geehrt, sie werden als Freunde aufgenommen, unterstützt, werden durch Heirathen in die Verwandtschaften gezogen, und es ist unter ihnen so gut wohnen, daß die Fallensteller, daß die Pelzjäger, wenn sie auch kurze Zeit in den Städten zubringen, um ihre Jagdbeute zu verkaufen, ihren Schießbedarf zu erneuern und ihr gewonnenes Geld so schnell als möglich zu verthun, sie doch stets von Neuem zurückkehren zu ihren langjährigen Freunden, den Rothhäuten und unter ihnen den größten Theil ihres Lebens zubringen.

Es ist uns durch die Geschichte nicht bekannt, daß irgend ein Volk der alten Welt ein so vollkommenes Jägerleben geführt hätte, als dieses bei den nordamerikanischen Völkern der Fall ist. Man darf dieselben nicht so auffassen, wie sie jetzt sind, wo durch die Europäer verdrängt, ihre ganze Lebensweise eine andere geworden ist, wo ihre Lebensbedürfnisse von viel anderer Art sind und sie dieselben aus dem Gewinn ihrer Jagdbeute befriedigen, man muß sie sich vorstellen, so wie sie waren, bevor die Europäer ihren verderblichen Einfluß auf sie ausübten, und von diesem Gesichtspunkte ausgehend, finden wir weder in Europa noch in Asien und Afrika eigentliche Jägervölker, solche, die nur vom Ertrage der Jagd lebten und keine anderen Bedürfnisse hatten als solche, die sie durch die Jagd befriedigen konnten. Selbst die Tataren, die Kalmücken, selbst in alten Zeiten die Skythen und

später die Hunnen waren nicht Jägervölker. Die Jagd war ihnen ein Vergnügen, eine Erholung. Die gefährliche Jagd stählte ihre Kräfte, hob ihren Muth, sie zu üben, mit Glück zu üben brachte Ruhm, und wir wollen auch gar nicht behaupten, daß die erbeuteten Thiere nicht benutzt worden wären, allein dies Benutzen war ein ganz anderes als das bei den Jägervölkern, es befriedigte nicht ein unabweisbares Lebensbedürfniß, denn diese Völkerschaften hatten alle mehr oder minder Ackerbau, hatten alle wirkliche Viehzucht und diejenigen, welche verheerend über Europa hereinbrachen, die Hunnen und die Tataren, von denen man seit ihrem Betreten des europäischen Bodens allerdings nicht sagen kann, daß sie aus Viehzucht und Ackerbau ein Gewerbe gemacht hätten, lebten doch nicht als Jägervölker, sondern als eigentliche Räuber, sie nahmen das was ihnen nicht gehörte mit Gewalt, sie nahmen es ohne zu fragen und sie belohnten wohl den früheren Besitzer durch Ermordung, wenn er sich nicht rechtzeitig ihnen entzog oder nicht vollkommen gutwillig hergab, was sie verlangten.

Das mittlere und das südliche Afrika ist so recht im vollsten Maße der Sitz der Jägervölker. Dort vereinigen sich die Leute noch in großen Schaaren zu dem gemeinsamen Zwecke, eine bedeutsame Menge von Thieren zu erlegen, um dadurch für lange Zeit der Sorge um Nahrung überhoben zu sein. In jenen Gegenden sieht man unzählige Schaaren von Wild aller Art, denn dasselbe findet in den gewöhnlich als Wüsten gedachten Fluren die reichlichste Fülle von Nahrung, in Folge dessen und bei der sehr geringen Anzahl von Menschen, die dort zu Hause sind, ist auch die Masse der Raub thiere so ungeheuer groß. In den afrikanischen Wüsten findet man keine Thiere, denn dieselben können nicht Staub trinken und Felsenbrocken essen, wie die Kabylen sehr richtig sagen, aber wo es 50 verschiedene Species von Antilopen, von Hirschen und Rehen, wo es Rinder vieler Arten, wo es wilde Pferde und Esel, wo es Giraffen, Elephanten, Nashörner und Nilpferde giebt, und zwar alles in ungeheuren Schaaren, da haben Löwen eine reiche Auswahl und da haben Hyänen und Schakale gleichfalls genug, wenn es auch nur die Ueberbleibsel sind von dem Mahle des gewaltigen Herrn der Wälder.

Dort, wo lange anhaltender Regen die bewohnbaren Thäler mit Wasser füllt und wo noch viel länger anhaltende Trockenheit die Pflanzungen der Menschen bedroht und zerstört, dort sind sie selbstverständlich auf thierische Nahrung angewiesen und diese suchen sie sich auch durch Vereinigung zu großen Gesellschaften, welche keinen anderen Zweck als den der Jagd im großartigsten Maßstabe haben — zu verschaffen.

Es wird ein Hopo gebaut, ein keilförmig zulaufender, von Pallisaden eingeschlossener Raum, dessen breiteste Seite ganz offen nach der wildreichen

Gegend hin gerichtet ist. Dieser Hopo ist sehr ausgedehnt und kostet monatelang Arbeit von dem ganzen vereinigten Stamme. An dem spitzen Ende desselben, dort wo die Pallisadenreihen sich einander bis auf 10 oder 12 Schritte nähern, ist eine weite und sehr tiefe Grube ausgeworfen, sie ist bestimmt, die Jagdbeute aufzunehmen, ihre Wände werden möglichst gerade abgetieft und wenn nicht Lehmboden ihnen eine natürliche Festigkeit giebt, so werden sie durch aufrecht stehende Bäume geschützt, so daß ein hineinfallendes Thier, selbst wenn es nicht verwundet sein sollte, vergeblich versuchen würde herauszukommen.



Das Treiben in dem großen Hopo.

Ist dieses Werk mit der nöthigen Sorgfalt vollbracht, hat man den ganzen Bau aus jungen Bäumen wohl geordnet und befestigt, so begiebt sich nunmehr Alles, was die Waffen führen kann, nach der wildreichen Gegend hin, doch mit der Vorsicht, dieselbe gleich von Hause aus von zwei Seiten zu umgehen. Die ganze Dorfschaft, der ganze Stamm theilt sich in zwei Hälften und von da, wo sich die äußersten Flügel des Hopo nach den Weideplätzen des Wildes öffnen, zieht die Schaar schweigsam in der Richtung der Flügel weiter, um einen möglichst großen Raum einzuschließen. Wie bei unseren Treibjagden, so stellt man auch dort von der Jagdgenossenschaft Posten aus in solcher Entfernung von einander, daß ein durchbrechendes

Thier die Wahrscheinlichkeit für sich hat, von beiden Seiten durch die geschickt geworfene Lanze erreicht zu werden.

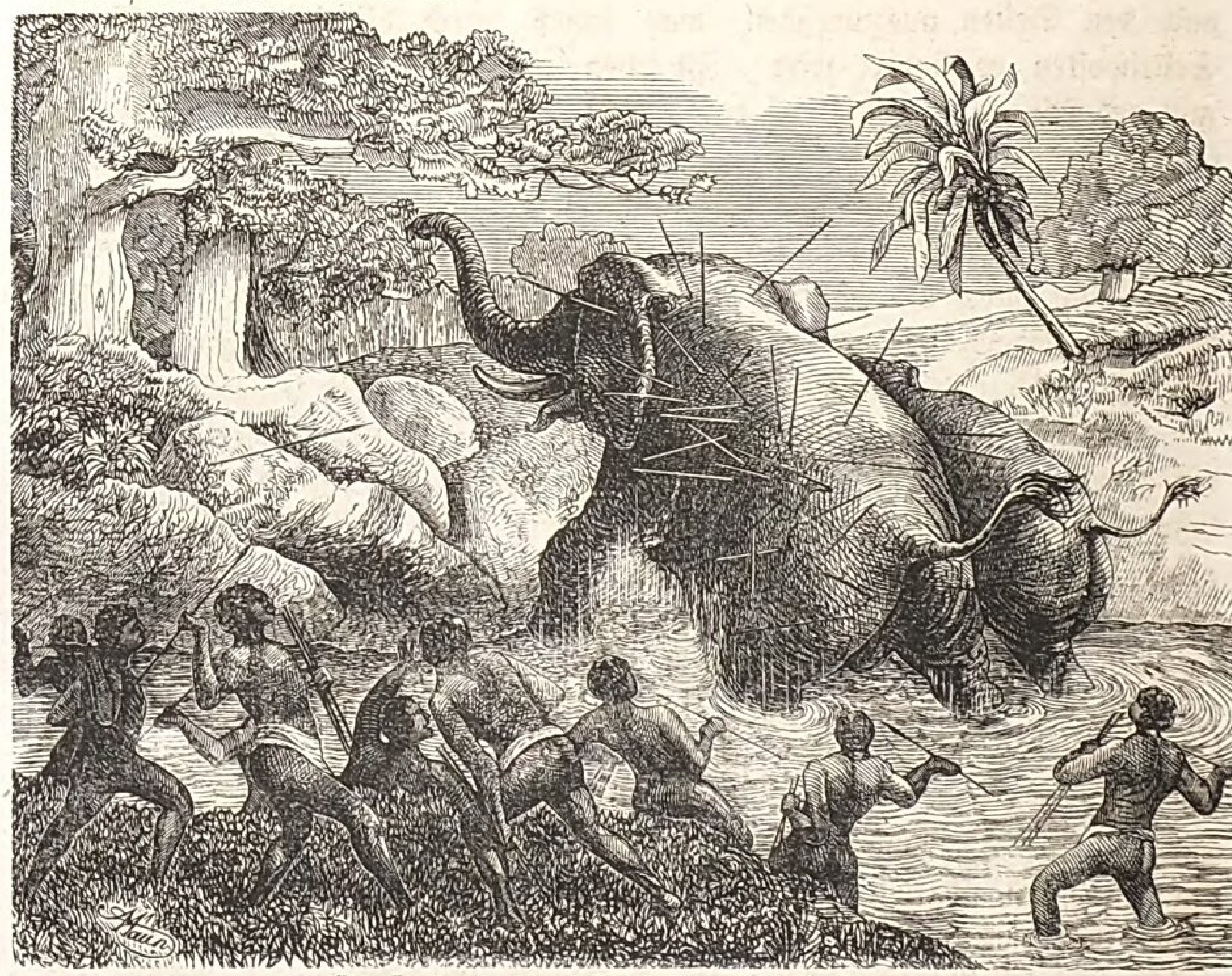
So von seiner Masse immer einzelne Posten zurücklassend, geht der ganze Trupp weiter vorwärts, bis er glaubt, ein genügend großes Feld umstellt zu haben. Von da ab schreitet die Hauptmasse, welche den Kessel umgeben hat, in entgegengesetzter Richtung dem Hopo zu.

Anfangs kümmert sich das Wild nicht viel darum, es weicht vor den sich zeigenden Jägern davon. Wie es jedoch immer weiter getrieben, seine Masse vermehrt fühlt, wird es ängstlich und beginnt zu laufen, auch wohl nach den Seiten auszuweichen, was jedoch durch die sehr aufmerksamen Seitenposten verhindert wird. Ist etwa nach einem halben Tage die Anzahl des Wildes so gestiegen, daß dasselbe sich durch seine eigene Masse beängstigt fühlt, so rücken die vorhandenen Jäger immer näher zusammen, drücken immer mehr auf das Wild und jagen dasselbe nunmehr förmlich auf die Grenzen des Hopo zu. Hier langt dasselbe keuchend an, sieht seinen freien Lauf durch die Pallisaden beschränkt, versucht umzukehren, wird aber von den Jägern jederzeit durch Speere abgewiesen, so wie der wirkliche Angriff durch einen großen vorgehaltenen Schild unschädlich gemacht wird.

Endlich sieht eines der Thiere, daß die sich zusammenneigenden Wände des Hopo im Hintergrunde eine Oeffnung haben, dorthin richtet sich sein Lauf und dorthin folgen alsbald auch mehrere, viele, endlich schließt sich die ganze zusammengedrängte Heerde von ein Paar hundert verschiedenen Thieren diesem Führer an. Ungehindert gelangt er bis an die Grube, jetzt möchte er gerne umkehren, das geht nicht mehr, schon sind ihm seine Unglücksgenossen auf den Fersen, schon ist der schmale Gang so vollständig ausgefüllt, daß ein Zurückweichen unmöglich wird. Gedrängt von allen Seiten muß er vorwärts und er stürzt in die tiefe Grube, augenblicklich sind 10 und 20 und 50 Thiere hinter ihm in dieselbe Grube gestürzt, zerstechen ihn mit ihren scharfen Hufen und Klauen, zerdrücken sich unter einander durch ihre eigene Last, und werden erdrückt durch die Last der anderen, welche auf sie herniederstürzt, bis Hunderte mit zerbrochenen Gliedmaßen und zerquetschten Leibern die Grube füllen und nunmehr diejenigen noch von den Pallisaden des Hopo eingeschlossenen über diese hinweg setzen, und so, wenn schon mehrentheils verwundet, entkommen.

Die thörichten Jäger, deren große Zahl zur Schließung des Hopo nicht mehr nöthig ist, sobald sich die ganze Masse des Wildes einmal im Marsch befindet, verbreiten sich auf beiden Seiten längs der Wände des Hopo und werfen ihre Speere blindlings hinüber über die Pallisaden, wo sie dann treffen müssen, weil die Masse der dicht gedrängten Thiere viel zu groß ist, um nur den geringsten Zwischenraum zu gestatten, und was von diesen nicht

in die Grube stürzt, sondern darüber hinweg entkommt, ist schwer verwundet und mit dem Speer im Leibe immer rettungslos verloren, es verendet hülflos und es kommt nicht einmal den thörichten Leuten zu gut, sondern fällt den Hyänen und den Geiern zur Beute. Aber so unglaublich groß ist die Masse des Wildes, daß trotz dieser sinnlosen Verwüstung noch nirgends eine Abnahme desselben bemerkbar ist und auch wohl, so lange die Bevölkerung von Afrika eine im Allgemeinen geringe bleibt, nicht bemerkt werden wird, denn die Zahl der wilden Thiere hängt immer von der Zahl der ansässigen Bewohner eines Landes ab.



Eine Elephantenmutter deckt mit ihrem Leibe ihr Junges.

Wenn das letzte Wild dieses fürchterliche Lanzenwerfen überwunden, dieses zwecklose Morden hinter sich hat, so eilen nunmehr die Menschen von allen Seiten zu der Grube und ein jeder sucht sich seinen Antheil heraus, was dadurch ermöglicht wird, daß die Speere denjenigen kennzeichnen, der sie geworfen hat, denn ein Jeder kennt seine Waffen genau, eine fernere Theilung aber der übrigen, welche keinen Speer in der Seite haben und nur erdrückt sind durch die anderen, findet in solcher Art statt, daß auf jeden Theilnehmer ziemlich gleich viel von der Beute kommt. Sie wird nun heimgeschleppt und hier, wenn es irgend möglich ist, sofort verzehrt

ganz ohne Rücksicht auf die folgenden Tage, denn diese Jägervölker stets schwankend zwischen Noth und Ueberfluß haben die Fähigkeit, sich den Magen für acht Tage zu füllen, so wie sie die Fähigkeit haben, zehn bis zwölf Tage zu hungern, wenn es ihnen nur nicht an Wasser fehlt.

Was nicht auf einmal vertilgt werden kann, wird gebraten oder gekocht und eines wie das andere muß an dem ganzen Vorrath täglich wiederholt werden, wenn dasselbe nicht in schleunige Verderbniß übergehen soll.

Auch in geringerer Menge und nicht zu vielen Hunderten auf einmal sieht man diese Wilden sich vereinigen, um ein großes, mächtiges Thier zu erlegen. Für acht bis zehn Schwarze ist ein Elephant kein zu gefährlicher Feind, ja sie greifen selbst den gefährlichsten, den weiblichen Elephanten an, wenn derselbe sein Junges bei sich hat. Sie rotten sich auf einer Seite des Thieres zusammen und werfen ihre Speere nach ihm. Das Elephantenweibchen drängt sein Junges auf die nicht bedrohte Seite und schützt dasselbe mit seinem eigenen Leibe gegen die Speere, bis es von unzähligen Wunden durchbohrt und erschöpft, zusammensinkt und dann sofort zerlegt und zerstückelt wird. Das Junge, gewöhnlich durch seine Anhänglichkeit an die Mutter gefesselt, wird ebenfalls getödtet und vermehrt so die Jagdbeute. Das uns zur Erläuterung dienende Bild ist wie das vorige (s. die Zeichnung S. 650) aus Livingstone's Reisen in Afrika entlehnt.

Wo wir die Jägervölker noch in einem gewissen Grade von Reinheit finden, wie z. B. in Canada, wo dieselben kaum anders mit Europäern in Berührung kommen als dadurch, daß sie ihre erbeuteten Felle an die Unterhändler der großen Pelzhandels-Compagnie abliefern, haben sie so gut ein eigenthümliches Gepräge, als es die Fischervölker haben. Die Kühnheit und Besonnenheit so gut als die Geistesgegenwart der Eingebornen von Nordamerika ist beinahe sprichwörtlich geworden. Während der Meeresfischer seiner Beute in dem ihn so ziemlich sichernden Kahne nachgeht und oft, mit einem Freund vereinigt, Hunderttausende von Thieren gleichzeitig fängt, muß der Jäger jedes einzelne Thier zum Ziele seiner Bestrebung machen. Während der Fischer vor seiner Beute verborgen ist, muß der Jäger derselben gegenübertreten, während vor dem Fischer seine Beute flieht, wendet sich häufig das Wild dem Jäger zu und das größere darunter und das Raubgethier greift ihn entschieden an. Der Fischer braucht die Angel und das Netz, allenfalls auch den Speer, der Jäger muß weithin zu treffen wissen und braucht daher auch noch Bogen und Pfeil, er muß aber noch das Jagdgethier aus unmittelbarster Nähe bekämpfen können und darum bedarf er auch des Messers, des Beiles, der Keule.

Diejenigen sich den Jägervölkern nähernden Malayen, welche die großen asiatischen Inseln bewohnen, wenden auch noch andere Mittel an, unter denen

vor allen das Pfeilgift anzuführen ist, dessen Wirkung staunenerregend genannt werden kann. Das Gift wird meistentheils aus Pflanzen gezogen und dasjenige, dessen sich die Bewohner von Java bedienen, aus dem Safte des Pohon Upas oder der Tjetek-Liana bereitet, ist von der furchtbarsten, fast unbegreiflich schnellen Wirkung. Die Verwundung ist kaum schlimmer zu nennen als ein Nadelstich, der Pfeil ist nur Spannen lang und besteht aus einem dünnen Splitter von Bambusrohr, dessen harte, glasartige Rinde sorgfältig geschliffen wird, so daß sie recht leicht in die Haut eindringt, diese Spitze ist mit dem eingekochten Safte benetzt und derselbe behält seine Wirkung Jahre lang. Das andere Ende dieses kleinen Pfeils trägt eine Flocke Baumwolle oder einige sehr kleine und zarte Federn. Dies ist das Geschoß. Das Geschütz ist ein langer Grashalm von mehr als Zolldicke, hohl wie die Grashalme alle sind, doch nur so weit, daß die Höhlung etwa einen Viertelzoll Durchmesser hat, es ist also ein Blasrohr und man entsendet durch den Athem der Lunge den kleinen Pfeil auf die Entfernung von 20 bis 30 Schritten.

Ein Tiger von solchem Pfeil getroffen, so schwach verwundet, daß kaum ein Tropfen Blut sich zeigt, erstarrt doch augenblicklich, wie es scheint durch den ungeheuren Schmerz, den die kleine Wunde verursacht. Er wagt es nicht auf den Feind loszugehen, selbst wenn er ihn sieht, in wenigen Secunden sinkt auch die Hinterhälfte seines Körpers zu Boden durch eine Lähmung, welche den Tiger widerstandslos macht. Ein gewaltiges Zittern befällt ihn, das im Laufe der ersten Minute schon in Convulsionen übergeht, worauf er niederstürzt und verendet.

Merkwürdig genug, kann man auf solche Weise getödtete Thiere ohne die geringste Gefahr essen. Die Stelle, welche verwundet wurde, zeigt einen Thaler großen schwarzen Fleck, dieser wird herausgeschnitten, fortgeworfen, alles Uebrige ist genießbar. Die Bewohner von Südafrika und Südamerika bedienen sich gleichfalls vergifteter Pfeile, das Gift wird aber aus dem Safte der Manhiokwurzel bereitet, welche ein tödtliches Gift enthält, während die markige Wurzelsubstanz vom Safte befreit und getrocknet, ein weit verbreitetes und sehr beliebtes Nahrungsmittel ist. Auch die Schlangengifte sollen angewendet werden, doch scheint dies noch zweifelhaft, wiewohl die Anwendung derselben nicht zur Jagd, sondern zur Ermordung eines Feindes oder einer Feindin bei den Negerweibern in Südamerika durchaus nichts Seltenes sein soll, dies aber ist sehr weit von der Erlegung der Jagdthiere.

Welch eine Gewalt der Geist dem Menschen über die Thiere giebt, sehen wir bei den Jägervölkern in einem noch höheren Grade als bei den Fischervölkern. Er vermag die gewaltigsten, auf gleichem Boden mit ihm stehenden Riesenthiere, Elephant, Flußpferd, Nashorn, er vermag den Tiger

und den Löwen zu überwältigen, und wenn man bedenkt, mit wie geringfügigen Mitteln der Kaffer und der Hottentot dies bewerkstelligt, so gesteht man gerne dem Menschen eine gewaltige Superiorität zu. Es sind die leichten, wohl nur mit Bambussplittern oder mit gespaltenen Steinen bewehrten Speere, es sind die mit einem Dorn versehenen Pfeile, welche das an's Wunderbare Grenzende bewerkstelligen. Liwingstone sah die Afrikaner das Nileferd mit einer gewaltigen Angel fangen, sah das Nashorn, dessen Haut man für undurchdringlich halten sollte, von eben diesen, nach unserer Meinung unbewehrten Wilden getödtet, sah Löwen und Tiger von ihnen besiegt, und er kann das Staunen nicht bergen, welches ihn erfaßte, da er das riesigste Geschöpf der Erde und den furchtbarsten Räuber unter den Thieren mit so schwachen Mitteln bewältigt fand. Gegen diese Raubthiere wendet man allerdings in der Regel nicht die eigentlichen Waffen der Wilden an, sondern man bedient sich der Fallen, man höhlt ziemlich tiefe Gruben aus, spickt den Boden derselben mit sehr scharf zugespitzten Bambushölzern, bedeckt die Oeffnung mit schwachen Stangen, welche weder Löwen noch Tiger zu tragen vermögen, bringt aber in der Mitte auf einem in der Grube errichteten Pfahl ein lebendes Thier an und sucht nunmehr den Löwen dahinein zu treiben oder man überläßt es auch wohl ganz dem Zufall, ob der beutesuchende Löwe das Thier finden wird. Mit einem gewaltigen Sprunge sucht er dasselbe dann zu ergreifen, stürzt aber bei dem Versuch in die Höhlung, wo er sich auf den vielen unten aufgestellten Speeren spießt, man läßt ihm natürlich Zeit zu verenden und holt ihn erst dann und zwar nur des Felles wegen heraus, denn das Fleisch dieser grimmigen Katze erscheint selbst den rohesten unter den Negern ungenießbar.

Die Mittel, deren sich überhaupt die Jägervölker bedienen, um zu ihrer Beute zu gelangen, sind im Allgemeinen so außerordentlich übereinstimmend, daß man daraus auf eine Stammverwandtschaft dieser Völker geschlossen hat, doch scheint in der That die Sache durchaus anders zu liegen. Nicht die Verwandtschaft der Völker, sondern die ihres Gewerbes ist es, welche man darin erkennen muß. Ueberall, wo der Mensch auf einer sehr niedrigen Culturstufe steht, bedient er sich zur Erreichung gleicher Zwecke ganz ähnlicher Mittel, so der Fischer des Netzes und der Angel, der Jäger des Pfeiles und des Wurfspießes oder der Falle und selbst in der List, die er anwendet, zeigt sich das gleiche Bestreben die verfolgten Thiere zu täuschen. Das thut der Zulukaffer, indem er das Fell einer Antilope mit dem Kopf und den Hörnern überstreift und sich so in die Heerde einzuschleichen sucht, das thut der nordamerikanische Jäger, indem er ein Büffelhaupt auf seinen Kopf setzt — so fängt der Chinese die Schwimmvögel, indem er einen Korb mit Strauch bedeckt auf seinen Kopf stülpt, wie der Bewohner der Orinoco-

ufer rund um seinen Körper Zweige bindet, die ihn verbergen und beide suchen sich schwimmend ihrer Beute zu nähern, sie plötzlich bei den Beinen zu fassen, sie unter das Wasser zu ziehen und so zu ersticken — das Alles sind Mittel, auf welche der Mensch in den verschiedensten Gegenden der Erde kommt, ohne daß die geringste Verwandtschaft zwischen den Völkern stattfände.

Gewiß wird Niemand eine solche zwischen den nordamerikanischen Eingebornen, den Guauchos in Südamerika und den Magyaren im Ungerlande finden wollen, sie gehören drei verschiedenen Racen an, aber sie fangen doch die Pferde und die Rinder in der Wildniß ganz auf dieselbe Weise, nämlich mit einer großen Schlinge, welche der Reiter im vollen Galopp über seinem Haupte schwingt dem Thiere nachjagend und welche er, sobald er ihm nahe genug ist, demselben über das Haupt oder um eines der Beine wirft, es zum Sturze bringt und sich dann desselben bemächtigt.

Die Umstände, in denen sich der Jäger unter fortwährendem Wechsel derselben befindet, spannen seine Aufmerksamkeit in einem durchaus höheren Grade, als dies bei dem Fischer der Fall ist. In jedem Augenblick muß er auf die eine oder die andere Gefahr vorbereitet sein, denn während er dem friedlichen Hirsche nacheilt, tritt ihm wohl plötzlich der Bär oder der Panther entgegen, und die ihm so unerwartet überkommenden Gefahren vermag er nur durch die alleräußerste Aufmerksamkeit und durch Muth und Besonnenheit zu besiegen, auch die Ausdauer ist für ihn so wichtig als alles Andere. Und in der That haben die Bewohner der eigentlichen Jagdgründe von Nordamerika diese Ausdauer in solchem Grade, daß sie den Hirsch vollständig ermüden. Sie verfolgen ihn von da, wo sie ihm zuerst erblicken, bis dahin, wo er lechzend und unfähig weiter zu gehen zusammenbricht. In derselben Weise jagen die Kalmücken den Wolf, nur mit dem Unterschiede, daß sie es zu Pferde thun, und in zweien Stunden ihn so ermüdet haben, daß er sich die Schlinge ruhig um den Hals legen läßt, am ganzen Leibe zitternd vor Angst und doch unfähig aufzuspringen und weiter zu fliehen, indeß der nordamerikanische Eingeborene dazu einen ganzen Tag bedarf und die Jagd ohne ein Pferd blos mit Hülfe seiner nicht ermüdenden Füße beendet.

Das Leben des Jägers ist dadurch in hohem Grade beschwerlich, allein die Freude an der glücklichen Jagd auch wieder so groß, daß er sich immer wieder von Neuem denselben Gefahren und Mühseligkeiten aussetzt und er kann sich der Ruhe nicht so hingeben wie es der Fischer unbedenklich thut, dessen Beute gewöhnlich eine sehr viel reichhaltigere ist und ihn auf viel längere Zeit versorgt als den Jäger die seinige, wozu nun noch die Möglichkeit kommt, den Ertrag seines Fanges mit Leichtigkeit aufzubewahren.

Die Fischervölker nämlich haben den gefrornen Boden als Speisekammer versehen sich während des Sommers mit dem ganzen Winterbedarf — sie werden Opfer der Hungersnoth, wenn sie unglücklicherweise es nicht vermögen sollten — und werden demnach während der ganzen Zeit nicht in die Nothwendigkeit gesetzt ihre Glieder zu rühren, sie fröhnen daher der süßesten Ruhe in einer Weise, wie wohl nur Italiener und Spanier es ihnen gleichthun.



Nordamerikanische Eingeborne (Jägervölker).

Diese Ruhe schmeckt kein Jägervolk; kaum einen, vielleicht im Winter ein paar Tage können sie ruhen, dann müssen sie wieder hinaus, ob es stürme, schneie, regne, ob die Sonne ihre heißesten Strahlen versende, gleichviel, denn der Mann selbst und die Familie wollen ernährt sein, und der Mann allein ist es, dem die Verpflichtung obliegt. Aber dem Menschen im Naturzustande ist die Ruhe etwas so außerordentlich Süßes, daß er sich nur mit großer Ueberwindung von ihr trennt. So lange die Jagdbeute reicht, denkt daher der Jäger nicht im Entferntesten an Beschaffung neuer Nahrungsmittel, ja nicht einmal an Schonung der vorhandenen, er schwelgt in deren Besitz, er verzehrt bei Weitem mehr, als sein Körper zur Ernährung bedarf. Nun sind die Lebensmittel in drei Tagen vertilgt, welche für zwei Wochen hätte ausreichen können, nun wird gedarbt, ja wohl gar gehungert und erst wenn der Hunger groß genug ist um die Neigung zur Ruhe zu

überwinden, rafft der Jägersmann sich auf, um den Wald oder das Gebirge zu durbstreifen und für neuen Vorrath zu sorgen, und so ist sein Leben ein steter Wechsel zwischen unmäßiger Schwelgerei und drückender Entbehrung.

Wir sagten oben, der Jäger sei so gut wie der Fischer eigenthumslos, er weiß nichts von liegenden Gründen, von Häusern, die Gesammtheit seiner Schätze läßt sich zurückführen auf ein paar Decken, ein Zelt und seine Waffen, der Fischer hat eigentlich noch mehr, sein Wohnort ist weniger veränderlich, er hat meistentheils ein festes Haus, wenn es auch halb unter der Erde läge wie das der Eskimos. Aber er hat Jagdgründe, nicht er, sondern das Volk, wo er jagt, darf jeder andere zu seinem Stamm Gehörige gleichfalls jagen, aber nicht ein anderer zu diesem Stamme nicht Gehöriger.

In der Regel wird dieses mit ziemlicher Gewissenhaftigkeit gehalten, wo aber die Jagdgebiete verschiedener Völker an einander grenzen, kommen nicht selten Reibungen vor und aus diesen entwickeln sich Feindseligkeiten und oftmals gefährliche und langdauernde, mitunter zur Vertilgung eines ganzen Stammes führende Kriege.

Lebt der Fischer nur mit den Thieren, denen er nachstellt, so lebt der Jäger auch mit den Menschen im Kriege und er unterscheidet sich auch in dieser Hinsicht sehr scharf von dem Meeresfischer, dessen viel friedlichere Beschäftigung ihm gestattet, seinen Nachbar mit Freundlichkeit zu behandeln.

Krieg und Jagd sind nahe mit einander verwandt, eine Bemerkung, die selbst große Feldherrn allen Ernstes gemacht haben, wiewohl der Krieg civilisirter Völker mit einander, kaum noch eine Aehnlichkeit mit der Jagd darbietet, aber in hohem Grade findet dieses statt bei den Jägervölkern, welche zu ihren Kriegen sich derselben Waffen, derselben List bedienen wie zur Jagd, es ist nur ein edleres Wild, auf welches die Verfolgung gerichtet ist, sonst bleibt sich Alles gleich. Der Krieger beschleicht den Feind gerade wie das Wild, und so die Thiere ihn wittern oder in anderer Weise ihn ausspüren, so auch die Feinde, denen er nachstellt, und so schonungslos wie der Jäger die Bärin sammt ihren Jungen schlachtet, ihre Tatzen als Trophäen mitbringend, so schonungslos schlachtet auch der Krieger seinen Gegner, und es ist ihm bei dem Ueberfall eines feindlichen Dorfes ganz gleich, gegen wen er sein Geschoß richtet, ob gegen bewaffnete Feinde oder gegen wehrlose Greise, und er bringt ihre Kopfhäute als Trophäen heim, gleichviel ob von Weibern und Kindern oder von Männern. Die Kriege der Jägervölker sind daher furchtbar blutig und die Jägervölker selbst sind blutdürstig, sie morden mit Lust und sie martern den gefangenen Feind zu Tode, dies

Letztere aber allerdings nicht eigentlich aus Grausamkeit und nicht weil sie Gefallen hätten an den Martern, welche sie vollziehen, sondern weil sie ihrem Feinde Gelegenheit geben wollen, seinen Muth, seine Standhaftigkeit zu zeigen wie oben bereits bemerkt.

Das schonungslose Morden hat zum Zweck, den feindlichen Stamm so sehr als möglich zu schwächen, und wird dem Gefangenen das Leben geschenkt, so geschieht es nur in der Absicht, ihn in den eigenen geschwächten Stamm aufzunehmen, der Fremdling wird dann ein Mitglied des ihm feindlich gegenüberstehenden Volkes, er verbindet sich mit demselben, er heirathet eine oder mehrere der Töchter dieses Stammes und so gleichen sich die erlittenen Verluste allmälig aus, obwohl immer die Kriege für den Sieger so verderblich sind als für den Besiegten, da bei gleicher Tapferkeit gewöhnlich auf beiden Seiten die Verluste ziemlich gleich sind. Die Krieger sind daher auch gewöhnlich geneigt bald Frieden zu machen, die Kriege dauern nicht lange, es sind auch keine eroberten Länder zurückzugeben, man hat sich nicht beraubt, es ist nur ein Krieg gewesen zur Aufrechthaltung gekränkter Rechte oder zur Vollziehung einer irgendwie hervorgerufenen Rache, der Krieg ist gewissermaßen ein Duell zu so und so vielen Paaren, und darum leicht der Frieden wieder hergestellt. Eroberungskriege werden von den Jägervölkern niemals geführt, wohl aber trifft es sich, daß zwei Nachbarvölker, welche sich im Kriege gemessen und schätzen gelernt haben, sich mit einander vereinigen zu gemeinschaftlichem Handeln gegen äußere Feinde, solche wohnen dann zwar nicht in demselben Dorfe, aber sie bejagen von da ab, wo sie sich verbunden haben, die nämlichen Jagdgründe, bewirthschaften sie gewissermaßen gemeinschaftlich und sie führen auch ihre Kriege gemeinschaftlich solcher Art, daß die Beleidigung, die dem Einen angethan von dem Anderen mit empfunden und gerächt wird.

Das Gefährliche, was in dem Gewerbe des Krieges wie des Kriegers liegt, hat wie begreiflich Einfluß auf die Erziehung. Von frühester Kindheit übt man sich in den Waffen und man fügt zu den fernhin treffenden auch noch die steinerne oder eiserne Axt und das Messer, mitunter auch wohl eine Schutzwaffe, wie Schild oder Helm, was jedoch nur selten geschieht, da der Jäger eines solchen Schutzes ganz entbehren kann und der Krieger des Jägervolkes in dem Kriege nur eine andere Art von Jagd sieht.

Neben der Führung dieser Waffen wird dem Knaben Schweigsamkeit und Achtung gegen die älteren Personen gelehrt, Aufmerksamkeit auf das, was sie sagen, empfohlen, so bildet sich denn schon früh in dem Knaben jener Ernst aus, welcher die tapferen Jägervölker charakterisirt. Die Jünglinge müssen sich harten Prüfungen ihrer Standhaftigkeit unterwerfen, denn man will sie zu Männern erziehen, welche dem Feinde Hohn sprechen, der

da versucht, ihren Muth durch Schmerzen zu erschüttern. Späterhin nehmen die Jünglinge so gut wie die Männer an den Berathungen Theil, aber sie müssen in zweiter Reihe bleiben und sich jedes Wortes, jeder Einmischung enthalten. Hier hört er nun jene vortrefflichen Reden, von denen alle Reisenden zu erzählen wissen, Reden von einem Feuer, von einer überzeugenden Kraft, von einer Anschaulichkeit und von einer Fülle glänzender Bilder, welche deutlich genug zeigen, mit welcher Sorgfalt der Gegenstand überlegt, nach allen Seiten hin durchdacht worden ist und wie der Redner selbst von seinem Gegenstande auf das Innigste durchdrungen ist. Hier lernt der junge Mann das Ansehen kennen, welches Beredtsamkeit gewährt, hier lernt er sie achten und lieben und nach gleichem Ruhme streben und er wird, wenn irgend die Fähigkeit in ihm ist, selbst versuchen, diese Kunst auszubilden, denn sie stellt den Mann, der ihrer mächtig ist, beinahe dem tapfersten Krieger gleich in Ansehen und Achtung.

Eine seltene Gesittung zeigt sich unter diesen ganz kunstlos erzogenen Wilden, sie haben ein sehr lebendiges Ehrgefühl und darum verletzen sie das eines Andern nicht, sie sind höflich auf eine Weise, die in den civilisirten Staaten nur der ganz vornehme Mann kennt, und sie wissen in Rede und Bewegung den Anstand auf das Vollkommenste zu wahren, aber um so mehr dies der Fall ist, um so mehr fordern sie auch ein gleiches Benehmen gegen sich. Unhöflichkeit wird sofort gerügt und eine Beleidigung wird gewöhnlich mit dem Tode bestraft, einen Schlag verzeiht die Rothhaut nie, und Männer desselben Stammes, selbst wenn sie durch irgend etwas recht ernstlich zu Feinden geworden sind, schimpfen einander nie, sie behandeln sich noch als Feinde achtungsvoll, aber sie kämpfen mit einander auf Leben und Tod.

Wenn nun schon dem Knaben Ernst, Würde, Ruhe als Hauptzierde des Mannes gepriesen wird, so ist es kein Wunder, wenn er allmälig die Kunst erwirbt, Gleichmuth und Besonnenheit auch in den gefährlichsten Lagen zu behaupten und die im Innern tobenden Leidenschaften unter einer trügerischen Decke scheinbarer Ruhe zu verbergen.

Der Jäger braucht zu seiner Existenz einen weiten Raum. Niemand hat das Leben der Jägervölker so vortrefflich geschildert, als der Amerikaner Cooper aus eigener Anschauung, eine seiner gelungensten Figuren, Falkenauge, ist zwar ein halber Bär, aber er ist der ächte Jäger, der sich ärgert, daß er nicht mehr zehn Meilen weit gehen kann, ohne einem Menschen oder einer Ansiedelung zu begegnen.

So ist es in der That mit dem Jäger, welcher viel Raum für sich braucht, wenn er die Thiere nicht bald von seinem Gebiete in ein benachbartes verscheuchen will. Die eigentlichen Jägervölker leben familienweise

vereinzelt, nur die Nähe feindlicher Stämme führt mehrere zusammen, so daß sich Ansiedelungen bilden, welche durch die vereinte Kraft ihrer Männer im Stande sind, einen einigermaßen wirksamen Widerstand zu leisten. Ist die Gefahr, welche von benachbarten Stämmen zu befürchten ist, größer, so vereinigen sich hinwiederum viele, immer aber ungern, denn je mehr ihrer beisammen sind, desto schwieriger wird es für dieselben zu sorgen, desto weitere Züge muß man machen, um auf den Wildstand zu gelangen. In solchem Falle pflegen sie wohl ihre Ansiedelungen zu befestigen, sie mit Pallisaden oder mit Graben und Wall zu umziehen, dann aber pflegen sie auch schon den Landbau zu beginnen, sie hören auf, Jäger im vollsten Sinne des Wortes zu sein, sie nähern sich wenigstens einigermaßen den ackerbauenden Völkern.

Alle Last der Arbeit ruht auf den Frauen, sie haben nicht allein für das Hauswesen zu sorgen, die Nahrung zu bereiten, die kleinen Knaben und Mädchen zu erziehen, sie haben auch die Hütten zu bauen und abzubrechen, auf der Wanderschaft das Gepäck, die ganze Habe der Familie und die Kinder zu schleppen und sind darum sehr zufrieden, wenn der Gatte eine zweite oder wohl gar dritte Frau nimmt, weil dadurch die Last der Arbeit vertheilt, also sehr erleichtert wird. Besser ist ihr Loos, da wo der Stamm nicht umherzieht, sondern ansässig ist, allerdings müssen sie in diesem Falle den Garten oder Acker bestellen, pflegen, einernten, denn der Mann hält jede Art von Arbeit für eine große Schande, aber sie haben wenigstens nicht Gepäcke zu tragen, deren Schwere ihre Kräfte wirklich übersteigt.

Die Gemüthsart der Weiber ist so rührend einfach, unschuldig und sanft, daß Europäer, welche sich mit solchen Eingebornen verbunden haben, mit wahrem Entzücken davon sprechen. Man erzählt von der Bosheit und Grausamkeit der alten Indianerfrauen, aber man vergißt hinzuzufügen, daß diese unglücklichen Geschöpfe während ihres ganzen Lebens vielleicht nicht zehn freundliche Worte von ihren Gatten empfangen haben, man vergißt, daß eine Reihe von Jahren verging, während welcher die Frau mit wahrem Heroismus die grausame Härte des Mannes ertrug, geschlagen, gestoßen, wie etwas Unreines verachtet wurde, bevor die erste Klage über ihre Lippen kam. Wenn denn doch jene Härte und Grausamkeit 10, 20 und 30 Jahre lang fortgesetzt wird, so ist es kein Wunder, wenn schließlich das Herz erhärtet, verknöchert möchte man sagen, aber auch dann haben die Aeußerungen des Grimmes und des Hasses und der Rache noch ihr wohlbegründetes Recht. Die alte Indianerfrau giebt dem gefangenen Feinde einen Messerstich oder sie reißt einen Brand aus dem Feuer und stößt ihn demselben in's Gesicht. Warum? Was hat er ihr gethan? Wird er nicht genug gemartert werden am Kriegspfahle, wenn die Männer sich um ihn versammeln?

Es ist ein Feind, durch den selbst oder durch dessen Brüder ihr Gatte getödtet worden ist, und obwohl dieser kein zärtlicher Gatte war, so fühlt sein Weib doch den Verlust und sie haßt und verabscheut denjenigen, durch welchen ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder sein Leben verloren hat. Und diese rachsüchtigen Weiber verstehen doch auch Milde walten zu lassen, denn sie sind es, die allein den Gefangenen von der Marter und von dem Tode befreien können, und sind der Gefangenen viele, so dulden sie nicht, daß mehr als einer, höchstens zweie geopfert werden, sie treten versöhnend dazwischen, reichen den Gefangenen die Hand und verbinden sich mit ihnen, so dem Stamme neue Mitglieder zuführend für die in der Schlacht Gebliebenen.

So ernst wie die Erziehung den Knaben macht, so wenig Einfluß hat sie auf das Mädchen, das in stiller Heiterkeit seine Jugend zubringt und das ein Talent, welches den Männern unter den Jägervölkern beinahe gänzlich abgeht, allein übt, es ist das der Poesie. In Scherz und Ernst wissen sie anmuthige kleine Lieder zu improvisiren und ihre Stimme ist es auch, welche den Ruhm der Krieger verkündet, welche die Thaten, die sie gethan, besingt und sie für die Nachwelt aufbewahrt, denn von Generation zu Generation vererben sich diese Gesänge und man hört noch nach Hunderten von Jahren die Tapferkeit, die Schlauheit, die überlegene Kraft eines Helden rühmen, von dessen Gebeinen kein Stäubchen mehr übrig ist.

Gesang in dem Sinne, den wir damit zu verbinden pflegen, haben die Jägervölker eigentlich nicht, ihre Musik ist Lärm, Spectakel! auch zu ihren Tänzen, welche gewöhnlich wilder Art und kriegerisch sind, entbehren sie der Musik. Mädchen und Jünglinge tanzen niemals mit einander, der Jüngling, der es thun wollte, würde sich dem härtesten Spotte der Männer aussetzen. Die Männer tanzen für sich, Mädchen und Frauen für sich, dies hindert aber keineswegs, daß Jünglinge und Mädchen sich sehen, für einander fühlen und sich lieben, vielleicht mit so romantischem Schwunge wie man dies jemals in der Ritterzeit erfahren. Die ehelichen Verbindungen werden nie anders als aus gegenseitiger Zuneigung geschlossen und die Mädchen oder jungen Frauen sind solchem Bunde unerschütterlich treu, und nicht selten kommt es vor, daß die junge Frau beim Tode des Gatten sich schweigend in einen Winkel der Hütte setzt, nicht Speise noch Trank zu sich nimmt und sich in Gram verzehrt. Was in unseren civilisirten Ländern so unendlich oft vorkommt, daß es nachgerade gar nicht mehr auffält, der Ehebruch, ist unter den Jägervölkern von Nordamerika gänzlich unbekannt und nur die mit den Europäern in dauernder Berührung stehenden, ackerbautreibenden und in großen Dörfern beisammen wohnenden haben diese Sittenreinheit verloren, indem die Europäer Alles dazu gethan, dieselbe wo möglich zu ver-

nichten und dennoch sind die Fälle von ernstlicher Untreue und von Unkeuschheit nur selten und nur in den Grenzlanden beobachtet worden.

Untergang der Jägervölker.

Auch die Jägervölker gleich den Fischern und den Sammlern, welche allein von dem leben, was der Zufall ihnen in den Weg wirft, sind nur gering an Zahl, die Bevölkerung der Ländergebiete, auf denen sie sich niedergelassen haben, ist äußerst schwach, kaum größer als im nördlichen asiatischen Rußland, d. h. ein Mann auf eine deutsche Quadratmeile. Unter ein Mann wird hier verstanden ein Familienhaupt, man könnte also fünf Personen durchschnittlich als die Zahl derer annehmen, die auf der Quadratmeile wohnen. Selbstverständlich findet man nicht von Meile zu Meile einen Wigwam, dieselben sind gruppenweise vereinigt, aber wenn man ein Dorf von hundert Hütten gefunden hat, so wird man gewiß zwei Tagereisen zu machen haben, bevor man zu einem anderen, dem nächsten gelangt. Ein solches Verhältniß ergiebt sich als das natürliche und es treten auch selten mehr, gewöhnlich aber nur halb so viel Familien zusammen, indem die Jäger doch gewiß sind, ihre Jagd wenn irgend möglich in einem Tage zu beenden, im schlimmsten Falle aber am zweiten Tage zurückzukehren, es wird sehr beschwerlich, die Jagdbeute für eine Familie Tagemärsche weit zu schleppen.

Der Grund zu dieser geringen Bevölkerung liegt eben in der Schwierigkeit, einem gewissen Raume durch die Jagd das nöthige Ernährungsmaterial abzugewinnen. Der Ertrag des Bodens ist ein sehr verschiedener, je nachdem die Benutzung desselben möglich oder thatsächlich ist. Es hat sich ergeben, daß ein Morgen Landes, gewöhnliche und mäßige Fruchtbarkeit vorausgesetzt, einen Menschen ernähren könne. Derjenige, der in der Nähe einer großen Stadt einen Morgen mit werthvollen Gemüsen bepflanzt, wird nicht allein davon leben, er wird eine ganze Familie ernähren, einen gewissen Luxus entfalten, er wird etwas zurücklegen können.

Derjenige, der das Land als Ackerbauer selbst bewirthschaftet, wird demselben wohl schwerlich mehr als zehn Thaler abgewinnen können und derjenige, der zu solcher Wirthschaft Knechte und Mägde miethen und erhalten und Tagelöhner bezahlen muß, wird es schwer auf mehr als zwei Thaler reinen Gewinnes bringen und wird deshalb mit einer noch geringeren Pacht zufrieden sein. Der preußische Staat giebt in Erbpacht die Bauerngüter mit einem halben Thaler pro Morgen fort. Einen viel geringeren Ertrag liefert noch der Wald, man pflegt ein Zwölftel Thaler zu rechnen, aber auch diese unbedeutend scheinende Kleinigkeit liefert immer noch ein Einkommen

von 2000 Thalern pro Quadratmeile, d. h. nach Abzug aller Kosten, also der Besoldung für Förster und Oberförster, Forstmeister und Forsträthe ꝛc., denn es ist hier von dem Reinertrage die Rede, welcher nach Abzug aller Kosten übrig bleibt.

Alles das Bisherige gilt von der Benutzung des Bodens durch darauf vorhandenen Pflanzenbau. Nun denke man sich, wie gering der Ertrag sein müsse, der durch Benutzung des Raumes lediglich für die Gewinnung des Fleischbedarfes erhalten werden kann, wenn eine Quadratmeile erforderlich ist, um fünf Personen zu ernähren, d. h. um etwa hundert Stücke Wild, Rehe oder Hirsche davon zu erhalten. Der Ertrag des Morgens würde sich wohl schwerlich über einen Pfennig stellen, selbst wenn die erlegten Thiere ganz gut bezahlt würden.

Wo der Raum in einer so höchst verschwenderischen Weise nicht benutzt, sondern vergeudet wird, kann eine starke Bevölkerung nicht existiren, ja sie vermag überhaupt nicht sich zu entwickeln, sich zu bilden und dies ist vor allen Dingen der Hauptgrund der äußerst geringen Bewohntheit der den Jägern angehörigen Gegenden.

Ein anderer Grund ist in den Beschwerden dieser Lebensweise und in den großen Gefahren derselben zu suchen. Man pflegt zu behaupten, die Jäger seien außerordentlich gesund und kräftig und es sei das Jagdleben ein die Gesundheit beförderndes. Man führt die Jägervölker an, die auch wir bereits betrachtet haben, man weist auf die höchst rüstigen Gestalten derselben hin und fragt, ob solche Männer nicht die Thatsache feststellten, von welcher so eben gesprochen, aber man vergißt, daß diese rüstigen Männer diejenigen sind, welche jenes schwere Dasein überstanden haben. Es sind keineswegs Alle so glücklich, diejenigen, denen die Kraft zur Besiegung der sie erwartenden Schwierigkeiten fehlte, sind untergegangen. Die Sterblichkeit unter den Jägervölkern ist bei Weitem größer als bei irgend einem anders beschäftigten Volke.

Aeußerst beschränkt wird ihre Zahl noch durch die fortwährend unter ihnen wüthenden Kriege, durch die Unmöglichkeit, ärztliche Hülfe zu erlangen, durch die Härte, mit welcher die Kinder rücksichtlich der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung behandelt werden müssen. Der Zwang hierzu liegt in den völlig unzureichenden Mitteln, aber die Folge ist denn auch ein frühzeitiges, ein massenhaftes Hinsterben aller der schwächeren Naturen, welche solchen Strapazen nicht gewachsen sind, so wird es denn kein Wunder mehr sein, daß man die Jägervölker als kräftige, rüstige Leute kennt, aber auch wiederum kein Wunder, daß ihre Zahl eine so geringe ist.

Die Gefahren des Geschäfts treffen nur die Männer, Jagd und Krieg räumen unter diesen dergestalt auf, daß die Zahl des weiblichen Geschlechtes

die des männlichen beinahe um das Dreifache übertrifft. Die Polygamie ist daher unter den Jägervölkern durchaus allgemein, sie wird auch bedingt durch die frühzeitig eintretende Reizlosigkeit der Frauen, deren beschwerliche und mannigfache Arbeiten mit der spärlichen, oft ungenügenden Nahrung so nachtheilig auf den Körper wirken, daß ein dergestalt frühes Altern eintritt, wie man es auch annäherungsweise schon bei unseren Tagelöhnerfrauen findet, die sowohl fortwährend mit Noth zu kämpfen haben, als sie auch eine erschöpfende Arbeitslast tragen müssen. Aus der Vielweiberei aber geht gewöhnlich eine Vermehnung der weiblichen Geburten hervor, so wird denn die Zahl des weiblichen Geschlechts aus diesen Gründen eine überwiegende sein und das ist wieder der Vermehrung der Bevölkerung nicht günstig.

Die Erfahrungen, welche wir über Jägervölker haben, rühren beinahe alle von Nordamerika her, und hier ist wie bereits oben gesagt worden, mit einer Grausamkeit gegen dieselben verfahren, welche ganz ohne Beispiel ist. Wir haben die Frage berührt, ob und warum die Naturvölker untergehen, wenn sie mit der Civilisation in Berührung kommen. Die immer wieder von Neuem aufgestellte Behauptung, daß es nun einmal so sei, beruht auf einer absichtlichen Selbsttäuschung. Nicht die Civilisation ist es, sondern die schreckliche Barbarei der sogenannten civilisirten Leute ist es, welche den nordamerikanischen Jägervölkern den Untergang bereitet hat, und nicht die Jägervölker sind es, sondern überhaupt alle, welche mit jenen gewaltigen Krieg führenden und erobernden Nationen zusammentrafen. Sie alle unterlagen der Barbarei. Wir haben dieses bereits über Neu-Holland gesagt. Wir müssen dasselbe über Neu-Seeland sagen, wo trotz aller Kriege unter einander und trotz der gräulichen Sitte der Menschenfresserei vor der Ankunft der Europäer eine so zahlreiche Bevölkerung lebte, daß die jetzige nicht den zwanzigsten Theil der früheren erreicht. Wir müssen dasselbe sagen von ganz Mexico und den Hochlanden von Südamerika, woselbst Armeen von Hunderttausenden gegen die spanischen Eroberer kämpften und woselbst diese vollständig mit der Bevölkerung fertig geworden sind. Nicht anders ist es gegangen in Indien, wo die Engländer, in Südafrika, wo die Holländer und in Nordamerika, wo die Abkömmlinge der ausgewanderten Engländer Millionen der Eingebornen vernichtet haben, überall war es nicht die Civilisation, überall war es der gräßliche, Schauder erregende Eigennutz, überall war es die gräßliche Barbarei der Sieger, welche den Untergang herbeiführten. Wo Menschen menschlich jenen Jägervölkern gegenübertraten, haben sie lange Bestand gehabt, so in Canada, woselbst die Franzosen die Colonisten waren und längs des Mississippi bis zu den großen Seen. Erst als die Engländer feindlich auftraten und die Franzosen verjagen wollten, wurde ein Vertilgungskrieg sowohl gegen die Colonisten als die von ihnen

beschützten und mit ihnen in Freundschaft lebenden, eingebornen Jägervölker geführt. William Penn und seine Zeitgenossen fanden in den mittleren Theilen von Nordamerika zahlreiche Jägervölker, welche bildsam, lenksam, welche freundschaftlich, großmüthig, edler Gesinnungen fähig und wohl schwerlich durch die Natur zum Aussterben bestimmt waren, und so lange anständige Menschen, moralisch gute Menschen wie William Penn das Ruder führten, war an ein Erlöschen jener Nationen gar nicht zu denken. Aber freilich, als späterhin die schlauen Yankees, ländergieriger als die größten Eroberer der Erde, nirgends Ruhe fanden, immer weiter schritten mit ihrem Wohlauf gen Westen, waren ihnen die freien Männer gewaltig im Wege, sie mußten um jeden Preis aus dem Wege geräumt werden und so wurden denn Betrügereien aller Art, so wurde der Branntwein, die Pocken und eine andere abscheuliche ansteckende Krankheit unter die Eingebornen verpflanzt und die Unglücklichen wurden gehetzt wie Raubwild, wie Wölfe und Füchse, und man kaufte ihnen Land ab und verpflanzte sie in ferne Gegenden, man zahlte ihnen den Kaufpreis wieder in Branntwein und sorgte dann dafür, daß ihre neuen Wohnsitze mit denen anderer Jägervölker, namentlich berittener, zusammenfielen, so daß sie sich ihren neuen Wohnsitz erkämpfen mußten, und daß auf diese Weise höchst schlau zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, die vertriebenen Völker allmälig aufgerieben wurden und wiederum das Ihrige dazu thaten, ihre neuen Feinde zu decimiren. Unsere Zeichnung giebt einen solchen aus der Heimath vertriebenen Siouxstamm, der nach dem fernen Westen verpflanzt dem Untergange gewidmet ist, wie so viele andere vor ihm.

In vielen der östlichen Theile von Nordamerika hatten die Eingebornen bereits eine beträchtlich höhere Stufe der Civilisation erlangt, hatten sie bereits Viehzucht und Ackerbau begonnen, als Raublust und Ländergier über sie kam und sie aus ihren angebauten Feldern hinausgestoßen wurden in die Wildniß, weit hinaus und immerdar verfolgt von den verruchten, nach ihrem Besitzthum lüsternen Yankees. Man kann in der That sagen, es sei unbegreiflich, man könne nicht errathen, was sie zu dieser Abscheulichkeit trieb. Die Gesammtbevölkerung der amerikanischen Union beträgt jetzt etwa 26 Millionen und betrug damals, als die Vertilgung der Eingebornen begann, etwa 6 Millionen. Aber selbst die ganze jetzige Bevölkerung würde auf dem fruchtbaren Boden, der zwischen dem Meere und dem Alleghani-Gebirge liegt, würde zwischen New-York und New-Orleans reichlich Platz haben, ohne daß gesagt werden könnte, die Bevölkerung sei zu groß. Was hat sie nun getrieben, zuerst von dem waldigen Gebirge, dann von den grünen Hügeln jenseits desselben, dann von dem Mississippithal Besitz zu ergreifen, den Strom zu überschreiten die Prärien zu durchwandern, bis an



Sioux von den Yankees nach Westen getrieben.

die Felsengebirge zu dringen, diese unter Gefahren und Noth zu überklettern, das ganze Wüstengebiet zu durchziehen, noch ein Gebirge, die Sierra Nevada, zu übersteigen und endlich Californien und Texas den Spaniern abzuringen. Was mag diesen Wandertrieb veranlassen und nähren? Welchen Nutzen bringt er den Wanderern in ihrer Unruhe, in ihrer fieberhaften Aufregung? Eine Ansiedelung war kaum bewerkstelligt, so gaben sie dieselbe auch schon wieder auf und wanderten weiter, immer aber nur um die eingebornen Jägervölker zu demoralisiren und zu vernichten. Wer mag bezweifeln, daß diese Eingebornen sehr redliche, sehr tüchtige und tapfere Leute sind, daß es viel vernünftiger gewesen wäre, sich mit ihnen zu verbinden als sie auszurotten. Wer mag bezweifeln, daß eine dreißigfach größere Zahl von Menschen, als jetzt Nordamerika bewohnt, daselbst würde haben leben können, ein Jeder ganz nach seiner Weise und daß die Mission, welche die anglo-germanische Race zu haben vorgiebt, die Civilisation über die anderen Welttheile zu verbreiten, auf eine würdigere Weise hätte erfüllt werden können, als durch Vertilgung der Urbewohner des Landes, welche noch dazu verbunden war mit der eigenen vollständigen Verwilderung, denn gerade unter diesen Civilisatoren hat die Civilisation aufgehört. Alle Wohlthaten derselben sind von ihnen gewichen, sie sind zu Räubern und Strolchen, zu Betrügern, zu Mördern, zu Schurken geworden, alles in der löblichen Absicht, die Civilisation zu verbreiten.

Zu all' den hier aufgezählten Uebeln, welche absichtlich über die armen Eingebornen verhängt werden, kommen nun noch einige andere, welche die mittelbare Folge der gedachten Verbindungen sind. Früher hatten die Jägervölker auf ihrem weiten Territorium gerade die genügende Nahrung in dem vorhandenen Wilde, eine Abnahme war nicht bemerklich, der Nachwuchs deckte immerfort den Bedarf, nun aber erhielten die Eingebornen europäische Waffen und wie schlecht dieselben auch waren und wie viele in der Hand desjenigen, der sie führte, zersprangen und den Tod des Jägers veranlaßten, so wurde doch die Zahl der erlegten Thiere eine immer größere und sie wurde noch gesteigert, indem Händler das Land durchzogen und die Felle aufkauften, das Wild wurde mithin zu einem Handelsartikel und man tödtete jetzt eine bei Weitem größere Menge desselben als sonst, da man es nur zur Nahrung brauchte.

So beraubten die Eingebornen sich selbst ihres einzigen Existenzmittels und eine abermals mittelbare Folge von der Verringerung des Wildstandes sind neue Kämpfe unter den Indianern wegen der Vergrößerung der Jagdgebiete, die in ihrem jetzigen Zustande nicht mehr ausreichen und so schlachten sich denn die Eingebornen untereinander und ihre Zahl wird so verringert,

daß sie selbst den ganz kleinen Abtheilungen der stets gen Westen Wandernden nicht mehr Widerstand leisten können.

Auf solche Weise, nicht durch die Civilisation, sondern durch die Civilisatoren gehen die Unglücklichen unter, und nach einigen Generationen werden sie verschwunden sein, als einzigen Ueberrest die Mischlinge hinterlassend, welche aus der Verbindung der eingefangenen Mädchen und der Weißen hervorgegangen sind, ein Schicksal, welches zu Thränen rühren könnte, besonders wenn man bedenkt, daß es gerade die durch und durch edeln und trefflichen Menschen sind, welche auf diese abscheuliche Weise durch die Verruchtesten aller Nationen, durch den Auswurf von England und Irland zu Grunde gerichtet sind.

Nomaden.

Es sind die Ersten, welche uns begegnen, ein Eigenthum habend, die Ersten, welche einen Besitz und zwar, was noch mehr charakterisirt, einen dem Maße nach verschiedenen, nicht überall gleichen Besitz haben.

Was der Jäger, was der Fischer sein nennt, kann für ihn kein Uebergewicht über einen Anderen begründen, er hat Waffen wie ein jeder Andere in seinem Volk und selbst wenn er einen Bogen, einige Speere und ein paar Pfeile mehr hätte als sein Nachbar, so würde dies ihm kein Uebergewicht über denselben verschaffen. Ein Anderes ist es mit dem Hirten. Ob er 100 Schafe und 50 Rinder besitzt, oder ob er 2000 Schafe und 1000 Rinder und Pferde sein nennt — dies bedingt einen reellen Unterschied. Unter den Jägern und Fischern sind alle gleich, nur Schlauheit und Tapferkeit giebt einen Rang und dieser macht sich nur im Rathe oder in der Schlacht bemerkbar. Unter den Nomaden giebt es dagegen reiche und arme Leute, es ist ein Ständeunterschied vorhanden, ein durchaus charakteristisches Kennzeichen, was die drei untersten Stufen in der Reihe der Völker, die wir vorhin betrachteten, nicht haben. Bei diesen letzteren giebt es keinen Genuß ohne Arbeit. Die Nomaden sind die niedrigsten von den Völkern, bei denen Genuß ohne Arbeit möglich ist. Am höchsten ausgebildet finden wir diesen Unterschied in England, wo viele Tausende für Einen arbeiten, der sein Kapital in ihre Hände legt und dafür sich die Mittel gewähren läßt, glänzend und schwelgerisch zu leben ohne selbst Hand anzulegen.

Der Nomade überläßt diese Arbeit seinem Knechte, der reiche Mann besitzt zahlreiche Heerden, die Knechte scheeren einen Theil der Heerde und verkaufen die Haare, sie schlachten einen anderen Theil und ernähren damit ihren Herrn und machen aus den Fellen Kleidung und Wohnung des reichen

Mannes, sie schlachten einen dritten Theil und verkaufen deren Fell und Fleisch und verschaffen auf solche Weise ihrem Herrn diejenigen Genüsse, welche er ohne seinen Reichthumnicht haben könnte.

Diese Art Reichthum ist ohne allen Zweifel die älteste. Wir finden Abraham und seine Verwandten, wir finden Hiob und viele, viele andere als solche genannt, deren zahlreiche Heerden große Landstrecken bedecken, und ob man das Leben dieser Patriarchen oder das der Kalmücken im südlichen Rußland verfolgt, es ist genau dasselbe. Unter großen Zelten von Filz oder von Fellen wohnen die reichen wie die armen Leute, die Wohnungen unterscheiden sich nur durch ihre Geräumigkeit. Die Lagerstätten sind die Felle der geschlachteten Thiere oder Teppiche aus Filz. Die Heerden weiden rings umher und wie dieselben die Nahrung vertilgen, so wird das Zelt nach einer neuen Grasflur gebracht, woselbst es so lange stehen bleibt, bis abermals der Futtermangel einen Wechsel nöthig macht.

Höchst wahrscheinlich haben sich die Aegypter, haben sich die Indier auf einer ähnlichen Stufe befunden. Von diesen letzteren weiß man mit ziemlicher Gewißheit aus ihren uralten Heldengedichten, daß sie früher auf der Hochebene Pamer, auf der höchsten Terrasse der Welt, nämlich in dem Hochlande des Quellengebietes des Oxus, als Nomaden wohnten. Sie nannten sich Arja, d. h. die Trefflichen, und sie bezeichneten sich selbst als die ersten und edelsten Menschen der Welt, sie waren Nomaden und hüteten dort ihre zahlreichen Pferde- und Rinderheerden, aber von dem Wandertriebe durchdrungen, welcher in allen Hirtenvölkern lebt, zogen sie gen Süden und Westen und siedelten sich an den Ufern des Indus an, von hier aus scheint die Cultur erst zu den Medern und Persern gedrungen zu sein, indem die Arier in den reichen und glücklichen Ebenen des mächtigen Stromes Veranlassung zur Ausbildung der ihnen inwohnenden Fähigkeiten gab. Außer den Namen Arier führen sie von ihrer heiligen, von der Zendsprache auch den Namen des Zendvolkes, und später erhielten sie von dem Namen des Flusses, an dem sie wohnen, von dem Indus den Namen der Indier. Sie wurden die Schöpfer eines ausgebildeten Religionswesens, wurden die Schöpfer ganz besonderer Staats- und Rechtsformen und dann auch die Schöpfer jener merkwürdigen literarischen Schätze, welche wir in der Sanskritliteratur noch jetzt bewundern.

Das Volk, welches sie vorfanden, dunkelfarbige Menschen von sehr rohen Sitten, wurde vertilgt oder in die Wälder vertrieben, wo die Nachkommen derselben noch jetzt in einer anererbten, tiefen Verachtung leben, man glaubt in den Parias die Nachkommen dieser Urbevölkerung zu sehen, dies dürfte jedoch nur bezüglich der sehr schwarzen Exemplare der Fall sein, dergleichen wohnen auch noch heutigen Tages in den Gebirgen der Halbinsel

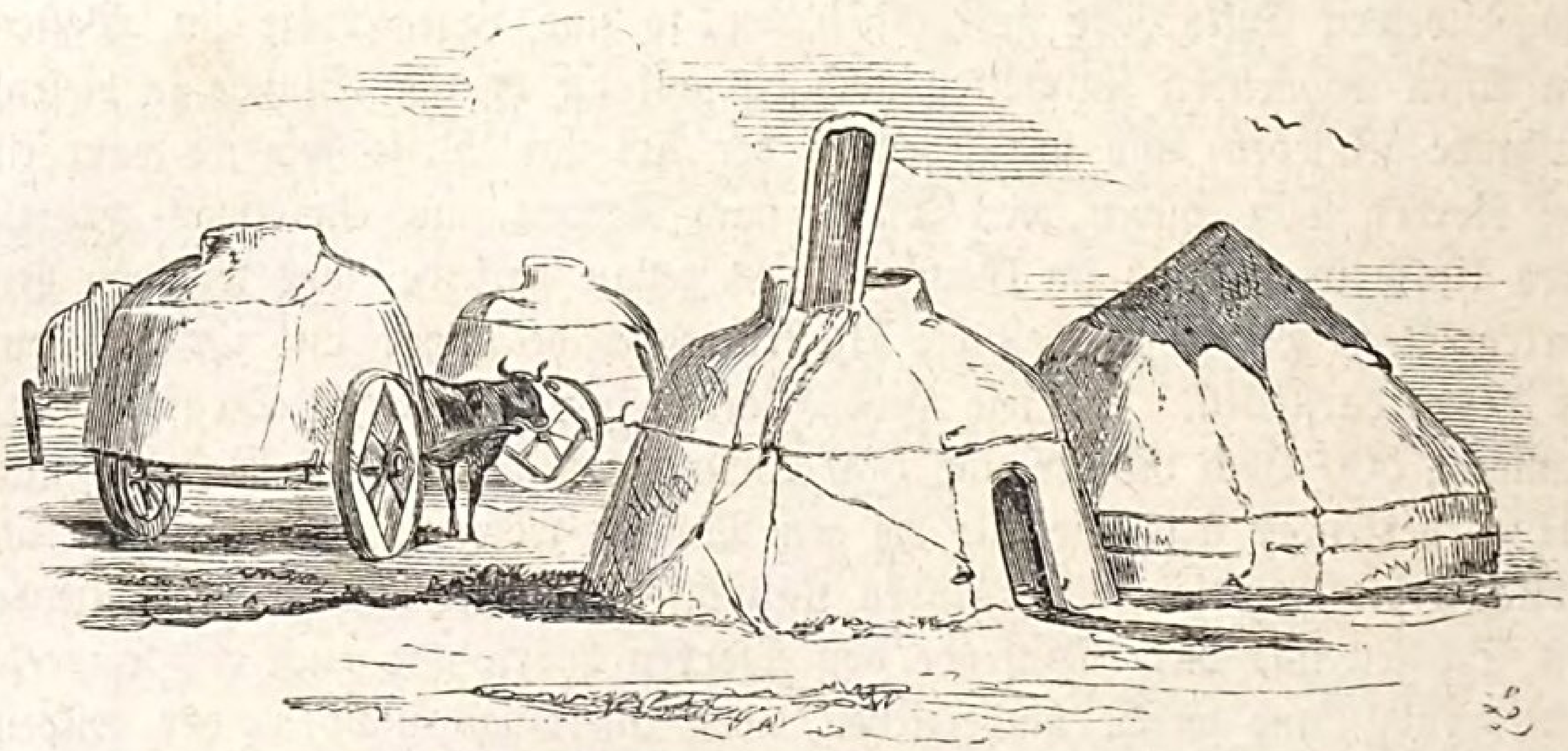
diesseits des Ganges. Was die Parias in den Städten betrifft, so bilden sie vielmehr eine Mischung aus allen Kasten, welche Indien bewohnen, als daß sie eine reine ursprüngliche Race darstellten. Diejenigen Indier nämlich, welche gegen die Religionsgesetze ihrer Kaste sündigen, werden als unrein verstoßen und da keine andere Kaste sie aufnimmt, so gehören sie zu der untersten Klasse von Menschen, zu den Parias, welche selbst gar keine Kaste bilden.

Die Einwanderung der Arier in das Indusgebiet fällt in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Jene Männer also, welche später die Träger der ältesten Cultur waren, befanden sich früher in jenem niedrigen Culturzustande, welchen wir als den ersten mit Eigenthum bezeichneten.

Auch die Chinesen, ein Volk mongolischer Abkunft, gehörten ursprünglich zu den Nomaden und wenn diese im Osten von Asien wohnenden Mongolen die niedrige Culturstufe überschritten, ja in vielen Fällen es zu einer weit ausgebildetern Culturhöhe gebracht haben, so sind dagegen die im Westen von Asien wohnenden Kalmücken noch bis auf die heutige Stunde in diesem Zustande geblieben, und wir sehen in der Art und Weise wie sie wandern von Norden nach Süden, von Süden nach Norden, nur ein etwas geregelteres Umherirren, doch im Ganzen ist es genau dasselbe, was wir von den Hirtenvölkern wissen, so weit die ältesten Geschichtsbücher uns ihr Treiben, ihr Leben darstellen. So wie Hiob Heerden hatte — 7000 Schafe, 3000 Kameele, 500 Joch Rinder und 500 Eselinnen und sehr viel Gesindes und wie er herrlicher war wie alle die gen Morgen wohnten, so findet man im südlichen Rußland jene wandernden Kalmückenstämme, welche viele Tausende von Schafen und viele Tausende von Pferden haben und auch der Kameele nicht wenig, und welche umherziehen, aber allerdings nicht in der wilden Weise wie wir uns dies gewöhnlich vorzustellen pflegen und wie es auch die Bibel uns erzählt in einer Art, daß beim Ueberschreiten der Grenzen oft genug Krieg mit den Nachbarvölkern entsteht, sondern immer nur auf dem eigenen, dem Stamm selbst zugehörigen Gebiet.

Irgend wo im Süden der großen Waidestriche, welche sie begehen, haben die Kalmücken ihre Winterstation. Sobald das Frühjahr die ersten Gräser bringt, zieht der ganze Stamm eine Strecke nordwärts und sucht sich frisches Waideland auf. Hier wird etwa acht Tage verweilt, die Heerden nehmen eine Breite von einer Meile, auch wohl von mehreren ein, sind hier unter steter Aufsicht, damit sie nicht die Grenzen überschreiten, sonst aber bleiben sie Tag und Nacht im Freien, nur die Menschen schlafen unter Dach. Dieses Dach ist allerdings nicht zu vergleichen mit dem, was wir gewöhnlich darunter verstehen, es sind aufrecht stehende, 5 bis 6 Fuß hohe Hürden aus Weiden und Haseln geflochten, welche auswendig mit Filz oder mit Thier-

fellen bedeckt werden, inwendig mit Matten behängt, eine erträgliche Sommerwohnung und eine nur sehr dürftige Winterwohnung gewähren. Das Dach besteht aus ähnlichem Flechtwerk aus Strauch und es ist auf ähnliche Weise gedichtet. In der Mitte desselben bleibt eine große Oeffnung zum Abziehen des Rauches. Von außen wird das Zelt mittelst Seilen oder Riemen am Boden festgehalten, in welchen man Pflöcke treibt, an denen die Seile gespannt werden. Ein mäßiger Wind wirft allerdings ein so leichtes Haus über den Haufen, aber sobald er sich erhebt, werfen die Bewohner der Hütte viele lange Seile über das Dach hinweg und spannen diese Seile mit möglichstem Nachdruck an tief in die Erde getriebenen Pflöcken fest. Gegen einen Sturm hilft alle solche Vorsicht freilich nichts, dieser wirft das ganze Gebäude über den Haufen und die armen Bewohner desselben müssen oft Stunden lang danach umherlaufen, bevor sie wiedergefunden haben, was ihnen gehört.



Zelte und Zeltwagen der Kalmücken.

Bei der Wanderung selbst setzt man kleine Hütten armer Leute auf einen mit Ochsen bespannten Wagen und fährt denselben der Heerde nach, diese Wagen nennt man Kibitka und in Folge dessen auch alle die gewöhnlichen russischen Fuhrwerke, der Name ist jedoch ganz falsch gewählt, denn er bedeutet nicht das Fuhrwerk, sondern die ganze Niederlassung von 20 oder 30 oder mehr solcher Hütten. Größere von diesen hölzernen Zelten werden zur Reise auseinander genommen. Das Zelt des Fürsten der Horde ist genau ebenso gebaut wie das des letzten seiner Unterthanen, nur ist es sehr viel größer und die Wände sind inwendig mit buntfarbigen Zeugen drapirt, der Boden ist mit Teppichen belegt, dasselbe findet mit dem thronartig überdachten Lager statt und die einzigen Möbeln, welche solch' ein Zelt birgt, die Kasten nämlich, in denen sich die Kleider, die häuslichen Ver-

brauchsgegenstände, die Waffen, die Schätze ꝛc. befinden sind gleichfalls mit Teppichen bedeckt. Der Reichthum eines solchen Fürsten ist oft sehr bedeutend, sein Einkommen aus den Fellen der geschlachteten Thiere, aus der Wolle seiner Schafe, aus dem Verkauf vieler Pferde erreicht manchmal eine solche Höhe, wie mancher europäische Fürst es nicht hat. Bei alledem ist das Leben eines solchen Fürsten, seiner Gattin, seiner Kinder doch nach unseren Begriffen ein sehr dürftiges, nach den Begriffen des Fürsten aber ein gewiß höchst beneidenswerthes und auch wohl ein vielfältig beneidetes.

Soll die Reise fortgesetzt werden, so wird Alles abgebrochen und bis zu der neuen Stelle gefahren, so geht es fort von Woche zu Woche immer weiter nordwärts, bis man ungefähr zwölf bis vierzehn Mal den Standort gewechselt hat.

Nun wird nicht mehr nordwärts gewandert, sondern eine Tagereise weit ostwärts, dann aber wird die umgekehrte Richtung eingeschlagen, die ganze Gesellschaft zieht nach Süden, der Heimath zu.

Wenn man bis zu diesem Punkte gekommen, also die Hälfte der schönen Jahreszeit vorüber ist, so hat das Gras ziemlich seine bedeutendste Höhe erhalten, Frauen, Mädchen, Knechte gehen vorauf und schneiden dasselbe zum Wintervorrath und auf den eben nicht zu kurzen Stoppeln weidet das Vieh. Während der Zeit, welche es auf dem neuen Standorte zubringt, wird das Gras getrocknet, die Wagen nehmen es auf, von Station zu Station vermehrt sich der Vorrath und sobald man in die Heimath zurückgekehrt ist, ist auch der gesammte Wintervorrath bei einander und man kann den nächsten sechs Monaten ohne Sorgen entgegen sehen.

Dies Verfahren wiederholt sich alljährlich, dies ist das Leben der Nomaden, welche keineswegs regellos in der Welt umherstreifen, sondern sehr wohl abgegrenzte Heimathsbezirke haben, deren Grenzen sie gegen Eindringlinge wohl zu schützen wissen.

Eine solche Horde ist durchaus nicht das, was man gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnet, eine gesetzlos umherschweifende Masse von Menschen, deren Hand erhoben ist gegen Jedermann, so wie hinwiederum Jedermanns Hand gegen sie, es hat sich ein traditionelles Recht bei ihnen ausgebildet, welches sowohl die Gesammtheit als den Privatmann berührt, gerade so gut wie der ganze Stamm eine Allgemeinheit bildet und jedes Individuum wieder für sich besteht und so gut sein Privateigenthum hat, wie der Stamm sein Gesammteigenthum.

Unter solchen Umständen läßt sich Eigenthum erwerben und vergrößern, Eigenthum, welches nur der Person angehört und welches, je größer es ist, je mehr Ansehen verleiht. Es sind gewöhnlich nur unbedeutende Zufälligkeiten, welche diese Vergrößerung des Eigenthums herbeiführen. Im Allge-

meinen sind sämmtliche Mitglieder solcher Horde in ihrem Besitze gleich gewesen. Der Eine derselben hat ein paar Pferde von besonders schöner Farbe und von sehr edlem Bau, sie gefallen dem Anderen so sehr, daß er einen Tausch anträgt, er wünscht den Besitz der schönen Thiere und verspricht für jedes derselben dem Eigner fünf andere, zehn andere, er fügt auch wohl noch, wenn er recht begierig, zehn Rinder dazu und aus dem gleich Wohlhabenden wird ein viel Wohlhabenderer, eine Sache, die an sich durchaus nichts Wunderbares einschließt. Bekannt ist die Anekdote von dem arabischen Scheich, welcher die äußerst edle Stute eines Anderen haben wollte und ihm sagen ließ, er solle seinen Burnus auf die Erde ausbreiten, und er, der Scheich, wolle so lange Gold darauf schütten, bis er selbst rufen werde: halt! es ist genug!

Auf welche Weise Reichthum sich auch vermehre, gleichviel, der Reichere hat ein größeres Ansehen unter seinen Freunden und er wird dieses nach Kräften zu erhalten suchen, wird den einmal gewonnenen Besitz erhöhen, um sein Ansehen dadurch fortwährend zum Steigen zu bringen, Andere werden an diesem Bestreben Theil nehmen und es wird sich allmälig eine Anzahl reicherer Leute bilden, die einen Stand für sich ausmachen, die sich vornehmer dünken als Andere, von Anderen auch wirklich als vornehmere Leute betrachtet werden, die sich Bevorzugungen herausnehmen und dieses, so wie ihren Reichthum auf ihre Nachkommen vererben, immer mehr Eigenthum an sich ziehen, zuletzt das des ganzen Volkes das Ihrige nennen, das Volk beherrschen, sich zu Richtern in Streitigkeiten aufwerfen und da sie die Macht haben, gewöhnlich auch ihre Richtersprüche zur Ausführung bringen.

Dies ist der gewöhnliche Ursprung des Familienadels, auf solche Weise ist er zur Zeit des Mittelalters in Deutschland entstanden, auf solche Art schon viel früher unter den Skythen, den Tataren und zur Zeit des trojanischen Krieges war dieser Adel, wie uns Homer erzählt, in Griechenland außerordentlich zahlreich vertreten. Alle die Fürsten und Könige, welche er anführt, sind solche reiche Privatmänner, die durch ihren Wohlstand Ansehen und Macht gewonnen haben und dadurch über die Anderen herrschen, es kommt dann bald so weit, daß alles Eigenthum des Landes in ihren Händen liegt und der nunmehr wieder besitzlos Gewordene als Unterthan nur von der Gnade des reichen Mannes lebt, von den Brosamen, welche von des Herrn Tische fallen. So war es in Deutschland noch zur Zeit der Reformation, ja es war noch schlimmer, nicht nur gehörte das ganze Land, der Boden der Adeligen, sondern auch das, was sich im Hause des armen Mannes befand und dieser selbst mit seinem Körper und dem seiner Kinder, welche zum Nutzen und Vergnügen des Herrn dienen mußten, welche die Scholle, der sie angehörten, nicht verlassen durften, welche mit ihren Körpern

sich in die Schlachtreihen stellen mußten, welche der Herr des Bodens einem anderen gegenüber aufzubringen beliebte, welcher seinen Acker bearbeiten und denjenigen vernachlässigen mußte, der zu seinem und seiner Familie Unterhalt dienen sollte, ja der sich's auch noch gefallen lassen mußte, von anderen als seinem angebornen Herrn auf offener Straße ausgeplündert zu werden.

Hier dehnt sich die Macht des Befehlshabers, welche bei den eigenthumslosen Völkern lediglich auf den Krieg beschränkt ist, so aus, daß sie zu jeder Zeit gleich ist, so daß die Unabhängigkeit des Einzelnen aufhört, eine strenge Unterordnung unter die Höheren eintritt, bis diese wieder von dem mächtigsten von ihnen unterjocht werden und ein Fürst über die Adeligen und das Volk herrscht.

Dieses Alles sieht sehr hart aus und ist es für den Einzelnen auch, und wird nur dadurch erträglich, daß ein Jeder dieser Art und Weise seit seiner frühesten Kindheit gewohnt ist, daß er keine andere Art des Daseins kennt, weil sich eine solche Despotie im Laufe vieler Jahrhunderte erst ganz allmälig ausgebildet hat, allein bei aller Härte ist doch viel Vernünftiges darin. Bei den eigenthumslosen Völkern ist Jeder sein eigener Richter, schätzt das ihm angethane Unrecht nicht nach einem allgemeinen, sondern seinem eignen Maßstab. Er ist beleidigt worden, er rächt sich, er ist schwer beleidigt worden, er rächt sich durch den Tod des Anderen, oder wenn er zu schwach dazu ist, nimmt er die Hülfe seiner Freunde in Anspruch, und erst, wenn seine Leidenschaft (nicht das Recht, welches er gar nicht kennt) befriedigt ist, erst dann hört seine Rache auf.

In einem Staate, in welchem Einer über Viele herrscht, darf dieses nicht geschehen, es kann nicht nach Willkür Jeder dem Anderen rauben, was ihm gefällt, das Eigenthum wird beschützt, es darf nicht Jeder nach eignem Gefallen eine Beleidigung rächen, es ist ein Richter da, welcher die Schwere derselben bemißt und nach dieser Schwere und nach darüber festgehaltenen Grundsätzen die Strafe abwägt.

Aber es scheint sehr schwer, sich von der Stufe des selbsträchenden, rohen Naturmenschen zu derjenigen zu erheben, auf welcher man seine Privatsache nicht selbst ausficht, sondern dieselbe einem anderen Unparteiischen überläßt. Die Blutrache herrscht noch bei vielen Völkern, welche Europa bewohnen, Spanier, Portugiesen, Italiener und Griechen gehören zu diesen; aber auch die Schotten und die Norweger suchen bei angethaner Beleidigung nicht die Hülfe des Richters, sondern machen ihre Sache selbst aus und Diejenigen, welche sich in den civilisirten Ländern zum Adel zählen, thun ganz dasselbe im Duell und so unglaublich festgewurzelt ist die Meinung, daß man seine Ehre wieder herstelle, indem man sich vom Beleidiger todtschießen lasse, daß selbst in den Augen derer, denen man ein minder

lebhaftes Ehrgefühl zuzuschreiben pflegt, ein solcher für unehrenhaft gilt, der nicht mit der Pistole in der Hand dem Beleidiger gegenübertritt.

Gerade jene Nomaden, von denen wir sprechen, und die orientalischen Völker überhaupt, sind hierin vernünftiger als wir, die wir uns für die höher gebildeten halten, sie kennen das Duell nicht, wohl aber hat sich unter ihnen der Rechtsbegriff so weit ausgebildet, daß auf eine Klage bei dem Fürsten vorgebracht, die Bestrafung des Beleidigers oder überhaupt desjenigen, der dem Kläger ein Unrecht zugefügt hat, verfügt wird, zwar nicht nach einem geschriebenen Gesetzbuch, wohl aber nach einem Herkommen, welches in den mehrsten Fällen aufrecht erhalten wird, nur allerdings machen die Personen, welche beleidigt worden sind und welche beleidigen, einen Unterschied in der Bestrafung. Der Mord eines Häuptlings wird schwerer gerächt als der Mord eines Niederen oder gar eines Sklaven, die Beraubung eines vornehmen Herrn schwerer als die eines Untergebenen, und die Beraubung eines Untergebenen durch einen Herrn wird noch geringer geachtet und hat meistentheils nur die Wiedererstattung des Geraubten zur Folge. Weiter war man in unserem schönen Deutschland zur Zeit des Pferdehändlers Kohlhase auch noch nicht gekommen, dem ein sächsischer Adeliger ein halbes Dutzend der schönsten Pferde abnahm, welche der Mann erst nach vieljährigem, vergeblichem Bemühen in solchem Zustande wieder bekam, daß er sie sofort dem Abdecker überweisen mußte, indessen dem adeligen Herrn für seinen Raub und sein hundertfältiges Unrecht kein Haar gekrümmt wurde, der Beraubte aber, der sich nun sein ihm vorenthaltenes Recht selbst nahm, es mit dem Tode von Henkershand büßen mußte.

Auch hier sehen wir wieder, wie Jahrtausende darüber vergehen müssen, ehe man sich von in Saft und Blut übergegangenen Vorurtheilen zu trennen vermag. Die Bestrafung von Körperverletzungen durch eine Geldsumme ist in England und Holland sogar bis auf diese Stunde üblich, gewiß ein hinlänglich barbarischer Zustand, welcher erlaubt, daß der reiche Mann dem armen seine Nase oder ein Ohr oder die Hand abhaut, oder ein Auge ausstößt, oder ihn sonst wie verstümmelt, weil er nichts zu befürchten hat, als die Erlegung einer gewissen größeren oder kleineren Summe, je nach der Schwere der Verletzung.

Wo man aber rascher fortgeschritten ist, geht der Schutz des Eigenthums mit der Erwerbung desselben Hand in Hand und unter diesen Bedingungen kann sich die Zahl des Volkes sehr leicht vermehren, seine Macht sich vergrößern, so daß die Widerstandsfähigkeit desselben bedeutend genug wird, um die Begehrlichkeit außer seinen Grenzen wohnender Volksstämme im Zügel zu halten, denn mit dem Eigenthum und der Zahl wächst die Macht, sich selbst zu schützen.

Reitervölker.

Je nach der verschiedenen Lage ihrer Heimath sind die Hausthiere der Nomaden auch verschieden. Im mittleren Asien war es das Pferd, war es Schaf, Ziege und Rind, welche die Heerden bildeten. Weiter nach Süden gehend, machten Kameele und Pferde, neben diesen aber verschiedene Arten von Ziegen den Besitz der Nomaden aus. Noch weiter nach Süden trat der Esel und der Elephant in die Reihe der Hausthiere, das Schwein gehört den Wandervölkern nicht an, es wird nur bei ganz ansässigen und Ackerbau treibenden Völkern als Hausthier gefunden. Im höchsten Norden der alten Welt tritt als Heerdenvieh das Rennthier und der Hund auf, beide zugleich als Zugthiere gebraucht, aber auch das Rennthier um der Nahrung willen. Der Hund wird nur da als Schlachtthier benutzt, wo es an anderem größeren Gethier gänzlich fehlt, wie z. B. auf Neu-Seeland, seit der Einführung der Schweine durch Cook hat aber der Hund seinen Werth verloren. Noch bleibt uns das Lama und das Guanaco für Südamerika übrig, aber nur für die mittlere Höhe des mächtigen Gebirgsrückens, welcher den großen Continent durchzieht und für Patagonien, denn in den heißen Gegenden von Südamerika kann es nicht leben und andere Thiere, welche der Züchtung werth gewesen wären, gab es daselbst nicht. Es hat daher in ganz Amerika niemals Nomadenvölker gegeben, was allerdings insofern zu verwundern ist, als im Norden dieses Continents zwei verschiedene Rinderspecies einheimisch, welche der Zähmung sowohl fähig als ihrer vollkommen werth gewesen wären. Es mag wohl daher kommen, daß der Bisonbüffel in den Steppen sich in so ungeheurer Menge vorfand, daß ein Bedürfniß der Zähmung gar nicht eintrat. Den Genuß der Milch und die Bereitung des Käses kannte man nicht, wozu hätte man Büffel zähmen sollen, da man ihr Fleisch ohne alle Mühe erhalten konnte.

Nach den verschiedenen Thieren, welche sie cultivirten, war auch die Lebensweise der Völker verschieden. Die einzige Hirschgattung, welche der Mensch zum Hausthier gemacht hat, das Rennthier, bildet ein ganz anderes Hirtenvolk, als das „schwer wandelnde Rind". Der Lappländer, der Bewohner des Nordens von Asien, kann ohne den Hund nicht bestehen, er ist der Hüter der Heerde. Die Tausende von Rennthieren, welche ein reicher Lappe besitzt, wandern während der einen Hälfte des Jahres ganz frei umher, um sich Nahrung zu suchen, werden aber mit dem Nahen der anderen Hälfte durch Hunde zusammen geholt, welche sehr genau die zu ihrem Gehöfte gehörenden Rennthiere kennen und sie in kleinen Trupps nach Hause

treiben, bis auch das letzte Stück wieder heimgekehrt ist. Bei den Rindern übernimmt der Mensch selbst die Behütung und so wie Nausikaa, die Tochter des Königs der Phäaken, mit ihren Mägden an das Meeresufer geht, um daselbst die wollenen Mäntel, Tücher und sonstigen Kleidungsstücke zu waschen, so hüteten die Söhne des Königs seine Rinder-, seine Schaf- und Ziegenheerden. Und „Eumäos, der göttliche Sauhirt" auf Ithaka muß wohl auch kein unbedeutender Mann gewesen sein, denn der König Odysseus und der Herr Kronprinz Telemachos werden von ihm zu Gast geladen und prinzlicher Sohn und königlicher Vater lassen sich das Mahl des Sauhirten sehr wohl gefallen.

Wieder anders gestaltet sich das Leben da, wo das Pferd hauptsächlich als Hausthier gezogen wird, so im mittleren Theile von Asien, woselbst das Pferd in ungeheuren Massen zu finden ist, theils in ganz wildem Zustande, theils aber zu Tausenden den Mongolen angehörig, von denen dann ein Jeder seine Heerde weidet, von ihrem Fleische, ihrer Milch lebt, aus ihren Fellen seine Hütten macht, und sie auch zum Tragen von Lasten seiner selbst oder seines Gepäckes benutzt.

Diese heerdehütenden Völker sind sämmtlich beritten. Schon in den großen Graswüsten von Ungarn sieht man die Hirten durchweg zu Pferde, aber nicht nur der Mann tummelt sein Roß, auch das Mädchen, auch die Frau muß es thun, wenn sie mit dem Manne und seiner Heerde fortkommen will. In ganz gleicher Weise, wenn schon in viel ausgedehnterem Maßstabe, ist dieses der Fall bei den Mongolen im mittleren Asien, die man ganz und gar als Reitervolk zu betrachten hat. Dort sind nicht nur die Hirten, dort sind alle Individuen des ganzen Volkes beritten. Kein Thier läßt sich leichter zum Reiten benutzen, dazu abrichten als das Pferd. Um große Lasten zu tragen, ist allerdings das Kameel geeigneter, und daß man auch den Stier dazu benutzen könne, beweisen uns nicht nur die Kaffern im südlichen Afrika, sondern sogar die dort einheimisch gewordenen Europäer, namentlich die Holländer, welche zu Stiere reiten, gerade wie man in Europa zu Pferde reitet, und welche den Stier so zahm und lenkbar gemacht haben, daß die Frauen und Töchter der Colonisten sich keinen Augenblick besinnen, solch einen Spazierritt mitzumachen.

Bei den Reitervölkern lernt sich dieses Handwerk so früh, daß zehn- oder zwölfjährige Knaben bereits jede mögliche Fertigkeit erreicht haben, daß sie auf dem Rosse sitzen gleich den Centauren, als wären sie ein Theil des Pferdekörpers, oder dieser ein Theil von ihnen. Das ganze Volk erhält dadurch den Charakter rascher Beweglichkeit und seine Züge sind auch bei Weitem ausgedehnter als die eines zu Fuße wandernden Hirtenvolkes und die Ansicht, als könne das Pferd auf die Dauer nicht so viel leisten

als der Mensch, ist hierdurch widerlegt, sie rührt auch wohl nur von der Beobachtung her, daß die Märsche der Cavallerie immer kürzer bemessen werden als die der Infanterie, was aber mehr darin seinen Grund haben mag, daß der Dienst des Cavalleristen bei Weitem beschwerlicher ist als der des Fußgängers und daß das Pferd nicht allein den Mann, sondern auch dessen ziemlich schweres Gepäck und sein Futter für mehrere Tage zu tragen hat.

Diese größere Beweglichkeit macht die Reitervölker unter den Hirten zu sehr gefährlichen Nachbarn, besonders für mit größerem Besitzthum versehene Völker. Da ihnen die Pferde nichts kosten, nehmen sie keine Rücksicht auf deren Erhaltung, benutzen sie schonungslos, gleichgültig was davon fällt, es bleibt nur zu ihrem Dienste übrig, was ungewöhnlich kräftig und dadurch fähig ist, große Strapazen zu ertragen. Auf solchen Rossen, nur mit Säbel und Lanze bewaffnet, legen sie in drei bis vier Tagen 60 bis 80 Meilen zurück und erscheinen plötzlich an dem Orte, den sie sich zur Beraubung ausersehen und der, nichts derartiges erwartend, gewöhnlich ganz unvorbereitet ist. Sie überfallen den Ort, hauen nieder, was ihnen entgegentritt, schleppen Menschen und Vieh und Kostbarkeiten mit sich und entweichen so schnell wie möglich wieder zurück in ihre Wüsten, in denen sie um so sicherer sind vor jeder Verfolgung, als sie zahlreich und mächtig und



Araukos, Räuberüberfall in den Cordilleras.

zugleich höchst beweglich sind. Was unser Bild hier zeigt, ist der räuberische Ueberfall südamerikanischer Reiter und Hirten gegen eine spanische Colonie. Ganz in derselben Weise verfahren noch bis auf diese Stunde die Bewohner des östlichen Abhanges der mächtigen Cordilleras-Kette, so weit sie an die Pampas grenzen. Es geht bis nach Patagonien hinab derselbe berittene Volksstamm, welcher, wie bereits bemerkt, mit unglaublicher Verwegenheit weite Züge macht, fern von seiner Heimath, plötzlich in fast dämonischer Weise auftritt und eben so schnell, dem Schatten seiner Rosse gleich, verschwindet.

Die asiatischen berittenen Hirtenvölker finden in ihrer Nähe nicht gerade viel Dörfer oder Städte, welche sie plündern könnten, deshalb sie auch selten in großen Horden zusammenhalten, sie sind in kleinen Trupps über weite Flächen ihrer Heimath verbreitet, aber deshalb gerade um so gefährlicher für den Reisenden, der es daher auch niemals wagen darf, ohne tüchtige Begleitung von Kosacken seinen Marsch anzutreten. Aber in früheren Zeiten mußten die mehr civilisirten Staaten Entsetzliches erdulden von diesen Räuberhorden, welche in der Zahl von Millionen hereinbrachen über Europa, so im fünften Jahrhundert unter Attila bis nach Gallien und Italien dringend und bei ihrer Rückkehr nach der alten Heimath diese nicht mehr erreichend, sondern sich in Ungarn eine neue Heimath bildend. So im 13. Jahrhundert unter Batu Chan bis nach Schlesien, woselbst sie dann allerdings, aufgehalten von der kaltblütigen Tapferkeit der deutschen Ritter und Knappen, größtentheils ihr Leben ließen auf dem Felde, was seit jenem blutigen Tage die Wahlstadt heißt.

In gleicher Weise überschwemmte ein Reiterheer unter Nadir Schach die Halbinsel diesseits des Ganges, stürzte die alten Throne um und bildete das Reich der Moguln.

Aber schon viel früher als Batu Chan (1240) oder Attila (450) unterlagen die Perser den Reitervölkern aus Hochasien, nicht minder geschah es mit China und so sehen wir zu allen Zeiten, wie gefährliche Nachbarn diese wilden räuberischen Reitervölker sind. Jetzt allerdings ist ihre Macht nicht mehr groß. Manche Ethnographen meinen zwar, ihre Zahl an sich habe nicht abgenommen und die Mongolen in Mittelasien könnten noch eben so viel berittene Männer ins Feld stellen, als zur Zeit des Attila oder des Dschingis Chan. Aber selbst, wenn dieses wahr wäre, was stark zu bezweifeln ist, so hat die Bevölkerung der europäischen Staaten so sehr zugenommen, so ist die Wehrhaftigkeit derselben so sehr gestiegen, daß die Bevölkerung einer Provinz Preußens genügend wäre, um eine solche Völkerwanderung zu dämmen, den Strom aufzuhalten. Zur Zeit des Götz von Berlichingen und seines Spießgesellen, des Hans von Selbitz, klagten die viel

hundertfältig von ihnen beraubten Städter von Heilbronn bis Nürnberg beim Kaiser über die Herrn Spitzbuben und der Kaiser antwortete ihnen, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend: „Du lieber Gott, was seid Ihr für Leute. Hat der Eine nur eine Hand, so hat der Andere nur ein Bein. Wenn Ihr jetzt schon so wehklagt, was wolltet Ihr denn machen, wenn sie zwei Arme und zwei Beine hätten?"

Aus diesem Zeitalter sind wir heraus, jetzt würden die Bauern eines Dorfes mit ihren Dreschflegeln die wackeren Herren niederschlagen, und da nun in unseren Heeren die bloße rohe Kraft auch noch geregelt und die Waffenführung und der Krieg überhaupt zu einer Wissenschaft ausgebildet ist, dürften wir von einem Attila, trotz seiner persönlichen Tapferkeit, nicht allzuviel befürchten.

Auf die Sitten und auf den Charakter der Völker hat der Besitz der Rosse ganz besonders eingewirkt. Ursprünglich waren die amerikanischen Völker nur Jäger und Krieger, sie wanderten zu Fuß, sie wandten, um das Jagdthier aufzufinden und zu besiegen, alle möglichen Listen an und sie führten Krieg in eben solcher Weise. Der Besitz der Pferde hat sie flüchtig gemacht, sie beschleichen das Wild oder den Feind nicht mehr, sie überfallen das Eine oder das Andere. Sie kämpfen nicht mehr so viel mit Sorgen um Nahrung, denn das rasche, gewandte Pferd verschafft ihnen das Erforderliche. Wenn sie ein Gehöft oder ein Dorf überfallen, so rauben sie nicht nur die werthvollen Gegenstände, die Schätze, die Heerden, sondern sie schleppen auch die Weiber und Mädchen und die jungen Männer, die Jünglinge, welche noch nicht in den Reihen der Krieger gefochten haben, mit sich fort. Diese werden Sklaven in ihren Niederlassungen, dadurch wird der größte Theil der Arbeit von den Schultern der armen Frauen genommen und diese erlangen dadurch ein bequemeres, freieres Leben, gewinnen an Lebensmuth, an Lebensfrische, hören auf selbst Sklavinnen zu sein, werden Gefährtinnen des Mannes, ein heiteres, ein minder beschwerliches Leben beginnt und wo sonst finsterer Ernst heimisch war, wie unter den Araukanern, Apalachen oder Comanchen, da sieht man jetzt laute und rauschende Fröhlichkeit, Tanz und Spiel, aber verweichlicht ist Niemand, denn auf den Höhen bei den Niederlassungen stehen Wachen, welche die Gegend umher erspähen und Nachricht sowohl von einem andringenden Feinde, wie von einer vorbeiziehenden Karavane geben, und sie werfen sich auf ihre immerfort bereit stehenden Rosse und wehren sich gegen die Angreifer mit einer Tapferkeit, welche meistentheils zum Siege führt. Es würde einem Ferdinand Cortez wohl nicht mehr gelingen, mit 70 beharnischten Männern und 15 Pferden die Reiche zu erobern, welche damals unter seiner schweren Hand erlagen, denn dieselben Thiere, mit denen die Amerikaner besiegt

wurden, sind jetzt im Besitze dieser und werden wohl in einer gewandteren Weise gehandhabt, als es jemals von Soldaten hat geschehen können.

Auf die großartigste Weise hatte sich entwickelt das Reitervolk der Numidier, es nahm die ungeheure Fläche ein, welche Nordafrika am Mittelmeersaume bietet. Es scheint, als seien diese ein Mischlingsvolk gewesen, ausgewandert aus Kleinasien, vielleicht zum Theile selbst aus dem eigentlichen Canaan stammend, vertrieben durch einwandernde Völker und ihnen, wie z. B. den Israeliten Platz machend, um ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit zu wahren. Die kleinen Völkerstämme, welche vorher nomadisirend das gelobte Land bewohnt hatten, zogen jetzt westwärts nach dem benachbarten Aegypten und durch dieses hindurch nach Libyen, welches sie entweder in seiner ganzen Ausdehnung überschwemmten und bevölkerten, oder woselbst sie sich möglicherweise auch mit den bereits dort wohnenden Völkern verbanden, zu ihren Mischlingselementen noch ein neues Element fügend, um mit diesen ein Ganzes zu bilden. Niemand kann dieses entscheiden, denn weniger als irgend ein anderes Volk haben die Numidier eine Geschichte, wir lernen sie erst durch die Ansiedelung der Karthager in Nordafrika kennen und da treten sie uns entgegen als ein mächtiges Reitervolk, mit dem die neuen Eindringlinge sich gerne verbinden, welches sie zu Bundesgenossen heranziehen und endlich gar in ihren Sold nehmen. Die Libyphönicier waren bis zum Atlas verbreitet und in den Vorbergen desselben hatten sie zahlreiche Dorfschaften und offene Flecken, von denen aus sie ihre Raubzüge nach allen Richtungen hin leiteten, während die Weiber und Sklaven, d. h. die im Kriege gefangenen oder auf ihren Raubzügen mitgenommenen Männer, Acker und Garten bebauten und so eine Fülle von Nahrungsmitteln erzeugten, in denen nicht nur die heimkehrenden Familienhäupter schwelgen konnten, wenn sie ruhen wollten von ihrer Arbeit, sondern welche auch noch genügten, um das aufblühende Karthago überreich mit den Bedürfnissen zu versorgen.

Wir kennen, wie bereits oben bemerkt, keine Geschichte der Numidier, sie werden uns vorzugsweise erst bekannt durch Karthago, welches sich mit ihnen vereinigte und dann durch die Geschichte Roms, welches harte Kämpfe mit den tapfern Reiterschaaren unter Massinissa und Jugurtha hatte. In diesem Zeitraum sind sie auch nicht mehr rohe Nomaden, sondern schon ansässige Leute, obwohl ihre Heerden noch immer ihren Haupt-, ja ihren einzigen Reichthum ausmachen, sie haben auch schon einen Grad von Bildung erhalten, an den Höfen ihrer Fürsten wurde die phönicische Sprache geredet, so daß nicht ihre eigene Sprache in den Hintergrund trat, sondern beinahe vergessen wurde; aber das ursprüngliche Volk, welches die Phönicier kennen lernten, als sie sich eine neue Stätte suchten, Karthago gründeten,

waren ganz das, was wir jetzt noch in der Mitte von Asien finden, Hirten, welche von Land zu Land zogen, vom Raube lebten, aber eben weil sie bereits Eigenthum hatten, geeignet waren, der Civilisation zu dienen und sie selbst anzunehmen.

So sehen wir denn die Karthager den größten Vortheil aus den Numidiern ziehen, sie fesseln dieselben zuerst dadurch an sich, daß sie ihnen die Früchte des Ackerbaues abkaufen, dann sie in ihre Dienste nehmen als Arbeiter, als Schiffer, endlich sie in ihre Kriege verwickeln und sie als Hülfstruppen, viel eher könnte man sagen als ihre kernigsten, besten Truppen in ihren Kriegen brauchen, so daß sie durch diese ihre eigentlichen Land- und Seetruppen nicht nur recrutirt sahen, sondern dieselben fast ausschließlich aus Numidiern bestanden.

Später tummeln sich in denselben Räumen semitische Völker, die Araber, denn mit den Römern sind auch die Numidier untergegangen, sie verschwinden aus der Geschichte.

Auch hier ist die älteste Geschichte der Araber in ein vollständiges Dunkel gehüllt. Man glaubt sie in den Hyksos, welche Aegypten eroberten, und einige Jahrhunderte lang beherrschten, zu erkennen, dann treten sie in dem Lande auf, welches wir noch jetzt Arabien nennen und mit ihnen hat bereits Moses viel zu thun, doch bilden sie noch keine zusammenhängende Macht und sind folglich von dem staatsklugen und heldenhaften Führer der Israeliten bald unterworfen, ihre Reste sehen wir noch in den Beduinen, welche als Räuber- und Reitervölker Arabien nach allen Richtungen durchziehen und dem Handel die größten Schwierigkeiten entgegensetzen.

Muhamed vereinigt sie durch eine neue Religion, macht sie zu einem erobernden Volk und so überschwemmen sie Nordafrika, und so gelangen sie nach Spanien, erobern dieses und liefern sogar den Galliern unter Karl dem Großen siegreiche Schlachten, bis sie endlich unterdrückt aus Spanien verjagt werden, was erst zur Zeit der Entdeckung Amerikas geschah und von da ab wieder ausschließlich den Atlas und das ganze Territorium, welches ehemals die Numidier einnahmen, zu dem ihrigen machten. Dort finden wir sie noch als Kabylen und unter vielen anderen Namen, sie sind es gewesen, welche unter Abdel-Kader den Franzosen Jahre lang einen erfolgreichen Widerstand leisteten, sie sind es, welche noch jetzt in regellosen Schaaren Algier und die übrigen Festungen umschwärmen, die Colonisation aber derart erschweren, daß sie bis jetzt noch nicht festen Fuß fassen kann.

Was hier im Süden des Mittelmeeres vorging, sehen wir auch an der Ostseite desselben oder seiner Zuflüsse sich in ähnlicher Weise gestalten. Um das Schwarze Meer her und in den ungeheuren Räumen, welche sich von diesem und dem Caspi-See nach Norden und Osten erstrecken, wohnte ein

Nomadenvolk, die Skythen, welche sowohl eine große Macht in ihrem Lande selbst entwickelten, als sie auch erobernd rings umher auftraten und sich (600 Jahre v. Chr. Geb.) eine Menge der benachbarten Völker zinsbar machten.

Zu ihnen gehörten die Alanen an der Ostseite des Ober-Dnieper, welche schon als Verwüster und Eroberer auftreten. Sie bildeten ein mächtiges Reitervolk, welches sich seinen Nachbarn sehr furchtbar machen mußte; in dieser Eigenschaft sehen wir sie, wahrscheinlich von den Hunnen gedrängt, nach Westen ziehen. Sie verbinden sich hier mit den Vandalen und gehen vereinigt mit ihnen immer weiter vorwärts, ungefähr um das Jahr 409 durch Macedonien, durch das Donauland, das ganze Germanien bis nach Gallien, welches sie verwüsten. Sie dringen dann sogar über die Pyrenäen und lassen sich in Spanien nieder, so in Carthagena und an anderen Orten. Dasselbe geschah mit ihren Genossen, den Vandalen, welche im westlichen und südwestlichen Theile ihre Sitze nahmen, bis die nachfolgenden Gothen sie hier in solcher Weise drängten, daß sie gezwungen waren, Spanien zu verlassen und mit den Alanen zu einem Heere von 150,000 streitbaren Männern vereinigt über die Meerenge nach Afrika gehen, wie wir die in Nordafrika wohnenden Völker südwärts vom Mittelmeer wiederfinden, von wo sie denn nach einem großen Kreislauf zurückkehren auf den früheren Schauplatz ihrer Thaten und wiederum mit der Cultur der Griechen und Römer zerstörend zusammentreffen. Geiserich machte die Römer zittern, er drang mit seinen furchtbaren Horden bis in die Weltstadt selbst und plünderte sie zehn Tage lang, seine Nachfolger machten allerdings Streifzüge bis weit in die benachbarten Länder hinein, waren jedoch nicht mehr einig und wurden daher nach und nach einzeln geschlagen, so daß auch sie aus der Geschichte verschwinden. Aber ein noch weit mächtigeres Volk, die Hunnen, tritt in ihre Fußtapfen. Wie es sie ursprünglich verdrängt hat aus dem Lande der Skythen, so geht dieses Reitervolk ihnen nunmehr nach und tritt zuerst an den Ost- und Nordgrenzen des römischen Reiches erobernd auf. Da dieselben in lange dauernde Kriege nicht blos mit den wilden Germanen, sondern mit den tapfersten römischen Heeren verwickelt waren, so kennt man sie durch mannigfaltige Beschreibungen der alten Historiker genauer und besser als die übrigen Völker, welche entweder mit ihnen verwandt, oder wenigstens mit ihnen in gleicher Weise aufgetreten sind.

Die Hunnen waren ein Menschenstamm, der vielleicht mit den Alanen ursprünglich die nämlichen Sitze hatte, oder etwas weiter hinter ihnen am und hinter dem Caspischen See wohnten. Sie waren von kurzer Gestalt, von mächtig breiten Schultern, hatten hervorstehende Backenknochen, platt-

gedrückte Nasen, tiefliegende kleine Augen und hatten keinen Bart, oder besser gesagt, sie fanden denselben so unschön, daß sie ihn vertilgten. Nicht, wie es noch jetzt die nordamerikanischen Völkerschaften thun, durch Ausrupfen, sondern dadurch, daß sie die Haut um das Kinn her mit Brandwunden, mit Streifen neben einander bedeckten. Man erzählt, sie seien so schlechte Fußgänger gewesen, daß man sie für gelähmt hätte halten können. Was davon wahr ist, kommt auf Rechnung ihrer Lebensweise, sie kannten keine andere Art sich zu bewegen als das Reiten. Zu Pferde wanderten sie von Ort zu Ort, zu Pferde hielten sie ihre Berathungen, auf dem Rosse sitzend hielten sie ihre Mahlzeit und während des Marsches schliefen sie auf dem Pferde. Feste Wohnstätten kannten sie gar nicht, die ihrer Familien waren große Wagen, dies war ihr Braut- und Hochzeitsgemach und später die Stätte der Geburt ihrer Kinder; so lange bis sie laufen konnten, blieben sie auf diesem Wagen, dann nahm der Vater eines nach dem anderen mit sich zu Pferde und dann — vom dritten Jahre — tummelte ein jedes Kind selbstständig sein Roß, Mädchen sowohl als Knaben.

So rauh wie sie waren, so war auch ihre ganze Lebensweise. Sie hatten, wie begreiflich, keine Spur von Ackerbau — so weit sie vegetabilische Nahrung genossen, bestand diese aus zufällig gefundenen Pflanzentheilen, Wurzeln u. dergl., sonst lebten sie nur von Fleisch und zwar wurde dieses nur ausnahmsweise gekocht oder gebraten, es wurde dadurch mürbe gemacht, daß es auf den Rücken des Pferdes unter die Satteldecke gelegt, von dem Reiter mürbe geritten wurde, eine Procedur, welche der Verfasser oft genug mit angesehen, als er die Feldzüge von 13 und 14 mitmachend, häufig in Kameradschaft mit den Kalmücken und Baschkiren kam. Die Würze des so bereiteten Fleisches ist der salmiakhaltige Schweiß des Pferdes, nicht ganz nach unserem Geschmack, desto mehr aber nach dem jener tatarischen Horden.

Es läßt sich denken, daß solche Leute geeignet waren, sich den angrenzenden Völkern auf das Aeußerste furchtbar zu machen und wir haben schon gesehen, daß sie es waren, welche die Alanen vor sich hertrieben, deren Stellen einnahmen und bald hiermit nicht mehr zufrieden, ihnen nachrückten, ganz Pannonien, ganz Germanien und Gallien durchzogen und unter Attila, welcher die vielen zerstreuten Horden vereinigte, den Römern gegenüber traten und sie so lange und so oft schlugen, bis es endlich dem Aëtius gelang, in den Catalaunischen Gefilden ihnen Schranken zu setzen, wiewohl nicht ohne die furchtbarsten Opfer, so daß die Macht Roms erbebte unter dem furchtbaren Tritt dieser entsetzlichen Horden. Das vermochte die rohe Kraft, nur geleitet von dem Talent eines tüchtigen Mannes, das vermochte eine Masse gänzlich incultivirter Menschen, deren Waffen zum größten Theil

nur Schneiden von Knochen hatten, die aber mit Schlingen ihre Gegner umstrickten und wehrlos machten, sie von den Pferden rissen und dann schlachteten. Sie drohten die ganze, mühsam heraufgebildete Cultur zu vernichten und die Welt wieder zurückzuwerfen in den Zustand der Finsterniß, aus dem sie sich kaum und nur mühsam erhoben. Sie und die Gothen brachten auch jenes tiefe Sinken der Wissenschaften und Künste hervor, worunter wir das Mittelalter leiden sehen, und während des Laufes desselbrn kamen ähnliche Horden wieder zum Vorschein und schienen vollenden zu wollen, was jene früheren Räuber- und Mörderschaaren nicht vollendet hatten, die ganze Zerstörung, die ganze Vernichtung alles dessen, was durch Jahrtausende gewonnen worden war.

Batu Chan, der Enkel des berüchtigten Dschingis Chan, fiel mit seinen räuberischen Horden in Rußland, Polen, Ungarn und Dalmatien ein und erst auf dem berühmten Schlachtfelde von Wahlstadt in Schlesien setzte die Tapferkeit deutscher Ritter dem weiteren Vordringen dieser entsetzlichen Horden ein Ziel.

Sein Großvater trat in ähnlicher Weise 1170 in Persien und Indien auf, zuerst vereinigte er die Horden seiner Verwandten unter sich und unterwarf die ganze Mongolei. Mit der vereinigten Macht dieser Räuberhorden, die ihm nun zu Gebote standen, wandte er sich nach China und unterwarf sich dasselbe gänzlich, daher noch jetzt das chinesische Reich tatarische Regenten hat. Hierauf wandte er sich nach Persien und Indien und die Moguln, welche von den Engländern gestürzt worden sind, waren seine Nachkommen.

Bis in das vorige Jahrhundert reichen die Gewaltthaten dieser Reitervölker. Thamasp Kuli Chan, Anführer einer Räuberbande von 5000 Räubern, machte in Khorasan furchtbar verheerende Züge und bekämpfte sogar mit Glück den Beherrscher von Persien, bis einer nach dem anderen sich gegen ihn verband, und Thamasp, ein schwacher Mann auf dem Throne von Khorasan, diesen Kuli Chan zu seinem Beistand wählte, hiernach nahm er den Titel an, den wir in seinem Namen finden, er bedeutet Sklave und Fürst, also zwar Sklave, aber doch Fürst.

In dieser Eigenschaft erhielt er den Oberbefehl über das Heer von Khorasan und erwarb sich durch glückliche Unternehmungen so sehr das Vertrauen des Herrschers, daß derselbe ihm auch neben dem Heeresbefehl die übrigen Staatsgeschäfte übertrug. Die Afghanen hatten Persien, und besonders Khorasan sehr bedrängt, Kuli Chan schlug dieselben aus dem Lande, aber im Jahre 1733 machte er seinen Herrn zum Gefangenen sammt seinem ganzen Harem, ließ sich zum Schach erwählen und nunmehr nannte er sich Nadir Schach, schloß mit seinen Feinden rings umher Frieden und

als er im Jahre 1738 ein Heer von 200,000 Tataren und Mongolen zusammengebracht, überfiel er das indische Reich, eroberte dasselbe und verwüstete es auf eine entsetzliche Weise, worauf er nach zweijährigem Aufenthalte wieder nach Persien zurückkehrte.

So sehen wir die wilden Horden überall gegen die Cultur auftreten, sehen wir sie als die gefährlichsten Feinde derselben Gräuel über Gräuel verüben und man möchte wohl sagen, wir sehen sie die Welt umgestalten, freilich ist es nur denkbar, wo die Zahl solcher Völkerschaften sich auf Millionen beläuft und wo gewaltige, unternehmende Menschen sich an die Spitze dieser raublustigen Leute stellen und ihnen allen einen und denselben Willen einzuhauchen vermögen. Die Reitervölker, welche noch jetzt Asien, Afrika und Amerika bewohnen, werden uns zu keiner solchen Besorgniß Anlaß geben. Die Araber, die Kosacken und Baschkiren, oder die Comanchen in Nord- und die Pampas-Völker in Südamerika werden die Welt nicht umgestalten, doch sind sie immerhin so eigenthümlich und so interessant, daß es wohl der Mühe lohnt, einen Blick auf dieselben zu werfen.

In dem südlichen Theil von Nordamerika haust ein weit gefürchtetes Reitervolk, die Comanchen. Sie scheinen nicht eben groß von Wuchs, neigen sich auch etwas zur Beleibtheit und zu Fuß haben sie kein besonderes Ansehen, denn sie befinden sich außerhalb ihres Elements. Will man sie sehen in der Art, wie sie sich vortheilhaft zeigen, so muß man sie zu Pferde sehen, dann glaubt man kaum, daß es dieselben Leute sind, mit denen man so eben zu thun gehabt; so wie sie vorhin schwerfällig waren, ebenso leichtfüßig sind sie jetzt, sie sind wie verwandelt und überraschen den Zuschauer durch ihre wunderbare Leichtigkeit und Anmuth in der Bewegung.

Ihre Gewandtheit überbietet Alles, was man Aehnliches kennt. Diejenigen, welche sich damit abgeben, künstliche Productionen dieser Art zu machen, sind nicht geschickter, verstehen es nicht besser, am allerwenigsten aber machen sie es leichter, anmuthiger und mit weniger Anstrengung als diese sogenannten Wilden. Räuberisch, sind sie selbstverständlich in einem steten Kampf mit ihren Nachbarn und mit den Weißen und folglich immerfort zum Kampfe bereit. Nun sollte man meinen, sie würden mit der Streitaxt oder einem Gewehre, welches das Schwert ersetzt, mit dem Beile angreifen, mit dem Schilde sich vertheidigen, aber dies ist nicht der Fall, die Wurf- und Stoßlanze, der Bogen und der Pfeil sind ihre Waffen und sie schießen vom Pferde im vollsten Jagen ihren Pfeil mit solcher Sicherheit ab, daß der Punkt, auf welchen sie zielen, wohl nur höchst selten gefehlt wird. Eine Schutzbewehrung haben sie nicht, das Pferd ist ihr Schild und in dem Augenblick, wo der Gegner den Bogen spannt, sinken sie hinter demselben herab, das Pferd zwischen sich und den Gegner bringend. Auf

solche Weise liegt der Reiter lang gestreckt, parallel mit dem Körper seines edlen Thieres und braucht Arme und Hände ganz ungehindert; zu sehen ist von ihm nur eine Ferse, mit welcher er sich auf dem Rücken des Pferdes hält.

Kein Mensch wird so unsinnig sein zu behaupten, daß dieses genug sei, den Körper in horizontaler Schwebe zu erhalten, noch einen zweiten Stützpunkt braucht er ebenfalls, aber dieses Bedürfniß befriedigt er nicht durch seine Hand, sondern durch seinen Oberarm. Aus einem starken Streifen der lang wachsenden Haare an der Mähne des Pferdes flicht er auf beiden Seiten des Halses ganz nahe am Widerriß einen Zopf und verbindet die beiden Enden unter dem Halse des Pferdes sehr fest, so daß sich eine Schlinge bildet. Wenn er in Ruhe oder in vollem Galopp sich auf einer oder der anderen Seite horizontal niederlegen und den Körper des Pferdes zu seiner Deckung benutzen will, was ganz blitzschnell geschieht, so steckt er den einen oder anderen Arm durch diese Haarschlinge und fällt nun nieder, indessen er sich mit der Ferse auf dem Rücken des Pferdes hält. Auf diese Weise hat er den einen Arm ganz frei und den anderen vom Ellbogengelenke ab. Er ist ferner so gewandt, daß es ihm gleichgültig ist, mit welcher Hand er die sieben Ellen lange Lanze führt, gleichgültig, in welcher Hand er den Bogen hält, er sendet seine Waffen auf den Feind unter dem Bauch des Pferdes, oder unter dem Hals desselben hindurch, oder er schießt über den Hals, über den Rücken desselben hinweg, alles dies ist ihm ganz gleichgültig, er handhabt seine Waffen mit gleicher Geschicklichkeit auf jede, in der Noth gebotene Weise.

Die Comanchen sind, wie schon das Wort Reitervolk sagt, durchweg beritten mit zwar nicht schönen, aber überaus kräftigen und dauerhaften Pferden. Da das Pferd in beiden Amerikas nicht heimisch ist, so muß man es als von Europa eingebracht betrachten. So wie im südlichen Amerika, so hat es sich auch in der nördlichen Hälfte bis zur unglaublichen Menge vermehrt, es ist also kein ursprünglich wildes, sondern nur ein verwildertes Thier, es hat daher auch keineswegs eine gleichmäßige Farbe, wie z. B. der Büffel, der Hirsch, der Hase ꝛc., sondern wechselt in allen Farben, die überhaupt bei den Pferden gefunden werden, es erscheint weiß, falb, grau, hellbraun, rothbraun, dunkelbraun, schwarz, es erscheint einfarbig, sowohl als mehrfarbig, als Schimmel oder als Schecke, was gerade die Abkunft von zahmen Thieren beweist, denn nicht eine entlaufene Stute ist die Stammmutter aller Pferde, sondern viele Hunderte von entlaufenen oder verwilderten Thieren haben Theil an dieser Farbenmischung.

Ein ganz allgemeiner Charakterzug dieser Thiere ist eine an's Wunderbare gehende Schlauheit und Aufmerksamkeit, welche jede List gegen sie ver-

geblich macht und doch hat der Mensch es vermocht, sie in seine Gewalt zu bekommen. Wie es ursprünglich hergegangen ist, vermag kein Mensch zu sagen, denn die ersten, welche diese Thiere sich aneigneten, waren nicht beritten, vielleicht haben sie eine Heerde durch eine große Zahl von Menschen umstellt und sich so derselben bemächtigt. Jetzt thut jeder einzelne Comanche die Arbeit für sich allein, er sucht allerdings eine Herde zu beschleichen, sucht sich ihr durch Büsche und Bäume so sehr zu nähern, als sie es gestatten, äußersten Falles geschieht dieses bis zu einer Viertelmeile. Eine größere Annäherung als bis auf 3000 Schritt gestattet keine Heerde. Nunmehr beginnt die Jagd, in welcher trotz aller Anstrengung des wilden Pferdes doch das gezähmte Sieger bleibt, denn jenes hat nicht die sogenannten Hülfen, in denen der Mensch sehr erfinderisch ist und es wird vor allen Dingen nicht durch den Verstand des Menschen geleitet, der fortwährend ein Ziel verfolgt, während das gejagte Pferd sehr häufig seine Kraft vergeudet.

Hat der Comanche sich dem Thiere, welches er zu haben wünscht, bis auf Wurfweite seines Lasso genähert, so fliegt die Schlinge desselben, nie fehlend, ihm über den Hals und alsbald stürzt das Pferd in vollem Laufe zusammen, hebt sich aber sogleich wieder empor und sucht zu entkommen, was, da es mit Anstrengung aller seiner Kräfte geschieht, ein um so schnelleres Erliegen zur Folge hat.

Der Lasso ist an dem Gurt des Pferdes befestigt, dem einzigen Stücke, welches die Sattelung vertritt; diese wilden Völker reiten fortwährend auf dem ganz nackten Pferde und haben nicht einmal Bügel, welche bei ihrer Gewandtheit ihnen völlig überflüssig wären. Der Comanche verläßt, sobald das Thier gefangen ist, sein Roß, welches sich sehr entschieden den Bestrebungen des Gefangenen widersetzt, sich ruhig seitwärts senkt, so weit als die Anstrengung des gefangenen Thieres es nöthig macht.

Der Reiter geht nun längs des Lasso, denselben immer schärfer anziehend und durch Schütteln die Schnürung der Schlinge befördernd, auf das gefangene Thier zu und wenn dasselbe aus Luftmangel niederstürzt und dem Ersticken nahe ist, also nicht mehr um sich haut, bindet er ihm die beiden Vorderfüße fest zusammen, schlingt eine Schleife um die untere Kinnlade hinter den Vorderzähnen und dann löst er den Lasso.

Nach wenig Augenblicken hat das Pferd wieder Athem, springt auf, ist aber doch nicht im Stande etwas zu thun, weil die Vorderläufe an einander gebunden sind. Der Comanche nähert sich nun dem Gefangenen, streichelt das Thier, liebkost es, kratzt es am Halse, besonders in der Gegend der Kinnbacken und der Ohren, es verliert seinen wilden, stieren Blick immer mehr, es hört immer mehr auf den Ausdruck der Todesangst zu zeigen, scheint Vertrauen zu gewinnen, dann bläst der Comanche dem Thiere ein

paar Mal seinen Hauch in die Nasenlöcher, worauf es ganz ruhig zu werden pflegt, dann entfesselt er die Vorderfüße, ruft sein Pferd herbei, das sich sogleich dem fremden anschließt, auf dieses aber setzt er sich und er findet es willig ihn zu tragen, es ist gezähmt.

Auf diese Art recrutiren sich die Leute, und wenn die Pferde, deren sie immer eine größere Anzahl haben als sie brauchen, an das Haus, namentlich an die neue Gesellschaft gewöhnt sind, so verlassen sie dieselbe auch nicht mehr, sie gehen nicht wieder in die Wildniß, es sei denn, daß eine wilde Heerde sich bis an die Niederlassungen wagt, in welchem äußerst seltenen Falle dann allerdings nicht blos die neu gefangenen, sondern auch die schon längst gezähmten mitgehen, ja sich sogar, wenn sie angepflöckt sein sollten, losreißen. Solch ein Ereigniß kann allerdings den Untergang eines ganzen Stammes zur Folge haben, denn ohne Pferde sind die Comanchen zu nichts brauchbar.

Von Pferdezucht ist natürlich keine Rede. Sie fangen nur die männlichen Thiere, die weiblichen bleiben in den weiten Grasfluren zurück und die Zahl der Pferde ist überhaupt so groß, daß die 5 oder 6000, welche jährlich aus ihrer Mitte geraubt werden, gar keinen Einfluß haben.

Es ist ganz unmöglich, etwas Bestimmtes über die Größe dieses Reitervolkes zu sagen, da sie indessen zahlreiche Dörfer haben von 500, mitunter auch wohl von 600 Zelten, und da der Raum, den ihre Niederlassungen einnehmen, ein ziemlich großer ist, so dürfte die Annahme: sie zählten 30 bis 35,000 Seelen und vermöchten 6 bis 7000 Männer ins Feld zu stellen, wohl nicht übertrieben sein, doch muß mehrmals wiederholt werden, daß es bei dieser Angabe sich nur um Vermuthungen handelt, und nichts Gewisses darüber gesagt werden kann. Aber wie gering eine Macht von 6000 Reitern auch zu sein scheint, und zwar um so mehr, als diese Macht nie beisammen ist, ja vielleicht nie den dreißigsten Theil davon übersteigt, so haben sie doch sehr lange der Verbreitung europäischer Ansiedler bedeutende Hindernisse in den Weg gesetzt. Ich enthalte mich absichtlich des Wortes „der Civilisation", denn diese haben die europäischen Ansiedler keineswegs unter den Amerikanern verbreitet, wenn man nicht die Branntweinpest, die Pocken und die Syphilis dahin zählen will.

Die Comanchen leben außschließlich von der Jagd, und die wilden Büffel sind es, die ihnen vorläufig noch hinreichende Nahrung geben, allein sie gehen auf eine ganz unverantworkliche Weise mit diesem ihrem einzigen, oder vielmehr hauptsächlichsten Nahrungsmittel um, es werden unglaublich mehr derselben getödtet als das Bedürfniß fordert, die Lust an der Jagd und am Morden ist so groß, daß sie, ohne sich zu besinnen, auf ihren eigenen Ruin losarbeiten. Sie würden sich selbst früh genug zu Grunde richten,

würden früh genug den einwandernden Europäern Platz machen, wenn diese nur so lange warten wollten; denn es läßt sich berechnen, daß kein halbes Jahrhundert mehr vorübergehen wird, bis die Büffelheerden völlig ausgerottet sind, und damit hört denn auch die Existenz dieser Reitervölker auf. Die Büffelzunge gilt für eine Delicatesse, den Leuten aber ist ein Schluck Branntwein eine noch größere Delicatesse. Oft machen Hundert dieser wilden Reiter Jagd auf eine Büffelheerde, wenn sie dieselbe 3 oder 4 Meilen von einem Ort oder sonst einer Ansiedelung finden, lediglich, um den getödteten Thieren die Zungen auszuschneiden, alles Uebrige bleibt den Wölfen überlassen, sie ziehen in solchem Falle den Thieren nicht einmal die Häute ab.

Mit den Zungen, die ein jeder erbeutet, eilt er nun und eilt die ganze Gesellschaft nach der Ansiedelung und dort bekommen sie für jede Zunge einen Schnaps und dann eilen sie wieder davon nach ihren Wüsten oder nach ihren Ansiedelungen.

Unter allen diesen wilden Völkerschaften ist die Vielweiberei ganz allgemein, selten hat ein Indianer weniger als drei Frauen, überhaupt nimmt er unbeschränkt so viel, als er glaubt ernähren zu können. Bei den Comanchen, wo dieses sehr leicht wird, da ein Büffel ausgiebiger ist wie ein Reh, findet man in dem Zelte eines guten Jägers fünf bis sechs Frauen und die Häuptlinge haben deren nicht selten zwölf bis zwanzig. Die Sache erklärt sich sehr einfach dadurch, daß das arme Weib im Grunde nichts weiter als eine Dienstmagd ist, die Haushaltung ruht allein auf ihr und in je ausgedehnterer Weise der Mann von seinem Rechte, beliebig viel Frauen zu nehmen, Gebrauch macht, je weniger mühevoll und je sorgenfreier ist die Existenz der Armen. Die Hütte mit Holz, mit Wasser und mit alledem zu versorgen, was der Eingeborne für angenehm und bequem hält, ist die Arbeit der Frau, aber nicht dieses allein, auch die Zubereitung der Häute, die Verfertigung hölzerner und anderer Geschirre, die Verfertigung der Kleider aus den mit dem Gehirn der Thiere gegerbten Fellen liegt der Frau ob, dadurch wird derjenige der Reichste, der die mehrsten Weiber hat, denn bei ihm findet der Pelzhändler den größten Vorrath, dadurch kommt wieder der größte Glanz, die bedeutendste Anhäufung der Luxusgegenstände in seine Hütte, welche der Handel diesen Leuten zugeführt hat.

Das Ansehen eines Häuptlings steht um so höher, je freigiebiger er ist, stets und ununterbrochen, das will sagen, zu jeder Tagesstunde muß er offene Tafel halten, Nicht nur zur Mittagszeit muß man ein Mittagsmahl oder zur Abendzeit ein Abendessen bei ihm finden, sondern was der Gast auch brauchen möge, es muß zu jeder Tageszeit in reichlicher Menge vorhanden sein, vor allen Dingen muß der Gast nicht fühlen, daß seine Gegenwart dem Gastfreunde unbequem wird, und dieses kann nur bewerkstelligt werden, indem er seinen Harem vergrößert.

Demnächst kann man diesen Eingebornen eine große Kraftfülle und daher eine gewisse Begehrlichkeit nach den Freuden, die das Weib zu gewähren vermag, nicht absprechen, und so wird wohl ziemlich begreiflich, daß auch der Wechsel dem Manne wünschenswerth ist. Daher nimmt er nicht auf einmal acht oder zehn Frauen, sondern er nimmt alle Jahre eine neue, vielleicht auch erst nach 5 oder 6 Jahren, aber überhaupt vermehrt er die Zahl seiner Weiber nur nach und nach, wie das physische Bedürfniß ihn dazu treibt.

Mann könnte allenfalls die vielen Arbeiten, welche im Hause, d. h. im Zelte des Eingebornen zu verrichten sind, durch Tagelöhner, durch Miethlinge besorgen lassen, aber deren giebt es nicht, das ist eine Eigenschaft der Europäer, daß sie für Bezahlung arbeiten und es kommt den Eingebornen vor, als sei gerade dieses ein nie zu tilgender Schimpf. Niemals wird ein Eingeborner sich dazu hergeben, eine Arbeit für Geld zu verrichten. Sollte es geschehen, so könnte es nur von einem Grenzindianer, d. h. einem Verstoßenen, einem Verbrecher unter den Seinen, einem Säufer geschehen, aber auch hier gilt dies noch für eine Vermehrung seiner Schande, er kann sich bei den Seinigen viel eher durch Mord und Plünderung rehabilitiren als durch Arbeit.

Auf den Weibern liegt die ganze Last alles dessen, was gethan werden soll und will ein Mann seine Arbeitskräfte vermehren, so kann es nur durch dazu gewonnene Mädchen geschehen, aber auch in diesem Falle nur dadurch, daß er sie heirathet. Die Frau ist das Eigenthum des Mannes, er muß die Frau kaufen und er kann daher, wenn es ihm so geschickt ist, die Frau wieder verkaufen, aber unter einer anderen Bedingung, als der der Heirath, kann er sich kein Mädchen verschaffen.

Will ein Indianer, von welcher Horde er immer sei, ein Mädchen zur Gattin haben, so handelt er um den Preis, ohne die Ansicht des Mädchens zu berücksichtigen, lediglich mit dem Vater, und dieser verkauft dieselbe an den Begehrenden für einen möglichst hohen Preis. Es kommt auch vor, daß zwei junge Leute sich lieben und versprechen sich anzugehören, dies wird dann auch mit großer Gewissenhaftigkeit gehalten, aber dieses Gelöbniß und dies gegenseitige Versprechen hindert den Vater durchaus nicht, für seine Tochter einen Preis zu fordern so hoch als möglich, und wenn der Geliebte seiner Tochter diesen nicht zahlen kann, zwar die Tochter nicht an einen Anderen zu verhandeln, aber auch ihm, dem Geliebten, nicht früher zu geben, bevor er den festgesetzten Preis zusammengebracht.

Die Wilden, namentlich diese Reitervölker, befinden sich in einem unaufhörlichen Kriege mit allen anderen Völkerstämmen, daher kommt es, daß nur wenige ein hohes Alter erreichen, die mehrsten werden in den besten Mannesjahren Opfer ihrer Raub- und Mordlust, so kommt es denn auch natürlich, daß der Männer ein Drittel weniger sind als der Weiber, und wo

ein solches Zahlenverhältniß, ein solches Mißverhältniß stattfindet, da stellt sich denn allmälig die Ausgleichung durch die Sitte der Vielweiberei ein, und auf diese Weise erklärt sich das, was unser Gefühl so sehr empört, ganz von selbst.

Unter solchen Umständen kann von Heilighaltung der Ehe gar keine Rede sein, es ist ein Kaufgeschäft, es werden zwei verschiedene Waaren, ein Mädchen gegen ein Pferd, ein Mädchen gegen vier Büffelhäute ausgetauscht, das ist das Ganze. Desto mehr muß man aber die strenge Sittlichkeit der Frauen bewundern, bei denen der Gedanke einer Untreue etwas ganz Unerhörtes wäre, selbst wenn sie nicht aus Liebe geheirathet haben, sondern, wie in den allermehrsten Fällen, gegen ein Stück Vieh oder ein Paar Büffelfelle eingetauscht worden sind. Der Mann hat nicht die geringste Eifersucht, er beobachtet seine Frauen nicht, und unzähliche Gelegenheit böte sich ihnen dar, auch könnten sie einen Fehltritt dadurch entschuldigen, daß der Gatte täglich Untreue an jeder der Gattinnen übt, aber so etwas fällt ihnen gar nicht ein, allerdings würde der Mann seine untreue Frau im besten Falle den Eltern zurückschicken und sich den Kaufpreis zurückgeben lassen, anderen Falles würde er die Untgetreue sowohl als ihren Verführer durch einen Keulenschlag tödten, aber eine solche That an sich, d. h. die Untreue eines Weibes, scheint so vollständig außer den Begriffen der Leute zu liegen, daß ein Vorkommen dieser Art nie beobachtet worden ist.

Auch ein Mädchen ist durch keine andere Weise zugänglich als durch eine Heirath. Die Fallensteller sind selbst unter den reichsten Comanchen sehr geehrte Bewerber, sehr geachtete Freier, und sie ziehen es vor allen Dingen vor, zuerst mit den Mädchen anzubinden, was den guten Kindern immer schmeichelt, aber die Hoffnung, ein solches Kind zu überreden, zu überwinden, würde eine durchaus vergebliche sein. Wenn das Mädchen den Jäger oder Fallensteller auch noch so herzinnig liebt, so wird sie seine Bewerbungen doch immer an den Vater weisen und wird ihm nicht die geringste Gunstbezeugung gewähren, bevor sie gekauft und die Ceremonie der Uebergabe von Seiten des Vaters vollzogen ist. Nun übergiebt sie sich dem Manne ihrer Wahl mit ihrer ganzen Herzlichkeit und der ganzen Fülle von Gemüth, welche diesen Töchtern der Eingebornen eigen ist, und ihre Liebe geht dann so weit, daß kein Opfer, auch das des eigenen Lebens, ihr zu schwer wird. Es ist dies um so mehr zu bewundern, als auch diese Pelzjäger mit *einer* Frau nicht zufrieden sind, man also wohl glauben sollte, daß hier mehr wie in ihrem sonstigen häuslichen Leben die Eifersucht auftreten dürfte, es geschieht jedoch nicht, die Mädchen lassen sich mit eben solcher Demuth die zweite und dritte Frau gefallen, wie sie es thun würden, wenn sie sich in der Behausung eines Eingebornen befänden. Aber man muß freilich nicht vergessen, da

die Behandlung, deren sie sich zu erfreuen haben, selbst bei den rohesten der Fallensteller eine bei weitem freundlichere ist als diejenige, welche sie bei ihren Landsleuten zu erwarten haben. Während der Jahreszeit, in welcher die Felle schlecht sind, sorgt der Jäger für reichlichen Vorrath an Fleisch, welches, wie es bei den Comanchen üblich ist, in dünne Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet wird. Die Frauen sammeln Früchte ein und häufen so viel auf, als sie für die ungünstige Jahreszeit nöthig zu haben glauben. Selbst bei diesen Reitervölkern findet man so lange bestehende Niederlassungen, daß manche frühreife Feld- und Gartenfrüchte gebaut werden können, auch sie werden getrocknet und werden in tiefen Gruben des bergigen, trocknen Landes bewahrt. Nun kommt der Herbst, mit ihm zieht der Pelzjäger von dannen, und erst im Frühjahr läßt er sich wiedersehen. Bis dahin haben die Frauen nicht das Geringste weiter zu thun, als für ihren Unterhalt und für ihre Unterhaltung zu sorgen, welche vorzugsweise darin besteht, daß sie möglichst geputzt, mit vielen Glaskorallen und in Mänteln von blauer, gelber, rother Wolle ihre Freundinnen besuchen und ihnen erzählen, wie glücklich sie sind. Mehr als zwei Sommer aber bringt ein Fallensteller selten oder nie in demselben Dorfe zu, dann verheirathet er sich an einem andern Orte, und wenn nun der nächste Sommer vorübergegangen und seine Kinder sind ein bis zwei Jahre alt, so gilt er für gestorben, und die Frauen gelten für sehr gute Parthien, denn sie haben einen Reichthum an allen den Bequemlichkeiten, wonach der Eingeborne sich Jahre lang bemühen muß. Die Kinder von den Weißen und den Indianerinnen sind das sogenannte Halbblut, meist Leute von einer nicht nur ganz ungewöhnlih schönen Körperbeschaffenheit, sondern auch von großer physischer Begabung, welche nicht nur die wildesten und kühnsten Reiter werden, sondern sich auch meist zu Häuptlingen emporschwingen und die Anführer der Tapferen unter den Tapfersten werden.

Das Volk der Comanchen bewohnt mit vielen nahe verwandten berittenen Stämmen in weiter Ausdehnung die Vorberge der Roky Mountains und ist lange Zeit das Haupthinderniß der Landverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean gewesen. Jetzt haben sie allerdings sehr viel von ihrer Furchtbarkeit verloren, aber es sind noch immer gefürchtete Räuber und da die Amerikaner nichts thun, um sie zu versöhnen, wohl aber Alles, um sie zu den erbittersten Feinden zu machen, so werden sie dies wohl lange noch bleiben.

So wie der südliche Theil von Nordamerika, so hat auch der südliche Theil von Südamerika ein zahlreiches Reitervolk aufzuweisen, das sind die Pampas-Bewohner, in gleicher Weise beritten geworden wie die Bewohner des südlichen Theils von Nordamerika durch die verwilderten Pferde, welche

die Spanier zur Unterjochung der Eingebornen nach Amerika brachten und welche dann, in großer Anzahl sich selbst überlassen, ein Eigenthum desjenigen wurden, der Neigung hatte sie für sich in Anspruch zu nehmen.

Zunächst um Buenos-Ayres wohnen nicht eigentliche Wilde, sondern verwilderte Europäer, die Guauchos, Abkömmlinge von Spaniern oder Portugiesen und eingebornen Mädchen, sie rühmen sich aber mit stolzem Mund ganz reinen Blutes zu sein. Es sind die einzigen Arbeiter, sie versorgen die Hacienda ihres Herrn mit Fleisch, indem sie die Stiere schlingen, wie es S. 689 mit den Pferden der Comanchen beschrieben ist und wie unsere Zeichnung es giebt, im Uebrigen sind sie Räuber und Diebe und Mörder,



Der Stier mit dem Lasso gefangen. Guauchos.

wie nur Wilde es sein können, obschon sie auch einige Tugenden derselben haben, z. B. ihnen geschenktes Vertrauen nicht täuschen, also zu Zeiten ganz ehrlich sein können. Von den eingebornen Völkerschaften hier an den Pampas scheint es, als ob sie des Titels der Wilden noch mehr theilhaftig zu werden verdienten als die Bewohner des nördlichen Theiles; was man von ihnen weiß, spricht wenigstens eine Rohheit aus, welche sich in den nördlichen Provinzen nicht findet.

Das eigentliche Gebiet dieser wilden Völkerschaften erstreckt sich von dem 45° südl. Breite bis in die Nähe von Buenos-Ayres, aber nur weiter

südlich haben sie eigentlich feste Wohnsitze und wenn sie auch nach Buenos-Ayres streifen, so werden sie doch dort niemals wohnend, sondern nur immer flüchtig vorüberreitend, gesehen. Da ihre Hand gegen Jedermannn ist, so ist selbstverständlich Jedermanns Hand auch gegen sie. Sie stehen in einem fortwährenden Kriege, sowohl unter sich als gegen die Weißen und sie werden nach Kräften gejagt, man sucht sie zu vertilgen, aber keineswegs so systematisch, wie dies von Seiten der Nordamerikaner geschieht und daher auch nicht von so glücklichem Erfolge, die Abkömmlinge der Engländer haben es hierin viel weiter gebracht.

Die auf den großen Raum vertheilten Reitervölker theilen sich in drei Hauptgruppen. Die waldige Region, welche sich zwischen Belvedero, Mendoza und dem Rio Diamante erstreckt, wird von den Mamuelchen durchstreift, in dem Raume, welcher vom Rio Salado zum Rio Negro reicht und an die Republik Buenos-Ayres stößt, wohnen die eigentlichen Pampéros und südlich vom Rio Negro wohnt derjenige Stamm, den man allenfalls Patagonier nennen könnte, der aber bei der großen Ausdehnung dieses Flächenraumes selbstverständlich in viele verschiedene Stämme zerfällt, die sich nöthigenfalls zu zweien oder dreien für große Expeditionen verbinden, sonst aber gar häufig feindlich gegen einander auftreten. Man glaubt dieser Stämme neune zu zählen, aber da sie gar keine festen Grenzen haben, so ist es schwer, hierüber zu irgend welcher Gewißheit zu gelangen.

Ihre verschiedenen Wohnstätten bedingen ihre Verschiedenheit unter einander, welche abhängig ist von der Natur des Bodens und von dem Klima. Diejenigen, welche im nördlichsten Theile der Pampas wohnen, d. h. in demjenigen, der dem Aequator am nächsten, also auch selbstverständlich am wärmsten gelegen ist, scheinen die am wenigsten gefährlichen, am mehrsten civilisirten zu sein. Wenn schon immer Räuber, Mörder, Mordbrenner, sind sie doch nicht mehr so ganz die brutalen Wilden der weiter südlich gelegenen Steppen; auch gehen sie wenigstens einigermaßen bekleidet, wenn auch nur mit dem, was sie den durchziehenden Karavanen graubt haben, sie tragen die Ponchos, welche von Buenos-Ayres bis zu den Cordilleras und von Süden nach Norden bis Mexico allgemein verbreitet sind, sie tragen auch Jacken und Beinkleider aus farbigem Baumwollenzeug und sehen demnach, wie wir uns vielleicht übermüthig ausdrücken würden, doch einigermaßen Menschen ähnlich. Die weiter südlich Wohnenden sind ganz rohe Natursöhne, sie kennen gar keine Bekleidung trotz der Rauhheit des Klimas, welches indessen keinen Eindurck auf sie zu machen scheint. Sie kommen nur dann in Berührung oder Verbindung mit Europäern, wenn sie plündern wollen und verfahren dann auf das Allergrausamste und Entsetzlichste mit

ihren unglücklichen Gefangenen, nur mit seltenen Ausnahmen Jünglinge, sonst nur Kinder oder sehr junge Frauen, welche ihre Sinne reizen.

Daß sie Alle eines Stammes sind, geht daraus hervor, daß sie durchweg dieselbe Sprache reden, nur Dialektverschiedenheit kann man finden, wie man diese ja auch in jeder anderen Sprache findet, aber eine weitere Verschiedenheit läßt sich nicht entdecken, auch nicht in ihrer sonstigen Lebensweise, welche von einem Ende ihres weitläufigen Reiches bis zum andern ganz dieselbe ist und nur in einzelnen Zufälligkeiten Abweichungen darbietet.

Merkwürdig ist, daß selbst diese ganz rohen Wilden eine Art Religion haben, sie erkennen zwei Götter, einen guten und einen bösen. Den Wohnsitz des ersteren kennen sie nicht, der des bösen ist die Oberfläche der Erde, auf welcher er das Gras verdorren läßt, damit ihre Pferde sterben, von welcher er das Wild verscheucht, damit sie selbst Hungers sterben, kurz dieser böse Gott ist die Wurzel alles Uebels. Er begeistert auch einzelne Menschen, welche dann seine Diener werden und im Stande sind bis in den Mittelpunkt der Erde zu sehen, ein Glaube, der sich jedoch immer mehrt verliert, wohl hauptsächlich, weil sie nichts, was einem Priester ähnlich wäre, kennen, die Mutter überträgt die Begriffe, welche sie von diesen Gottheiten hat, auch auf ihre Kinder und diese pflanzen sie weiter fort, aber sie haben wirklich Gebete und sie haben auch Opfer, wenn schon nur Rauchopfer, nämlich solche von Tabaksrauch.

An Tabak nämlich berauschen sie sich beinahe bis zum Wahnsinn, in der Regel wird er durch Plünderung ihr Eigenthum, aber wenn sie ihn nicht auf diese Weise erhalten können, so machen sie große Reisen nach den am Meeresufer gelegenen Niederlassungen und verschaffen sich denselben um jeden Preis, sei es auch, daß sie Frau und Kinder als Sklaven verkaufen.

Ihre Art, denselben zu rauchen, ist so unappetitlich als sonderbar. Sie vermischen denselben nämlich mit dem Dünger von Pferden oder von Rindern, füllen ihn dann in einen Stein, der zu einer Art Pfeife ausgehöhlt ist und als Tabakspfeife dient, nun legen sie sich auf den Bauch und ziehen dann langsam so viel Tabacksdampf in die Lungen, als dieselben irgend fassen können, gegen den heftigen Reiz, den dies verursacht, müssen sie sich von Kindheit an abgestumpft haben, denn ein solcher Reiz findet bei ihnen nicht statt. Sie halten nunmehr den raucherfüllten Athem so lange an als sie nur können und entlassen ihn dann nicht durch den Mund, sondern durch die Nase und nun nehmen sie wieder in gleicher Weise eine neue Portion Rauch zu sich, bis sie allmälig in einen, an den Wahnsinn grenzenden Rausch verfallen, welcher dadurch befördert zu werden scheint, daß sie den Mund sehr häufig mit einem Schluck Wasser füllen, welches den Rauch oder das, was er zurückgelassen hat, hinunterspült.

Das Rauchen soll etwas Heiliges sein, und die ersten Züge aus der angezündeten Pfeife verschlucken sie nicht auf die eben beschriebene Weise, sondern sie blasen sie rasch hinter einander von sich, als Opfer für ihren guten Gott, dem sie dieses bemerklich machen, indem sie ihn anreden: „Großer Mann! Herr der Erde! schenke mir immer genug zu essen und gutes Wasser zum Trinken, auch einen guten Schlaf. Hier hast Du dafür das Beste, was ich besitze, rauche mit mir!"



Durch Tabackrauchen bis zum Wahnsinn berauschte Pampas-Indianer.

Wenn sie nicht mehr rauchen können, so übergeben sie sich in einer Weise, daß man glauben sollte, sie müßten die Eingeweide ausbrechen, hierauf verfallen sie in wilde Träume von Kampf, Raub und Jagd, wegen deren sie sich eben zu berauschen scheinen, denn daß dieses der Kopfschmerzen und des Erbrechens wegen geschehe, läßt sich kaum denken. Sie liegen dabei auf dem Rücken, schreien, schlagen wüthend um sich, brüllen vor Wuth und vor Schmerz, aber nun nähern sich ihnen Weiber und Kinder, bedienen sich der glimmenden Pfeifen und setzen sich allmälig in denselben schauerlichen Zustand.

Wenn sie nüchtern sind, erscheinen sie als vortreffliche Jäger und als eben so vortreffliche Plünderer. Auf ihren raschen, lebhaften Pferden, welche scheinbar ohne alle Anstrengung eine Strecke von 10 deutschen Meilen im Galopp zurücklegen — bewehrt mit dem Lasso und mit den tödtlichen Kugeln, ferner mit einer langen Lanze, deren Spitze aus einem wohl geschliffenen

Knochen besteht, eilen sie der Gegend zu, welche ihnen durch ihre Kundschafter als diejenige bezeichnet ist, durch welche eine Karavane kommen wird. Sehr merkwürdig ist, daß diese Kundschafter in der Regel Spanier sind, welche ein Gewerbe aus dieser Schändlichkeit machen, sie bedingen sich nämlich einen Theil der Beute, und zwar nicht in Waaren, sondern in baarem Gelde aus, welches die Patagonier noch nicht zu schätzen wissen, wenigstens die weiter südlichen Völkergruppen. Ihnen sind die Waaren in natura lieber als die runden Metallstücke, wofür sie dieselben erhandeln können; dies dürfte allerdings seine Berechtigung haben, da sie nicht wagen dürfen sich den Städten zu nahen.

Haben sie den Transport erreicht, der ihnen angekündigt oder verrathen worden ist, so umkreisen sie denselben mit wildem Geschrei. Es hat etwas Dämonisches, diese nackten Gestalten auf ihren ebenso nackten Rossen unter teuflischem Geschrei daher kommen zu sehen, wie sie ihre gefährlichen Kugeln schwingen und ihre drohenden Lanzen handhaben. Bald ist der Transport von einer ganz rasenden Menge umschlossen und nun beginnt ein schonungsloses, ein erbarmungsloses Schlachten. Die Schlinge fliegt um den Hals des Mannes, vergeblich wäre jeder Versuch, sich ihrer zu erwehren, es sei denn, daß man einen großen Regenschirm über seinem Haupte ausgespannt hielte, dies Ding ist freilich in Südamerika völlig unbekannt, aber die mögliche Hülfe wäre auch hier nur eine illusorische, hindert der Schirm durch seine große Fläche auch die Schlinge dem Angegriffenen über seinen Hals zu fallen, so hindert er doch nicht, daß die langen Riemen mit den Kugeln sich um den Leib des Angegriffenen schlingen, oder daß die Lanzenspitze den Weg in seine Brust finde.

Der vom Pferde oder vom Wagen Gerissene wird nun im Kreise um seine Karavane geschleift, und während immer neue Opfer fallen, zerschmettert er sich an den Hufen der Pferde oder an den felsenhart getrockneten Schollen des Pampasthones die Glieder, glücklich, wenn das Haupt das Erste ist, was daran zerbricht. Immer von Neuem erfaßt ein anderer Lasso ein zehntes, ein zwanzigstes Opfer, bis alle Männer und alle älteren Frauen in gleicher Weise von ihren Thieren gerissen, im Kreise umhergeschleift werden, allmälig ersterbend, oder, wenn es den barmherzigen Wilden zu lange dauern sollte, durch Lanzenstiche befördert.

Liegen die wehrhaften Personen und die Alten endlich als verstümmelte, zum Theil ihrer Gliedmaßen beraubte Rumpfe blutend umher, so löst man die Schlingen von ihrem Körper und nun wird geplündert und ein Jeder bepackt sich mit dem, was er bekommen kann. Die Rinder und Pferde scheinen das Wichtigste an der Beute, sie werden mit besonderer Sorgfalt behandelt und einer Abtheilung anvertraut, um langsam nach Hause getrieben

zu werden, die Mädchen aber, die Kinder und die jungen Frauen bindet man, nachdem sie der letzten Spur von Kleidung beraubt sind, auf den Rossen fest, nicht darnach fragend, ob die Gliedmaßen durch die harten ledernen Riemen zerschnitten werden, oder ob der auf die Kruppe des Pferdes hängende Kopf durch die Schläge, welche er von dem Rücken desselben erhält, zerschellt wird, gleichviel, in sausendem Galopp geht es mit dem Raube den fernen Niederlassungen zu, indessen die Zugthiere, welche den Räubern zur Nahrung dienen sollen, langsam nachfolgen.

Bei diesem wilden und wüthenden Volke hat man doch merkwürdige Gebräuche beobachtet, von denen ich einige anführen will.

Die Verheirathung ist dort, wie beinahe überall unter den ganz rohen Völkern, ein Handelsgeschäft, aber es wird auf eine ganz besondere Art begünstigt und erleichtert. Nachdem sich nämlich der Heirathscandidat unter den Töchtern des Landes umgesehen hat und seine Wahl getroffen, so theilt er allen denjenigen, welche er für seine Freunde oder für seine Verwandten hält, seine Absicht mit, ein jeder giebt ihm nun einen guten Rath, aber er fügt dazu auch ein Geschenk, wodurch er ihm seine Theilnahme beweisen will, dieses besteht in einem Pferde oder in einem Zaumzeug für ein solches, dessen metallische Theile von Silber sind (durch die Patagonier von den Andes-Völkern eingetauscht, die sowohl Silberminen haben, als auch das Schmelzen und Gießen desselben verstehen, bei den Patagoniern findet man keine Spur von Industrie).

Ist nun eine gewisse Zeit verflossen, in der der künftige Bräutigam sein Besitzthum an Pferden, Rindern, schweren silbernen Sporen sich vermehren sieht, und hat er ferner nichts mehr zu erwarten, so begiebt er sich nunmehr zu dem Vater seiner Auserwählten und trägt demselben seine Wünsche vor, was immer in den allerdichterischsten und zartesten Ausdrücken geschieht. Der Bewerber wird jederzeit abgewiesen, kommt jedoch am anderen Tage mit einem Gehülfen wieder, bittet nochmals in den höflichsten Ausdrücken um die Hand der Dame und sein Begleiter verspricht ein Geschenk, in der Regel dasjenige, welches er selbst bei der Mittheilung seines Vorsatzes dem jungen Bewerber gemacht hat.

Abermals abgewiesen, kommt der Freier mit zwei, mit drei, mit zehn Gehülfen wieder und dies dauert so lange, bis der dereinstige Schwiegervater glaubt, nunmehr alle Verwandte, Freunde oder überhaupt Geschenkgeber vor sich zu sehen, dann endlich giebt er nach, stellt sich gerührt von der Beharrlichkeit des Bewerbers und es wird der Tag der Hochzeit angesetzt, an demselben Abend aber findet die Verlobung statt und diese wird gefeiert durch ein ausgewachsenes, zu diesem Behufe eigen gemästetes Füllen, welches die Weiber schlachten und zerlegen, worauf alle Anwesenden sich beeilen, dasselbe zu ver-

zehren, Niemand darf sich entfernen bevor der letzte Knochen abgenagt ist, und diese Knochen werden nunmehr irgendwo eingegraben; doch immer in solcher Nähe, daß die Familie der Verlobten sie vor sich hat, und bei dem Anblick der zu diesem Behufe bezeichneten Stelle tritt immer die geschehene Verlobungserinnerung ein. Wenige Tage darauf wird die Hochzeit gefeiert, dabei bringen die Schwiegereltern das Fell des zur Verlobung geschlachteten Füllen mit, machen es dem verlobten Paar zum Geschenk für das Hochzeitslager und nun folgt eine furchtbare Fresserei, die mit der ekelhaften Berauschung durch Taback endet.

Auch ein Lendemain wird gefeiert. Bei demselben besuchen die benachbarten Frauen die Neuvermählte und die Männer den jungen Ehemann und wie bei uns frivole Leute, denen es gefällt auch die letzte Spur des poetischen Duftes wegzuwischen von Allem, was mit ihnen in Berührung kommt, sich ziemlich unverblümt nach allerlei zu erkundigen, was im Gefolge der Hochzeitsnacht ist, so wird dort unter den Patagoniern nur noch unverblümter nach Allem geforscht, was hierauf Beziehung hat. Die Eigenschaften des Bräutigams und der Braut werden bis in das äußerste Detail verfolgt und unter Lachen und Höhnen werden Maße von manchen Dingen gefordert, welche sich nicht messen lassen, in welcher Hinsicht besonders die Weiber an Unverschämtheit Alles überbieten, was man sich denken kann. Diese Unverschämtheiten müssen nicht nur in freundlichster Weise aufgenommen, sondern auch durch ein reiches Tractament belohnt werden.

Wie bei allen rohen Völkern wird die Frau in der Regel höchst grausam behandelt, die Weiber sind dessen gewohnt und ertragen viel, wenn aber die Sache schließlich zu bunt wird, so trennen sich die Paare meistentheils in großer Ruhe, in diesem Falle wird von den Schwiegereltern ohne weiteres wieder gegeben, was der junge Ehemann als Kaufpreis gegeben, der seinerseits wieder manches zurückläßt, um seine geschiedene Frau für das zu entschädigen, was er ihr geraubt. Ist es hingegen die Frau, welche die Trennung haben will und gegen den Willen des Mannes durchsetzt, so erklärt sie dieses ihren Eltern, welche dann mit bewaffneter Hand in das Zelt des jungen Mannes eindringen und die Frau mit Gewalt entführen, alsdann bekommt er den Kaufspreis nicht zurück, oder wenigstens nur einen geringen Theil desselben. Aus solcher Begebenheit entstehen immer tödtliche Feindschaften, welche nicht ohne Blutvergießen endigen und wohl gar die eine oder die andere, d. h. die weniger mächtige, die weniger zahlreiche Familie zwingen, den Stamm zu verlassen und sich zu einem anderen zu begeben. Rührt die üble Behandlung, welche das Weib zu erdulden gehabt, von einer begangenen Untreue her, so darf sie sich nicht beklagen, denn ihrem Ehemann stände sogar frei, sie sowohl als ihren Mitschuldigen zu tödten.

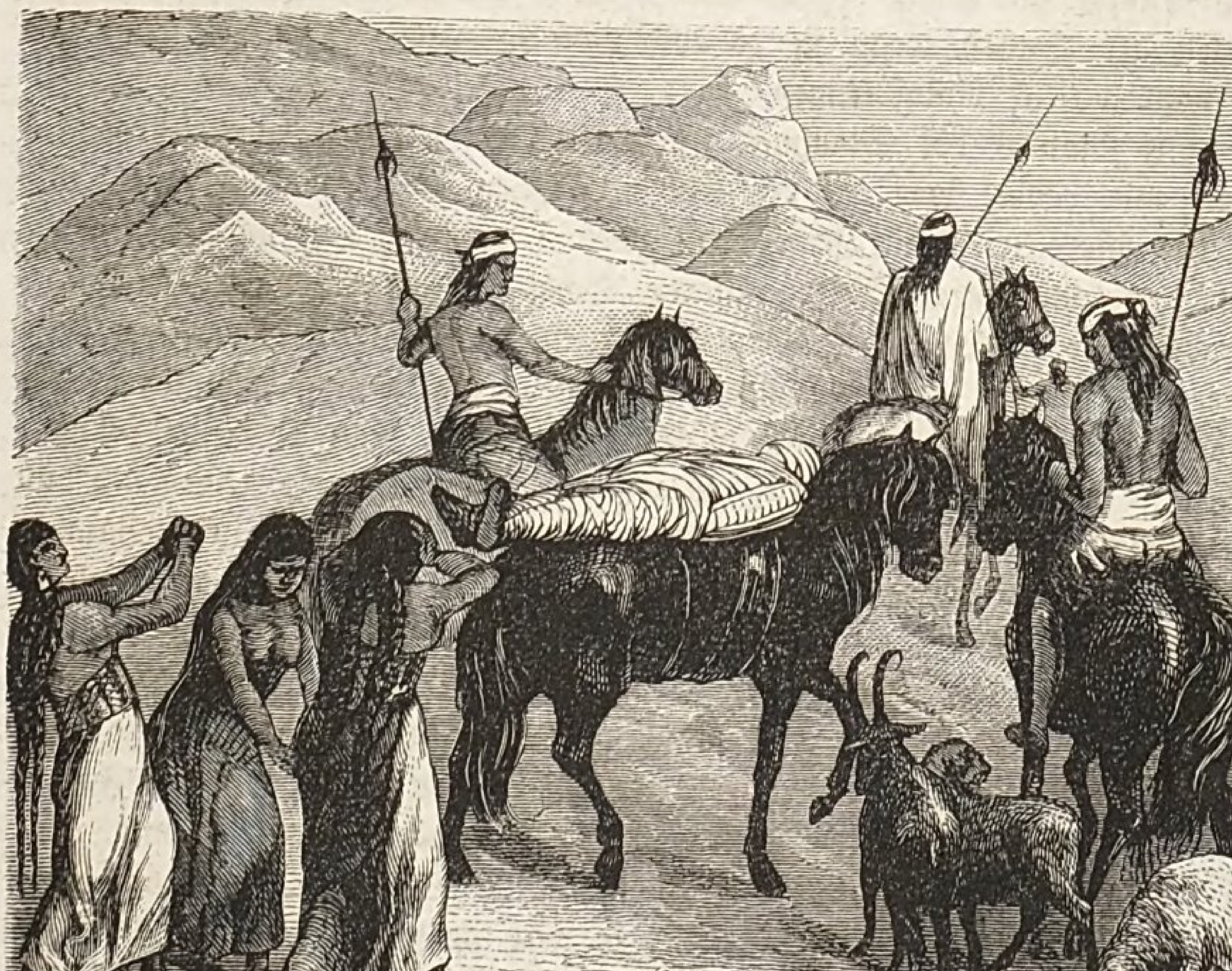
So wie bei der Hochzeit, so werden auch bei der Geburt eines Kindes große Schmausereien gehalten, vorausgesetzt, daß das Kind überhaupt zu leben bestimmt ist, denn Vater und Mutter berathen darüber, ob dasselbe am Leben bleiben soll oder nicht, in dem letzteren Falle wird es erbarmungslos erstickt, nicht begraben, sondern in die Wüste getragen, nicht eben weit vom Hause und wird dort den verwilderten Hunden und Geiern zum Mahle überlassen.

Soll das Kind jedoch am Leben bleiben, so wird ihm auch die vollste Elternliebe zu Theil, es wird von der Mutter bis zum dritten Jahre gesäugt, und um das Kind wohl zu nähren, berauben die Eltern sich selbst nicht selten des Nothwendigsten. Im vierten Jahre tritt die Operation ein, welche eine Epoche im Leben des Kindes macht, es werden ihm Ohrlöcher gestochen, der Vater schenkt dem Kinde ein gemästetes Füllen, dasselbe wird an den vier Füßen gebunden und so niedergelegt, das Kind wird sodann mit allerlei Fratzen bemalt, wird auf das Pferd gelegt, von seinen Verwandten gehalten und einer derselben macht mit einem scharf geschliffenen Flügelknochen des Straußes ein Loch in jedes Ohrläppchen, worauf ein Stück Metall hineingesteckt wird, bestimmt, um die Löcher zu vergrößern. Ist dieses geschehen, so wird das Füllen geschlachtet, während welcher Zeit der Operateur mit demselben Straußknochen, mit dem er die Operation vollbracht, einem Jeden der Anwesenden einen kleinen Schnitt in das erste Glied des rechten Zeigefingers macht und das daraus vergossene Blut dem bösen Gotte opfert, damit derselbe ihm kein Leid zufüge.

Unterdessen ist das Füllen nach allen Regeln der Kunst zerlegt, ein Jeder bekommt seinen Antheil und Jeder ist besorgt, den abgenagten Knochen zu den Füßen des Kindes niederzulegen, und damit ihm gewissermaßen zu versprechen, daß er ihm irgend ein Geschenk machen wolle.

Von diesem Zeitpunkt beginnt die Erziehung des Kindes. Man lehrt es den Lasso, die Bolos, die Lanze und die Steinschleuder brauchen, der Vater nimmt es mit zu Pferde, und im fünften Jahre kann es nicht nur selbst ein Pferd tummeln, sondern sich auch überhaupt den Seinigen nützlich machen, es hütet die Heerden, es sucht die Nester des Straußes auf, um die Eier zu rauben, und auch den wilden Ziegen, oder den hirsch- und rehartigen Thieren versteht der fünf- bis sechsjährige Knabe bereits beizukommen wenigstens ihre Jungen einzuholen und als gute Beute mit nach Hause zu bringen. Hat er sein zwölftes Jahr erreicht, so ist er in Allem, was ein Wilder braucht, unterrichtet, und er hat so viel Kraft wie ein Europäer von 25 Jahren, er macht alle Raubzüge, alle Jagden und Kriege mit und unterscheidet sich von den Männern nur durch den schlankeren Bau und eine etwas geringere Größe.

Aber auch die Weiber ziehen gleich den Männern zu Pferde in den Krieg und während diese sich mit den Beraubten oder auch mit den Soldaten herumschlagen, welche zu ihrer Verfolgung und zum Beistande der wandernden Kaufleute aufgeboten sind, vereinigen die Weiber mit einer seltenen Geschicklichkeit die Heerden und die Reitthiere der Angefallenen, und sie sind eben so muthig wie die Männer, fliehen nicht bei einer unglücklichen Wendung des Gefechtes, sondern brauchen die Schleuder und die schweren Kugeln mit ebenso großer Geschicklichkeit wie die Männer, nur pflegen sie den letzteren eine andere Bestimmung zu geben, sie suchen damit den Kopf des Gegners zu treffen und ihn so zu tödten, indeß die Männer diese Kugeln brauchen, um die Beine flüchtiger Menschen oder Thiere damit zu umschlingen und sie zum Falle zu bringen.



Ein Leichnam zum Grabe geleitet.

Auch die Begräbnißceremonien haben ihr Eigenthümliches, falls sie in dem Wohnsitz des Stammes vorgenommen werden. Fällt ein Mann im Kampfe oder auf der Flucht oder während der Heimkehr, so wird er sofort

in die Erde gescharrt; stirbt er jedoch in seinem Zelt unter seinen Stammesgenossen, so legt man die Leiche auf eine frisch abgezogene Pferdehaut, legt neben den Leichnam seine besten Waffen, seine besten Besitzthümer überhaupt, das silberne Zaumzeug und die schweren silbernen Sporen, dann wickelt man die Haut dicht und fest um den Körper und befestigt sie mit einer Masse von Bastbändern, dergestalt, daß sie das äußere Ansehen einer ägyptischen Mumie hat. Nun setzt sich ein langer Zug in Bewegung. Der Körper des Verstorbenen wird von seinem Lieblingspferde getragen, dem armen Thiere aber bricht man das linke Vorderbein, damit es hinke und dadurch den Schmerz um den Tod seines Herrn gleichfalls ausdrücke. Die Wittwen des Verstorbenen weinen, zerkratzen sich das Gesicht und raufen sich die Haare aus, alle Weiber des Stammes umringen sie unter furchtbar gellendem Geschrei und helfen den Wittwen weinen, unterstützen sie in den Aeußerungen der Trauer, wenn sie es auch nicht so ernst nehmen wie diese und sich nicht wirklich blutig kratzen.

Die Männer des Stammes gehen nach dem nächsten, noch unbesetzten Hügel und höhlen dort auf der Spitze desselben ein Grab aus, das arme hinkende Pferd wird mit seiner Last dorthin geleitet; dort wird das Pferd geschlachtet, und andere Thiere, Pferde, Schafe, Ziegen werden gleichfalls geschlachtet, sie dienen als Nahrungsmittel für den Verstorbenen, der diese Erde nur verlassen hat, um auf eine andere ihnen noch unbekannte Wohnstätte zu gehen und dort weiter zu leben wie hier. Nun werden die Thierleichen in das ausgehöhlte Grab gelegt und die Leiche auf dieselben. Dann wird das Grab zugedeckt und die Erde wird so fest als möglich gestampft, theils damit Raubthiere nicht dazu gelangen, theils aber, um das Grab so unkenntlich zu machen, denn man will sein Andenken verlöschen lassen, dann werden auch alle Sachen, welche er während seines Lebens gebraucht, verbrannt. Nachdem das Weinen und Heulen unter Beistand der anderen Dorfbewohnerinnen einige Tage gedauert hat, wird eine jede Wittwe von ihren Freundinnen zu ihren Verwandten geleitet, wo sie ein Jahr lang leben muß, ohne mit einem Manne in Berührung zu kommen. Sollte sie sich jedoch einen Fehltritt zu Schulden kommen lassen, so wird sie sowohl wie ihr Mitschuldiger getödtet, lebendig begraben zur Seite des Beleidigten, nach Ablauf eines Jahres hingegen steht einer jeden Wittwe das Heirathen wieder frei.

Sehr nahe verwandt sind mit diesen Pampas-Völkern auch die aus den Cordilleren herausbrechenden Horden der Araukos. Ihre Sitten sind denen der Pampas-Bewohner ähnlich und unterscheiden sich davon meistens nur, insofern wie ihre Wohnsitze (bei den einen im Flachlande, bei den anderen im Gebirge) es mit sich bringen.

Wir sehen, daß die Culturstufe, auf der sich diese Reitervölker befinden,

eine sehr niedere ist, dies hindert jedoch nicht, zuzugestehen, daß sie sich von derselben sehr wohl erheben könnten und höchst wahrscheinlich auch werden.

In Amerika ist die Folge noch nicht eingetreten, welche uns die Geschichte von Asien bietet, die nämlich, daß die Reitervölker die benachbarten Staaten so oft überfallen, bis diese beinahe ganz aufgerieben oder wenigstens in einem solchen Grade geschwächt sind, daß ihre Wehrhaftigkeit aufhört. Dann folgen den Reitern, den Kriegern, welche die Besiegung veranlaßt, nunmehr auch die Familien der Sieger und ihre Heerden, sie nehmen Besitz von dem Lande, von den Wohnungen der Unterjochten und machen diese zu ihren Sklaven, so ist es geschehen, seitdem Kyros der Gewalt der Reitervölker erlag, und so geschieht es noch, denn man sieht alljährlich viele Tausende von Persern, durch die turkomannischen Reiter aus ihrem Lande entführt, auf den Sklavenmärkten verkaufen und man sieht die Turkomannen selbst diese bedrängten Länder immer mehr und immer zahlreicher überziehen.

Unter solchen Hirtenvölkern bildet sich gewöhnlich der patriarchalische Zustand am reinsten aus, wiewohl er selbst etwas sehr Unreines ist. Man macht sich von solchen Patriarchen in der Regel ein gar ideales Bild. Der Patriarch ist der Aelteste, ist das Haupt des ganzen Stammes, welcher immer nur aus einer Familie besteht, aber die Mitglieder dieser Familie können so zahlreich sein, als es die Natur des Bodens, die bequeme Lebensweise, das gesunde Klima irgend gestatten, können so zahlreich sein wie das ganze Volk der Israeliten, welches bis auf sein letztes Glied aus den Lenden Abraham's stammt, dessen Söhne und Enkel sich die Vermehrung des Geschlechtes sehr angelegen sein ließen, bis Jakob mit seinen zwölf Söhnen nach Aegypten zog und diese ohne Vermischung mit Anderen schließlich in der Zahl von einer halben Million auswanderten.

Aber mit dem Patriarchenthum der Israeliten ist es nicht weit her. Als Vorbild dient uns vor Allen Abraham, ein für die damalige Zeit schon sehr mächtiger Fürst, aber seine Familie war nicht besonders zahlreich, wir wissen von zweien Söhnen, vom Ismaël, dem Kinde einer Beischläferin, und vom Isaak, dem von der 90jährigen Gattin geborenen, rechtmäßigen Sohne. Dennoch konnte er kleine Heere aufstellen, aber nicht von Mitgliedern seiner Familie, sondern von Sklaven und Sklavinnen, welche aus anderen Völkern geraubt oder gekauft waren und welche zum Theil auch in seinen Zelten geboren und groß geworden, wie die schwarzen Sklaven der nordamerikanischen Pflanzer, welche aber weit davon entfernt waren, für ebenbürtig mit ihrem Herrn gehalten zu werden, deren Töchter daher wohl zu Kebsweibern, aber nie zu Gattinnen ihrer Söhne werden konnten.

Wir stellen uns gewöhnlich unter dem patriarchalischen Zustande einen der höchsten moralischen Reinheit vor. Wenn wir aber lesen, was die Bibel

über Abraham, Isaak, Jakob, Esau, Juda ꝛc. erzählt, so sind wir gezwungen zuzugestehen, daß die sogenannten Vorbilder der christlichen Welt Räuber, Spitzbuben, Betrüger im allerausgedehntesten Begriffe dieser Worte sind. Und wenn der König David, der Mann nach dem Herzen Gottes und der weise Salomo, nur Räuber, Mörder, blutschänderische Schurken waren, weil es die Sitten und Gebräuche ihres Zeitalters mit sich brachten, sie also in sofern zu entschuldigen wären, so ist es doch nicht zu entschuldigen, daß man sie als Muster zur Nachachtung aufstellt. Ausschweifungen der gröbsten Art, Ehebruch, Betrug, List, Mord unter Brüdern reichen sich in ununterbrochener Kette immer wiederkehrend die Hand und von dem, was wir von der Sittenreinheit der Geßner'schen Hirten lesen, ist in der Wirklichkeit keine Rede. Es scheint auch der Mensch nicht einmal fähig sich rein zu erhalten, wenigstens zeigt uns die Geschichte überall und selbst bei den allereinfachsten Verhältnissen das mächtig vorschreitende Verderben, welches nur durch weise und wohlgehandhabte Gesetze in gewissen Schranken gehalten werden kann. Die Colonisten auf den Südsee-Inseln, in Nordamerika, in Südafrika, würden sich überall in dem Falle befunden haben, den das Ideal patriarchalischer Regierung und Lebensweise voraussetzt, allein überall ist das Verderben mit ihnen geschritten, waren sie lasterhaft, als sie dahin kamen, so wurden sie in der völligen Gesetzlosigkeit, in welcher sie sich befanden, bald verbrecherisch, das geht bekanntlich so weit, daß in Nordamerika keiner mehr vor dem Anderen sicher ist und Jeder bewaffnet mit einem fußlangen Klappmesser und einer Drehpistole ausgeht.

Auch die Neigung zum Despotismus scheint dem Menschen angeboren. Die Cap-Colonie zählt eine Klasse von theils holländischen, theils deutschen Ansiedlern, durchgehends sehr reiche Bauern, welche man daher auch auf Holländisch so benennt, Boers. Sie haben große Ländereien, ihre Söhne und ihre Knechte weiden zahlreiche Heerden, aber diese Knechte sind Schwarze, sind Hottentotten, sind diejenigen, denen sie ihr Land aberobert oder abbetrogen haben, denen sie die Häuser verbrannt, die Heerden entführt haben. Diese armen Schwarzen werden auf die schrecklichste Weise gemißhandelt und zwar um so schonungsloser, als sie nichts kosten, als der zu Tode Gehetzte alsbald durch einen Anderen ersetzt wird und mehr als das, denn für den fehlenden Sklaven erobert man sich oder fängt man ein eine ganze Familie aus dem nächsten Hottentottendorf und deren Heerde auch und wehe denjenigen, die sich widersetzen wollten; schon so fallen genug Greuel vor, aber das Wehren würden ein Schlachten der ganzen Bewohnerschaft des Dorfes zur Folge haben.

Die Boers sind, wie bereits oben bemerkt, directe und unmittelbare Abkömmlinge der Europäer, sie haben Waffen und Geräthe wie die Europäer,

aber nur einige Gebräuche erinnern noch an europäische Civilisation, denn sie sind wirklich wieder herabgesunken zu dem früheren Zustande des patriarchalischen Hirtenwesens, sie treiben wenig Ackerbau, wenig Gartencultur, sie leben hauptsächlich von ihren überaus zahlreichen Heerden, welche sie auch außer dem natürlichen Wege auf die Weise vermehren, wie es vielfältig geschehen ist mit den Heerden der Israeliten, sie holen sich das Vieh der Nachbarn und fragen nicht nach der Berechtigung, fragen nicht danach, wie die Beraubten ihr Leben ferner fristen werden, ein gänzlich gleichgültiger Punkt bei ihrer Handlungsweise — sie verkaufen den Ertrag ihrer Heerden, werden sehr reich, leben aber dennoch in höchster Einfachheit in großen, ganz bäuerlich eingerichteten Wohnungen mit der ganzen Familie, mit Kindern und Enkeln, auch wohl mit verheiratheten Enkeln unter einem Dache, üben die unbegrenzteste Gastfreundschaft, kennen keine anderen Freuden als die reichlichen Essens und Trinkens, welches bei den jüngeren Mitgliedern der Familie mit dem wildesten Tanze abwechselt, was alles ganz dem Leben der alten nomadisirenden Hebräer gemäß ist, aber sie sind die unduldsamsten Tyrannen, sie üben eine so furchtbar strenge Gewaltherrschaft, daß sie vollständig für Nachbilder jener alten Nomaden gelten können, sie halten sich für Herren über Leben und Tod ihrer Untergebenen, und ließen sich selbst von der engländischen Regierung, welche die Absicht hatte, das Loos der Sklaven zu bessern, nichts sagen, nichts befehlen, und als man mit Ernst gegen sie einschritt, zogen sie es vor, ihre Niederlassung aufzugeben, sie zogen lieber von dannen in das Innere des Landes hinein, als daß sie ihre Herrschaft über die Sklaven aufgegeben hätten.

Die späteren Israeliten waren durchaus nicht mehr Hirtenvölker, waren es nicht mehr wie die jetzigen ansässigen Araber. Sie trieben zwar die Viehzucht in ziemlich ausgedehntem Maßstabe, allein sie hatten einen bedeutenden Acker- und Gartenbau und hatten, was damit immer verbunden ist, feste Wohnsitze, denn Aecker und Gärten wandern nicht mit dem Stamme wie das Vieh und die Wohnungen der Menschen, die Zelte.

Wahre Hirtenvölker sind noch auch jetzt die Araber ziemlich in derselben Gegend, in welcher früher die Israeliten umherzogen, sie stehen unter Familienhäuptern und viele solche unter Stammeshäuptern und sie vereinigen in ihrem Charakter alle Tugenden und alle Laster der Nomaden. Sie sind gastfrei, aber räuberisch, sie sind tapfer, aber rachsüchtig, sie sind gehorsam ihren Stammes- und Familienoberhäuptern, aber sie sind ungebändigt durch irgend eine Macht. Ununterbrochen auf der Hut gegen äußere Feinde, bleiben ihre Pferde gesattelt, sowohl um sich gegen einen Ueberfall vertheidigen, als eine sich ihnen darbietende Gelegenheit zum Raube alsbald benutzen zu können. Ihre Waffen sind Lanzen, Bogen und Pfeile, Säbel und Dolche,

aber mit diesen, für unsere Zeit sehr unvollkommnen Waffen greifen sie selbst sehr zahlreiche Karawanen an und verstehen sich meistentheils den Sieg zu verschaffen. Die Räuberei ist ihnen so zur Natur geworden, daß sie jeden einzelnen Wanderer anfallen, kommt der Beraubte dann in ihr Dorf, so wird er so gastfrei aufgenommen, als wäre er ein Sohn des Oberhauptes und er geht nicht selten reicher beschenkt von dannen, als er gekommen war, denn ein Jeder sucht ihm etwas von dem Schaden zu ersetzen, den er erlitten.

Wegen dieser Tugenden — sie rühmen sich des Raubes — und wegen der Geschicklichkeit darin halten sie sich für das edelste Volk der Erde und verachten besonders die in den Städten Wohnenden und die Kaufleute, welche mit den Karawanen ziehen, da sie dies für eine des Mannes unwürdige Beschäftigung halten.

Da sie vollständig umherziehend sind, kann man weder die Zahl ihrer Stämme noch ihrer Individuen angeben, sie wohnen in Dörfern beisammen, in denen sich Zelt an Zelt (gewöhnlich aus Filz gemacht, zu denen die Kameele das Haar liefern) reiht, zu einem großen, beinahe ganz geschlossenen Bogen, in dessen innerem Raume die Heerden während der Nacht versammelt werden, die Eingänge der Zelte sind alle nach dem Innern des Kreises gerichtet, die Außenwände bilden die einzige Schutzmauer gegen Raubthiere, aber merkwürdig genug, dieser dürftige Schutz wird wirklich von den Löwen respectirt. Während der Nacht hält ein Dutzend bissiger Hunde an derjenigen Stelle Wache, wo der Kreis nicht ganz geschlossen ist, um die Heerde vor dem Austreten zu hüten und um auch den Raubthieren die Zähne zu zeigen.

Die Steppen, in denen diese Stämme wandern, sind beinahe ganz baumlos, die Leute haben daher kein anderes Brennmaterial, als den Dünger, den ihr Vieh zurückläßt. Dieser troknet an der Sonne sehr schnell und wird dann sofort benutzt.

In so wenigen und schwachen Zügen unterscheiden sich die verschiedenen Hirtenvölker von einander.

Man könnte nun noch von den halb ansässigen, halb wandernden Völkern sprechen, welche wir in der Römerzeit in Germanien fanden und deren wir noch jetzt welche in den fruchtbaren Gefilden Kleinasiens sehen, dies wird jedoch mit wenigen Worten abgethan sein.

Die alten Germanen, als sie den Römern und Griechen bekannt wurden, waren ein Volk von großer Tapferkeit und sie waren so weit civilisirt, so zahlreich und in ihrem Verbande so mächtig, daß es den Römern niemals gelungen ist, sie zu unterjochen. Die Geschichte sagt uns durchaus nichts, wie sie zu dieser hohen Stufe gelangt sind, denn erst durch die Kriege der Römer gegen dieselben erfahren wir etwas von ihnen. Die Schilderungen

zeigen uns ein gewaltig tapferes Volk von edler Sitte, von großer Reinheit, das in den zahlreichen Heerden seinen Reichthum hatte, das aber zugleich Ackerbau und Gartenbau trieb, das also schon halb ansässig war. Die Männer liebten es, der Jagd auf gefährliche Thiere zu folgen, das mächtige Elenn, den Auerochsen, den Bären im dunklen Walde anzugreifen, mit dem Wolfe zu kämpfen, oder noch besser, feindliche Stämme zu bekriegen. Gefahr war den alten Deutschen Genuß und die Bekämpfung der wilden mächtigen Thiere des Waldes eine Freude, bei welcher gerne von der sonst angenehmen Ruhe abgesehen wurde, welche aber in vollstem Maße in ihre Rechte trat, wenn die Jagd oder der Kampf beendet war. Dann liebte der alte Deutsche gut zu essen und zu trinken und während ihm sein Gerstenwein eine behagliche geistige Steigerung brachte, der Arbeit zuzusehen, welche Weiber und Sklaven in Feld und Garten thaten.

Ergab es die Gelegenheit, wurde ein Fest gefeiert, so versammelten sich viele Männer zu einem großen Gelage, bei welchem gewöhnlich des Guten mehr gethan wurde, als wohl vernünftig und dann kamen auch Streitigkeiten vor, die oft genug blutig endeten, sonst aber fand man diese ansässigen Hirtenvölker gewöhnlich friedlich und selbst im Kriege waren sie nicht grausam, sie schonten die gefangenen Feinde, sie opferten sie nicht ihren Göttern, sie marterten dieselben nicht wie die nordamerikanischen Eingebornen, sie verstümmelten dieselben auch nicht, um in den abgeschnittenen Ohren oder wohl gar den Genitalien sich Trophäen zu verschaffen, wie es die Abyssinier thun, noch viel weniger haben sie dem Cannibalismus gehuldigt. Die hochcivilisirten Römer sahen mit Freuden den Gladiatorenspielen zu, wo Männer sich gegenseitig mit Schwertern bekämpften bis auf den Tod, dieselben Römer opferten den Göttern und opferten den Manen der Verstorbenen Menschenleben ohne Zahl, gleichfalls durch Gladiatorenspiele, indem die dem Besitzer der Gladiatorenschule bezahlten Sklaven sich paarweise bekämpfen mußten, bis die Hälfte geblieben war, worauf die Sieger nun einander gegenüber traten und sich zerhackten, bis wieder die Hälfte unterlag und so fort, bis zuletzt nur noch ein Paar übrig blieb, von dem der Sieger gewöhnlich die Freiheit erhielt, was denn von Anfang an dazu führte, daß ein Jeder seine Kräfte aufbot, um der Glückliche zu sein.

Solchen Vorwurf hat kein Historiker den alten Deutschen gemacht und sie hatten wohl Acht darauf, denn sie erzählen es uns von den höher civilisirten Kelten, von den Galliern und Briten und würden es den Germanen gewiß nicht erlassen haben, wenn sie diesen Makel an ihnen gefunden hätten.

Die geregeltere Lebensweise und die reichlichere Ernährung gestattete den alten Deutschen eine Vermehrung ihrer Bevölkerung, wie sie bei den Jägervölkern niemals möglich gewesen wäre und da sie noch dazu unter

tüchtigen, tapferen Anführern lebten, erblichen Häuptlingen, (welche jedoch nur durch ihre Tapferkeit sich zu Führern in der Schlacht aufschwingen konnten), so waren sie im Stande, die Feinde von ihren Grenzen fern zu halten, und selbst die Römer, obwohl sie in der Bewaffnung zu Schutz und Trutz ihnen weit überlegen, vermochten doch niemals so weit in Germanien vorzudringen, um das Land als eine Provinz ihres großen Reiches betrachten zu können, ja sie wurden zuletzt sogar vollständig aus den deutschen Landen hinausgeschlagen und die Deutschen folgten ihren früheren Feinden und bekämpften sie in ihrer Heimath und eroberten Italien und stifteten daselbst die Jahrhunderte lang bestehende Herrschaft der Gothen. Das hätte von einem bloßen Nomadenvolke gar nicht vollbracht werden können, aber der Ackerbau, mit der Viehzucht vereint, machte die Germanen selbstständig und kräftig genug für solche Thaten.

Aus dieser Stufe konnte sich auch die nächst höhere gestalten. Der Boden hatte anfangs für den Einzelnen gar keinen Werth, er war das Eigenthum des Stammes, aber nicht des einzelnen Mannes, ein Stück Wald wurde ausgerodet, ein paar Jahre hindurch von den Frauen und Knechten oder Unfreien bewirthschaftet, man weiß nicht einmal, ob durch die Gesammtkräfte eines Volksstammes oder ob durch jede Familie für sich. Sobald die Ertragsfähigkeit des Bodens abnahm, wurde ein neues Stück Wald urbar gemacht und das bisher bebaute Feld sich selbst überlassen. Wie aber nun in Zeiten des Friedens die Bevölkerung zunahm, mochte sich wohl auch die Ausdehnung des Ackerlandes vermehren und dann der in engere Grenzen gewiesene Wald nicht mehr so viel Wild gewähren, so daß zuletzt der freie Mann, des Müßigganges überdrüssig, selbst Hand anlegte bei der Bebauung des Bodens und so die jetzigen Zustände, die Vereinigung in Dörfer und Städte, die Unterwerfung unter erbliche Fürsten sich ausbildete.

Ein anderes Beispiel des Ueberganges aus einem Hirtenvolke zu einem Ackerbau treibenden geben uns die Turkomannen. Aus den asiatischen Steppen herüberkommend nach Kleinasien und Griechenland, gingen sie sofort in den Zustand der Halbnomaden über, sie schafften ihre Heerden nicht ab, aber sie bebauten gleichzeitig den Boden. Aehnliches geschah mit ihnen, als sie nach Persien kamen und die Mongolen erfuhren in China dasselbe. Der Turkomanne, welcher in seinen Steppen ein wildes Hirtenleben führt, läßt, im schönen Oxus-Thale angelangt, alsbald den Boden durch seine Weiber und durch die Sklaven bebauen. Im Sommer zieht er wohl noch in seiner alten Neigung, umherzustreifen, zu den grasreichen Fluren entweder der früheren Heimath oder der nachbarlichen Gebirge und übergiebt seine Hütten und Gärten der Obhut einiger Wächter; aber wie nach und nach die Ansiedelung sich vergrößert, so bleibt auch ein größerer Theil des wandernden

Stammes daselbst zurück und es dauert nicht lange, so stellt man das Umherziehen ganz ein. In der Regel ist es schon die nächste Generation, welche sich ganz ansässig macht.

Dies ist keine theoretische Aufstellung, sondern es ist eine Thatsache, welche im Laufe von Jahrhunderten hat beobachtet und festgestellt werden können, immer neue Turkomannen langen in Persien und Kleinasien an und obwohl anfangs immer noch mit der Neigung zum Umherschweifen, bald aber an eine ruhige Seßhaftigkeit sich gewöhnend. Der Uebergang vom Halbnomaden zum ansässigen Ackerbauer geht um so schneller vor sich, als die Nachrückenden nicht für sich bleiben, sondern zu bereits Angesiedelten sich gesellen, sich mit diesen vermischen und eben dadurch in einer sehr viel kürzeren Zeit geeignet werden, den früheren Standpunkt zu verlassen.

Dies ist der glücklichere Fall, der die Wanderer treffen kann, der unglücklichere ist, wenn sie als nicht ansässige, wenn sie als wirkliche Hirtenvölker von mächtigen Feinden angegriffen werden, denn der Krieg gegen diese ist gerade der mörderischste. Bei ihnen ist der Mann der einzige, der für die Familie sorgt, der Krieg rafft die Männer hin, die Heerden treibt der siegreiche Feind davon und das ganze übrige Volk, Weiber, Kinder, Greise, gehen aus Mangel an Nahrung zu Grunde, bis auf diejenigen, welche man in die Gefangenschaft, welche man als Sklaven fortführt. Bei den ansässigen Völkern findet dies viel weniger statt und wir haben nur wenig Beispiele, daß solche Völker ganz ausgerottet wären, es geschah nicht einmal durch die Römer, welche Britannien eroberten, wohl aber durch die in großer Menge auftretenden, äußerst kriegerischen Deutschen, Dänen u. s. w, welche man in England noch heute mit dem Namen der Sachsen bezeichnet. Aehnliches ist geschehen, aber auf einem viel kleineren Raum, durch die Spanier auf den Canarischen Inseln und auf einigen der Westindischen. Selbst Ferdinand Cortez und der gräuliche Pizarro haben auf dem Festlande von Amerika es nicht vollständig bewerkstelligen können.

Ansässige Naturvölker.

Sehr viel höher und unserem jetzigen Zustande bei weitem näher stehen die Naturvölker, welche recht eigentlich ansässig sind. Schon eines kommt ihnen wesentlich zu statten, sie haben nicht eine Beschäftigung vorzugsweise, sondern es finden sich unter ihnen sowohl Fischer als Jäger, sowohl Viehzüchter als Ackerbauer, das letztere wird zwar immer die Hauptbeschäftigung

bleiben bei einem ansässigen Volke, da durch die Bebauung dem Boden am mehrsten abgewonnen werden kann, aber in den Flüssen wird immer Fischerei, in den Wäldern immer Jagd und auf den weniger fruchtbaren Landstrichen wird immer Viehzucht getrieben werden.

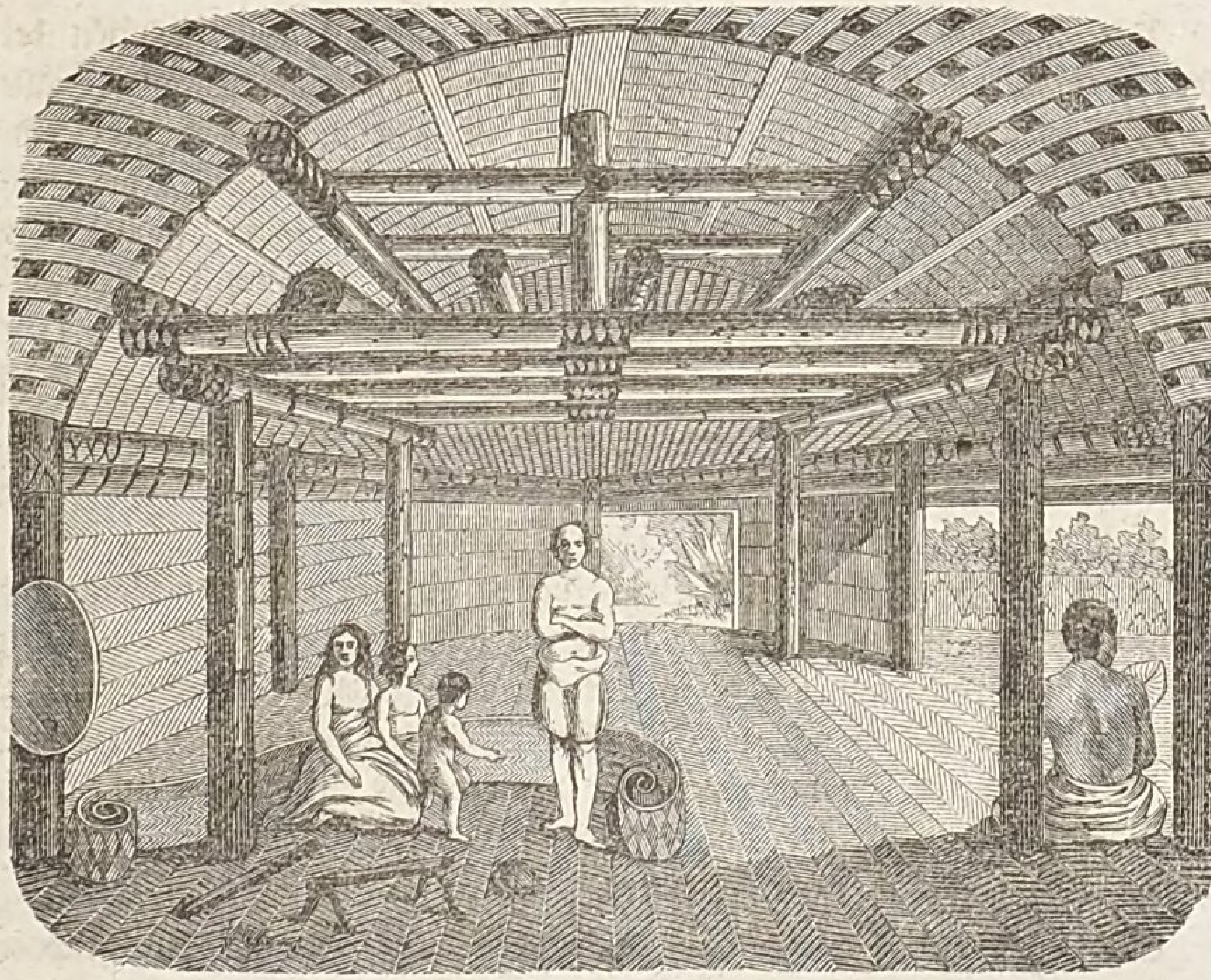
Die Uranfänge solch eines Zustandes sehen wir auf den vielen tausend Inseln des Indischen Oceans. Man muß bewundern, daß diese Inseln überhaupt bewohnt sind, denn es ist beinahe unerklärlich, wie Menschen dahin gelangen konnten. Viele derselben liegen gruppenweise beisammen, dann sind sie auch nur von derselben Race, von demselben Stamme bewohnt. Diese Gruppen aber liegen wieder so weit von einander in dem ungeheuren, beinahe ein Drittel der ganzen Erdfläche einnehmenden Meere, daß man thatsächlich nicht begreift, wie Menschen von einer zur anderen zu gelangen vermochten und gerade hier auf diesen, mitunter sehr kleinen Inseln hat sich die Ansässigkeit in einer seltenen Vollendung ausgebildet. Eine der bewundernswürdigsten Gruppen ist die der Freundschafts-Inseln, wie Cook sie nannte, der Tonga-Insel, wie die Einwohner sie nennen. Die früheren Culturstufen, welche die Bewohner durchschritten, sind gänzlich unbekannt, sie haben kaum eine Geschichte, oder etwas, was man so nennen möchte, ist nicht älter wie dieses Jahrhundert, wenn man die Zeit der Entdeckung ausnimmt, von welcher bis zum Anfange unseres Jahrhunderts sie gewissermaßen wieder verloren worden sind.

Zur Zeit, wo die Europäer zuerst ihren Boden betraten, befanden sie sich bereits in ihrem jetzigen Zustande, oder wohl vielmehr in einem glücklicheren, denn sie haben durch die Europäer nicht viel Gutes gelernt.

Die Einwohner hatten große, ihrem Klima angemessen gebaute, luftige Häuser, größtentheils auf einer Erhöhung stehend, durch Matten ringsum verschließbar und so eingerichtet, daß sie verschiedene Abtheilungen für die Nachtruhe und für die Zeit der tropischen Regengüsse einen angemessenen Schutz gewährten. Sie hatten diese Hütten zu Dörfern vereinigt, in größeren oder kleineren Gruppen, welche zwischen sich einen Raum zu den Versammlungen des Volkes übrig ließen, auf welchem ein unbewohntes, ein Berathungshaus stand, das auch wohl zu freundschaftlichen Zusammenkünften, zu unterhaltenden Spielen benutzt wurde.

In der Nähe der Häuser befanden sich die Gärten, welche alle in dem Schmuck der Früchte und den köstlichen Blüthen jener Zone prangten, die Zäune waren von der äußersten Zierlichkeit, man hatte noch keine Sägemühlen, um Bretter und Balken zu schneiden, man mußte also die Zäune aus Flechtwerk von gespaltenem Bambus machen, sie zeigten aber eine Zierlichkeit von solcher Art, daß man in dieser ganz überflüssigen Arbeit recht deutlich das Glück und die Muße erkennen konnte, deren sich diese Menschen

erfreuten. Es hatten sich bei ihnen auch bereits Künste des Friedens ausgebildet, sie webten und flochten Matten, sie schnitzten Bildwerke, sie verarbeiteten die feuersteinharten Zähne einiger Meeressäugethiere zu Schmuck, indem



Bewohner der Tonga-Inseln in ihrem Hause.

sie dieselben in lange schmale Blätter zerschnitten, sie verfertigten vielerlei Putz- und Schmuckgegenstände, sie versahen die Balken ihrer Häuser mit dem mühevollsten Schnitzwerk, sie bauten Kähne von einer seltenen Vortrefflichkeit und einer ebenso großen Zierlichkeit, welche keineswegs aus einem gehöhlten Baumstamme, sondern aus Blättern gemacht waren, die man aus Stämmen spaltete, dann glättete, über dem Feuer in zweckmäßige Form bog und endlich mit Stricken zusammen nähte, so fest und so dauerhaft, daß man darauf Reisen von mehr als 200 deutsche Meilen machte, um mit anderen Völkern in Verbindung zu kommen.

Was noch mehr wie das Bisherige ihre glückliche Lage charakterisirt, ist der Umstand, daß sie es bereits zu öffentlichen Vergnügungen gebracht haben. Diese bestehen in allgemeinen Tänzen bei Fackelschein, in phantastischen Aufzügen, in Wettkämpfen, in Speer- und Pfeilwerfen nach einem bestimmten Ziele, in Jagden auf kleine Thiere, welche zu diesem Zweck in einen begrenzten Raum zusammengebracht werden, in Gesängen, die man

gemeinschaftlich hält und in gemeinschaftlichen Mahlzeiten, wobei sich eine Kochkunst entwickelt, welche bewundernswürdig genug genannt werden muß, besonders wenn man bedenkt, daß sie das Fleisch der wenigen Thiere, welche sie haben, auf dreißig verschiedene Arten zu bereiten wissen.

Das Volk der Tonga-Inseln gehört nicht nur zu den schönsten der Erde, sondern es ist auch vielleicht das gutmüthigste und liebenswürdigste und wenn man leider hinzufügen muß, daß es jetzt nicht mehr ganz seine früheren liebenswürdigen Sitten hat, seine rührende Einfachheit, seine Gutmüthigkeit, seine Neigung, Freude zu geben wie zu empfangen, so hat man keinen Augenblick zu zweifeln, daß diese Veränderung lediglich von der Berührung mit den Europäern hergekommen ist.

Dieses Völkchen hat auch eine Regierung, hat erbliche Fürsten, hat einen Adel-, einen Handwerker- und einen Bauernstand, es hat eine Religion, hat hochgeehrte Priester, zeigt eine seltene Pietät gegen seine Verstorbenen und dankt alle diese Einrichtungen, diese Tugenden, diese glücklichen Eigenschaften lediglich seiner friedlichen Beschäftigung, es lebt nicht von Raub und Mord, es lebt nicht von Jagd und Krieg, es lebt von dem, was die Natur ihm bietet und von dem, was es ihr entlockt. Die friedlichen Beschäftigungen bringen friedliche Sitten mit, die Mädchen erfreuen sich nicht an der Haarlocke eines getödteten Feindes oder wohl gar an dem blutenden Haupte desselben wie bei den Harfurs und Dajaks, sie erfreuen sich an duftenden Blumen, womit sie ihr Haar schmücken.

Ein solcher glücklicher Zustand scheint sich weit über die Inselgruppen des Großen Oceans verbreitet zu haben, er war es in ganz gleicher Weise auf den Gesellschafts-Inseln und den Sandwichs-Inseln, er war es auf jenen schönen Eilanden, welche wir die Philippinen nennen und ist es noch auf den von Chamisso besuchten Radak- und Ralik-Gruppen, aber freilich auf den drei erstgenannten haben sich die Missionaire, haben sich die englischen Puritaner und die spanischen Jesuiten und Dominicaner die erforderliche Mühe gegeben, um die ursprüngliche Reinheit und Natürlichkeit der Sitten in Heuchelei und heimliche Sündhaftigkeit zu verwandeln. Der schreckliche Zustand aber, in dem sie sich gegenwärtig unter solchen Verhältnissen befinden, hindert nicht, den glücklichen Zustand zu bewundern, zu welchem sie früher gelangt waren, ehe man sie kannte und in dem sie verharrten, bis europäische Verkehrtheit und Brutalität ihrem Glück ein Ende machte.

Die Völker, welche wir hier betrachtet, gehören dem malayischen Stamme an, doch wohl in einer Vermischung mit dem indisch-kaukasischen, denn die körperlichen Formen sind so vollendet schön, wie man sie nur bei den edelsten Kaukasiern findet, womit keineswegs norddeutsche Bauern oder griechische

Straßenräuber gemeint sind, sondern die Georgier, Armenier, Persier, bis zu den eigentlichen Indiern hin.

Die Farbe dieser Insulaner ist sehr ungleich. Auf dem Tonga-Archipel sind sie beinahe so weiß, wie die Bewohner des südlichen Europa. Dunkler von Farbe sind sie auf den Gesellschafts-Inseln, viel heller wieder auf den Sandwichs-Inseln und unter derselben Breite, aber am entgegengesetzten Ende des Großen Oceans, auf den Philippinen, woselbst man die Eingebornen beinahe gar nicht von den Abkömmlingen der Spanier zu unterscheiden vermag, wenigstens nicht hinsichtlich des Teints, denn der Körper- und der Knochenbau überhaupt dürfte bei den Eingebornen wohl edler genannt werden, als bei den Europäern.

Etwas höchst Befremdendes muß wohl der Umstand genannt werden, daß unter ganz gleichen Bedingungen so blutdürstige, so grausame Völker sich ausbilden könnten, wie auf den Fidji-Inseln. Die Lage derselben ist die nämliche wie die des Tonga-Archipels, die Fruchtbarkeit dieselbe, der Acker wird bebaut und die Wälder haben nicht so reißende und so gefährliche Thiere, daß man vor ihnen so große Sorge zu hegen oder immer auf seiner Hut zu sein nöthig hätte. Die kleinen Volksstämme wohnen in Dörfern zusammen, haben manche technische Geschicklichkeiten sich erworben und würden wahrscheinlich ein ebenso glückliches Leben führen wie die Tonga-Insulaner, wenn sich bei ihnen nicht die schreckliche Sitte der Menschenfresserei eingebürgert hätte. Die Häuptlinge sind wahre Ogers, sie finden nicht nur das Menschenfleisch über Alles vortrefflich, sondern sie setzen auch eine Ehre darein, desselben so viel als möglich zu verschlingen und sich den Genuß so oft als möglich zu verschaffen, diese Ehre bekunden sie durch Denkmale, welche sie ihren Opfern setzen. Um das Haus des Häuptlings wird bei jeder neuen Abschlachtung eines Menschen ein neuer Stein so weit in den Boden gepflanzt, daß er nicht leicht daraus gelöst werden kann und doch ein tüchtig Stück davon sichtbar bleibt. Solcher Denkmale hat man vor dem Hause eines Häuptlings bis zur Zahl von mehr als 500 gefunden und er rühmte sich, diese Opfer sämmtlich in eigener Person vertilgt zu haben. Kein Häuptling zählt weniger als 100 solcher Trophäen; diejenigen Männer, welche nicht Häuptlinge sind, setzen ihren Schlachtopfern zwar keine Malsteine, aber sie sind darum nicht weniger thätig in diesem Fache und sie halten sich für berechtigt dazu, weil sie ihren Fürsten die Beute verschafft haben. Sie werden nämlich unter Anführung eines bekannten Kriegers auf die Menschenjagd geschickt, überfallen ein Dorf, nehmen Alles, was genießbar ist, d. h. jung, gesund und wohlgenährt, mit sich fort, zünden die Häuser an und kehren dann mit der Beute heim, welche wohl gefüttert, damit sie nicht vom Fleisch komme, allgemach an die Schlachtbank geliefert wird.

Auch hier weiß man nicht, wann diese schreckliche Barbarei eingeführt worden ist, unmöglich aber kann es lange her sein, denn bei der Art, sich das beliebte Wild zu verschaffen, müßten die Einwohner längst aufgerieben sein, falls der Cannibalismus seit länger als einem Jahrhundert Wurzel gefaßt hätte. Die neueren Reisenden, welche den Ersten der Häuptlinge, Tacomba, zur Mithülfe bewegen konnten, fanden eine solche Anzahl von Dörfern niedergebrannt, daß sie in ein wohl gerechtfertigtes Erstaunen darüber geriethen, als Dörfer aber waren dieselben nicht mehr kenntlich, sondern nur als leere Felder, von denen sich nachweisen ließ, daß sie einmal und zwar vor nicht langer Zeit bebaut gewesen waren.

In neuerer Zeit hat man vermocht, diesen Schändlichkeiten ein Ziel zu setzen und vielleicht wird nunmehr die so schrecklich herabgeschmolzene Bevölkerung sich wieder erheben können. Das Wunderbare ist eben die Thatsache, daß unter so ganz gleichen Verhältnissen durchaus verschiedene Zustände sich ausbilden konnten, während sonst gerade der Ackerbau die Sitten mildert.

Wahrscheinlich sind die Menschenfresser von andern Inseln hier eingewandert, schon der erste Anblick zeigt eine Racenverschiedenheit, sie sind von hellerer Farbe, von bedeutender Größe, sind sehr fleischig und sind fern von jeder Spur des Negerartigen, während dieses den Bewohnern des Innern anhängt, zwar nicht der Neger, wie wir sie in den Colonien oder in Afrika sehen, wohl aber wie die Australneger auf den großen asiatischen Inseln sich zeigen, sie bilden hier das von den Menschenfressern unterdrückte Volk, sowie die Dajaks auf Borneo und die Arfakis auf Celebes die von den Malayen Unterdrückten sind.

Dort, wo keine so entsetzlichen Verirrungen gefunden werden, bei den früher genannten Inselvölkern, die sich dem Ackerbau ausschließlich ergeben haben, findet man eine lebendige Phantasie, einen frischen regen Geist, ein treues Gedächtniß, findet man besonders in den Mädchen ein poetisches Talent, welches in Erstaunen setzt und eine Anmuth und Offenheit, welche nicht verfehlt hat, zu den härtesten Anklagen Veranlassung zu geben. Man nennt sie unsittlich, unkeusch, liederlich und wie alle die schönen Wörter heißen, mit denen man ihren einzigen Fehler belegt hat, den Fehler, ihren natürlichen Trieben zu folgen. Sonderbar genug, es ist noch Keinem eingefallen, den König Salomo liederlich zu nennen und doch hatte er außer seinen 800 Frauen noch 300 Kebsweiber und doch bestanden in seinem Volke eine Reihe strenger Gesetze gegen den Ehebruch und die damit verknüpften Vergehungen. Ein armes Mädchen aber auf den Südsee-Inseln, wo es keine solchen Gesetze giebt, nennt man liederlich, nennt man eine Metze, wenn sie Gefallen an einem Manne findet, so wie dieser an ihr und wenn sie ihm die Gunst gewährt, um welche er bittet.

Gewiß ist das bei uns im mittleren und nördlichen Europa ein Vergehen gegen die Gebote der Sittlichkeit, der Moral, der Religion, aber dort ist es kein Vergehen und wir thun sehr Unrecht, wenn wir jene einfachen Naturvölker mit unserem Maße messen wollen. Es ist ungefähr so, als wollte der englische Consul in Smyrna einen türkischen Kaufmann wegen Bigamie nach englischen Gesetzen verurtheilen, dort zog diese den Tod, dort zieht diese noch die Deportation nach sich, aber in der Türkei ist es erlaubt, vier Frauen rechtmäßig zu heirathen. Es ist, als wollte man einen türkischen Pascha wegen Ehebruch bestrafen, weil er von einer seiner Sklavinnen oder von vierzigen derselben Nachkommenschaft hat. In England und in Deutschland würde dies ein großes Aergerniß geben, in der Türkei ist es eine durchaus erlaubte, eine durchaus nicht schändliche Benutzung der Rechte des Mannes.

Die Milde der Sitten geht auch aus ihren Vergnügungen hervor. Sie halten Wettgesänge, in denen sie mit lyrischem Schwunge die Naturschönheiten besingen, mit so schönen, mit so wohlgefügten Worten, wie wir bei keinem der älteren Völker, selbst derer von hoher geistiger Bildung finden. Griechen und Lateiner haben uns selbst aus der Zeit ihrer höchsten Blüthe keine solchen Schilderungen hinterlassen.

Die Milde der Sitten zeigt sich auch in der Stellung der Frauen, welche gewöhnlich bei den Naturvölkern belastete Sklavinnen sind, hier aber bei diesen glücklichen, Gartenbau treibenden Völkern nur die leichteste Arbeit zu übernehmen brauchen, die Bereitung der Speisen, die Verfertigung der Zeuge aus Bast, das Flechten der Matten. Darum bleiben die Frauen auch viel länger jung und schön und darum bleiben sie auch viel länger von ihren Männern geliebt, sie sind nicht die Sklavinnen, sondern die freundschaftlichen Gefährtinnen des Mannes.

Auch der Unterschied der Stände hat sich hier auf diesen glücklichen Inseln in vollkommen friedlicher Weise und auf die natürlichste Art ausgebildet. So lange die Zahl der Bevölkerung gering ist, macht Keiner Anspruch auf besonderen Besitz eines Stückes Land, wie sich aber die Bevölkerung vermehrt, so sucht ein Jeder seinen Antheil am Boden festzuhalten und je nachdem dieser Besitz zufällig größer oder geringer war, bildete sich allmälig eine größere Achtung aus, deren er ganz stillschweigend genießt, die sich auch niemals in einer verletzenden Weise seinerseits breit macht, gewissermaßen begehrt zeigt, welche aber nichtsdestoweniger vorhanden ist und zwar sogar mit so vieler Macht verknüpft, daß daraus ein Eigenthumsrecht über Alles hervorgeht, was Andere besitzen. Dies Eigenthums- oder vielmehr Besitzergreifungsrecht wird thatsächlich und ganz willkürlich geübt, der natürliche

Sinn dieser Menschen neigt aber so sehr zur Billigkeit, daß man niemals sich zu beklagen Grund findet.

Wir haben einen Berichterstatter, Adalbert von Chamisso, welcher unserem Jahrhundert angehört und welcher, mit so großen Kenntnissen als vorurtheilsfreien Ansichten ausgerüstet, eine Inselgruppe besucht hat, als der erste Europäer, der einen Fuß darauf gesetzt, und was er von diesen Menschen erzählt, die noch nicht von der Pest der europäischen Ueberverfeinerung angesteckt waren, setzt in Erstaunen, daher wir einige Züge aus seinem Bericht anführen wollen.

Wie unter diesem glücklichen Himmelsstrich begreiflich, gehen sie ohne Bekleidung, statt deren die Tättowirung zu dienen scheint. Die Männer tragen einen schmalen Gürtel mit herabhängenden Baststreifen, die Frauen verflechten diese Streifen zu einer leichten Matte. Sie haben mancherlei Schmuck für Arm, Hals, Knöchel, welche ziemlich Allen gemein sind, nur die Tättowirung ist bei Männern und Frauen, bei Edlen und Unedlen verschieden. Die Häuptlinge zeichnen sich durch einen höheren Wuchs des Körpers aus, nicht wie auf manchen anderen Inseln durch ungewöhnliche Beleibtheit.

Ihre Wohnungen sind Dächer, welche auf etwa 4 Fuß hohen Pfählen ruhen, dieselben sind mit Cocusblättern gedeckt, sie haben aber einen festen Boden, so daß man in dem dreieckigen Raume, den sie bilden, aufrecht stehen kann, was unter diesem Boden, da wo die Pfähle das Dach tragen, nicht der Fall ist. Eine Matte dient als Bett, ein Stück Holz als Kopfkissen.

Ihre Nahrung besteht aus Cocos- und Pandanusfrüchten, ferner aus dem Fleisch der Fische, der Schildkröten und einiger Vögel. Die Früchte dieser Bäume reifen sehr ungleichzeitig, so daß es das ganze Jahr hindurch Blüthen, Ansätze zu Früchten, halb und ganz ausgewachsene und auch ganz ausgereifte Früchte giebt. Der Pandanus ist Gemeingut, der Cocosbaum muß gepflegt werden und ist daher Privateigenthum. Wer nun an einem Pandanusbaum eine reife Frucht entdeckt, braucht, um sich ihrer zu versichern, nichts weiter als ein Blatt dieses Baumes um einen Ast zu binden und er kann sicher sein, daß Jeder sein Eigenthumsrecht achten, daß Niemand sie berühren wird. Ein Gärtchen mit Blumen wird mit einer Schnur umzogen und diese schützt so vollkommen, oder viel vollkommener als bei uns ein Bretterzaun oder eine Steinmauer. Diese weiß der Dieb zu erklettern, da nun diese Schnur schützt, so scheint es ein Zeichen zu sein, daß es dort keine Diebe giebt. Selbst auf den volkreichsten Gruppen ist eine solche Schnur genügend.

Außer der Sorge für Nahrung, haben sie sonst wohl keine, und diese Sorge ist gering, da das Meer reich an Thieren und die Cocospalme reich an Nüssen ist, so sind sie denn stets heiter, überaus fröhlich zu Gesang und Tanz, welchen sie mit der Trommel begleiten, aufgelegt. Am Abend sieht

man sie um ihre hell lodernden Feuer versammelt, in Gruppen bei einander sitzend, singend und tanzend sich mit der Trommel begleiten. Sie haben mannigfache Lieder und viele derselben sollen reich an lyrischem Schwunge sein und immer frei von irgend etwas Anstößigem. Diese einfachen Gesänge vermögen sie dergestalt zu entzücken, zu begeistern, daß sie ihre Gelage bis weit in die Nacht hinein verlängern und zwar ohne irgend ein berauschendes Getränk und bei sehr mäßigem Essen.

Die Bedürfniße dieser Insulaner sind zwar nur sehr einfach, sehr gering, aber sie haben doch dergleichen, welche sie auf kümmerliche Weise nur befriedigen können, z. B. bedürfen sie eines Instruments, um ihre Stöcke, die sie als Lanzen brauchen, zu spitzen, um die harten Knochen der Meeressäugethiere, welche der Sturm mitunter an den Strand wirft, zu bearbeiten, Bäume zu fällen oder die Blattstiele zu spalten, um daraus Körbe zu flechten. Sie bewerkstelligen dieses mit zugespitzten Steinen, es wären ihnen daher Säge, Messer und Beil von unendlicher Wichtigkeit. Die Eingebornen sahen dieses Alles und noch vieles andere für sie gleich Werthvolle in den Händen der Matrosen, aber niemals äußerten sie Begierde danach, niemals bezeigten sie Neid, waren sie auf eine belästigende Weise unbescheiden. Die einzelnen Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition durchwanderten täglich ganz allein die dunklen Büsche, die Pandanuswälder, immer mit solchen Schätzen versehen, wie Messer, Baumsägen und dergl. sind, aber Keinem von Allen ist es begegnet, daß man einen solchen Gegenstand von ihnen gefordert, überall trat ihnen das Bild des Friedens und der Liebe entgegen.

In welches Haus man sich wandte, überall wurde man gastfreundlich aufgenommen, überall mit dem Besten bewirthet, was das Haus enthielt, auch wurde nicht getauscht und nicht verkauft, man schenkte und man wurde wieder beschenkt, aber die Eingebornen zeigten sich immer großmüthig, sie waren die Ersten und waren die Letzten, welche schenkten, und sie schienen im Geben beinahe eine größere Lust zu empfinden, als im Empfangen.

Die Frauen waren ungemein zurückhaltend, wo die Europäer sich zuerst zeigten. Sie entflohen nicht in lärmender Weise, aber sie verließen den Schauplatz der Landung und kamen erst in Begleitung der Männer wieder zurück, sie wiesen zwar die messingenen und die bleiernen Ringe und die Glasperlen nicht von sich, aber sie bezeigten eine bei weitem größere Freude über den Wohlgeruch der Holzsplitter des Cedernholzes der Bleistifte und sie boten selbst für diese Holzsplitter Theile ihres Schmuckes, Theile aus den Muschelkränzen, und ihre Blumen aus dem Haar und aus den Ohren dar.

Bei einer geringen Zahl von Menschen sah man doch viele Kinder und sah die zärtlichste Sorgfalt der Eltern gegen sie, überall machten sich anmuthige leichte Sitten bemerklich. Der Umgang zwischen den Häuptlingen

und den Mannen war frei von jedem Zwange, es blickte weder von der einen Seite der Hochmuth noch von der anderen die Erniedrigung durch.

Die Ehen beruhen auf freier Uebereinkunft und ein Mann kann mehrere Weiber nehmen, sie sind die freundlichen Gefährtinnen, nicht die Sklavinnen desselben, aber sie ordnen sich freiwillig und nicht gezwungen dem Manne unter. Beim Wandern gehen die Männer beschützend voran, die Frauen folgen. Wo gesprochen wird, sprechen die Männer immer zuerst, aber auch die Frauen werden aufgefordert ihre Meinung zu sagen und sie wird nicht selten gehört.

Verheirathete Frauen halten ihre Treue dem Manne sehr gewissenhaft, die Mädchen sind dagegen Herrinnen ihrer selbst und können auch nach Belieben wechseln, was Derartiges aber geschieht, wird in solcher einfachen und doch geheimnißvollen Weise vollzogen, daß Niemand eine Ahnung davon hat, daß Niemand dadurch unangenehm berührt wird. „Die Sitte ist so keusch, daß selbst der Mann seine Frau nicht in Gegenwart eines Anderen küßt oder sonst eine Liebkosung versucht, aber die Annäherung der beiden Geschlechter, welcher ein unabweisbarer Naturtrieb zusammenführt, unterliegt nicht dem geringsten Zwange; Jünglinge und Mädchen sind nicht beaufsichtigt und sie benutzen ihre Freiheit, ohne daß sie doch durch Schaustellung ihrer Zärtlichkeit ein Aergerniß geben. Hat die Liebe der jungen Leute die natürliche Folge, so bleibt das Kind bei der Mutter oder deren Eltern und trennt sich das junge Paar, so ist das Kind der jungen Mutter kein Hinderniß zu einer anderweitigen Verbindung oder Ehe, denn der Hergang ist ein durchaus natürlicher und dieser kann unter natürlichen Menschen unmöglich Schande in seinem Gefolge haben. Wenn das Kind so weit erwachsen ist, um der Pflege der Mutter nicht mehr zu bedürfen, nimmt es gewöhnlich der Vater zu sich, sollte Vater und Mutter sterben, so wird das fremde Kind von irgend einem anderen Paare aufgenommen und mit solcher Liebe behandelt, als wäre es das eigene.

Diese Menschen sind aber nicht religions- und glaubenslose Wilde, sondern sie verehren einen mächtigen unsichtbaren Gott im Himmel, dem sie ohne Tempel und Priester einfache Opfer von Früchten darbringen, wie es nach den mosaischen Büchern die ersten Menschen gethan haben und wie es auch noch zu Moses und zu Christus Zeiten geschah, nur mit dem Unterschiede, daß bei den civilisirten Menschen die Priesterkaste diese Verhältnisse regelte und den Löwenantheil für sich nahm.

In der Sprache von Radak heißt Jageach Gott und der Name dieses einen Gottes ist Anis. Wenn ein großer Zug gegen die Fische des Meeres oder gegen die Bevölkerung einer benachbarten Insel unternommen wird, so wird dem Gotte ein Opfer von Früchten unter Emporhalten derselben

und unter Anrufung seines Namens gebracht, wobei die ganze Einwohnerschaft zugegen ist. Wenn ein Hausvater zum Fischfange auszieht, so bringt er ein ähnliches Opfer im Kreise seiner Familie. Es giebt heilige Bäume, Cocospalmen, in deren Kronen sich Anis niederläßt. Man kennt diese Bäume und bezeichnet sie durch Baumstämme, welche im Viereck um die Wurzeln derselben gelegt werden. Auch das Tättowiren ist eine heilige Handlung und geschieht nur unter Zustimmung des Gottes, der deswegen befragt wird, bleibt das Zeichen aus, so wird die Tättowirung nicht vollzogen, daher es Personen giebt, welche ganz ohne diese Verzierung ihres Körpers sind. Würde man dennoch das Tättowiren vornehemen, so würde der erzürnte Gott das Meer über die Insel führen und sie zerstören. Auch den guten Ertrag ihrer Cocosbäume, das Ansammeln süßen Wassers in den Cisternen bewerkstelligen Gebete und Opfer, die man dem Gotte bringt; ebenso wendet derselbe die Gefahr der Ueberschwemmung durch das heranbrausende Meer ab, auch verhütet seine Güte den Tod durch die Meeresungeheuer. Es ist das Vertrauen eines Kindes zu seinem Vater, welches aus dieser Religion spricht und ihre Bekenner sind unschuldsvolle, liebliche Kinder, und so wie diese damals noch gänzlich unverdorbene, von Europäern noch nicht heimgesuchte Menschen waren, so dürfte man sich wohl die eigentlichen Naturvölker vorstellen, wenn nicht das Beisammensein zu Vieler auf einem für ihren Unterhalt nicht genug ergiebigen Boden Armuth und Nothstand und damit Verbrechen aller Art herbeiführte.

Nur selten mögen jetzt noch solche Völkchen zu finden sein, denn in dem halben Jahrhundert, welches seit ihrer Entdeckung verflossen, haben Schiffe ohne Zahl, von allen seefahrenden Nationen, die Meere durchstrichen und es ist sehr zweifelhaft, ob es noch irgendwo eine bewohnte Koralleninsel giebt, auf welcher keine Europäer gewesen sind.

Auf allen größeren Inseln, oder Gruppen von Inseln, welche im Schooße des Meeres ruhen, hat sich der Unterschied der Stände bereits sehr schroff ausgebildet, zuerst in Besitzenden und Besitzlosen, der sich die Rechte eines höheren Standes, eines Adels beilegte und sein Besitzthum durch die Armen, lediglich gegen die Erlaubniß leben zu dürfen, bearbeiten ließ. Wie den Besitz, behielt sich dieser Adel auch die größere Weisheit vor, er übte in allen öffentlichen Angelegenheiten einen unwiderstehlichen Einfluß, aber auch der Adel selbst war stark gegliedert, hatte mehrere Abstufungen und hatte eine Reihe von steigenden Vorrechten, welche mit großer Energie aufrecht erhalten wurden, bis Revolutionen den ganzen, allzukünstlichen Bau übereinanderstürzten.

Willkür und Uebermuth auf Seite des Adels, Unterdrückung und rückſichtsloſe Belaſtung, von ſklaviſcher Geſinnung begleitet, bereiteten bald da, bald dort einen Umſturz des Beſtehenden vor, Parteien bekämpften ſich, Bürgerkriege brachen aus und wurden geführt, von Gräueln aller Art begleitet, ſo lange während, bis ein tapferer, bis ein klügerer Mann den Sieg errang über die anderen und ihn ſich erhielt dadurch, daß er die Häupter ſeiner bisherigen Gegner ermorden ließ, die Krieger der befreundeten wie der feindlichen Partei aber auf fremden Boden brachte als Eroberungsheer, um derjenigen los zu werden, die bisher zu ihm hielten und die er vielleicht würde belohnen müſſen, ſowie derjenigen, die ehemals ſeine Feinde waren.

Alle dieſe kleinen Reiche unterliegen allmälig einem und demſelben Schickſal, ſie gehen zu Grunde, ſie werden vernichtet; wie eine gierige Hydra, ſo ſtreckt die europäiſche Uebervölkerung ihre Arme aus nach allen Punkten der Erde, die bisher unbeſucht geblieben ſind. Immer möchte man dem thörichten Menſchen zurufen: „Warum in die Ferne ſchweifen, ſieh', das Gute liegt ſo nah'," aber auch wenn man es fortwährend thäte, es würde zu nichts führen. Aus den überfüllten Gegegenden Deutſchlands, aus Schwaben oder aus den Rheinlanden, dürfte man ſich nur nach Baiern, Oeſterreich, Preußen wenden, um für das Geld, was allein die Reiſe nach Amerika aufzehrt, ſich ein bäuerliches Beſitzthum, wie man es früher nicht beſeſſen, zu erkaufen, Niemand aber will in Europa bleiben, ein Jeder will nach Amerika. Ebenſo iſt es mit der für England viel zu großen Menſchenmaſſe, welche ſich, ſtatt Irland zu bevölkern, das menſchenarm, ja beinahe menſchenleer genannt werden kann, nach Auſtralien wendet, wie früher nach Amerika. Ein Aehnliches thun die Holländer und es haben auch bereits Schweden und Oeſterreich ihre Fregatten auf Kundſchaft dorthin geſendet.

So nimmt denn immerfort die europäiſche Bevölkerung auf dieſen Inſeln zu. Sie würde nun wohl noch Jahrhunderte lang weit hinter der einheimiſchen zurückbleiben, wenn nicht die unglaublichſte Anmaßung und die furchtbarſte Brutalität der Seefahrer, namentlich der Engländer, ſich in der geringfügigen Anzahl, in der ſie auftreten, das Commando anmaßte, ihre Sitten, ihre Art Moral und ihre Religion eingeführt wiſſen wollte, welches alles Dreies jenen Naturmenſchen drollig genug ſitzt und ſo drollig für ihre Verhältniſſe iſt, daß ein Jeder, der es vermag, ſich aus der Nähe der Glück- und Heilſpender zurückzieht, und wer es nicht kann, mit ihnen in Berührung kommen muß, dadurch zu Grunde geht wie durch einen Anſteckungsſtoff.

Bereits ſind mehrere Inſeln ganz entvölkert, ſo einige von den kleineren Antillen, ſo die Canariſchen Inſeln, von denen man von den Eingebornen nur noch die Mumien findet, ſo das gewaltige, ausgedehnte Neu-Holland,

dessen Urbewohner vom Meeresstrande, der allein ihnen Nahrung gab, nach dem Innern zurückgedrängt, dort aus Mangel zu Grunde gehen, so auf Neu-Seeland, wo kaum mehr ein Zehntheil der früheren Bevölkerung besteht, aber nur, um von Musketen und Kartätschen niedergemäht zu werden, so auf den Sandwichs- und Gesellschafts-Inseln, wo der Tod unter den Eingebornen die furchtbarsten Ernten hält.

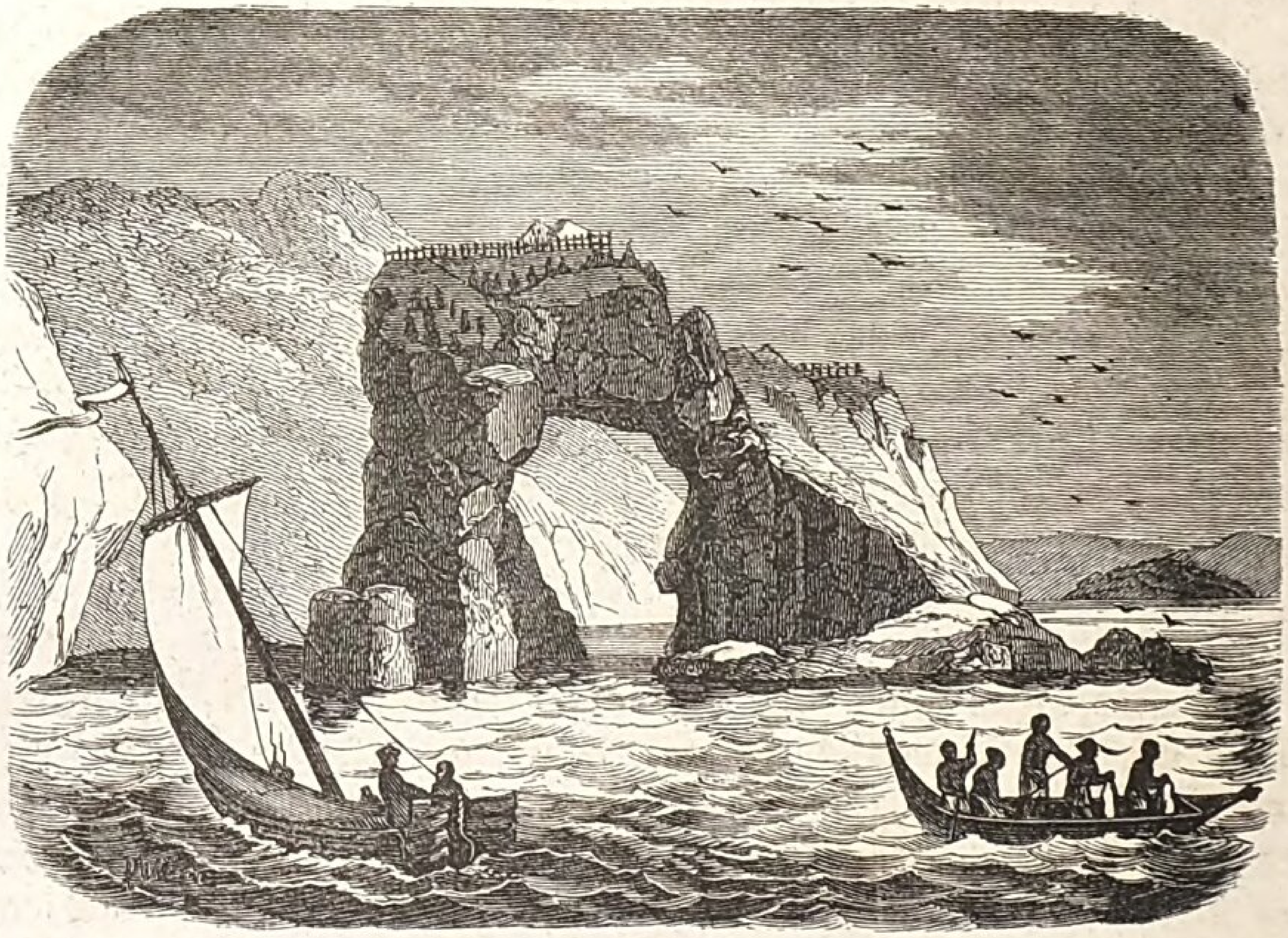
Das beste Loos, was des Ueberrestes der ursprünglichen Bevölkerung noch einmal harren könnte, ist das Uebergehen in das erobernde Volk, durch Kreuzung der Racen, welche bereits eine zahlreiche Mischlingsbevölkerung hervorgebracht hat, von der die ursprüngliche immer mehr in den Schatten tritt, bis endlich das weiße Element ganz vorherrschend wird. Die ursprüngliche Unschuld und Reinheit der Sitten ist ohnedies schon längst dahin und wenn wirklich die Dazwischenkunft der Europäer manche Gräuel, z. B. den Kindermord und die Menschenopfer, beseitigt hat, so sind im Austausch dafür so abscheuliche Laster unter diese Menschen gestreut, so schreckliche Krankheiten über sie heraufgeführt, daß sie in der That keine Ursache haben den Tag zu segnen, der ihnen die Schiffe der Europäer zuführte.

Die ansässigen Acker- und Gartenbau treibenden Völker der kleinen Inseln liefern uns keineswegs ein auf alle ansässigen Völker passendes Bild. Ihre Zahl ist so klein, daß man sie immerdar vielmehr als eine Familie und einen Stamm, denn als ein Volk zu betrachten hat. Ihre Hülfsmittel sind überhaupt gering, es fehlen ihnen all die größeren Thiere, welche den Reichthum der ansässigen Völker ausmachen, welche den Ackerbau ermöglichen und die Reisen, die Verbindungen von Ort zu Ort erleichtern. Um Naturvölker, welche sich ansässig gemacht haben, zu finden, müssen wir uns an die großen Steppen, an die Oasen, an die von Wald und Strom durchzogenen Länder wenden.

Die rohesten dieser Steppenvölker hat man in Amerika zu suchen, dort wohnten neben und mitten unter den Jägervölkern einige Stämme, welche sich zu größeren Haufen vereinigt, angesiedelt hatten, es gab Dörfer mit 500 Hütten, die Frauen bebauten den Boden, die Männer dagegen verschmähten dieses, gaben sich der Jagd und dem Kriege hin und vermochten keineswegs immer ihre Niederlassung zu sichern. Mit allen rings umher in Feindschaft, wurden sie selbst sehr bald von Allen angefeindet, überfallen, ermordet, gefangen oder zerstreut, doch sind die Anfänge der Cultur bei den Mandanern und einigen anderen durchaus nicht zu verkennen, nur hat man ihnen nirgends Zeit gelassen, darin weiter zu schreiten.

Schon auf einer viel höheren Stufe standen die Bewohner von Neu-

Seeland, welche befestigte Dörfer, mit Gräben und Pallisaden versehen, und welche dabei durch Männer, nämlich durch Sklaven, bebaute Felder besaßen; bei ihnen fand sich schon Kunstfleiß in sehr mannigfaltiger Art ausgebildet und wären die Engländer nicht gewesen, so dürften sie jetzt wohl zu einem mächtigen, edlen, ansässigen Volke herangebildet sein.



Unser Bild zeigt eine neuseeländische Festung auf einer Insel, einem Felsen im Meere, sie erregte schon die Bewunderung der Begleiter Cook's und beweist, mit welcher Umsicht die Eingebornen jeden Vortheil für die Vertheidigung eines Ortes zu benutzen wußten.

Viel weiter ausgebildet als in Amerika hat sich die Ansässigkeit in der großen Wüste von Afrika, in denjenigen Theilen, die man Oasen nennt, und die man, weil sie sich auf der Karte mit der Fingerspitze bedecken lassen, für kleine Stückchen fruchtbaren Landes hält, auch wohl gar so bezeichnet, während sie doch die Ausdehnung unserer großdeutschen Königreiche haben. Diese fruchtbaren Ländereien sind es übrigens nur in sehr bedingtem Maße, sie bieten zwar über ihre ganze Flächen ein genügendes Futter für Ziegen und Schafe, aber nur an einzelnen Stellen dasselbe für Rinder, Kameele und Pferde. Wo aber die vielen kleinen Bächlein und Flüßchen die Oase durchziehen, sich entweder im Sande verlaufend, oder einen kleinen See bildend, da ist die Feuchtigkeit des Bodens groß genug, um eine reiche Vegetation zu erzeugen und da sieht

man die Araber, oder weiter südlich die Negervölker in festen Wohnstätten, in aus Luftziegeln aufgeführten Häusern, an welche sich ebenso gemauerte und sehr trockene Magazine schließen, zur Aufbewahrung der Feldfrüchte und der Datteln dienend, da sieht man zahlreiche Heerden, von bewaffneten Leuten gehütet, indessen die älteren Männer und die Frauen und ihre Sklaven Acker und Garten mit einem Fleiß und einer sparsamen Berücksichtigung des Bodenraumes anbauen, in einer Art, welche unseren Nachbarn im Westen zur Ehre gereichen würde, woraus diese sich jedoch nicht viel zu machen scheinen, denn sie nehmen wenig an von Deutschen oder Engländern.

In jenen weitläuftigen Gebieten hat sich ein Rechtszustand ausgebildet, dessen festes, ruhiges Bestehen um so mehr in Verwunderung setzt, als diese Völker eigentlich nichts weniger als geneigt sind, Rechtsgrundsätze anzunehmen, allein es hat sich ein traditionelles Recht gebildet, an dem die Stammesältesten treulich hängen, welches sie aufrecht zu erhalten wissen und welches einen Jeden in seinem Rechte schützt, so jetzt wie es vor Jahrtausenden gewesen, und zwar in derselben Art und nach den nämlichen Ansichten oder Grundsätzen.

Die Bewohner dieser weiten Räume, obwohl ansässig, sind doch so gastfrei geblieben, wie sie es als Nomaden oder Jägervölker waren, die christlichen Anwohner des Mittelmeeres haben dieses zu erfahren täglich Gelegenheit, denn Fezzan ist selbst eine solche Oase in der Wüste, welche sie von drei Seiten umringt, während sie mit der vierten an das Meer grenzt, sie haben Städte und wohnen in denselben gerade wie die seit Jahrtausenden Ansässigen, aber sie scheinen sich darin noch immer unheimlich zu fühlen, sie tragen sich in der Tracht der Städter, aber wohl auch nur mit Widerwillen, denn sobald sie die Stadt verlassen, ist ihre leichte Beduinentracht wieder zu sehen, auch pflegen sie die Stadt zu fliehen, sobald es möglich ist, sobald der an eine gewisse Zeit gebundene Regen aufhört, dann suchen sie familienweise die einige Tagereisen von den Städten gelegenen Niederungen auf, in denen Dattelhaine befindlich sind, schlagen dort ihre Zelte auf und bleiben daselbst bis zur Reife der Frucht, der sie den größten Theil ihres Unterhaltes verdanken. Nach der Ernte kehren sie zurück karawanenweise, begleitet von Tausenden schwer beladener Kameele, und sind ihre Aufenthaltsplätze (innere Einsenkungen in der wüsten Ebene) tief genug, um während der Winterszeit Wasser zu haben, so besamen sie vor ihrem Abschiede dieselben mit Reis und ernten ihn, wenn sie im nächsten Frühjahre wiederkehren.

Bei diesem abwechselnden Stadt- und Landleben wird der Beduine immer von seiner Familie begleitet, er ist in der Stadt Städter, er ist Ackerbauer auf dem Lande und scheint sich in dieser Doppelheit zu gefallen. Bei diesen Leuten findet der Fremdling eine so seltene, eine so außerordentliche

Gastfreiheit, daß man wohl sagen kann, er könne sich vollständig versetzt fühlen in die schönsten Zeiten des arabischen Patriarchenthums.

Sehr sonderbar sticht gerade gegen diese Anfänge der Ansässigkeit das Wesen derer ab, die mit uns stammverwandt nach den Wäldern von Nordamerika gezogen sind, um sich dort niederzulassen, und während die Beduinen aus ihrer Nomadenwirthschaft heraustreten und sich zu erheben anfangen, sieht man im Gegentheil Engländer und Deutsche, wenn sie das Leben des Farmers beginnen, herabsteigen von ihrer früheren Cultur, zwar nicht Nomaden werden, denn sie sind ansässig, wohl aber ihre üblen Gewohnheiten, ihre schlechten Sitten, ihre Gemeinheiten mit hineinnehmen in das einfache Landleben, dem sie sich nunmehr ergeben. Die Rohheit des ungebildeten, nur mit seinen Pferden und Rindern umgehenden Menschen nimmt bei ihnen überhand, aber fern von der Gastfreundschaft dieser Halbwilden zu sein, zeigen sie im Gegentheil den krassesten Eigennutz in einer so widerwärtig abschreckenden Weise, daß man erstaunt, wie gesittete Menschen so weit herunter kommen können, und mit diesem Eigennutz geht Betrug Hand in Hand, denn das Glas Milch, welches vorher behandelt fünf Hundertstheile eines Dollar kostet (fünf Cent, etwa drei Neugroschen, immerhin theuer genug), muß, wenn es nicht bedungen und so ausgetrunken worden, mit einem ganzen Dollar bezahlt werden, und die Erlaubniß, sich in einem Winkel des Blockhauses hinzusetzen und mit seinem Mantel zuzudecken, hat denselben Preis, je nachdem man das Lager vorher behandelt oder nicht behandelt hat.

Anfangs sind diese Ansiedler gewissermaßen menschenscheu, sie vereinsamen sich selbst, sie thun es absichtlich, ein Jeder sucht wenigstens Meilen weit von dem Nächsten entfernt zu bleiben, doch giebt er seiner Niederlassung, seinem Blockhaus den Namen Stadt und erwartet, daß der von ihm urbar gemachte Morgen Landes ihm in Kurzem mit dem Zweihundertfachen dessen bezahlt werden wird, was er dafür gegeben hat, und er verspeculirt sich auch nicht, denn der Nachschub ist so groß, daß derjenige, der Lust hat, seine Hüttte alle Jahr von neuem zu verlassen und sich anderer Orten ein Blockhaus zu bauen und einen Morgen Wald zu lichten, das gedachte Resultat erzielen kann.

Dies ist jedoch nicht der Gang, den das uncultivirte Volk einschlägt, sondern es ist der Rückschritt, den das civilisirte Volk gegen die Barbarei macht, eine sehr traurige, eine zu unangenehmen Schlüssen führende Thatsache, es scheint, als ob der Mensch, sich selbst überlassen, gar zu leicht den früheren Haltpunkt verliert.

Mehr Gelegenheit zur Errichtung fester Wohnplätze, als der Wald, bieten jedenfalls die Ufer der Ströme. Kommt der Nomade mit seinen

Heerden an die fruchtbaren Ufer eines großen Flusses, der ihm und seinen Thieren reichliche Nahrung giebt, so hört in der Regel die Neigung zu wandern auf. Man wird bald gewahr, daß nicht Alles ganz von selbst gedeiht und daß man wohl Hand anlegen müsse, wenn man stets genügend versorgt sein will, aber es unterliegt auch keinem Zweifel, daß bald genug das Wenige geschieht, was die Natur etwa zur Unterstützung ihrer Thätigkeit braucht.

Ist die Niederlassung nun gar an einem Strome geschehen, der Jahr für Jahr in regelmäßiger Abwechselung seinen Wasserstand wechselt, die Felder überstaut und dann wieder frei läßt von dem sie befruchtenden und die Pflanzen nährenden Wasser, so nimmt Acker- und Gartenbau gar bald einen wunderbaren Aufschwung, es reihet sich Dorf an Dorf und Stadt an Stadt und es sind auf solche Weise die Bedingungen gegeben zur Entwickelung der Menschen nach jeder Richtung hin, zur Ausbildung aller Gewerbe, einer höchst entwickelten Industrie und endlich der Blüthe derselben, der Kunst.

Wir sehen an einem Strome unseres Vaterlandes einen solchen Aufschwung. Es ist die Weichsel, sie entspringt in den unfruchtbaren Karpathen, sie fließt zum großen Theil durch ein ödes, sandiges Land, die sehr weit gelegenen hohen Ufer sind meist mit großen Föhrenwäldern bedeckt. Die Nation, welche ihre Quellen umwohnt, ist so wenig geeignet, der Cultur große Concessionen zu machen, wie diejenigen, zu denen sie ihre lehmigen Wogen wälzt. Die wilden Preußen zwischen der Weichsel und dem Niemen haben das Land Jahrtausende lang vor unserer Zeitrechnung bewohnt und haben, wie es scheint, schon mit den Phöniciern verkehrt, die den Bernstein von dort her bezogen, aber sie waren Fischer oder Jäger und blieben es, bis 1000 Jahre nach Christi Geburt die deutschen Ritter dorthin kamen, um das Land, um das Volk zu bekehren.

Von da an beginnt die Benutzung des nordischen Nilthales zum Ackerbau. Die Ritter gaben Anleitung, die unbegrenzte Ueberschwemmung des Stromes durch Dämme einzuengen, welche, von der alten Veste Thorn beginnend, sich bis zu dem Delta des Stromes hinziehen und ihn von beiden Seiten schützen, aber das Delta selbst, die Perle in der Einfassung dieses Stromes, ist mit den allermächtigsten Dämmen umzogen, welche eine Höhe von 24 bis 30 Fuß über dem mittleren Wasserstande und eine solche Kronenbreite haben, daß zwei beladene Wagen bequem neben einander darauf fahren können. Hinter diesen Dämmen liegen die Bauerngüter in ununterbrochener Reihe, Dorf schließt sich an Dorf, Stadt an Stadt. Das Bauerngut hat nur 100 Morgen Flächeninhalt, allein kein Bauer verkauft sein Gut von 100 Morgen für 25,000 Thaler, denn es trägt ihm bedeutend mehr ein, als der Zins solch eines Capitals ihm bieten kann. Der Taxpreis eines Mor-

gens beträgt zwar 250 Thaler, aber jeder Bauer lacht, wenn man ihm das bietet. Diese Güter sind überhaupt nicht verkäuflich. Der Bauer wohnt in einem Hause aus starken Föhrenbohlen, man könnte es ein Blockhaus nennen, aber in diesem Blockhause haben die Fenster Spiegelscheiben und theure Kupferstiche und schlechte, aber theuer bezahlte Gemälde in breiten Goldrahmen hängen an allen Wänden, ein Flügel, der vier- bis fünfhundert Thaler kostet, nimmt eine Seite ein, mit Sammet überzogene Sophas und Lehnstühle dürfen nicht fehlen, das schwere Silberzeug, Leuchter, Schüsseln, Becher werthet nach Tausenden, er schickt seine Töchter in ein Pensionat, welches, wenn es was taugen soll, 7 bis 800 Thaler jährlich kosten muß, er spielt Billard nie unter einem Louisd'or die Partie, er hat vielerlei Weine in seinem Keller, darunter gewiß auch Eßlinger Champagner, den er als echten gekauft hat, und das Alles tragen ihm seine hundert Morgen ein.

Von der alten Hauptstadt der Könige von Polen, unter August dem Starken, dem Sitz der verschwenderischsten Pracht, dem Sitz aller Künste des Friedens und der Freude, so weit sie irgend geeignet sind, das Leben zu verschönern, bis zum Ausfluß der Weichsel, d. h. bis zu der einst so hoch berühmten Handelsstadt Danzig, welche 400,000 Einwohner zählte und sowohl den Königen von Polen als den deutschen schwergeharnischten Rittern zu trotzen vermochte, reicht eine Stadt der anderen die Hand und alle die Städte und Städtchen sind reich, sind gewerbfleißig, sind handeltreibend und versenden ihre vielgerühmten Producte auf dem breiten Strom zu der Seestadt und von dort nach den Nachbarländern, und allen diesen Segen hat der Strom hervorgerufen.

Ein ganz anderes Leben, als das der Völker, welche sich an den Strömen ansässig gemacht haben, ist das der ansässigen Gebirgsbewohner. Schon der Boden, auf dem sie sich ansässig gemacht haben, bedingt eine solche Verschiedenheit, denn er ist im höchsten Grade ungleichartig. Wenn das Stromland, wenn das Flachland eine durchweglaufende Gleichmäßigkeit zeigt, so ist das Gebirgsland voller Contraste, es bietet nicht zusammenhängende Flächen dar, sondern immer nur kleine Räume, im glücklichen Falle von Bächen durchzogen, vielleicht aber auch nur bei Ueberschwemmungen benetzt und darum nur eine dürftige Wohnstätte bietend. Es zeigt daneben hügelige Gelände, es zeigt Berghöhen, es zeigt Felsengrate, die steil aufsteigen, und der Mensch ist fortwährend darauf angewiesen, Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, zu überwinden. Oft wird der felsige Boden fruchtbar gemacht werden müssen, indem man die Erde auf den Schultern hinaufträgt, oft wird der fruchtbare Boden, aus dem man die Erde nimmt, unberücksichtigt, unangebaut bleiben müssen, weil ihm die übrigen Bedingungen

fehlen, welche eine Bebauung erfolgreich machen würden. Die Natur ist capriciös, und diese Capricen erbt der Mensch, der fortwährend mit dieser Natur zu thun hat. Im ebenen und im Stromlande ist der Verkehr der Völker mit einander leicht, im Gebirgslande ist er mit vielen Schwierigkeiten verbunden, daher sind die Bewohner der Ebene gesellig, und die der Gebirge verschlossen und ungesellig. Daher vereinigen sich auch leicht die Bewohner des Flachlandes zu größeren Massen, zu eigentlichen Völkern, indeß die Bewohner der Gebirge immer nur in kleinen Haufen, immer nur stammweise bei einander bleiben. Auf einem Raume von der Größe des Kaukasus wohnt im Flachlande ein Volk, ja vielleicht nimmt es eine zehnfach größere Ausdehnung an. In den Gebirgen des Kaukasus wohnen mehr als 20 verschiedene Völkerstämme bei einander, deren jeder seine Berechtigung, ein besonderes Volk zu sein, geltend macht, sie halten sich nicht für verwandt, sie glauban nicht, daß sie eines Namens seien, ja sie befehden sich in einer Weise, daß die blutigsten Vernichtungskämpfe daraus hervorgehen. Dies geht so weit, daß selbst stammverwandte Völker, wenn sie so verschiedene Wohnsitze haben, wie Flachland und Gebirge, Feinde unter einander sind und sich auch so sehr von einander unterscheiden, daß man zweifelhaft wird, ob denn wirklich eine ursprüngliche Stammverwandtschaft vorhanden ist; als Beispiel könnte man die slawischen Bewohner im Fürstenthum Montenegro anführen, welche ganz nahe verwandt sind mit den Bewohnern der Moldau und der Walachei. Die einen sind wilde Räuber, ungebändigt und vielleicht überhaupt nicht zu bändigen, denn weder die Thätigkeit der eigenen Fürsten, noch der Grimm der Türken hat irgend etwas über sie vermocht. Die Anderen im Flachlande sind ein Ackerbau und Handel treibendes Völkchen, lediglich deshalb nicht viel werth, weil die Natur zu freigebig gegen sie ist und sie bei geringer Arbeit einen so genügenden Reichthum an Nahrungmitteln haben, daß es ihnen gänzlich überflüssig scheint, noch irgend etwas zu thun, um ihren Erwerb, ihr Einkommen zu vermehren. Keine Regierung hat sich noch über diese Menschen beklagt, ihre milden und sanften Sitten lassen wahrlich bezweifeln, daß sie demselben Volks- und Sprachstamme angehören, wie jene wilden Räuber des Gebirges.

Dem Gebirgsbewohner lachen wohl schöne Aussichten, aber nicht fruchtbare Felder, die Gesträuche an seinen Felsen blühen herrlich, aber sie tragen nur spärliche und schlechte Früchte, seine Ziegen und seine Schafe sind sein einziger Reichthum, er ist daher vorzugsweise auf diese, als auf seine Nahrung, angewiesen und dieselbe ist in Folge dessen sowohl einförmig als spärlich. Man wird daher den Gebirgsbewohner nur selten stark und wohlgenährt finden; mager, vielleicht mehr als nach den Gesetzen der Schönheit

angenehm, ist er doch in einem hohen Grade gewandt, geschickt im Klettern und Springen, behende, ein trefflicher Bergwanderer und in Führung der Waffen so geschickt, daß ihm nicht leicht dasjenige entgeht, auf was er sein Feuerrohr oder seinen Pfeil richtet. Auch die Thiere, welche das Gebirge bewohnen, sind gewandte Kletterer, sie gehören alle dem Ziegengeschlechte an und sie fordern den Jäger, der sie zu seiner Beute machen will, auf, es ihnen an Gewandtheit und Geschicklichkeit gleich zu thun. Aber wie gewandt der Gebirgsbewohner auch sei und wie sehr er die Jagd liebe als die des Mannes würdigste Beschäftigung, er vermag doch nicht vom Ertrage derselben zu leben und muß daher ein Eigenthum an Heerdenvieh haben, welches ihm reichlich seine Nahrung gewährt, und er ist daher immer auf Eigenthum angewiesen, welches ihn charakterisirt, von anderen Naturvölkern unterscheidet. In Folge dieser Nothwendigkeit bewohnen die Gebirgsvölker auch nicht die höheren Theile derselben, es sei denn, daß das Gebirge nach verschiedenen Richtungen in die Ebenen auslaufe, sich sehr verflache und daher Gelegenheit biete, reichere Triften zu benutzen, als sie gewöhnlich im Gebirge vorkommen, in diesem Falle wird derjenige, der gerne vom Raube lebt und die Arbeit scheut, sich nach den höheren Theilen der Gebirge zurückziehen, als in sichere Schlupfwinkel, wie z. B. im Kaukasus geschehen ist. Er wird dann von Zeit zu Zeit hinabsteigen in die Ebenen und sich durch Raub zu verschaffen suchen, was er sich durch Fleiß nicht verschaffen will. Wo dergleichen nicht der Fall ist, da sind die Gebirge auch nicht bewohnt und berührt worden. Das große Felsenjoch, welches Südamerika von Norden nach Süden durchschneidet, war ein vollständiges Hinderniß der Vermischung der Bewohner des Westens und des Ostens; erst die rastlosen Hinterwäldler, erst die Europäer, von unbesiegbarer Wanderlust ergriffen, haben die Päſſe aufgesucht und sie einigermaßen gangbar gemacht.

Aehnliches findet statt mit dem Hauptgebirge des südlichen Asien. Dasselbe erstreckt sich in seiner ganzen Mächtigkeit von Persien bis China, aber es ist nirgends von den benachbarten Völkern überschritten worden, es wird von denselben nicht bewohnt. Bis zu einer Höhe von 8 bis 10,000 Fuß finden sich einerseits die indischen Reiter- und Räubervölker, andererseits die tatarischen, aber obschon das Gebirge sich über die bewohnten Stätten noch 10 bis 17,000 Fuß hoch erhebt und obwohl es noch immer in 4 bis 6000 Fuß Höhendifferenz bewohnbar ist, so hat doch dorthin kein Volk sich verirrt, selbst nicht einmal die Tataren, welche die ungeheuren Ebenen des nördlich gelegenen Abhanges des Himalaja-Gebirges bewohnen. So etwas ist nur den schon mehr civilisirten Nationen eigen, vielleicht nicht wegen ihrer Civilisation, sondern weil sie mehr, als für

ihre Viehzucht erforderlich, zusammengedrängt sind, so z. B. treiben die Tyroler und die Schweizer ihr Vieh auf die unbewohnbaren Höhen der Gebirge, um sie während der Sommerszeit durchzufüttern und das Futter, welches ihnen inmitten der Thäler aus dem kärglich bemessenen Raume zuwächst, für den Winter aufzuheben, denn wenn sie auch Viehzucht treiben, ja treiben müssen, da ihnen Land- und Gartenbau zu wenig Nahrung bieten, so können sie durchaus nicht Nomaden genannt oder auch nur entfernt in ihrer Lebensweise mit diesen verglichen werden. Der umherziehende Hirt hat ein fast müheloses Dasein, er folgt seinen Heerden langsam, wie sie vorschreiten und hat weiter keine Arbeit, als das zu große Ausbreiten seiner Heerden zu verhüten, keine andere, als sie in übersichtlichen Grenzen zusammenzuhalten, wogegen der Gebirgsbewohner, dem jedes Grasplätzchen wichtig ist, seinen Ziegen und Schafen, seinen jungen, durch Gewohnheit gewandt gewordenen Rindern auf Felsenvorsprünge und an Abgründe hin folgen und sie mit Gefahr seines Lebens zurückbringen muß, wenn sie sich verstiegen haben, ihr Winterfutter mühsam Halm für Halm zusammensuchen muß, um es auf dem Kopfe nach Hause zu tragen, wenn der Winter ihn vom Gebirge vertreibt, bis zu welcher Zeit er von den Seinigen nichts gesehen hat, denn Niemand folgt ihm da hinauf, wo seine Heerden weiden, es sei denn, daß ein Liebesverhältniß etwa dergleichen bedingt, wie z. B. in der Schweiz, in Tyrol und in der Steiermark, woselbst nicht die jungen Männer, sondern die jüngsten Mädchen mit ihren Heerden die Höhen beziehen, welches gewöhnlich im 15. Jahre geschieht. Dann ist schon irgend ein Knecht, der Sohn eines benachbarten Bauern, gleichberechtigt an Rang und Reichthum (nirgends wird auf diesen Umstand mehr Rücksicht genommen, als gerade unter den Bauern) mit dem Mädchen in eine zärtliche Verbindung getreten. Wenn nun der Sonnabend kommt und seine Arbeit für die Woche ihr Ende hat, so steigt er auf die Höhen, wo er die Sennerin zu finden weiß, und bleibt bei ihr bis zum ersten Morgengrauen des Montags, da er dann wieder hinabsieigt in das Thal, zu seinem Bauern an die Arbeit gehend.

Man kann dem armen Mädchen dies wohl gönnen, denn während der ganzen übrigen Zeit befindet dasselbe sich in trostloser Einsamkeit, vielleicht kaum erträglich, wenn nicht harte Arbeit, das Melken der Kühe, das Bereiten des Käses, das Scheuern und Reinigen der Gefäße, den Tag in der Art ausfüllte, daß das arme Kind gar nicht zum Nachdenken über seine Lage kommt.

So schwer machen sich's übrigens nur die europäischen Gebirgsbewohner und auch diese nicht einmal alle, denn die auf den drei großen Halbinseln des südlichen Europa wohnenden Hirten sind keineswegs geneigt,

irgend etwas zu thun, auch nicht einmal Kühe zu melken, daher sie deren gar nicht pflegen, sondern sich mit Schafen und Ziegen begnügen.



Die Bewohner des Kaukasus sind, wie bereits bemerkt, vollständig Räuber und sind Hirten nur insofern, als sie einsehen, daß sie doch irgend welche Nahrungsmittel haben müssen, und daß sie auf ihren Raubzügen wohl allenfalls Geld und Geldeswerth, nicht aber Nahrungsmittel finden können, aber sie haben nur so wenig von dem ihnen nützlichen Gethier, als gerade unumgänglich nothwendig ist für ihren häuslichen Bedarf, sie bedienen sich des Nachwuchses, halten ihre Heerden auf der für ihren Bedarf ausreichenden Höhe und sind im Uebrigen bei weitem weniger Hirten als Räuber und Mörder. Wer kann sagen, ob zur Zeit, wo die Alpen sich zu bevölkern anfingen, es hier nicht gerade so gewesen ist.

Die Bewohner der gebirgigen Inseln des Indischen Oceans sind gleifalls sämmtlich Räuber, nur auf einem anderen Element, auf dem Meere nämlich. Die großen Inseln Sumatra, Borneo, Celebes, Neu-Guinea und nördlich von diesen, nach den Philippinen und Marianen zu, bergen zahllose Räuber malayischen Stammes oder den ursprünglichen, einheimischen, den

Papuas, den Dajaks angehörig. Die beiden letztgenannten gelten für die Ureinwohner dieser großen Inseln, man weiß nicht zu sagen, woher sie gekommen. Die Malayen dagegen versetzt man gewöhnlich nach Indien und nimmt sie für eingewandert auf den Inseln, oder für Eroberer der Küstengegenden. Diese Gebirgsbewohner, welche man die oceanischen nennen könnte, treiben gar kein Gewerbe als das des Raubes, den sie, so lange ihre Zahl gering ist, ausführen, sich für Kaufleute ausgebend, wirklich auch Handel treibend, eine Maske, welche sie jedoch verschmähen, sobald sie sich mächtig genug fühlen, um ohne Verstellung aufzutreten. Wir finden daher diese Gebirgsvölker fast immer auf der See. Zu ihnen zu gelangen, ihre Raubnester zu vertilgen, ist beinahe ganz unmöglich, es scheitert an der europäischen Unbeholfenheit. Wir können mit unseren Schiffen, ja nur mit unseren tiefgehenden Booten nicht bis in ihre tiefgehenden Schlupfwinkel, nicht bis in ihre Flüßchen und Bäche gelangen, indessen sie in den mannigfachen Verschlingungen derselben auf einem leichten Boot, was kaum 6 Zoll tief im Wasser geht, entschlüpfen so mühelos als sicher, kein Eichhörnchen ist auf seinem Baume gewandter, als diese Leute auf ihren kleinen Fahrzeugen, welche sie sogar, wenn es Noth thut, über Hindernisse, über selbstgeschaffene Barrièren und Verhaue hinwegtragen, was der schwerfällige engländische oder holländische Matrose mit seinem 50 Centner schweren Boote nicht zu thun im Stande ist.

In gleicher Weise ist es unmöglich, diesen Leuten auf die Höhen zu folgen, welche ihre Wohnsitze bilden. Nicht die Malayen, denn diese haben in der Regel die Küsten inne, sondern die Dajaks, welche die wirklichen Bergbewohner sind. Enge, für unser Auge kaum sichtbare Pfade führen durch die netzartigen Verschlingungen der Flüsse, nach den ersten Stufen der Höhen, von hier ab können aber, so glauben wenigstens europäische Matrosen, nur noch Affen jenen folgen, welche dort oben ihre Schlupfwinkel, nein, vielmehr ihre bequemen und ausgedehnten Wohnungen haben. Der nackte Fuß der Eingebornen mit seinen 5 gewandten und durch die stete Uebung gekräftigten Zehen, findet überall eine Stütze, einen Halt, an dem der Schuh oder Stiefel des Europäers abgleitet, ja wollte er sich dieser Bekleidung entledigen, so würde doch seine Sohle viel zu empfindlich und sein Zehenapparat viel zu unkräftig sein, um steigen und klettern zu können.

So sind jene Wilden uns Europäern weit überlegen, so sind sie uns gewissermaßen unerreichbar und darum geschickt genug, ihr Räuberhandwerk, so oft man es versucht, ihnen dasselbe zu legen, immer wieder mit großem Glück von vorne anzufangen und ihre Bedränger zu überzeugen, daß mit ihnen nicht gut zu kämpfen sei.

Diese oceanischen Gebirgsvölker sind wahrscheinlich die wildesten, welche

man überhaupt kennt, und sie sind es von den ältesten Zeiten her gewesen. Dieses ist kein voreiliges Urtheil. Man kennt nicht einmal die alten, viel weniger die ältesten Zeiten dieser Leute, unsere Kenntniß derselben ist recht eigentlich von gestern, aber wir haben historische Thatsachen für uns, wenn nicht von diesen, so doch von anderen in ähnlicher Weise lebenden Völkern. Die einst so furchtbar berüchtigten Normänner, die alten Seekönige, wie sie sich gerne nennen ließen, waren Räuber der norwegischen Gebirge und es ist Erstaunen erregend, bis zu welchem Grade ihre Verruchtheit ging, jede Schandthat schien ihnen erlaubt, ja man kann viel besser sagen, war ihnen gar keine Schandthat, sondern eine vollständig erlaubte und natürliche Handlung, und so wie vor 1000 und mehr Jahren die nordischen Seekönige, so verfuhren vor 3000 Jahren die schurkischen Griechen, über deren Thaten wir in der Odyssee einige Andeutungen erhalten, ebenso verfuhren die Phönicier zur Zeit des weisen Salomo und ebenso verfahren noch heutigen Tages die griechischen und arabischen Piraten, ja es ist nicht viel über 30 Jahre her, daß der berühmte Fächerschlag des Dey von Algier die seefahrenden Mächte von der Schande, solchen Räubern Tribut zu zahlen, befreit hat. Selbst die Engländer, nicht blos etwa Holländer, Dänen, Schweden, zahlten jährlich Hunderttausende, um ihre Flagge gegen den Seeraub zu schützen, und in welcher Weise wurde er ausgeübt. Jede denkbare Schändlichkeit an den Angegriffenen und Gefangenen wurde mit einer Art von Wollust hervorgesucht, um die unglücklichen Opfer zu quälen. Die Schwachen wurden alsbald ermordet, die Arbeitsfähigen als Sklaven verkauft, die für wohlhabend Gehaltenen aber blieben um des Lösegeldes willen im Besitz der Räuber und wurden täglich unbarmherzig geschlagen, in jeder Art gemißhandelt, lediglich in der Absicht, sie zu veranlassen, nach einem Lösegelde zu ihren Angehörigen zu schreiben, und Tausende, welche nur ihrer Eitelkeit und Putzsucht das äußere Ansehen vornehmer Leute verdankten, außer Stande waren, solch ein Lösegeld zu schaffen, mußten unter solchen Qualen ihr Leben aushauchen. Frauen und Mädchen aber wurden die Opfer der orientalischen Lüstlinge, und weder denen, die aus erbärmlicher Mißgunst und um den Handel anderer Nationen zu beeinträchtigen, den schimpflichen Tribut zahlten, noch denen, die ihre Fahrzeuge mit streitbaren Männern und Kanonen versahen, gelang es, diese Abscheulichkeiten zu beenden, der schnödeste Hohn wurde ausgeübt, wenn irgend ein Consul klagbar auftrat. Und hätte der Dey von Algier, Anfangs des Jahres 1830, sich nicht so weit vergessen, dem französischen Consul mit seinem Fächer in's Gesicht zu schlagen, so hätten wir vielleicht dieses Amüsement noch, denn die Engländer, welche selbst ihre vornehmen Jünglinge auf den Schiffen mit der neunschwänzigen Katze tractiren, würden dem Dey einen Schlag nicht so übel genommen haben, wie

die in diesem Punkte etwas feiner fühlenden Franzosen. So hätten wir denn allerdings nicht Nachrichten der Vorzeit über die Seeräuber von Borneo und Solo, wohl aber über die Seeräuber in unserer Nähe, über Seeräuber, welche gewohnt waren, sich als Träger der Civilisation zu betrachten (Griechen) und über solche, die sich höchlichst beklagen würden, wenn man sie mit dem Titel „Wilde" belegen wollte, indessen sie gerade um so schlimmer sind, je mehr sie sich einbilden in der Civilisation gethan zu haben, in derselben fortgeschritten zu sein.

Die räuberischen Gebirgsvölker der vorhin genannten großen Inseln haben im Uebrigen viele Eigenschaften, welche man schwer vereinbar halten möchte mit ihrem abscheulichen Gewerbe. Kommt man vertrauensvoll zu ihnen, so ist man in der Regel ungefährdet und man wird von den Häuptlingen höchst gastfrei aufgenommen. Jede Freundlichkeit wird dem Gaste erzeigt, ja er wird nicht nur mit Allem, was irgend zu seiner Bequemlichkeit ist, versehen, was so weit geht, daß der nicht mohamedanische Dajak dem Fremden seine Tochter für die Zeit seines Aufenthalts zur Gattin giebt, sondern daß er ihn bei seiner Abreise noch so reich beschenkt, als er es bei seinen, an sich geringen Mitteln irgend kann. In diesen Räubern ist auch noch wirkliche Ritterlichkeit, sie legen ihre Lanze für den Gast ein, sie vertheidigen ihn gegen Angriffe von außen und würden sich selbst unter einander für geschändet halten, wenn durch ihre Schuld irgend ein Ungemach über den Gast käme. In diesem glücklichen Zustande der Unschuld befinden sich allerdings die europäischen Seeräuber nicht, sie wissen nicht, daß man einen Gast beschützen müsse, sie wissen nur, daß ein jeder, der nicht zu ihnen unmittelbar gehört, dazu vorhanden ist, um geplündert oder gemordet zu werden. Sind diese Seeräuber feige und nichtswürdige Schurken, zusammengelaufenes Gesindel aus aller Herren Länder, ohne Treue und Glauben, ohne eine Spur von Civilisation, so sind im Gegentheil jene oceanischen Seeräuber ein Volk, und haben als solches Selbstbewußtsein, haben als solches den Gedanken an eine allgemeine Verantwortlichkeit, sie haben ein Volksbewußtsein, welches sie nicht niederträchtig werden, welches sie nicht sinken läßt.

Allerdings ist derjenige, der einem Seeräuber in die Hände fällt und von ihm beraubt wird, immer schlimm daran, gleichviel ob derselbe großmüthig ist oder nicht, aber ein kleiner Trost liegt darin, daß man es mit einem tapferen Manne zu thun hat. Die malayischen und die dajakischen Seeräuber, wenn sie ein Schiff angreifen, fechten mit einer Tapferkeit, mit einer Todesverachtung, die wahrhaft Bewunderung erregt, sie achten keiner Gefahr, um zu ihrem Zweck zu gelangen, sie kämpfen noch schwer verwundet, der Kampf scheint ihnen eine Lust, sie kämpfen um des Kampfes willen und

man gönnt ihnen den Sieg, denn er wird meistens gegen die ungeheuerste Uebermacht, nicht in der Zahl der Kämpfenden, sondern in der Zahl der Mittel, welche sich weit über die erheben, über die der Malaye oder der Dajak zu gebieten vermag, indessen der Seeräuber in den Antillen oder in dem griechischen Meere feig entflieht, sobald ihm Widerstand entgegengesetzt wird, von welchem er glaubt, daß er denselben nicht sofort überwinden wird.

Im Uebrigen kann man freilich nicht sagen, daß diese Züge einer seltenen Tapferkeit und Mannhaftigkeit den Völkern, die sich ihrer erfreuen, zum Vortheil gereichen. Eben weil sie mit einer ganz rücksichtslosen Tapferkeit ihre Zwecke verfolgen, werden sie aufgerieben, daher, trotz sehr glücklicher klimatischer Verhältnisse, doch die Zahl der Einwohner immerfort im Abnehmen begriffen ist.

Schon die alte Geschichte führt uns Aehnliches an. Wir haben so die räuberischen Normannen vor uns, welche ihre Züge weit ausdehnten auf den elendesten, gebrechlichsten Fahrzeugen. In offenen Booten, denen wir heutigen Tages den Ehrentitel einer Schaluppe verweigern würden, zogen sie von der Nordwestspitze Galliens nicht nur nach England, sondern um ganz Frankreich und Spanien herum nach dem Mittelmeere, woselbst sie größere oder kleinere Reiche stifteten. Aber ihre Eroberungen kamen dem Volke, dem die Eroberer angehörten, nicht zu gut. In Britannien kämpften sie siegreich mit den tapferen, ihnen ebenbürtigen Sachsen, aber sie eroberten kein Reich für die Normandie, sondern sie schufen ein neues Reich, in welchem sie die herrschende Kaste bildeten, wovon wir in dem Adel Englands noch jetzt die Abkömmlinge sehen, dem normännischen Adel, welcher mit gründlicher Verachtung auf alle diejenigen niederschaut, die nicht seinem Stamme angehören. Mit Achselzucken gesteht ein solcher normännischer Lord wohl zu, jene oder diese seien allerdings von Adel, aber doch nur von sächsischem, d. h. dänischem nicht normännischem, und sächsischer Adel sei denn doch nur — — — — woraus man ungefähr entnehmen kann, wie ausschließlich dieser normännische Adel ist.

Ein ganz Aehnliches findet mit den skandinavischen Seeräubern statt, sie, die berühmten Seekönige, zogen auf ihren Kähnen bis nach Sicilien und bis nach Byzanz, aber sie brachten weder die Cultur und die Gesittung der Völker, zu denen sie gedrungen, noch ihre Religion und ihre Schätze mit in die Heimath, ihre Thaten waren fruchtlos für ihr Volk. Und wie nach und nach die Tapfersten dieser beiden Nationen unter fremden Völkern untergingen, so ging der ganze Adel der damaligen Zeit unter, und was wir jetzt als Bewohner jener einst so berühmten Heldenländer kennen, ist nichts weiter, als der Rest des unedelen, damals vielleicht

sogar unfreien Volkes, welches sich wie begreiflich in jener Zeit, sowohl in Norwegen als im nördlichen Frankreich, im auffallendsten Grade von dem Adel schied, der allein berechtigt war die Waffen zu führen, allein das Schwert in ferne Länder trug und diese sich unterjochte.

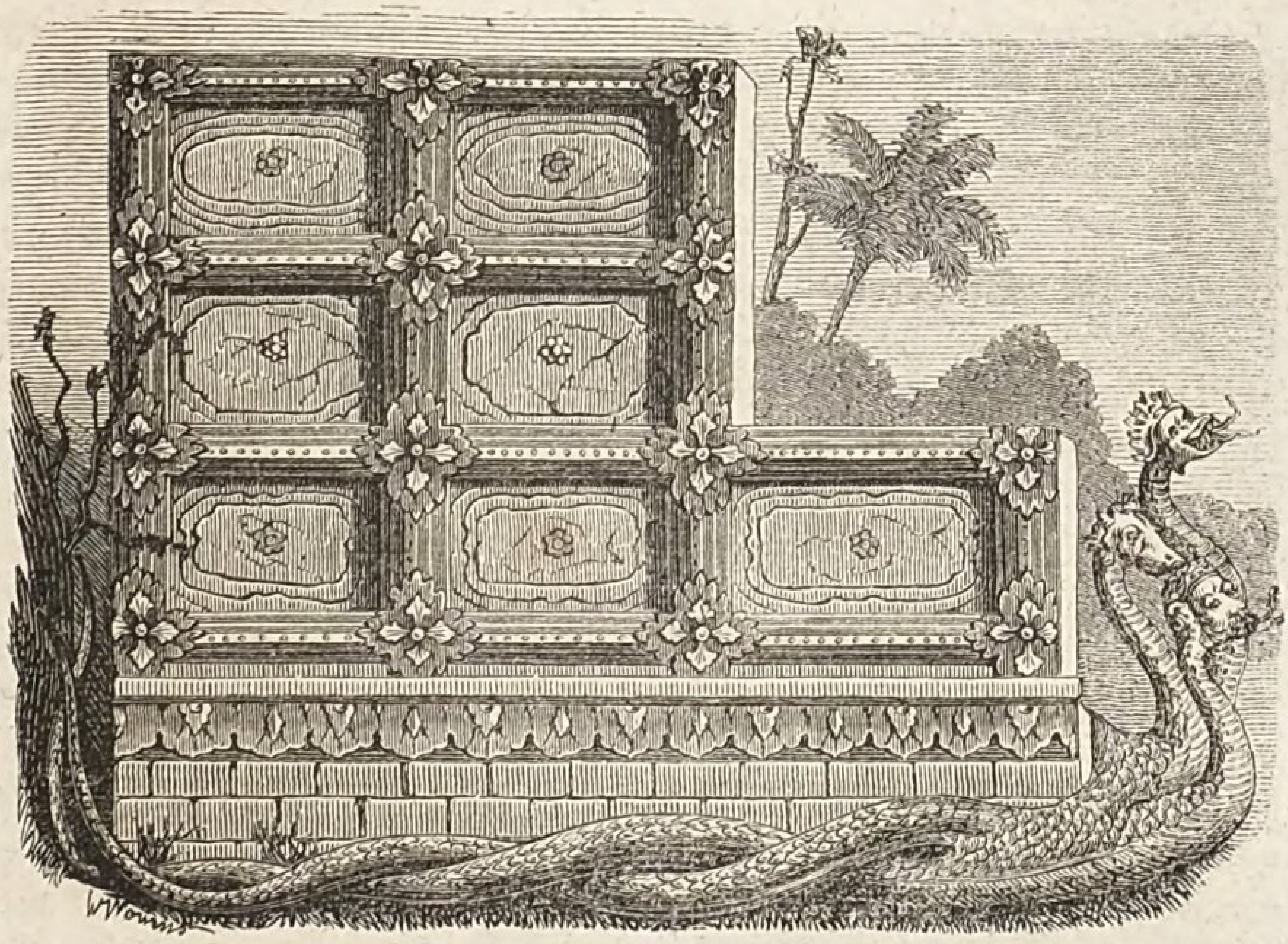
Die Lebensweise dieser Weltenstürmer, sobald sie ein Volk bilden und nicht der Auswurf aller Völker sind, ist ganz geeignet Kenntnisse mannigfacher Art, eigenthümliche Ansichten, mannigfache Gesittung zu verbreiten. Die Handel und Seeraub treibenden Phönicier reisen von den glücklichen Küsten des Mittelmeeres hinaus in den Ocean, weit nach Süden und weit nach Norden, und bringen die Kunde von behaarten Menschen (Affen) und bringen die Kunde von in Thierfelle gekleideten Hyperboräern nach dem Mittelmeer zurück. Sie bringen die Kunde von der so sehr abweichenden Tages- und Nachtlänge dahin, sie lernen einen Winter kennen, in welchem wochenlang die Sonne gar nicht aufgeht, und einen Sommer, während dessen sie gar nicht untergeht. Sie lernen fremde Producte kennen, sie bringen den Bernstein, sie bringen kostbare Pelzthiere, sie bringen Thiere mit zarten, weichen Federn nach den warmen Ländern. Umgekehrt ziehen die Normannen und die Skandinavier nach dem Süden. Die blonden, die hell-, ja die rothhaarigen Söhne des hohen Nordens sehen die braunen Söhne des Südens, sehen die schönen Töchter der Spanier und Sicilianer mit den dunklen, mit den schwarzen Augen, von denen sie im Norden gar keinen Begriff hatten, und verbinden sich gerne mit ihnen — sie kommen in die Gärten der Hesperiden, sie sehen in dem dunklen, glänzendem Laub die glühenden Früchte golden schimmern und glauben wirklich in den Zaubergärten der Feen zu sein, von denen ihre Väter ihnen erzählt, sie sehen andere Völker, andere Sitten und Gebräuche, sie sehen andere Menschen vor sich und sie tragen die Nachrichten davon zurück in ihre ferne Heimath, und daraus gestaltet sich Handel und Industrie. Der Reiche verschafft sich durch seine Schätze das im fremden Lande Gesehene, das ihm Wünschenswerthe. Der Arme, welcher nicht über Schätze zu gebieten hat, sucht dasselbe durch seine Arbeit zu erhalten, er ahmt die Trink- und Kochgefäße, er ahmt die Geschirre für den Ackerbau, er ahmt die Masten und Segel und die Leinen und die Stellung derselben nach, und so entwickelt sich der Kunstfleiß des einen Volkes an dem des anderen, aus völlig rohen Barbaren, welche die Männer morden oder den Göttern opfern, und nur die Weiber schonen, um sich mit ihnen zu vermischen und sie nachher der niedrigsten Sklaverei zu übergeben, aus den rohen Barbaren, welche keinen Anflug von Kunstsinn haben, werden durch die Berührung mit anderen Völkern zuerst Ackerbauer, dann Händler, welche die Producte ihrer Arbeit gegen die anderer Völker austauschen, welche diesen Rohproducten durch

irgend welche Bearbeitung einen höheren Werth zu geben suchen, bis sie endlich so weit gekommen sind, durch ihren Fleiß und durch ihren Geschmack Gegenstände zu verfertigen, welche das Verlangen, ja vielleicht die Bewunderung Anderer erregen, und sie so in den Kreis der civilisirten Nationen eintreten.

Dieses Loos können die oceanischen Gebirgsvölker nicht nur haben, sondern es ist ihnen an vielen Punkten wirklich geworden. So den Phöniciern und Griechen wie den nordischen Gebirgs- und Räubervölkern. Andere haben allerdings diese Stufe noch nicht erreicht, andere, und zwar die mehrsten, sind bereits wieder von dieser höheren Stufe hinabgestiegen, wohin gerade die vorhin genannten, die Griechen und Phönicier, gehören. Der ganze Reichthum einer beneidenswerthen Cultur, einer seltenen hohen Kunst und wissenschaftlichen Bildung, wie man bei den Griechen denselben fand zur Zeit ihrer Blüthe, ist spurlos untergegangen. Ihre Tempel und ihre Hauptstädte sind nicht nur in Trümmer gefallen, sondern sie wissen auch nicht einmal mehr die Stätten zu bezeichnen, nicht mehr die Gegend zu nennen, welche einst zur Zeit der Blüthe alter Kunst so hoch berühmt waren. Welcher Grieche wüßte wohl zu sagen, wo Sparta, wo der Tempel des delphischen Apollo, wo die heilige Eiche von Dodona gestanden, wo die siebenthorige Thebe und wo das berühmte Kolonos gelegen, nicht nur sind die Tempel in Trümmern, sondern es sind die Trümmer auch in Staub zerfallen, es ist damit schlimmer gegangen, wie mit Babylon und Ninive.

Andere Völker in derselben Lage sind auch schon einmal auf solchem Gipfelpunkte der Cultur gewesen und sind davon herabgestiegen. Auf der schönen Insel Java findet man Ruinen, dem indischen Cultus angehörig, von einer wunderbaren Ausdehnung und von einer Vollendung und von einer wunderbaren Pracht der Bau-, so wie der plastischen Denkmale, wodurch eine ungewöhnliche Höhe der Cultur bezeugt wird, weit über diejenige gehend, auf welcher die dort wohnenden Völker jetzt stehen, und die sogar nicht einmal mehr wissen, wer diese prächtigen Tempelfluchten erbaut hat und wem sie gewidmet waren. Die kleinen Inseln, welche an Java grenzen, Bali u. a., befinden sich in demselben Falle. Unter den vielen Ruinen, welche auf Java gefunden worden sind, seitdem man sich bemüht hat, die Reste altindischer Cultur aufzusuchen, wollen wir nur eine anführen, welche uns Müller in seinem schönen Werke über die indischen Alterthümer auf Java vorgeführt hat, es ist die von Matjan-Puti bei Bandjuwang. Wir sehen hier ein Stück einer solchen Ruine vor uns, welche im Ganzen viertelmeilenlang ist und darüber. Durchweg hat man die auf einander geschichteten Steine mit prächtigen Arabesken verziert, deren Ausführung dem

Meißel jedes Europäers Ehre machen würde. Das ganze ruht auf einer ungeheuren Schildkröte, welche von drei großen Schlangen wie von einem riesigen Geflecht umschlungen ist. Zwischen den Köpfen befindet sich der Eingang. Welch' ein Volk muß es gewesen sein, das solche Bauwerke in



solchen weiten Strecken hinterließ, welch' ein Volk, das Macht und Geschmack genug besaß, um so Großes, ja man kann dreist sagen, so Bewunderungswürdiges zu leisten. Die jetzigen Bewohner der schönen Insel haben sogar das Andenken an diese Bauten verloren, keiner derselben weiß zu erzählen, woher diese Denkmale stammen, welchem Volke sie angehören, welchen Göttern sie gewidmet waren. Die Größe des Volkes ist also geschwunden, vielleicht sind die jetzigen Bewohner nicht einmal die Abkömmlinge jener früheren, durch deren Hände solche Riesenbauten aufgeführt wurden, vielleicht sind die jetzigen Bewohner, die Malayen, nur die Eroberer, nur die Vertilger der früher in der Kunst gebildeten Einwohner und die Zerstörer ihrer Heiligthümer, vorausgesetzt, daß sie hierzu noch Thatkraft genug besaßen, denn es ist wohl möglich, daß nur die Natur, daß nur das Klima an dem Verfall dieser großartigen, kühnen Bauwerke schuld ist, daß keines Menschen Hand sich an dieselben gewagt, daß Feuchtigkeit, tropische Hitze und durch sie erweckte Vegetation diese Zerstörung herbeigeführt hat.

Ob die anderen oceanischen Gebirgsvölker, welche eine so hohe Cultur-

stufe noch nicht erreicht hatten, dazu gelangen, ob ihre Civilisatoren, die Matrosen, sie jemals dahin gelangen lassen werden, etwas Bedeutendes zu thun, muß um so mehr bezweifelt werden, als die wenigen vorhandenen Beispiele verneinend antworten, und zwar in wahrhaft erschreckender Weise.

Es wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Gruppe der Sandwichs-Inseln durch Cook und die beiden Forster zwar nicht entdeckt, aber doch erst näher untersucht. Man fand daselbst sowohl als auf einer anderen, südlicher gelegenen Gruppe, auf den Gesellschafts-Inseln, ein verhältnißmäßig sehr gebildetes Volk, jedenfalls ein sehr glückliches Volk. Die üppigste Vegetation gab eine Fülle von Nahrung her fast mühelos, das Wenige, was zu thun war, um nicht hundertfältige, sondern tausendfältige Ernten zu erzielen, war kaum des Erwähnens werth, es blieb also viel Zeit übrig und diese wurde verwendet, um mit den einfachsten Mitteln tausendfältigen Schmuck auszuführen, theils für sich, d. h. für die Menschen, theils für ihre Wohnungen, für ihre Kähne oder für die Bastzeuge, mit denen sie sich leicht und anmuthig bedeckten. Die Kähne waren von einer so großen Zweckmäßigkeit, daß sie noch am Anfange dieses Jahrhunderts mehr als im vorigen die Bewunderung der Reisenden und vorzugsweise der wohl unterrichteten Seemänner erregten. Selbst Engländer gestanden zu, daß es wohl der Mühe werth wäre, ein größeres Schiff nach diesem System zu construiren, es wäre wahrscheinlich, daß ein solches bei weitem besser den Wind würde schneiden können, bei weitem leichter zu steuern sein würde und endlich eine Segelkraft zeigen dürfte, die es allen anderen Formen überlegen machte.

Europäer konnten demnach hinsichtlich des Schiffbaues bei den Wilden in die Schule gehen, aber auch hinsichtlich der Fähigkeiten, einen Weg auf dem pfadlosen Meere zu finden, würden sie dies haben thun können. Die Bewohner dieser beiden Inselgruppen (vieler anderer gar nicht zu gedenken) machten Reisen auf dem Ocean von mehr als 1000 Seemeilen, kannten das Ziel ihrer Fahrten und kehrten von denselben zurück nach ihrer heimathlichen Gebirgsinsel ohne Compaß und ohne Sextanten, ohne Chronometer oder sonst ein Instrument zur Bestimmung der Länge oder der Polhöhe.

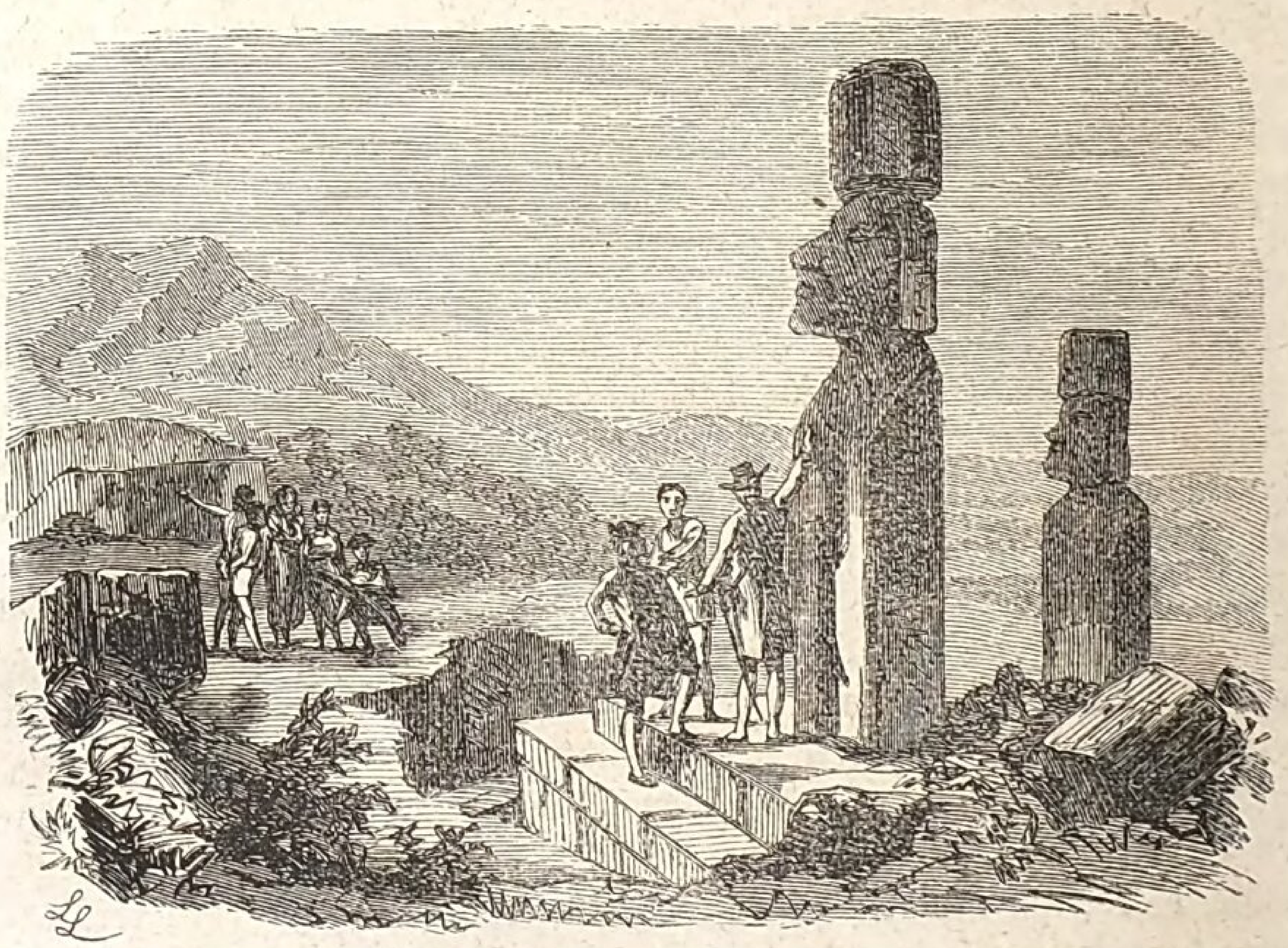
Waren nun die Schiffe zweckmäßig gebaut, so waren sie überdies auch noch schön. Geschicklichkeit sowohl als Geduld war aufgewendet, um Verzierungen anzubringen, welche nicht nur einen wirklich ausgebildeten Geschmack bekundeten, sondern welche auch gleichzeitig so viel technische Fertigkeit voraussetzten, daß man, von unseren einheimischen Vorurtheilen ausgehend, kaum begreifen konnte, wie diese einfachen Naturkinder mit ihren überaus einfachen Werkzeugen all dergleichen sollten leisten können.

Unsere Handwerker können dergleichen freilich nicht. Man nehme einem Tischler von der Gesammtmenge seiner Werkzeuge zwei hinweg, so wird er außer Stande sein, etwas Ordentliches, etwas Brauchbares zu machen. Man thue dasselbe mit unserem Schuster, so sitzt er auf dem Trocknen, und der geschickteste Wagenbauer, dem man sein Schnitzmesser nehmen wollte, würde aufhören müssen sein Gewerbe zu betreiben. Nicht so der sogenannte Wilde. Sieht man einen Goldarbeiter in Indien vor seinem Häuschen im Staube der Straße sitzen, vor sich einen Stein mit einigen Oeffnungen, um ein Paar kleine Amboſe (bald den einen, bald den anderen hineinzustecken, mit zwei oder drei Zangen, mit fünf oder sechs verschieden geformten Hämmern und einer Rindsblase voll Luft, welche sein Blasebalg ist, sieht man dann, welche bewundernswürdige Kunstwerke dieser nackende Indier mit seinen Werkzeugen, die sämmtlich mit einer Hand gefaßt werden können, macht, und vergleicht man damit, was unser Juwelier braucht, um seine Ketten, seine Schmucksachen, seine Prägungen auszuführen, so faßt den Beschauer ein wirklich ehrerbietiges Staunen. Es ist beinahe noch größer, wenn man sieht, was die vorhin gedachten Insulaner aus dem härtesten Holz oder gar aus den Zähnen großer Meeressäugethiere schnitzen, ohne das Eisen, viel weniger den Stahl zu haben, ja ohne ihn zu kennen (dies war das Verhältniß zu Cook's Zeiten, jetzt kennen sie den Stahl, aber sie können nichts mehr verfertigen, sie sind schon so weit herunter, daß ihre Kunstarbeiten Antiquitäten geworden), es ist noch mehr zu bewundern, wenn man das Schnitzwerk an den aus Palmenholz geformten Balken ihrer Häuser, an den mächtigen Schnäbeln ihrer großen Kriegsschiffe, oder wenn man das Schnitzwerk aus den großen Hauzähnen der Delphine sieht, welche sie in sechs bis acht dünne Scheiben von der Krümmung des Zahnes zerschnitten haben, denn das hier vorliegende Material ist so außerordentlich hart, daß unsere Metallarbeiter ganz einfach sagen würden, sie seien außer Stande, mit ihren Sägen, Meißeln und Grabsticheln gegen solches Material etwas auszurichten, daß sie unbedenklich sagen würden, es sei nicht nur viel härter als Messing oder Bronze, es sei härter als Eisen.

Mit einigen Feuersteinsplittern und mit viel Geduld gelangten jene Wilden dazu, die bewunderungswürdigen Arbeiten zu vollenden, welche noch jetzt die größten Zierden unserer ethnographischen Cabinette sind.

Aber es giebt Arbeiten von größerer Ausdehnung, als daß man sie unseren Sammlungen einverleiben könnte. Jene Insulaner bauten Pyramiden von Quadersteinen, welche eine solche Größe haben, daß ihre Fortschaffung selbst für unsere mechanischen Hülfsmittel nicht eben leicht zu nennen wäre. Sie brachen diese Quadern aus dem Korallenkalk, welcher

ihre Inseln umgiebt, sie schafften dieselben aus dem Wasser heraus, schafften sie nicht nur auf das Land, sondern auf die Gebirge ihrer Inseln und bauten daraus jene mächtigen Stufenwerke, auf denen ihre Götter thronten, denen ihre entsetzlichen Menschenopfer gebracht wurden. Diese Wilden haben die Oster-Insel mit jenen kolossalen Monumenten geschmückt, von denen wir ein Paar nach La Pérouse's Zeichnung sehen, drei Mann hoch, wie



wir sagen würden, und sie haben auch diese Statuen gemeißelt, ohne das Eisen zu besitzen. Was würde aus ihnen geworden sein, wenn man sie ruhig sich selbst überlassen, wenn man ihren Entwickelungsgang nicht gestört hätte.

Gewiß, diese Völker zeigen bei großer Liebe zur Kunst, zur Geselligkeit, zum Lebensgenuß, bei tiefer Religiosität, wenn auch nicht nach unserem Sinne — bei wahrer Heldenhaftigkeit in ihren Kämpfen, in ihren Kriegen, bei unglaublicher Kühnheit auf ihren Reisen, bei seltener Anhänglichkeit an ihre Familien, auch eine nach unserem Sinne höchst tadelnswerthe Eigenschaft, sie zeigen eine entsetzliche Grausamkeit, nicht allein im Kriege, wo dieselbe noch nicht einmal so scharf hervortritt, als vielmehr bei ihren religiösen Festen, die immer durch blutige Menschenopfer verherrlicht wurden; wir sehen dieselben ihre erstgeborenen Kinder als einen schuldigen Tribut den Göttern zum Opfer bringen, wir sehen sie ihre Erstgeborenen den

Priestern übergeben, welche sie an den Statuen ihrer Götter zerschmettern, so daß diese mit dem Gehirn und mit dem Blute der kleinen Opfer übertüncht werden. Und das ist noch nicht das Grausamste, das trifft nicht die Kinder, denn sie sind bewußtlos und das zerschmetterte Haupt gestattet wahrscheinlich nicht einmal den Schmerz auf Augenblicke, er trifft nur die Eltern, welche das Opfer haben bringen müssen. Viel grausamer ging man mit den Gefangenen um, welche den Göttern zum Opfer gebracht werden sollten, oder selbst mit Bewohnern der eignen Inseln, welche auch geschlachtet wurden, wenn es an Kriegsgefangenen fehlte, da wurden auf dem Maraï Hekatomben dargebracht, und zwar, um den Göttern recht wohlgefällig zu sein, wurden die Menschen in möglichst schmerzhafter Weise getödtet. Wir geben eine solche schauerliche Scene, wie Cook dieselbe gesehen



und in seinem großen Reisewerk aufbewahrt hat. Wir haben hier das Innere eines solchen Opferhofes von Mauern umschränkt, auf denen Tausende von Todtenköpfen liegen, den Unglücklichen angehörig, die hier den Göttern zu Gefallen geopfert wurden. Wir sehen ein neues Opfer in der Mitte liegen, an eine Stange gebunden, und dahinter nehmen wir zwei Männer wahr, welche beschäftigt sind, eine Grube auszuhöhlen, in der man Feuer anmachen, über welcher man dann das Ofper dadurch tödten wird, daß man dasselbe langsam darüber braten läßt. Der Priest

macht Cook und seinen Reisegefährten Forster aufmerksam auf die Vorgänge, indessen auf der andern Seite des Bildes eine Gruppe von Eingeborenen im Begriff ist Musik zu machen zu dem Geschrei des Opfers.

Gewiß das sind gräßliche Vorgänge und sie sind immerfort angeführt worden, um zu beweisen, daß dergleichen abscheuliche Menschen des Mitleids nicht werth sind, welches wir Philanthropen ihnen zu zollen bereit sind, aber wir dürfen doch die Vergleiche nicht vergessen zwischen diesen Wilden und den cultivirten Europäern (um nicht zurückzugehen auf ebenso oder mehr cultivirte Asiaten, wie z. B. die Phönicier), wir wollen doch nicht vergessen, wie zur Ehre Gottes christliche Priester gegen Christen gewüthet haben. Genug des Gräßlichen ist geschehen bei der sogenannten Bekehrung von Indien und Amerika, aber das waren ja Thiere, die man schlachtete, das waren ja nicht Menschen. In Spanien dagegen hat man Millionen christlicher Einwohner Jahre lang in den Gefängnissen gemartert und sie dann langsam dem Feuertode überliefert, man hat dafür gesorgt, daß sie nicht allzubald durch den Rauch erstickten, man hat dafür gesorgt, daß sie die ganze Fülle der Qualen des langsamen Verbrennens durchkosteten, und diejenigen, die das thaten, gerade so zur Ehre Gottes wie die Wilden auf den Sandwichs- und den Gesellschafts-Inseln, waren nicht Wilde, sondern gehörten den gebildetsten Nationen der Erde an, standen auf dem Gipfelpunkt der Cultur ihrer Zeit und begingen diese Scheußlichkeiten gerade wie die Wilden in der Voraussetzung, es seien Gott wohlgefällige Handlungen.

Wir müssen hier wohl ernsthaft fragen, auf welcher Seite die größte Bestialität liegt, auf der der Uncivilisirten und Wilden oder auf Seiten der civilisirten Europäer, und wir müssen wohl fragen, was uns denn hindert, die Culturfähigkeit der Wilden anzunehmen, welche solche Barbareien verübten, wenn wir doch sehen, daß die Spanier und die Italiener, welche viel Schlimmeres thaten, nicht nur der Culturfähigkeit keineswegs entbehrten, sondern damals schon auf einer mächtig hohen Stufe der Cultur standen, in allen Wissenschaften und in allen Künsten Meister waren.

Was aus den Eingeborenen jener Inseln geworden ist, stellt die Frage durchaus nicht anders und ändert ihre Fähigkeit, das Größte und Ausgezeichnetste zu leisten, nicht im Geringsten. Was sie jetzt sind, die niedrige Stufe, auf der sie jetzt stehen, haben die Armen sich nicht selbst zu verdanken, sondern den Bemühungen der seefahrenden Nationen und ihrer Cultur. Die Rudersklaven aus den Bagno's zu Toulon und Marseilles, durch welche die Mannschaft der französischen Kriegsschiffe complettirt wird, das rohe, jeder Bestialität fähige Matrosenvolk der engländischen und holländischen Handelsschiffe, die Deportirten von Botany-Bai, welche im Stande waren, ihre Fesseln

zu brechen, sind es, welche die Cultur und die Civilisation dorthin gebracht haben. Es ist nun kein Wunder, wenn dadurch ein Rücktritt eingetreten ist, den man sich kaum schlimm genug vorstellen kann. Hinterher sind dann noch engländische Missionaire gekommen, die zu der moralischen und physischen Pest, welche den armen Insularnern von den Matrosen eingeimpft, auch noch die Heuchelei hinzugefügt. Früher überließen sich die Naturkinder ihren persönlichen Gefühlen, Personen, die Gefallen an einander hatten, verbanden sich und waren glücklich und eine schöne Generation folgte auf die andere. Seitdem nun aber die Missionaire den Eingeborenen Kleidungsstücke gegeben, und jede Verirrung mit öffentlichen Kirchenstrafen ahnden, hat nicht nur nicht die Sünde aufgehört, sondern hat sich in die Heimlichkeit der Wälder zurückgezogen, und die glückliche Mutter, welche sonst mit Thränen des Entzückens ihren Säugling an die Brust drückte, wirft jetzt mit Thränen des bittersten Schmerzes das Kind ihrer süßesten Empfindungen in einen Abgrund, um der Schande einer öffentlichen Ausstellung in der Kirche und einer Beschimpfung vor allen ihren Freunden zu entgehen; und die Unglückliche, welche mehr Liebe zu ihrem Kinde, als Furcht vor der Schande hat, muß zu alle diesem noch beschwerliche Arbeiten tragen. Die Missionaire haben verordnet, daß dieselben, daß die gefallenen Mädchen Wege bauen, Chausseen bauen.

Die gefallenen Mädchen? — kennt denn ein Mädchen von Owahi oder von Tahiti ein anderes Gesetz, als das von der Natur gegebene? Hat denn ein solches Mädchen nur eine Ahnung von dem Begriff, den wir mit dem Worte „eine Gefallene“ verbinden? Eine höchst grausame Procedur wäre schon, wenn bei uns liederliche, nächtlicher Zeit auf den Straßen aufgegriffene Dirnen am nächsten Morgen die Straßen kehren müßten. Es bessert nicht, es ergrimmt und verhärtet, aber diese Dirnen haben wenigstens Schul- und Religionsunterricht erhalten, sie sind in den Ansichten erzogen, welche uns Nordländern geläufig sind, und sie haben gegen die ihnen wohlbekannten Ansichten gesündigt, sie haben nicht ein Mal, sie haben hundertfältig gefehlt, sie haben nicht ihre Liebe einem liebenswürdigen Manne geschenkt, sie haben das Abscheulichste gethan, sie haben für Geld ihren Körper einem ganz gleichgültigen Menschen leihweise für ganz kurze Zeit überlassen, haben dieses Hunderte und Tausende von Malen mit vielen verschiedenen Personen geübt, und sind also der tiefsten Verachtung verfallen. Wenn solche Personen von der entehrenden Strafe getroffen werden, nachdem sie sich selbst viel hundertmal auf das Tiefste entehrt hatten, so wollen wir, wie hart die Strafe sei, gegen solche Stellung an den Pranger nichts sagen, ist aber alles dieses anwendbar auf das unschuldige

Mädchen, welches seine Liebe, seine Zärtlichkeit einem geliebten Manne schenkte?

Und doch wie gut, wie unverdorben ist noch immer die Natur dieser Geschöpfe. Es giebt auf Hawai keine anderen Straßen, als die durch Mädchen, welche die Folgen ihrer Zärtlichkeit nicht haben verbergen können, gebauten, und die Straßen laufen beinahe um zwei Drittheile der großen Insel, sie sind seit etwa 30 Jahren gebaut. Wie gut muß der Fond bei diesen Mädchen sein, daß sie nicht ihre Kinder ermordeten, wie dieses in den großen Städten Europas Tag für Tag Hunderte von Malen vorkommt. Es kommt auch hier vor, wie bereits oben bemerkt, aber so selten, daß die civilisirten Europäer sich gradezu schämen müßten, Angesichts der uncivilisirten Wilden.

Ist es denn überhaupt das Christenthum, was die engländischen Missionaire verbreiten? Oder ist es ein starres Formwesen, dessen Hauptsache in der arbeitslosen Verbringung des Sonntags zu beruhen scheint.

Wir haben noch ein großes Volk, ein wahres Heldenvolk zu betrachten, welches leider auch dem Erlöschen nahe gebracht ist, das Volk der Maoris auf Neu-Seeland. Ebenso kunstgeübt, wie das Volk von Hawai, und politisch vielleicht noch viel weiter ausgebildet, ein Volk, das Staatseinrichtungen hatte, die, wenn auch sehr einfach, doch bewunderungswürdig geschickt erdacht waren für ihre eigenthümliche Lage als Insulaner, als stets im Kriege befangene Mächte, welche immer auf ihrer Hut so zum Angriff, wie zur Vertheidigung bereit sein mußten. Wir sehen bei diesem Volke nicht nur Kriegsschiffe, nicht nur Waffen aller Art von ebenso großer Schönheit wie die der Sandwichs-Insulaner, wir sehen bei ihnen auch wohlgebaute und geschickt angelegte Festungen, in denen die ganze Einwohnerschaft eines Districts Zuflucht finden kann und reichliche Nahrung für die Zeit, welche ein Neu-Seeländischer Belagerungskrieg dauern mag. Wir sehen die Leute mit großer Tapferkeit, mit großer Ausdauer ihren heimathlichen Heerd vertheidigen und sehen sie, wenn die Gefahr vorüber ist, ihr Land mit solchem Fleiß bestellen, ihre Häuser mit solcher Sorgfalt bauen oder ausbessern, als hätten sie nie daran gedacht, ihre Feinde zu bekämpfen, zu schlachten, zu braten und zu essen (dieses ist das Loos, dem beinahe ein jeder Krieger entgegengeht).

Ja, das ist ein großer Flecken auf dem Charakter der Neu-Seeländer, sie schlachten, sie braten und sie verzehren ihre Gefangenen, zwar sagt man, um sie zu entschuldigen, sie thäten es aus Noth, aus Bedürfniß der Fleischnahrung, welche sie sonst nicht haben, da es ihren Wäldern an allem größeren Gethier fehlt, und selbst das größte, der Hund, scheint erst von Neu-Seeland her eingeführt. Aber immerhin ist das abscheulich, selbst

wenn wir nicht in Abrede stellen können, daß die viel gebildeteren Europäer das Nämliche überall gethan haben, wenn sie durch lang andauernden Mangel an Nahrungsmitteln, durch eine wirkliche Hungersnoth sich berechtigt dazu hielten, wie wir ja nur noch in neuester Zeit bei den Landreisen zur Erforschung der Nordküste von Amerika gesehen haben.

Aber wenn wir auch nicht den leisesten Versuch wagen wollen, solche Abscheulichkeiten zu vertheidigen, was werden wir dann sagen müssen von den civilisirten Engländern, welche ja immer auf dem Gipfel der Cultur zu stehen sich rühmen, was werden wir von ihnen sagen, wenn wir sehen, wie sie mit Schmeicheleien und mit Branntwein die armen Maoris bethören, sie um ihr Land und um ihre Rechte darauf betrügen, ihnen aufschwatzen, daß sie sich unter der Souverainetät der Königin Victoria überaus glücklich befinden würden, und ihnen so die Rechte auf ihr eigenes Land vollständig entziehen, die dann aber, wenn sie zur Besinnung gekommen sind, die Betrügerei eingesehen haben und sich nicht mehr wollen betrügen lassen, sie mit Flinten- und Kartätschenkugeln niederschießen lassen, sie, die hochherzigen Engländer unter der Aegide der Religion und mit der Palme des Friedens in der einen und mit dem Feuerbrand in der anderen Hand.

Die Tapferkeit der Maoris ist so groß, daß die engländischen Soldaten gegen sie nichts ausrichten konnten, unzählige Kämpfe sind geliefert worden, worin sich diese Thatsache als feststehend erwiesen, da sind denn die Prediger des Evangeliums an die Unglücklichen abgesandt worden, um die Wege zu ihnen auszukundschaften, und dorthin hat man nachher Mordbrenner geschickt, welche zuerst die Dörfer und die darum liegenden Kornfelder und dann die Wälder anzündeten und die Eingebornen ihrer einzigen Vertheidigungswaffe beraubten, so hat man der Civilisation Eingang verschafft, gewiß, die Engländer sind ein großes Volk, so etwas wäre Anderen niemals gelungen, es ist nur das Eine schade, daß das völlig pacificirte Land jetzt keine Einwohner mehr hat von dem Stamme der Maoris oder ihrer Verwandten, derer, die untergeben waren den Maoris.

Doch das sind einzelne Unglücksfälle, für welche die Engländer nicht verantwortlich sind; was können sie dafür, daß die Neu-Seeländer ausgerottet worden?

Ob die Neu-Seeländer der Cultur fähig sind? — Vielfältig sind junge Leute auf engländischen Schiffen freiwillig eingetreten, um etwas zu lernen, sie sind zwar von den barbarischen Capitains in schändlichster Weise gemißhandelt worden, aber sie sind zurückgekommen und haben die Kunde von der Bearbeitung des Bodens, die Kunde vom Häuserbau und von mancher anderen nützlichen Kunst mitgebracht in ihr Vaterland und haben zur Verbreitung dieser nützlichen Künste das Möglichste und Nützlichste gethan und wären

die Wohlthäter ihrer Genossen geworden, wenn man ihnen dazu Zeit gelassen, wenn man sie nicht vorher abgeschlachtet hätte, eine Kunst, worin die Engländer immer das Bedeutendste geleistet haben, eine Kunst, worin auch ihre Abkömmlinge, jetzt ihre Todfeinde, die Bewohner von Nord-Amerika, das Beste geleistet, ihnen auf das Treulichste nachgeahmt haben. Die europäische Cultur, welche sich über Amerika verbreitet hat, besteht darin, daß sie den Auswurf, den Abschaum aller europäischen Staaten hinübergezogen und die ganze einheimische Race vertilgt hat. Die Engländer unterscheiden sich von den Amerikanern nur dadurch, daß sie nicht allen möglichen, sondern nur ihren eigenen Abschaum, den Auswurf Englands und Irlands, über ihre Colonien gespieen haben. So zuerst die entsittlichten jüngeren Söhne ihrer Lords über Indien, so ihre zur Deportation verurtheilten Verbrecher über Neu-Holland, Neu-Seeland, über die Sandwichs-Inseln u. s. w.

Die Colonisation durch die oceanischen Gebirgsvölker.

Die oceanischen Gebirgsvölker befinden sich beinahe in der glücklichsten Lage, welche der Mensch überhaupt zu erringen vermag, sie haben alle Mittel und alle Vortheile in Händen, über welche zu gebieten irgend wünschenswerth genannt werden kann, ihnen liefert Land und See, ihnen liefert der Küstensaum wie die Höhe einen gleichen Antheil an seinen Schätzen. So ist es nicht nur mit dem, was die Pflanzendecke bietet, sondern auch mit den Thieren und überhaupt mit Allem, was der Mensch sich nutzbar zu machen gewußt hat. Dies erklärt den Umstand, daß häufig auf einem sehr kleinen Raum mächtige Völker sich entwickelt haben. Nicht sowohl mächtig durch ihre große Zahl, als vielmehr mächtig durch ihre Thätigkeit, ihre Kühnheit, ihr Vorwärtsstreben, um es mit einem Worte auszudrücken, ihre geistige Regsamkeit, die alles das Gedachte auf einmal in sich schließt.

Solche Völker sind auch geeignet, ihre Thätigkeit auf andere zu übertragen, andere dazu aufzumuntern, oder sie ihnen allenfalls auch zwangsweise aufzuerlegen, aufzudrücken.

Das älteste uns bekannte Beispiel liefern die Phönicier, ihre feste Stadt Tyrus galt allerdings für uneinnehmbar (bis man sich überzeugte, daß auch sie genommen werden könne), aber dieses hätte nur sie in ihrem Besitze geschützt, hätte nur sie vor Angriffen bewahren, keineswegs ihnen eine Bedeutung nach Außen hin geben können. Diese Phönicier waren Räuber, Seeräuber wie alle anderen Völker in einer ähnlichen Lage. Sie waren zugleich Kaufleute, sie waren verwegen und speculativ; so lange sie nur raubten, mochte ihre Bevölkerung nicht gerade zunehmen, als sie aber in der

friedlichen Beschäftigung des Handels größere Vortheile sahen als in ihren Räubereien, begingen sie diese nur noch gelegentlich und ihr eigentliches Gewerbe wurde der Handel und mit diesem nahm ihre Macht, ihre Zahl, ihre Bedeutung zu, so daß sie bald nicht mehr Raum hatten auf der kleinen Besitzung längs der Felsen von Tyrus und sie folglich suchen mußten, sich weitere Wirkungskreise zu verschaffen. Sie sandten reich besetzte Schiffe an die westlichste Ausmündung des Nil, sie gründeten die späterhin so berühmte Stadt Kyrene, sie gingen weiter und der ganze Nordrand von Afrika wurde durch sie colonisirt, sie gingen noch weiter, bis zu den Säulen des Herkules, bis zum Atlantischen Meer, sie gründeten Gades, sie besetzten ferner alle am Mittelmeer gelegenen Küsten Spaniens, sie gründeten Colonien auf vielen Inseln des Mittelmeeres und manche dieser von Tyrus ausgegangenen Colonien überragten die Mutterstadt an Pracht und Herrlichkeit und Macht bei weiten, so das herrliche, palast- und tempelreiche Karthago, welches mit den Römern um die Weltherrschaft streiten konnte und erst nach vieljährigen, nach Jahrhunderte langen Kämpfen unterlag, während eben dasselbe Rom, das jetzt triumphirte, vor Hannibal und seinen furchtbaren Schaaren gezittert hatte. Mit dem Schreckensruf Hannibal ante portas beschwichtigten noch Jahrhunderte später römische Ammen ihre Pflegebefohlenen.

Die Phönicier hatten keine große Bildung, aber sie verbreiteten dieselbe über die ihnen bekannten Völker. Ihre Künste und ihr vielleicht geringes Wissen hatten sie von den Assyriern und Babyloniern im Innern des Landes, dessen Küsten sie bewohnten, hatten sie von den Aegyptern, bei denen dieses Wissen und diese Kunst schon Jahrtausende heimisch war. Aber weder die Assyrier noch die Aegypter trugen ihr Wissen in die Ferne. Die einen, ein tapferes, kriegerisches Volk, waren durch Gebirge und durch Wüsten vom Meere getrennt, die anderen, die Aegypter, hatten allerdings an einer Grenze des Landes das Meer zum nächsten Nachbar, aber sie waren nicht abgehärtete Gebirgsbewohner, sie waren verweichlichte Bewohner des niederen, des fruchtbaren Marschlandes, sie hatten mehr als sie brauchten, ihnen schien es völlig überflüssig, sich in der Welt umzuthun, und das, was sie etwa nicht hatten, nützliche und edle Metalle, brachte man ihnen von allen Seiten herbei, um Lebensmittel einzutauschen; was hätte die Aegypter also bewegen sollen, in die Ferne zu gehen, sie überließen dieses denjenigen, die herbeikamen, um ihre Schätze zu holen, und durch diese geschah es auch im vollsten Maße und die Phönicier verbreiteten die ägyptische und assyrische Cultur nach all den Räumen hin, welche sie colonisirt hatten. Kyrene, Karthago, Gades waren Städte, in welchen die Religion, die Sprache, die Cultur der Phönicier gepflegt wurden, waren Städte, von denen eben diese Cultur sich bis weit in das Innere der neu gewonnenen Länder verbreitete. Selbst die ganz rohen Völker des

nördlichen Randes von Afrika nahmen diese Gesittung an und sie blieb ihnen noch lange, nachdem Carthago schon untergegangen war, ja sie war noch nicht verschwunden, als tausend Jahre nach dem Untergange von Carthago die Araber unter den Kalifen den Nordrand von Afrika überschwemmten und sich bis nach Spanien hinzogen. Einen solchen bleibenden Einfluß hatte das oceanische Gebirgsvolk gewonnen, solche dauernde Macht hatte die Cultur erlangt.

Wir sehen etwas Aehnliches durch die Griechen geschehen. Ihr vielfältig von Meeresbuchten durchschnittenes Land, bei allgemeiner bergiger Beschaffenheit, gab den kleinen Schaaren tapferer Männer, auf Raub und Handel ausgehend, Gelegenheit zu festen Wohnsitzen. Ihre Städte waren klein, ihre Staaten noch kleiner, könnte man fast sagen, eine Stadt, die 10,000 Einwohner zählt, ist schon sehr unbedeutend, ein Staat, der nicht mehr als 30,000 Einwohner zählt, ist gar nichts.

Aber diese kleinen Staaten hatten eine viel größere Bildung, als ihre viel mächtigeren Nachbarn im Hintergrunde auf der Seite des Festlandes. Thessalien und Macedonien konnten sich niemals großer intellectueller Bedeutung rühmen, Macedonien konnte wohl zerstörend wie ein böser Dämon über ein glückliches Land herfallen, aber keineswegs ein rohes Volk civilisiren, ein uncultivirtes Land für die Cultur gewinnen.

Anders war es mit den Küstenbewohnern. Man muß nicht glauben, daß sie von der Natur so sehr begünstigt gewesen wären, noch zu Zeiten des Homer war ihre Kunst eine sehr untergeordnete, war ihr Wissen so gut wie Null, so gut wie gar nicht vorhanden; ihre körperliche Schönheit ist zwar sprüchwörtlich geworden, aber die der alten Germanen übertraf sie bei weitem; ebenso war es mit ihrer Kraft, mit ihrer Tapferkeit und mit ihren sonstigen moralischen Eigenschaften, die man niemals besonders hat loben wollen. Dies Alles gab ihnen folglich das Uebergewicht, dessen sie sich erfreuten, keineswegs, es war nur die Lage des Landes, welche ihre Reisen, welche ihre Unternehmungen überhaupt begünstigte und sie mit anderen Völkern in vielfältige Verbindung brachte, sie handelten mit den Aegyptern, den Phöniciern, den Ioniern, sie trieben ihre Schifffahrt bis nach Ilium, sie kamen am Südrande des Schwarzen Meeres mit den Persern und am Nordostrande mit den Skythen in Verbindung, sie lernten überall etwas, und schon 400 Jahre nach Homer galten ihre Weisen für die weisesten und noch ein Paar Jahrhunderte später ihre Künstler für die ersten der bekannten Welt, und als sie nunmehr weitere Reisen machten, da konnten die ganz kleinen Staaten mächtige Colonien gründen in Sicilien, in Italien, an der Küste von Gallien und ihre Cultur verbreitete sich auf diese Länder, verallgemeinerte sich und während sie selbst von der höchsten Stufe ihrer Macht unter Alexander durch die Römer herabgestürzt

wurden, ihr mit Tempeln geschmücktes Land mit Trümmern übersäet und überschüttet wurde, blühte ihre über weite Kreise her verpflanzte Kunst und Cultur fort und fort und trägt noch jetzt gerade unter den Barbaren, welche die Griechen am tiefsten verachteten, unter den Germanen, die herrlichsten Früchte.

Nur eins konnten die Griechen, so wie die Phönicier nicht verbreiten, weil es ihnen selbst überhaupt fehlte, das war die Humanität. Neben der Kunst und ihren erhabensten Schöpfungen, neben einer Poesie, welche noch jetzt unsere Muster bildet, neben einer Sculptur und einer Baukunst, welche noch immer nicht übertroffen worden ist, neben einer ausgebildeten Staatskunst und einer so großen militairischen Bildung, wie sie sich unter Alexander zeigte, welcher mit 30,000 Griechen eine Million Perser schlug, ging eine so furchtbare Barbarei einher, wie man sie gewiß gerade bei einem so cultivirten Volke am allerwenigsten erwarten sollte. Human, d. h. menschlich in jenem edleren Sinne des Wortes, welcher damit die geistige Bevorzugung vor dem Thiere bezeichnen will — human waren die Griechen nicht, Humanität verbreiteten sie also auch nicht, Humanität trat erst mit der Reinigung, mit der Umformung der jüdischen Religion durch Christus auf, welcher zuerst die Idee der Göttlichkeit von der der Menschlichkeit trennte, welcher zuerst Gott darstellte, nicht als den Träger menschlicher Leidenschaften (Haß, Zorn, Eifersucht, Rache), sondern als das Urbild väterlicher Liebe.

Alles Uebrige aber in Kunst und Wissen trugen die Colonien als Zeichen ihrer Abstammung an sich, Karthago war so vollständig phönicisch, wie Syrakus und Massilia griechisch.

Eine uns ferner liegende (im Raum, nicht in der Zeit), aber nicht minder wirksame Verbreitung der ihnen eigenen Cultur dankt der östliche Theil von Afrika den Arabern. Auch dort sind es die Gebirgsbewohner, welche dem Ocean nahe liegen. Die Halbinsel Arabien hat in ihrem südlichen Theile schöne Gebirge und tiefe Einschnitte macht das Meer in dieselben. Zuerst sind die Seefahrer nur Räuber, sie greifen den schwächeren Feind an und vor dem stärkeren ziehen sie sich zurück in ihre Bergschluchten, in die Meereseinschnitte, in welche der damit nicht vertraute Fremdling einzudringen nicht wagt. Es werden aber bald der Bewohner zu viel und nunmehr wandern einzelne Stämme aus und suchen sich einen besseren Boden. Auf diese Weise haben die Araber die ganze Küste von Afrika bis hinter Madagascar colonisirt, und auch auf der gegenüberliegenden Küste von Asien ist Gleiches geschehen. Aber noch viel mächtiger haben die späteren Araber auf Europa gewirkt.

Alles vor sich her niederwerfend, stürmten wilde, uncivilisirte Horden über Afrika und vertilgten dort, was die Phönicier gestiftet, gegründet hatten.

Ein Omar verbrannte die berühmte Alexandrinische Bibliothek und vernichtete auf einmal Alles, was in Jahrtausenden an Weisheit aufgesammelt, aufgespeichert, unter dem einfachen Vorgeben, entweder stünde in dieser Bibliothek auch das, was in dem Koran enthalten und dann bedürfte man derselben nicht, oder es sei darin Anderes enthalten und dann sei sie schädlich. Und derselbe Menschenstrom, welcher Alexandrien, Kyrene, Karthago und hundert andere phönicische Pflanzstädte überschüttete, in Schutt und Staub verwandelte, derselbe Menschenstrom, der hier die Cultur bis auf die letzten Zeichen derselben vernichtete, brachte, in sonderbarem Widerspruch mit sich selbst, einen Grad von Cultur auf die Iberische Halbinsel, wie eine solche niemals dagewesen und wie eine solche auch mit eben diesen Arabern vollständig verschwunden ist. Astronomie und Geographie und als ihre wichtigste Hülfswissenschaft die Mathematik, ferner die Medicin und zu ihrer Unterstützung die Chemie, wurde von den Arabern gepflegt, und würden nicht die Kelten gar zu roh gewesen sein, so hätten sie die Erben dieses Wissens werden können, allein die Cultur übersprang dieses Volk und ließ sich in Gallien und in Deutschland nieder, und als endlich die schwergeharnischten Ritter mit ihrem Kreuz auf dem Schilde die anmuthigen ritterlichen Araber, welche ohne Rüstung gegen die Eisenmänner kämpften, besiegten und verjagten, da versank das Land wieder in jene Barbarei, in der es die Araber ursprünglich gefunden, und was der Reisende, der jetzt Spanien besucht, dort Bewundernswürdiges findet, das sind die Reste der einst die ganze südliche Hälfte von Spanien bedeckenden Bauten der Mauren. Was späterhin geleistet worden, wie etwa ein Königspalast in Madrid oder das Escurial, läßt sich in keiner Weise mit dem vergleichen, was man an Ueberresten aus der maurischen Zeit dort findet, wie die Prachtbauten von Cordova, von Toledo, von Granada und wer weiß wie vielen anderen hochberühmten und jetzt so gewaltig heruntergekommenen Orten.

Ein Aehnliches ist im Süden von Asien geschehen, dort haben die Malayen das Amt übernommen, ihre Cultur in weitere Kreise zu bringen. Von den Küsten Indiens sind sie zuvörderst auf die benachbarten großen Inseln gegangen und dann haben sie sich auch weiter über die minder großen und kleinen verbreitet. Sie sind es, welche die Religion der Indier dahin gebracht und auf Java, Bali, Madura &c. Tempel hinterlassen haben, schön genug, um noch in ihren letzten Trümmern die Bewunderung der Reisenden zu erregen. Sie selbst haben allerdings diese Tempel nicht lange gepflegt und ihnen nach kamen andere, kamen Araber, welche die indische Religion vertilgten, in dem sie an ihre Stelle den Mohamedanismus setzten, aber der Rest, den wir noch sehen auf dem Boden jener einst so heiligen Inseln,

zeigt uns, welchem Glauben die Malayen angehörten in früheren Zeiten, zeigt uns, welchen ungewöhnlich hohen Grad von Cultur sie besaßen.

Sie scheinen späterhin erst auf die ferneren Inseln gedrungen zu sein und dort hatten sie ihre Mission noch nicht erfüllt, als der Mohamedanismus ihnen nachkam und sie in ihrer Arbeit unterbrach. So haben sie dort auch keine Denkmale ihrer altindischen Religion hinterlassen, zu welcher die Malayen sich bekannten, und dem Islam wurde der Triumph, bevor der Buddhaismus Wurzel faßte.

Die Colonisation, soweit sie von den oceanischen Gebirgsvölkern ausgegangen ist, hat sich nirgends feindlich bewiesen gegen die Eingeborenen. Der zerstörende Zug der Araber durch Afrika darf nicht als Beweis vom Gegentheil angesehen werden, eben weil er kein Zug oceanischer Gebirgsvölker gewesen ist. Jene Araber, welche die Nordküste von Afrika überschwemmten, waren nicht Kaufleute, waren auch nicht mit irgend welcher Kunst oder irgend welchem Wissen vertraut, sondern waren semitische Nomaden und Räuber. Diejenigen aber, welche von Bagdad aus über Afrika nach Spanien kamen, brachten einen hohen Grad von Cultur mit und trieben dieselbe im neuen Lande und auf frischem Boden auf's Herrlichste in Blüthe und Frucht.

Wie ganz anders war es da, wo die Bewohner des Flachlandes colonisirten: die Spanier, die Holländer, die Engländer. Es ist wohl merkwürdig, daß in unserer Zeit, daß vor drei Jahrhunderten, damals schon sehr civilisirte Nationen nicht Cultur, sondern nur Mord und Brand verbreiteten, die Spanier und Portugiesen in furchtbarem Fanatismus, die Holländer in stumpfster Gleichgültigkeit, die Engländer in übermüthigem Hochmuth, sich besser dünkend wie die Anderen und von der Ansicht ausgehend, sie allein seien zur Existenz bestimmt, sie allein seien dazu bestimmt, die ganze Welt zu bevölkern und zu beherrschen, alle anderen seien irgend welcher Beachtung unwerth und an ihrer Existenz sei nichts gelegen.

Dies ist nicht eine Ansicht, welche sie von der Sache haben, ohen sich darüber auszusprechen, sondern es ist ihre volle Ueberzeugung und sie stehen nicht im Entferntesten an, dieselbe laut und vor aller Welt auszusprechen.

Allen dreien ist es in gleicher Weise gelungen, die Völker zu vertilgen, zu denen ein schwerer, auf den Unglücklichen ruhender Fluch sie brachte, zuerst begannen damit die Spanier und Portugiesen, indem sie die fremden Horden zusammentrieben und mit Feuerspritzen tauften und diejenigen, welche sich diesem nicht unterwarfen, durch das Schwert oder durch die Kugeln ihrer Kanonen tödteten, bis sie so glücklich waren, reinen Tisch gemacht zu haben. Das nicht so reich bevölkerte Südamerika und Mittelamerika haben sie vollkommen entvölkert, von den ehemaligen Bewohnern findet man nur noch die

schwächsten Ueberreste, von ihrer Cultur genau genommen gar nichts; denn Ruinen sind nur Beweise, daß ehemals das Land cultivirt, das Volk civilisirt war, das jetzt lebende Geschlecht hat von der einst so hohen, Staunen erregenden Cultur nichts mehr übrig, es hat Alles, sogar die Erinnerung daran verloren. Die prachtvollen Städte, welche sich von Tenochtitlan bis zum Titikaka-See erstreckten, durch eine bewundernswürdige Kunststraße verbunden (auf welcher die spanischen Eroberer so bequem bis in die fernsten Gegenden drangen), sind vertilgt und die Straße ist so bis auf ihre letzten Spuren verlöscht und verwischt, daß man nicht einmal mehr durch dieses Hülfsmittel die in den Urwäldern vergrabenen Ruinen finden kann.

Diese Urwälder heißen ganz fälschlich so, sie sind auf hoch cultivirtem Boden entstanden, sie sind erwachsen auf den Gärten des Inka-Stammes, auf den Königs- und Tempelgärten und auf den Getreidefeldern ihrer Unterthanen, sie sind kaum erst 300 Jahre alt, aber sie haben bereits so vollständig den Charakter der Urwälder angenommen, daß man sie unbedenklich so nennt, sie sind undurchdringlich für den Reisenden und nur die Axt kann allmälig Bahn brechen, und da, wo sie es gethan hat, in Mittelamerika, wo eine Menge Abenteurer Raum suchend sich nach allen Richtungen hin zerstreut hat, da tauchen Ueberreste auf und lehren mit beredter Zunge den Untergang civilisirter Völker durch solche, welche auf dem Gipfelpunkte der Cultur standen. Eine wunderbare Erscheinung, kaum erklärlich. Wenn Attila Rom vernichtet und zerstört hätte, wie es einst Brennus gethan, so würde sich Niemand wundern, wenn aber die Römer nach Pannonien gekommen und die Hunnen sich beklagt hätten, daß ihre Niederlassung zerstört sei durch die künstlerisch und wissenschaftlich gebildeten Römer, so würde dies uns doch mit gelindem Staunen erfüllen — und das ist geschehen, das haben die Spanier, das haben die Portugiesen überall gethan, wohin sie ihre Schritte gelenkt, diese sind also nicht Verbreiter der Cultur gewesen.

Wir gehen zu den Holländern über, welche die flachen Küsten des östlichen Theiles von Südamerika, welche Surinam, die holländische Guyana zu einer Colonie gemacht haben, welche das Cap der guten Hoffnung und mehrere ostindische Inseln besetzten und ihre Herrschaft mit mehr oder minderen Schwierigkeiten darüber verbreiteten.

Wo sie hinkamen, sind vor ihnen die unglücklichen Völker verschwunden. Man kann nicht sagen, sie hätten dieselben abgeschlachtet, indem sie ihnen die Civilisation bringen wollten. Dies ist durchaus nicht geschehen, die Holländer hatten weder civilisatorisches Talent, noch hatten sie die Absicht, etwas Derartiges zu leisten, sie wollten nur gutes Land für ihre Bauern haben und sie thaten den Eingebornen weiter nichts, als daß sie dieselben verjagten, von ihrem heimathlichen Boden verdrängten, aufwärts vom Meere

und von den Flüssen in die Wüsten, in denen weder Pflanzenwuchs und in Folge dessen weder Wild zu finden war und in denen sie auch ihre Heerden nicht weiden konnten. Jede Annäherung derselben bestraften sie zwar mit dem Tode, aber weiter thaten sie ihnen auch nichts, sie ließen sie glauben, was sie wollten, und ließen sie ziehen, so weit sie wollten, je weiter, je lieber, ja es gab welche, die so großmüthig waren, daß sie die sich ihnen nähernden Eingebornen nicht erschossen, sondern nur zu Sklaven machten; solcher Sklaven findet man noch jetzt in den holländischen Colonien in größter Menge und ihrer Arbeit danken die Holländer zumeist den Wohlstand ihrer Besitzungen.

Auf den ostindischen Inseln haben sie sich gleichfalls festgesetzt in keiner anderen Absicht, als um mit den Producten der neuen Länder Handel zu treiben. Wenn sie dabei sonderbare Maximen befolgten, so ist das ihre Sache und geht uns durchaus nichts an, bekehrt sind die Völker nicht worden, zu denen sie kamen, zurückgedrängt wurden sie vom Meere, die Pulsadern ihrer Thätigkeit wurden ihnen unterbunden. In sonderbarster Weise haben sie auch Politik getrieben, sie fanden auf den ostindischen Inseln köstliche Gewürze und brachten sie als gesuchte Handelsartikel nach Europa. Damit aber diese Handelsartikel den Preis nicht verlören, wurden alle überflüssig scheinenden Gewürzbäume vertilgt und nicht selten wurden auch noch ganze Ernten von den am Leben gelassenen Pflanzen verbrannt, gleichfalls nur, um die Summe dieser köstlichen Producte nicht zu hoch anwachsen zu lassen und dadurch immer Herr über den einmal festgesetzten Preis zu bleiben.

Um die Eingebornen bekümmerten sie sich nicht, wie bereits bemerkt, aber sie bereiteten ihnen stillschweigend den Untergang, indem sie ihnen die Existenzmittel entzogen, oder indem sie die Fürsten und sonstigen kleinen Gewalthaber gegen einander in Harnisch brachten und zusahen, wie deren Völker sich unter einander vernichteten. Das endliche Ziel war ja doch Alleinbesitz der Inseln und das konnte auf diese Weise am leichtesten ausgeführt werden, aber civilisirt haben die Holländer kein Volk. Selbst da, wo sie am längsten und am festesten sich niedergelassen haben, auf Java, haben sie die Malayen weder im Christenthum, noch in einer Kenntniß, noch in einer Kunst unterrichtet, sie haben sie ganz sich selbst überlassen, nachdem sie die Fürsten geplündert und ihnen einen Tribut auferlegt hatten, den natürch die Völker bezahlen mußten, im Uebrigen haben sie ihnen gestattet zu vergehen, zu verschwinden, wie es sich so am besten machen mochte.

Wieder anders traten die Engländer auf. Zunächst nahmen sie durch Kriege den Holländern die bereits cultivirten Stellen von Nordamerika ab (Philadelphia, New-York), dann setzten sie sich an einigen Punkten der Antillen fest, dann kamen sie als Bittende nach Indien, sie wollten nur Handel treiben, sie baten nur um ein kleines Fleckchen Landes am Meere, um Platz

zur Landung ihrer Schiffe zu haben, dann immer mächtiger werdend, nahmen sie spanische, französische und holländische Colonien weg, stifteten neue Reiche und beherrschten von da ab alle Meere. Aber die Civilisation haben sie so wenig über Indien wie über Nordamerika, so wenig über die Antillen wie über Afrika gebracht, wo sie selbst oder wo ihre Abkömmlinge auftraten, in Indien oder in den Vereinigten Staaten, ist unter ihrem verheerenden Fußtritt Alles untergegangen, was nicht unmittelbar ihren Zwecken diente.

Nach und nach haben die Engländer ganz Vorderindien und beinahe ganz Hinterindien erobert. Das überreiche, herrliche Land, mit einer viel tausendjährigen Cultur geschmückt, ist auch von mongolischen und turkomanischen Horden überzogen worden. Die Mohamedaner brachten zu der vorhandenen, altindischen Cultur eine neue, die persisch-arabische. Auf den Wink der mohamedanischen Herrscher erhoben sich Paläste und Moscheen von solcher Pracht und Schönheit, von solchem wunderbar geläuterten Geschmack, daß man geglaubt haben würde, sie seien die Vorbilder der Zauberbauten aus der Märchenwelt von Tausend und eine Nacht, wenn diese Mährchen nicht ein viel höheres Alter hätten als die zauberisch schönen Kunstwerke der Moguln.

Tatarenhorden überschwemmten unter Nadir Schach das reiche Indien, sie plünderten es, sie verbrannten Städte und Paläste, sie führten die schönsten Jungfrauen fort, aber das Land war so reich und so herrlich, daß es sich bald wieder erholte. Und die indischen Fürsten legten in den Gebirgen Wasserbehälter an und zogen Canäle nach allen Richtungen durch das Land, um die Gewässer der Regenzeit aufzusammeln und sie in der trocknen Jahreszeit über die dürstenden Felder auszubreiten. Sie legten breite Straßen an, sie bauten Häuser zum Unterkommen für die Fremden und sie wurden, selbst da sie den fünften Theil des Ertrages aller Ländereien, aller Heerden eingezogen, doch die Segenspender des Landes, denn der größte Theil der Kräfte und der Naturalien des Landes wurden zum Nutzen der Völker verwendet.

Nun kamen die Engländer, nun nahmen sie wie Dido in grauer Vorzeit ein kleines Stückchen Landes in Besitz, kaum so groß wie man es mit einer Ochsenhaut umspannen kann, nun legten sie kleine Festungen an, nun dehnten sie ihre Macht weiter und weiter aus, aber keineswegs die Cultur, diese verschwand, wo sie sich hinwendeten. Sie legten zwar einige Städte an, wie Madras und Calcutta und Bombay, aber sie vertilgten die herrlichsten, von Millionen bewohnten Städte, wie Delhi und Agra und viele andere minder große, vom Erdboden, sie stürzten die Reiche des Groß-Moguls und vieler anderer Fürsten, unter denen die Indier glücklich und in Frieden und Fülle gelebt hatten. Sie zogen die Abgaben durch gewissenlose Pächter

nicht in demselben Maße wir die alten Fürsten, sondern in viel höherem Maße ein, aber sie thaten nicht, was die indischen Fürsten gethan, sie bauten nicht und sie erhielten nicht die befruchtenden Wasserwerke und sie ließen das Land verderben, sie plünderten die Einwohner, ohne ihnen Mittel zu geben ihre Existenz zu fristen, sie führten den Reis, wenn er mißrathen war, aus dem Lande, um seinen Preis zu steigern und mordeten Millionen über Millionen und Indien, was einst deren 400 zählte, hat jetzt kaum den vierten Theil und Indien, welches früher ein blühender Garten, ein Paradies war, ist jetzt zu einer Wüste geworden und Indien, welches früher die größten und schönsten Städte hatte, die feenhaftesten Kaisersitze, die großartigsten Bauten, ist jetzt eine leer gebrannte Trümmerstätte, nur noch Zeugniß ablegend von der Barbarei derjenigen, welche kamen um die Cultur zu verbreiten — nein, die Engländer haben die Cultur nicht verbreitet.

Und mit welcher furchtbaren Wuth haben sie gegen das gekämpft, was sie Empörung nannten. Man muß wissen, auf welche Art die Einkünfte Indiens vergeudet wurden, wie sie in die Taschen jüngerer Söhne englischer Lords, schottischer Earls und irischer Herzöge wanderten, um wieder gut zu machen, was eine schlechte, eigennützige Gesetzgebung verdorben hatte, die bei Stiftung der Majorate nur den Glanz des Titels, nicht aber die Existenz der Familie im Auge hatte, man muß wissen, wie die jungen Schwelger und Lüstlinge das ihnen zugekommene Geld verschleuderten, wie sie das Volk bedrückten und durch Abgabenpächter aussaugen ließen, um zu begreifen, daß erstens die hoch berühmte englisch-ostindische Compagnie von ihrem gewaltigen Besitzthume keinen Vortheil hatte, daß zweitens selbst jenes unbeschreiblich gutmüthige indische Volk zuletzt die Geduld verlor und das Joch, das ihm mit unerhörter List auferlegt und mit entsetzlicher Grausamkeit den Nacken des Volkes beugend, erhalten wurde, abzuschütteln versuchte.

Diesen Versuch nahmen die Engländer gewaltig übel, diesen Versuch wollten sie überall auf das Schleunigste unterdrücken, und dies geschah in einer Weise, welche allerdings den Begriffen einer civilisirten Nation nicht entsprach.

Schon im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatten sie einen harten Stand gegenüber den tapferen Bergbewohnern von Maisur (die Engländer schreiben Mysoore). Ein glänzendes Genie, Hyder Ali, stand gegen die Eindringlinge auf und machte ihnen das Leben sehr sauer, sie waren genöthigt, die ganze Fülle ihrer Macht zu entwickeln, die riesigen Einkünfte zur Erhaltung einer starken Kriegsflotte und einer großen Landarmee zu verwenden, und sie wären mit Hyder Ali nicht fertig geworden, wenn sie nicht Zwiespalt unter den Indiern selbst erregt, die Fürsten gegen ihn als einen Usurpator aufgehetzt hätten, und er nicht endlich selbst vom

Schauplatz abberufen wäre. Sein Sohn Tippu Sahib erbte zwar seines Vaters Tapferkeit und seinen Haß gegen die Engländer, aber nicht sein Feldherrntalent, nicht sein Genie, und so gelang es dem Baron Arthur Wellesley (den wir später als Lord und als Herzog Wellington kennen lernen) nach einem 10- oder 12jährigen Kampfe Seringapatna zu erobern, das Reich Maisur zu zerstören, die Söhne des in der Schlacht gefallenen Tippu Sahib gefangen zu nehmen und das ganze große Reich ihrer kleinen, demüthigen Handelscolonie einzuverleiben.

In diesen Kriegen hatten die Engländer die Tapferkeit der Kschetri-Kaste kennen gelernt und von da ab recrutirten sie ihre Eroberungs- und Occupations-Armee aus dieser Kaste, aber wie immer hochmüthig bis zum Exceß, glaubten sie wohl sich der indischen Krieger als Kanonenfutter zu bedienen, aber keinesweges nöthig zu haben, diesem Heere auch Officiere aus ihrer Mitte zu geben, erst ein halbes Jahrhundert später kam es dahin, die untersten Chargen bis zum Lieutenant mit Eingebornen zu besetzen, aber so wenig ein engländischer Unterofficier mit seinen Untergebenen sprach, so wenig ein engländischer Officier mit einem braunen Lieutenant. Das Vorurtheil gegen die Farbigen war hier so groß, wie es in Jamaika gegen die Neger ist, und daß die Krieger-Kaste, diejenige, aus welcher ihre sämmtlichen Fürsten hervorgehen, für eine sehr edle gehalten wird, war den Engländern vollkommen gleichgültig, ein Kschetri war ein Farbiger, also ein verächtliches Ding, und danach wurden auch die Officiere behandelt.

Der die Indier nicht kennt, kann durchaus keinen Begriff haben von der Geduld, von der Langmuth dieser Menschen, und es gehörte die eiserne Consequenz der Engländer im Verüben von Thorheiten und Grausamkeiten dazu, um sie dahin zu bringen, sich zu empören.

Endlich war aber doch das Maaß voll geworden, der Aufstand entwickelte sich, der Feuerbrand zündete und er lief wie ein Prairiebrand über die ganze Halbinsel diesseits des Ganges, die Sepois gingen mit Gewehr und Waffen davon und schlossen sich den Aufständischen an und jetzt begann ein Krieg, wie er vielleicht noch nie dagewesen ist. Verzweifelte Tapferkeit kämpfte gegen eine überlegene europäische Kriegskunst, und wäre ein Mann wie Hyder Ali an der Spitze des indischen Heeres gewesen, so wäre bald genug der Aufenthalt der Engländer in Indien zur Unmöglichkeit geworden, denn die fanatischen Indier machten keine Gefangene, sondern tödteten jeden, der in ihre Hände fiel, aber die Blutarbeit war doch Kinderspiel gegen das, was die engländischen Soldaten auf Befehl ihrer Oberen thun durften und was schließlich diese Oberen selbst leisteten. Die Engländer machten Gefangene, aber sie ließen dieselben in Gegenwart des Volkes der eroberten Städte hinrichten und zwar in einer Weise, welche jede andere an Grau-

samkeit übertrifft, da sie dem Vorurtheile der Indier nach, nicht blos den Leib, sondern auch die Seele vernichteten. Es wurden mehrere Batterien in einer langen Front aufgefahren, die Gefangenen wurden herbeigebracht und so viel derselben, als man Kanonen hatte, wurden vor die Mündungen derselben gestellt, dort angebunden und dann wurden sie durch eine Salve zerschmettert und so zerrissen, daß kaum einzelne Knochentheile von ihnen übrig blieben. Vor die von neuem geladenen Kanonen wurde eine zweite Reihe von Kriegsgefangenen gebunden und mit ihnen ebenso verfahren, bis man mit der ganzen Schaar fertig war. So handelte das Volk, welches täglich von sich selbst sagt, es stehe an der Spitze der Civilisation, so handelte das Volk, welches sich für das specifisch christliche, für das einzige wahrhaft fromme hält, gegen die bekämpften Feinde. Und so ging es fort, bis nach mehrjährigem Verzweiflungskampfe der größte Theil der Kschetri-Kaste ausgerottet war und die Palme des Friedens und der christlichen Liebe wieder zu wehen begann über einem Lande, von welchem Städte und Dörfer vertilgt waren, über einem Lande, welches von Anfang bis zu Ende nur noch eine Brandstätte war. Nadir Schach, der mongolische Räuberhauptmann, hatte Delhi und Agra geplündert, aber die Städte waren stehen geblieben und die Paläste des Groß-Moguls, die civilisirten Engländer plünderten auch, aber sie zündeten die Städte an und ließen Hunderttausende von Kranken und von hülflosen Weibern, nachdem sie vom Soldatenheere geschändet waren, im Feuer umkommen — und dann sang man ein „Herr Gott dich loben wir" und dankte dem Gotte der Liebe, daß er die Grausamkeit und Bestialität seiner Bekenner so freundlich unterstützt habe, daß er sich ihrer so gütig und liebevoll angenommen.

Vielleicht haben die Abkömmlinge der Engländer in Amerika die Colonisation besser verstanden. Ursprünglich hatten sich, wie bekannt, Holländer auf der Ostküste niedergelassen, indessen die Südküste von Nordamerika zuerst von Spaniern und dann von Franzosen besetzt wurde. Die Engländer brauchten einen Drportationsort für ihre Verbrecher, für ihre Diebe und Räuber, für ihre Leichenausgräber, für ihre Fälscher, daher bemächtigten sie sich der holländischen Colonien und sendeten während zweier Jahrhunderte manchen Spitzbuben dahin, bis Franklin an den berühmten Minister Pitt eine Kiste mit lebenden Klapperschlangen schickte zum Gegengeschenk und in dankbarer Anerkennung dessen, was er für die Bevölkerung Amerikas gethan, worauf, wenn ich nicht irre, der Zug dieser Verbrecherbevölkerung nach Australien gerichtet wurde.

Die Engländer hatten im Norden der Canadischen Seen Franzosen zu Nachbarn, welche ein großes Reich Acadia gegründet und sich mit den Eingebornen befreundet hatten. Die Engländer trachteten diese Nachbarn

zu vertreiben, aber sie hatten nicht blos die Franzosen, sie hatten auch die Eingebornen zu Feinden; denn diese farbige Race war ihnen ein Gräuel und ein Abscheu, sie hatten daher einen harten Stand, allein der Sieg schlug sich auf ihr Seite, die Franzosen wurden aus Acadia vertrieben, das Land wurde erobert und es wurde unter dem Namen Canada eine engländische Provinz. Aber während dieses geschah, entwickelte sich im Süden des neu gewonnenen Landes ein Aufstand. England wollte von seiner Colonie einen Zoll erheben, es wollte Steuern einziehen, die Colonisten hatten aber keine Neigung solche zu geben, es brach ein offener Zwiespalt, es brach ein blutiger Krieg aus und in diesem zogen die Engländer, ihren ebenso hartnäckigen Landsleuten gegenüber, den Kürzeren, die Colonien rissen sich vom Mutterlande los und vergaßen ihre Abstammung so gründlich, daß sie nicht mehr die engländische, sondern die amerikanische Sprache redeten (keiner der Nordamerikaner giebt nämlich zu, daß er englich rede, man kann ihn höchstens dazu bringen zuzugestehen, daß zwischen der amerikanischen und der englischen einige Aehnlichkeit zu finden sei, die amerikanische doch immer die bei weitem edlere, vollkommenere und schönere genannt werden müsse).

Der blutige Krieg war endlich ausgekämpft, aus den Engländern waren Amerikaner geworden und die einzelnen schwach bevölkerten Landestheile verbanden sich unter dem Titel Vereinigte Staaten zu einer großen Republik, welche Anfangs nur die Ostküste, dann auch die Südküste von Nordamerika einnahm, hierauf sich bis an den Mississippi und dann bis an den Missouri und endlich bis zu den Felsengebirgen, bis zum Großen Ocean ausdehnten, so daß das große Territorium der Vereinigten Staaten von Ocean zu Ocean reicht.

Wo mag denn nun die Bevölkerung geblieben sein, welcher Amerika ursprünglich angehört? Tausende von Völkerschaften, deren jede Tausende von Kriegern stellen konnte, tapfere Leute, an jede Entbehrung gewöhnt, jeder Entsagung fähig, voll eines glänzenden Verstandes, der mit List und Schlauheit gepaart, sie zu sehr gefährlichen Gegnern machte.

Die Abkömmlinge der Engländer, wie sehr sie den Abscheu ihrer Väter gegen die farbige Race theilten, sahen doch in diesen tapferen Kriegern keine Feinde, sie gewannen dieselben durch freundschaftliche Verträge mit den Häuptlingen, welche man vorher trunken gemacht, sie kauften ihnen das Territorium ab, welches sie bewohnten, und hießen sie dann weiter ziehen. Die Eingebornen auch nüchtern treu dem Versprechen, das sie in der Trunkenheit gegeben, zogen fort aus dem Lande ihrer Väter, zogen fort von den Begräbnißplätzen ihrer Vorfahren und die wenigen Greise, welche sich nicht davon trennen konnten — nun die wurden allerdings als Wortbrüchige vogelfrei erklärt und niedergeschossen.

Allmälig vertrieb man so die Eingebornen von dem Meere über die Gebirge und über den Mississippi hinaus und von hier an begann ein offener Vertilgungskrieg zwischen den Abkömmlingen der Engländer und den Eingebornen, und die tausend zahlreichen Völker wurden allmälig vertilgt, so daß selbst die Namen derselben verschwunden sind. Die Völker, welche Campe in seinen Jugendschriften uns alle nach einander aufführt, sind während eines kurzen halben Jahrhunderts bis auf den letzten Mann untergegangen. Die Völker, deren Ehrenhaftigkeit, deren Kühnheit, deren Beredtsamkeit, deren Standhaftigkeit unsere Kinderherzen entzückt, die der Gegenstand unserer Träume waren, sie sind nicht mehr, es ist den Abkömmlingen der Engländer gelungen, sie auszulöschen aus der Reihe der Nationen, und was sie nicht durch das gezogene Kugelrohr leisten konnten, das bewerkstelligten sie durch den Branntwein, durch das Pockengift und durch den europäischen Aussatz, den Syphilis.

In unbegreiflicher Verblendung haben sich Millionen von arbeitsfähigen und arbeitswilligen Deutschen den Anglo-Amerikanern angeschlossen und haben die Kräfte, welche sie ihrem Vaterlande hätten widmen sollen, den Fremden dargebracht, welche ihnen keinen Dank dafür zollen, sondern sie nur noch mit Verachtung dafür strafen, in solcher Weise, daß das Wort ein Deutscher (Dutchman) zu einem förmlichen Schimpfwort geworden ist, aber sie haben es gethan und sie haben Amerika wirklich colonisirt, nicht die Abkömmlinge der Engländer und die Irländer; diese sind nur Speculanten, sind nur Leute, welche von Augenblick zu Augenblick leben, jedes Gewerbe ergreifen, was ihnen gegenwärtig einigen Vortheil verspricht, im nächsten Moment es aber auch aufgeben, wenn ein anderes, möge es heißen wie es wolle, ihnen mehr verspricht. Diese Irländer und diese Engländer sind es, welche fortwährend den kleinen Krieg wach erhalten gegen die Eingebornen, welche sie vom Mississippi bis zu den Felsgebirgen gejagt haben, eine blutige Saat des Hasses und des Abscheus ausstreuend und den ihnen nachrückenden deutschen Colonisten überlassen die blutigen Früchte zu ernten.

Abenteurer haben die nördliche Hälfte von Amerika vom Stillen Ocean her in Angriff genommen, haben Californien in ihr Territorium gezogen, obschon dasselbe zu Mexico gehörte, haben gar nichts nach dem wirklichen oder eigentlichen Besitzer gefragt, sondern haben es, von Westen nach Osten gehend, gerade so gemacht, wie ihre Vorfahren und ihre Zeitgenossen, von Osten nach Westen schreitend. Die Felsgebirge sind kein Hinderniß mehr, man hat Pässe aufgesucht und gefunden, der Osten reicht dem Westen die Hand und zwischen diesen beiden eisernen Händen werden die noch übrig bleibenden wenigen Eingebornen bald genug erdrückt sein, was kann dann

die anglo-amerikanische Race noch mehr fordern für die Civilisation eines halben Welttheils.

Dies ist fast überall die Art gewesen, wie die Engländer Colonien angelegt haben. Die Franzosen suchten in Acadia, in der Louisiana, in Florida die Eingeborenen zu sich heran zu bilden, sich mit ihnen zu verbinden, und es entstand eine Mischlingsrace, davon wir noch einzelne Mitglieder in den sogenannten Halbindianern sehen, welche zu den begabtesten Menschen gehören, die Engländer dagegen haben nicht civilisirt, sie haben nur Raum für sich gefordert und haben in diesem Beginnen, ohne sich zu bedenken, gemordet und vertilgt, was ihnen im Wege war, und sind im 19. Jahrhundert den Beispielen gefolgt, welche sie von den Spaniern im 16. Jahrhundert erhalten haben.

Aus den angeführten Beispielen sehen wir, daß, je mehr die Kunst der Colonisation in's Große getrieben wird, desto mehr sie darauf ausgeht, an Stelle der vorhandenen Race eine andere zu setzen, ja selbst dort, wo die weiße Race ihren Sitz hat, Aehnliches zu bewerkstelligen.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung war durch die Holländer bereits besetzt und colonisirt, die Kriege vom Anfange dieses Jahrhunderts aber gaben den Engländern eine willkommene Gelegenheit, diese prächtige Station fortzunehmen und mit ungemeinem Geschick es dahin zu wenden, daß sie dieselbe auch behielten. Damals waren es ja nicht die Holländer, welche man bekämpfte, sondern Napoleon und seine Brüder.

Auf dem Cap der guten Hoffnung wohnten Menschen europäischer Abkunft, wohnten nahe Verwandte, die Holländer, ebenso gut germanischen Ursprungs, wie die Engländer, die ein Mischlingsvolk sind aus Deutschen und Normannen.

Die Engländer (welchen wahrscheinlich sofort der Gedanke vorschwebte, daß dieser unvergleichliche Punkt ihnen zugehörig bleiben müsse, es koste was es wolle — wie sie es auch mit dem für ihren Handel noch wichtigeren Felsen an der Südküste von Spanien gemacht haben) fanden in den Holländern, die die Capstadt und das ganze Territorium der großen Colonie bewohnten, ein ihren Zwecken widerstrebendes Element, was Wunder, wenn sie dieses zu beseitigen suchten. Wären das Leute gewesen, welche man farbig nennen dürfte, nun so würde man zur Lösung dieses Räthsels keine Sphinx gebraucht haben, aber es waren — dies ließ sich nun einmal nicht leugnen, es waren, wenn auch nur Holländer, doch Weiße, die man nicht so ohne Weiteres zum Strange „verurtheilen und zu Pulver und Blei von hinten" begnadigen konnte. Diese schöne Methode war auch damals noch nicht erfunden, die Briganti in Italien wurden niedergemacht, wie es eben kam, das Erschießen der Spitzbuben von hinten gehört unserer Zeit an.

Da das gedachte Verfahren gegen die Holländer nicht wohl anwendbar gewesen wäre, mußte man, wie bereits bemerkt, ein anderes Verfahren einschlagen. Man quälte die Holländer so lange mit Beschränkungen, mit Beeinträchtigung ihrer Sitten und Gebräuche, strenger Sonntagsfeier, man drückte sie mit Abgaben, mit Entziehung der ihnen seit Jahrhunderten zugehörigen Privilegien, bis sie dieser Scheerereien überdrüssig waren und lieber auswanderten, als daß sie sich denselben noch ferner ausgesetzt oder ihnen unterworfen hätten.

Die Holländer zogen ostwärts nach dem Vorgebirge, welches man jetzt Cap Natal nennt, aber sie waren durch das erlittene Unrecht keineswegs dahin gekommen es besser zu machen, als man es mit ihnen gemacht hatte. Sie waren aus ihren Besitzungen vertrieben, jetzt hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als die Eingebornen gleichfalls aus ihren Besitzungen zu vertreiben, die Kaffern wurden verjagt, ihre Heerden geraubt; bei den Jagden auf schwarzes Vieh wurde alles getödtet, was zwei Beine hatte, nur die Mädchen und Knaben ließ man leben, um die Einen zur Befriedigung ihrer Lüste, die Anderen zur Arbeit zu verwenden — wohl verstanden, es sind nicht Sklaven, es sind freie Arbeiter, wenn sie auch keinen Lohn bekommen und wenn sie auch nicht von dem Hofe fortgehen dürfen, dem sie einmal angehören, ohne der nacheilenden Büchsenkugel zu verfallen.

Es ist entsetzlich, aber es ist wahr, alle die gedachten Schändlichkeiten sind von der bevorzugten weißen Race gegen die unglücklichen Farbigen ausgeübt und die Weißen finden trotz ihrer angeblichen hohen Bildung keinen Vorwurf in dieser Grausamkeit, sondern sie finden darin eine Berechtigung so abscheulich zu handeln. Man muß zugestehen, daß die sonst so häufig als Barbaren citirten Russen seit ein Paar Jahrhunderten uns mit sehr löblichem Beispiel vorangegangen sind. Auch sie haben die ganze nördliche Hälfte von Asien erobert und kolonisirt, aber nicht durch Vertilgung der vorhandenen Einwohner, sondern durch Belehrung und Beschützung derselben, durch Beförderung des Ackerbaues, durch Anlage von Städten, in denen sie ihre Rohproducte absetzen, durch Anlage von Wegen, auf denen sie dieses thun können, und durch Festsetzung von Messen und Jahrmärkten, deren Zweck ist, alle Handelsverbindungen möglichst zu erleichtern. Das ist das Mittel die Civilisation zu verbreiten, nicht die Vertilgung der Unglücklichen, welche die Engländer und die Spanier sich als einzigen Zweck vorgesetzt zu haben scheinen.

Die physische Existenz der Naturvölker.

Es ist jetzt kaum noch möglich von Naturvölkern im eigentlichsten Sinne zu reden. Dieselben sind theils wirklich vertilgt, also von der Erde verschwunden, theils sind sie unter dem Einfluß der Europäer bereits so verändert, daß man ihre ursprüngliche Form gar nicht mehr erkennt. Wenn wir also von ihrem Zustande sprechen wollen, so müssen wir auf die Berichte der Reisenden zurückgehen, welche schon vor einem Jahrhundert und vor mehreren Jahrhunderten ihre Aufgabe zu lösen gesucht haben, leider aber stand die Kunst der Beobachtung auf so niederer Stufe und die Leichtgläubigkeit war so groß, daß auf die Erzählungen eines Marco Paolo, oder eines seiner Zeitgenossen wenig oder gar nichts zu geben ist. Der gelehrte Venetianer, welcher als Gesandter zu dem Tataren-Khan und nach China gegangen ist, hat uns Mittheilungen gemacht, welche doch den Glauben der Hörer und Leser in etwas zu auffallender Weise in Anspruch nehmen, und noch Jahrhunderte später waren besonders französische Gelehrte, welche den wissenschaftlichen Expeditionen nach fernen Gegenden beigegeben waren, nur zu sehr geneigt, Alles in zu rosenbarbenem Lichte zu sehen, eine Neigung, die auch noch heutigen Tages den Menschen anklebt. Wie würde man denn sonst von so vielen Ländern und Städten hören, in denen so besonders viele schöne Mädchen sein sollen, ohne daß der vorurtheilsfreie, wir wollen sagen, der nüchterne Reisende etwas davon entdecke? Wie würde wohl sonst Italien das Land der Wünsche für jeden sein, der gern den Titel eines Künstlers sich beilegen möchte und der denn auch dort eine unendliche Formen- und Farbenpracht sieht, wo der Nüchterne nur vertrocknetes Laub und verbranntes Gestein sieht? Wie möchte man sonst von klassischen Schönheiten, des Meißels eines Praxiteles würdig, sprechen, die zu Tausenden auf allen Straßen herumlaufen, in allen Winkeln der Kirchen liegen, auf allen Treppen und Vorplätzen derselben in der Sonne braten, während der ruhige Beobachter, der nicht mit der vorgefaßten Absicht hingeht, dort alles das Gedachte zu finden, in der That nur Schmutz und Ungeziefer — Schönheiten, aber durchaus nicht häufiger als im eigenen Vaterlande sieht? Aber das Vorurtheil ist einmal da, und der Verfasser erinnert sich eines Vorfalls in München, welcher ihm bewies, daß er selbst in seiner Jugend durchaus nicht frei von solchem Vorurtheil gewesen.

Es war die Zeit, wo der Prinz Otto von Baiern zum Könige von

Griechenland gemacht worden war, es war die Zeit der Jugendblüthe des neuen Reiches; ein Paar vornehme Griechen glaubten ihre Söhne in der Vaterstadt ihres neuen Königs am besten zu Staatsministern und Feldmarschällen erziehen zu können und so waren denn einige Knaben aus vornehmen griechischen Häusern in ebenso vornehme bairische Häuser gebracht und der Sohn von Mauro Cordatos befand sich als Zögling in der Familie des Grafen Saborta, welcher mit dem Verfasser an derselben table d'hôte des Goldnen Kreuzes speiste, indessen die Frau mit Kindern bei sehr einfacher Küche nach Landessitte zu Hause blieb.

Der Graf brachte auf Bitten des Verfassers einmal den jungen Griechen und dessen Gespielen, seinen eigenen Sohn mit, und setzte sie zur Augenweide des Verfassers demselben gegenüber.

In der That, es war auffallend den Unterschied zwischen den beiden Knaben zu beobachten. In dem Einen sprach sich bei rothem Haar und grünlich-blauen Augen die Plumpheit und die Widerwärtigkeit in solchem Grade aus, daß der Verfasser lediglich dies nicht begreifen konnte, daß der Graf und nicht ein von Bier aufgedunsener bairischer Hausknecht der Vater sein sollte. Der Andere dagegen hatte ein vollkommen edles griechisches Profil, die Nase ganz gerade, ebenso die hohe Stirn, fast in einer Linie verlaufend mit der Nase, Mund und Kinn traten klassisch zurück, das Auge war feurig schwarz, das Haar schwarz und groß gelockt, die Statur leicht und elegant und trotz der Jugend des Knaben doch schon gedrungen — nur schade, daß dieser schöne griechische Knabe der Sohn des Grafen Saborta war, indessen der rothhaarige, grünäugige und stumpfnasige Bursche den berühmten Mauro Cordatos zum Vater hatte. Auch wurde der Verfasser deshalb genügend ausgelacht, denn Herr von Saborta war auch ohne das Geständniß, das er erhielt, überzeugt, der schönere von beiden Knaben werde für den Griechen gelten.

Eine wirkliche, durchgreifende Natürlichkeit und Reinheit eines Naturvolkes wird man übrigens um so weniger finden, als fortwährende Vermischungen stattfinden, und demnächst der Einfluß der europäischen cultivirten Völker auf die untergeordneteren sich in einem sehr hohen Grade geltend macht.

Es ist dieses keineswegs eine bloße Ansicht, es ist eine so bestimmte Thatsache, daß sich dafür die sprechendsten Beweise anführen lassen und zwar nicht etwa nur von Südsee-Insulanern oder von Bewohnern des tropischen Afrika, sondern von den schon cultivirten Völkern mitten in Europa. Daß die Spanier in Amerika ein neues Spanien, daß die Engländer dort ein neues England schufen, wundert uns nicht, wenn Engländer, Franzosen, Dänen aber rings herum an den Grenzen Deutschlands ganz Aehnliches zu thun

vermögen, so muß man die Sache doch wunderbar finden und muß einen Einfluß, wie wir vorhin gesagt haben, unbedingt zugestehen.

Am Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde der rein deutsche Elsaß von Deutschland abgerissen, wurde von den Franzosen erobert, Frankreich einverleibt. Im Laufe von anderthalb Jahrhunderten ist den Bewohnern des Elsaß, den Bewohnern von Burgund und Lothringen kaum mehr eine Erinnerung an ihr Deutschthum geblieben, und das einzige sichere Kennzeichen, daß sie nicht Franzosen sind, ist die Sprache, welche wenigstens noch nicht allgemein französisch geworden ist; im Großherzogthum Luxemburg ist sogar diese untergegangen und wenn die Bewohner auch noch Deutsch verstehen, so thun sie doch in erbärmlicher Verleugnung ihrer Nationalität, als verständen sie dieses nicht, und sie ärgern sich, wenn man ihnen nicht glaubt, daß sie Franzosen sind.

Das englische Volk wählte nach den Stuarts sich einen König, und es war das hannöverische Fürstenhaus, dem man diese zweideutige Ehre zudachte. Die Fürsten dieses Hauses haben nicht deutsche Sitte, deutsche Gelehrsamkeit, deutsche Bildung nach England gebracht, sondern sie selbst sind im Gegentheil so englisirt worden, daß sie ihre Nationalität darüber vergessen, ja viel mehr noch, ihr deutsches Stammland, einen Theil eines bei weitem größeren Reiches, als England jemals gewesen ist oder werden wird, haben sie in eine Provinz des Königreichs England verwandelt, und die Deutschen, welche so gern Bedienten sind, so sehr geneigt sind fremde Oberherrlichkeit anzuerkennen, setzen eine Ehre darin englisch zu sprechen, engländische Sitten anzunehmen und für Engländer gehalten zu werden. Noch jetzt, nachdem Hannover durch das Aussterben der männlichen Linie von England getrennt und ein selbstständiges Königreich geworden, hat sich dieses in keiner Weise verändert, engländische Anschauungsweise, engländische Gesittung waltet durchweg vor und wahrscheinlich ist diese Anschauung so fest gewurzelt, daß die Bewohner von Hannover — vom ersten bis zum letzten Deutsche — gar nicht einmal mehr deutsche Anschauungsweise haben, vielleicht nicht einmal einen Herrscher deutscher Abkunft würden haben wollen (ihr jetziger König gilt nämlich für einen Engländer, obschon er gleich allen Bewohnern von Hannover ein Deutscher ist, das wollen sie aber nicht, denn es schmeichelt ihnen unter fremder Hoheit zu stehen).

Dänemark hat zwei deutsche Herzogthümer unter seinem Scepter gehabt, es hat gesucht, dieselben dem Inselreiche so einzuverleiben, daß die deutsche Nationalität verloren gehe. Hier hat die Tagespresse fortwährend auf die Unzulässigkeit aufmerksam gemacht und so sind denn die Bewohner von Schleswig und Holstein in den Fall gekommen, sich dieser Vereinigung nach Kräften zu widersetzen. Das Werk der Danisirung ist erst seit 15 Jahren

ernsthaft in Scene gesetzt und doch, sollte man's glauben, ist es schon so weit gediehen, daß die ganze jüngere Generation von den Männern vom 30. Jahre bis zurück zu den Schulkindern der deutschen Sprache nicht mehr mächtig ist!

Dies ist allerdings zwangsweise geschehen, aber es ist auch innerhalb 15 Jahren geschehen. Würden die Dänen statt Haß auszusäen, den Deutschen mit Liebe und Vertrauen entgegengekommen sein, so würden diese letzteren zwar noch nicht dänisch sprechen, aber sie würden im Laufe eines Jahrhunderts Dänen geworden sein, wie die Deutschen im Elsaß Franzosen geworden sind.



Guinnard unter den Eingebornen der Pampas.

Müssen wir dieses bei civilisirten Nationen zugestehen, um wie viel mehr wird es bei den Naturvölkern der Fall sein, entweder sie werden vertilgt, der sie werden denjenigen Völkern ähnlich gemacht, welche sie besiegt, welche sie unterworfen haben; aber auch diejenigen, die nicht mit erobernden Völkern in Conflict gekommen sind, geben uns kein Bild eines Naturvolkes in

seinem ursprünglichen Zustande, sobald wir von ansässigen Leuten sprechen. Ein Anderes ist es allerdings mit den wandernden, mit den Nomaden. Die Bewohner der südlichen Pampas und die großen Horden im mittleren Afrika, im mittleren Asien sind noch jetzt so, wie die ersten Besucher dieselben beschrieben haben. Ein junger Franzose, Guinnard, hat jene Länder im Jahre 1856 besucht, ist dort gefangen worden und beschreibt seine Gefangenschaft, die Art wie er hineingerathen und die Art wie er gemißhandelt worden, in sehr ergreifender Weise, aber keineswegs so, daß man geneigt sein möchte, ihm nach zu ziehen und das Volk, unter welchem er Jahre lang zu leben gezwungen war, näher kennen zu lernen.

Wie unser Bild auf S. 767 dieselben zeigt, sind sie durchaus nackend, nur mit Lanzen und Lassos bewehrt, aber wohl beritten. Im sausenden Galopp durchziehen sie ihre weitläuftigen Wüsten, um das darin heimische Wild zu fangen, zu tödten, sie rauben und morden Alles, was ihnen begegnet, sie haben auch kaum die Absicht, einen Gefangenen zu machen. Der Begleiter Guinnard's wurde mit einer Schlinge am Fuße über die Felsen, durch die Gesträuche geschleppt, geschleift und gab seinen Geist auf; denn er war lange, bevor man die Niederlassung der Wilden erreichte, gänzlich geschunden, der Haut nicht nur, sondern auch des Fleisches entkleidet, die Wilden brachten nur ein Gerippe nach ihrem heimathlichen Dorf. Guinnard selbst hatte ein nicht ganz so gräßliches Loos, er wurde, wie einst Mazeppa berühmten Andenkens, auf den Rücken eines Pferdes gebunden, und so einige 20 Meilen über die Pampas gejagt.

Von da, wo sie Pferde hatten, sind die Wilden so geblieben, wie wir sie jetzt finden. Die Kinder hüten die Heerden, die Männer jagen das Wild, die Weiber bereiten die Häute und kochen das Fleich; es ist da gar kein Grund zu einer Umwandlung dieses Zustandes.

Ohne über das Meer zu gehen, haben wir nahe genug ähnliche Verhältnisse. In den ungarischen Steppen lebt der gemeine Mann fast ganz ebenso mit dem einzigen Unterschiede, daß er bekleidet ist, im Uebrigen ist er, wie der Bewohner der Pampas, ein Pferdehirt, ein Schafhirt oder ein Rinderhirt und ist dabei auch immer Straßenräuber, sowohl er allein, wenn er glaubt mit dem Reisenden fertig zu werden, als auch im Complott mit Anderen, indem er durch ein Zeichen seine nächsten Nachbarn von der Gelegenheit, etwas zu verdienen, in Kenntniß setzt.

Noch weiter nach Osten finden wir nomadisirende Kalmücken und nomadisirende, aber auch zugleich raubende und mordende Tartaren, die einen wie die andern haben seit den fernsten Zeiten ihre Lebensweise durchaus nicht verändert, aber die ansässigen Naturvölker haben dieses allerdings und es ist sogar ohne fremden Einfluß geschehen und dieses wiederum natürlich,

weil den ansässigen Naturvölkern solche Veränderungen entgegentreten, daß sie, ohne es zu beabsichtigen, aus einem roheren immerfort in einen civilisirteren Zustand übergehen.

Der umherziehende Wilde jagt das Gethier, das ihm in den Wog kommt, pflückt die Früchte, welche er findet und leidet daran um so weniger Mangel, je häufiger er seinen Aufenthaltsort ändert. Gerade das umgekehrte Verhältniß tritt bei dem ansässigen ein, sehr bald hat er die Fruchtbäume in seiner nächsten Umgebung erschöpft, sehr bald hat er den Wildstand so verringert, daß er zu seinem Unterhalt nicht mehr genügt, er wird sich also junges Gethier heranziehen, um es mühelos zu Kleidung und Nahrung zu benutzen und er wird Früchte anbauen, welche ihm die nöthige Speise gewähren, ohne daß er nöthig hat seinen Wohnsitz zu verlassen.

Nun verändert sich sofort sein ganzer Zustand, unter seiner Axt von Stein oder durch das Feuer wird der Wald gefällt und der bis dahin jedem Sonnenstrahl unzugängliche Sumpf trocknet aus, giebt vortreffliches, höchst fruchtbares Land, giebt Weide für seine Thiere, giebt Raum für die mehlreiche Banane, für den Mais, für den Brodfruchtbaum, für den Reis, je nach dem Welttheil, dem das Naturvolk angehört. Damit tritt ein Wohlbehagen ein, welches der Herumziehende nicht kennt, dieser Letztere wird vielleicht deshalb den Ersteren oft genug bekriegen, aber der Erstere wird sich auch dagegen zu schützen wissen, er wird die Wälder umher so weit als möglich lichten, um die kleinen wandernden Stämme zu vertreiben, oder er wird suchen sie an sich zu ziehen, oder endlich, er wird suchen seine Wohnung und Felder gegen die Räuber zu schützen. Hat er einmal die Erfahrung gemacht, daß eines wie das andere möglich, daß ein gesicherter Zustand für ihn denkbar ist, so wird er denselben nicht mehr verlassen, sondern alles Mögliche thun, um denselben dauernd zu machen, er wird wohl gar zu den Pflanzen und Thieren der Heimath andere fügen, welche er kennen gelernt hat, er wird die Natur umher verändern und dann wird die Natur ihn verändern, er wird suchen seine Hülfsmittel so viel als möglich zu vermehren, er wird suchen seine Werkzeuge und seine Waffen zu verbessern, er wird seiner Wohnung eine größere Festigkeit geben, er wird sich zuerst in Thierfelle, dann in den Bast der Bäume kleiden, dann wird er sich Zeuge flechten und weben und so wird sein Zustand Schritt für Schritt besser werden, er wird sich bis zur Civilisation ausbilden können, wie wir dieses an einem leider untergegangenen Volk gesehen haben, an den Mexicanern und den Peruanern, welche es schon bis zur Verarbeitung vieler Metalle (nur nicht des Eisens, gebracht hatten, welche steinerne Gebäude von hoher Pracht und Ausdehnung aufführten, welche Zeuge webten, durch Färben und Sticken verzierten, welche sogar Anfänge der Malerei und der Sculptur hatten und

eine Schriftsprache sowohl als eine Hieroglyphensprache, über welche uns Humboldt in seinen Vues des monuments höchst interessante Aufschlüsse giebt, aus denen wir erfahren, daß dieselben entweder auf der gegerbten Haut von Hirschen, oder auf Papier, oder auf einer Haut der großen Agave, oder endlich auf einem wirklich gewebten Baumwollenzeuge mit Farben aufgetragen waren. Diese Schriftstücke wurden nicht, wie einst in Griechenland und in Aegypten, wurden nicht, wie es noch heute mit den heiligen Schriften der Juden gebräuchlich ist, gerollt, sondern sie wurden hin und her gefaltet, ungefähr in der Art, wie ein Fächer gebrochen wird und an beiden Enden waren diese Schriftstücke, die man beinahe Bücher nennen könnte, mit hölzernen Platten versehen, wodurch sie Decke und Schutz und zugleich Erhaltung und Widerstandsfähigkeit erhielten. Diese Schriften enthielten sowohl geschichtliche Nachrichten, als sie auch zu Kaufcontracten, oder zu Klagen, oder zu sonst einem bürgerlichen Gebrauch verwendet wurden, sie waren also nicht wie die Hieroglyphen der Aegypter das ausschließliche Eigenthum einer Priesterkaste, sondern sie waren in das Volk, sie waren in den täglichen Gebrauch gedrungen, was allein schon eine sehr vorgeschrittene Civilisation bekundet.

Die Mexicaner hatten es auch in zierlichen Handarbeiten zu einer Vollendung gebracht, welche wir vielleicht vergeblich nachzuahmen suchen würden, sie setzten aus den bunten Federn verschiedener Vögel Gemälde zusammen, deren Weichheit, deren Schönheit, deren Farbenpracht nicht nur die Bewunderung der Eroberer erregte, sondern selbst den gelehrten Reisenden jener Zeit die Versicherung entlockte, es würde ganz vergeblich sein, die wunderbare Schönheit dieser Kunstwerke in Worten zu beschreiben.

Wir werden nicht sagen wollen, daß unsere Jaquard-Webestühle Schöneres und Vortrefflicheres leisten, daß unsere Gobelin- und unsere haute-lisse-Tapeten bei weitem Farbenreicheres und Vollendeteres liefern. Es läßt sich dies gar nicht leugnen, aber dies ist gefertigt von Maschinen der allerwunderbarsten Art und von einem Volke, welches bis vor Kurzem den anderen voran war in allen Zweigen der industriellen Thätigkeit, indeß die Producte des mexicanischen Kunstfleißes von einem auf die erste Stufe der Civilisation emporgestiegenen Volke nicht mit Maschinen, sondern lediglich mit den Händen, mit den Fingern gemacht worden sind.

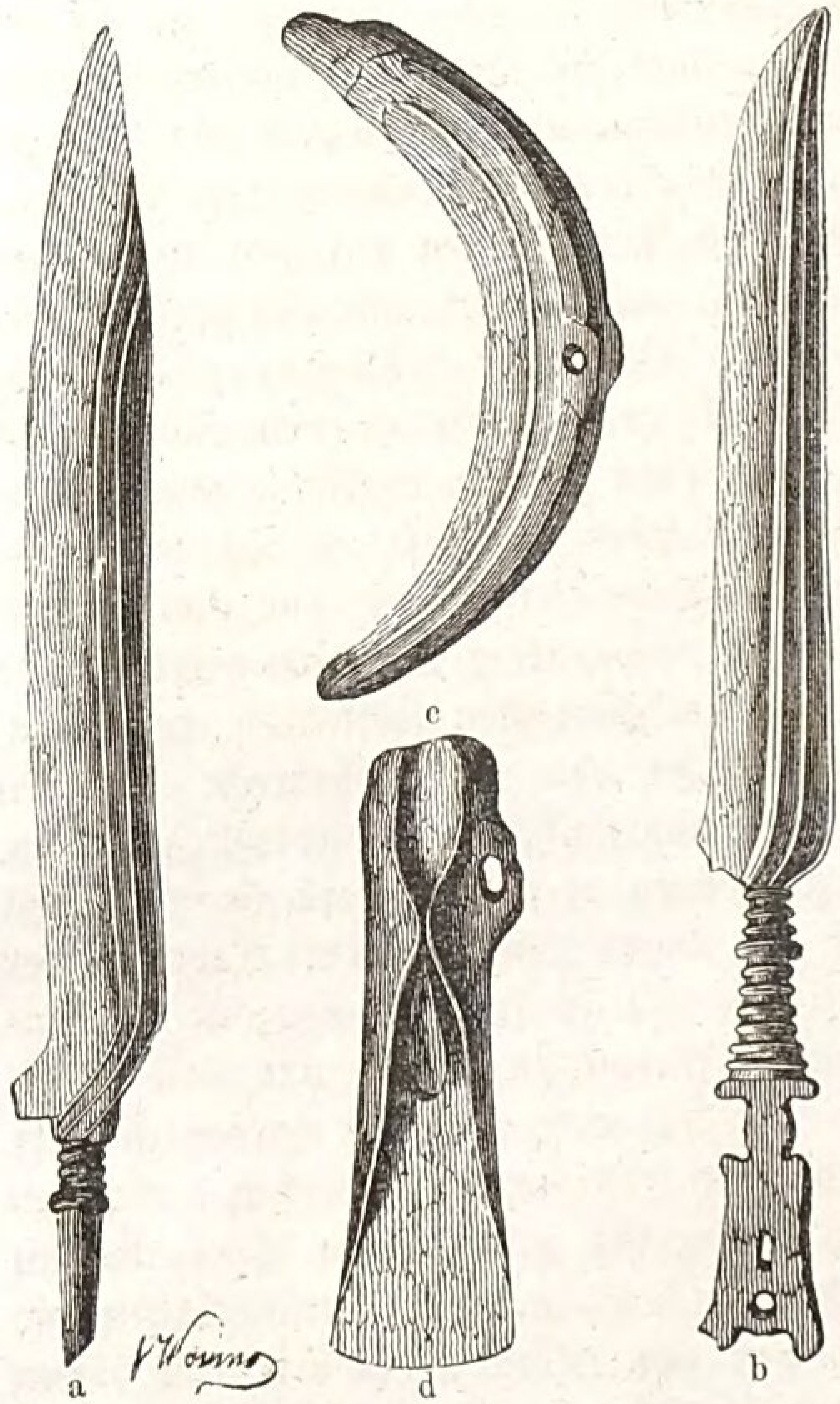
Wir haben auch bei den Bewohnern der Sandwichs-, der Gesellschafts- und der Freundschafts-Inseln ähnliche künstliche Arbeiten, besonders sind die Mäntel ihrer Fürsten von einer bewundernswürdigen Schönheit, aber man hat auch Schnitzereien aus Holz, Flechtwerke aus Rohr und Draht, Arbeiten aus Elfenbein, die alles das übertreffen, was man bei uns zu leisten im Stande wäre; und was nunmehr die Schleifarbeiten auf Stein betrifft, wie sie auf einigen Inseln des großen Oceans gefunden werden, so weiß

man gar nicht, was man dazu sagen soll, wenn nicht dort die Zeit die Stelle einer Maschine vertritt. An einer Streitaxt, wie sie der Neu-Seeländer trägt, arbeitet er täglich mehrere Stunden lang und er arbeitet doch schließlich 20 Jahre daran. Solch eine nicht zu ermüdende Geduld erklärt viel.

Wie langsam die Cultur fortgeschritten ist, sehen wir auch an den erst vor kurzer Zeit aufgefundenen Resten einer seit vielen Jahrtausenden untergegangenen Bevölkerung der Schweizer-Gegenden, von welcher wir durchaus nichts kennen als die Trümmer ihrer hölzernen Wohnungen, ihrer Pfahlbauten in den Schweizer Seen. Unter den Fundamenten derselben, welche, wie natürlich bei Pfahlbauten, auch von Holz waren, fand man eine große Menge von Abfällen mancher Art. Unter dem Boden des einen Hauses nur Kerne von Früchten, zerschlagene Knochen von Thieren, welche beweisen, daß man sich des Markes derselben erfreut hat, unter einer anderen Wohnung dagegen sieht man Lederabfälle in großer Menge und zwar nur diese, so daß man sagen mußte, hier wohnte Jemand, der sich mit der Verfertigung von allerlei Utensilien aus den Fellen der Thiere abgab. Wo anders sieht man wieder Flachs in großen Massen und zwar in den verschiedensten Zuständen aufgehäuft, von demjenigen, welcher soeben die Hechel oder die Flachsbreche verlassen hatte, bis zu demjenigen, der auf die mannigfaltigste Art gedreht, geflochten, zu Gurten oder wohl gar schon zu Zeugen verwebt worden ist. Es zeigt sich dabei eine Geschicklichkeit in der Bearbeitung, in dem Gebrauch der Hände, daß man alle mögliche Ursache hat zu staunen, es zeigt sich eine Mannigfaltigkeit der Muster in diesen Flechtereien, welche uns, fast möchte man sagen, verloren gegangen ist. Und alle diese Arbeiten wurden zu einer Zeit gemacht, in der man von metallenen Instrumenten, überhaupt aber von der Bearbeitung der Metalle noch gar nichts wußte, denn gleichzeitig mit jenen Flechtwerken oder sonstigen Abfällen sieht man nur Geräthschaften aus Stein, welche aber gerade deshalb, weil man keinen Stahl und keine harten Metalle kannte, nur um so wunderbarer sind und ein um so sichereres Zeugniß von der Geduld und Kunstfertigkeit andeuten.

Erst sichtlich viel später tritt eine Periode ein, in welcher gegossenes Metall in mannigfacher Form vorkommt. Solches sehen wir (auf S. 772) als Messer a, b, als Sichel c, als Beil d, und solcher Anwendungen finden wir eine große Menge, denn haben wir auch Anfangs nur das Allergröbste, so finden wir doch immer fortschreitend immer feinere und zierlichere Gegenstände, wir finden sogar Heft- und Nähnadeln gegossen und wir finden endlich auch ungemein schön verzierte Waffen, Trinkgeschirre, Armspangen woraus sich denn schließlich ein Grad von Kunstfertigkeit ergiebt, welchen wir zu unseren Zeiten durchaus nicht mehr zu den unbedeutenden oder zu den schwachen Versuchen rechnen würden. Die Völker, von denen wir der-

gleichen Reste in schweizerischen sowohl als in italischen Seen finden, sind übrigens schon so lange vor der Römerzeit untergegangen, daß die Historiker dieses erobernden Volkes uns nicht eine Zeile über dieselben berichten. Man glaubt daher eine Ursache zu haben, sie für vorsündfluthlich zu halten, denn es kommen sowohl Thierknochen als Pflanzenreste darin vor, welche nicht mehr der gegenwärtigen Zeit angehören.



Broncewaffen aus den Pfahlbauten der Schweiz.

Betrachten wir nun solche Ueberreste, sehen wir daran eine fast bewunderswürdige Vollendung der Arbeit, ja sehen wir selbst in derjenigen Periode dieser Reste, welche wir als die ältere zu betrachten gewohnt sind, in der Steinzeit, schon classificirte Handwerker, finden wir schon unter einem Hause (oder vielmehr der Plattform desselben) nur Abfälle eines Seilers, unter einer anderen nur die eines Lederarbeiters, unter einer dritten nur die eines Steinarbeiters, finden wir ferner Vorräthe von Waaren, von einer bestimmten Gattung an einem, und von einer anderen, aber auch bestimmten Gattung an einem anderen Orte Ueberbleibsel, so müssen wir zugestehen, daß diese Völker schon viel weiter vorgeschritten waren, als man gewöhnlich glaubt, daß es möglich sei — Kaufleute, Handwerker in bestimmten Fächern vor dem Diluvium, wer würde dies nicht für Unsinn gehalten haben vor zehn Jahren, wenn nicht zahlreiche Ausgrabungen die Thatsache bewiesen hätten. Diese Völker hatten gewiß keine Vorbilder, sie waren aus dem Urzustande der Menschen herauf gestiegen bis zu der Cultur, von deren Existenz wir nunmehr die Ueberbleibsel zu Gesicht bekommen.

Es ist wahrscheinlich, daß die mehrsten dieser Seebauten durch Feuer zerstört wurden, was um so natürlicher, was um so begreiflicher ist, als sie

durchweg nur aus Holz und aus Flechtwerk von Strauch, mittelst dessen die Pfähle verbunden waren, bestanden. Eine andere Art von Verbindung sah man nirgends, kein einziger Pfahl zeigt ein Bohrloch, kein einziger hat uns einen hölzernen Nagel bewahrt, die Pfähle wurden nur dadurch neben einander in Reihen aufrecht erhalten, daß man sie möglichst tief (bis zu 10 Fuß) in den vorhandenen Erd- oder Sandboden trieb, oder da, wo sich dieses nicht thun ließ, sie durch daran gelehnte Steine befestigte, in solcher Menge, daß sie um die bloßgelegten Fundamente Steinhügel bildeten.

Aus der Art, wie die Pfähle aussehen, kann man auf ihre Bearbeitung schließen und auf die Instrumente, deren man sich bedient. Die Bäume sind größtentheils einen Fuß dick, durchweg rund, niemals viereckig behauen oder beschnitten, die Säge war ihen mithin unbekannt, aber auch die Axt muß eine höchst unvollkommene gewesen sein, denn die beiden Enden der Bäume zeigen, daß man dieselben nur geringelt, ringförmig angehauen hat, darauf wurden sie wahrscheinlich mit Seilen und unter Anwendung von sehr vielen Menschenkräften niedergebrochen. Der splittrige Bruch ist bei keinem der Pfähle, so weit man sie aus der Erde gezogen hat, zu verkennen, an den oberen Enden allerdings nur in dem Falle, daß das Feuer sie nicht berührt hat.

Der Fundamente solcher Wohnstätten sind, seit Keller in Zürich sie in dem Winter von 1853 auf 1854 entdeckte, unzählige zu Tage gefördert worden in beinahe allen Seen der Schweiz und auch sehr häufig in den italienischen Gewässern; aber bei einem jeden hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß ihr Alter sehr groß sei und daß sie bereits in solchen Zeiten untergegangen gewesen, welche wir vorhistorisch nennen. Plinius hatte eine Villa am See von Como, Plinius befaßte sich mit Sammlung aller möglichen Nachrichten, nicht nur die Naturgeschichte, sondern überhaupt die Naturwissenschaften betreffend. Hätte er nur die entfernteste Muthmaßung über solche Pfahlbauten gehabt, wie sie gerade in der Nachbarschaft seiner Villa gefunden worden sind, so hätte er bei seiner Neigung zu einer kritiklosen Zusammenhäufung von Thatsachen auch diese gewiß nicht übersehen, sondern uns Nachrichten davon hinterlassen, aber er wußte nichts davon, die Römer sind also nicht die Zerstörer dieser Niederlassungen, welche man deutlich in drei verschiedenen Perioden auftauchen sieht, in deren ältester durchaus nur Steinwerke gefunden werden, indessen die jüngste schon das Eisen zeigt, dazwischen liegt, wie bereits bemerkt, das Zeitalter der Bronce. Aus allen dreien, uns so bekannt gewordenen Zeitaltern hat man Ueberbleibsel in Menge gefunden und man hat sich überzeugt, daß in allen drei Perioden die reichlichsten Ueberreste, die wichtigsten Funde gerade da gemacht werden wo die vorhandenen Bauten durch das Feuer zerstört worden sind, dies

allein beweist schon, daß nicht Feindeshand es war, welche hier gewaltet und gewüthet, sondern das Unglück. Der Feind raubt, bevor er zerstört; in den Räumen aber, welche nach dem Brande sich noch unter Wasser befanden, sieht man Vorräthe in außerordentlichster Menge, welche uns sowohl von den Nahrungsmitteln, als der Cultur überhaupt, welche in jener Zeit waltete, Zeugniß geben. Man findet daselbst große Gefäße von Thon, in denen verschiedene Arten von Getreide, in denen Haselnüsse, Buchnüsse, Aepfel, Birnen und Kirschen enthalten gewesen sind. Natürlich verkohlt durch das Niederbrennen des Hauses oder Magazins, aber gerade darum unter Wasser nicht verwesbar, sondern in der Form so wohl erhalten, daß man die verschiedenen Species der Pflanzen erkennt, und da dieselben mit denen in Kleinasien gefundenen nicht übereinstimmen, mit ziemlicher Gewißheit darthun, daß die Bewohnerschaft nicht dorther ihren Ursprung genommen, obschon es nicht an Personen gefehlt hat, welche gerade dieses mit großer Sorgfalt hervorgehoben haben. So ein Herr Troyon, welcher trotz der Anschauung, welche die bloßgelegten Seebauten ganz zweifellos bieten und welche auf eine Zeit zurückführen, die weit über diejenige hinausgeht, die nach den biblichen Mittheilungen dem Menschengeschlechte angewiesen, immer noch eine Uebereinstimmung mit den Angaben der Bibel beweist. Er führt die Bewohner und Erbauer dieser Niederlassungen in den Schweizer Seen auf die Sündfluth zurück und erzählt uns, daß die Nachkommen Japhet's aus den Gebirgen von Kleinasien zuvörderst dem Laufe der Flüsse, dann den Meeresküsten gefolgt sind und bei diesen Wanderungen die Thiere mitgenommen haben, welche sie damals zu züchten wußten. Auf diesen Wanderungen längs der Meeresküste bediente man sich der persönlichen Sicherheit wegen der Flöße, die man so weit in's Wasser schob und vor Anker legte, daß die Raubthiere des Landes sie nicht erreichen konnten. Carl Voigt macht darauf aufmerksam, daß bei dem genannten Rettungsmittel vor Landraubthieren die Seeraubthiere gar nicht berücksichtigt worden seien, Seehunde, Delphine, ganz abgesehen von Seebären und Seelöwen, von Eisbären und dergl., welche ja auch gleichfalls in der berühmten Arche waren und sich also, wenn schon ihre Heimath die kalte, die Polarzone ist, doch auch in dem heißen Theile der gemäßigten Zone vermehrt und wohlbefunden haben müssen, widrigenfalls ja der ganze Zweck ihrer Bewahrung in der Arche verloren gewesen wäre.

Troyon erklärt uns einfach, daß auf diese Weise die Pfahlbauten hätten entstehen müssen und er sagt es, daher wird wohl nicht viel einzuwenden sein. Sobald die Familie nicht mehr wanderte, nahm das Floß die Stelle einer feststehenden Wohnung ein, es wurde überall benutzt, wo der Stand der Gewässer nur wenig wechselte, also in Flüssen und kleinen Seen, da

aber, wo die Wasserflächen groß wurden und von Stürmen bewegt werden konnten, wurden die Flöße festgelegt und verwandelten sich in Plattformen, auf denen nun erst Wohnungen errichtet wurden.

Allerdings ist schwer einzusehen, wie solche ungeschickte breite Flöße in die Schweizer Seen haben gelangen können, zu denen in der Regel nur Bäche führen, kaum mit einem Kahn, niemals mit einem Floß befahrbar. Dergleichen Einwendungen sind aber zu unbedeutend, um einen Mann von Genie nur einen Augenblick zu beirren, es geht einem solchem wie dem berühmten Laplace, der von Seiten Frankreichs für den einzigen, von Seiten seiner selbst wenigstens für den ersten Astronomen der Welt gehalten wurde. Er wurde auf einen Fehler aufmerksam gemacht, welchen man in seinem berühmtesten Werke „méchanique coeleste“ gefunden. Er erwiderte: Da es also in der méchanique coeleste steht, so ist es richtig, und er änderte den Fehler nicht. Ohne Zweifel werden wir Herrn Troyon eine gleiche Berechtigung zugestehen müssen und wenn auf der Rhone da, wo sie aus der Alpenwelt heraustritt, oder auf dem Po selbst Dampfschiffe von der vortrefflichsten Bauart nicht in die Gebirge eindringen können, so hat das für jene von Gott begünstigten Abkömmlinge des Noah gar nichts zu sagen, warum sollten sie nicht so viel Kräfte gebabt haben als 10 Dampfboote zusammengenommen.

Die ersten Einwanderer aus Asien sind nun in der Schweiz, sie bringen diejenige Cultur mit, welche sie in der Arche haben erringen können, nicht groß, nicht tiefgehend, daher wir auch bei ihnen nur Werkzeuge von Knochen oder von Stein finden. Damit haben sie sich viele Jahrhunderte beholfen, bis den zurückgebliebenen Bewohnern von Asien der Raum zu fehlen begann und ihnen verwandte Stämme folgten, aber natürlich als Träger derjenigen Cultur, welche zu jener Zeit in ihren Gegenden verbreitet war. Sie hatten nicht mehr Werkzeuge und Waffen von Stein, sondern von Erz, von der Metallmischung, welche wir jetzt Bronce nennen.

Sie kamen, den Spuren ihrer Vorgänger folgend, bis in die Schweizer Seen, verbrannten die Niederlassungen und setzten die ihrigen an die Stelle der zerstörten. Ein Aehnliches geschah abermals ein Jahrtausend später mit einem zweiten Nachschub, welcher das Eisen brachte. Auf diese Weise sucht Troyon die mosaische Chronologie zu retten, er vergißt aber, daß Moses selbst den Vorgänger des Noah, Tubalkain, einen Meister in allerlei Erz und Eisen nennt, er vergießt ferner, daß die Arche selbst durchaus nicht hat gebaut werden können ohne eiserne Werkzeuge, daß mithin diejenigen, welche als Erste in die Schweiz einwanderten, alle die Kenntnisse haben mußten, welche bei Noah vorauszusetzen wir gezwungen sind, wodurch denn das künstliche Gebäude sehr auffallende Risse erhält.

Dies muß übrigens Troyon selbst auch eingefallen sein, denn er erklärt, daß die immer weiter westwärts und nordwärts nach Italien und der Schweiz wandernden Völker auf ihrem langen und beschwerlichen Wege die Kenntniß des Erzes und überhaupt den Gebrauch der Metalle verloren hätten, ungefähr so, wie ein italienischer Gypsgießer durch zu häufigen Gebrauch seiner Formen dieselben allmälg zerstören und dann verdienstlos dasitzen und verhungern würde, vorausgesetzt, daß er nicht in einem Lande reiste, das sich einer höheren Civilisation erfreute wie sein Vaterland, sondern in einem weniger civilisirten.

Aber die Geschichte ist zum zweiten Male passirt, nicht nur haben die Leute der Steinzeit die Benutzung der gegossenen Metalle vergessen, sondern es haben die späteren Einwanderer ein Gleiches mit der Bearbeitung des Eisens gethan, wofür sie denn auch durch die nunmehr ihnen Folgenden bestraft, d. h. ausgerottet worden sind, und Herr Troyon bleibt uns die Erklärung, warum die ersten Einwanderer Alles, die folgenden nur Einiges und die letzten gar nichts vergessen haben, schuldig, indessen das hat für einen gründlichen Erklärer wenig auf sich.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieselben Seewohnungen nach einander von verschiedenen Völkern bewohnt worden sind, nicht wahrscheinlich, daß so viele Jahre die Leute der Steinzeit sich dort ansässig gemacht haben, wo wir später Leute der Broncezeit finden, nicht wahrscheinlich also, daß die Ersteren durch andere ihnen mehr oder minder Verwandte vertrieben worden sind; es ist vielmehr anzunehmen, daß ein Volk doch fortgeschritten ist, daß es neue Erfindungen gemacht oder von Außen angenommen hat, daß aber diejenigen Stätten, welche einem Zeitalter so entschieden angehören, daß sich darin nicht Spuren eines zweiten, weiter fortgeschrittenen Zeitalters finden, von ihren Bewohnern verlassen oder daß dieselben daraus vertrieben worden sind, weniger durch Menschen als vielmehr durch Naturereignisse, zu denen namentlich der wechselnde Stand des Seewassers gehört.

So wie wir die Entdeckung dieser merkwürdigen Wohnungen lediglich dem plötzlichen und ungewöhnlichen Sinken des Wassers in den Seen verdanken, ebenso konnte ein plötzliches Steigen die Bewohner solch einer Niederlassung vertreiben, das sind in Gebirgsgegenden durchaus naturgemäße Vorgänge, welche nicht nur Niemanden in Verwunderung setzen, sondern auf welche ein jeder auch gefaßt sein muß, der sein Heil solchem unsicheren Boden anvertraut. Zu diesem Schlusse berechtigen die Funde aus einer Zeit, in welcher Steinwerkzeuge mit Broncewerkzeugen gleichzeitig vorkommen. Würde ein Volk von einer so viel höheren Bildung, als hier vorausgesetzt wird, plötzlich ein anderes, minder fortgeschrittenes überrumpeln und verdrängen, vernichten, so würde man nicht gleichzeitig Werkzeuge so

verschiedener Gestaltung finden, die eine Gattung würde die andere ganz verdrängt haben, und da dieses nicht der Fall, so ist man berechtigt, eine allmälige Erhebung der Cultur bei demselben Volke anzunehmen, wie es sich ja auch überall so zeigt. Wo nun eine ganze Periode übersprungen ist, wo man nicht gleichzeitig Bronce und Stein oder Bronce und Eisengeräthschaften findet, da kann es sehr wohl sein, daß die Ansiedelung ganz einem neu eingewanderten Stamme angehört, der im Besitz besserer Hülfsmittel an einen Ort gekommen ist, an welchem sich noch nicht Ansiedelungen befanden, sie also eine neue Aera begannen.

Diese Seewohnungen geben uns auch gleichzeitig Aufschlüsse über die Hausthiere, welche man in der damaligen Zeit gepflegt. Wir lernen zuerst, daß der überall treueste Begleiter des Menschen, der Hund, auch hier derjenige gewesen ist, den man zuerst zu zähmen versucht hat. Dann folgt das Rind, späterhin das Schaf, was aber aus diesen Untersuchungen als ganz besonders wichtig hervorgeht, ist, daß die verschiedenen Arten von Thieren nicht fernen Welttheilen, nicht Asien oder Afrika angehören, sondern daß dieselben in Europa und namentlich in dem mittleren Europa und der Schweiz heimisch sind.

Der Hund ist ein Thier von sehr feinem Knochenbau, von mittlerer Größe, deutlich vom Fuchs und vom Wolf unterschieden, es ist ein Jagdhund und, wie es scheint, wurde er gar nicht oder doch nur sehr selten als Speise gebraucht; denn erstens findet man von ihm nur wenige Knochen gespalten, geöffnet, was bei allen denjenigen Thieren, die man zur Nahrung gebrauchte, geschah, da man sich des Markes bediente, ferner findet man sehr viele Schädel von diesen Hunden, welche ein für das Thier bedeutendes Alter verrathen. Thiere aber, die man als Nahrung verwerthen will, läßt man nicht gerne alt werden, weil ihr Fleisch dann zähe und hart ist.

In gleicher Weise hat man schließen können, daß die Bewohner jener Seeanlagen das Schwein gezähmt hatten und daß dasselbe keineswegs das gewöhnliche Wildschwein, sondern ein kleineres, leichter gebautes Thier war, welches, gleichfalls dem mittleren Europa angehörig, mit dem Wildschwein gleichzeitig lebte, aber von demselben deutlich zu unterscheiden ist. Man findet nämlich die Knochen des einen als zahm zu bezeichnenden Thieres sehr häufig, die des wilden Schweines aber nur in solcher Art wie man überhaupt Wildknochen neben denen von zahmem Vieh findet, nämlich viel seltener, obwohl das zahme Schwein einen viel kleineren Verbreitungsbezirk hat als das wilde, indessen das erstere wurde geschlachtet, sobald man dasselbe brauchte, das andere aber war ein Geschenk des Zufalls.

In jenen fernen Jahrtausenden gab es in Europa zwei Rinderspecies, den Ur und den Wisent. Der Speciesname des Ur ist: bos primigenius,

der des Wisent ist: bison europaeus. Beide Species findet man in den ältesten Pfahlbauten vertreten, anfangs so wie man Jagdthiere oder deren Ueberbleibsel findet und zwar ganz in gleicher Zahl vermischt mit anderen Jagdthieren. In einer späteren Periode sieht man die Rinderknochen so häufig wiederkehren, daß man sich zu der Annahme genöthigt sieht, die Bewohner dieser Bauten hätten die Rinder gezüchtet und sie seien ihnen nun eine willkommene und immer häufiger wiederkehrende Nahrung geworden, die Jagd sei diesen Leuten, so weit sie ihre Existenz betrifft, in den Hintergrund getreten, sie hätten sich zur Viehzucht und zum Ackerbau gewendet. Also auch hier der Fortschritt ganz unverkennbar. Der Ur ist übrigens ein Zeitgenosse des europäischen Mammuths und Rhinoceros, dies giebt uns einen Fingerzeig, das Alter dieser Wohnungen betreffend. Wir finden allerdings keine Mammuthknochen neben den Knochen der Ure, allein dies würde nur beweisen, daß die Menschen jener Steinzeit mit ihren unvollkommenen Waffen diese Ungeheuer der Vorwelt nicht zu bekämpften wagten oder nicht zu besiegen vermochten. Auffallend ist, daß man in den ältesten Niederlassungen, in denen aus der Steinzeit noch eine andere Species findet, dem Rindergeschlechte angehörig, welche klein und schlank und von sehr zierlichem Knochenbau gewesen und daß man Abkömmlinge dieser Race noch jetzt in der Schweiz hat in dem sogenannten Braunvieh. Diese Rinder haben alle eine ganz gleichmäßige Farbe und sie werden in der Schweiz noch jetzt gezogen, weil sie sowohl einen sehr reichlichen Milchertrag gewähren, als auch ihres leichten Körperbaues wegen sich viel geeigneter zeigen, die Berge, die Weiden auf den Alpen zu erklettern. So hätten wir denn noch lebende Nachkommen jener Thiere, die einst vor so vielen Tausenden von Jahren durch die Bewohner der Seeniederlassungen gezüchtet wurden und es ist gewiß ein sehr interessantes Factum.

Auch das Schaf hatten die Schweizer Niederlassungen aus der Steinzeit bereits und dasselbe war ein von dem jetzigen ganz verschiedenes, es hatte sehr kleine zweikantige Hörner, etwa wie die Ziege deren hat, und es war klein und zierlich gebaut, dieses ist aber bis auf die letzte Spur untergegangen. Dagegen war die Ziege ein sehr verbreitetes Hausthier, am Anfange zuerst überall auftretend, dann aber, wie es scheint, von dem Schaf verdrängt, welches in den späteren Niederlassungen sich viel häufiger zeigt als die Ziege; dagegen ist noch jetzt die Ziege in der ganzen Schweiz verbreitet von derselben Race, wie man noch jetzt die Knochen derselben findet unter den Küchenabfällen, und scheint man darin ein Anzeichen zu erkennen, daß die Ziege nicht von Außen her eingewandert oder eingebracht worden, sondern daß sie mit den Bewohnern der Pfahlbauten auf demselben Boden gewachsen, mit den Menschen gleichzeitig vorhanden gewesen ist.

Es gehört noch hierher, daß auch die Getreidepflanzen, daß auch die Obstbäume, welche dem Menschen Nahrung boten, auf demselben Boden standen. Die verkohlten und dadurch vollkommen erhaltenen, nicht verwesten Nahrungsmittel, welche sich sehr häufig in großen Massen finden (verschiedene Getreide- und Obstsorten), zeigen sich so verschieden von den ähnlichen Früchten aus Kleinasien oder Palästina, zeigen sich so sehr übereinstimmend mit denjenigen, die noch jetzt in unseren Gegenden zu finden sind, daß man keinen Augenblick zweifeln kann, dieselben gehörten so gut wie die Menschen, welche die Seewohnungen inne hatten, derselben Heimath an, waren also Autochthonen und nicht Eingewanderte, wodurch abermals der Allen gemeinsam sein sollende Adam einen lebhaften Stoß erhält.

So wie hier in der Schweiz sich eine eigene Menschenrace auf- und umgebildet hat, so finden wir Aehnliches im äußersten Norden der baltischen Ebenen. Dort hat ein ganz anderes Geschlecht gelebt, sein Knochenbau war von dem der Schweizer Autochthonen in auffallender Weise verschieden und seine Art sich zu nähren und zu leben war ebenso abweichend.

Die größten Anhäufungen von Küchenabfällen sind schon sehr viel früher entdeckt worden, als die Seewohnungen der südlichen Gebirge. Ihre Niederlassungen in Jütland und auf anderen dänischen Inseln hat man zwar nicht mehr vorgefunden, wohl aber sind die Stellen, wo sie gewesen, durch das vollkommen kenntlich, was der Entdecker Steenstrupp Küchenabfälle nennt, ein sehr richtiger und vollkommen bezeichnender Ausdruck.

An den Küsten der nördlichsten Theile von Dänemark, nahe oder wohl gar unmittelbar am Meeresstrand, sieht man große Haufen von Muschelschalen, ganz wenigen Species angehörig und zwar durchweg solchen, die eßbar sind und noch jetzt gegessen werden, die gewöhnliche Auster, die Herzmuschel, die Milchmuschel und die Strandmuschel. Die Haufen haben sehr verschiedene Dimensionen, sie gehen von mehreren tausend Fuß Länge und 150 bis 200 Fuß Breite herab, bis auf den zehnten, bis auf den fünften Theil dieser Ausdehnung, ihre Höhe über dem Boden, auf dem sie liegen, beträgt 5 bis 10 Fuß. Die Massen rühren unzweifelhaft von dem längeren oder kürzeren Aufenthalt der Fischer an einem solchen Standpunkt her. Machten sie gute Geschäfte, hatten sie immerfort einen reichlichen Fang, so mochten sie wohl Jahrhunderte lang an einem solchen Punkte geblieben sein und dann ist eine Ausdehung von 1000 Fuß und darüber gar nichts Wunderbares, eine Auster giebt einen Bissen, ihre beiden harten Schaalen aber haben wenigstens die zehnfache Ausdehnung. Bei den vierfüßigen Thieren ist die Fleischmasse größer als die Knochenmasse, die Küchenabfälle sind mithin geringer, nicht so mit den Muscheln.

Außer den hier gedachten Schalthieren, die in vorzugsweise großer Menge vorkommen, findet man wohl noch einige, aber sehr wenige anderen Species angehörende, dagegen sehr viele von Fischen, besonders vom Kabeljau (den wir im getrockneten Zustande Stockfisch nennen), von der Scholle, dem Häring und dem Aal.

Daß diese Leute aber keineswegs von Fischen und Muscheln allein gelebt haben, beweisen die in diesen Haufen vielfältig vorkommenden Knochen von Schwänen, wilden Enten, von Gänsen und von Auerhähnen, und das Vorkommen der Knochen des zuletzt genannten Vogels giebt uns einen Fingerzeig über das Alter dieser Reste menschlicher Thätigkeit in Versorgung des Leibes. Der Auerhahn nämlich lebt vorzugsweise, während des Frühjahrs wenigstens, von den jungen Sprossen der Fichte, dieser Baum ist aber seit vielen Jahrtausenden aus Dänemark verschwunden, auch in den ältesten historischen Zeiten findet man nicht eine Andeutung des Vorhandenseins dieses Baumes, wohl aber war derselbe vorhanden, denn in den ältesten, einzelne Vertiefungen füllenden Torfmooren findet man die Stämme von Fichten sowohl in großer Menge als in ungewöhnlicher Schönheit, ganz wohl erhalten in einer Dicke von 3 Fuß und in einem Alter von mehreren Jahrhunderten, wie die Jahresringe unzweifelhaft ergeben. Sie unterscheiden sich von unseren gewöhnlichen Fichten nur durch etwas kleinere Zapfen und eine etwas stärkere Rinde.

Es finden sich in Dänemark häufig Vertiefungen von unregelmäßiger, doch stets dem Kreise sich nähernder Form, die mit Torf vollgewachsen sind. An den Wänden dieser trichterförmigen Einsenkungen müssen solche Fichten in der Dichtigkeit der Urwälder gestanden haben. Wie von der Tiefe her der Torf anwuchs, so wurde dem Fichtenbestand, welcher Sumpf und Moor nicht liebt, die Nahrung entzogen, die Bäume stürzten nach Innen und man findet dieselben in der Tiefe dieser Einsenkungen so dicht gelagert, daß sie eine Art Fußboden bilden, wie die Wände der primitivsten Blockhäuser eine ähnliche Anordnung zeigen.

Beweist der Untergang einer so mächtigen Pflanzenspecies schon ein hohes Alter derjenigen Niederlassungen, welche einstmals sich zum Theil von den Gethieren solch eines Waldes nährten, so erhöht sich diese Beweiskraft jedenfalls noch um ein sehr Bedeutendes dadurch, daß wir über dieser untergegangenen Waldschicht eine zweite finden, welche gleichfalls von der dortigen Erde verschwunden ist. Hoch über dem Fichtenlager, durch eine Torfvegetation, untermischt von allerhand Wald-Unkräutern, von ihr gesondert, liegt eine zweite gleichfalls untergegangene Pflanze, das ist die Winter- oder Steineiche. Ein zweiter kräftiger schöner Baum, der gleichfalls in Dänemark nicht mehr wächst, es sei denn in ganz vereinzelten Exemplaren. Er hat demjenigen Baume Platz gemacht, den man die Sommereiche nennt, der auch so gut wie unterge-

gangen, nur selten vorkommt, in den Torfmooren aber die höchst gelegene Schicht bildet. Die jetzigen Wälder werden von der Buche gebildet und sie ist nicht vorzeitlich, denn ihre Stämme und Früchte fehlen selbst in den obersten Schichten der Torfmoore gänzlich.

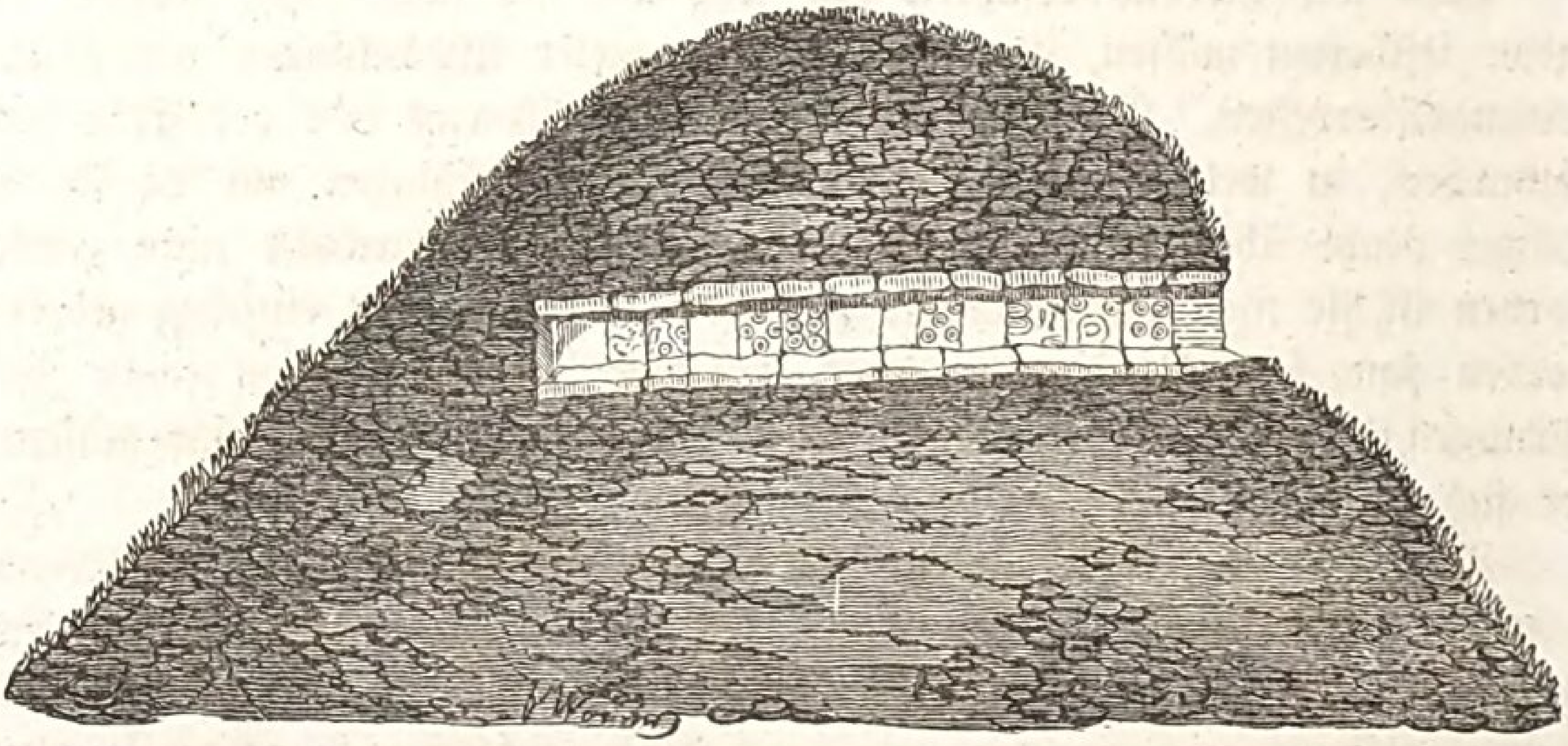
Was wir hieraus erfahren und was wir als über jeden Zweifel erhaben festhalten müssen, ist das hohe Alter dieser Anhäufungen von Haushaltungsüberresten. Es sind drei große Pflanzenspecies von der Erde verschwunden, in welcher sie Jahrtausende lang eingeschlagen und da sie in völliger Ruhe über einander ruhen, ihre Schichtung durchaus nicht gestört worden ist, sie nicht durcheinander geworfen und auch nicht einseitig gehoben worden sind, so geht hieraus hervor, daß keine Naturrevolution solche Zerstörungen bewerkstelligt hat, sondern Alles ruhig im Laufe vieler Jahrtausende vor sich gegangen ist.

Mitten unter diesen Haushaltungsabfällen findet man eine große Menge steinerner Werkzeuge, welche zwar größtentheils von rohester Arbeit sind und also auf einen noch ziemlich niedrigen industriellen Stand hinweisen, aber man findet auch einzelne, ganz vortrefflich geschliffene Werkzeuge, welche andeuten, daß zur selben Zeit mit jenen roheren auch noch solche vorhanden waren, die eine größere Kunstentwickelung zeigen und darzuthun scheinen, daß man diese feineren nur schonte, weil sie sehr kostbar waren, indessen die anderen minder werthvollen zu jeder Arbeit, zum Oeffnen der Muscheln, zum Spalten der Knochen ꝛc. gebraucht wurden.

Wenn wir diese verschiedenen Waffen und Geräthschaften betrachten, so fällt uns unter allen eine gewisse Aehnlichkeit auf, es scheint sich daraus zu ergeben, daß bei verschiedenen Völkern gleiche Bedürfnisse auch gleiche Mittel hervorriefen. Man findet vielerlei Waffen und andere Geräthe nicht allein unter den Pfahlbauten der Schweizer Seen, man findet sie auch mitten in Deutschland, mehr noch im nördlichen Theile desselben, man findet sie in Dänemark, in Frankreich, in England und zwar überall in einer großen Uebereinstimmnung, wiewohl nicht so häufig, da man weniger die längst von der Erde verschwundenen Wohnungen, als vielmehr die Gräber und die Opferstätten der alten Völker entdeckt hat.

In der ganzen baltischen Ebene so gut wie in den Nordsee-Gegenden sieht man vereinzelte Hügel von 20 bis 100 Fuß Höhe, welche durch ihre Stellung selbst sowohl als durch ihr Material bezeigen, daß sie künstlich gemacht sind. Beinahe in jedem derselben befindet sich die Grabstätte eines gewaltigen Helden. Auf einer schon künstlich erhöhten Fläche hat man aus plattenförmig gestalteten Steinen ein Gemach, eine Kammer errichtet, bestimmt, um die Leiche des hier zu Begrabenden aufzunehmen. Irgendwo, meistentheils in einer Ecke, findet man in einem niederen steinernen Bette

ein Gerippe. In einigen Fällen hat man daselbst mehrere, auch wohl Thiergerippe gefunden, woraus man geschlossen hat, daß den dort begrabenen Häuptlingen einige Diener, das Schlachtroß, der Jagdhund mitgegeben worden sind, wie man dieses auch in Aegypten gefunden hat.



Ein geöffneter Tumulus in den Marschgegenden Norddeutschlands.

Neben den Leichen der Häuptlinge fand man ihre Waffen, ihren Schmuck, überhaupt Geräthschaften, wie dieselben von ihnen im Leben gebraucht worden waren. Diese bestanden fast immer aus Feuerstein, den man mit einer mehr als gewöhnlichen Kunst zu bearbeiten gewußt hat, mit einer Kunst, welche uns gegenwärtig völlig fremd geworden ist.

Ich will damit nicht sagen, daß wir dergleichen mit unseren höchst vervollkommneten Maschinen nicht sollten fertig bekommen können, aber all dergleichen künstliche Mittel hatte man in der Zeit, welche als die Steinperiode bezeichnet zu werden pflegt, keineswegs und wenn unsere geschicktesten Arbeiter aus einem Feuerstein, wie er in den Kreidefelsen von Rügen zu Tausenden gefunden wird, eine Lanzenspitze in Form einer achtseitigen Pyramide mit Hohlkehlen machen sollten, so würden sie sich doch wohl hüten, auch nur den Versuch zu machen, wiewohl das Vorhandensein solcher Instrumente nicht nur die Möglichkeit zeigt, sondern die Flintensteine unsrer jetzt wohl ziemlich verschollenen Jagd- und Commißgewehre beweisen, daß die Kunst keineswegs untergegangen war, sondern sich sogar zu einem Fabrikzweig ausgebildet hatte (es ist eine schwer begreifliche und doch häufig geglaubte Fabel, daß die Feuersteinmasse in der Erde weich sei und sich in diesem Zustande mit Messern schneiden lasse; die Verarbeitung geschieht nach vorheriger Beurtheilung der günstigsten Richtung durch einfaches Spalten der größeren Steine zu kleineren Stücken).

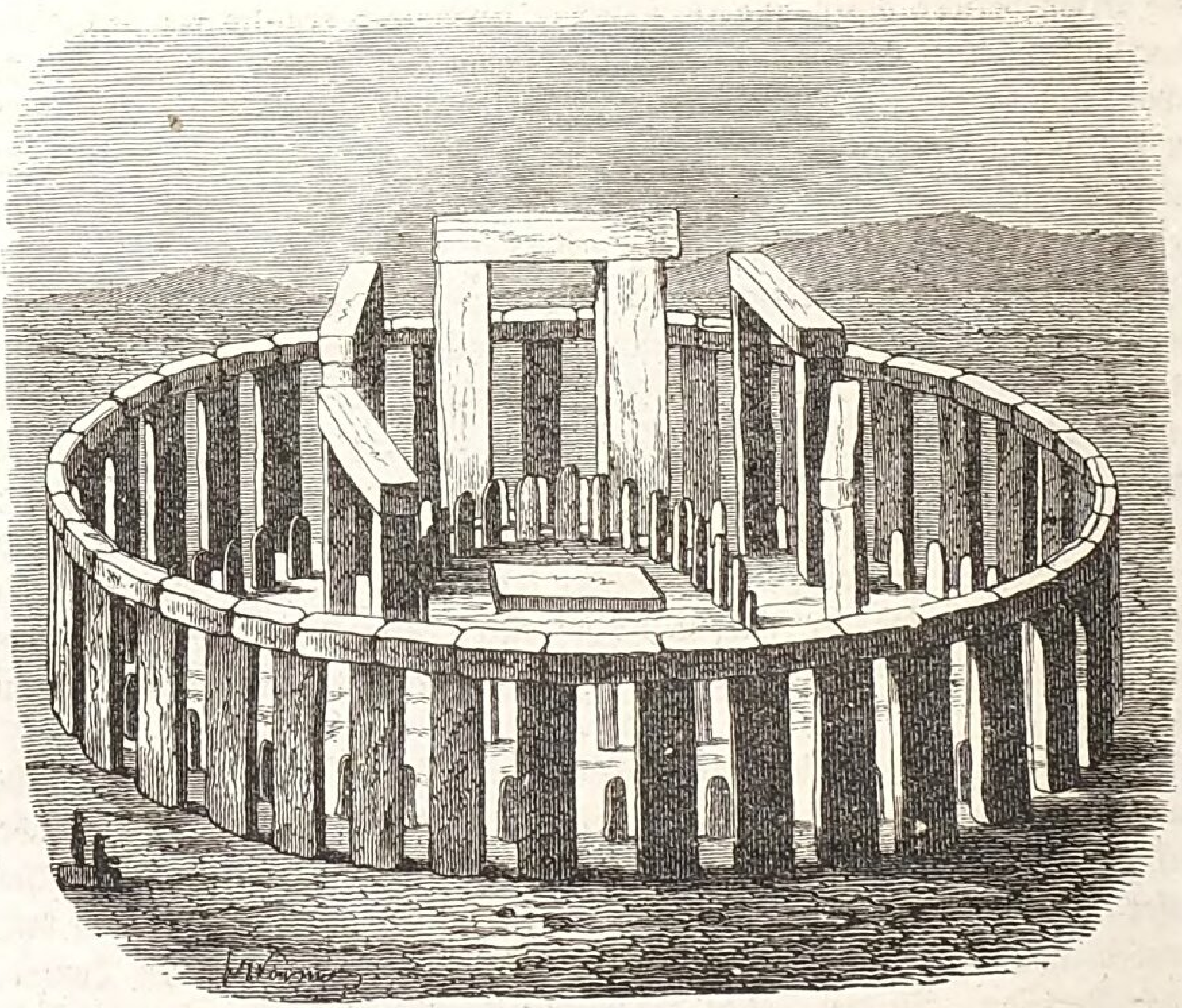
In solchen Gräbern, wovon wir oben einen Durchschnit gegeben haben

und welche in der Regel durch einen Gang mit der äußeren Fläche des Hügels verbunden sind, findet man entweder nur steinerne Geräthschaften, oder solche und gegossene und endlich nur gegossene, wodurch drei Perioden von einander unterschieden werden. Die Steinperiode ist die älteste, ihr folgt als nächste die Stein- und Bronceperiode, die dritte bezeichnet man als Bronceperiode allein und es zeigt sich darin sehr deutlich der allmählige Fortschritt. Die Eisenzeit ist eine neue, eine viel spätere Periode, welche schon eine so große Fülle von Kenntnissen, einen so bedeutenden Fortschritt in der Metallurgie voraussetzt, daß wir ein Volk, welches damit vertraut ist, durchaus nicht mehr zu den rohen zählen können. Die Bearbeitung des Eisens gehört einer Zeit an, welche unser würdiger Vater Homeros kaum kennt. Die Helden der Iliade kämpfen alle mit gegossenen Waffen und dies liegt ziemlich nahe auf der Hand, die mehrsten bergigen Länder haben Erze aufzuweisen, unter denen Kupfer und Zinn besonders häufig vorkommen. Das letztere bedarf weiter keiner anderen Arbeit als des Schmelzens, falls es nicht darauf ankommt, dasselbe chemisch rein darzustellen. Das Kupfer kommt nicht nur häufig gediegen vor, sondern es ist auch ziemlich leicht von seinen Erzen zu trennen, von denselben auszuscheiden (mit dem Eisen ist dieses durchaus nicht der Fall, es bedarf vieler verwickelter Operationen, um das Eisenerz, selbst das allerreinste, zu schmiegbarem, zu dehnbarem Eisen zu machen!

Es liegt nun ziemlich nahe, Zinn und Kupfer im geschmolzenen Zustande mit einander zu verbinden, dadurch erhält man jene Bronce, welche viel härter ist und eine viel hellere Farbe hat als das reine Kupfer. Aus dieser Bronce wurden die Schwerter, die Streitäxte der alten Griechen, wurden auch ihre Helme und ihre Schilde und ihre verschiedenen Panzerstücke gegossen. Zu den Zeiten des Homer war Eisen noch etwas so Kostbares, daß es als Weihgeschenk in die vornehmsten Tempel kam und daß Sieger in den olympischen Spielen mit einem Stücke Eisen belohnt wurden. Man glaubt, daß die Bildhauerkunst eine Tochter der Kunst, Eisen und Stahl zu bereiten, sei. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Die alten Mexicaner haben Steine verarbeitet, gemeißelt, auf das Mannigfachste verziert ohne Eisen zu besitzen, sie haben sich steinerner Meißel bedient, welche zwar nicht zähe, also leicht zerbrechlich, aber doch immer härter als Marmor oder anderes Kalkgestein sind und darum zur Bearbeitung desselben gebraucht werden können, wenn schon die Mühe des unaufhörlich wiederholten Schärfens keine geringe gewesen ist.

In noch viel größerer Anzahl als auf dem Festlande hat man auf den britischen Inseln ziemlich gut erhaltene Denkmale gefunden, wovon unsere Zeichnung eine Ansicht, allerdings nicht in dem Zustande giebt, in welchem

man dieselben gegenwärtig findet, sondern so wie sie muthmaßlich ursprünglich erbaut worden sind, wofür jedoch die vorhandenen Ruinen ein so deutliches Zeugniß ablegen, daß man zugestehen muß, der ganze Bau könne unmöglich anders ausgesehen haben als derselbe hier dargestellt worden ist;



Stonehenge nach alten Zeichnungen restaurirt.

denn der größte Theil der aufrecht stehenden Steine ist noch ganz genau in der kreisförmigen Lage und in der senkrechten Stellung erhalten und wenn auch nicht alle quer übereinander liegen und eine kreisförmige Reihe von Thorwegen bilden, so sieht man derselben so viele in der angegebenen Lage, daß man nicht zweifelhaft sein kann, daß sich der Verschluß ringsum fortgesetzt hat.

Diese mächtigen Einhegungen dienten zu Versammlungen der Edlen, dienten zu Opfern und wahrscheinlich auch als Begräbnißstätten für die berühmtesten Krieger, möglicherweise auch für die Oberpriester, Raum war genug dazu vorhanden; denn solch ein Monument hatte einen Umkreis von mehr als 300 Fuß, ja, es gab welche die das Dreifache maßen und hier in den Gräbern, welche sich in der Mitte des Kreises befanden, hat man

ebenso die verschiedenartigsten Gegenstände täglichen Gebrauchs sowohl als der Bewaffnung gefunden, aber fast alle, soweit sie von Metall gefertigt, waren nur aus Bronce gegossen oder aus Kupfer geschmiedet, niemals aus Eisen. Selbst Cäsar, als er Deutschland betrat, Jahrhunderte nach der Errichtung jener Bauten, fand bei den Deutschen noch wenig Metall und gar kein Eisen. Erst Tacitus giebt davon Nachricht. Es ist wohl möglich, daß dieses von den Römern selbst zu den Germanen gebracht worden ist, gerade wie auch heutigen Tages diejenigen Nationen, die vor allen anderen meist Kaufleute sind, wie z. B. die Engländer, durchaus nicht anstehen, Waffen nach denjenigen Ländern zu führen, mit denen ihre Landsleute im Kriege stehen — was schadet das, sie beweisen nur, daß sie auf einem höheren Standpunkt stehen, als andere die darin ein Unrecht erblicken, der Handel ist ja doch immer die Hauptsache und gleichviel ist, mit was man handelt und gegen wen man handelt.

Die Bearbeitung des Eisens betreffend, so weit dieselbe das alte Germanien berührt, ist wahrscheinlich von Skandinavien ausgegangen, dort liegt das vortrefflichste Eisen in ungeheurer Masse zu Tage, bei alledem ist es nicht möglich, daß auch hier die Erfindung selbstständig gemacht worden ist, die Sache würde durchaus nicht vereinzelt dastehen; auch die Chinesen haben noch kupferne Messer, obschon sie das Eisen ganz gut zu bearbeiten verstehen, ja obschon sie ein Eisen und einen Stahl liefern, welcher dem europäischen Stahle bei weitem vorgezogen und selbst dem indischen Stahle, dem Woods, gleichgestellt wird.

Gewisse Grade von Industrie sind nirgends zu verkennen. Selbst jene unglücklichen Menschen, welche man vor Jahrhunderten an den Küsten von Neu-Holland gefunden hat, und welche jetzt in ihren letzten Ueberresten nach der Mitte des großen Continents gedrängt worden sind, selbst jene zeigen Spuren von Industrie, wenn sie auch dürftig genug sind. Sie haben sich z. B. eine Waffe erfunden, welche von einer ganz merkwürdigen Beschaffenheit ist, Bummerang heißt das Instrument, man könnte es am besten einen hölzernen Säbel nennen, mit welchem nicht gehauen, sondern geworfen wird. Mathematiker sagen, die Krümmung dieses hölzernen Säbels bilde eine Parabel, gewiß wird der Neu-Holländer dieses weder zugeben noch bestreiten, da er nicht den entferntesten Begriff von Mathematik hat, aber auch ohne diese giebt er dem Säbel die richtige Gestalt, nicht Abscessen und Ordinaten ziehend, sondern aus freier Hand das eisenharte Holz der Casuarina mit einem Feuersteinsplitter verarbeitend und verzierend.

Die Waffe ist ungefähr handbreit, von beiden Seiten ziemlich scharf, in der Mitte etwa einen halben Zoll dick, ein Ende dieses Säbels hat geringere Schärfe als das andere und bei diesem Ende wird die Waffe mit

der Hand gefaßt, um auf den Feind geworfen zu werden, dies geschieht in horizontaler Richtung und so, daß der breite, flache Stab fortwährend Kreise bildet, indeß er parallel mit dem Erdboden fliegt und dabei eine solche Schnelligkeit erreicht, daß er furchtbar tiefe Wunden schlägt. Trifft er den Hals, so schneidet er denselben bis zur Mitte durch, trifft er einen Arm oder ein Bein, so geschieht dasselbe aber der Knochen wird jederzeit zerschmettert. Trifft endlich der schwirrende Stab nicht, so erhebt er sich und kehrt im Bogen zu seinem Absender zurück.

Dies ist kein Vorgeben der Wilden, keine Annahme von übergläubigen Reisenden, es ist eine Thatsache und jeder Physiker weiß die wunderbare Erscheinung aus den Naturgesetzen zu erklären, aber kein Naturforscher hat ein solches Instrument erfunden und ohne die Balistik, ohne die Regeln der Wurfgeschwindigkeit, der Wurflinien zu erkennen, ja ohne nur die Existenz derselben zu ahnen, ist es doch diesen für stupide gehaltenen Völkern gelungen.

Auch hinsichtlich des Schmuckes, den sie für sich bereiten, zeigen sie eine ihren Verhältnissen nach außerordentliche Geschicklichkeit. Sie haben keinen stählernen oder eisernen Bohrer, aber sie wissen mit großer Geschicklichkeit das härteste Material, das die Natur bietet, sie wissen die Haifischzähne zu durchbohren und auf Schnüre zu reihen, um sich dieselben um den Hals zu hängen, sie wissen Bäume zu fällen, die Rinde von denselben zu lösen und daraus Kähne zu machen, mit denen sie sich weit genug in die See wagen, sie verstehen auch besser als die Europäer sich der Thiere von Bedeutung zu bemächtigen, der einzigen, welche Australien bietet, nämlich des Känguruh und des Casuar.

Sonderbar ist freilich, daß sie dasjenige, was sonst einem Volke zunächst liegt, daß sie Speisen und Getränke und daß sie ihre Wohnungen vernachlässigen. Sie verschlingen Alles, was ihnen dargeboten wird, in dem rohesten unappetitlichsten Zustande und von Wohnungen ist eigentlich gar keine Rede, sie lassen sich entweder von der Sonne bescheinen oder vom Regen peitschen, wie es dem Himmel gefällt, ohne das Allergeringste dagegen zu thun. Kaum trennen sie die Rinde von einem Baume ab, um sie aufgerollt an einem anderen zu lehnen und sich hinter dieser einseitigen Bedachtung vor dem Regen zu verbergen, sie stehen also gewiß sehr niedrig und trotz dessen haben wir die Anfänge einer, wenn auch sehr geringfügigen Kunstbildung nicht zu verkennen.

In sehr viel höherem Grade wird uns natürlich dergleichen entgegen treten, wenn wir minder niedrig stehende Völkerschaften betrachten. Wir sehen überall, daß dem Nothwendigen Rechnung getragen, daß dasselbe mit Verstand berücksichtigt wird. Nehmen wir z. B. die Kleidung an. Was soll der Bewohner der heißen Zone mit Kleidern, welchen Grund hätte er

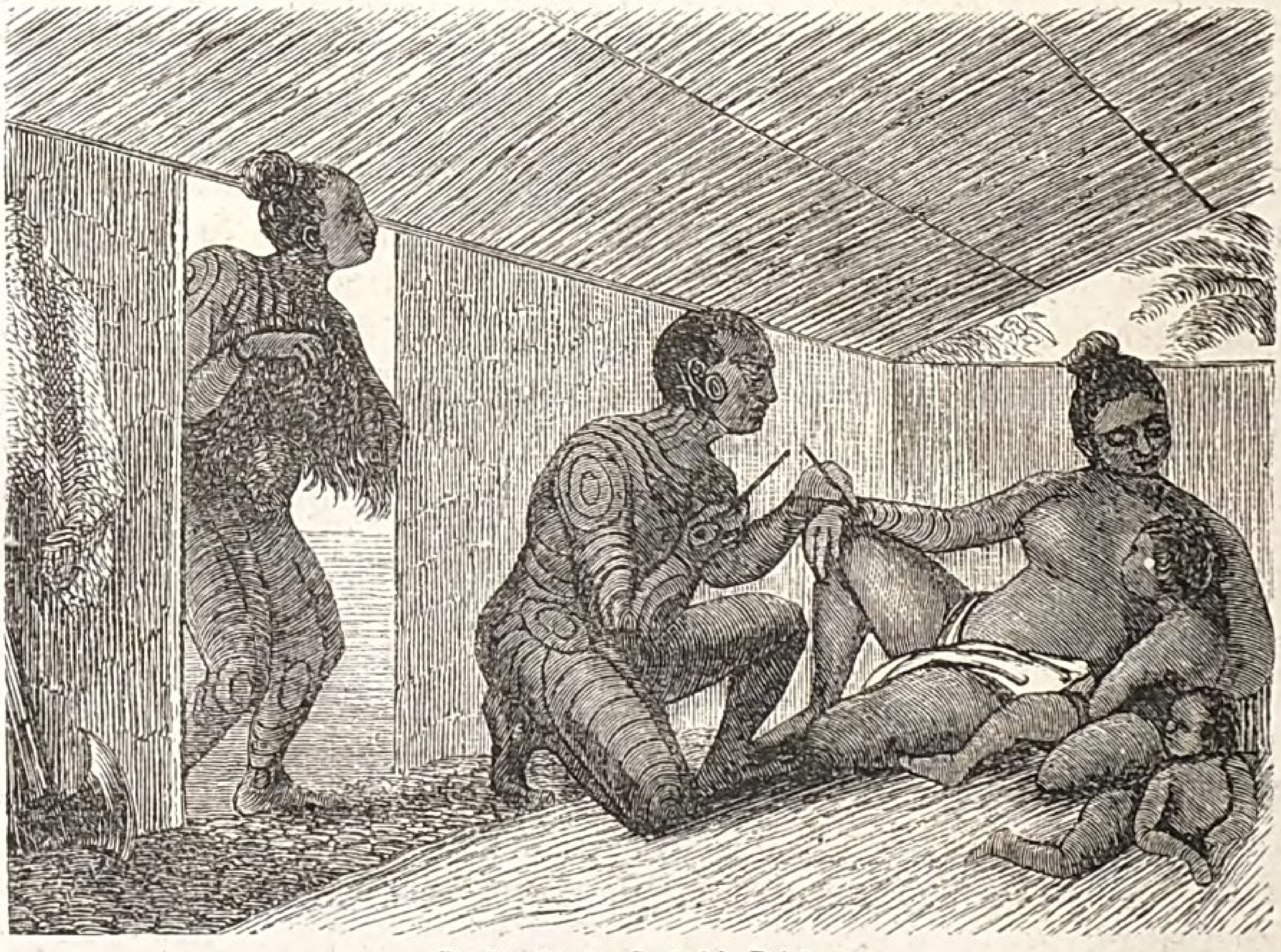
nach einer Hülle zu suchen, die ihm nicht wohlthätig, sondern sogar beschwerlich ist. Aber sobald sich die geringste Spur von Bedürfniß zeigt, so ist sie auch da, wäre es nur die Kühle der Nacht, oder der heiße Sonnenbrand des Tages, welcher sie wünschenswerth macht. Aus zubereiteten Pflanzenfasern, aus erweichten Knoten von Grashalmen flechten die geduldigen Frauen und Mädchen auf den Sandwichs- und den Gesellschafts-Inseln, auf den Sunda-Inseln wie auf Madagascar, auf dem indischen Festlande, so wie auf dem von Süd-Amerika Matten von dem zierlichsten Muster und sie wissen ihnen bunte Farben mannigfaltiger Art zu geben und sie wissen dieselben mit so großem Geschmack anzuwenden, daß diese Matten ein Handelsartikel geworden und die Mode dieselben bis in die Zimmer der reichen und vornehmen Leute geführt. Dort, wo sie gefertigt werden, dienen sie als einzige Unterlage für den Schläfer, der keine Matratzen und keine Betten kennt, als Decke und am Tage als Mantel, um den brennenden Sonnenstrahlen zu wehren. Ein Kleidungsstück kann man dies nicht nennen, es ist ein Luxusgegenstand. Der Ackerbauer sowohl als seine Gattin und seine Töchter bedienen sich solch eines Schutzes nicht, daher sind die Farben derselben auch sehr dunkel, die vornehmen Damen dagegen, die Töchter, die Frauen der Häuptlinge, welche Diener haben, Sklaven, welche also nicht nöthig haben, im Felde und im Garten zu arbeiten, zeigen eben dieses Schutzes wegen eine so viel hellere Hautfarbe, daß man geneigt ist, sie für Abkömmlinge südlich europäischer Völker zu halten, bis man wahrnimmt, daß diese helle Färbung allen denjenigen zukommt, die auf gedachte Weise begünstigt und bevorzugt sind.

Die Frauen all der gedachten Naturvölker verstehen auch das Flechten von Hüten aus Grashalmen in solcher Vollendung, daß man sie in den Hauptstädten Europas theuer bezahlt, nicht mit zwei oder drei Thalern das Stück — dieses ist der allerniedrigste Preis — sondern mit 25 und 50 Thalern.

Gewiß ist hier ein großes Vorurtheil für die Sache wirksam, aber ebenso gewiß ist, daß die sogenannten Wilden in diesem Zweige der Industrie uns weit voran sind.

Auch unsere Bauernmädchen flechten Bänder von Stroh, um daraus Hüte zusammen zu nähen, sie machen auch wohl dergleichen zum Verkauf und hin und wieder bedienen sich Städterinnen solcher Hüte, um sich in ihrem Garten oder Gärtchen gegen die zu heftige Einwirkung der Sonnenstrahlen, gegen das Verderben des Teints zu schützen — aber was für ein Machwerk ist solch ein Bauernstrohhut im Vergleich mit dem schlechtesten Panama-Hut, und welch eine traurige Rolle spielt ein sehr feiner florentinischer Strohhut an der Seite eines feinen Panama-Hutes.

Wo die Kleidung überflüssig ist, da wird es doch der Schmuck wohl schwerlich sein und um diesen Schmuck unvergänglich zu machen, prägt man ihn dem Körper ein. Wir nennen dieses Tättowiren und es gilt bei den Völkern, die sich demselben unterwerfen, für eine große Kunst und diejenigen, die es verstehen, gelten nicht nur für Künstler, sind nicht allein angesehene Leute, sondern sie werden auch hoch geehrt und reich bezahlt. Unsere Zeichnung giebt uns eine Häuptlingsfrau von Nukahiva, auch, wie wir wahrnehmen, von sehr heller Farbe, wie es bei allen vornehmen Leuten einmal so üblich ist, durch Bedecknug des Körpers beim Ausgehen, vorzugsweise aber



Ein Künstler der Sandwichs-Insulaner.

durch wenige s Ausgehen hervorgebracht, eine Kunst, welche unsere vornehmen Damen gleichfalls zu üben pflegen. Mit sehr scharfen, meistens aus Fischzähnen gemachten Instrumenten werden feine Punktirungen in die Haut gemacht und diese sehr schmerzhaften und tausendfältig werdenden Verletzungen reibt man mit einzelnen Farbenstoffen ein, in solcher Art, daß sich dadurch recht geschmackvolle, aber auch völlig unvergängliche Zeichnungen bilden. Die Operation wird nach und nach über den ganzen Körper fortgeführt, so daß von der Stirne bis zum Fußblatt ein jeder Theil des Körpers mit reichlichen Zeichnungen überdeckt ist. Allein es ist unmöglich, daß man diese Operation auf einmal an sich vollziehen lasse, es werden nämlich da-

durch so viele Theile des mächtigsten, des größten Organs des menschlichen Körpers, der Haut, zerstört, daß da ihre Function aufhört. Es ist bekannt, daß das Verbrennen der Oberfläche des menschlichen Körpers, wenn dasselbe sich bis auf ein Fünftel der ganzen Ausdehnung der Haut erstreckt, den Tod nach sich zieht. Ein Häuptling auf Neu-Seeland, den Schmerz verachtend, den die Operation mit sich bringt, verlangte, daß der Tättowirkünstler seine Operation vollständig beendige, den ganzen Körper auf einmal tättowire. Der Mann hielt dieses mit einem seltenen Stoicismus aus, aber nachdem man während des ganzen Tages keinen Laut aus dem Munde des Gemarterten vernommen, stieß er gegen Ende der Operation einen tiefen Seufzer aus, es war der erste und letzte, er war todt.

Um sich einen Begriff zu machen von der Fülle der Zeichnungen, die ein tapferer Krieger in seinem reifen Alter auf seinem Körper trägt, geben wir auf S. 790 eine Copie des Bildes, welches Langsdorf auf seiner Reise um die Welt von einem Bewohner von Nukahiva entworfen hat. Er beschreibt auch die Arbeit sehr sorgfältig und erzählt uns, daß sie zu ihrer Vollendung 30 auch 40 Jahre fordere, sie wird bei dem Jüngling angefangen und bei dem Greise vollendet. Wie ein geschickter Maler zuerst eine Skizze entwirft, so der Mann der Tättowirungskunst. Er entwirft die Grundzüge der Zeichnung in großen, über den ganzen Körper laufenden Linien und erst allmälig bringt er Verbesserungen und Verschönerungen an, füllt die großen Linien aus, zieht kleinere Zeichnungen hindurch, fängt aber seine Arbeit niemals früher an, als bis die des vorigen Males völlig vernarbt sind und sich eine neue gesunde Haut an der verletzten Stelle gebildet hat.

Die Zeichnungen häufen und vermehren sich von halb Jahr zu halb Jahr und schließlich erreichen sie einen solchen Grad, daß der ganze Körper schwärzlich aussieht und man die Zeichnung kaum mehr erkennt. Dies ist der höchste Grad der Vollendung und seine Beschaffung ist sehr kostbar; denn jedes wiederholte Tättowiren kostet ein Schwein, und wenn es auch nur alle halb Jahr wiederholt wird, so kann es doch vom 15. bis zum 55. achtzig Schweine kosten und das ist, wenn schon auf 40 Jahre vertheilt, doch immer etwas, was nur die reichsten Bewohner dieser glücklichen Inseln geben, daher nur die Häuptlinge sich eines solchen Schmuckes bedienen können. Wer weniger vermögend ist, wer nur mit Bananen und Cocosnüssen oder mit Brodfrüchten bezahlen kann, muß sich an die Lehrlinge dieser Kunst wenden und wird dann natürlich schlechter bedient. Ganz arme Leute, welche auch dieses nicht haben, sind genöthigt, auf die ganze Operation zu verzichten und so zu gehen, wie Gott sie erschaffen hat.

Aber auch die Zeichnung, welche wir von einem ganz tättowirten Mann gegeben haben, ist noch keineswegs als eine vollendete anzusehen, erst muß,

wie bereits oben bemerkt, unter der Ueberfülle von Linien die Zeichnung beinahe verschwunden, muß der Mann beinahe schwarz geworden sein, denn gerade hierauf wird ein besonderer Werth gelegt. Je dunkler der Mann geworden ist, für desto schöner hält er sich, indessen die Frauen viel Werth darauf legen, daß ihre weiße Haut erhalten werde, ihre Zeichnungen daher immer nur leichte Umrisse haben, Verzierungen der Hände oder der Füße, nicht selten von einer so großen Schönheit sind, daß man wohl Ursache hat, den Geschmack dieser Leute zu bewundern.

Andere Völker schmücken sich auf eine Weise, die weniger schmerzhaft, selbst die nordamerikanischen Wilden, welche im Ertragen von heftigen und dauernden Schmerzen das Unerhörteste leisten, kennen das Tättowiren nicht, sondern bemalen sich statt dessen mit verschiedenen Farben, welche sie zu gewinnen, ja sogar zu bereiten wissen, mit rothem oder braunem Ocker, mit gelber oder weißer Thonerde, mit Ruß oder mit stark gefärbten Säften einiger Beeren, und sie finden diesen Schmuck so schön, daß die Mutter nicht nur sich selbst vor dem Spiegel, den der Bach ihr bietet, bemalt, sondern auch ihrem Kinde die schönsten derben Klekse und Striche quer durch das Gesicht oder über Hals und Nacken zieht, bis sie glaubt, dasselbe sei jetzt sehr viel schöner, als es vorher gewesen. Die Frauen bemalen sich nach Belieben, die Männer dagegen nach einem gewissen System, zur Schlacht ganz anders, als zum Tanze, zum Spiele ganz anders, als zur Jagd.



Ein vollständig tättowirter Krieger von den Marquesas-Inseln.

Manche Personen haben dies ungemein lächerlich gefunden und erklärt, es sei unbegreiflich, daß die sonst so ernsten und würdigen Männer dergleichen fratzenhafte Zeichnungen an sich vornehmen könnten, vermeinend sich dadurch zu schmücken; allein wir dürfen nicht vergessen, daß sie von ihren Begriffen ausgehen, wie wir von den unsrigen. Vielleicht sieht einem amerikanischen Häuptlinge der Herr Staatsrath oder Minister, wenn er mit einer weißen Halsbinde, einer weißseidenen Weste, kurzen Beinkleidern, weißseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen zum Könige fährt, ebenso komisch aus, als dem gelehrten Herrn der schwarz, roth und weiß bemalte Amerikaner. Wir haben sehr Unrecht, darüber zu lachen, Ringe an den Zehen und in der Nase tragen zu sehen -- wir tragen Ringe an den Fingern und in den Ohren. Unsere Damen schmücken sich mit goldenen Bändern an den Gelenken der Hand, die indischen Damen schmücken sich mit eben solchen an den Gelenken der Füße, das ist lediglich Geschmacksache. Haben wir ja doch Beispiele, daß Verstümmelungen, Verkrüppelungen zur Zierde werden. Unsere klugen Mütter thun alles Mögliche, um ihren Kindern, besonders ihren Töchtern, möglich kleine Füßchen zu erhalten, zu diesem Behufe geben sie den Schuhmacher Ordre, dem armen kleinen Wesen die Füßchen nach Möglichkeit zusammen zu pressen, damit es einmal durch Hühneraugen gequält und damit die schöne natürliche Form des Fußes entstellt und damit die Zehen unbrauchbar werden. Um wie viel dummer sind denn nun die Chinesen, welche die Sache nur noch ein wenig weiter treiben und die Füße ihrer Kinder nur nicht in zu kleine lederne, sondern in dergleichen hölzerne stecken. Im Uebrigen auch nur deshalb, weil sie überhaupt nur Holzschuhe tragen.

Wir begnügen uns nicht damit, den schön geformten Fuß zu verderben und zu entstellen, wir gehen noch viel weiter, wir schnüren uns (eine Zeit lang war dies sogar bei den Männern Mode) dergestalt, daß die Unterleibseingeweide gewaltsam herabgedrückt, die edleren Eingeweide in der Brust im Raume beschränkt, also in ihren Functionen gehindert werden. Der Verfasser kennt junge Damen, denen die gütige Mutter Natur einen schönen Körper reich an Fülle gegeben hat — das ist ein Unglück für sie, denn sie schnallen sich nun solchergestalt zusammen, daß sie in diesem Zustande weder essen noch trinken können, daß sie den Athem verlieren bei der geringsten Bewegung und darum, wie gern sie es auch thäten, nicht tanzen.

Daß die Folge hiervon Herz-, Lungen- und Leberleiden sind und daß sie sich unfähig, sowohl für das Glück der Ehe, als für den Zweck derselben machen, daß sie sich mit ungemeiner Consequenz schwere, ja vielleicht höchst gefährliche Geburten vorbereiten, oder die edleren Theile so zusammendrücken und verschieben, daß Geburten überhaupt unmöglich werden und sie ein langes

Siechthum zu tragen sich selbst verurtheilen, wird nicht geglaubt, oder wenn es geglaubt wird, fällt es doch keiner Dame ein, von der allerabscheulichsten aller Unsitten zu lassen.

Und nach diesen strafwürdigen Verrücktheiten, welche wir Europäer begehen und an unseren Frauen und Töchtern dulden, wagen wir noch die sogenannten Wilden auszulachen, weil sie sich Bänder stramm um die Knie legen, um schöne Waden zu erhalten, oder weil sie den Kopf des Säuglings zwischen zwei schräg zusammenlaufenden Brettern einzwängen, so daß die Stirne sich sehr flach nach hinten drängt. Dieser Schmuck und jeder andere, den Indier auf ihren Körper bringen oder für denselben mit Aufopferung von Kunst und Zeit verfertigen, ist immer noch nicht zum zehnten Theil so gefährlich, als unsere Versuche, den Körper schöner zu machen als die Natur gethan hat.

Es würde thöricht sein zu glauben, daß die Industrie dieser Insulaner sich auf das Tättowiren beschränke, wenn es ihnen auch als etwas sehr Wesentliches erscheint (der Gedanke, welchen Langsdorf ausspricht, das Tättowiren sei immer mit Zerstörung vieler Poren verbunden, habe den Zweck, die Transpiration zu verringern und das Einölen zu ersetzen, enthält einen doppelten Irrthum, denn erstens verhindert das Einölen die Transpiration durchaus nicht und soll es auch nicht, es soll nur gegen die Insectenstiche schützen und die bei dem überaus häufigen Baden der Eingebornen bald spröde werdende Haut geschmeidig erhalten, ferner wird es auch von den Tättowirten keineswegs unterlassen, sondern gerade so gut bei diesen geübt wie bei denen, welche nicht tättowirt sind — es ist ein Schmuck, es ist ein Beweis von großem Stoicismus und endlich ist es ein Beweis von Reichthum, auf alles dieses legen die Eingebornen sehr viel Werth), sie verstehen noch vieles Andere und sie verstehen es in ausgezeichneter Art. Es gehört dahin die Bereitung von Zeugen aus Bast, welchen sie nach Trennung der Rinde von dem Papiermaulbeerbaum dadurch bereiten, daß sie den zwischen Holz und Rinde liegenden Bast über einen flachen Klotz breiten, im nassen Zustande schlagen und dabei zugleich strecken, wodurch der Bast weich und zart und schmiegsam wird. Der darin enthaltene Pflanzenleim, der Pflanzeneiweißstoff, gestattet, so lange er naß ist, das Auseinanderrücken der Fäden und hält im Gegentheil fest zusammen, wenn er trocken ist. Diese Zeuge haben eine Widerstandsfähigkeit ähnlich unserem Kattun, nur dürfen sie nicht naß werden, dagegen haben sie vor dem Kattun, vor allen Baumwollenzeugen überhaupt den Vortheil voraus, daß sich Risse darin sehr leicht flicken lassen. Man macht die zerrissene Stelle naß, legt die Ränder des Loches aufeinander und klopft sie mit einem Schlägel, worauf der Schade

wieder reparirt ist, denn nach dem Trocknen ist jede Spur der ehemaligen Verletzung verschwunden.

Außer diesen und auch geflochtenen Zeugen verfertigen die Leute auch noch alle Gegenstände ihres häuslichen Bedarfes, Becher, Schüsseln, Flaschen aus den Cocosnußschalen, kleine Kästchen von dem saubersten Schnitzwerk, Töpfe oder Kochgeschirr, große Wassergefäße aus den Schalen der Kürbisse, musikalische Instrumente mancher Art, aber sie verstehen sich auch beinahe alle mit gleicher Geschicklichkeit anf den Bau von Kähnen so gut wie auf den Bau ihrer Wohnungen und diese haben, so weit sie in der warmen Zone liegen, eine Zweckmäßigkeit, fast möchte man sagen, wunderbarer Art.



Häusliches Stillleben auf der Insel Guaham.

Ueberall, wo die malayische oder wo die Alfurs-Race heimisch ist, baut man auf Pfählen hoch über der Erde, so auf der Insel Guaham, zu den Philippinen gehörig, wie auf Borneo oder Celebes; die Neigung, über der Erde zu schweben, waltet überall vor. So hier auf dem festen Lande um 4 oder 5 Fuß, wie in den Seewohnungen um 20 Fuß und darüber. Die Eingebornen haben überall sich von dem Erdboden loszumachen gesucht und sie haben dazu einen hinlänglichen Grund, da, wo sie festen Boden unter sich haben, sind ihnen allerlei kleine lästige Thiere beschwerlich, unter denen Skorpione und Skolopender nicht einmal die schlimmsten sind. Auf dem

Wasser dagegen haben sie wieder mit anderen Feinden zu kämpfen und es ist ihr einziges Bemühen, sich von denselben möglichst loszusagen. Es mag auch noch eine andere Absicht im Hintergrunde liegen, jedenfalls haben diese Völker nämlich nicht allein mit vier- und sechsbeinigen, sondern auch zweibeinigen Feinden zu thun, und je höher sie ihre Häuser über der Erde anlegen, desto weniger gefährdet sind sie durch diese letzteren. Das ist vielleicht vorzugsweise der Grund, warum sie sich nicht nur überhaupt auf Pfählen von 20 bis 50 Fuß Höhe anbauen, sondern warum sie ihre Wohnungen auch noch gewöhnlich in einen See verlegen und zwar solcher Art, daß sie Stege von mehreren 100 Fuß Länge bauen müssen, um vom Lande aus bis zu den Wohnungen zu gelangen, die nun wieder je nach dem Bedürfniß höchst verschieden eingerichtet sind und zwar meistentheils für viele Familien gleichzeitig, so daß nicht selten Haus und Dorf gleichbedeutend ist. In einem Hause wohnen dann 20 bis 50 Familien, in der That kein unbedeutendes Zeugniß für die Gesittung, für den moralischen Werth derselben. Wenn bei uns drei Tagelöhnerfamilien in einem Hause wohnen, wie dieses auf dem Lande nicht selten vorkommt, so ist unaufhörlicher Zank und Streit unvermeidlich. Unter den Wilden der Südsee, unter den Alfurs oder Arfakis, unter den Papuas sieht man 20 und viel mehr Famalien auf demselben Boden vereinigt, irgendwo ist ein ihnen allen gemeinsamer Raum vorhanden, der zu geselligen Vergnügungen sowohl als zu Berathungen benutzt wird, demnächst hat jede Familie ihren, durch einen Rohrverschlag von den Anderen getrennten Raum, welcher rechts und links an den Raum der benachbarten Familie stößt und doch hört man nie Zank und Streit. Ebenso stoßen alle diese Abtheilungen an einen gemeinschaftlichen Raum, welcher ohne die geringste Störung von Allen Tag für Tag ohne Ausnahme und beliebig benutzt wird, und nie kommt es vor, daß eine Frau mit der anderen zankt, daß Streit entstehe, den Männer etwa durch ihre Dazwischenkunft zu schlichten hätten — die Leute vertragen sich.

Solche Wohnungen müssen es wohl gewesen sein, welche in jener Urzeit, von der wir am Anfange unseres Buches gesprochen haben, in den Schweizer Seen gestanden haben und deren Plattformen man vor Kurzem gefunden und deren Aussehen man wieder herzustellen gesucht hat in der Art, wie wir es auf Seite 24 dieses Theiles gesehen haben. Daß die Wohnungen auf dieser Zeichnung rund geworden sind, danken wir vielleicht nur der Phantasie des Zeichners, denn in der Regel findet man solche Form nicht. Wohl aber in allem Uebrigen eine Art Abbild oder Vorbild jener Seewohnungeu, wie z. B. unsere Zeichnuug eine solche angiebt, welche uns sowohl die Bauart überhaupt als auch die Situation im Wasser und die Verbindung mit dem Lande zeigt. Es ist das Dorf Kuauï im Dory-Hafen

auf der Insel Neu-Guinea, es ist von Alfurs oder Arfakis bewohnt und so wenig sie eben für Muster der Erziehung gelten, so große Ruhe und Zufriedenheit herrscht doch in den von so vielen Menschen bewohnten Räumen.



Eine Arfaki-Niederlassung auf Neu-Guinea.

Wo nun aber die Natur es fordert, daß man ihr zu Hülfe komme gegen die Unbilden der Witterung, da hat sich die Industrie der Menschen sofort damit beschäftigt, Mittel aufzusuchen, diesen Anforderungen zu entsprechen. Wo es kalt ist, verfertigen sich die Leute wärmende Kleider, bauen sie sich schützende Wohnungen. Die Völker des ganzen Nordrandes von Asien und von Amerika, so verschieden sie unter einander sind und so verschiedenen Racen sie angehören, alle haben auf ganz gleiche Weise verstanden, die Bälge der Thiere, welche sie erlegen, zu Pelzen, zu sehr wärmenden Kleidern zu verwenden, und da, wo die Menschen innerhalb der Polarregion wohnen, wo sie Monate lang keine Sonne erblicken und die Temperatur der Luft so niedrig ist, daß das Quecksilber hämmerbar wird, da sind sie sogar darauf gekommen, nicht nur Sommer- und Winterkleider zu verfertigen, sondern auch die Winterkleider mannigfach zu machen, zu verdoppeln. Das feine und zarte Pelzwerk, das weiche Fell des Lemmings verwenden sie als Stoff zu den Unterkleidern, mit den Haaren nach Innen gekehrt. Hierüber tragen sie eine dickere Kleidung mit den Haaren nach

Außen, das Fell des Fuchses, des Zobels, des jungen Bären, und auf solche Weise erhalten sie eine so reichlich wärmende Kleidung, daß wir sehr im Vortheil wären, wenn wir dieselbe uns aneigneten, wiewohl allerdings eine eigentliche Nothwendigkeit dazu nicht drängt; denn wir haben nicht so grimmige Temperaturen.

Ebenso wissen diese Leute sich Wohnungen zu verschaffen, die den in die extremsten Grenzen ausschreitenden klimatischen Verhältnissen entsprechen. Für den Winter wohnen sie unter der Erde, sie graben sich in einen Hügel ein, sie führen eine Art Tunnel von einer niedrigeren Stelle mit geringer Steigung aufwärts bis zu dem Punkt, welchen sie sich zur Wohnung ausersehen haben. Dieser Theil wird beliebig groß ausgehöhlt, je nachdem mehr oder minder Bewohner daran Theil nehmen sollen. Drei bis vier Familien, also etwa 20 Menschen ist das Gewöhnlichste. Das Dach wird in der Regel aus sogenanntem Treibholz, aus angeschwemmten Bäumen der heißen Zonen gemacht, wird dann mit Allem, was irgend decken kann, mit Schilf, mit Spähnen einigermaßen gedichtet, dann aber wird die aus der Höhlung genommene Erde darauf geschüttet und man hat nunmehr eine sehr dichte, warme Wohnung, welche selbst der heftigsten Winterkälte Trotz bietet und uns zeigt, mit wie wenigen Mitteln die Naturvölker Zweckmäßiges zu schaffen verstehen. Der lange Tunnel ist der Weg zu der Wohnung, er geht ansteigend nach dem Innern, er läßt also die äußere kalte Luft nicht eindringen, da sie schwerer ist, als die im Innern befindliche



Eskimos in ihrer Winterbehausung.

warme Luft, ja sie ist so warm und die Leute sind in dieser Wohnung so geschützt, daß sie sich gänzlich entkleiden, so lange sie sich darin aufhalten, wie unser Bildchen auf S. 796 zeigt. Die Wohnung ist wie ein Schwitzbad voll des heißesten Dunstes und der mit Pelzwerk bekleidete Mann ist es nicht um in der Wohnung zu bleiben, sondern um sie zu verlassen.

Eben diese Leute haben einen Sommer, während dessen die Sonne nicht untergeht, in diesem würden sie solche Wohnungen nicht brauchen können und sie sind auch in der That klug genug, um sich Wohnungen zu machen, welche dieser Jahreszeit entsprechen. Sie wohnen dann nicht unter der Erde, sondern über derselben, sie wohnen in Zelten, welche sie aus einigen Stangen und darüber gelegten Fellen zusammenbinden. Hier haben sie keineswegs einen unterirdischen Zugung, hier ist ihre Zeltdecke auch keineswegs ein hermetischer Verschluß, es befindet sich oben, wo die Stangen sich kreuzen, eine weite, kreisförmige Oeffnung, die dem Qualm der großen Lampe, welche das alleinige Feuerungsmaterial ist, einen reichlichen Ausweg gestattet, und so haben die Leute, welche wir für so sehr roh und für unzugänglich aller Cultur halten, sich in den wichtigsten Angelegenheiten ihres Lebens sehr wohl zu helfen gewußt.

Adalbert von Chamisso erzählt uns, daß er für den Bau einer großen, aus Schneequadern zusammengesetzten Hütte jedem der Gehülfen zwei starke Nähnadeln gegeben habe, und er sagt, daß sie dadurch ihre Arbeit sehr reichlich bezahlt gefunden hätten. Sie wissen also wohl das ihnen Nützliche zu schätzen, aber sie wissen sich auch zu helfen, wo sie dergleichen nicht bekommen können. Mit Nadeln aus den Röhrenknochen großer Seevögel verfertigen sie sich Kleider aus aufgeschnittenen Seehundsdärmen für den Sommer, welche so fein und so durchsichtig sind, daß sie den Körper beinahe nur wie ein Schleier umhüllen. Solch ein Kleid fordert jahrelange Arbeit und ist daher für den Besitzer eine unveräußerliche Kostbarkeit, aber alle die feinen Näthe daran sind nicht mit Stahlnadeln, sondern sind mit solchen aus Knochen verfertigt. Welch eine Geschicklichkeit setzt dieses voraus; denn unbedenklich kann man solche Leute industriell nennen, wenn sie es auch nicht in dem Sinne eines belgischen oder preußischen Fabrikanten sind.

Wenn in den südlichen Gegenden der Mensch sich zum Fortkommen des Hauptvehikels, der beiden Beine, bedient, so hat dagegen im Norden der eisigen Polarzone der Mensch mehr Neigung, sich anderer Hülfsmittel zu bedienen, besonders zur Winterzeit, wenn es über den Schnee geht. Nicht nur hat er sich Schneeschuhe angeschafft, vermöge deren er mit unglaublicher Leichtigkeit über die weiten Flächen mit Eis und Schnee bedeckt, hinwegeilt, obwohl sie nichts weiter leisten, als daß sie das Versinken seines

Fußes in den Schnee hindern, sondern er hat auch Mittel gefunden, Thiere zu seinem Fortkommen zu benutzen, er spannt das Rennthier, er spannt ein Dutzend Hunde vor den Schlitten und läßt sich von ihnen im wildesten Galopp und mit unglaublicher Schnelligkeit über weite Flächen hinwegziehen. Der Wagen scheint eine zu sehr zusammengesetzte Maschine zu sein, als daß sie von den Naturvölkern hätte erfunden werden können, aber der Schlitten ist überall im Gebrauch, wo man Schnee und Eis findet, ja auch noch in südlichen Gegenden sieht man ihn, wenn schon er dort sehr unzweckmäßig wird. Wo er mit Vortheil angewendet werden soll, muß der Boden möglichst wenig Reibung darbieten, was allerdings auf Schnee und Eis der Fall ist, aber keineswegs auf Sand und Fels, indessen Jahrtausende lang haben sich doch Römer und Griechen der sogenannten Schleife bedient, um Lasten von Ort zu Ort zu schaffen, und man kann auf den Canarischen Inseln noch heutigen Tages dieses Transportmittel in Gebrauch sehen und da man dort keinen Schnee hat, also die Bewegung über alle Maßen schwerfällig ist, so haut der neben dem Schlitten hergehende Treiber bald links bald rechts vom Wege Zweige der ungeheuer dicken Aloë oder doch Zweige von den dort wuchernden Opuntien ab und legt sie unter die Kufen der Schleife, wodurch er diese glatt und schlüpfrig macht und sie also mit weniger Anstrengung und Kraft über den Boden hinweggezogen werden könne.

Auf diesen Canarischen Inseln ist übrigens auch noch die primitivste aller möglichen Bauarten heimisch. Es möchte in den mitteleuropäischen Staaten, welche die wenigste Cultur haben, Ungarn, Polen, Rußland, wohl schwerlich ein Schweinestall zu finden sein, der in solcher Art abscheulich wäre wie auf den Canarischen Inseln die Hütten der Acker- und Gartenbauer sind, sie bestehen nämlich aus mit Erde über einander geschichteten unbehauenen Steinen, gerade wie die nächste Umgebung sie bietet, eine Oeffnung wird gelassen, durch welche ein Mensch kriechen kann und durch welche nothdürftig eine geringe Quantität Luft in die Höhle fällt, welche nicht selten diesen Namen um so mehr verdient, als sie halb unterirdisch ist und man, um Erde zu der Verbindung der Steine zu gewinnen, zuvörderst ein Loch gräbt, welches ein paar Fuß tief ist und dadurch zugleich die Hälfte der Wandhöhe hergiebt, auf welche dann die Steine gehäuft und auch die Bedachungen angebracht werden, welche natürlich aus weiter nichts bestehen, als aus Zweigen und Blättern, welche mit ein wenig Erde überdeckt sind.

In solchen elenden Löchern, mit kriechendem Gewürm das Lager theilend, bringen die stolzen Abkömmlinge der Guanchen die Nächte zu, die Tage natürlich unter dem Schatten der Bäume, oder falls es ganz unmöglich sein sollte dies zu vermeiden, bei der Arbeit zubringend.

Als ein Beweis der unerhörtesten Rohheit ist von älteren Reisenden

der Umstand angeführt worden, daß manche Bewohner der Südsee kein Feuer anzuzünden verstehen. Es wäre dieses gewiß als ein solches zu betrachten, aber die Beobachtung scheint eine unrichtige. Die neuen vorurtheilsfreien Reisenden sind auf viel Hunderten von kleinen Inseln gelandet, welche ohne alle Communication mit benachbarten, ganz auf sich selbst angewiesen waren und welche doch die Kunst, Feuer anzumachen, verstanden, entweder dadurch, daß sie ein abgerundetes Stäbchen von trockenem Holze auf einem anderen Stücke Holz zwischen ihren Händen drehten, oder dadurch, daß sie dasselbe mit geringerer Mühe bewerkstelligten, indem ein solches drehbares Stückchen vermittelst einer darum gelegten Schnur zwischen zwei trockenen Brettern bewegt wurde oder durch Aneinanderschlagen von Steinen oder auf sonst welche Weise, aber immer durch Reibung, was ja auch bei uns Jahrtausende lang die einzige bekannte Mode war — das Feuerschlagen mit Stahl und Stein — bis in neuerer Zeit die Chemie in ihre Rechte trat und zwei Körper mit einander in Berührung brachte, welche sich durch das gegenseitige Ergreifen erhitzten, oder welche mit einander verbunden durch einen Schlag sich trennten unter Feuererscheinung, mitunter begleitet von einer heftigen Explosion.

Die Benutzung des Feuers scheint recht eigentlich ein Eigenthum des Menschen zu sein. Selbst das intelligenteste von allen Thieren, selbst der Affe, obwohl er sich des Feuers erfreut und sich daran wärmt, hat doch keinen Begriff von der Erweckung und Anfachung desselben, ja auch nur von der Erhalturg des vorgefundenen. Es kann sich eine ganze Heerde von Affen um ein verlassenes Feuer setzen, es kann dieselbe zusehen, wie das Feuer langsam verglimmt, es kann auch Holz neben dem Feuer liegen, aber es fällt keinem einzigen der Affen ein, einen Scheit, einen Zweig des Holzes zu dem Feuer zu thun, um dasselbe einen Moment länger zu erhalten. Der Mensch aber läßt nicht nur Feuer entstehen, wo er es braucht, sondern er benutzt dasselbe auch, um seine Waffen daran zu härten, um seine Speisen daran zu kochen oder zu braten, und er ist dadurch um eines der wichtigsten Hülfsmittel der menschlichen Cultur reicher.

Bei den rohesten Völkern wie bei den civilisirtesten findet eine Neigung statt sich zu vergnügen, es sind nur die Mittel dazu verschieden. — Kann man übrigens dies wirklich sagen? Sind die Mittel wirklich verschieden? Die Naturvölker haben Gesang, Tanz, Schmausereien und Gelage, bei denen sie sich berauschen. Was haben die civilisirten Völker mehr? Ich nehme gern Personen hoher Bildung aus, welche sich durch die Anschauung von Kunstwerken vergnügen, aber hiermit müssen wir vollständig abschließen, denn der große Haufe der europäischen, der civilisirten Völker hat als Vergnügungen in der That keine anderen als Musik und Tanz

(wir gebrauchen nur nicht diese Worte, sondern wir sagen Concert und Ball), als Schmausereien und Trinkgelage — nur nennt man auch diese nicht mit den gedachten einfachen Namen, man nennt sie Zweckessen, man trinkt zum Besten abgebrannter Städte, zum Besten unbeschuhter Kriegsheere.

Die Gerichte und die Berauschungsmittel weichen allerdings von einander ab, dies aber ist der ganze Unterschied. Es ist merkwürdig, daß alle Völker der Erde Mittel gefunden haben, sich in den Zustand des Rausches zu versetzen. Unser Berauschungsmittel, der Wein, ist gewiß das allereinfachste, ist gewiß dasjenige, welches gar nicht erfunden zu werden braucht, sondern sich ganz von selbst ergiebt. Es ist nichts natürlicher, als daß man eine so überaus saftreiche Frucht, wie die Weintraube ist, durch Ausdrücken zu einem Getränke macht. Jedes Kind thut dieses. Wenn es einige Beeren gegessen hat, so drückt es die andern zwischen den Fingern aus, fängt den Saft in einem kleinen Gefäße auf und schlürft ihn nun behaglich, es ist daher kein Wunder, daß erwachsene Leute dieses mit größeren Mengen thun, allein das ist noch nicht Wein, das ist Most, ein süßer Fruchtsaft und nichts weiter, aber was gehört denn dazu, damit aus diesem Fruchtsaft Wein werde? Nichts weiter, als daß man dessen zu viel gehabt, um ihn heute auszutrinken, morgen wird dieser Fruchtsaft Wein geworden sein, es ist Gährung eingetreten, es hat sich Weingeist gebildet und derjenige, der nunmehr den nicht mehr süßen, sondern säuerlichen Saft trinkt, wird berauscht werden.

Auf diese Weise machen wir ja noch heute in den civilisirten Ländern den Wein, nur verwenden wir in der Regel mehr als einen Tag dazu; aber die Völker des hohen Nordens so wie die des heißen Südens sind nicht so gut daran, wie wir in den glücklichen mittleren Europa, weder an dem einen noch an dem anderen Orte haben sie so zuckerreiche Früchte, daß sie daraus ein gegohrenes Getränk bereiten könnten, und doch sind sie gescheut genug gewesen, sich Berauschungsmittel zu verschaffen. Sie haben im hohen Norden den Fliegenpilz aufgetrieben, sie bringen in den tatarischen Steppen die Milch ihrer Pferde in Gährung, sie nehmen in dem, was wir den Orient zu nennen pflegen, den Saft der unreifen Mohnpflanze, sie nehmen das Opium, um sich zu berauschen, den Hanfextract brauchen sie und den Taback in den mannigfaltigsten Formen zur Berauschung von China und der Tatarei bis nach der Südspitze von Asien, braucht man vom Nordcap bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung, braucht man von Canada bis Patagonien.

Jedenfalls gehört viel mehr Nachdenken, viel mehr Versuchen dazu, um die schädlichen, um die berauschenden Eigenschaften dieser Pflanzen zu entdecken, als um aus dem Traubensafte Wein zu machen, und es ist allen

den ganz rohen, nach unserer gewöhnlichen Ansicht jeder Industrie entbehrenden Völkerschaften gelungen, diese verschiedenen Pflanzen in solcher Weise zu dem gedachten Zwecke zu verwenden, sich in den verschiedensten Zonen Mittel zu verschaffen, ein eigenthümliches Wohlgefühl hervorzubringen, sei es nun durch die gedachten Pflanzen oder durch den Betelpfeffer, durch die Kawawurzel, durch die Cocablätter, oder wie die alten Deutschen thaten, den Honig in Gährung zu versetzen und den Trank der nordischen Götter, den Meth, zu machen oder aus Gerste Bier zu bereiten, wie dies schon die Gallier konnten, oder endlich aus Pflanzensäften durch Destillation den Weingeist zu gewinnen, was wiederum nicht eine Erfindung der civilisirten Europäer, sondern wahrscheinlich der Chinesen ist, denn der Raki derselben, aus gegohrenem Reis bereitet, gehört zu ihrem ältesten Industriezweig und seiner wird gedacht und er wird beschrieben in ihren Encyklopädien, welche schon Jahrtausende vor unserer Zeit gedruckt worden sind.

Man dürfte allenfalls dem Menschen, dem Kinde der Sorge, die Neigung sich zu berauschen, verzeihen. Kein Geschöpf auf Erden hat mit der Sorge zu kämpfen außer dem Menschen und es ist demselben ein Mittel sich der Sorge zu entschlagen, wohl zu gönnen, aber er geht damit zu weit, er berauscht sich bis zum Wahnsinn und er wird den Anderen, welche nicht Freunde solcher Abscheulichkeiten sind, zun Ekel. Wo nun noch ein lieblicher Geschmack verführerisch mitwirkt, da erklärt sich aus diesem Umstande das Zuvielnehmen. Man hat das rechte Maß verfehlt, aber wo, wie beim Rauchen des Tabacks, eine Fülle von Abscheulichkeit durchgemacht werden muß, um nach langer Zeit und nach hundertmaliger Ueberwindung derselben erst dahin zu gelangen, wirklich Geschmack daran zu finden, da ist der Gebrauch ganz unbegreiflich, und dennoch hat er sich eingebürgert, so weit es ein bewohnbares Fleckchen Land giebt. Man unterliegt allen jenen Unannehmlichkeiten, welche uns von der Benutzung des Tabacks her bekannt sind, Schwindel, Leibschmerzen, Ekel, Erbrechen und anderen Ausleerungen; darauf folgende Bewußtlosigkeit haben die Wilden um so mehr jedesmal, als sie nicht wie unsere liebe Schuljugend, als sie nicht wie unsere Laufburschen, die Lehrlinge unserer Handwerker, sich täglich schlechte Cigarren kaufen, weggeworfene Cigarrenstummel aufheben und sich daran ergötzen und ihre widerspenstige Natur abstumpfen können, sondern wegen des ungeheuren Preises, der bei ihnen der Taback hat, nur sehr selten in den glücklichen Fall kommen, sich diese schauerlichen Abscheulichkeiten gewähren zu können. Dennoch, und obwohl sie also bei jedem neuen Versuch dieselben Uebel durchzumachen haben, ist der Wunsch, sich das Gefühl der Bewußtlosigkeit zu verschaffen, so mächtig, daß die üblen Empfindungen

immerfort überwunden werden und sie sich dem hier dargestellten schauerlichen Rausche hingeben.

Fast noch auffallender ist dasjenige, was wir an den Samojeden, Jakuten, überhaupt an den Bewohnern des asiatischen Nordens wahrnehmen, sie berauschen sich, wie schon angeführt, durch Genuß des Fliegenschwammes, welcher ein ihnen zugeführter Handelsartikel und durchaus nicht wohlfeil ist, daher auch nur zugänglich für Heerdenbesitzer, welche für das Vergnügen einer Betäubung auf diese Weise — ein Rennthier oder zehn weiße Fuchsbälge oder ein Seeotterfell zahlen können.

Wie es bei uns Weinstuben giebt, in denen man sich für mäßiges Geld einen schweren oder einen leichten Rausch kaufen kann, so giebt es dort Schenken, in denen der Fliegenpilz in erforderlicher Quantität ausgegeben wird.

Wer keine Rennthiere dran wenden kann, sucht in einer ganz wunderbaren Eigenschaft des Fliegenschwammes sein Heil. Dieser Fliegenschamm theilt nämlich die berauschenden Eigenschaften den flüssigen Excrementen der Genießenden mit. Da man dort den Forderungen der Natur sehr ungenirt Rechnung trägt, so hat man nicht Gemächer, in denen man sich seines Ueberflusses entledigen kann, sondern man begiebt sich vor das Zelt oder vor die Thüre des Gebäudes, wenn ein solches die Schenke bildet, und hier warten arme Freunde und Verwandte mit Gefäßen, um die kostbare Flüssigkeit aufzufangen, die sofort noch warm begierig getrunken wird, damit nicht das Geringste von der kostbaren ätherischen Flüssigkeit entweiche.

Hier sieht man die Begier, sich einen Rausch zu verschaffen, Alles übersteigen, was in dieser Art möglich zu sein scheint, es sei denn, daß sich gelegentlich ergiebt, auch die festen Excremente hätten eine gleiche Wirkung, und die würdigen Bewohner Nordasiens fühlten sich dadurch bewogen, gleich den wohlgezogenen Schweinen auf dem Lande dasjenige zu verzehren, was ihnen auf so günstige Weise entgegengebracht wird. Gewiß kommt es nur darauf an, daß ein Kamtschadale oder Tschuktsche die Bemerkung macht, einer seiner Hunde sei nach dem Genusse seiner Ausleerungen trunken geworden, um ihn, event. Andere darauf zu leiten, von dieser glücklichen Entdeckung Gebrauch zu machen.

Ja, der Mensch thut es manchem Thiere zuvor.

Das Familien- und das Staatsleben der Naturvölker.

Die frühesten Bande, welche die Menschen aneinander knüpfen, sind die verwandtschaftlichen; ihre Stärke hängt von dem höheren Grade der

Cultur ab. Das Thier erkennt von allen Verwandtschaftsgraden nur die zwischen Eltern und Kindern an, keinem jungen Löwen, keinem Hund oder Wolf fällt ein, seinen Bruder mehr zu lieben als irgend ein anderes Thier seiner Race und seines Alters, und auch die Liebe der Mutter zum Kinde oder des Kindes zur Mutter dauert nur so lange als das Bedürfniß der Ernährung gegenseitig vorhanden ist. Die Kuh liebt ihr Kalb sehr zärtlich, die Büffelkuh beschützt dasselbe wohl gar siegreich gegen den afrikanischen Löwen, aber sobald ihre Milch versiegt, stößt sie dieses, ihr Kind, für welches sie sich mit dem Löwen auf einen höchst zweifelhaften Kampf einließ, unbarmherzig von sich, schlägt mit Hinter- und Vorderbeinen danach, und die Hündin, wenn sie in denselben Fall kommt, beißt ihre halberwachsenen Jungen so ernsthaft, daß sie heulend und schreiend das Weite suchen.

Der Mensch, auch wenn er auf der niedrigsten Stufe steht, hat doch etwas länger Zuneigung zu seinem Kinde, pflegt dasselbe länger als das allerunmittelbarste Bedürfniß es erheischt. Allerdings giebt die Mutter sich viel Mühe, ihr kleines Kind bald zu einer gewissen Selbstständigkeit zu führen, sie trägt nicht, wie wir überverfeinerten Europäer es thun, das Kind drei Jahre lang auf den Armen, auf dem Nacken, oder bürdet es dem Kindermädchen auf, wovon zum großen Theile die vielen Verkrüppelungen herrühren, deren man sich in Europa zu erfreuen hat, sondern sie lehrt dasselbe schon im ersten Jahre umherkriechen, macht es vertraut mit Ziegen und Schafen und lehrt dasselbe dort Nahrung suchen, welche die Mutterbrust vielleicht schon versagt, oder sie zeigt demselben in der Erde befindliche, wohlschmeckende Wurzeln, lehrt es von dem Baum gefallene Früchte oder Beeren zu seiner Nahrung zu verwenden; und ein Negerkind in Afrika oder ein junger Eingeborner in Nord- und Südamerika wird nach zurückgelegtem zweiten Jahr schwerlich mehr in den Fall kommen zu verhungern, es sei denn, daß er wirklich keine nahrhaften Substanzen fände.

Unter den Thieren hört jetzt die Sorge um einander gänzlich auf; aber auch bei den rohesten Menschen geht sie doch beträchtlich weiter, die Töchter betreffend in der Regel bis zu ihrer Verheirathung, die Söhne betreffend immer so lange, bis sie in den Kreis der Männer aufgenommen, bis sie Krieger geworden sind.

Wir Zahmen haben vor den Wilden Manches voraus und stehen in Vielem ihnen weit nach. Mit dem Zeitpunkt der Reife hört die Verpflichtung der Eltern und Kinder gegen einander bis zur letzten Spur auf, bis dahin dauert sie in unbeschreiblichster Sorgfalt fort. Wir Europäer bekümmern uns manchmal nur sehr wenig um die armen Würmchen, welche noch nicht selbstständig sind, ja es geht wohl noch viel schlimmer her. Und in unseren überverfeinerten Zeiten hat man nicht vermocht, die Natur so

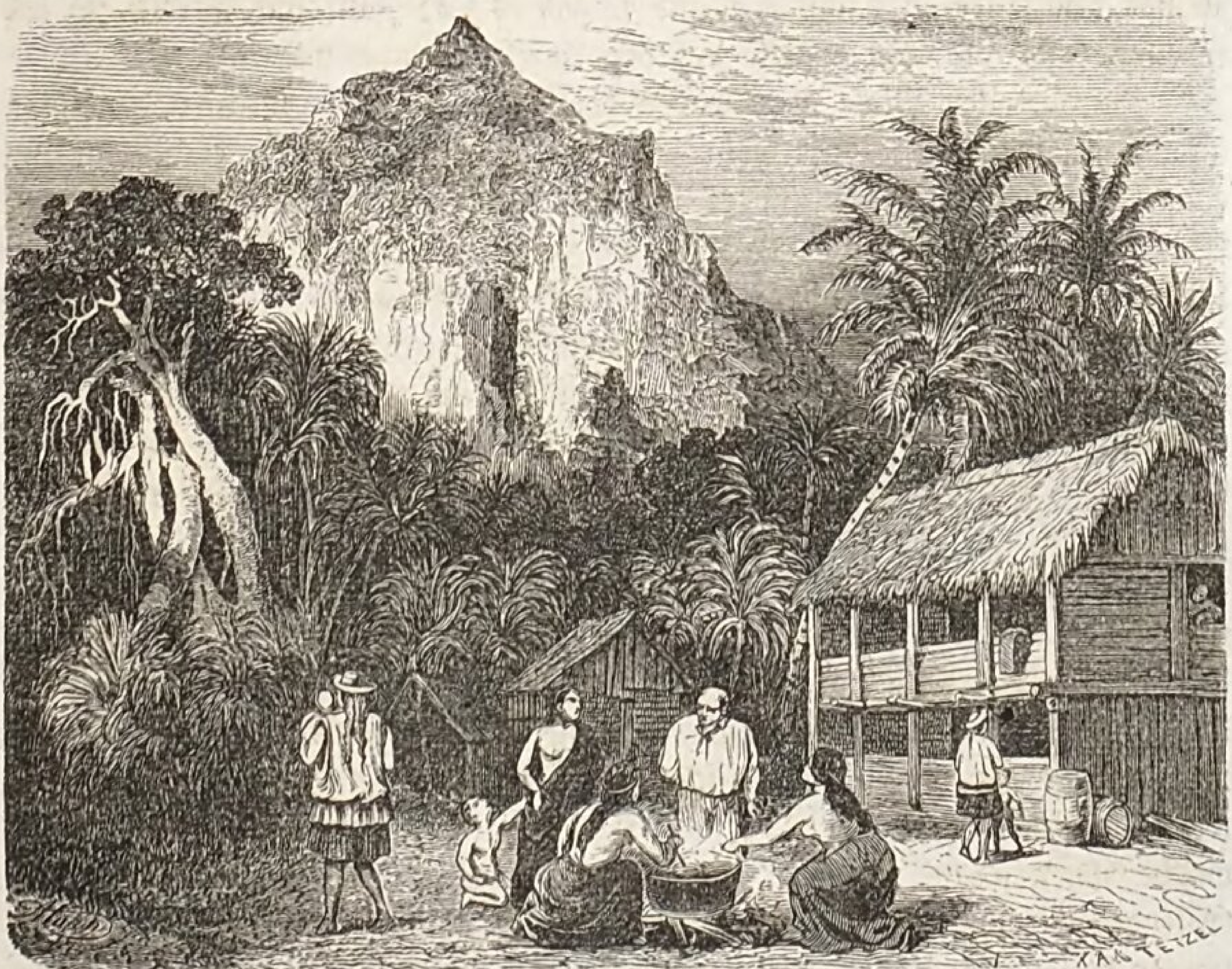
auszutreiben, daß jeder Fehltritt unmöglich geworden wäre, und so geschieht es denn leider, daß zur Schande der Civilisation das Weib ihr heiligstes Gefühl, die Liebe zu ihrem eigenen Kinde, verleugnet und demselben statt der nährenden Brust den schleunigen Tod giebt. Es handelt sich hierbei immer nur um die Ehre. Daß die Erhaltung derselben auf diesem Wege mit dem Verluste alles menschlichen Gefühles erkauft ist, wird in der Regel nicht beachtet. Es ist schlimm, wenn zwei Pflichten so in Streit kommen, daß ein Verbrechen erster Art gestiftet wird, und so lange man noch kein Mittel gefunden hat, die Natur zum Schweigen zu bringen, sollte man es lieber vermeiden, Mutterliebe und Mutterehre so schroff einander gegenüber zu stellen als es in dem civilisirten Europa überall geschieht. Wenigstens kämen wir, was diesen Punkt betrifft, den Wilden gegenüber in Nachtheil, denen solche Fälle gänzlich undenkbar sind.

Dagegen sieht man bei diesen wieder die Noth ihre schrecklichen Verheerungen anstiften. Für eine zahlreiche Familie lediglich durch die Jagd die erforderlichen Nahrungsmittel zu beschaffen, ist beinahe unmöglich, es macht sich mithin die Nothwendigkeit fühlbar, eine Familie nicht bis zu solchem Grade anwachsen zu lassen, so werden denn unter den Bewohnern von Süd- und Nordamerika sehr häufig die armen Kinder getödtet um nicht in Noth zu kommen, ja die Mutter tödtet sie wohl durch gewaltsame Mittel noch vor der Geburt, wo dann der Schmerz um den Verlust des geliebten Kindes nicht so groß ist, als wenn es schon längere Zeit mit der Mutter eins gewesen wäre oder als wenn es vielleicht schon Jahre lang an der Brust genährt, auf den Armen getragen worden wäre.

Die Inseln des Stillen Meeres, so weit sie einen sehr beschränkten Raum haben, alle Koralleninseln, haben ein, sämmtlichen gemeinsames Gesetz, daß nämlich keine Familie mehr als drei Kinder haben darf. Dieses, wie schauerlich es klingen mag, ist von der Natur ihres Wohnortes geboten, die Koralleninseln sind sämmtlich nur sehr klein. Auf dem Raume der Stadt Berlin können wohl 500,000 Menschen leben durch Gewerbe, durch Handel und Industrie, durch ihre Gelehrsamkeit, durch die Dienste, welche sie dem Staate leisten als Beamte, sollten sie aber innerhalb der Ringmauern von dem leben, was sie daselbst zu erzeugen vermögen, von dem Ertrag ihrer Felder und Gärten, so würden nicht zehn Tausend Menschen daselbst ihre Nahrung finden.

Eine Koralleninsel von der Größe der Stadt Berlin gehört nicht mehr zu den kleinen, da der Boden derselben aber nur Korallenkalk ist, schwach gedüngt von dem Auswurf der See an Pflanzen- und an thierischen Resten, so kann derselbe nicht einmal als Ackerland benutzt werden, dort, wo das Seewasser ihn überspült, trägt er freiwillig Mangle-Bäume, Cocos-

palmen und Pandanus, und das ist so ziemlich Alles, was das Pflanzenreich bietet, gewöhnlich so dürftig, daß die Zahl der Gesammtspecies auf einer Koralleninsel 30 nicht erreicht. Auf solcher Insel können nicht hundert Menschen leben und diese können es nur dadurch, daß sie den größten Theil ihrer Nahrung aus der See beziehen. Hier würden, wenn sich bei dem glücklichsten Klima die Familien vermehren dürften, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, hundert Jahre hinreichen, um die Zahl der Einwohner so zu vermehren, daß sie sich unter einander auffessen müßten, um überhaupt noch ihr Leben zu fristen. Da wurde, wie es scheint, das entsetzliche, das grausame Gesetz zum Naturgesetz und dort unter diesen sanften, liebenswürdigen, im Uebrigen so glücklichen Menschen begräbt die trauernde Mutter ihr Kind mit heißen Thränen, aber sie thut es, weil das schreckliche Gesetz und die noch schrecklichere Nothwendigkeit es also verlangt. Es ist dies keineswegs jene rohe Gleichgültigkeit gegen das Leben, es ist nicht der gefühllose Wilde, welcher so handelt, es ist wirklich die Nothwendigkeit, welche es fordert.



Der Patriarch John Adams auf der Insel Pitcairn.

Auf der Insel Pitcairn ließen sich einige 30 Menschen nieder, flüchtige Matrosen von dem Schiffe Bounty, ferner Eingeborne von Tahiti, darunter

9 Frauen. Die Rohheit der englischen Matrosen und der Stolz der Eingebornen vertrugen sich nicht mit einander, in einem wilden Kampfe erschlugen sie sich gegenseitig bis auf einen einzigen Europäer Namens Adams und die 9 tahitischen Frauen. Er der einzige Mann unter ihnen, vielleicht zugleich der einzige, welcher werth war, der Gatte indischer Frauen zu werden, lebte mit ihnen eine Reihe von Jahren in den allerglücklichsten Verhältnissen, sie liebten ihn zuerst als den Gatten, den Vater ihrer Kinder, dann als ihren Wohlthäter und Ernährer, als ihren Patriarchen und er thronte wie ein Abraham unter ihnen. Aber noch bei seinen Lebzeiten wuchs die kleine Colonie so mächtig heran, daß sich die besorgliche Frage erhob, wie lange das kleine Fleckchen Erde wohl ausreichen möchte für die steigende Bewohnerzahl, und schon in der zweiten Generation wanderte ein Theil derselben von der glücklichen Insel aus, um sich eine neue Heimath zu suchen, was aber so wenig gelang, daß sämmtliche Auswanderer zurückkehrten. Der Hauptgrund mochte wohl sein, daß sie gar keine Autorität unter sich hatten, die Stimme des würdigen Greises Adams achtete ein Jeder, die Uebrigen aber wollten Keiner dem Anderen nachstehen und so gab es bald Zank und Streit, der sich indessen legte, als wieder Alle auf der Insel vereinigt waren.

Zum zweiten Male aber waren die Einwohner von Pitcairn genöthigt, an die Auswanderung mit mehr Ernst zu denken, denn die Zahl war auf einige Hunderte gestiegen und es ließ sich bei den einfachen Mitteln, welche Adams zu Gebote standen (er war kein großer Gelehrter), berechnen in wie langer Zeit das kleine schöne Felseneiland des Raumes und der Nahrung gänzlich entbehren würde. Man wandte sich durch Vermittelung vorübersegelnder Schiffe an die englische Admiralität und diese sandte in der That ein kleines Transportschiff nach der kleinen Colonie, um Raum zu machen. Eine große Anzahl der wackeren Leute, nahe an 200 junge kräftige Männer und Frauen wurden auf eine englische Besitzung gebracht und dort angesiedelt, allerdings sehr zu ihrem Kummer, denn sie fanden nicht das idyllische Glück, von welchem sie geschieden, wohl aber war es zu ihrem Nutzen, denn hier hatten sie weites Land vor sich und konnten sich ausdehnen. Es wurden ihnen Räume zugemessen und sie kamen auch hinsichtlich der Lebensweise und der Gesetze unter engländische Botmäßigkeit, welche letztere allerdings wie eine Zwangsjacke in einem Correctionshause ihnen vorgekommen wäre, welche ihnen jedoch in sofern ganz bequem wurden, als Adams, ihr erster Gesetzgeber, selbst ein Enländer, keine anderen, keine milderen oder vernünftigeren Gesetze kannte als die englischen, seine Abkömmlige mithin hieran gewöhnt waren.

Diese letzteren Bemerkungen gehören eigentlich nicht hierher, denn sie berühren das Thema, von dem wir ausgingen, durchaus nicht, aber die That-

sache der großen Zunahme der Bevölkerung liegt vor und wenn hier auch der erste Impuls, durch die Vielweiberei bedingt, ein lebhafterer war als gewöhnlich, so wurde in der Folge doch dieses ganz beseitigt, da Adams keine Vielweiberei, außer für sich selbst, duldete, die Bevölkerung mithin von da ab, wo die zweite Generation auftrat, völlig regelrecht weiter schritt. Das Christenthum verhinderte ein Gesetz, welches die Vermehrung der Bevölkerung beschränkte, die Folge davon war eine so bedeutende Erhöhung der Bewohnerzahl, daß sich für alle die Nothwendigkeit auszuwandern so klar herausstellte, daß sich nichts dagegen einwenden ließ und sich nur Zwiespalt erhob über die Frage, wer denn nun ausscheiden sollte, weil sich Alle auf dem Boden dieses kleinen Paradieses so wohl fühlten, daß Keiner Lust hatte, aus freiem Willen sich zu entfernen.

Unter den wilden Völkern hat eine Auswanderung gar keinen Sinn, da muß auf eine andere Weise Rath geschafft werden und dies geschieht eben in der traurigen, in der entsetzlichen Weise, von welcher wir weiter oben gesprochen. Gebiert eine Mutter Zwillinge, so wird selbstverständlich sogleich eins davon begraben, stirbt die Mutter, so wird der Säugling zu ihr in das Grab gelegt. Auf vielen Inseln des stillen Meeres, aber auch auf dem festen Lande von Südamerika, sind die Weiber so sehr Sklaven, sind sie so sehr ein Gegenstand der Verachtung, gelten sie für so unrein, daß ihre Gegenwart selbst auf den Mann verunreinigend wirkt, sie daher niemals an seiner Seite Platz nehmen, niemals mit ihm aus einer Schüssel essen (ein solcher Versuch würde sofort den Tod der Frau nach sich ziehen), wohl aber jede Beschwerde, jede Arbeit tragen und den Herrn der Schöpfung in Stillschweigen und in Unterwürfigkeit bedienen müssen.

Unter diesen Unglücklichen finden unzählige Kindermorde aus reiner mütterlicher Liebe statt, die neugeborenen Mädchen werden erstickt, damit sie nicht das Elend zu kosten bekommen, unter welchem die Mutter erliegt. So findet man es bei den Neu-Seeländern und bei vielen Reitervölkern in den Pampas von Südamerika, in Paraguay, in manchen Theilen von Brasilien, ja bei einigen derselben, welche ein gar zu unstetes Leben führen, wird mit gar zu großer Grausamkeit ein Gesetz gehandhabt, nach welchem alle Kinder ermordet werden, so lange die Mutter noch jung ist und Aussicht auf mehrere Nachkommen hat. Wenn der Zeitraum eintritt, in welchem man glaubt, sie würde nicht mehr als nur ein Kind bekommen, dann erst läßt man dieses leben, ein Verfahren, welches am sichersten dazu führt, daß die Bevölkerung sich mit jeder Generation um die Hälfte verringert.

In anderen Ländern sind es wieder andere Gründe, welche einen ähnlichen Gebrauch herbeiführen, der Kindermod ist dort wiederum gegen dii Mädchen gerichtet; in den Hochlanden von Indien hat man die Vielmänneree

eingeführt. Ist diese nun Folge des abscheulichen Gebrauchs des Mädchenmordes oder ist sie Ursache desselben, man weiß es nicht, aber der abscheuliche Gebrauch steht fest.

Dort lebt ein über alle Begriffe hinaus hochmüthiger Adel, welcher die Vermischung mit niederen Ständen als die größte Verunreinigung, als eine religiöse Abscheulichkeit betrachtet. In der Vorsorge, keine Tochter eines Adeligen in den traurigen Zustand zu versetzen, sich mit einem niedrig Gebornen verbinden zu müssen, werden die mehrsten Kinder weiblichen Geschlechts von der Gehülfin bei der Geburt erstickt. So sind denn allerdings nicht zu viele Mädchen vorhanden und nunmehr fällt auch die Sorge wegen der Mißheirathen weg, aber es tritt der entgegengesetzte Uebelstand ein, es fehlt den Männern an Frauen und die hieraus sich unmittelbar ergebende Folge ist die Polyandrie, die Vielmännerei. Ein Mädchen heirathet die sämmtlichen Brüder einer Familie und die Männer theilen sich förmlich einer bestimmten Regel nach ab und wechseln nach dieser Regel miteinander. Physiologen erklären, daß der Mensch die Natur umwandle, wo seit Jahrhunderten Vielweiberei herrscht, werden mehr Mädchen geboren als Knaben und wo Vielmännerei herrscht, finde das Umgekehrte statt. Wir sehen zur Ehre der Natur, daß dieses keineswegs wahr ist, sondern daß der Mensch in seiner Albernheit solche Verbrechen begeht, die dann solche Erfolge haben.

Gescheidter sind die Leute auf den Freundschafts-Inseln, dort, wie überhaupt auf den größeren oder beinahe allen Inseln des Stillen Meeres giebt es einen Adel, welcher sich für viel höher hält als das Volk zu dem er gehört. Dort ist auch eine Verheirathung zwischen einem adeligen Mädchen und einem Manne irgend welches unteren Standes unerlaubt, aber man ermordet deshalb die Mädchen nicht und wendet auch keinen Zwang an, um natürliche Gefühle, um Naturbedürfnisse zu unterdrücken, man steckt sie nicht in ein Kloster, man verurtheilt sie überhaupt nicht zu irgend etwas ihrer Natur Widerstrebendem. Jede Adlige, ja die Tochter des Königs, welche selbstverständlich unverheirathet bleiben muß, da sie weder ihren Vater noch ihren Bruder heirathen kann, hat doch die Erlaubniß sich unter den schönsten Söhnen des Landes einen Liebhaber zu wählen, dem sie die Rechte eines Gatten so lange einräumt als ihr gefällt und den sie gegen einen anderen vertauscht, sobald er ihren Wünschen und Ansichten nicht mehr entspricht. Die aus diesen Verbindungen hervorgehenden Kinder gehören der Mutter an und sind mit dieser von gleichem Range, jedenfalls ist das viel besser, als wenn man der Natur trotzen will, die sich nun einmal nichts abdingen läßt, sondern, wenn man sie auch zehnmal aus ihrem Besitz verstößt, sich immer wieder einstellt und an die Verpflichtungen erinnert, welche man gegen sie hat.

Ein Anderes ist es mit jenem furchtbaren Gebrauch der Adelsklasse auf Tahiti, welche in der Absicht, die Zeit ihrer Jugend lediglich dem Vergnügen zu widmen und sich aller Sorgen um die Häuslichkeit zu entschlagen, eine Verbindung stiftete, welche diesen Zweck ausschließlich aller anderen verfolgte. Unter gewissen Ceremonien wurde aufgenommen, was sich, dem Adel angehörig, von schönen, jungen und kräftigen Menschen beiderlei Geschlechts meldete, sie mußten sich gewissen Prüfungen unterwerfen, vor allen Dingen aber mußten die Mädchen geloben, die Sprößlinge zu tödten unmittelbar nach der Geburt, denn diejenigen, welche sich der Verbindung anschlossen, sollten immerdar sich jedes Vergnügens erfreuen können, aber von keiner Last, von keiner Unbequemlichkeit gedrückt sein.

Auch auf diese Verbindung, welche man auf höchst sonderbare, ja wunderbare Weise mit der Freimaurerei verglich, stützen sich die Ansichten von der gänzlichen Verworfenheit der Bevölkerung von Tahiti, wie bekanntlich ja auch in Italien, Spanien, Oesterreich und vielleicht noch in anderen Ländern die Freimaurer durchweg der Hölle verfallen sind, aber gewiß ist diese Verbindung, welche der Freimaurerei nicht ähnlich, sondern unähnlich ist, im höchsten Grade verwerflich und es ist auch nicht das Geringste vorhanden, was derselben zur Entschuldigung dienen könnte, nur eines ist nicht wahr von den Abscheulichkeiten, die man darüber erzählt; man sagt, die Mädchen, welche ihre Kinder nicht tödteten, würden als unwürdig aus der Gesellschaft gestoßen. Die Thatsache ist, daß überall, wo die Liebe der Mutter zum Kinde die Liebe zum Genuß und zum ungebundenen Leben überwand, es der Mutter völlig unbenommen blieb, das Kind am Leben zu lassen, nur schied sie ohne alle Ceremonien, ohne alle gehässigen Aeußerlichkeiten von der Verbindung, kehrte zu ihrer Familie zurück und überließ einer Anderen ihre Stelle. Aber die Verbindung und deren Tendenz zu vertheidigen, wird keinem anständigen Menschen einfallen, nur sollen wir nicht gar so hochmüthig auf die Wilden herabsehen; denn wir alle haben unser Päckchen Sünden zu tragen, und wie klein es auch sei, es wird dadurch groß, daß wir uns einer viel höheren Gesittung rühmen, daß wir uns ein cultivirtes Volk nennen.

Sehr schön und im Sinne eines tiefen Rechtsgefühls spricht sich die preußische Gesetzgebung über Injurien aus, welche, von Höherstehenden gegen Niedrigstehende ausgeübt, immer mit einem viel höheren Strafmaß belegt werden, als im umgekehrten Falle. Der Ungebildete stößt leicht eine Beschimpfung aus, ohne viel daran zu denken was er thut. Der Gebildete soll dieses nicht, eben weil er den Vorzug der Bildung für sich hat; so auch ist es hier. Was der Rohe in seiner Rohheit thut, mag sehr widerwärtig sein, wenn aber der Gebildete etwas thut, das roh genannt werden

muß, so ist dieses abscheulich und kann der Wilde straflos ausgehen, weil er nur einem Gebrauche gefolgt ist, den jahrhundertelange Gewohnheit geheiligt, so muß der Mensch, welcher einem cultivirten Volke und einem sich über die anderen erhebenden Zeitalter angehört, der härtesten Strafe unterliegen, wie denn auch unsere Gesetze sich hierüber ganz unzweideutig aussprechen.

So erscheint es denn das Rechts- und Sittlichkeitsgefühl auf das Allertiefste verletzend, wenn wir so hochgebildete Völker, wie die alten Römer und Griechen, das Menschenleben überhaupt und vorzugsweise das Leben ihrer Kinder für nichts achten sehen. Das Leben eines Mannes, eines Sklaven hatte doch noch Geldwerth, man konnte sagen, derjenige, der seinen Sklaven tödtete, verlor so und so viel an baarem Gelde, war es sein Sklave, so war der Verlust auch seine Sache, gehörte der Sklave einem Anderen, so konnte der Schade ersetzt, bezahlt werden. Das Kind aber war ein dem Vater gehöriger Gegenstand, darum konnte der Vater dasselbe ganz nach seinem Belieben tödten oder leben lassen, Niemand hatte hiernach zu fragen. So kam es denn, daß die einst so hoch gepriesenen Römer, einer ganz allgemeinen Sitte folgend, einem Rechte, welches Niemand bestritt, die neugebornen Kinder tödten oder leben ließen, wie es ihnen gefiel. Das neugeborne Kind wurde dem Vater zu Füßen gelegt. Hob er dasselbe auf, so war sein Leben gerettet, so war es anerkannt und wurde als Kind der Familie erzogen. War dieses nicht der Fall, hob der Vater sein Kind nicht auf, so war dieses ein Todesurtheil für das neugeborene Kind, es wurde entweder im Bade ertränkt, oder es wurde auf die Straße gelegt, ausgesetzt, den gefräßigen Hunden oder dem Mitleiden der Menschen überlassen. Diese Gräuel zu begreifen, ist sehr schwer, das menschliche Gefühl muß doch ein sehr schwaches gewesen sein, wie man denn auch trotz aller Kunstbildung und Philosophie doch die tiefste Rohheit im Volke so gut als wie unter den Vornehmen festgewurzelt findet. Wie hätten sonst Gladiatorenspiele stattfinden können, wie hätte sonst ein Vater so und so viel Gladiatoren miethen können, damit sie sich auf dem Grabe seines geliebten Kindes gegenseitig abschlachteten; wenn dieses hochgebildete Volk nicht ein entsetzlich rohes gewesen wäre, wie hätten dann die furchtbaren Thierhetzen im Circus stattfinden können, zu denen die Cäsaren die Löwen, die Tiger, die Elephanten und die Rhinoceronten hundertfältig herbeibrachten, um sie sich unter einander tödten zu lassen. Auch auf europäischen Völkern ruht noch heutigen Tages dieselbe Schmach, Thierhetzen und Kämpfe der abscheulichsten Art und immer blutig endend werden bei den Portugiesen und Spaniern, bei den Engländern sowohl in Europa, als auch bei ihren Abkömmlingen in den verschiedenen Welttheilen immerfort betrieben und dienen den Völkern zum höchsten Ergötzen.

Es ist ein sehr trauriges Zeichen für die Menschheit, daß die viel gerühmte Cultur es noch nicht dahin gebracht hat, dergleichen Gräßlichkeiten abzustellen, und wir haben durchaus keinen Grund, uns und unsere Civilisation so sehr zu rühmen, mit so viel Ostentation aufmerksam zu machen auf die Vortheile, die sie uns gebracht. Wie unverkennbar und wie groß diese auch sein mögen, immer haben nur sehr wenige Auserwählte daran Theil genommen, die bei weitem übberwiegende Zahl ist trotz aller gerühmten Cultur in ihrer Rohheit verblieben.

Die Erziehung der Kinder theilt sich in zwei Zeitabschnitte, in dem ersten derselben ist sie ganz der Mutter überlassen, doch emancipiren sich die Knaben meistens schon im fünften oder sechsten Jahre, späterhin im zweiten Abschnitt übernimmt der Vater die Erziehung der Knaben, während er sich um die der Mädchen gar nicht kümmert.

Bei den mehrsten Völkern ist, wie schon oben gesagt, das Weib verachtet, gewiß hat niemals der Vater eines räuberischen Stammes zu seinem Sohne gesagt: du mußt deine Mutter verachten, aber ebenso gewiß sieht das Kind immerfort die grausamste Nichtachtung offenbar werden und das klebt an, das haftet fest. Der Knabe liebt vielleicht noch seine Mutter, aber er verabscheut das Weib, er spielt nie mit seinen Schwestern, nie mit Kindern weiblichen Geschlechts und erst, wenn die Pubertät eingetreten ist, macht die Natur ihre Rechte geltend; für eine kurze Zeit wird dem Weibe Aufmerksamkeit geschenkt, bis die Verheirathung vollzogen ist, dann tritt die alte Gleichgültigkeit wieder ein und dauert fort durch das ganze Leben.

Aber bevor es dahin kommt, bevor der Jüngling ein Weib nehmen darf, muß er sehr harte Schulen durchgemacht, muß er zu einem Manne herangebildet sein, und diese Stufe zu erreichen, ist allerdings nicht leicht. Das Nächste, was man verlangt, ist ein starrer Stoicismus, ein lächelndes Verachten von Schmerz und Pein und dies wird gewöhnlich schon dadurch eingeleitet, daß man den spielenden Knaben durchaus nicht wehrt, wenn sie sich schlagen, mit Steinen werfen, mit Lanzen, mit Messern verwunden. Unter den amerikanischen Gebirgsbewohnern des östlichen Abhanges, von den Roky-Mountains bis nach Chili wird man selten einen sechsjährigen Knaben finden, der nicht tüchtige Narben aufzuweisen habe, kein Vater wehrt seinem Sohne eine Schlacht mit seinen Kameraden, aber wollte er bei einer erhaltenen Verwundung schreiend zu seinem Vater kommen, klagend Hülfe suchen, so würde unauslöschlicher Hohn seiner warten, er würde vor allen Dingen

zu den weiblichen Kindern geschickt werden, als Gespielen, die seiner würdig wären. Ohne Klagen muß er die Schmerzen der Verwundung erdulden, aber er kann sich, er darf sich rächen an demjenigen, der ihn verletzt, und dieser wird ebenso wenig klagen gehen, Bestrafung fordern, aber er wird sich vielleicht wieder rächen, wodurch denn Feindschaften entstehen, die nicht selten das ganze Leben hindurch dauern und nur für die kurze Zeit einer gemeinsamen Unternehmung schweigen. In jedem Indianerdorfe sieht man solche feindlich gesinnte Familien.

Sobald der Vater bemerkt, daß die Beinchen seines Sohnes erstarkt sind, nimmt er ihn zu sich auf's Pferd, lehrt ihn, sich daran festzuhalten und überläßt ihn bald sich selbst und seiner eigenen Kraft. Hundertmal vom Pferde geworfen, klettert er doch immer wieder an demselben oder an einem anderen empor, bricht er dabei ein Bein, so bleibt er in der Regel liegen, bis der Puma oder ein anderes Raubthier sich über den Krüppel erbarmt. Hat er dagegen Glück, so ist er im zehnten Jahre ein so vollkommener und ein so verwegener Reiter, daß schwerlich der geschulteste Meister europäischer Abkunft es ihm gleich thut. Alle die Künste, welche die berühmtesten Mitglieder einer Gesellschaft von Renz und Franconi für schweres Geld machen und für Geld zeigen, macht der Comanche- und der Pampas-Indianer, macht der Tatar und Kalmück ohne Bezahlung, ohne alle Anstrengung lediglich zu seinem Vergnügen oder zu seinem Schutze im Kampfe; und das Pferd ist ihm ein Schild, hinter welchem er sich im Augenblick der Gefahr birgt und auf welches er sich wieder schwingt, sobald der Pfeil oder die Lanze an ihm vorübergesaust ist, um mit sichererer Hand seinem Feinde das tödtliche Geschoß zuzusenden.

Das Kind lernt schon an Hühnern und Papageien den Lasso und die Kugeln brauchen, den Bogen oder die Feuerwaffe mit einer Sicherheit führen, die in Erstaunen setzt, der Knabe lernt schon früh diejenigen Stellen an den Thieren kennen, auf welche er seine Waffe richten muß und was schwerlich unserem geschicktesten Jäger gelingen würde, das Auge des Tigers oder des wilden Büffels zu treffen, dem Vogel im Fluge mit der Kugel den Kopf wegzuschießen, das gelingt durch den täglichen Gebrauch der Waffe dem Wilden und das macht den Kampf mit ihm so gefährlich. Er braucht gar nicht den Mann zu sehen, um ihn zu treffen, er verbirgt sich sorgfältig hinter einem Baume, so wie sein Gegner es auch thut, aber das Auge des Gegners sucht ihn, es muß sich zeigen und im Nu ist demselben der Backenknochen zerschossen oder das Gehirn durch das wohlgetroffene Auge zerstört.

Alle diese Künste lernt der Knabe von dem Vater, ohne daß derselbe so thut, als ob er unterrichtet, er weist höchstens zurecht, er lacht den Un-

geschickten aus, das aber genügt ihm, um das Verspottete nicht wieder zu thun, um das ungeschickt Begonnene besser zu machen.

Nun tritt der Zeitraum der physischen Reife ein, das Kind soll ein Mann werden, ein Krieger, dazu muß dasselbe sich gewaltig schweren Prüfungen unterwerfen. Mit stumpfen, mit schartigen Instrumenten werden Wunden an den empfindlichsten Stellen des Körpers gemacht, man durchsticht die Muskeln, welche die Arme regieren, auf der Brust, zieht Seile hindurch und spannt zehn bis zwölf junge Krieger davor, um den zu Prüfenden, um den in die Reihen der Krieger Aufzunehmenden daran zu schleifen. Man durchsticht an 30 und mehr verschiedenen Stellen die Haut, zieht Schnüre hindurch und bindet daran Blasen, Pferdeschädel Kürbisse, und während der zu Marternde im wilden Galopp von seinen Peinigern umhergeschleift wird, springen die Zuschauer auf die Anhängsel, auf die Thierschädel, und reißen sie von dem Körper, an dem sie befestigt waren, los. Dies barbarische Verfahren wird fortgesetzt, bis eine gänzliche Erschöpfung der Kräfte, bis eine Ohnmacht eintritt, dann schleift man den Geprüften auf das freie Feld hinaus und läßt ihn dort hülflos liegen, sicher, daß der große Geist ihm um so viel schneller helfen werde, je tapferer er sich gezeigt hat.

Er kann die Qualen beenden sobald er will, ein Ausruf, ein Schrei ist genug, um der Procedur ein Ende zu machen, allein damit ist sein Kriegerstand beendigt, er gilt für einen Feigling, ja er darf sich sogar nicht einmal zu einer neuen Prüfung melden, er ist ein Verstoßener und das Beste ist für ihn, seinen Stamm zu verlassen. Die damit verbundene Schande ist jedoch so groß, daß der zu Prüfende viel eher den Tod erleidet, als daß er so furchtbar sich herabwürdigen sollte; ja junge Leute, welche sich kühn und klug genug fühlen, um die Meinung zu haben, daß sie wohl einmal Häuptlinge werden könnten, unterwerfen sich solcher furchtbaren Marter mehrere Male hinter einander. Diese natürlich haben unter den Ihrigen dann das größte Ansehen. Und wenn der Vater auch nichts darüber sagt, so blickt er doch mit Stolz auf seinen Sohn und zeigt ihm wohl mehr Liebe, als er ihm bis dahin gezeigt hatte.

Ganz ähnliche schmerzhafte Prüfungen haben die jungen Krieger auch auf den Inseln der Südsee zu bestehen, nur ist die Form, unter der sie ertheilt werden, eine andere, es ist das Tättowiren, welches in einer Weise vollzogen wird, die wahrhaft grausam genannt werden kann. Mit sägenartig geformten, geschärften Knochen werden Zeichnungen in die Haut geschlagen. Ist dieses schon schmerzhaft, so wird es zur wirklichen Marter, wenn nun die eingeschlagenen Punktirungen mittelst der Kinnbacken scharfzähniger Thiere in tiefe und klaffende Wunden verwandelt werden. Wer diese Martern schweigend aushält, kann sicher ein Tapferer genannt werden und

die ganze Procedur wird, wie wir bereits erwähnt haben, von Halbjahr zu Halbjahr wiederholt, bis eine Zeichnung fertig ist über den ganzen Körper, so reich und so schön, wie die Eitelkeit und die Pealerei der Insulaner es verlangt.

Die Erziehung der Mädchen betreffend, so ist dieselbe ganz in den Händen der Mutter und sie will nichts als Demuth lehren, in jedem Augenblick wird der Armen auf schmerzhafte Weise beigebracht, daß sie Nichts sei, ein Ding, ein Wurm, der Beachtung gar nicht werth.

Diese Demuth nimmt das Kind von der Mutter an, in dieser Demuth wächst es auf, schon früh genug vielfältig gemißhandelt und jeder solchen Abscheulichkeit mit Geduld zusehend, darum sind auch die Fallensteller und Jäger, wenn sie deutscher oder französischer Abkunft sind, so voll Entzücken über die Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit der indianischen Weiber, darum führen sie, wenn sie sich in jenen wüsten Gegenden verheirathen, ein so glückliches Leben, daß sie sich noch im späten Alter, wenn sie längst ihr gefahrvolles Leben aufgegeben und sich in Europa zur Ruhe gesetzt haben, noch mit Entzücken daran erinnern; und von den jungen Weibern kann man wohl dasselbe sagen, denn selbst der allerroheste von diesen Jägern ist doch noch immer dem Weibe gegenüber ein Engel im Vergleich mit dem Eingebornen, ein Vergleich, den wir übrigens nicht weiter fortsetzen wollen, denn in den mehrsten anderen Eigenschaften, welche einen Mann zieren, sind die Eingebornen den Europäern weit überlegen.

Es ist übrigens unmöglich, von der Erziehung der Kinder ein allgemeines Bild zu entwerfen, nur wenig Züge werden auf alle vorkommenden Fälle passen, die Lage der verschiedenen Naturvölker ist eine so unendlich verschiedene, daß hieraus selbstverständlich Abweichungen hervorgehen, wie sie kaum größer gedacht werden können. Ein Mädchen der nordamerikanischen eingebornen Völkerschaften ist zu keinem Fehltritt zu bewegen, nur die Bitte um die Hand, bei dem Vater angebracht, kann den Begehrlichen zum Ziele führen. Europäer sind verrucht genug, auf solche Bedingungen einzugehen, weil sie dieselben als nicht bindend für sich betrachten, doch hat solche Niederträchtigkeit auf die Ehre des Mädchens gar keinen Einfluß, sie gilt unter den Wilden, so lange der Bewerber anwesend ist, für dessen rechtmäßige Frau und nachher, wenn er fortgegangen, für dessen Wittwe und ist ein Jahr vorüber, so kann sie wiederum heirathen und sie findet gewiß einen ihr ebenbürtigen Mann, denn sie gilt, da sie die Aufmerksamkeit eines Weißen auf sich zog, für eine ganz besondere Schönheit, und da der entflohene Mann ihr in der Regel mehrere wollene Decken, einige Stücke rothen und blauen Kattuns, auch wohl blecherne Kochgefäße u. dergl. zurückgelassen hat, auch noch überdies für eine gute Partie. Würde ein Mädchen sich ergeben ohne

die unter den Eingebornen übliche Heirathsceremonie, so würde sie entehrt sein und ihr Vater würde ein Messer in ihre Brust senken und mit demselben auch wo möglich den Verführer durchbohren, bevor das daran haftende Blut kalt geworden wäre — aber so ein Fall kommt gar nicht vor.

Wie ganz anders ist dieses auf den Südsee-Inseln. Fangen wir von den Dajaks auf Bornea oder Sumatra an, gehen wir zu den Alfurs von Neu-Guinea, zu den Menschenfressern des Fidji-Archipels, zu den ärmsten Neu-Seeländern, zu den heiteren, schönen, glücklichen Insulanern des Tonga-, des Tahiti- oder des Sandwich-Archipels, zu den ebenso glücklichen Bewohnern der Philippinen und Marianen ꝛc., so finden wir überall diese Berechtigung des weiblichen Geschlechtes, über ihre Gunstbezeugungen nach Belieben zu verfügen. Wie in der Schweiz, in Tyrol, in Steiermark die jungen Sennerinnen alle ihren Liebhaber bei sich empfangen und bei sich aufnehmen, vom Samstag Abend bis zum Montag früh (es würde Niemand ihnen verargen, zu diesen zwei Nächten noch die fünf anderen zu fügen, nur erlauben es die Verhältnisse ihrer Liebhaber nicht, welcher ein Knecht ist und vom Montag bis zum Sonnabend seinem Herrn gehört, also nur die Zeit vom Sonnabend bis zum Montag für seine Geliebte hat), so auch auf den gedachten Inselgruppen des Großen Weltmeers, woselbst Zärtlichkeiten aller Art nicht heimlich, nicht hinter dem Rücken der Eltern, nicht um Jemanden zu betrügen, ertheilt und genossen werden, sondern als ein unveräußerliches Recht der Natur, und vielleicht raisonniren die Mädchen dort nicht in gedachter Weise über diesen Gegenstand, aber ohne zu raisonniren thun sie, wozu ihre Neigung sie treibt, schenken sie ihre Liebe und ihre Zärtlichkeit demjenigen, den sie für würdig halten, und niemals ist es einem Vater oder einer Mutter in den Sinn gekommen, dieses als etwas Unrechtes zu rügen, denn Vater und Mutttr haben es seiner Zeit eben so gemacht.

Noch muß man sich ja nicht vorstellen, daß diese Mädchen liederlich sind. Sie begünstigen nie mehr als einen, wohl aber trennen sich die bisher verbunden Gewesenen nach vorherigem Uebereinkommen und knüpfen andere Verbindungen, die dann eben so gewissenhaft gehalten werden, bis ein neues Uebereinkommen entweder die Verbindung abermals löst oder — was auch sehr häufig geschieht, sie befestigt, so daß sie zur Ehe wird.

Sonderbar muß es einem wohl vorkommen, daß bei dieser anscheinenden Frivolität doch die Ehen auf diesen Inseln immer sehr glücklich sind und eine Untreue nicht nur nicht vorkommt, sondern man möchte beinahe sagen, für unmöglich, für undenklich gehalten wird. Das Mädchen gehört sich selbst, die Frau gehört dem Manne, das Mädchen hat über sich zu verfügen, der Mann über die Frau; eben aber deshalb kommt es auch vor, daß der Mann zu Gunsten eines Freundes, eines Besuchenden, eines Gastes

über seine Frau verfügt. Dies ist auch keine Unsittlichkeit, oder ist es nur nach unseren Begriffen. In jenen Gegenden giebt es keine Gasthäuser, in denen der Fremde, in denen der Reisende einkehren könnte, er sucht also einen Mann auf, der bereit ist ihn als Freund aufzunehmen. Sind beide so weit überein gekommen, so ist es nunmehr des Gastfreundes, d. h. des Wirthes unerläßliche Pflicht für ein jedes Bedürfniß des Mannes zu sorgen, den er in sein Haus aufgenommen hat. Zu diesen Bedürfnissen gehört im Orient (wir wollen damit den allerausgedehntesten Begriff verbinden, wollen also sagen, es seien damit die warmen, die heißen Länder gemeint) auch weibliche Gesellschaft und diese gewährt der Wirth seinem Gastfreunde, indem er ihm seine Tochter und wenn er keine erwachsene haben sollte, seine junge Frau anbietet, die denn auch ohne Weiteres acceptirt wird, selbst wenn die Schönheit der Angebotenen nicht übermäßig groß wäre. Die Leute sind nämlich (was man auch leider von den civilisirten nicht immer sagen kann) äußerst höflich und es würde sich ein Südsee-Insulaner niemals die Ungeschliffenheit verzeihen, eine mit so vieler Zuvorkommenheit dargebotene Gabe verschmäht zu haben.

Diese Befugniß, über sein bestes Besitzthum völlig frei zu verfügen, überhebt jedoch den Mann keineswegs der Verpflichtung, seiner Gattin treu zu bleiben. Die Frau wird, im Falle eine Untreue vorkommen sollte, nach Gefallen des Mannes getödtet, oder sie wird einer öffentlichen und entehrenden Ausstellung preisgegeben. Dies hat immer zur Folge, daß die Frau sich nach demüthigster Erduldung derselben das Leben nimmt. Der Mann hat im Fall, daß er eine Untreue verübt, durchaus nichts zu erfahren, höchstens dürfen die Eltern der Frau dieselbe zurücknehmen, aber der Mann wird von seinen Freunden und Nachbarn ausgelacht und die Furcht vor dieser Verhöhnung ist so groß, daß der ungetreue Mann sich sofort das Leben nimmt, wenn er seinen Fehltritt entdeckt sieht.

Alles dieses kann man nicht zu den Beweisen von Unsittlichkeit zählen, im Gegentheil scheint es, als ob die Insulaner ein Ehrgefühl, welches bei weitem feiner ist als das in unseren so sehr gerühmten, wegen ihrer Civilisation so vielfältig gepriesenen europäischen Staaten. Nicht nur kommen die Fehltritte dieser Art äußerst häufig vor, nicht nur sind sie sogar bei den südlich wohnenden, heißblütigen Nationen so völlig an der Tagesordnung, daß beide Theile es wie ein Recht in Anspruch nehmen, vom Augenblick der Schließung der Ehe völlig frei über sich schalten zu dürfen, sondern auch in den mehr nördlich gelegenen Ländern deutschen Stammes, in welchen denn doch mehr Moralität herrscht als im Süden, solche Fehltritte nur dem verletzten Ehegatten selbst und keinem Anderen das Recht geben über die Verletzung Beschwerde zu führen. Von einer ungetreuen Frau wird neben-

bei wohl noch geklatscht, doch selten so, daß sie es erfährt. Einen ungetreuen Mann beneiden andere Männer wegen seines Glückes und die Damen sehen ihn mit neugierigen, selten mit ungünstigen Augen an. Alle diese Thatsachen sind durchaus keine Zeugnisse für die höhere Moralität der Europäer. Die Civilisation hat eine Fülle der segensreichsten Früchte getragen, sie hat die Wälder gelichtet, die Städte gegründet, Handel und Gewerbfleiß hervorgerufen, das Leben durch tausend ausgesuchte Bequemlichkeiten leicht und angenehm gemacht, sie hat auch manches Uebel gestiftet, aber die düstersten Schatten fallen auf sie durch die allmählige Untergrabung aller Moralität, durch die Schlauheit in der Umgehung der Gesetze, durch die Indifferenz in Sachen der Religion, welche sich in leeres Formenwesen verwandelt, bei welchem der Bekenner glaubt, genug gethan zu haben, wenn er den äußeren Schein bewahrt.

Dem Wilden ist Unrecht nicht deshalb Unrecht, weil ein Anderer die verbotene Handlung sieht, sondern weil die Handlung verboten ist; bei uns civilisirten Leuten verläuft das Gefühl des Unrechts immer in die Furcht vor der Polizei. In einem öffentlichen Park wird wohl schwerlich ein Spaziergänger sich ein Stöckchen schneiden oder eine Blume pflücken, so lange ein Constabler für ihn sichtbar ist, hat dieser aber den Rücken gewendet, so hält er die bis dahin verbotene Handlung nunmehr für erlaubt. Das ist der Grund, weshalb wir Europäer gemauerte Häuser, Fensterladen, künstliche Schlösser und diebssichere Geldschränke brauchen. Dies Alles braucht der Wilde nicht und doch ist das Eigenthum, sobald es als solches bekannt ist, vollkommen sicher. Man erzählt allerdings schrecklich viel von der Dieberei der Südsee-Insulaner, dies kommt jedoch nur davon her, daß ihre Begriffe von Eigenthum andere sind als die unseren. Es gehört ihm Alles, wovon er nicht mit Bestimmtheit weiß, daß es einem Anderen gehört. Solches herrenlose Gut nimmt er, ohne ein Dieb zu sein. Wenn man jedoch durch irgend ein Zeichen andeutet, daß die den Wilden verlockende Sache einen Eigenthümer hat, wenn man z. B. eine Schnur darum legt, so ist der Gegenstand gesichert.

Auf den tropischen Inseln, deren Bodenreichthum nicht sehr groß ist, gilt der Besitz eines Cocosnußbaumes, eines Brodfruchtbaumes für etwas sehr Werthvolles. Derjenige, der einen solchen aufgefunden hat und sich denselben sichern will, nimmt einen der herabgefallenen Zweige, schlingt denselben um den Stamm und nun naht kein Anderer demselben, klettert kein Kind hinauf, um eine Frucht zu holen, sind sogar die Früchte, welche der Wind herabschüttelt, vollständig geschützt. Es scheint, als ob alles dieses kein schlechtes Zeugniß wäre für diese Leute, wenn man mit den schwachen Hülfsmitteln, die sie zum Schutze ihres Eigenthums verwenden, dasjenige ver-

gleicht, was wir in ähnlichem Falle thun würden. Welcher Zaun ist hoch genug, um einen Obstgarten vor Dieben zu schützen und sollte man denselben wirklich hoch genug gemacht haben, so weiß der Spitzbube sehr geschickt eines der untersten Bretter von seinen Pfählen los zu machen und hindurch zu kriechen, wo er nicht hinüber klettern kann.

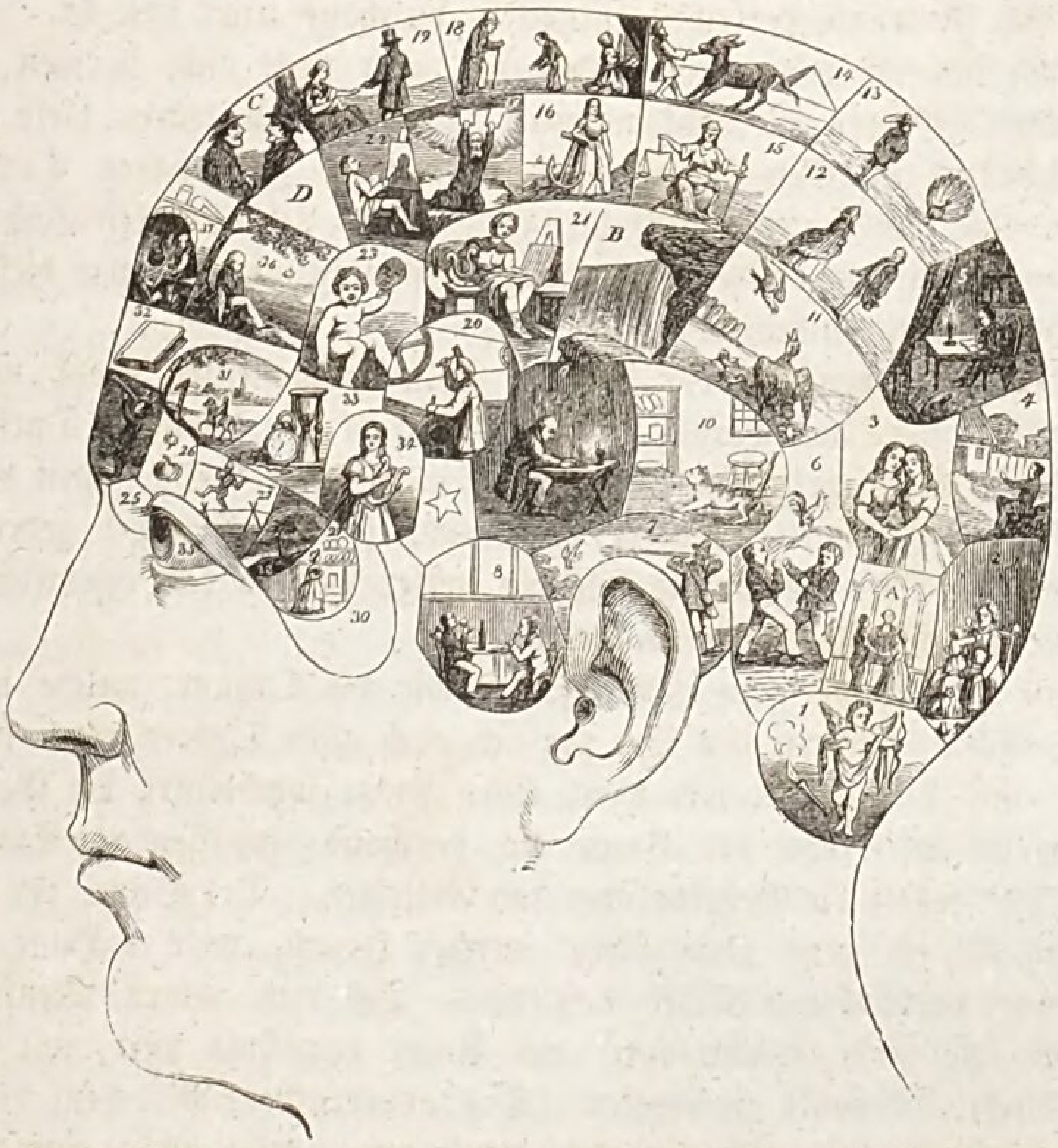
Alles dieses muß man als Folgen einer vernünftigen Erziehung betrachten, welche noch dazu ohne die geringste Prahlerei geübt wird; denn die Leute gehen nicht nach bestimmten Principien zu Werke, sie haben keine pädagogischen Bücher, keine Schullehrer-Seminare, keine Erziehungsanstalten, in denen die Jugend oder in denen die Lehrer der Jugend ausgebildet werden, das geschieht aus natürlichem Gefühl, geschieht in dem Bewußtsein, daß es nach ihren Bedürfnissen so und nicht anders gemacht werden dürfe. Und mehr könnte Cato, der Censor, nicht verlangen.

Es führt dieses von selbst auf die Frage, ob Menschen der Art wohl einer solchen Bildung fähig wären, wie wir Europäer, ob sie eine solche geistige Begabung haben, ob sie fähig sind, alles das zu leisten, was wir Kaukasier leisten können. Wir haben diesen Punkt bereits im Anfange dieses Werkes berührt und wir wollen versuchen, denselben hier zum Austrage zu bringen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde durch Gall eine neue Lehre von den Fähigkeiten der Menschen aufgestellt, nach denen dieselben schon von Außen her durch die Form des Kopfes erkannt werden sollten. Der Erfinder dieser Lehre ging von der vielleicht ganz richtigen Ansicht aus, daß alle Fähigkeiten des Menschen ihren Sitz im Gehirn und zwar eine jede in einem besonderen Theile desselben habe.

Nun schloß er weiter, daß, je stärker diese Organe entwickelt seien, desto größer ihre Wirkung auf die allen gemeinsame Hülle, nämlich auf die Hirnschale, sein müsse und daß diese Wirkung sich äußerlich in der Form der Hirnschale ausprägen müsse durch Erhöhungen, welche den Gehirnbuckeln entsprächen, gerade wie man inwendig in der Hirnschale entsprechende Vertiefungen sieht.

Die Einwendung, daß die weiche Gehirnmasse auf den harten Knochen nicht wirken könne, ist von einem Arzte wohl niemals gemacht worden, desto öfter aber von Laien, die nicht wissen, daß man mit einem Bleidraht einen Edelstein und mit einem bleiernen Sägeblatt einen Marmor- oder Granitstein in Tafeln zerschneidet. Man darf nur irgend welchen Schädel nehmen und im Innern die Verästelungen der Adern verfolgen, welche darunter lagen; hier sind auch ganz weiche Häute gegenüber einer ganz festen, elfen-

beinartigen Knochensubstanz und doch ist auf diese letztere so entschieden gewirkt worden, daß der Verlauf der Adern auf das Deutlichste zu erkennen ist, mehr oder minder breite und sehr gut meßbare Vertiefungen bildend.



Ein Kopf mit Bezeichnung der Organe nach den neuesten Ansichten der engländischen Phrenologen.

Es mag wohl wahr sein, daß Gall nichts weiter wollte, als etwas Neues vorbringen und sich einen Namen machen, doch hat der Volksglaube die Basis der Gall'schen Hypothese bereits geheiligt. Wer kann sagen, wie alt das Sprüchtwort ist: „Er hat's hinter den Ohren," oder wohl gar „Er hat's faustdick hinter den Ohren," was schon eine Gradation bedeutet. Dort ist nach der Meinung des Volks die Kampfluft, die Mordlust zu Hause und dort hat, wie wir auf unserem Bilde sehen, Gall auch unter 6 und 7 den Sinn der Zerstörung und der Kampflust hingesetzt, so wie etwas höher bei 10 die List liegen soll.

Ebenso gehen die Bezeichnungen Dickkopf, Trotzkopf auf die Formen hinaus, unter welchen der Kopf eines Menschen, der eigensinnig, der trotzig ist, erscheinen. Die alten Griechen wußten bereits dem geistreichen Apollo eine hohe Stirn, dem schlauen Mercur eine niedere, nach hinten zurück-

tretende, dem überaus sinnlichen Jupiter einen vorspringenden, gewaltigen Hinterkopf zu geben. Dies Alles beweist, daß die Beobachtung über eine Zusammenstimmung zwischen der Form des Kopfes und der Geistesfähigkeit, welche sich innerhalb derselben entwickelt, durchaus nicht neu ist.

Gall hat die Lehre sehr ausgedehnt, aber noch nicht so weit, daß sie nicht einer größeren Vervollkommnung fähig gewesen wäre, diese hat ihr Spurzheim zu geben gewußt, und in neuerer Zeit haben Carus und Hagen eine Reihe neuer Ansichten über diese Lehre veröffentlicht, welche derselben wenigstens einigen Halt geben, dessen sie am Anfange dieses Jahrhunderts gänzlich entbehrte.

Wenn wir den auf der vorigen Seite dargestellten Kopf näher betrachten, so finden wir darauf eine große Anzahl von bildlichen Darstellungen verzeichnet, die zu erklären jetzt unsere Aufgabe sind. Sie sollen darstellen, was hinter den Punkten vorgeht, auf welche sie als Stempel gedruckt sind, sie sollen uns über die Punkte belehren, unter welchen das eigentliche Organ dieser oder jener Thätigkeit zu suchen ist.

Am Hinterkopfe ganz unten finden wir die Organe, welche nicht nur dem Menschen, sondern mit ihm zugleich auch allen Thieren eigen sind. Zu unterst, mit 1 bezeichnet und durch einen Amor symbolisirt, die Geschlechtsliebe, wobei allerdings der Amor ein durchaus unpassendes Symbol ist. Kein Thier wählt die Geliebte oder den Geliebten. Der Stute, der Hündin, der Kuh ist es ganz gleichgültig, welcher Hengst, welcher Hund, welcher Stier den vorhandenen Trieb befriedigt. Bei dem reinen Menschen hat wiederum die Liebe, welche durch den Amor bezeichnet wird, mit der Geschlechtsliebe gar nichts zu schaffen. Das unverdorbene Mädchen, der keusche Jüngling, welche Liebe für einander empfinden, denken nicht einmal daran, daß sie einmal einer durch den anderen Freuden zu kosten bekommen sollen, welche sie für Momente unter die Seligen versetzen. Hier ist also keine Verwandtschaft mit dem Thiere.

Umgekehrt sehen wir den ganz rohen, brutalen Menschen vorlieb nehmen mit jedem Geschöpfe, welches nicht seines Geschlechts ist, eine thierische Brunst, einen mächtigen Trieb befriedigen, nach dessen Befriedigung aber auch wieder Alles erstorben ist, was zur Befriedigung reizte, so daß nicht einmal mehr eine oberflächliche Zuneigung übrig bleibt, und bei erwachendem Triebe jedes andere Geschöpf dieselben Dienste leistet wie das vorher benutzte, wo denn ebenso von Liebe gar keine Rede sein kann. Im ersten Falle also paßt der Begriff von Liebe auf das Thier nicht, ist also nicht dem Thier und dem Menschen gemeinschaftlich. Im zweiten Falle paßt der Begriff Liebe nicht auf den Menschen, man kann also durchaus nicht sagen, daß das gewählte Symbol ein passendes sei.

Ein Anderes ist es mit der Kindesliebe, welche hier mit 2 bezeichnet ist, mit der Heimathsliebe (4), mit der Zuneigung verschiedener Geschöpfe zu einander überhaupt (3) und mit der Elternliebe (11), welche sämmtlich Thieren und Menschen wirklich gemeinsam sind. Wir sehen die Kinder an den Eltern mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit hängen, so lange sie noch wissen, daß sie von den Eltern abhängen, daß sie von ihnen Nahrung erhalten. Wir sehen nicht nur die Löwin und die Hündin ihr Kind gegen den schwächeren Feind vertheidigen, wir sehen die Henne ihre Küglein gegen den ihr weit überlegenen Stoßvogel oder gegen einen neugierigen Hund, gegen einen Menschen vertheidigen. Wir sehen Katzen mit Hunden, Katzen mit Ratten, Pferde mit Kühen Freundschaft schließen, zum Theil Lachen, zum Theil wirkliche Rührung erregend.

In Algerien ging ein junger Mann von der Fremdenlegion mit seinem Hühnerhunde auf die Jagd. Es wurde ein Schakal aufgetrieben, welcher eine große türkische Ente gefaßt hatte und davon lief. Der Hund jagte nach, der kleinere feigere Schakal ließ die Beute fahren und entfloh, der Jäger war menschlich genug das kaum gerettete Thier nicht durch einen Schuß zu tödten und dieses blieb nun an seiner und des Hundes Seite und kehrte mit ihnen nach der benachbarten Garnison zurück. Hund und Ente wurden das Mirakel dieser Abtheilung der Legion, sie waren unzertrennbar non einander, die Ente feindete jeden an, der sich dem Hunde näherte und wenn derselbe schlief, so setzte sie sich wie zur Wache vor ihn und litt nicht, daß man ihn störe, und sollte der Hund zur Jagd genommen werden, so mußte man die Ente einsperren. Eine ähnliche Zärtlichkeit entwickelte der Hund für seinen Schützling, auch er vertheidigte das ihm ganz ungleichartige Thier und es gab Fälle, in denen er dasselbe förmlich zum Spaziergange aufforderte. Er ging mit ihr aus, er kam mit ihr zurück, er führte sie an einen Teich und badete mit ihr. Das sind alles Beweise von wirklicher Zuneignng zu einander, von einer Zuneigung, welche man Freundschaft nennen könnte, für welche wenigstens ein anderer Name schwer zu finden sein dürfte.

Daß die Thiere ihre Heimath wieder aufsuchen, ist so bekannt, daß es ganz überflüssig wäre, dafür Beispiele anzuführen, und unter den Menschen sucht selbst der Deutsche immer wieder sein Vaterland auf, wenn schon gerade er der undankbarste von Allen ist, da er, glücklich genug, das schönste, reichste, größte Vaterland zu haben, es doch gerade am leichtesten verläßt und seine Schritte demselben erst wieder zulenkt, wenn er gefunden hat, daß überall, wo er auch hinkomme, es nicht so gut sei als in dem von ihm so vielfach geschmähten Vaterlande.

Mitten in diesen eben bezeichneten Organen sehen wir eins mit A

bezeichnet, die Gattenliebe, wofür als Symbol die Trauungsceremonie gewählt worden ist. Auch dieses Organ ist Thieren und Menschen gemeinschaftlich. Nicht den Hunden und den Pferden, nicht Schafen und Rindern, nicht Hirschen, Rehen und Ziegen, welche keine Bündnisse schließen, wohl aber allen denjenigen, die paarweise leben, so gut dem Tiger und dem Löwen wie der Taube und der Schwalbe, sie ist überall vorhanden, wo die Thiere sich paarweise verbinden, sie fehlt, wo die männlichen Thiere in geringerer Menge, die weiblichen dagegen in der Mehrzahl vorhanden. Diese Gattenliebe lehrt das Männchen nicht nur sein Nest und seine Jungen, sondern auch seine Mutter vertheidigen und gemeinschaftlich für die Kinder sorgen, so wie es der Mensch thun sollte und so wie es wirklich viele Thiere thun.

In die Zahl der, Thieren und Menschen gemeinschaftlichen Triebe gehören auch noch die drei zuerst genannten: Kampfsinn, Mordlust und Schlauheit oder List (6, 7 und 10).

Dagegen den Menschen eigenthümlich sind einige sehr schlimme Eigenschaften: der Geiz (9), der Diebssinn (mit einem * bezeichnet dicht daneben), der Eigensinn (der unter Umständen zur Festigkeit werden kann) bei 14 ganz oben auf dem Scheitel und der Hochmuth unter 13, für welchen als Symbol der Pfau gewählt ist, der sich jedoch keineswegs aus Hochmuth bläht, wie der vor ihm stehende spanische Don, sondern aus Eitelkeit, um seine schönen Federn zu zeigen. Eine lobenswerthe Eigenschaft ist ferner die Höflichkeit unter 12, die Emsigkeit unter 5, das Gefühl für Gerechtigkeit unter 15, vielleicht auch noch der Hohheitssinn, der Sinn für das Große, für das Erhabene, welches wir unter B in einem Stückchen des Niagara-Wasserfalles repräsentirt sehen.

Von diesen Organen des hinteren Theiles des Hauptes gehen wir zu denen des vorderen über, hier sollen die edleren Gefühle und Empfindungen ihren Sitz haben. Ganz oben unter 18 die Devotion, der Respect, die Gottesverehrung, darunter unter 16 und 17 die Hoffnung und der Glaube, darunter unter 21 der Sinn für das Ideale und abermals darunter bei 20 der Sinn für Technik, für Mechanik.

Abermals ganz nach oben gehend unter 19 sehen wir auf der Höhe der Stirn das Wohlwollen, darunter bei 22 die Nachahmung, darunter unter 23 den Frohsinn, darunter bei 33 den Zeitsinn und daneben bei 34 den Tonsinn.

Kehren wir wieder zurück nach oben, so sehen wir auf der Biegung der Stirn zwei Männer, zwischen denen ein T steht, es bedeutet den Begriffssinn, die Fähigkeit Gründe zu fassen, das dahinter stehende leere Dreieck, mit D bezeichnet, ist der Sitz der Anmuth. Demjenigen, der die Zeichnung

angegeben hat, scheint das Symbol dafür nicht eingefallen zu sein, sie würde ganz gut durch die Grazien bezeichnet werden, welche ja bei den Griechen als Begleiterinnen der Aphrodite nichts weiter als die Vereinigung der Schönheit und Anmuth bezeichnen sollten.

Darunter sehen wir bei der Zahl 36 Newton unter dem berühmten Apfelbaume sitzen und über die Ursache des Falles eines Apfels nachdenken, das ist der Causalsinn, davor ganz vorn an der Stirne bezeichnet uns ein Chemiker unter 37 den Vergleichssinn, unter diesem bei 32, durch ein Buch gekennzeichnet, ist das Gedächtniß für Facta gegeben und daneben unter 31 das Ortsgedächtniß oder der Ortssinn. Unter diesen beiden und über dem Auge hinweg sehen wir bei 24 den Beobachtungssinn, bei 26 den Maßsinn, bei 27 den Gleichgewichtssinn, daneben, unmittelbar hinter dem Auge den Farbensinn mit 28 bezeichnet, dahinter mit 29 bezeichnet den Ordnungssinn und bei 30 gleichfalls ohne Symbol den Zahlensinn. Unmittelbar vor dem Auge steht die Zahl 25, die Stelle des Formsinnes bezeichnend. Es bleibt uns nur noch die vor dem Ohre gelegene Nr. 8 zu betrachten, gleichfalls eine rein menschliche Eigenschaft, die Schlemmerei, Prasserei, nicht die Stillung eines Bedürfnisses des Hungers, welches jedes Thier fühlt und zu beseitigen versucht, sondern die Erregung eines Appetits, wo er nicht da ist, um der Schwelgerei in Leckerbissen willen.

Dr. Pharleß sagt: „Die Zeit hat über dies System gerichtet und enthebt uns einer speciellen Kritik seiner einzelnen Theile. Die Fortschritte, welche die Entwickelungsgeschichte, die vergleichende Anatomie, die Physiologie des Nervensystems in den letzten Decennien gemacht haben, zerstörten den größten Theil der Prämissen, aus denen Gall in seinem Systeme die Schlußfolgerungen construirte. Auf den Grund neuerer Untersuchungen der hierher gehörigen Gebiete hat sich eine Umgestaltung der Kranioskopie entwickelt, welche Carus auf's Neue zu einer sicheren, objectiven Wissenschaft erheben wollte; und jüngst hat es Hagen in seinen psychologischen Untersuchungen versucht, durch Symbolisirung der verschiedenen Dimensionen am Schädel eine neue Kranioskopie mehr in naturphilosophischem Sinne zu begründen; allein es bleibt noch eine ganze Reihe von Fragen übrig, welche die Kranioskopie zuvörderst zu lösen hat, bevor sie im Stande ist, demjenigen, was sie aus empirischen Beobachtungen entnommen hat, eine Bedeutung zu geben."

Es wird demnach gleichgültig sein, ob wir bei den Negern, bei den Botokuden, den Eskimos oder den Bewohnern des Feuerlandes dieselben Organe entwickelt finden, welche wir auf unserem schematisirenden Bilde sehen und wovon wir Europäer in unserem Hochmuth gern nachweisen möchten, daß sie der kaukasischen Race mehr als einer anderen angehören.

Mehr handelt es sich um die wirklichen Fähigkeiten als um den Nach-

weis derjenigen Stellen, an denen diese Fähigkeiten ihren Sitz haben sollen, und hierüber hat sich bereits die allgemeine Stimme vollständig ausgesprochen. Wir haben schon am Anfange dieses Buches gezeigt, wie die verschiedenen geistigen Eigenschaften keineswegs das unbestrittene Eigenthum irgend einer und vorzüglich der kaukasischen Race seien, wir brauchen daher hiervon nichts zu wiederholen und wollen nur darauf zurückkehren, daß es thöricht sei, einem Vorurtheil zu huldigen, blos weil dies Vorurtheil nun einmal da ist. Daß es da sei, ist ja doch nicht als ein Grund zu betrachten, welcher die Richtigkeit dieses Vorurtheils darthut, in solchem Falle könnte ein Jeder das Vorhandensein der Hexerei und Zauberei beweisen. Hexen sind ja wirklich verbrannt worden, also muß es doch wohl Hexen gegeben haben. Mit solchen Schlüssen läßt sich allerdings alles beweisen, was man beweisen will. Sollte es aber einmal versucht werden, die Leistungsfähigkeit eines ungebildeten Europäers mit der Leistungsfähigkeit eines ebenso ungebildeten Südsee-Insulaners zu vergleichen, so würde dieser Vergleich wahrscheinlich sehr zum Nachtheil des Europäers ausfallen.

Nehmen wir an, ein europäischer Handwerker, gleichviel welcher, wir wollen sagen ein Schuster, sei auf einem Auswanderungsschiffe nach dem südlichen Australien gewesen, in der Absicht, dort sein Handwerk zu betreiben, das Schiff sei aber unterwegs gescheitert, ihn habe eine mitleidige Welle auf eine unbewohnte Insel geworfen und da sitze er nun, der Europäer mit seiner oberflächlichen Kenntniß der mehrsten anderen Handwerke außer der großen und erhabenen Schuhmacherkunst. Er weiß sehr gut, daß man Häuser aus Ziegeln, Kalk und Holz baut, er weiß auch, daß man Ziegeln aus Lehm formt, sie trocknet und dann brennt. Er hat wohl Lehm irgendwo liegen gesehen, aber er hat keinen Spaten, um ihn auszustechen, er hat keinen Eimer, um Wasser herbei zu tragen und ihn zu benetzen, er hat keine Form, um Ziegel darin nach einem bestimmten Maaß und alle gleich groß zu fertigen, er hat auch keinen Ofen, um sie darin zu brennen.

Er weiß wohl, daß man die fertigen Ziegeln mit Kalk und Sand und Wasser, d. h. einem Mörtel, zu größeren Massen verbindet, er hat auch Kalksteine liegen gesehen. O der Mann ist sehr gescheid, er weiß sie sehr gut von Sandsteinen zu unterscheiden, aber was hilft ihm das, er hat keinen Ofen, um den Kalk zu glühen und die Kohlensäure zu verjagen, es fehlt ihm an einer Vorrichtung, in welcher er den Kalk löschen kann, es fehlt ihm an einer Kalkbank, es fehlt ihm an einem Rühreisen, um den Kalkbrei durcheinander zu arbeiten, er kann doch auch das Wasser dazu nicht mit hohlen Händen herbeitragen, ebenso wenig hat er eine Schaufel, um den Sand aufzuheben, eine Mulde, um ihn bis zur Kalkbank zu tragen.

Er weiß auch, daß bie Dachsparren aus Föhrenbäumen gemacht werden,

daß man Latten darüber nagelt, um darauf Stroh, Schindeln oder Dachziegeln zu befestigen. Aber er hat keine Axt, um die Bäume zu fällen, ja er hat sich sogar vergeblich nach Föhrenholz umgesehen, er hat auch keine Nägel, um die Latten zu befestigen, keine Schindel und kein Stroh, keinen Schiefer und keine Dachpfannen zum Decken des Daches.

Der arme Unglückliche! mit all seinem Wissen wird er wohl ohne Obdach bleiben, ja, wenn er nur drei oder vier verschiedene Bauhandwerker mit ihren resp. Werkzeugen auf seiner Insel hätte, so würde er nicht in Verlegenheit sein, denn er hat Kenntnisse mannigfacher Art, er hat oft genug dem Schlosser und dem Tischler, dem Ziegelstreicher ꝛc. zugesehen, aber so allein?

Nun wollen wir einen amerikanischen Eingebornen oder einen Dajak von Borneo oder einen Polynesier von den Radak-Inseln, von Tahiti, von den Carolinen — oder von wo es immer sei, in den nämlichen Fall bringen. Mit drei oder vier seiner Nachbarn ist er auf den Fischfang gezogen, Sturm



Auf dem Meere verschlagene, dem Tode verfallene Wilde.

und Strömung haben sein Boot weit hinweggeführt, der Hunger hat die Unglücklichen aufgerieben, wie uns Cook eine solche furchtbare Scene be-

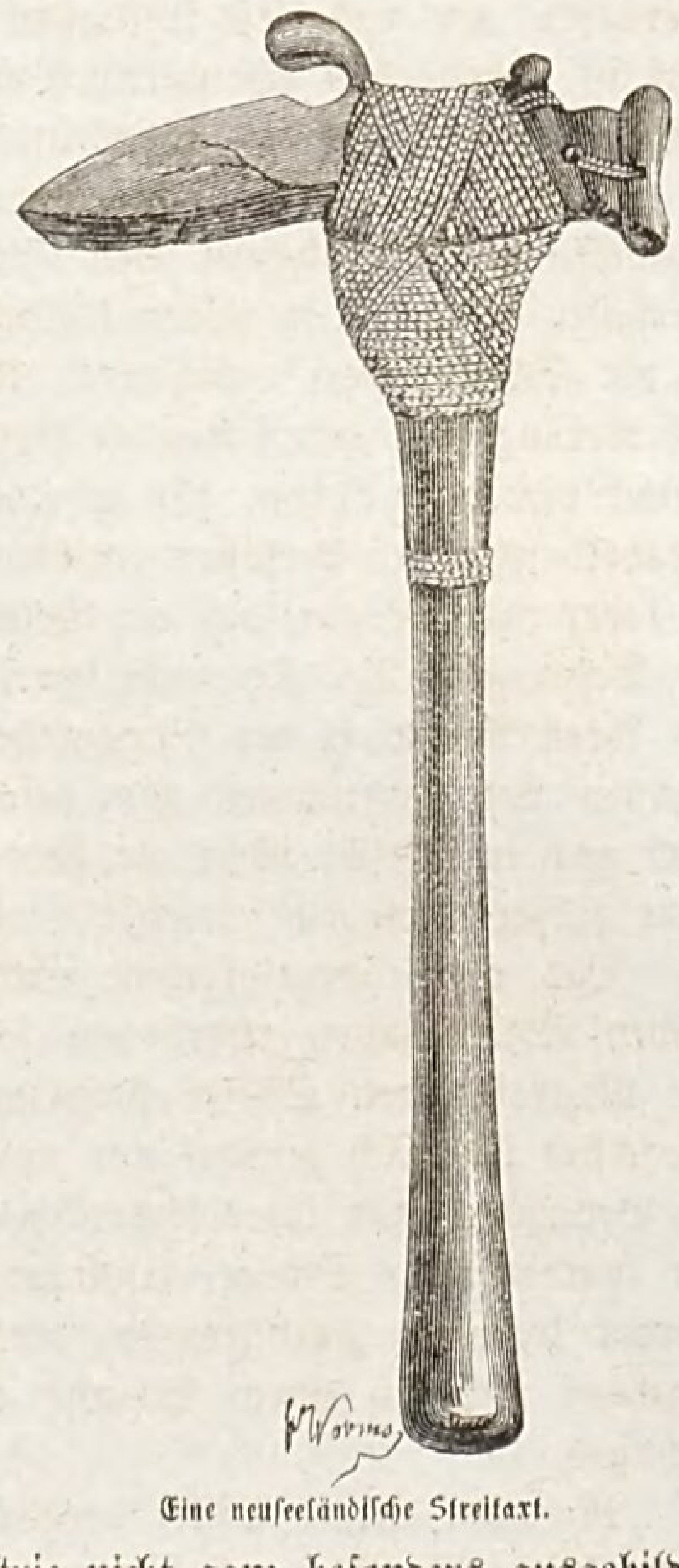
schreibt und seine Reisegefährten dieselbe bildlich dargestellt haben. Einer nach dem Anderen verfällt dem Tode. Das Schifflein zerschellt schließlich an den Korallenfelsen einer der tausend Inseln des Stillen Meeres, halb verhungert wird einer der Reisenden auf den Strand geworfen.

Wenn er zu sich kommt, so stehen dem Armen nicht so reiche Kenntnisse zur Seite wie dem verunglückten Schuster. Wahrscheinlich wird seine Existenz dadurch sehr bedroht werden, aber vorläufig sucht er sich etwas zu essen, er geht am Strande umher, er findet Schnecken und Muscheln, wenn die Ebbe eintritt, folgt er dem zurückweichenden Meerwasser und sucht sich die Fische auf, die in kleinen Tümpeln zurückgeblieben sind. Nun schreitet er nach dem Innern des Landes hin, nun sucht er sich abgefallene Palmzweige auf und er trägt einen Arm voll davon nach dem andern an eine ihm bequeme Stelle in der Nähe des Meeres, er steckt die dickeren Enden der Zweige in den Erdboden, er verbindet dieselben durch andere querüber gelegte Zweige mittelst der Blätter, die er um die Berührungsstellen wickelt und jetzt dichtet er sein Dach durch eine große Menge von daraufgelegten Palmzweigen, so daß die Blätter abwärts gerichtet sind, der fallende Regen daran herniedergleitet; auf die äußersten Enden der am Boden liegenden Blätter legt er Blöcke von Korallengestein, so groß wie er sie schleppen kann, er befestigt diese Zweige also gegen einen etwaigen Sturm. Und siehe, der Mann, welcher nicht weiß, wie man Ziegel streicht, wie man Kalk brennt, wie man Mörtel bereitet, hat sich ein Haus gemacht noch bevor der Abend des ersten Tages eintritt, ein Haus, welches ihn gegen die Kälte der tropischen Nächte, welches ihn gegen den schlagenden und peitschenden Regen der heißen Zone schützt. Hätte der Mann sein Weib bei sich, so würde ihm gar nichts fehlen zu seinem Glücke und er würde ohne Sorgen der Zukunft entgegen sehen können, eine neue Colonie wäre gegründet; ehe das Elternpaar stürbe, würden erwachsene Söhne und Töchter den Eltern die Augen zudrücken können und sie würden auf derselben Insel in derselben Weise fortleben, bis ihre Zahl sich so besorglich steigerte, daß sie gezwungen wären durch ein hartes, durch ein grausames Gesetz der Vermehrung der Einwohnerzahl Schranken zu setzen.

Wir sehen, wie wenig dem Einen die Kenntniß alles dessen hilft, was uns zum Leben nöthig scheint, wir sehen, mit wie geringen Mitteln ein Anderer sich eine Existenz zu gründen weiß und wir sehen gleichzeitig, daß die kaukasische Race keineswegs geistig so übermäßig bevorzugt ist.

Es soll damit durchaus nicht das Entgegengesetzte bewiesen werden, es wäre überaus thöricht zu behaupten, daß die kaukasische Race niedriger stünde als die amerikanische oder polynesische, weil ein Polynesier, auch wenn er ganz allein auf seine Hände ohne irgend welche Werkzeuge angewiesen ist,

sich eine Hütte bauen kann — endlich wird der Europäer das auch lernen, falls er nicht vorher verhungert ist — aber die Geisteskräfte des Wilden sind ihm sogleich zur Hand, dienen ihm augenblicklich, sobald er sie braucht, indessen der Europäer, durch seine unzählbaren Mittel verwöhnt, schließlich nichts kann, wo diese Mittel ihm fehlen. Der Wilde schafft sich die Mittel. Er braucht eine Axt, um einen Baum zu fällen, er sucht so lange, bis er einen Feuerstein findet, den er spaltet (das möchte ihm wohl schwer werden auf einer Koralleninsel, aber da freilich fällt man auch keine Bäume, sondern man dankt dem Himmel, wenn man überhaupt Bäume hat. Es würde sich bei diesem Beispiele nicht um eine Niederlassung auf einer niederen, sondern auf einer hohen Insel handeln. Wo Berge sind, findet man auch harte Steine, wenn nicht Feuerstein, so Hornstein oder Achat oder etwas Aehnliches), er befestigt denselben an ein Stück Holz und mit diesem Werkzeuge, das ein Europäer schwerlich machen würde, fällt er Bäume, spaltet sie und bedient sich ihrer zu all den Zwecken, zu denen wir der Axt bedürfen.



Eine neuseeländische Streitaxt.

Er will eine Waffe haben, um sich eines Feindes in der Nähe zu erwehren, so befestigt er einen ähnlichen Stein auf andere Weise an einen Stiel und er hat eine Streitaxt. Er will ein Thier aus der Ferne treffen, so nimmt er ein spitzig gespaltenes Stück Stein oder einen spitzigen Knochen und befestigt denselben an ein mehr oder minder starkes Rohr und er hat eine Lanze, er krümmt einen Zweig von elastischem Holze und verbindet die beiden Enden mittelst einer Schnur aus Cocosfasern und er hat einen Bogen.

Das Vorhandensein unzähliger, äußerst schön gearbeiteter Werkzeuge, Waffen, Schmucksachen u. s. w. bei wilden Völkerschaften, die des Eisens ganz entbehren, liefert uns den Beweis einer seltenen Geschicklichkeit, wenn auch das Organ in der Mechanik, der Industrie nicht ganz besonders ausgebildet sein sollte. Die seltene Schlauheit, die List, mit welcher sie Thiere beschleichen

oder Feinden entgegentreten, zeigt von lebhafter Entwickelung ihrer geistigen Kräfte, auch ohne daß das Organ der Schlauheit besonders hervorträte.

Man ist der Ansicht gewesen, daß die Naturmenschen bei weitem ausdauernder, widerstandsfähiger sind als wir von der Cultur beleckten Völker. Man weist auf die rüstigen Männer in Nordamerika, in Neu-Seeland rc. hin, aber man vergißt, daß dieses die kräftigsten ihres Volkes sind und daß wir die minder kräftigen gar nicht kennen, weil sie lange, bevor sie in ein Alter treten, in welchem sie uns den Beweis ihrer Dauerhaftigkeit, ihrer Widerstandsfähigkeit geben könnten, schon zu Gruude gegangen sind.

Die Sterblichkeit unter den Kindern der Naturvölker ist sehr viel größer als unter den civilisirten Nationen, eben weil sie der Pflege, welche das zarte Alter fordert, ganz entbehren. Daß die kräftigsten diese Lehrzeit glücklich überstehen und daß diese kräftigsten auch ein Alter haben, welches dem gemäß ist, dürfte kein besonderes Wunder sein, aber der Mensch ist sehr geneigt, einzelne Facta als allgemeine Gesetze aufzustellen.

Ganz dasselbe gilt für die entgegengesetzte Behauptung, die wilden, die uncivilisirten Völkerschaften seien körperlich schwächer als die civilisirten. Dem Verfasser gelang es in seinen kräftigsten Mannesjahren, bei einem Ringfest in der Schweiz zwei verschiedene tüchtige Leute niederzulegen; und da die Afforderung zum neuen Kampfe Besorgniß einflößen mußte, den zweiten dergestalt niederzu werfen, daß er einsah, hier sei nicht viel Ruhm zu holen. Deshalb wird der Verfasser durchaus nicht behaupten wollen, daß er stärker sei (oder vollends gar, daß die Bewohner des Flachlandes stärker seien) als die Schweizer. Die Thatsache, zwei Schweizer im Ringen besiegt zu haben, hat ihren Grund in der Gewandtheit des Siegers, der seine Kräfte durch Turnen und Schwimmen ganz besonders geübt hatte und der sich nebenbei auch noch im Besitze mehr als gewöhnlicher Muskelkraft befand, wenn auch nicht größerer wie die schweizer Landleute sie im Allgemeinen zeigen.

Das oben ausgesprochene Urtheil über die geringere Kräftigkeit der wilden Völkerschaften rührt von solchen einseitigen Versuchen her. Man hat Matrosen den Südsee-Insulanern gegenüber gestellt, Leute, die mit Fleischkost überreich genährt und welche an Anstrengungen aller Art, welche an Benutzung aller ihrer körperlichen Kräfte gewöhnt waren, daß diese Sieger wurden über Südsee-Insulaner, welche niemals versucht haben, ihren Körper irgendwie anzustrengen, dürfte wohl sehr begreiflich sein und dürfte durchaus nicht zu einem Schlusse auf geringere körperliche Fähigkeiten berechtigen.

Man hat andere Völker verglichen mit den europäischen Matrosen, namentlich mit Preußen und Engländern, nicht was das Ringen, sondern was das Heben von Lasten betrifft, man hat auch verschiedene Arten von Kraftmessern

für den Druck der Hände, so wie für die Kraft der Kniegelenke wie für die Kraft der Rückenmuskeln zu Versuchen angewendet und hat dabei immer gefunden, daß Europäer die überwiegende Stärke haben. Was will das sagen? Die Europäer haben jedenfalls die bei weitem überwiegende Uebung in der Manipulation des Kraftmessers für sich, was versteht der Peruaner, was versteht der Californier von einem Kraftmesser, was Wunder endlich, wenn der wohlgenährte Matrose kräftiger ist als der fortwährend Noth leidende Eingeborene. Würde man versuchen, wer von beiden eine Lanze weiter wirft, einen Bogen kräftiger und schneller spannt, eine Palme mit mehr Gewandtheit hinanklettert, so würde der Vortheil höchst wahrscheinlich — nein gewiß — auf Seiten des Wilden zu finden sein.

An dergleichen Fehlern leiden alle diese Untersuchungen, die Factoren sind nicht gleich, die Bedingungen, unter denen sie veranstaltet werden, sind zu günstig für den Einen, zu ungünstig für den Anderen und gerade dasjenige, was mit der größten Sorgfalt festgestellt werden sollte, wird im Gegentheil mit der größten Sorgfalt umgangen, daher wir bis jetzt noch zu keinem entscheidenden Resultate gelangt sind.

Es würde ebenso falsch sein, wenn man gestützt auf gewisse Wahrnehmungen behaupten wollte, unter den Wilden seien die Frauen kräftiger als die Männer und bei den Europäern sei dies umgekehrt. Man könnte als Beweis anführen, daß die Wilden von ihren Frauen verlangen, die ganze bewegliche Habe der Familie, die Zelte und Zeltdecken, die Geschirre und noch ein Parr Kinder dazu auf ihren Rücken zu laden und bei Wechsel ihres Wohnorts mit solcher Belastung große Strecken zu wandern, während sie selbst durchaus nichts tragen, als ihre leichten Waffen und ihre Jagdbeute, vorausgesetzt, daß dieselbe nicht schwer sei, denn ein ganzes Reh oder ein anderes größeres Thier schleppt der Mann niemals nach Hause, sondern er hängt dasselbe hoch genug an einen Baum, daß es nicht die Beute vierfüßiger Raubthiere wird und schickt dann seine Frau oder seine Frauen danach aus, damit diese es heim holen.

Dieses Verhältniß findet aber nicht statt, weil der Mann sich schwächer fühlt als das Weib, sondern weil er viel zu stolz ist, um irgend eine Arbeit zu verrichten. Der nordamerikanische Krieger setzt sich dem lebensgefährlichen Kampfe mit dem grauen Bären aus, er besiegt ihn oder er wird von ihm zerrissen, eines wie das andere ist eine Ehre, aber den todten Bären nach Hause zu schleppen, wäre eine unaustilgbare Schande, darum bürdet er dieses der schwachen Frau auf.

Ebenso wenig ist es wahr, daß die europäischen Weiber so viel schwächer sind als die Männer, daß man darin ein characteristisches Kennzeichen der beiden Geschlechter finden könnte, man muß nur freilich nicht die Salondame

mit dem Zimmermann oder dem Ackerbauer vergleichen. Wenn eine Landdirne ihren Buben umarmt, so stehen sie beide auf ziemlich gleicher Stufe und einer thut dem anderen nicht viel, wenn aber ein rüstiges Bauermädchen dem lüsternen Garde-Lieutenant oder Ober-Landesgerichts-Assessor eine gewöhnlich abwehrende Umarmung angedeihen läßt, so krachen ihm alle Rippen und er hat in der Regel an einen solchen Versuch so sehr zur Genüge, daß er keinen zweiten unternimmt.

Hier fehlen eben die gleichen Bedingungen. Kinder der Stadt können gar nicht mit einander verglichen werden, denn während die Knaben sich balgen und boxen, weite Wege machen, turnen lernen und dadurch ihre Kräfte üben, sitzen die Stadtmädchen sittsam in der Stube, entziehen sich der Luft und dem Licht, um den Teint nicht zu verderben, sie turnen auch nicht, damit die Zartheit ihrer Hände nicht leide und so vernichten sie ihre Kräfte, statt sie zu üben, sie werden bleichsüchtig, elend, sie gebären späterhin ihrem Manne schwächliche Kinder, sie haben schließlich alle ihre Energie verloren, außer darin, daß sie den Mann mit erschrecklicher Consequenz durch ihr ewiges Kranksein quälen.

Will man einen Vergleich anstellen, so gehe man auf das Land weit genug von den Städten ab, dort sehe man Frauen und Männer ein Kartoffelfeld behacken, den ganzen Tag, mit Ausnahme der Frühstücks- und der Mittagsstunden, mit gekrümmtem Rücken das schwere Werkzeug schwingen, oder man sehe Tagelöhner oder Tagelöhnerinnen eine Wiese von 400 Morgen Ausdehnung mähen und man frage sich dann, ob der Unterschied zwischen dem, was die Tagelöhner und Knechte leisten und dem, was die Mägde leisten, denn wirklich so groß ist. Wir wollen einen Unterschied zugeben, der ist aber gewiß nicht so groß, wie er nach dem Sinne solcher Angaben sein müßte.

Die sittliche Stellung des Weibes ist ebenso sehr verschieden in den verschiedenen Ländern und Welttheilen wie es die physische ist, und man pflegt gern zu behaupten, daß ein Kennzeichen der höheren Stellung unserer, der kaukasischen Race, die bessere Behandlung des Weibes sei.

Wir wollen den Schmutz nicht zu tief aufrühren, um unserer, um der kaukasischen Race nicht eine gar zu große Schande zu machen, schwerlich ist das Weib eines amerikanischen oder afrikanischen Wilden so geplagt wie das eines europäischen Tagelöhners und was die Achtung betrifft, welche man dem schwächeren Geschlechte schuldig ist, so reicht sie leider nicht gar zu weit über den Brautstand hinaus; auch in den sogenannten gebildeten Ständen giebt es erschreckende Beispiele, obwohl wir anerkennen müssen, daß sehr schätzenswerthe Ausnahmen davon vorkommen, aber wenn dies Ausnahmen sind, so ist wieder der Vortheil für die Civilisation nicht groß, denn solche

Ausnahmen giebt es auch bei den allerrohesten Völkern, es wird sich mithin über diesen Zoll der Achtung nichts Anderes sagen lassen, als daß er sich bei gut gearteten Menschen findet, bei schlecht gearteten aber nicht.

Etwas zum Lobe des weiblichen Geschlechtes bei den Naturvölkern zu Sagendes und zwar nicht hoch genug Anzuerkennendes ist ihre Mäßigkeit im Trunke. Die Männer sind demselben bis zur Zerstörung ihrer Körper- und Geisteskräfte ergeben; die Weiber haben meistens Abscheu davor, hüten sich vor den berauschenden Getränken, sogar dann noch, wenn sie dieselben bereiten und die Gelage der Männer theilen. Man kann das von den Weibern der niedrigsten Stände im mittleren Europa nicht sagen, die Branntweinpest hat sich leider, wenn schon immer in viel geringerem Maaße als über die Männer, doch auch über die Weiber erstreckt und fordert von diesen so gut wie von jenen ihre Opfer. Ja das Schrecklichste ist, daß sie schon sehr früh ihre Kinder an das tödtliche Gift gewöhnen, anfänglich sich an den Grimassen, die das unglückliche Geschöpf macht, ergötzen, dann aber es ihnen einflößen, um sie im Schlaf zu erhalten und so schon sehr früh die Kräfte zerstören', deren Vorhandensein zur Ausbildung des Körpers unerläßlich, weshalb wir in den niederen Ständen, vorzugsweise aber in den Städten, so früh verkrüppelte Gestalten einherwanken sehen.

Die Behandlung des Weibes hängt häufig von der Lebensweise, von der Beschäftigung der Männer ab. Bei Ansässigen ist sie viel milder als bei Wandervölkern und unter diesen bei Nomaden viel milder als bei Jägervölkern; es liegt hier ein einfacher Grund vor. Die Jägervölker kennen keine Lastthiere, ihnen ersetzt die unglückliche Frau das Lastthier, bei den Nomaden stellt sich dieses ganz von selbst anders heraus, die Frau braucht nicht die ganze Habe zu tragen, allein schon deshalb, weil es nicht möglich wäre, da sie zu groß ist; die Habe wird also auf Rinder oder Pferde, auf Esel oder Kameele, bei den Bewohnern des äußersten Nordens auf Rennthiere und bei denen der Plateaux von Südamerika auf das geduldige Lama geladen.

Nicht nur der Besitz macht einen Unterschied in der Behandlung des Weibes, sondern auch die Zahl, in welcher dasselbe an dem Haushalte Theil nimmt. Man pflegt zu sagen bei allen Völkern, welche Monogamie haben, sei die Behandlung des Weibes eine bessere als bei denen, bei welchen die Polygamie herrsche. Es scheint auch hierzu, wie zu so vielen anderen Behauptungen, nur wenig Grund vorhanden und was man anführt, kann nicht anders als schwach bezeichnet werden. Die Zahl der Weiber richtet sich überall nach dem Bedürfniß, nur den Christen ist es eingefallen die Religion mit in das Spiel zu ziehen, wiewohl vollständig mit Unrecht, da die Grundlage unserer Religion, die heilige Schrift, nirgends die Monogamie

vorschreibt, wohl aber Beispiele von Gott wohlgefälligen Personen anführt, von Patriachen, von Propheten, von hochbegabten Königen, welche viele Frauen gleichzeitig gehabt haben und derjenige, der dieses am weitesten getrieben, Salomo, erregte den Zorn Jehovah's nicht, weil er so und so viele Frauen hatte, sondern weil er Frauen aus allen benachbarten und der Abgötterei ergebenen Völkern genommen hatte.

Im Orient ist die Vielweiberei eine Nothwendigkeit, die Triebe sind viel heftiger, viel lebhafter und beginnen bei dem männlichen Geschlecht sich sehr viel früher geltend zu machen, indessen sie wieder sehr bedeutende Dauer haben, es ist durchaus nichts Seltenes, daß Orientalen noch in ihrem 70. Jahre gesunde Kinder erzeugen. Etwas ganz Anderes ist es mit dem weiblichen Geschlecht, und wenn bei diesem die Naturtriebe auch früher erwachen als in unseren nordischen Klimaten, so erlöschen sie auch um so viel früher, und das Weib beginnt in den Jahren zu altern, in denen sich bei uns erst die Kraft und Fülle des Weibes entwickelt. Eine Frau von 25 Jahren ist in der Türkei, in Persien, in Indien schon eine Greisin, wenigstens eine Matrone, welche auf das Gefallen nicht mehr Ansprüche machen kann, welche keinen Reiz mehr für den Mann hat.

Mahomet hat die Gesetze der Bibel in vielen Punkten auf das Treueste angenommen, so auch diejenigen über die Ehe, welche ein Vertrag zwischen zwei Personen ist, über welchen der Priester durchaus nichts sagt. Es ist bei den orientalischen Völkern gewöhnlich ein Kaufgeschäft, die Töchter des Hauses sind eine Waare, deren Preis sich nach der Schönheit derselben und nach der Nachfrage derselben richtet. Jakob diente 14 Jahre um seine beiden Frauen Lea und Rahel, wobei er noch von seinem würdigen Oheim über's Ohr gehauen wurde. In anderen Fällen gab man so und so viele Kameele, Rinder und Schafe als Kaufpreis und darum war auch das Weib Eigenthum des Mannes, die Eheleute gehörten nicht einander, sondern die Frau gehörte dem Manne, er konnte sie wieder verkaufen, verstoßen, er konnte sie verschenken, wie man überhaupt mit jeder beweglichen Habe thun darf.

Allen diesen Unannehmlichkeiten geht der Orientale dadurch aus dem Wege, daß er mehr als eine Frau nimmt.

Aber nicht blos der Orient hat seine Vielweiberei, sie ist auch im Occident zu finden und ist dort wohl ebenso nöthig. Der Bewohner der weiten Jagdgründe in Nordamerika, der Bewohner der Felsengebirge bedarf zur Bestreitung aller seiner Bedürfnisse mehrerer Hände, Sklaven sind dort nicht zu bekommen, selbst der Kriegsgefangene, wenn er nicht am Marterpfahle getödtet wird, erhält die Rechte eines freien Mannes zurück, wird ein Mitglied des ihm einst feindlichen Stammes, nimmt aus demselben ein

Weib, das für ihn arbeitet, und er ist wie jeder Andere berechtigt, deren so viel zu nehmen, als er für seine Bequemlichkeit zu brauchen glaubt und als er zu ernähren vermag.

Ist das Völkchen ansässig, so sind es die Frauen, welche den Acker bearbeiten, so sind es die Frauen, welche die Häuser bauen, die Zeuge flechten und weben, die Häute gerben, die Kleider und die Schuhe machen, und je angesehener, je wohlhabender der sogenannte Wilde ist, je ausgedehnter sein Besitzthum, desto weniger ist eine Frau im Stande, den Arbeiten zu entsprechen, welche auf ihr lasten würden; und thäte ihr Mann es nicht von selbst, so würde sie ihn dringend bitten, ihr recht bald eine Gehülfin zu geben. Was man gewöhnlich im Gefolge der Vielweiberei glaubt, Zank und Streit im Hause, existirt bei den Naturkindern nicht, dazu muß man zuvörderst hoch civilisirt sein, dann erst kommen Neid und Mißgunst und Eifersucht zur Geltung.

Wir haben sehr viel näher unter den nomadisirenden Völkern des nördlichen Afrika gleichfalls die Polygamie. Ein Herr A. Berbrugger hat eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die Irrthümer betreffend, welche über Algerien ziemlich allgemein verbreitet sind. Derselbe sagt: man kann die Muselmannen in Algerien in zwei Lager theilen, in solche, welche in den Städten ansässig sind, und in solche, die ein mehr oder minder nomadenartiges Leben führen. Die ersteren haben zum großen Theile nur eine Frau, aber Alles, was unter dem beweglichen Dache des Filz- oder Leinwandzeltes lebt, huldigt der Vielweiberei. Herr Berbrugger theilt eine Auseinandersetzung mit, welche ein vornehmer Häuptling, der zweimal Europa besucht hat und sich einer mehr als gewöhnlichen Bildung erfreute, einer französischen Dame machte, als sie ihm das Unmoralische der Polygamie vorrückte. Sehr vernünftig fängt er vor Allem damit an, daß die Franzosen in höherem Grade Vielweiberei haben als die Muhamedaner, daß sie nur eine andere Form annimmt, dann aber erklärte, diese an sich unbedeutende Beschuldigung fallen lassen zu wollen und nur die vornehme Dame zu bitten, sich für eine kurze Zeit als die Frau eines wohlhabenden arabischen Nomaden zu betrachten, er sei überzeugt, daß sie sehr bald die Vielheit der Frauen nicht tadeln, sondern wohl die erste Anregung dazu geben werde, daß ihr Gatte noch mehrere Frauen nähme, falls er nicht von Hause aus geneigt wäre, ihr Nebenbuhler zu geben. Sie werde die Richtigkeit seiner Behauptung gewiß zugeben, sobald sie die Verhältnisse kennen gelernt haben würde, unter denen die Nomaden existiren.

„Unsere Nomadenwohnungen sind von wenig Bequemlichkeiten erfüllt, sie haben keine festen Wände, nichts ist überhaupt fest darin, selbst die Kasten sind nicht von Holz, sondern von Fellen gemacht. Unsere größten Kostbar-

keiten, ja selbst unser Leben, ist nur dann einigermaßen sicher, wenn viele und besonders vertraute Leute uns umgeben. Da aber Sklaven oder gemiethete Diener niemals zuverlässig sind, so leisten wohl nur die Frauen der Bedingung, eine sichere Wache zu geben, ein Genüge.

„Bei unserem Leben in Wüsten und Thälern umherschweifend, giebt es weder Müller noch Bäcker, weder Tuchmacher noch Schneider, keine Leineweber und keine Nätherin, keinen Holzhändler und keinen Wasserträger, und es kann begreiflicherweise alle diese nützlichen Gewerbszweige nicht geben. Sie, meine schöne Frau, mit mir oder einem anderen reichen Kabylenhäuptling verheirathet, würden das Getreide ausdreschen und reinigen, würden es zerstampfen und zu Mehl machen, würden einen Teig daraus machen und ihn backen müssen, wozu selbstverständlich noch alle anderen Küchenarbeiten kommen würden. Sie würden aber auch genöthigt sein, die Kühe und Schafe zu melken und aus ihrer Milch Butter und Käse zu bereiten, Sie würden die Wolle Ihrer Heerden herrichten und reinigen zu den Filzdecken Ihrer Zelte, Sie würden einen andern Theil spinnen und weben müssen, um Zeuge zu gewinnen und aus denselben Kleider für Ihren Mann, für sich und für Ihre Kinder zu fertigen.

„Wenn die kleine Colonie ihren Standpunkt verläßt, um neue Futterplätze für ihr Vieh zu suchen, was alle 5 bis 6 Tage geschehen muß (Sie sehen, daß das 60 oder 70 Mal im Jahre geschieht und Sie also unaufhörlich in Bewegung sind), so müssen Sie die Zelte vorher abschlagen, Packete aus Ihrer beweglichen Habe bilden, Alles zusammenschnüren und auf die Kameele laden, und wenn sich der Zug in Bewegung setzt, müssen Sie mitten in dem furchtbaren Staube, den er erregt, einhergehen, die Thiere leiten und antreiben, damit sie nicht falsch gehen und damit sie auch schnell genug gehen.

„Ohne Zweifel ist Ihnen das anmuthige Bild Rebekka am Brunnen bekannt, wenigstens ist es durch den Kupferstich Tausende von Malen vervielfältigt. Die Tochter des Laban trägt den großen Thonkrug mit Wasser auf ihren Schultern. Sie tränkt nicht nur Isaak's Knecht und seine Begleiter, sondern auch die dürstenden Kameele an dem Brunnen, der zuweilen weit genug von dem Duar entlegen ist, aber auch die eigenen Heerden müssen auf solche Weise getränkt werden, falls nicht statt eines Brunnens ein Bächlein da ist, welches der Mühe überhebt. Die großen mit Wasser gefüllten Gefäße aus der Tiefe des Brunnens heraus zu holen, ist kein Vergnügen, sondern eine schwere Arbeit, und wenn Sie, geehrte Frau, mit Staub und Schweiß bedeckt von dieser schweren Arbeit nach Hause kommen, werden Sie sich wahrlich nicht malen lassen. Ihre kothigen Beine, Ihre vom Wasser triefenden Kleider würden, wenn der Pinsel des Malers treu

wäre, kein anziehendes Bild geben, und Sie selbst würden bald einsehen, wenn Sie unter uns lebten, daß es nicht anders sein kann, daß der Gatte, auch wenn er Sie über alles liebte, keinen Antheil an den Beschwerden Ihres Daseins nehmen, es durch seine Hülfe erleichtern könnte, ohne die Achtung, die Ehrerbietung einzubüßen, welche man ihm als Familienoberhaupte und als tapferem Manne, als Vertheidiger des Duars schuldet. Er darf nicht helfen, wenn er es auch noch so gerne wollte.

„Der Mann hat seine eigene Aufgabe, welche auch keine leichte ist. Sein Fuß muß immer im Steigbügel, seine Hand muß am Gewehr, sein Aug' und Ohr muß überall sein, so um Weideplätze aufzusuchen, welche bestimmt sind diejenigen zu ersetzen, auf welchen das Futter anfängt seltener zu werden, er muß die Absichten des Feindes durchschauen und zu vereiteln wissen, er muß der List durch eine andere List zuvorkommen, er muß sich mächtige und kräftige Verbündete zu verschaffen wissen, welche im Stande sind, seine Sache zu der ihrigen zu machen, so wie er bereit zu jeder Hülfe sein muß, und solche Verbündete verschafft er sich in derselben Weise, wie sonstmals die hohen Herren thaten durch Verheirathung mit gleich Mächtigen oder Mächtigeren.

„Das Leben des Mannes ist kein gar zu erfreuliches, nicht nur der Feind, der mit Feuerwaffen versehen zu Roß daher kommt, um seine Heerden wegzutreiben, seine Frauen und Kinder in die Gefangenschaft zu führen und zu verkaufen, auch der Schakal und der Löwe, der Panther und die geflügelten Raubthiere sind gefährliche Feinde, müssen von ihm aufgesucht und verscheucht werden und er ruhet nicht auf Rosen, während seine Frauen für ihn arbeiten, sondern er arbeitet für sie eben so schwer, wenn auch in anderer Weise. Und ich komme zurück auf meine ersten Worte, Sie selbst werden wünschen, vielleicht verlangen, daß Ihr Mann mehrere Gattinnen nähme und Sie würden vielleicht bedauern, daß er nicht mehr als vier nehmen darf."

Bei eben diesen Stämmen finden wir, so lange sie als Städtebewohner leben, nur eine Frau, und es scheint ihnen selbst dieses vollkommen genügend; denn das Verhältniß ist hier ein ganz anderes. Die Frau des Städters bedient nicht, sie will bedient sein, selbst wenn sie in einer ziemlich untergeordneten Stellung lebt. Wo eine Frau im Hause, müssen Sklavinnen sein, und jede Frau fordert ihre eigenen Sklavinnen, das ist ein theurer Luxusartikel, er kostet mehr als Broche und Ohrgehänge, als Shawls und seidene Kleider, und er ist nicht wie dies ein Capital, welches keine Zinsen trägt, sondern im Gegentheil ein Capital, welches hoch verzinst werden muß.

Die Monogamie ist allerdings das Ideal der Vereinigung von Mann

und Weib für das ganze Leben, und wenn die Ehen alle so wären, wie die Brautleute sich dieselben vorstellen, so würde der alltägliche Ausdruck — ein Leben wie im Paradiese — gerade das Richtige dafür sein. Aber von beiden Seiten wird gegen die gesunde Vernunft so unendlich oft gesündigt, daß es gar kein Wunder ist, wenn statt des gehofften Glücks eitel Unglück aus der Verbindung resultirt. Das zu nahe Beisammensein ruft eine Menge von Unbequemlichkeiten hervor, die äußerst nachtheilig gegen das gehoffte Glück auftreten. Die junge Frau, welche vor dem Bräutigam stets elegant und geputzt erschienen, läßt sich vor dem Gatten sehr bald im fleckigen Unterrock und mit herabhängenden Strümpfen sehen. Sie, welche durch die bloße Erwähnung dessen, was sie täglich thun muß, schon empört worden wäre, sie thut dies jetzt sonder Scheu in Gegenwart des Mannes. Sie trägt ein Kind in ihrem Schooße, und was ihrem Gatten zum höchsten Entzücken gerathen könnte, das schlägt in das Entgegengesetzte um, weil die junge Frau anfängt sehr bequem zu werden und sich nicht mehr genirt.

Der Herr Gemahl sucht Zeitvertreib außer dem Hause, vielleicht den allerunschuldigsten, er will ungenirt mit seinen Freunden plaudern und Cigarren rauchen, die Frau glaubt das nicht, sie wird eifersüchtig und sie ergreift daher das beste Mittel, um den Mann ganz aus ihrer Nähe zu verscheuchen, es kommt zu harten Worten und die geträumte Harmonie der Seelen — das irdische Paradies — ist für immer zerstört.

Im Orient ist es besser, denn die Frau verlangt nicht, daß der Mann ihr seine ganze Zeit, ihr seine ganze Existenz widme. Unter den reichen Engländern ist es auch besser, denn es herrscht ein strenges Decorum. Mann und Frau kommen nur in schönster Toilette zusammen, sehen sich nie in einer Kleidung, welche jeder der beiden Gatten für unanständig halten würde und die er doch gerade seinem Gatten gegenüber immer wieder von neuem zeigt. Wenn also die Ehe in dem christlichen Sinne, die Ehe zwischen einem Manne und einem Weibe, nicht ihren Zweck erfüllt, wie es leider meistens der Fall ist, so liegt die Schuld nicht in dem Institut der Monogamie, sondern in dem Menschen.

Die sonderbarste Form der ehelichen Verbindung ist die der Vielmännerei, welche, wie bereits bemerkt, in dem Thybetanischen Hochasien vorkommt. Die bereits angegebenen Gründe, das Verbot, die Töchter mit niedriger Gebornen zu verheirathen, führen zu dieser Form, welche auf keine Weise auch nur einen geringen Anschein von Entschuldigung zu beanspruchen vermag, sie ist aber in manchen Ländern doch verbreitet, so z. B. außer in den Gebirgen von Thybet auch noch auf der ganzen Küste Malabar und bei mehreren Negerstämmen. Die Nachbarn der Chinesen, die Thybetaner, pflegen so zu heirathen, daß eine Frau (ein Mädchen) die sämmtlichen

männlichen Mitglieder einer Familie heirathet. Vor allen Dingen alle Brüder, demnächst aber auch die Onkel und Neffen, so daß daraus eine, man möchte sagen bodenlose Verwirrung entsteht. Anders ist dieses auf der Malabar-Küste und auf Ceylon, wo die Frauen wählen, wen sie heirathen wollen, nicht zwei oder drei Brüder nehmen müssen, sondern wählen, wen sie wollen, wer ihnen wohlgefällt. Dort können sie zwölf rechtmäßige Gatten, einen nach dem anderen heirathen, und theilen sich die Männer in Thybet tageweise ein, so daß z. B. wenn sieben Männer vorhanden wären, jeder einen Tag in der Woche sein nennen würde, so findet dagegen in Indien eine andere Eintheilung nach dem bekannten Wahlspruch „dem Erstbesitzenden gehört die Welt" statt. Derjenige, der zuerst bei seiner Gattin ist, stellt seinen Speer und seinen Schild vor die Thüre und ist nun so sicher wie der verbotene Besuch in einem türkischen Harem, wenn ein Paar Damenpantoffeln vor der Thüre stehen. Jeder von den anderen Gleichberechtigten, der bei der Annäherung an die Thür seiner Gattin dieses Zeichen sieht, zieht sich bescheiden zurück und sucht einen günstigeren Moment zu erhaschen, wo kein Speer oder Schild ihm den Eintritt wehrt.

Leider können wir nicht behaupten, daß eine der beiden als unzulässig zu betrachtenden Eheformen, die Vielweiberei oder die Vielmännerei, in Europa nicht heimisch wäre, nur sind die Formen, unter denen diese Verhältnisse auftreten, ungesetzlich und werden darum als unmoralisch betrachtet; ohne alle Frage gehört es zu den größten Seltenheiten, wenn ein Mann sich mit Wahrheit rühmen kann, nie mit einem anderen als mit seinem angetrauten Weibe in Verbindung getreten zu sein. Die Vielweiberei ist unter den Türken zwar gesetzmäßig erlaubt, aber sie ist gewiß viel seltener, als sie in den großen Städten von Europa ist. In der Türkei kommen auf 1000 Ehen eine Doppel- oder mehrfache Ehe, was auch eigentlich selbstverständlich ist, da die Zahlen des männlichen und des weiblichen Geschlechts doch immer ziemlich gleich sind, nirgends findet ein Verhältniß statt, nach welchem auf jeden Mann zwei Frauen kämen, oder nur die Zahl des weiblichen Geschlechts die des männlichen auch nur um ein Zwanzigtheil überträfe. Wie begreiflich, müssen, damit Einer vier Frauen habe, vier Männer unverheirathet bleiben. Was im Orient die Vielweiberei allein möglich macht, selbst in der höchst geringen Ausdehnung, in welcher sie thatsächlich stattfindet, ist die Einfuhr von Sklavinnen aus benachbarten Ländern.

Das Umgekehrte, die Vielmännerei, so ist sie in Europa ein mit Schande gebrandmarktes Gewerbe, ist aber nicht wenig verbreitet, denn leider leben in allen großen Städten Tausende von diesem schändlichen Gewerbe, abgesehen von denjenigen Fällen, in denen nicht des Gewinnes wegen, sondern aus Neigung zur Sache, die Schranken der Ehe überschritten werden. Der

Staat sucht überall die gesetzmäßige Ehe zu befördern, aber leider kann er nicht die Mittel dazu beschaffen. In Aegypten kostet die Unterhaltung, die Ernährung, die Pflege eines Kindes von seiner Geburt bis zu dem Augenblick seiner Selbstständigkeit nur 16 Thaler (nicht etwa jährlich, sondern für den ganzen Lebensabschnitt des Kindes), in Mitteleuropa muß man mindestens 200 Thaler rechnen, wobei nicht vergessen werden darf, daß diese 200 Thaler ein so niedriger Preis sind, daß schwerlich eine Familie übernehmen wird, das Kind bis zu seinem 16. Jahre zu ernähren, denn es kommt die Summe von 12 Thalern auf ein Jahr. Daß sich gewissenlose Schurken dazu hergeben werden, gegen vollständige Erlegung dieser Summe Pflege und Beköstigung zu übernehmen, unterliegt keinem Zweifel, sie benutzen die dargebotenen 200 Thaler zu anderen Zwecken, und lassen das Kind dem Elend und Hunger erliegen. Dieser Fall kann aber natürlich nicht gemeint sein, sondern nur der der wirklichen Erfüllung einer übernommenen Pflicht.

Der Verfasser hat einen unglücklichen Beamten, welcher seiner Schulden wegen mit Entlassung bedroht war, einen Etat entwerfen sehen, um zu beweisen, daß er mit dem Gehalt, den ihm der würtembergische Staat anwies, nicht auskommen könne. Hierbei berechnete er für jedes seiner fünf Kinder täglich 10 Kreuzer, und dies ist schon das Dreifache der oben angegebenen Summe von 12 Thalern pro Jahr. Der Trost, den ihm der Minister mittheilte: „Se hättet ebe net heirathe solle — ledig weret Se scho auskomme" (Minister Fellnagel), war allerdings nicht sehr groß; denn da die fünf Kinder à 10 Kreuzer sein ganzes Einkommen von 300 Gulden absorbirten, so wäre auch der Mann allein kaum mit 300 Gulden ausgekommen, aber die kleine Rechnung beweist, wie schwer es ist, selbst in einem so wohl cultivirten Lande wie Würtemberg und bei so geringen Preisen, wie sie die Lebensmittel daselbst haben, eine Familie zu gründen, wie viel mehr muß dieses nun der Fall sein in anderen Ländern oder in großen Städten, wo Alles hoch im Preise steht, was zum menschlichen Unterhalt nöthig.

Dieses ist ein Hauptgrund des ehelosen Lebens, zu dem nun noch die Standesvorurtheile kommen, die Meinung nämlich, durch seine Stellung gezwungen zu sein, einen Luxus zu treiben, welcher über die Mittel, die man aufzuwenden hat, weit hinausgeht. Die Frau verlangt eine Wohnung von solcher Ausdehnung, Kleider von solchem Stoff und solcher Weite, wie die Frau Regierungsräthin trägt, „was ist denn die Frau Regierungsräthin mehr als ich?" so fragt die Frau ihren lieben Mann, „Du bist ja auch schon Assessor und wirst auch Regierungsrath werden, warum soll ich denn hinter jener zurückstehen, noch dazu ist mein Vater Obrist und ich bin von Adel, ihr Vater aber ist nichts weiter, als ein durch kleine Semmeln reich gewordener Bäckermeister."

Die gnädige Frau hat ganz Recht, obwohl der Gehalt ihres Mannes nur 500 Thlr., das Einkommen der Tochter des Bäckers aber 2000 Thlr. jährlich beträgt. Unsere Zeiten sind einmal so thöricht, daß man die Frau des Assessors mit höchst verächtlichen Blicken ansehen würde, wenn sie nicht ihrem Stande gemäß kostbare Moiréekleider, sondern ihrem Einkommen gemäß Kattunkleider tragen würde, und so dürfte es denn kein Wunder sein, wenn ein vernünftiger Mann, der ein Einkommen von 1000 Thalern hat, erklärt: so gerne er heirathen würde, so könnte er es doch nicht, da seinem Range nach zu leben das Doppelte erforderlich sein würde und er nicht mehr jung genug sei, um zu hoffen, daß eine reiche Erbin ihm ihr Hand geben werde.

Das sind die socialen Uebel, welche mit der Civilisation Hand in Hand gehen, wovon die Naturvölker durchaus nicht berührt werden. Männer wie Frauen bei denselben unterscheiden sich gleichfalls durch Kleidung und Schmuck, aber nicht durch theuer gekauften und nicht bezahlten, wie die europäischen Schuldenmacher, sondern durch selbstgefertigten, durch Zeuge, deren Kostbarkeit in dem feinen Flechtwerk des Gewebes, in der Zierlichkett der Muster, in der Schönheit der Farben beruht.

Wenn unsere Frauen so handelten, so würde manch eine mehr unter die Haube kommen, aber freilich darf man nicht vergessen, daß im Laufe der Jahrhunderte Alles schlechter wird, Alles schneller und schneller sich abnutzt, sogar die Zeit selbst, sie hat gar keinen rechten Werth mehr. Himmel, was konnte sonstmals zu des Verfassers Jugendzeiten eine Hausfrau thun! Während des Winters wurde im Hause gesponnen, im Frühling gab man das Gespinnst dem Leinweber, während des Sommers bleichte die Frau Regierungsräthin oder Schulräthin ihr Gespinnst selbst und nahm die Frau Bürgermeister mit auf die Bleiche, um ihr die schöne Leinwand zu zeigen, alle Hemden für die Familie konnten von der Frau vom Hause genäht, alle Strümpfe konnten von ihr gestrickt werden u. s. w. u. s. w. Wie wäre dies jetzt möglich? Die Zeit hat all' ihren Werth verloren, sie ist abgenutzt, sie hält nicht mehr, sie zergeht unter den Händen wie Zunder. Aber der langen Rede kurzer Sinn ist immer wieder die für den Bestand des Staates so unerläßliche Form der Verbindung der beiden Geschlechter, die Ehe wird durch die übertriebenen Anforderungen, welche man an das Leben macht, immer schwieriger, immer minder ausführbar, und dieser entsetzliche Zustand ist wohl geeignet, die Besorgnisse des Staatsmannes zu erregen und ihn nach einer Abhülfe suchen zu lassen. Das Hülfsmittel, welches die Naturvölker haben, reicht leider für die civilisirten Staaten nicht mehr aus; denn der Unterschied der Stände und das damit verbundene Bestreben, etwas Höheres zu scheinen als man ist, reicht leider bereits bis in den Bauernstand

hinein, schon dort ist der Doppelbauer dem Bauern überlegen, so wie dieser dem Halbbauern, der wieder mit dem Kossäthen oder Käthner keine Gemeinschaft hat. Der Standesunterschied wird hier durch einige Morgen Land bedingt, aber er wird strenger aufrecht erhalten als bei der Adelsaristokratie, bei welcher der Graf sich nicht erniedrigt fühlt, wenn sein Sohn eine Baronesse oder überhaupt ein Fräulein von altem Adel heirathet, indessen der Doppelbauer die Anmuthung, seinen Sohn die Tochter eines Bauern heirathen zu lassen, mit der größten Verachtung von sich weist und seinen Sohn lieber zu Grunde gehen sieht, als daß er zu einer solchen Mesalliance seine Einwilligung gäbe.

Die Sprache.

Ein besonderes Eigenthum des Menschen, ein denselben vor allen anderen lebenden Geschöpfen auszeichnendes, ist die Sprache.

Man spricht viel von der Sprache der Thiere, man bildet sich wohl ein, daß jede Thiergattung ihre eigene Redeform habe, denn man bemerkt Töne der Freude, des Schmerzes, des Zornes, der Furcht, welche bei demselben Thiere stets in derselben Weise wiederkehren, aber die Stimme der Thiere ist unveränderlich und unter denselben Umständen immer die nämliche, indessen die Töne des Menschen nicht nur nach Nationalitäten oder Welttheilen oder Zonen dieser Welttheile sich höchlichst von einander unterscheiden, sondern dieses schon stattfindet bei demselben Volke und der nämlichen Sprache, aber verschiedenen Individuen, ja sogar bei demselben Individuum, da die nämliche Empfindung auf verschiedene Weise kund gegeben werden kann. Eine Sprache der Thiere, so wie der Mensch sie hat, gab es nur in den Zeiten der Fabeln. Als Aesop seine schönen Lehren in das Gewand der Thierfabeln kleidete, da sprachen Füchse und Raben, Löwen und Bären mit Menschen, als ob sie Gymnasien und Universitäten besucht hätten. Der Dichterphantasie ist dieses wohl erlaubt, der Dichter kann auch Bileam's Esel sehr vernünftig mit seinem Herrn sprechen lassen, aber in der Natur findet dergleichen nicht statt. Unsere Sprache ist folglich von der Thiersprache so weit verschieden, daß der Vergleichspunkt gänzlich verloren gegangen ist.

Schon eines unterscheidet Thiere und Menschen hinsichtlich der Sprache auf eine Weise, welche gar nicht schärfer bezeichnend gedacht werden kann. Das Thier hat *seine* Sprachart, der Mensch muß sie *lernen*. Erziehe man einen jungen Hund ganz ohne irgend welche Verbindung mit seines Gleichen, so wird er bellen, knurren, winseln, wie es Hunde thun, bringe man einen Canarienvogel aus dem Neste in ein einsames Gemach, so wird

er mit eintretender Reife zwitschern und singen, als wäre er mit seinen Eltern in der nämlichen Hecke geblieben und wenn man einen jungen Hund und eine gleich junge Katze zusammen erzieht (abgesondert von allen verwandten Thieren), so wird der Hund doch niemals miauen oder spinnen oder schnurren, die Katze niemals bellen oder heulen lernen.

Der Mensch kann keine Sprache von selbst. Das Kind des Norwegers, einer italienischen Amme übergeben, wird, falls die Eltern sich nicht besonders darum kümmern, sehr bald, und wenn das Kind etwa gar nach Italien gebracht wird, noch viel schneller und zwar vollkommen italienisch sprechen lernen, ja selbst die organischen Fehler, welche einzelne Nationen zu haben scheinen, indem die Zunge ihnen für einzelne Buchstaben den Dienst versagt, zeigen sich als angelernt; denn das Kind des Engländers, welches ohne Einfluß der Eltern in Italien oder Frankreich erzogen worden, wird das g und das th, welches der Engländer nicht ausspricht, sehr wohl aussprechen lernen, so gut wie das Knäbchen eines Westphalen unter denselben Umständen nicht mehr chut statt gut sagt, nicht mehr schwarz, sondern schwarz spricht u. s. w.

Aber es wäre wohl der Mühe werth, zu erforschen, welche Sprache ein Paar Menschenkinder annehmen würden, sich erfinden würden, wenn man dieselben in eine Lage versetzte, in der sie durchaus keine Sprache hörten. Die Sache wäre möglich, wiewohl grausam, und das Experiment würde immerhin von langer Dauer sein, man dürfte sich nur eine recht glücklich gelegene Insel aussuchen, auf dieser ein Paar oder mehrere Paare europäischer Kinder mit ihren männlichen und weiblichen Pflegern bringen, sie mit allen nöthigen Mitteln reichlich versehen, um ihnen ein angenehmes Leben zu sichern, so daß sie auch gerne den ihnen gegebenen Obliegenheiten nachkämen, aber freilich müßten sie sämmtlich stumm sein, denn das Verbot des Sprechens würde bei der Neigung des Menschen zu Mittheilungen schwerlich viel fruchten.

Die Sage erzählt, daß ein ägyptischer König Psammetich einen solchen Versuch gemacht. Herodot, der über denselben berichtet, erzählt, daß der Versuch gemacht sei, um zu erfahren, welches Volk und welche Sprache zuerst erschaffen worden sei. Zwei neugeborene Kinder seien einer Hirtenfamilie übergeben und dieser auf das Strengste befohlen worden, kein Wort mit ihnen zu sprechen, dagegen darauf zu achten, welches Wort zuerst aus ihrem Munde gehört werden würde.

Nach einiger Zeit hätten die Hirten berichtet: als sie sich den Kindern genähert, hätten dieselben die Händchen ausgestreckt und verschiedene Male laut gerufen: Bekos, Bekos! und da dieses Wort nun in der Sprache der Phrygier Brod heiße, so habe man geschlossen, daß die phrygische Sprache und also die phrygischen Völker die ältesten seien.

Der Bericht geht sehr in's Einzelne. Die Kinder sollten in einer Hütte einsam gelassen und nur durch zu ihnen gebrachte Ziegen genährt werden, erst nach Verlauf von zwei Jahren sollten die Hirten sich ihnen zeigen, und hierbei geschah das Erwähnte. Nach einer anderen Mittheilung, die Herodot machte, die er aber für unwahrscheinlich hält, sollten die Kinder mehreren Frauen übergeben worden sein, denen man die Zunge ausgeschnitten, um sie stumm zu machen und um den Versuch frei von aller äußeren Störung zu halten. Bei der Grausamkeit und Schonungslosigkeit der alten Völker, bei der gänzlichen Nichtachtung von Menschenwohl und Menschenleben ist übrigens gerade diese Angabe die wahrscheinlichere, man hat für die Kinder nicht nach Stummen gesucht, sondern man hat Stumme gemacht.

Die Geschichte an sich klingt so abenteuerlich, daß wir wohl nicht den geringsten Werth darauf zu legen haben, aber wenn sie wirklich ausgeführt worden ist, so ist sie doch auch nicht im allerentferntesten beweiskräftig. Wollte ein Despot grausam genug sein, um dergleichen Abscheulichkeiten durchzuführen, so müßte er viele Kinder beiderlei Geschlechts in die zu Anfang gedachte Lage setzen und müßte nicht nur erwarten, was sie sich für eine Sprache erfinden würden, sondern in welcher Weise ihre Kinder und Kindeskinder fortschreiten und die Sprache fortbilden würden. Wir sehen also, das Experiment wäre von sehr langer Dauer. Aber wir würden auch dann nichts weiter erfahren, als das vereinsamte, nicht unterrichtete Menschen im Stande sind, eine Sprache ihren Bedürfnissen entsprechend zu schaffen, ob wir damit die Ursprache haben würden, ist sehr zweifelhaft.

Es läßt sich sehr wohl die Frage aufstellen, ob nicht überhaupt die Sprache etwas Offenbartes sei, etwas Heiliges, das Gott den ersten Menschen unmittelbar eingepflanzt. Man spricht von einer Offenbarung alles Wissens. Nach den Talmudisten soll Adam ein Meister alles Wissens eben durch die Offenbarung gewesen sein, und die Gesammtmasse unserer jetzigen Gelehrsamkeit ist nichts weiter als ein Ueberbleibsel aus jener glücklichen Zeit, aber von der Sprache sagt weder der Talmud noch jene ältere mosaische Urkunde irgend etwas, die Sprache wird als vorhanden vorausgesetzt. Gott lehrt die Menschen im Paradiese keineswegs sprechen, sondern er spricht mit ihnen und sie verstehen ihn. Die Bibel setzt das Vorhandensein der Sprache voraus und hat in Beziehung auf die Sprache überhaupt nur eine klare Anführung, die nämlich über die Vernichtung der Spracheinheit, welche als Strafe für den Hochmuth auferlegt wird, den die Menschen zeigen, als sie ein Werk von ihrer Hand bis zu den Wolken führen wollen. Der Thurm von Babel soll sie zusammenhalten und er wird gerade ein Mittel sie zu zerstreuen.

Ist nun die Sprache nicht eine angeborene, wie bei dem Vogel, bei dem Hunde, überhaupt bei jedem lautgebenden Thiere (denn dadurch würde der viel erhabenere Mensch ja zum Thiere herabgewürdigt), ist sie ferner auch keine Offenbarung, wofür weder ein schriftliches noch irgend wie beglaubigtes historisches Zeugniß vorliegt, so bleibt uns nichts übrig, als daß sie eine menschliche Erfindung sei, in voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach erworben sowohl, als ausgebildet, wie Jakob Grimm mit überzeugenden Gründen darthut.

„Die sprache ist unsere geschichte, unsere erbschaft. Das, was wir sind, wodurch wir uns von allen thieren unterscheiden, führt im sanscrit den bedeutsamen namen manudscha, welcher auch vorzugsweise in unserer deutschen sprache bis auf heute sich erhalten hat, gothisch manniska, althochdeutsch mannisco, neuhochdeutsch mensch. Und so durch alle mundarten. Dies wort darf mit gutem grund auf einen mythischen ahnen, den auch schon Tacitus bezeugt, Manna, Mannus, auf einen indischen könig Mannas zurückgeleitet werden, dessen wurzel man d. h. denken, ist, und wozu unmittelbar auch manas, griechisch menos, deutsch mensch, gehört."

Verfolgen wir weiter, was der große Forscher über diesen Gegenstand sagt, so können wir dasselbe in Folgendem zusammenfassen:

Die menschliche Sprache, ein Gegenstand der Erfindung, Um- und Ausbildung, ist eine Errungenschaft der Menschen und ist eine freie Entfaltung ihres Denkens. Alles, was die Menschen sind, haben sie Gott zu verdanken, Alles, was sie erringen, was sie werden, sich selbst. Der Schöpfer hat die Seele, d. h. die Kraft zu denken, und er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden, in uns gelegt. Die Kraft zu denken ist da, die Fähigkeit zum Sprechen gleichfalls, aber um Beides zu können, muß der Mensch Beides lernen und bilden.

Aber nicht abgesondert für einzelne Menschen steht das Denken und die Sprache da, sondern alle Sprachen sind eine Gemeinschaft, und ihre Mannigfaltigkeit soll nur den Ideengang vervielfältigen und beleben. Das Menschengeschlecht erneuert sich ewig in stets wiederkehrendem Wechsel, aber es trägt seinen köstlichsten Erwerb, die Sprache, von Generation zu Generation auf die Nachwelt.

Der Säugling vernimmt die ersten Töne von der sanften und weichen Mutterstimme, sie prägt sich am frühesten seinem Gedächtniß, welches noch ein unbeschriebenes Blatt ist, ein, darum heißt sie die Muttersprache, sie vermittelt unsere Anhänglichkeit an Heimath und Vaterland, und was von einzelnen Geschlechtern und Stämmen gilt, daß ist auch gültig von dem ganzen Menschengeschlecht. Ohne Sprache, ohne Dichtkunst und ohne die zur rechten Zeit sich einstellenden Erfindungen der Schrift und des Bücherdruckes würde die beste Kraft der Menschheit sich ermattet und verzehrt haben.

Auch die Schriftzeichen hat man als von Göttern kommend darzustellen gesucht, wie denn überhaupt der Mensch, besonders in früheren Zeiten, wo er noch die Gottheit sich so nahe glaubte, daß er mit ihr jeden geistigen und körperlichen Umgang pflegte (daher die vielen Göttertöchter und Söhne von menschlichen Weibern geboren), sehr geneigt war, jede große Erfindung, deren Erhabenheit ihm einleuchtete und deren er sich selbst nicht für fähig hielt, den Göttern zuzuschreiben.

Aber die Erfindung der Schriftsprache zeigt sich gerade wie die der Lautsprache einer Vervollkommnung fähig und dies ist immer ein sicherer, ein unumstößlicher Beweis eines nicht göttlichen, sondern menschlichen Ursprunges. Ein Gott, selbst etwas Vollkommenes, kann nichts Unvollkommenes schaffen. Als Geschenk der Götter mußte jede Sprache vollkommen, und mußte eine Verbesserung jeder Art ganz unmöglich sein, und da dieses nicht der Fall, so leuchtet der menschliche Ursprung der Sprache ein, nur frägt es sich bei der Verschiedenheit der Sprachen, ob sie alle von einem Paare abstammen können.

Grimm sagt: es sei anzunehmen, daß Mann und Weib vollwüchsig und fortpflanzungsfähig erschaffen worden, ohne Kindheit; denn der Vogel setze nicht das Ei, die Pflanze nicht ihr Samenkorn, sondern umgekehrt, das Ei den Vogel, das Korn die Pflanze voraus. Das Kind, das Ei, das Samenkorn sind Erzeugnisse, setzen Erzeuger voraus, der erste Mensch war also nie ein Kind, aber das erste Kind hatte einen Vater, eine Mutter, nicht erzeugt, sondern erschaffen.

Geben wir dies nun unbedenklich zu, so finden wir, daß die schöpferische Kraft, welche ein Paar entstehen lassen konnte, auch mehrere, auch viele Paare entstehen lassen konnte. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß eben diese schöpferische Kraft sich damit begnügt habe, ein Gras, ein Rohr, eine Doppelpalme zu schaffen, es ist ebenso unwahrscheinlich, daß alle Gräser, welche jetzt in Wiesengestalt halbe Welttheile bedecken, von einer Pflanze abstammen, wie es unzweckmäßig wäre, und die Gottheit vermag nichts Unzweckmäßiges zu schaffen.

Wendet man diese Frage auf den Menschen an, so ist es noch unwahrscheinlicher, daß derselbe nur in einem Paare geschaffen worden, schon deshalb, weil es möglich gewesen, daß die Vermehrung durch mancherlei Umstände gehindert worden wäre. Die erste Mutter hätte ja lauter Söhne gebären, sie hätte sogar eine ganz unfruchtbare Ehe führen können (nicht sie wäre unfruchtbar gewesen, sondern nur ihre Verbindung, ein Fall, der sehr häufig eintritt, wobei eine Scheidung durch die Gesetze befürwortet dieselbe trennt, und bei einer neuen Verbindung beide Theile den Beweis

liefern, daß sie nicht unfruchtbar waren, sondern nur ihre persönliche Verbindung dem Zweck der Ehe nicht entsprach).

Wenn aber mehrere Menschenpaare neben einander erschaffen wurden, so ist auch der Ursprung und die Ausbildung der Sprache nnd ihrer Verhältnisse sofort und viel leichter erklärt, als wenn ein Paar vorhanden gewesen sein soll.

Den ältesten Sprachtypus stellen uns Sanskrit und Zend in ihrer größten Reinheit dar und in einer schönen, wohlgefälligen, bewunderswerthen Vollendung der Form. Noch das alte Griechische und Lateinische ist davon durchdrungen, durch die neueren Dialekte aller dieser Sprachen (der indischen, persischen, neugriechischen und romanischen) sind diese Schönheiten bereits bedeutend gesunken.

Anfangs mögen sich die Worte auf das Allereinfachste und Ungesuchteste an einander gereiht haben, späterhin erst bildeten sich Beugungen und Abwandelungen aus. Vielleicht giebt uns die chinesische Sprache noch einen Begriff von der ersten ursprünglichen, sie kennt nämlich Abwandelung, Beugung und Umbildung der einzelnen Worte gar nicht, ihre Worte sind auch einsilbig, kurz, und wenn man mit dem Begriffe paradiesisch alle irdische Vollkommenheit bezeichnet so hat die Sprache keine Paradieseszeit gehabt; denn gerade am Anfange fehlte ihr jede Vollendung, sie war zwar klangvoll, melodisch, aber sie war, weitläufig und ohne eine feste Basis. In der Zeit ihrer mittleren Ausbildung zeigte sie sich vielleicht am schönsten, gedrungen und voll poetischer Kraft, die neue Sprache hat beträchtlich an Schönheit und Klang verloren, aber sie vermag durch die Fülle ihrer Mittel und durch die Harmonie, welche in ihr liegt, mehr und Größeres zu leisten. So sehen wir es wirklich an Beispielen, welche vorliegen. Wir haben eine alte indische Sprache und mehrere neue, wir haben eine altpersische und neuere Dialekte derselben. Das nämliche gilt von der griechischen, von der lateinischen und von der deutschen Sprache, diese alle haben Wandlungen wie die gedachten durchgemacht, und bei allen ist nachweisbar, daß eine ursprüngliche Vollkommenheit nicht stattgefunden, sondern daß eben diese so wie alle uns sonst bekannt gewordenen Sprachen eine mannigfaltige Umgestaltung erlitten haben.

Ist die Erschaffung des Menschengeschlechts, als aus einem Paare herstammend, höchst unwahrscheinlich, so wird damit die Erzählung von der Verwirrnng der Sprachen in gleichem Grade unwahrscheinlich; denn die Ungleichheit der Sprachen war eben deswegen von Hause aus vorhanden, weil viele Menschen an vielen verschiedenen Punkten unabhängig von einander erschaffen wurden und sich in Folge dessen ein Stamm abgesondert von dem andern seine Sprache bildete. Aber auch ein und dasselbe Volk, wie eine und die nämliche Sprache verändern, verwandeln sich durch die auf sie einwirkenden

Verhältnisse. Nehmen wir an, die ältesten Bewohner der Schweiz, diejenigen, deren Pfahlbauten das letzte Jahrzehnt in den Schweizer Seen aufgefunden hat, hätten sich eine Sprache gebildet, welche in ihrer Heimath vollkommen ausreichend gewesen wäre, indem sie alle Bedürfnisse und alle Dinge, welche dort vorkamen, genügend bezeichnete; nehmen wir ferner an, ihre Zahl habe sich so vermehrt, daß es ihnen an Platz zu mangeln begonnen habe und sie zur Auswanderung geschritten seien, ein Theil nach dem kälteren Norden, ein anderer nach dem wärmeren Süden, so wird schon daraus sich als natürlich ergeben, daß die Sprache, welche beide Abtheilungen mitgenommen haben, sich nach den Himmelsgegenden, denen sie sich zuwenden, auffallend verändert. Beide wandernde Theile finden eine Menge neuer Erscheinungen vor sich aber durchaus nicht dieselben, sondern auffallend verschiedene, die Sprache wird bereichert, aber sie wird dem Urstamme schwer verständlich und die Zweige dieses Urstammens verstehen sich bald gar nicht mehr. Beispiele dafür geben uns in den hochgelegenen Thälern von Tyrol wohnende Abkömmlinge der alten Germanen, welche, wie es scheint, bei dem Zuge gegen die Römer hier zurückblieben, oder bei den Schlachten in der lombardischen Ebene gegen die Berge hin geflohen sind. Sie haben sich zum Theil mit der italienischen Sprache bekannt gemacht, aber ihre urdeutsche Sprache ist noch in Jedermanns Munde und ist für jeden Anderen als für sie selbst völlig unverständlich.

Ja wir brauchen gar nicht einmal in so weite Fernen zurückzugehen. Wir haben Gedichte in der deutschen Sprache, welche vielleicht 500 Jahre alt sind und schon von keinem Leser, der nicht zu den Geweihten, zu den Sprachforschern gehört, verstanden werden können, und unsere deutsche Sprache ist bereits in so viele Dialekte zerspalten, daß es schwer wird, dieselben aufzuzählen und diejenigen, welche diese Dialekte sprechen, verstehen zwar den eigenen, aber nicht den fremden. Der Däne bildet sich sogar ein, er habe eine ganz andere Sprache als der Deutsche, der Schwede und der Holländer hat die nämliche Ansicht, während der friesische, der pommersche und der mecklenburger Bauer ihnen beweisen kann, daß ihre Sprache und die seinige dieselbe ist. Freilich unterscheidet die dänische und holländische Sprache sich von der sächsischen, schwäbischen, österreichischen so sehr, wie diese sich unter einander unterscheiden, aber dieselbe Sprache bleibt es immer, wenn schon so auffallende Wortverschiedenheiten vorkommen, wie: Knief und Messer, wie Forke und Gabel, wie Spatz und Sperling, wie Kappe und Mütze u. s. w., aber gerade diese großen Verschiedenheiten sind auf das Vollständigste geeignet darzuthun, wie leicht es möglich sei, daß aus wenigen Sprachstämmen viele Sprachen entstehen; denn daß aus Mütze Kappe wird, ist durchaus nicht weniger wunderbar, als daß die Kappe bei den Franzosen bonnet heißt,

wiewohl auch wieder trotz der scheinbar ganz verschiedenen Worte die Sprachähnlichkeit zu Tage tritt; denn die plattdeutsche Forke ist die lateinische furca, und die französische fourchette, so wie das plattdeutsche Knief zum französischen canif wird u. s. w.

Kommen Völker verschiedenen Stammes zu einander, so ist es durchaus nichts Seltenes, daß Sprache, Sitten und Gebräuche sich in auffallender Weise vermischen, und man erkennt dann noch nach vielen Jahrhunderten diese Mischung ganz deutlich. Ein Beispiel der auffallendsten Art liefern uns die Engländer. In viele kleine, stets auf einander eifersüchtige, stets unter einander im Kriege befindliche Herrschaften gespalten, wurden die alten Briten sehr leicht eine Beute derjenigen, die es der Mühe werth hielten, in ihr Land zu dringen; obwohl durch einen mächtigen und unruhigen Meeresarm geschützt, gelang es doch den Römern, dort festen Fuß zu fassen und die Briten zu besiegen.

Die Provinz lag ihnen zu fern und brachte ihren Statthaltern zu wenig ein, als daß die Römer großen Werth hätten darauf legen sollen. Die seefahrenden Angelsachsen konnten daher in diesem Lande eine fast nur zu leichte Beute finden. Gewaltige Recken, schwergeharnischte Ritter, waren sie nicht leicht zurückzuweisen, so setzten sie sich fest und hielten das Land ein Paar Jahrhunderte, bis ähnliche Horden, ebenso von Seeraub und Länderraub lebend wie sie, bis die Normannen aus dem nördlichen Gallien herüberkamen und nach jahrelangen Kämpfen endlich Sieger, sowohl über das Volk der Briten als über ihre sächsischen Herrscher wurden.

Noch jetzt leben diese drei Völkerstämme neben einander, und zwar könnte man sagen, in der nämlichen Feindschaft; denn das niedere Volk haßt seine Herrscher, seine beiden Besieger bis auf diese Stunde, die beiden Herrschergeschlechter aber hassen und verabscheuen sich unter einander, die Sachsen die Normannen und die Normannen die Sachsen, jeder von beiden hält sich für den vornehmeren und gesteht dem anderen die Gleichberechtigung nicht zu, aber alle haben sich zu einer gemeinsamen Sprache vereinigt, in welcher man die drei einzelnen Sprachen, die gälische, die sächsische und die französische, ganz deutlich findet, wenn auch auf die geschmackloseste Weise entstellt, und zwar so, daß es nicht möglich ist, in der Aussprache das Wurzelwort zu erkennen, während das geschriebene Wort dasselbe unzweifelhaft zeigt. Wer Deutsch und Französisch versteht, kann Englisch fast ohne Anstoß lesen (natürlich nicht nach englischer Aussprache, welche nicht an Regeln gebunden, sondern ganz willkürlich gemodelt ist).

Viele Gegenstände haben eine doppelte Bezeichnung, deutschen sowohl als französischen Ursprungs. Das Schwein heißt swine, das Schweinefleisch heißt du porc, der Ochse heißt bull, das Ochsenfleisch du boeuf, das Kalb

heißt kalf, das Kalbfleisch du veau u. s. w., und es ist durchaus nicht fein, eines für das andere zu gebrauchen und man unterscheidet genau, in welchem Falle das eine und in welchem das andere zu gebrauchen.

Ein Anderes ist es wieder mit dem Uebereinkommen hinsichtlich des Gebrauches des Sprachgemenges. Bei der englischen Mischlingssprache hat der Sieger dem Besiegten die seinige mitgetheilt, bei der sogenannten lingua franca in den Häfen des Mittelmeeres und bei der ligoa geral an den Küsten von Südamerika hat sich das widersinnigste Sprachgemisch von selbst gebildet und ist feststehend geworden, dort aus französischen, spanischen, italienischen, arabischen, türkischen und griechischen Worten, hier aus spanischen, portugiesischen, englischen, holländischen und Negerworten zusammengesetzt.

Die eine wie die andere Sprache ist die in den Küstenplätzen und den Häfen ganz allgemein verstandene, nicht nur der Schiffer, sondern auch der reiche Banquier und der Beamte verstehen dieselbe, man könnte sie fast eine Spitzbubensprache nennen, aber sie liefert den Beweis, welcher Biegsamkeit die Sprache überhaupt fähig ist, wie leicht sie sich ab- und umwandeln läßt und wie sehr der Mensch geneigt ist, mannigfaltige Formen für seine Sprachweisen anzunehmen. Es würde durchaus nicht schwierig gewesen sein auf der Ostküste der portugiesischen, auf der Westküste von Amerika der spanischen Sprache allgemeinen Eingang zu verschaffen, statt dessen ist dieses Gemisch entstanden, welches Niemandem das Lernen erspart, und dasselbe wohl gar schwerer macht als es wäre, wenn es sich um eine einheitliche Sprache handelte. Wir sehen, daß es gar keines babylonischen Thurmes bedarf, um eine Sprachverwirrung zu erklären, kommt nun noch hinzu, daß ein Volk dem anderen gegenüber sich unterwürfig zeigt, so ist die Sprachvermischung, die Sprachumwandlung, ja sogar der Verlust der eigentlichen heimathlichen Sprache erklärt.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verdanken die unglaublich rasche Zunahme der Bevölkerung der Albernheit der Deutschen, welche, gleich jenem sprüchwörtlich gewordenen Esel, auf's Eis tanzen gehen, sobald ihnen zu wohl ist. Sie verlassen ihr Vaterland und wenn sie in dem neuerwählten angekommen sind, verleugnen sie sogar das wirkliche. Die zahllosen Deutschen, welche in Amerika Jahr für Jahr einwandern, könnten, wenn sie wollten, die herrschenden sein, sie sind nicht nur in der Mehrzahl vorhanden, sie sind auch die emsigeren, arbeitsameren und intelligenteren, aber sie verleugnen ihr schönes Vaterland, sie verleugnen, daß sie Deutsche sind, sie hängen ihrem Namen engländische Endungen an und sie lernen mit solcher Emsigkeit die englische Sprache, daß sie, zwar immer ausgelacht und verhöhnt wegen ihrer schlechten Aussprache, doch schließlich in der nächsten Generation schon die deutsche Sprache ganz verlernen. Sie haben nichts davon als die

tiefste Verachtung, denn das Wort Deutscher, Dutchman, ist in Amerika so gut ein Schimpfwort wie in Polen: Niemiez und in Ungarn: Nemet, aber sie werden dadurch nicht klug und führen nur den Beweis, wie wenig fest unter Umständen eine Sprache bestehen bleibt, mit großer Sicherheit durch.

Sonst prägt der Sieger seine Sprache gewöhnlich dem Besiegten auf, so ist es geschehen von Seiten der Römer, der Griechen, der Araber, welche zuerst den vornehmeren Klassen, dann aber den ihnen ferner stehenden, den niederen, ihre Sprache aufgedrückt haben. Die griechische und lateinische Sprache angehend, so bedarf es für denjenigen, der einiger Schulbildung genossen hat, keines Beweises und das Studium der Geschichte der alten Völker zeigt die Thatsache sehr klar. Aber auch durch die Araber ist dasselbe geschehen längs des ganzen Nordrandes von ganz Afrika und des ganzen Südrandes von Spanien. Durch die Spanier ist es geschehen von Mexico aus über die ganze Westhälfte von Südamerika, sowie durch die Portugiesen über die Osthälfte. Die Holländer haben ihre Sprache nicht nur ihren Mischlingen mit den Kaffern, den Griquas, sondern den Hottentotten, den Kaffern und den Buschmanns selbst aufgedrückt. Die Engländer haben es mit Indien ganau ebenso gemacht, was sie auch in ihren Parlamentsreden über die Berechtigung der Nationalitäten sagen — Worte, Worte, Worte! in der Praxis haben sie die fremde Nationalität stets unterdrückt und immer die ihrige mit Gewalt zur Geltung gebracht.

Zwei Sprachen haben eine merkwürdige Ausbreitung, die chinesische und die indogermanische, eie erstere umfaßt beinahe zwei Fünftheile der ganzen menschlichen Bevölkerung der Erde, die geringe Annahme vorausgesetzt, daß unter fünf Menschen immer zwei Chinesen wären, denn es ist möglich, daß das Verhältniß ein noch größeres sei, vorausgesetzt, daß wir Japan, Thybet und die Mongolei mit hineinziehen.

Der andere Sprachstamm reicht von Central-Asien nord- und westwärts bis zum atlantischen Meere. Sehr wunderbar ist, daß mitten in diesen Sprachstämmen sich andere kleinere eingebürgert haben, welche rings umgeben von großen und ohne allen Zusammenhang unter einander, doch ihre Eigenthümlichkeiten ganz gesondert für sich behalten haben.

Man muß natürlich nicht glauben, daß diese großen Sprachklassen wirklich identische Sprachen sind oder einschließen, zu der westasiatischen Sprachenfamile gehört nicht blos die indogermanische, sondern auch die ägyptisch-semitische, und auf den ersten Blick wird man leicht versucht zu sagen, daß es nur eine Spielerei sei, diese Sprachen einheitlich zu nennen. Geht man aber zurück auf die Grundformen, so findet man nicht nur, daß die schwedische und die deutsche Sprache Schwestern sind, sondern auch die deutsche und die italienische, man darf nur statt der beiden letzten Namen Gothisch

und Lateinisch setzen, wovon Deutsch und Italienisch Dialekte sind. Sie haben ihre Wurzel in einer gemeinsamen Sprache, welche im Alterthum lebendig war, von der aber nur noch die heilige Sprache der Indier, das Sanskrit, und das Zend, die heilige Sprache der alten Perser, übrig sind, welche aber in ihrer ganzen Gestaltung die größte Aehnlichkeit mit einander zeigen.

Wenn man auf die verschiedenen Sprachen der neu entdeckten Völker kommt, so nimmt man wahr, daß auch hier die Verschiedenheit viel geringer ist, als man anzunehmen glaubte. Im Kaukasus sollten mehr als 70 verschiedene Sprachen zu finden sein, genaue Ermittelungen haben erwiesen, daß diese gewaltige Zahl sich auf 12 reducirt und daß ferner diese 12 mit einander nahe verwandt sind.

Die Negervölker von Westafrika sollen nach der Angabe älterer Reisenden sämmtlich verschiedene Sprachen reden, die neueren Forschungen haben gezeigt, daß im Gegentheil die Sprachen so sehr in einander übergehen, wie es nur bei Dialekten einer und derselben Sprache möglich ist. Dasselbe gilt von den amerikanischen Sprachen, welche unter einander so nahe verwandt sind, daß sie gleichfalls auf wenige Sprachen reducirt und unter einander als Dialekte bezeichnet werden können.

Zwischen Asien und Amerika breitet sich ein ungeheures, beinahe die Hälfte der Erdoberfläche einnehmendes Meer aus. Tausende von großen und kleinen Inseln sind darin zerstreut, bewohnt von einer Menschenrace, deren Körperformen von allen Reisenden als die vollendetsten gerühmt werden, es ist die indo-malayische Race, welche von Borneo und Celebes bis nach Tahiti und Owahi reicht. Die Inseln sind theils durch stürmische Anströmungen gefährlichster Art, Meerengen, theils durch gewaltige Meeresstrecken von einander getrennt, eine Gruppe von der anderen um 100, 200, 500 geopraphische Meilen entfernt.

Alle diese Inseln, von einer unter sich höchst ähnlichen Race bevölkert, haben nur eine Sprache, welche man so wie die Race selbst eine indo-malayische nennen darf.

Allerdings ist dieses ein Resultat neuester Forschung, denn in früherer Zeit beklagten sich die Reisenden sehr darüber, daß es in diesem Bereiche so viele hundert Sprachen gäbe und man im Grunde weiter nichts zu thun habe, als Sprachen über Sprachen zu lernen, welche man bei dem nächsten Volke, zu dem man komme, zu vergessen sich bemühen müsse.

Das war eben der Fehler, warum denn vergessen müssen? würde man das Gelernte haben behalten wollen, so würde man zu einem ganz anderen Resultate gelangt sein und wahrgenommen haben, daß die verschiedenen Sprachen so gut Dialekte einer Sprache gewesen, wie die holländische, die friesische, die schwedische, die dänische Sprache Dialekte der uralten deutschen

Sprache sind. Der Erste, der uns mit überzeugenden Gründen davon belehrt hat, war Adalbert v. Chamisso, welcher uns ein Vocabularium mittheilt, das den halben Erdkreis umspannt. Wer mit einer gewissen Fähigkeit zu vergleichen begabt ist, wer gewohnt ist, Sprachstudien zu machen, kann sich der Richtigkeit dieser Ansicht nicht verschließen und hiervon ausgehend, hat man eben gefunden, daß die Zahl der Sprachen, welche man sonst in die Tausende zu führen gewohnt war (mehr als 900 sollten ja allein in Amerika gefunden werden) noch bei weitem nicht 100 erreicht, welche aber selbst nicht einmal wirklich verschiedene Sprachen sind, sondern ungefähr so zu einander stehen, wie Französisch zu Italienisch, Spanisch und Portugiesisch, wie Polnisch zu Russisch und Böhmisch.

Den ganzen ungeheuren Raum des nördlichen und mittleren Asiens, von den Küsten des Polarmeeres bis zur Grenze von China und von Kamtschatka bis zum Schwarzen Meere und der Ostsee, bewohnten in früheren Zeiten die Mongolen. Sie haben sich indeß in Hunderte von Stämmen getheilt, welche sich selbst nicht mehr für verwandt halten, häufig sind auch Vermischungen zwischen ihnen und Nachbarvölkern eingetreten, welche den äußerlichen Typus in etwas verändert haben, aber die Sprache ist geblieben und es sind die Kirghisen und die Jakuten, die Tataren des südlichen Rußlands und die Kamtschadalen des nordöstlichsten, es sind die Magyaren und die Finnen, es sind endlich sogar die Eskimos an der Nordküste Amerikas in Bildung des Kopfes und der Gesichtsformen nicht näher verwandt als hinsichts der Sprache. Allerdings liegt die Sache nicht so oberflächlich, daß sie sofort zu erkennen wäre, nichts desto weniger ist sie da. Wer sollte glauben, daß das Wort Eisen und Iern dasselbe ist, auch wenn wir auf die alt-hochdeutsche Form zurückgehen, finden wir es nicht; Eisen hieß zu Karl's d. Gr. Zeiten Ison, nicht Iern.

Nun das Zwischenglied zwischen Ison und Iern liegt in der englischen Sprache, in dieser heißt Eisen Iron und somit wäre der Schlüssel gefunden.

Französisch heißt der Tag jour, wer sollte glauben, daß dieses Wort von dem lateinischen dies herkommt, es ist ja nicht einmal die entfernteste Klangähnlichkeit vorhanden?

Wer das Mittelglied aufsucht, wird darin beide Worte vereinigt finden, es ist das italienische djiorno (giorno).

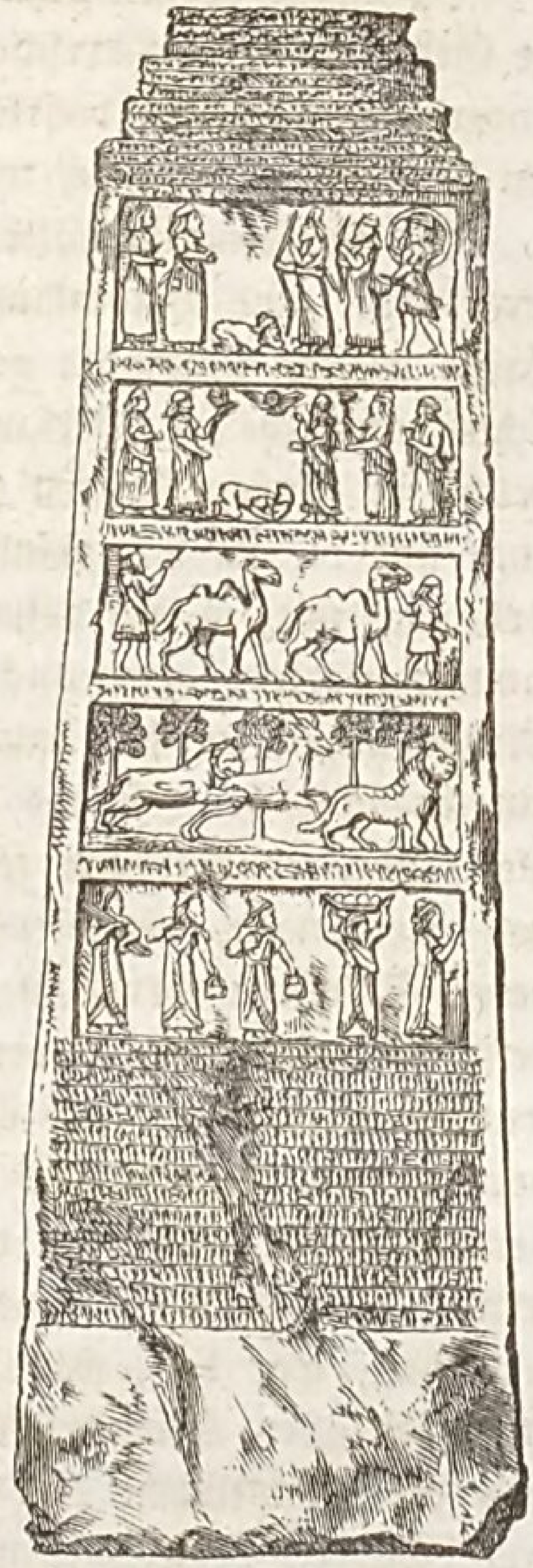
In ähnlicher Weise lassen sich Tausende von Beispiele nachweisen und sie sind von Sprachforschern aufgestellt worden, allerdings gehören einige Kenntnisse dazu, um sie nachzuempfinden und außerordentlich tiefe Kenntnisse dazu, um sie herauszusuchen und aufzufinden, allein vorhanden sind sie und beweiskräftig ebenfalls, denn die Natürlichkeit in dem Gange der Verwandlung läßt sich nicht ableugnen, Gezwungenes findet man nirgends.

Höchst merkwürdig ist es, daß selbst die roheste Race von Menschen, die man bisher kennen gelernt hat, die der Austral-Neger, gleiche Sprachverwandtschaft unter sich haben. Die Völker bestehen aus ganz kleinen, wenig zahlreichen Stämmen. Ihre Bedürfnisse, ihre Begriffe sind im höchsten Grade beschränkt, sie sind verbreitet über einen Welttheil von nicht geringer Ausdehnung, sie stehen isolirt, sie haben wenig Verbindungen unter einander, den entfernt Wohnenden fehlt solche Verbindung ganz und dennoch sind die Sprachen dieser hundert verschiedenen kleinen Trupps einander so ähnlich, daß ein Europäer, der ein Jahr unter ihnen — allenfalls bei zwei oder drei verschiedenen Stämmen — gewohnt hat, sich mit ihrer Sprache und der Art sie abzuwandeln beschäftigt hat, nun auch die am fernsten von einander wohnenden Völker versteht.

Wunderbar ist, daß bei der Hartnäckigkeit, mit welcher die Völker an ihren Sprachen festhalten, doch einige derselben bis auf die letzte Spur von der Erde verschwunden sind, und zwar nicht rohe, nicht unvollkommene, sondern die Sprachen vielfältig gebildeter Culturvölker. Wer weiß noch etwas von Assyrisch und Babylonisch. Völker, welche nicht in das Gebiet der Fabel gehören, sondern in der historischen Zeit gelebt haben, welche wir von unseren Schulen her kennen gelernt und wenn auch nicht als Mittel, um große Historiker zu werden, so doch um der allgemeinen Bildung willen, die man lange Zeit für identisch hielt mit der Kenntniß von Griechisch und Lateinisch.

Das gewaltige assyrische Reich, das urmächtige Babylon, in dessen Gefangenschaft das Volk Gottes gerieth, es ging verschiedene mal unter, bis Alexander d. Gr., man möchte sagen, seine letzten Spuren zerstörte. Bewundernswürdige Bauwerke liegen in Trümmern oder werden aus Bergen von Schutt herausgegraben, sie bezeugen eine wunderbar hohe Cultur, sie bezeugen auch das Bestreben, ihrer Geschichte Geltung zu verschaffen, die Erinnerung an die Thaten ihrer Könige aufrecht zu erhalten; denn Sculpturen von ungeheurem Reichthum und riesiger Ausdehnung schmücken die äußeren Wände der Tempel und Paläste und sind erklärt durch wortreiche Inschriften, nur leider versteht diese Niemand. Wer erklärt, was auf diesem Pylon (S. 853) zwischen den bildlichen Darstellungen, in den Zügen der Keilschrift eingemeißelt ist. Wir haben absichtlich ein Beispiel gewählt, welches nur ganz wenige derartig gemeißelte Zeilen darbietet, um das Auge nicht zu verwirren, aber ganze Wände, ganze Tempelfluchten sind mit solchen Inschriften überdeckt, und es giebt noch kein Lexikon, in welchem man nachschlagen könnte, was vor 2400 Jahren alle Diejenigen lesen und aussprechen konnten, die überhaupt des Lesens und der Sprache kundig waren und diese Schriftsprache war den Assyriern so geläufig, daß sie ihre ungebrannten

Thonziegel in solcher Weise beschrieben haben. Aus den Eindrücken, welche sämmtlich ganz gleiche Tiefe haben, möchte man fast schließen, daß die Schriftzüge durch Eindrücke mit Stempeln gemacht wären, welches eine außerordentliche Ausbildung dieser Kunst anzeigen würde, es wäre eine Art Druck, eine Vervielfältigung einer Schrift, vielleicht mittels eines hölzernen Stempels, mittelst einer geschnittenen Form.


Assyrischer Pylon mit Inschriften.

Noch ein anderes großes Volk, auf einer sehr viel höheren Culturstufe stehend, ist in ganz gleicher Weise untergegangen, es hat uns die wunderbarsten und herrlichsten Denkmale hinterlassen, es hat uns darauf in Bildern die Geschichte seiner Könige erzählt, aber es hat die Schlüssel dieser Bilder versenkt in die Tiefen des Nils, wer weiß, ob er jemals in seiner Vollständigkeit gefunden werden wird. Zwar haben große Gelehrte, wie Denon, Champollion, Lepsius und andere das Ihrige gethan, um den Schlüssel zu finden, vollständig ist der Zweck indessen noch keineswegs erreicht, aber wenn er erreicht sein wird, so werden wir zwar verstehen, was auf dem Tempel zu Dendera oder Tentyra verzeichnet ist, aber wir werden die Sprache der Aegypter nicht hören, sie ist unserem Ohre verschwunden bis auf den letzten Laut, sie ist untergegangen, gleich dem einst so hoch berühmten und dem so bewunderungswürdig hoch civilisirten Volke.

Das Bedürfniß, seine Gedanken mitzutheilen, hat sich den Völkern schon früh fühlbar gemacht. Die ursprüngliche Form war jedenfalls die Tradition, der Vater erzählte seinem Sohne, was der Großvater ihm erzählt hatte, aber selbst bei sehr rohen Völkern findet man fester stehende Mittel zu einer Ueberlieferung, ohne das lebendige Wort. Die alten Norweger und Isländer hatten eine Schrift, die Runenschrift, welche in der Regel dadurch gebildet wurde, daß sie auf viereckig geschnitzten Stäben Einschnitte verschiedener Art machten, gerade oder schräg, ganz querüber laufend oder nur zum Theil oder sich aneinander schließend, sich verbindend in zusammengesetzten Zeichen, so brachten sie 15 oder 18 hervor, welche den Buchstaben

entsprachen, wobei natürlich die der Sprache fremden, wie x und y und wie Unterschiede zwischen harten und weichen, wegblieben.

In diesen Runen schrieben die alten Dichter ihre Märchen sowohl als die Geschichte ihrer Herrscher nieder und sie schnitten sie nicht blos in Holz, sondern sie meißelten dieselben in Stein, und wir haben der ältesten Urkunden von Island manche, welche auf diese Weise verfaßt sind.

In Nordamerika hatte man unter den Eingebornen ein Hülfsmittel anderer Art; eine Verbindung von Korallenschnüren verschiedener Farbe und Größe, welche Wampum genannt wurde, machte es möglich, vielerlei Nachrichten mitzutheilen, Versammlungen zu berufen und Anordnungen zu treffen, welche in großen Kreisen Geltung haben sollten. Die sämmtlichen Häuptlinge und die Medicinmänner, die Aerzte oder Zauberer waren in die Verfertigung und in die Lösung dieser Wampums eingeweiht. Noch viel zusammengesetzter, aber auch viel reichhaltiger war ein anderes System von Mittheilungen welches man auf dem Gebirgslande von Südamerika kannte und brauchte, so weit das Reich der Inkas ging. Es war ein starker, mehr als zollbreiter Streifen festen Bastzeuges, an welchem eine große Anzahl von ellenlangen, verschiedenfarbigen und nach einer gewissen Regel geordneten Schnüren herabhing, man nannte sie Quipos, die Schnüre waren bestimmt, eine jede wieder einfach geschlungene Knoten aufzunehmen. Sie wurden in Gruppen auf einer Schnur vertheilt und je nachdem ihrer mehr oder minder bei einander standen, je nachdem sie durch einrn größeren oder geringeren Zwischenraum von anderen Knoten auf derselben Schnur getrennt waren, je nachdem sie ferner in Farbe mit anderen übereinstimmten oder davon abwichen, war das, was sie bedeuteten, vielfältig verschieden. Das Mittel war bei aller Schwierigkeit in der Zusammensetzung doch so vollkommen, daß die sämmtlichen das Reich betreffenden Anordnungen und Nachrichten auf diese Art verzeichnet waren, die Seelenzahl, die ganze Statistik, die Zahl der Verbindungen, der Geburten, der Todesfälle, die Zahl der Ortschaften und die Bevölkerung derselben, die Besteuerung und außer diesem allen noch die sämmtlichen historischen Nachrichten, welche irgendwie die Priesterschaft oder das Herrscherhaus interessiren konnten oder überhaupt für den Staat von irgend welcher Wichtigkeit waren, zeichnete man in dieser Weise auf.

Die Mexicaner waren darin noch weiter fortgeschritten, sie hatten eine allgemein verständliche Bilderschrift, es waren nicht Hieroglyphen wie die ägyptischen, welche einen Sperper zeichnen und damit einen König meinen, es waren gemalte Darstellungen der Facta in einer solchen Reihenfolge aufeinander, daß man daraus die ganze Geschichte herlesen konnte.

Es läßt sich Jemand auf einem Bilde Geld auszahlen, auf dem da-

neben stehenden schüttet er es in einen Beutel und steckt ihn in seinen Gürtel. Auf einem dritten sieht man ihn am Wanderstabe nach Hause eilen, auf einem vierten Bilde wird er von Männern beraubt, das fünfte Bild zeigt, daß man ihn beraubt, erschlagen, denn er liegt todt am Boden. Seine Söhne kommen dazu, erkennen ihn und tragen ihn nach Hause. Die Söhne begehen die Leichenfeierlichkeiten; hierbei sehen sie einen Mann, der des Vaters Kleid und einen anderen, der des Vaters Wanderstab trägt. Ein neues Bild zeigt sie gefangen und wieder ein neues zeigt sie um ihr Leben bittend, sie haben also die That eingestanden.

Dies ist die Klageschrift, welche den ganzen Hergang der Sache getreulich darstellt, diese Klageschrift wird nun dem Richter nebst den beiden Gefangenen übergeben und er hat nach Ermittelung der Beweisstücke und nach Abhörung der Zeugen das Urtheil zu sprechen. Eine zwar schwierige, aber doch auch vollkommen klare und faßliche Darstellungsweise, bei weitem besser als die räthselhafte der alten Aegypter, welche eine Reihe von Combinationen nöthig macht, von denen möglicherweise viele falsch sein können.

Die Erfindung unserer Schriftsprache, die Erfindung der Buchstabenschrift ist der Triumph des menschlichen Geistes. Man muß sich vorstellen, was das für eine Aufgabe ist; die Gesamtmasse aller Töne und Laute, die Gesammtfülle aller der Silben und Worte, welche bei manchen Sprachen auf 70- und 80,000 steigt, mit 24 einfachen Zeichen zu geben, ist keine Kleinigkeit, es gehört ein wunderbarer Scharfsinn dazu, um die verschiedenen und doch so sehr einfachen, so sehr wenigen Töne, welche das Wort bilden, herauszuhören. Jetzt, wo wir wissen, daß sich alle Sprachen in solcher Weise behandeln lassen, ist das nicht weiter schwierig, und wenn man einem jungen, aufgeweckten Manne, der niemals lesen gelernt hat, den Begriff der Buchstaben beibrächte und ihm aufgäbe, die Zahl und den Klang der Buchstaben aus der ihm geläufigen Sprache herauszufinden, so würde er das mit einiger Mühe wohl machen, vielleicht ein Paar zu viel oder zu wenig, das Ganze doch wohl ziemlich richtig angeben. Aber in jener Zeit, welcher muthmaßlich jene Erfindung angehört, Tausende von Jahren vor unserer Zeitrechnung, lautete diese Frage anders und wie schwierig sie sei, erfahren wir eben aus den ägyptischen Hieroglyphen, den assyrisch-babylonischen Darstellungen und aus der Schrift der Chinesen, die keine Ahnung davon haben, daß man alle Worte durch so wenige und so einfache Zeichen geben könne und die im Gegentheil nicht für jeden Buchstaben, sondern für jede Silbe und den damit gegebenen Begriff ein besonderes Zeichen festsetzten, daher ihre Schriftsprache auch so viele Zeichen als Worte und da diese Spache sehr wortreich ist, gegen oder über 80,000 Zeichen haben soll, welches die

unglaubliche Schwierigkeit erklärt, die das Lesenlernen der chinesischen Sprache macht, was wiederum erklärt, daß das bloße Lesenkönnen bei den Chinesen schon zu dem Titel eines großen Gelehrten befähigt.

Was am sichersten vor dem Untergang einer Sprache schützt, scheint ihre Literatur zu sein, wenig oder gar nichts wissen wir von der Literatur der Aegypter und Assyrer. Die zweifelsohne viel ältere indische Sprache, die heilige, hat sich gehalten, denn sie hat eine Literatur. Wir sind nun noch viel weiter, wir haben nicht nur eine solche, sondern wir haben auch gleich den Chinesen ein Mittel sie zu vervielfältigen, wir haben den Bücherdruck und dieser hindert den Untergang der literarischen Werke beinahe vollständig — beinahe, nicht ganz — die berühmten Elzevir'schen und Aldini'schen Drucke (Manuzio, mit Vornamen Aldus, legte 1488 in Venedig eine Druckerei an, nach diesem Vornamen werden seine Drucke aldinische genannt) sind so selten geworden, daß sie die kostbarsten, theuersten Zierden der größten königlichen Bibliotheken sind, die Vervielfältigung durch den Druck hat also nichts weiter bewerkstelligt, was die Vervielfältigung durch das Abschreiben nicht auch gethan hätte, im Gegentheil achtete man damals, als die Bücher, d. h. die abgeschriebenen, ein nur schwer zu erringender Schatz waren, diese Bücher höher und bewahrte sie besser.

Die Literatur aber hat die Sprache erhalten. Die hebräische Literatur hat nur eine sehr geringe Anzahl kleiner Werke aufzuweisen, welche man in der Regel sämmtlich in einem Bande vereinigt findet, der bei uns den Gesammtnamen „das Buch" (Biblia) führt. Dieses Buch, welches die historischen und religiösen Schriften des Moses und seiner Nachfolcher, welches die Psalmen David's und die Lieder Salomo's, welches die Herzensergüsse einiger Propheten und einige Idyllen wie das Buch Ruth, das Buch Hiob enthält, hat die hebräische Sprache vor dem Untergange geschützt.

Die sämmtlichen lateinischen Dichter findet man häufig in einem einzigen Bande versammelt, welcher den Titel corpus omnium poetarum latinornm führt. Auch ohne den Druck sind diese Schriften und mit ihnen die lateinische Sprache uns erhalten worden und aus diesen Werken, sowie aus den uns hinterlassenen historischen Schriften, alles zusammengenommen noch nicht so umfangreich und bändereich als Göthe's Werke, als die Schriften eines einzigen Mannes, lernt unsere Jugend die classische Sprache, so wie aus den viel seltener gewordenen Schriften der Griechen die Sprache der alten Hellenen.

Es ist bewunderswürdig, daß man bei den geringen Mitteln, welche man zur Vervielfältigung hatte, sich die classische Literatur überhaupt hat erhalten können. Man schrieb nur ab und zwar schrieb man mit lauter Anfangsbuchstaben, welche wegen ihrer Eckigkeit nur langsam zu bilden sind.

Man schrieb ab auf hölzernen Tafeln, die mit Wachs überzogen waren oder auf Häuten von Thieren, welche besonders in der Stadt Pergamos gut und zweckmäßig zubereitet wurden (daher der Name Pergamen), man schrieb endlich auf Pflanzenpapier, welches besonders in Aegypten bereitet wurde, allerdings keine Aehnlichkeit mit dem hatte, was wir jetzt so nennen, wohl aber denselben Zweck erfüllte, den nämlich, eine Farbe in bestimmten Zügen aufzunehmen und zu bewahren. Das Papier wurde aus dem Bast des Papyrus-Schilfes gemacht, die Fasern desselben wurden auf einer ebenen Tafel parallel neben einander gelegt, benetzt, geklopft und glatt gestrichen, hierauf legte man eine zweite gleich dünne Schicht, deren Fasern die ersten kreuzten, hierauf kam wieder eine dritte, welche parallel mit der untersten lief. Alle drei wurden durch Klopfen vereinigt und der Schleim, den die Fasern enthielten, bewirkte nach dem Trocknen der Masse ein festes Zusammenhalten. Das Papier wurde damals so wie jetzt fabrikmäßig angefertigt in mehr oder minder großen Blättern, wurde zum Theil, sobald es zum Schreiben bestimmt war, gepreßt, geebnet, mit Bimsstein geschliffen und wurde dann erst zum Verkaufe gestellt.

Dieses Material war es vorzugsweise, dessen man sich in späteren Zeiten bediente, dieses findet man am häufigsten in den Gräbern der alten Aegypter, dieses haben in letzterer Zeit auch Römer und Griechen angenommen, aber während das Material wechselte, blieb die Kunst der Vervielfältigung auf ihrem ursprünglichen Standpunkt, man verstand nur abzuschreiben und ein Volk, welches Jahrtausende lang ganz unbekannt war und welches wir noch jetzt für geistig beschränkt halten, ist uns hierin bei weitem vorangegangen, das chinesische, welches schon lange vor unserer Zeitrechnung die Vervielfältigung durch den Druck gehabt hat, nur allerdings nicht mit beweglichen Typen, sondern mit Tafeln, welche eine ganze Seite füllen.

Das zu vervielfältigende Werk gelangt in einer schönen Reinschrift an den Buchdrucker, dieser läßt so viele Holztafeln schneiden, als das Buch Seiten hat, jede Tafel enthält eine genaue Copie dessen, was auf der entsprechenden Seite steht. Ein Bogen Papier in dem Sinne, wie wir dieses Wort fassen, existirt in China nicht, ihr Bogen ist ein langer Streifen von der Höhe des Buches und von einer solchen Länge, daß eine paarige Anzahl von Holztafeln darauf abgedruckt werden kann, natürlich mit den nöthigen Zwischenräumen, welche wir Stege nennen, die eine Hälfte derselben dient dazu, beim Zusammenfassen den Rücken des Buches zu bilden, die andere Hälfte kommt nach vorne und bildet den Schnitt, wird jedoch nicht aufgeschnitten, sondern bleibt zusammen mit den leeren Seiten an einander gefügt, wohl gar an einander geklebt. So entsteht aus vielen solchen Doppelblättern, alle nur auf einer Seite bedruckt, das chinesische Buch; die Methode

hat ihren großen Vortheil, denn es ist nicht zu leugnen, daß ein Buch, welches 500 Seiten hat, in einem Tage gedruckt werden kann in Tausenden von Exemplaren, man braucht nur 500 Holzschneider gleichzeitig anzustellen. Wenn wir auch 500 Setzer anstellen wollten, so würden wir dergleichen doch nicht zu Stande bringen, weil unsere geschriebenen Seiten mit unseren gedruckten Seiten durchaus nicht in Uebereinstimmung zu bringen sind.

Das chinesische Verfahren hat demnach die größte Aehnlichkeit mit dem, was wir Stereotypiren nennen. Das ganze Werk bleibt im Satze stehen und man kann davon die Zahl der Abzüge ganz nach Belieben und nach Gebrauch anfertigen, was bei unserem gewöhnlichen Druck nicht geht, indem ein solches Verfahren viel zu kostbar werden würde und selbst das viel wohlfeilere Stereotypiren seines immer noch viel zu hohen Preises wegen nur bei Büchern angewendet werden kann, welche einen nie endenden Absatz haben wie die Bibel, wie die einmal eingeführten Gesangbücher, wie die alten Classiker und dergl.

Der Vortheil unserer Druckmethode liegt darin, daß wir nicht Tafeln mit einer so und so großen Anzahl von Worten, sondern daß wir einzelne Buchstaben, welche zu Worten zusammengefügt und dann zu Seiten vereinigt werden, kurz, daß wir bewegliche Typen besitzen, eine Erfindung, welche kaum 400 Jahre alt ist, obwohl das Abdrücken von Siegeln auf Wachs und von Stempeln auf Metall schon Tausende von Jahren vorher in Europa bekannt war.

Daß unsere Sprachen untergehen, scheint aus allem diesen zu urtheilen nicht wahrscheinlich und nicht möglich, der Bücherdruck schützt dagegen viel sicherer als die Vervielfältigung durch Abschriften und wenn zur Zeit des Cicero eine runde Blechkapsel, im Stande 10 bis 12 Rollen (diese Form hatten damals die Bücher) aufzunehmen, schon eine Bibliothek hieß (Büchersammlung), so ist ein Gelehrter, der 1000 Bücher besitzt, noch immer bescheiden genug, das Wort Bibliothek zu vermeiden und es als einen zu pomphaften Ehrentitel abzulehnen, wenn ein Anderer diesen Ausdruck brauchen sollte, und seine 1000 Bücher kosten jetzt wahrscheinlich nicht so viel als dem Tacitus seine 10 oder 12 Pergamentrollen und sind doch ein bei weitem größerer Schutz gegen den Untergang einer Literatur und ein viel größerer Schatz in Betreff des Gebrauches, als eben jene Rollen damals waren.

Die Religion der Naturvölker.

In der Regel glaubt man, daß den Naturvölkern dasjenige, was wir Religion zu nennen pflegen, gänzlich fehlt, dies ist jedoch eine völlig irrthüm-

liche Annahme. Es giebt und es gab wohl kein Volk, welches gänzlich ohne einen Glauben gewesen wäre. Eine Wissenschaft der Religion, Dogmen, Glaubenssätze, Glaubenslehren und Aehnliches hatten sie freilich nicht und haben die Naturvölker noch nicht, daher sie auch nicht Ketzereien und Verketzungen, daher sie auch nicht Religionskriege und was damit zusammenhängt, haben.

Auch das Wort Religion ist ihnen fremd, aber keineswegs der Begriff. Man darf dem ersten besten Wilden, der etwas anbietet oder verlangt, was mit unseren Ansichten nicht übereinstimmt, nur sagen: dies erlaubt mir mein Glaube nicht, so ist der Neu-Seeländer wie der Botokude, der Eskimo wie der Neu-Caledonier zufrieden gestellt und er wird nichts mehr verlangen, was dem Glauben dessen zuwider sein könnte, mit dem er verhandelt.

Es ist sowohl merkwürdig, daß alle Naturvölker, daß alle diejenigen, welche auch nicht Spuren einer ausgebildeten Religionslehre haben, doch auf eine Zukunft rechnen. Es giebt kein Volk, das so stüpid wäre, um nicht zu denken, es werde einmal eine Zeit kommen, in der dies Leben ein Ende hat, eine Zeit, in welcher der Körper, der so rüstig das Ruder geführt, um den Seehund im Eismeere zu verfolgen, es werde der Körper, der so tapfer mit dem grauen Bären gekämpft, der sich so viele Skalpe errungen, seiner Waffen nicht mehr mächtig sein und sein Körper werde verwesen und zu Staub zerfallen.

Was dann? frägt ein jeder dieser uns so roh erscheinenden Naturmenschen. Was dann?

Sonderbar, ein Jeder hat eine ihm persönlich vollkommen genügende Antwort auf diese Frage. Nur eines der ältesten Völker hatte diese Frage nicht und dachte auch nicht auf eine Antwort, das jüdische Volk, bei welchem das Bestehen auf E r d e n der Hauptzweck war, worauf sogar die zehn Gebote hinweisen (Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf E r d e n). Erst Christus weist mit deutlichen Worten auf ein Jenseits, auf Lohn und Strafe hin — sonst findet man bei den rohesten Völkern diese Frage beantwortet.

Der Eskimo sagt: wenn dieses mühselige Leben vorüber ist, werden wir in ein herrliches, meerumspültes Land kommen, in welchem die Birken und die Weiden beinahe so groß werden wie wir selbst, in welchem es mitunter Tannen geben wird, die noch größer werden, in welchem an allen Sträuchern schöne Beeren sitzen, die wir essen und in deren Schatten der kostbare Fliegenpilz wächst, der auch so billig ist, daß wir armen Leute nicht mehr nöthig haben den Urin der reichen Leute zu trinken, um uns in das glückselige Gefühl des Wonnetaumels zu versetzen. In den Meeren, welche

diese wonnevollen Inseln umspülen, werden Seehunde in solcher Menge und in solcher Liebenswürdigkeit zu finden sein, daß sie sich von uns anfassen, in unsere Wohnungen locken und dort schlachten lassen. Da werden wir immerfort in Sommergärten wohnen und des Feuers nur bedürfen, um unseren Thran und unseren Seehundsspeck, unser Narvalfleisch zu kochen. Dort werden wir in unaufhörlicher Fröhlichkeit beisammen sitzen, ohne zu frieren, dort werden wir satyrische Wettkämpfe halten und unsere herrlich eingeölten Frauen werden uns mit ihrer Zärtlichkeit belohnen.

Dorthin ziehende Missionäre haben sich wohl zu hüten, Lehren preiszugeben, welche mit diesen Ansichten nicht ganz übereinstimmen, sie werden durchaus nicht verstanden und es wird das Entgegengesetzte von dem bezweckt werden, was sie erreicht wissen wollen. So geschah es auch im vorigen Jahrhundert, daß ein frommer Priester seines schweren Tagewerkes eingedenk, Grönländer dem Christenthume gewinnen wollte und ihnen viel von dem Lohne erzählte, der des Tugendhaften wárte im Anschauen der Herrlichkeit Gottes, im Anhören der Lobgesänge, welche von den himmlischen Heerschaaren ihm dargebracht würden und dazu im Gegensatz stellte die Qualen der Verdammten in der Hölle, wo sie an stets wachsendem Feuer langsam geröstet und mit siedendem Oel erquickt würden.

O wie schön, wie herrlich! sprachen die Grönländer: ja, da müssen wir hinzukommen suchen, zeige uns den Weg, frommer Mann, wir wollen Alles thun, um uns dieser Herrlichkeit theilhaftig zu machen.

Ihnen hatte die Hitze keine Schrecken, wohl aber die Kälte und die schwarze Nacht, die lange Polarnacht, und dem Missionär blieb nichts übrig, als seine eigenen Glaubenslehren in aller Geschwindigkeit etwas zu verfälschen, den Himmel heiß und die Hölle eisig kalt zu machen.

Der nordamerikanische Eingeborne läßt sich sitzend begraben, läßt seine besten Waffen an seine Seite legen, gehört er den Reitervölkern an, so wird auch sein bestes Pferd geschlachtet und neben ihm begraben; denn er weiß sehr gut, daß er (wohl verstanden, wenn er ein tapferer Krieger war, wenn er genügend viel Feinde skalpirt hat) in die herrlichen Jagdgründe seiner Vorfahren gelangen wird, woselbst er das Elenn, den Büffel, den grauen und den braunen Bären nicht nur in Menge findet, sondern wo er auch zu seiner größten Freude und zu seinem höchsten Ergötzen alle diejenigen wiedersehen wird, die seine Feinde waren, die er skalpirt hat und die er jetzt von neuem in Leben und Kraft wieder sieht, von neuem besiegen und skalpiren kann, dann wird er mit seinen Freunden am schwelgerischen Mahle sitzen und sich ganze Nächte hindurch ergötzen an den fetten Bärenschinken und an den noch wohlschmeckenderen Bärentatzen, dann wird er ganze Hirsche zerlegen und sie mit seinen Freunden theilen, die ihn wiederum zu ähnlichen

Gelagen einladen. Und er wird mit diesen sich besprechen über die herrlichen Thaten, die sie vollbracht, über die Tapferkeit, die ein Jeder bewiesen, über die Furcht und das Entsetzen, welches sie ihren Feinden eingejagt, und dann wird ein erquickender Schlaf von neuem sie stärken zu kühner That und sie werden mit der nothwendigen Belastung von besonderen Umständen sich von den Thaten erzählen und sich zu neuen Beweisen des Muthes anfeuern.

Müssen wir denn wirklich zurückgehen auf gänzlich uncultivirte Völker, auf rohe Natursöhne, finden wir bei höher stehenden Völkern nicht Aehnliches? fast möchte man weinen!

Im hohen Norden von Europa, auf der weitgestreckten, gebirgigen Halbinsel von Skandinavien wohnte ein Volk, welches jedenfalls zu den gebildeteren der damaligen Zeit gehörte, ein Volk, welches erobernd weit und breit auftrat und welches eine Religion hatte, die den Kampf und Mord zu einer Ehrenpflicht machte, daher die Hauptthätigkeit dieses Volkes auch in der Verfertigung besonders schöner Waffen bestand.

Es hatte eine wohl und systematisch ausgebildete Religion mit einem guten und mit einem bösen Princip. Das gute, Odin oder Wodan nebst seinen Freunden Thor u. s. w., hatte seinen Schwerpunkt in der Tapferkeit; das böse, Loki und Hel (die Todesgöttin) dagegen in der Krankheit, dem Verderben, dem Untergehen und Sterben ohne Blut und ohne Wunden.

Was war der Himmel dieser tapferen Männer? Täglich wiederkehrender blutiger Kampf, wozu sie ermuthigt durch die Walkyren, die heldenmüthigen Schlachtjungfrauen, stets von neuem bereit waren. Schlacht und Kampf, in denen beide Theile, wenn schon immer als Sieger und Besiegte von Wunden bedeckt, in breiten Blutströmen ihr Leben aushauchten, bis die Abenddämmerung dem Kampf ein Ende machte, die jungfräulichen Göttinnen das fließende Heldenblut stillten und die siegesmüden Kämpfer vom Tode erwachten und mit ihren Gegnern nunmehr herrliche Feste feierten beim köstlichsten Meth und dem wohl mundenden Wilde schwelgten in Gesellschaft der ewig jungfräulichen Walkyren, welche trotz dessen ihren Lieblingen alle Freuden verschafften oder gewährten, welche sie begehrten, dann begleiteten sie ihre Paladine in die Grabmonumente und leisteten ihnen für den übrigen Theil der Nacht Gesellschaft, bis sie beim Morgengrauen ihre Helden erweckten, zum Kampfe rüsteten und in die Schlacht begleiteten, die n u. s. w. bis zum Abend währte, worauf abermals schwelgerische Gelage folgte abermals

Entsetzlich war dagegen das Loos derjenigen, welche nicht in der Schlacht oder nicht durch blutende Wunden, seien sie auch von eigener Hand beigebracht, den Tod fanden, sie wurden dem Loki überantwortet, der sie in das Reich der Hel führte, in kalte unterirdische Höhlen, wo Hunger, Elend, Noth

aller Art herrschte, wo immerwährend gepeinigt durch den Kummer, nicht Theil nehmen zu können an den Heldenthaten der Tapferen, das Elend sich mit jedem Tage steigerte und der Hohn des bösen Loki und des Scheusals Hel, welches auf einer Seite weiß, auf der anderen blau war, ihnen keinen Augenblick gestattete, ihres Jammers zu vergessen.

Warum gehen wir denn 1000 Jahre zurück? Warum gehen wir denn hinauf nach Island und dem Nordcap? Haben wir nicht dasselbe ganz nahe und unter unseren Zeitgenossen? Wie denkt sich der Türke den Himmel? Es ist ein prachtvoller Garten voll Rosen und anderen köstlichen Blumen auf das Lieblichste durchduftet, voll krystallheller Bäche, in denen der Gläubige die süßeste Kühle findet, worauf ihm auf weichen Polstern die köstlichste Ruhe wird, denn er ruht gerne aus vom Nichsthun.

Diese Ruhe wird ihm versüßt durch eine Pfeife des köstlichsten Tabacks, auf welchem auch das Werk Gottes, das Opium, glimmt, liebliche Träume erweckend, ohne die späteren bösen Folgen, die man von dem Genusse desselben auf Erden empfunden hat, nach sich zu ziehen. Der Weise findet dort den Koran, der Freund der Dichtkunst die herrlichsten Schöpfungen der orientalischen Poesie; aber für den wollüstigen Orientalen wäre das Paradies kein Paradies, wenn es darin nicht schöne Weiber gäbe — nun denn, darin fehlt es nicht, das sind die Huris, die wunderlieblichen Gesellschafterinnen mit brennend schwarzem Haar, mit schwarzen leuchtenden Augen, mit einer unbeschreiblichen Fülle und auch vor allen Dingen mit einer, wie oft auch geraubten, doch nie aufhörenden Jungfräulichkeit geschmückt.

So malt sich ein Jeder den Himmel nach dem aus, was ihm das Köstlichste dünkt, und wir Deutsche sind darin nur wenig anders als die Orientalen, höchstens etwas geistiger; und da nicht wir persönlich uns den Himmel malen, sondern diese Mühen den Geistlichen überlassen, so fassen diese ihre Aufgabe minder materiell an, geben nicht das, was den Sinn des Geschmacks und Gefühls besonders berührt, für den Schmuck des Himmels aus, sondern sie nehmen die drei edleren Sinne zu Trägern der Herrlichkeit des Himmels. Das Anschauen Gottes, der Duft des ihm gespendeten Weihrauchs, der Klang der ihm gesungenen Hymne, das ist zwar ein Fortschritt, aber schließlich doch ein sehr geringer; denn auch unser Himmel hängt von der Auffassung unserer Sinne ab und von dem, was wir durch dieselben als das Beste, das Lieblichste uns vorstellen können, da doch immerfort von der Uebersinnlichkeit die Rede ist, die Sinne als durchaus nichts zu thun haben dürften, wenn das Ideal erreicht werden sollte.

So wie also an einen Himmel, so glauben alle Naturvölker auch an höhere Wesen, an eins oder mehrere, im letzteren Falle unterscheiden sie gewöhnlich solche, die dem Menschen wohlwollen, von solchen, die ihm

übel wollen und Uebels thun, und bei ihrer Verehrung der verschiedenen Gottheiten findet man recht vollständig bestätigt, was Jean Paul über unsere Rechtlichkeit sagt: „sie ist meist nichts anderes als Furcht vor der Polizei". Wie wenig Menschen unterlassen das Böse, weil es böse ist, die allermehrsten unterlassen es nur aus Furcht vor der darauf folgenden Strafe. Sehr traurig, aber wahr.

Seinen vollsten Ausdruck findet dieses unter den Naturvölkern, welche ihren vermeinten guten Göttern keine Opfer bringen, wohl aber den bösen und welche sich vor keiner bösen That scheuen, weil sie nur glauben dürfen, entweder daß sie ihre Gottheit blind machen können, daß dieselbe nicht sehen werde, oder daß sie dieselbe durch Versprechungen, durch Geschenke bestechen können, wohl gar zu Theilnehmern, zu Mitschuldigen machen können, eine entsetzliche Lehre, welche ganz besonders bei den rohen Völkern heimisch ist, auch wenn man nicht gerade sie als Naturvölker zu bezeichnen hätte, wie z. B. bei den Italienern und Spaniern, die unbedenklich annehmen, daß der und der Heilige, ihr eigentlicher Schutzpatron, sie begünstigen würde, wenn sie ihm seinen Theil am Raube nicht entziehen. Der italienische Bandit bekennt seine verruchte That, seinen Raubmord in der Beichte und händigt seinem Beichtiger denjenigen Theil seines Raubes ein, welchen er glaubt schuldig zu sein, er rühmt sich dessen, er rühmt sich seines Glückes und der Ursache — ich bin noch niemals in Strafe genommen, niemals erwischt worden, ich habe aber auch niemals unterlassen, der heiligen Maria von Loretto (oder sonst einem anderen hohen Würdenträger des Himmels) den gebührenden Antheil zu zahlen.

Der Nichtswürdige, welcher auf diese Weise mit dem Banditen gemeinschaftliche Sache macht und seinen Antheil vom Raube bezieht, bestärkt den Unwissenden in seinem Glauben und verbreitet auf solche Art und erhält die Bestialität und die Rohheit auf eine schaudererregende Weise, darum stehen diese Völker auf einem bei weitem niedrigeren moralischen Standpunkt als die eigentlichen Wilden, aber die Analogie, die Aehnlichkeit des Verhaltens ist nicht fern. Auch unter den amerikanischen Eingeborenen, sowie unter denen der Südsee-Inseln giebt es Personen, welche behaupten, von den bösen Göttern beauftragt zu sein, die ihnen gebührenden Geschenke in Empfang zu nehmen und deren Willen zu verkünden. Sie sind aber in unseren Augen viel besser und höher stehend, als die Gehülfen und Vertrauten der Banditen in Europa, weil sie nur die bösen Götter vertreten, von denen man allenfalls, eben weil sie nicht gut, sondern böse sind, annehmen kann, daß sie sich des Vergehens der Bestechlichkeit schuldig machen dürfen, ohne aus ihrer Rolle zu fallen, indessen die Banditenpriester in Italien Christus, dessen Mutter und die Heiligen zu vertreten vorgeben und die erhabensten Gestalten also auf den niedrigsten Standpunkt herabziehen.

Was ursprünglich den ersten sinnlichen Begriff der Gottheit hergegeben haben möge, dürfte wohl schwerlich zu ermitteln sein, dagegen zu vermuthen ganz leicht, wenn wir nur nicht vergessen wollen, daß unsere Vermuthungen dem Standpunkt entsprechen, auf welchem wir stehen und welcher nicht immer derjenige sein wird, den die Naturvölker einnehmen.

Uns, die wir Bücher schreiben und Bücher lesen, ist der gestirnte Himmel, ist die aufgehende Sonne etwas so Hohes und Erhabenes, daß wir uns sehr wohl vorstellen können, dem Naturmenschen sei diese sinnliche Erscheinung etwas vollkommen Genügendes, um darin eine Offenbarung Gottes oder ihn selbst zu sehen, aber schon demjenigen, der in unserer Nähe dem Naturzustande verwandter ist als wir, dem Landmann, dem Bauern, welcher die Erscheinung täglich vor Augen hat, macht sie diesen Eindruck nicht mehr, ja ich habe häufig bemerkt, daß sie gar keinen Eindruck macht, daß der Bauer sogar lacht, wenn der Städter zum Besuch auf dem Lande bittet, vor Sonnenaufgang geweckt zu werden und der Wirth vom Brockenhause, der vom Sonnenaufgang lebt, hat wohl schwerlich sein Bett verlassen, um die Sonne aufgehen zu sehen, wenn nicht Gäste bei ihm waren, von welchen er die Mühe bezahlt bekam.

Doch sind bei poetischen Völkern, wenn auch nicht bei Naturvölkern, Glaubenslehren entstanden, welche gerade auf diesen Gegenstand fußen, so bei der Persern, bei denen das Licht und bei denen die Sonne als Symbol des Lichtes, als Hauptquelle vorzugsweise der Gegenstand der Verehrung war. So wie nebenstehend vor einem einfachen Altar, aus unbehauenen Steinen errichtet, ein persisches Weib dem Gotte des Lichts, dem Ormuz, ihre Opfer bringt, so gab es Tempelstätten auf hoch erhabenen Stellen mit prachtvollen Wohnungen für die Sonnenpriester und mit Altären zur Entzündung der heiligen Opferfeuer, welche zu verunreinigen ein des Todes würdiges Verbrechen war, welche mit dem Munde anzublasen schon den Tod unmittelbar nach sich zog, da dieses die frevelhafteste Verunreinigung war.

Wenn nun ein schon sehr cultivirtes Volk, das eine ausgebildete Religion, das eine so tiefe Poesie und eine noch jetzt bewunderte Literatur besaß, die Sonne anbetete, so dürfte es uns nicht Wunder nehmen, wenn Aehnliches auch bei rohen Völkern, bei Naturvölkern, gefunden wird. Geben wir der Sonne einen Genius, einen Herrscher, so dürfte er sich als der mächtigste von allen Naturgewalten erweisen und seine Verehrung dürfte am weitesten verbreitet sein.

Nach der langen trostlosen Polarnacht, in welcher keine Sonne scheint, bringt schon das Höhersteigen derselben die trostreiche Dämmerung hervor, giebt ihr erstes Erscheinen, selbst in der Form eines kleinen Kreisabschnittes am Horizont herumlaufend, den vollen Tag und ihr Weiterschreiten löst das in

Banden geschlagene Wasser aus seinen Fesseln und lockt die wenigen Kräuter hervor, welche die trostlose Ebene schmücken und bringt den dürren Sträuchern Blätter und Blüthen — sollte man sich da wundern, wenn etwa der Samojede, der Jakute, der Eskimo die Sonne als eine wohlthätige Gottheit verehrte?



Parsin die Sonne anbetend.

Der Bewohner der heißen Gegenden erlebt wieder Anderes. Die senkrecht vom Horizont aufsteigende Sonnenscheibe entsendet glühende Strahlen, welche selbst unter dem Schattendach des Urwaldes eine erstickende Gluth erwecken, dort aber, wo nicht drei Schichten von Laubkronen übereinander dem Tagesgestirne wehren, da schafft es verdorrte Savannen, ausgebrannte Grasebenen oder gar pflanzenleere Wüsten wie in Afrika und zum Theil auch in Neu-Holland, weil der erquickende Regen fehlt, der mit der Wärme verbunden der Vegetation Schwung giebt und sie reich und üppig macht statt sie zu versengen, sie zu zerstören. Dort wird die wohlthätige Sonne als eine furchtbare Gottheit anerkannt werden, dort kann man schon einen Uebergang finden von der Verehrung eines guten Princips zu der eines zweifelhaften, wo nicht gar eines bösen.

Auch die Gestirne bedingen ihre Verehrung wie natürlich, haben ihren Antheil um so mehr daran, als die Völker näher dem Meere wohnen, mit

demselben häufiger in Verbindung treten und in den Sternen vor allen Dingen die Leiter auf dem pfadlosen Meere finden. Ein Sternbild ist so auffallend, daß es beinahe jedem Menschen bekannt ist, der sogenannte Bär, das große Siebengestirn, es steht am nördlichen Himmel und gehört zu denjenigen, welche man mit den „nicht untergehenden" bezeichnet und weil es sich um den Pol her bewegt in einem großen auf- und absteigenden Kreise, so dient es dem Seefahrer als natürlichstes Kennzeichen für den Stand der Zeit und für die Richtung, welche man einzuschlagen hat.

Zu den Sternen wenden sich häufig unsere Blicke, zu den Sternen, als denjenigen Punkten, auf welchen wir dereinst vielleicht wandeln werden, wo wir die Lösung mancher Räthsel zu erwarten haben, eine merkwürdige Ansicht und wie unsinnig immer, dennoch eine mächtig weit verbreitete. Wir können das Wort, so hart es klingt, nicht zurücknehmen. Unsinnig ist's, wenn auch poetisch, auf den Sternen oder jenseits der Sterne, wie man wohl sagt, die Lösung der übersinnlichen Fragen zu erwarten, welche uns hier beschäftigt haben, die Lösung der Frage: was ist das und wo ist das, was wir das Jenseits nennen? die Lösung der Frage: was aus unserem Geiste, was aus der Seele wird, wenn das Band, welches sie mit dem Körper verknüpft, durch den Tod zerrissen sein wird.

Auf alle diese Fragen haben wir weder auf der Venus noch auf dem Jupiter, weder auf dem Sirius noch auf dem Aldebaran Antwort zu erhalten, denn sie sind entweder Planeten wie die Erde, oder Sonnen wie diejenige, welche uns Licht und Wärme spendet, aber auf welche wir mit Verlangen als lichte Punkte an dem dunklen Nachthimmel schauen. So ist es noch viel weniger zu verwundern, wenn einfache Naturkinder, falls sie ein wenig Poesie haben, bewundernd nach dem gestirnten Himmel schauen und in den Sternen Wesen sehen, zu denen sie bittend ihre Stimme erheben dürfen.

Selbst der wandelbare Mond hat seine Verehrer gefunden, wenn er bei den Leuten von Wissenschaft auch längst seinen Credit verloren hat, denn er ist wirklich, falls wir Ebbe und Fluth ausnehmen, ohne Wirkung auf den Erdkörper, er bringt nicht, wie man glaubt, Kälte, im Gegentheil entwickelt er Wärme (aber freilich in so geringem Grade, daß das feinste Galvanometer, verbunden mit dem Thermoskop aus Antimon und Wismuth und seine millionfache Vergrößerung der Wirkung erforderlich ist, um diesen Millionsteltheil eines Wärmegrades zu entdecken). Daß er Kälte bringe, beruht auf einer Verwechselung von Ursache und Wirkung, nicht der überaus klar scheinende Mond bringt Kälte, sondern es wird kalt, weil der Mond so überaus klar scheint, weil die Luft so durchsichtig ist, daß gleichzeitig mit den Lichtstrahlen, welche sie in großer Menge durchläßt, auch die Wärmestrahlen

von der Erde ungehindert hinausgehen in den Weltraum. Bei gleicher Temperatur und bei gleicher Durchsichtigkeit der Luft strahlt die Erde so viel Wärme gegen den blauen Nachthimmel aus, daß man zu sagen pflegt, es werde kalt, aber es ist gleichviel, ob der Mond dabei scheint oder nicht.

Ebenso ist es mit den Witterungsverhältnissen, welche bei dem Mondwechsel, bei den eigentlichen Vierteln (Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel), häufiger eintreten sollen als zwischen diesen Quadraturen. Es kann wohl geschehen und warum sollte es nicht, aber daß es ein paar mal oder ein paar Dutzend mal geschieht, beweist nicht, daß der Mond Einfluß auf die Witterung habe, sondern nur, daß so und so viel mal zur Zeit des Mondwechsels auch Witterungswechsel eingetreten ist.

Nimmt man die Annalen irgend einer meteorologischen Gesellschaft für einen beliebigen Zeitraum, wir wollen sagen von 10 Jahren, zur Grundlage seiner Untersuchung und findet man, daß bei den in diesem Zeitraum vorkommenden 500 Mondwechseln der Witterungswechsel 270 mal eingetreten und 230 mal nicht eingetreten sei, so wird man sagen können, es ist auf Seiten der Mondwechsel ein kleines Uebergewicht; nun aber nehme man die benachbarte Serie von 10 Jahren vorher oder nachher und man wird durchaus nicht dasselbe Resultat, man wird ein anderes, vielleicht gar ein entgegengesetztes finden zum sicheren Beweise, daß eine solche Regel, wie die häufig aufgestellte, nicht existirt.

Man kann allerdings auch die Existenz dieser Regel auf das Allerschlagendste beweisen, man darf nur zum Mondwechsel die Zeit rechnen, welche drei Tage vorher und drei Tage nachher verbleibt, wie es nahezu Prof. Schübler in Tübingen gemacht hat, dann freilich fallen sechs Tage auf den Mondwechsel und ein Tag zwischen je 2 Mondwechsel und Niemand wird sich wundern, wenn solchen Falles das Wetter sich sechsmal öfter beim Mondwechsel ändert als in der Zwischenzeit, dies nennt man aber nicht Wissenschaft. Der Mond hat auf die Pflanzenwelt und auf die Thierwelt gar keinen Einfluß, er ist für den Menschen nichts weiter als ein mattes, zu sehr unbestimmten Zeiten schwach leuchtendes Gestirn, nur als Masse wirkt er gegen die Erde wie diese gegen ihn, zieht er sie im Verhältniß zu seiner Größe aus ihrer Bahn, wie sie es im Verhältniß ihrer Größe ihm gegenüber thut. Und da er von der Erde nur um eine geringe Anzahl ihrer Halbmesser absteht, so zieht er die ihm zunächst stehende Oberfläche der Erde stärker an als den Mittelpunkt derselben und diesen stärker als die gegenüberliegende, entferntere Oberfläche. Ist diese Oberfläche nachgiebig, so kann die Wirkung gesehen, gemessen werden und sie spricht sich auf dem einzig Beweglichen, auf dem Meere, als Fluth aus. Um den Zusammenhang aber mit dem Monde zu entdecken, bedarf es eines so tiefen Studiums, daß erst

im vorigen Jahrhundert die Thatsache mit vollkommener Ueberzeugung festgestellt ist, bis dahin konnte man Ebbe und Fluth nicht erklären und im griechischen Alterthume hat sich einer der berühmtesten griechischen Philosophen in die Meerenge von Negroponte, wo der Fluthwechsel am stärksten ist, gestürzt, und mit den Worten: „da ich dich nicht begreifen kann, so begreife du mich" sein Leben beschlossen.

Hat die Wissenschaft dem Monde sein altes Ansehen geraubt, so ist doch der Glaube an ihn stehen geblieben, und man wird sich vergeblich bemühen, einem Bauern oder selbst Millionen sogenannter gebildeter Städter klar zu machen, daß der Mond nicht Kälte und daß seine wechselnden Lichtgestalten nicht Witterungswechsel bringen. Nicht allein verliebte Menschen machen sich das frostige Vergnügen, dem blassen Lauscher ihre Klagen vorzutragen, auch der Förster schlägt sehr vernünftig zur Herbstzeit die Bäume bei Neumond, weil dann der Saft zurückgetreten und das Holz trocken ist, dagegen schlägt der Gebirgsbewohner den Baum, weil er ihn an Ort und Stelle schälen will, im Frühjahr bei Vollmond, weil da die Saftfülle am größten und dann die Rinde am leichtesten zu trennen ist. Und auch den Südsee-Inselbewohnern wohnt im Monde ein guter Genius, den zur Zeit der Sonnenfinsterniß ein Drache mit dem Tode bedroht, daher werden dort und auch in Afrika geräuschvolle Instrumente geschlagen, Hunde und Schweine gekniffen und gepeitscht, daß sie schreien und den Drachen furchtsam machen, damit er an dem Monde vorbeigehe, oder falls er ihn schon verschlungen, ihn eiligst auf dem entgegengesetzten Wege wieder von sich gebe — kein Wunder, daß er so viele Flecke hat.

So wie die Sonne, so ist das ihr nächst verwandte wohlthätige Element, das Feuer, ein Gegenstand der Verehrung, der Anbetung geworden. Auch dieses ist entweder nicht den Naturvölkern allein eigen, oder es hat sich die Verehrung des Feuers erhalten von da ab, wo das Volk noch vollständig im Naturzustande war, bis dahin, wo es auf einer ungewöhnlich hohen Stufe der Cultur angelangt, weit über den alten Aberglauben hinaus sein sollte. Unser Bild (S. 869) zeigt uns den Feuertempel zu Atesh-Gah nahe bei Baku, wir sehen hier Tataren und Kosacken, wir haben also die neueste Zeit vor uns, der Tempel ist im Jahre 1855 gezeichnet, nach der Natur aufgenommen worden, die Feueranbetung besteht also bei den Parsen noch immer, obschon dieselben zwischen Christen und Osmanen wohnen, also einigermaßen geläuterte Begriffe und Ansichten über Religion und Gottesverehrung eingesogen haben könnten, aber sie hängen an dem alten Glauben mit einer so entschiedenen Zähigkeit fest, daß jede Lehre, daß jeder Unterricht an ihnen abprallt. Es sind noch jetzt mehrere uralte Feuertempel in den Gebirgen von Persien zu finden und obwohl die Perser selbst sich im Allgemeinen zum Is-

lam bekennen, so fehlt es doch gerade da an Feueranbetern nicht, wo brennbare Gase der Erde entströmen, wie dieses z. B. bei Baku am Kaspischen Meere stattfindet, wo Naphthaquellen in Menge zum Vorschein kommen und



Der Parsentempel zu Ateſh-Gah bei Baku.

wo die Russen sogar Ziegelbrennereien im größten Maßstabe angelegt haben, lediglich die der Erde entströmenden Gase zur Feuerung benutzend, zum großen Kummer der Parsen, welche darin eine Entweihung ihres höchsten Heiligthums finden.

Es ist dieses etwas so Ueberwältigendes, die Zusammenwirkung von Wärme und Licht in der Sonne hat etwas so großartig Ergreifendes, daß man wohl fassen kann, wie ein großer, mächtiger, von Religiosität und Philosophie durchdrungener Geist darin ein Motiv finden konnte, religiöse Satzungen zu begründen und Principien einer Gottesverehrung davon herzuleiten,

welche nicht wahrer und nicht tiefer empfunden werden können, als Zerdust (Zoroaster) sie uns darstellt.

Dieser große Religionsstifter fand eine gewisse Grundlage vor, deren er sich mit mehr als gewöhnlicher Umsicht bediente, um seine neue Lehre darauf zu stützen in solcher Weise, man möchte fast sagen vorgebend, daß er nichts Neues schaffe, daß er nichts ändern wolle an dem alten Glauben, daß er nur den Wunsch hatte, demselben eine klarere Richtung zu geben, um die Möglichkeit einer Verwirrung der Begriffe zu entfernen.

Das alte Persien, wie es 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung gedacht werden muß, hat im Norden das kalte, nebelige Reich Turan (die Mongolei, die Tatarei), wo das Leben aufhört, wo die Schneestürme im Winter, die verzehrenden und verheerenden Windstürme im Sommer herkommen, wo die nomadischen Räuberhorden wohnen, welche gleich jenen verwüstenden Naturgewalten Alles vernichten, was ihnen gegenübersteht, wo also in der Luft und auf der Erde die bösen Geister herrschen, stets bereit, den armen Menschen zu quälen, indem sie aus ihrem Bereiche, dem Reiche der Finsterniß und des Todes, hervorbrechen.

Im Osten dagegen wohnt der Sonnengott Mithra, dort haben auf den herrlichen Gebirgen die befruchtenden Gewässer, die Ströme ihren Ursprung, von dort kommt das belebende Tageslicht, dort ist der Sitz der dem Menschen freundlich gesinnten Lichtgeister, dort ist die Brücke der Seligen, welche den Menschen mit den göttlichen Geistern verbindet.

So stehen im Gegensatz mit einander der finstere Norden und der heitere Osten und sie werden als handelnde Personen gedacht. Das gemeinsame Ziel jeder einzelnen dieser beiden Mächte ist die Herrschaft über den Menschen und über dessen Wohnsitz, die Erde. Sie stehen deswegen in ununterbrochenem Kampfe — nicht Faust an Faust, nicht mit einander in thätlicher Berührung, wohl aber in solcher Weise, daß jede der beiden Mächte, die gute wie die böse, ihren ganzen Einfluß aufbietet, um den Menschen an sich zu ziehen, um über ihn Herr und so allmälig Herr des Menschengeschlechts zu werden.

Dies war es, was Zerdust vorfand, und hierauf baute er ein großes, philosophisches Religionssystem. Zuerst personificirte er die beiden streitenden Mächte, er stellte an die Spitze der guten Geister Ormuz, den „Vieles wissenden und Großes schaffenden Herrn", und stellte auf die andere Seite an die Spitze der bösen Geister Ahriman den „Böses sinnenden".

Mit diesen beiden Mächten hatte der Reformator zu thun, um sie für sich zu gewinnen oder sie von sich zu scheuchen; es waren dieselben Naturmächte, denen das Volk gedient hatte, lange bevor man den Namen Zerdust hörte, es war also höchst begreiflicher, daß man gerade diesen Lehren

die größte Aufmerksamkeit schenkte und etwas weiter wollte Zerdust vorläufig nicht. Er knüpfte an seine Lehren Verordnungen, die größte Reinheit des Körpers betreffend und damit die Reinheit der Seele bezweckend, vorbereitend wenigstens, woraus dann wieder ein thätiges und sittliches Leben hervorgehen mußte. Ein Jeder sollte sich durch Gebet und Reinigung der Beachtung der Götter würdig machen, sich ihnen zuwenden, seine Seele vor Sünde bewahren, seinen Sinn dem Lichte zukehren und dies dadurch bethätigen, daß er Nützliches thue, die Erde fruchtbar mache, schädliche Thiere vertilge, den Verheerungen des Wüstenwindes Schranken setze und dergleichen mehr. Lauter Lehren, welche in nicht geringe Verwunderung setzen müssen, wenn man bedenkt, daß Zoroaster's Lebenszeit wahrscheinlich in das 6. Jahrhundert v. Chr. Geb. fällt, in welchem Zeitraum die Tugendlehre noch nicht tiefe Wurzeln geschlagen hatte.

Als Zerdust seine Lehren für verbreitet genug hielt, zog er sich in die Berge Arias zurück und brachte dort zehn Jahre in der Einsamkeit zu, über die Religion nachdenkend, auf seinen Wanderungen überall Feueraltäre errichtend und die Menschen lehrend, darin das Symbol des Lichtgottes zu erkennen und zu verehren. König Gustasp bekannte sich bald zu den Lehren des Zerdust und zur Erinnerung an diesen Sieg der neuen Religion oder vielmehr der verbesserten alten pflanzte Zerdust in der Nähe des Caspischen Meeres eine Cypresse, deren Rinde er die Annahme des Gesetzes durch den König anvertraute, sie wurde Jahrhunderte lang für eines der größten Heiligthümer der Parsen gehalten, war der Gegenstand zahlreicher Wallfahrten und stand selbst noch nach vollständiger Besiegung des Parsismus durch den Islam mehrere Jahrhunderte hindurch.

Von dem poetischen Schwung, den die ganze Anlage der Zerdust'schen Lehre verrieth, findet man in denjenigen Büchern, welche uns dieselbe in ihrer vollständigen Reinheit darstellen sollen, nicht die geringste Spur. Das Zend avesta ist uns zwar nur einem geringen Theile, einem Zehntheile etwa nach, bekannt, allein schon hierin sieht man, daß nicht ein poetischer phantasiereicher Kopf der Verfasser ist, sondern daß die Gebete, die Anrufungen ohne irgend welche Erhebung des Herzens, die Eintheilung der Sünden nach Klassen, Arten und Species, wie die Pflanzen und Thiere bei den Naturforschern u. s. w. von einer Priesterschaft ausgegangen sind, die, nachdem das Wort des Meisters längst verstummt war, noch ein Inhaltsverzeichniß zusammenstellte, um wenigstens selbst zu wissen, was sie zu thun habe.

Auf dieser Basis liegt nun Alles, was die gottesdienstlichen Handlungen angeht. Die Beschwörung böser Geister, die Reinigung durch gottesdienstliche Handlungen, die Vollziehung aller religiösen Vorschriften überhaupt bedurfte einer Priesterschaft, welche es sich zum Lebensberufe machte, überall-

hin Belehrungen zu ertheilen, wie auch, um die Rechte dieses Standes zu wahren, zu vererben, auf Söhne und Schüler zu übertragen, wie dieses überall zu geschehen pflegt, wo ein Priesterstand sich als nothwendig und deshalb bald als unabweisbar geistig überwiegend darstellt.

Dieser Stand war der der Magier, deren bereits in den Keilschriften auf den Tempeln und Palästen von Persepolis Erwähnung geschieht.

Das Wesentlichste in der Lehre des Zerdust läßt sich in folgender Weise zusammenfassen. In dem Streit des guten und des bösen Princips bleibt Ormuz Sieger, er erschafft nun die Welt, ohne daß der Geist des Bösen ihn daran hindern kann, er erschafft ein Reich, worin sich nur Reines, Gutes, Edles befindet und in dessen Kern als seinen himmlischen Wohnsitz Ormuz sich nach dem Schöpferact zurückzieht.

Nun aber, da der Lichtgott glaubt vollkommen gesiegt zu haben, weil Ahriman sich ruhig verhält, nun aber tritt der böse Geist wieder auf und füllt die Welt, so weit sie nicht von Ormuz bewohnt wird, mit seinen feindseligen Geistern, mit unreinen und schädlichen Thieren, mit Lastern und Sünden, er stellt dem Schöpfer des Lichtes, des Tages, des Lebens, er stellt ihm die Finsterniß, die Nacht, den Tod gegenüber. Ormuz erwacht und will die Erde mit nützlichen Thieren bevölkern, er erschafft den Stier, den Hund, die Antilope. Ahriman stellt ihm die Raubthiere, die Schlangen, die schädlichen Insecten entgegen. Ormuz segnet die Felder und die Weideplätze, damit Menschen und Thiere reichliche Nahrung haben, er giebt den Früchten Süßigkeit und belebende Kräfte. Ahriman sendet verheerende Stürme, welche die Bäume entwurzeln, Gluthwinde, welche die Felder verdorren, Winterfrost, welcher den Menschen und Thieren die letzte Spur von Nahrung entzieht. Ormuz führt durch seine erhabenen Geister die Menschen zur Tugend, zur Sittenreinheit, zur Wahrhaftigkeit. Ahriman führt sie auf den Weg des Lasters, der Lüge und der Unreinheit. So besteht ein dauernder Kampf, ein stetes Ringen der beiden Mächte um die Herrschaft über die Erde und über das Menschengeschlecht, der zwar endlich zum Vortheile des Lichtgottes enden wird, der aber noch nicht erfüllt ist.

Wird es so weit sein, wird das gute Princip gesiegt haben, so tritt dasjenige ein, was der alte Christianismus das tausendjährige Reich nennt, nur wird dieser Zustand nicht 1000 Jahre, sondern ewig währen. Die Anhänger des Ormuz wandeln über die Brücke Dschinavat. Werden sie hier ohne Flecken gefunden, zeigt die Prüfung, daß sie sich rein erhalten haben vom Schmutz der Sünde, so erhalten sie einen verklärten, aus Licht zusammengeflossenen Leib, rein wie sie selbst und so durchsichtig, daß er keinen Schatten wirft. Diese Reinen gehen nunmehr zum Tempel des ewigen Glückes ein und wohnen am Throne der Lichtgottheit in einer vollständigen

ewig währenden Seligkeit, aber allerdings wird Großes von ihnen gefordert, sie dürfen, wie bereits gesagt, nie versucht haben, die bösen Geister zu versöhnen, ihrem Zorn zu begegnen durch Opfer und durch Demüthigung, sie müssen sie bekämpft haben durch Vernichtung von schädlichen Thieren, welche die Diener des bösen Princips sind, durch Ausrottung schlechter, nachtheiliger Pflanzen, durch Anbau nützlicher Pflanzen; in der eigenen Brust aber durch Beobachtung der heiligen Gesetze über den Feuerdienst, durch Gebete und fromme Handlungen.

Die Feueranbeter, welche man wohl nur fälschlich so nennt, weil sie keineswegs das Feuer anbeten, sondern es nur als ein Symbol der Lichtgottheit betrachten, der zu Ehren sie es nicht in Tempeln, nicht in Bildsäulen und glänzenden Altären, sondern auf einfachen Opfersteinen darbrachten, suchten ihr Wohl und ihr Heil wirklich in guten und reinen Handlungen, und es ist erfreulich zu sehen, wie die schöne, erhabene Lehre sich durch drittehalb Jahrtausende fortgepflanzt hat; denn noch heutigen Tages kann man nirgends sicherer sein als unter den unterdrückten Parsen, unter den Menschen, die gerade wegen ihrer Redlichkeit und Einfachheit ein Gespött aller derjenigen sind, die um sie her wohnen. Die Indier, die Muhamedaner, vor allen die Christen selbst und näher zu uns am Kaspischen Meere, wo die Parsen ihre Hauptheiligthümer haben, die Tataren und wiederum die Christen, die Russen und Kosacken, machen diese wackeren Leute zum Gegenstande ihres nie endenden Spottes und machen sich selbst das Vergnügen, die arglosen, einfachen Menschen auf die schamloseste Weise zu betrügen, zu foppen, zu hintergehen, lächerlich zu machen, blos um sich an der Geduld zu ergötzen, mit der sie jede Unbill ertragen. Man sieht daraus recht die Verderbtheit der menschlichen Natur und wie allerdings das bloße Gutsein keineswegs genügt, um durch die Welt zu kommen. Dies war es auch, was die ersten Christen erfahren haben. Den Lehren ihres erhabenen Meisters folgend, hielten sie auch den linken Backen hin, wenn sie auf den rechten geschlagen wurden, was sich denn ihre Unterdrücker zu Nutze machten, um sie vielfältig zu quälen, bis endlich die eigentlichen Christenverfolgungen daraus hervorgingen und es sich Consuln und Kaiser zur Aufgabe machten, den Römern dadurch Ergötzung zu verschaffen, daß sie in dem Colosseum und im Circus zu Elephanten, Nashörnern, Nilpferden, zu Tigern, Löwen und Hyänen die armen, aus ihren Verstecken hervorgeholten Christen warfen und von den wüthenden Bestien zerreißen ließen. Späterhin wurde die christliche Kirche die streitbare und damit hörte natürlich diese schauerliche Unterdrückung auf.

Wir können hier das ganze System der Parsenreligion nicht entwickeln, dieses wird, wie die Religionsgeschichte überhaupt, seinen eigenen Platz er-

halten, wir wollen schließlich nur noch einmal darauf hindeuten, daß der Feuerdienst keineswegs ganz erloschen ist, sondern sich von der Halbinsel diesseits des Ganges bis zum Kaukasus, wiewohl immer nur sehr vereinzelt, vorfindet, und daß diejenigen, welche sich ihm ergeben haben, jedenfalls die bei weitem besseren Menschen sind, als diejenigen, unter denen die Feueranbeter leben.

Auch die alten Griechen waren durchaus nicht frei vom Feuerdienst. Ihnen war der Hephästos ein gewaltiger, mächtiger Gott und die Feuererscheinungen der Vulcane galten für den Beweis einer mächtigen Thätigkeit in der Werkstatt des Hephästos und seiner Schmiedeknechte, der Kyklopen. Homer erzählt, was für schöne Dinge der alte lahme Hephästos gemacht habe, wie er auf Bestellung arbeitete (für Madame Thetis und deren Sohn Achilles) und auch die Römer bezeigten dem Vulcan, demselben, welchen die Griechen Hephästos nennen, eine große Verehrung, bauten ihm Tempel und setzten ihm eine zahlreiche Priesterschaft ein.

Da dem nun so ist, so können wir uns gar nicht wundern, wenn rohe, wenn Naturvölker die höchste Wohlthätigkeit des Feuers anerkennen, dieses in den Kreis der Gegenstände ziehen, welche man verehren muß.

Fast ähnlich verhält sich's mit dem Feuer aus den Wolken, mit dem Blitz. Dieser hat jeder Zeit etwas Geheimnißvolles, etwas Ueberwältigendes, wie sollte es uns Wunder nehmen, wenn einfache Menschen, wenn Kinder der Natur der Empfindung nachgeben, selbst uns spricht Gott noch im Donner, wir glauben darin seine Stimme zu hören und der Schreckensruf: „Helf uns Gott!" wird bei jedem Gewitter und bei jedem stark leuchtenden Blitz viel tausendmal gehört werden; denn man sieht denselben nicht als eine Naturerscheinung, sondern als den Ausdruck des Zornes oder des Unwillens Gottes an und sucht denselben durch solche Anrufungen zu versöhnen.

Aber nicht blos diese eine Naturerscheinung, sondern überhaupt alle diejenigen, welche etwas Großartiges, Ueberwältigendes haben, werden von Naturmenschen als dämonisch angesehen, werden betrachtet als Ausbrüche des Zornes derjenigen Gottheiten, welche diesen Naturgewalten vorstehen. Der Sturm ist der Athem des zürnenden Gottes, der Ocean selbst ist eine Gottheit, schlägt der Ocean Wellen, wirft er sie brandend an die Küsten hinauf, so ist es sein Zorn, der sich hier ausspricht. Der gleichzeitige Sturm gilt nicht als die Ursache der Aufregung des Oceans, sondern als ein zufälliger Begleiter seines Zornes, der Gott der Winde zürnt, der Gott der Meere zürnt auch und beide vereinigen sich, um den Menschen ihre Macht zu zeigen. Auch einen Gott der Erde giebt es, man bittet ihn um Fruchtbarkeit und er vereinigt sich mit dem Gott der Winde, um Wolken herbeizuführen, damit es regne, oder um sie zu verjagen, damit es nicht zu viel regne.

Bei all diesem läßt sich das Ursachliche sehr leicht finden, sehr wohl einsehen, aber es giebt noch ganz andere Götter als die Naturgewalten. Wir sehen hier Schlangenanbeter, man pflegt diesen Gegenstand der Anbeter einen Fetisch zu nennen, allein der Name Fetisch hat eine viel allgemeinere Bedeutung, es ist nämlich ein Ding, welches sich irgend Jemand selbst und ganz willkürlich zum Gott gesetzt hat und welches er verehrt, so lange es ihm gefällt, welches Ding er aber wieder absetzt, so bald es ihm nicht mehr gefällt. Es ist die allerroheste Art von Pantheismus, es ist die Ansicht, daß in allen Dingen etwas Göttliches



Schlangenanbeter.

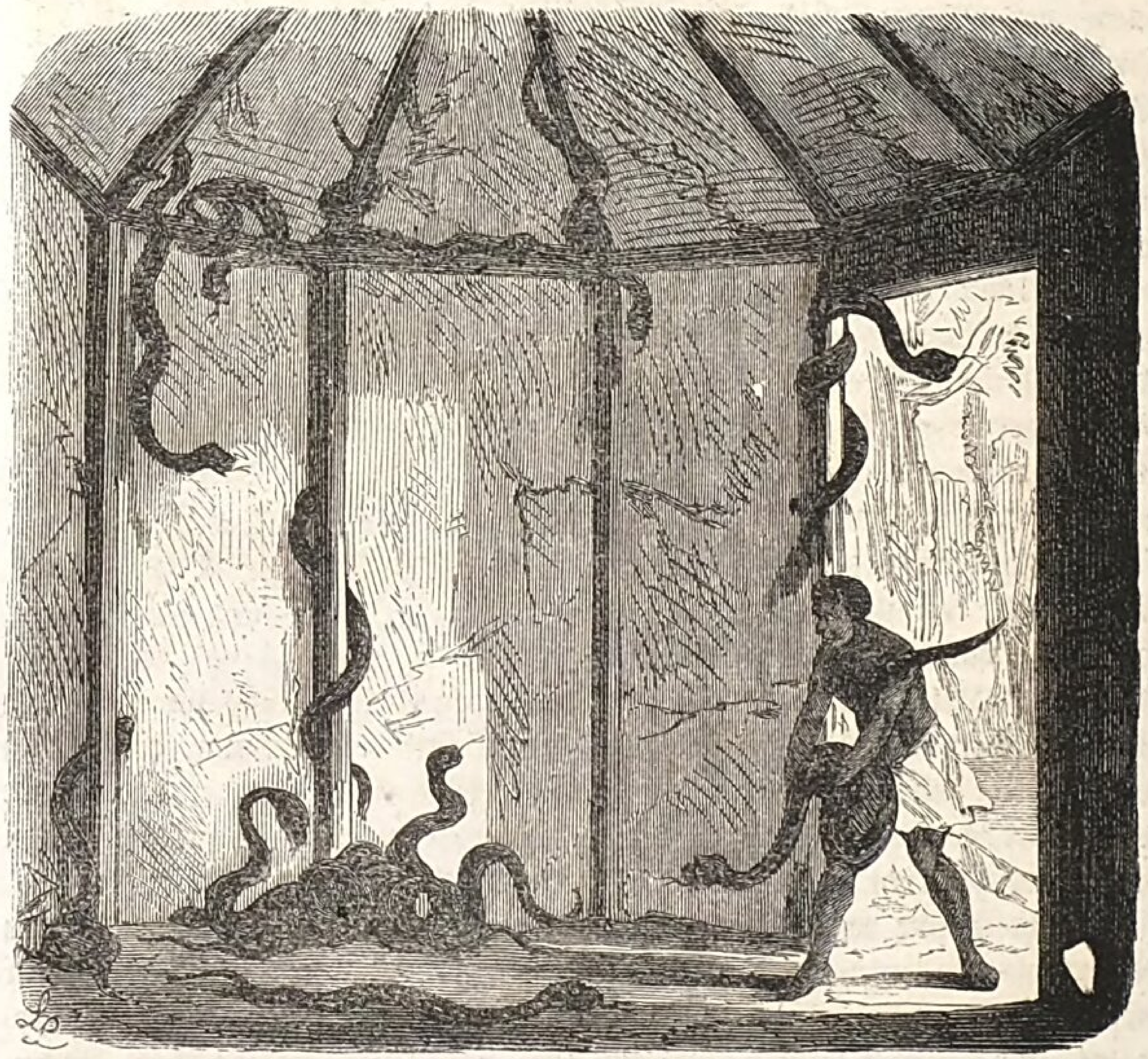
stecke; es wählt demnach der Schwarze auf der Guinea-Küste sich die Ziege zum Fetisch, der Andere einen Stein, der Dritte einen Baum, einen Fluß und er betet seinen Fetisch an, so lange derselbe thut, was er haben will, wenn nicht, so verläßt er ihn, oder macht er es zu bunt, so prügelt er ihn durch oder zerbricht, zerstört ihn und wählt sich einen anderen Fetisch.

Nicht so mit den Schlangenanbetern, diese sind z. B. noch jetzt in dem Negerreiche Dahomey zu Hause, haben einen ordentlichen Cultus erdacht für diese Art der Religionsform, haben Tempel, in denen ihre Gottheiten bewahrt und gefüttert werden und es dürfte nicht uninteressant sein, mitzutheilen, was der französische Schiffsarzt Dr. Répin im Jahre 1860 darüber erfahren hat. Er war nach dem französischen Fort bei Widah gegangen und machte von hier aus kleine Reisen nach verschiedenen Richtungen. Unseren Gegenstand betreffend, schreibt er das Folgende:

„Als Alles in Ordnung und der Tag angebrochen war, öffnete man die Thore des Forts und das Erste was ich that war, den Tempel der angebeteten Schlangen aufzusuchen, welcher unter einer Gruppe prächtiger Bäume stand. Dieser wunderbare Bau besteht aus einer großen hölzernen Rotunda von 30 bis 36 Fuß Durchmesser und von etwas mehr als 20 Fuß Höhe, es befinden sich darin 2 Pforten, durch welche die Schlangen beliebig

aus- und eingehen können, auch sind an den Wänden rings umher eine Menge trockener Baumstämme angebracht und eingesenkt, an denen die Schlangen nach Gefallen auf- und abklettern können.

„Ich durfte, da ich mich als Officier der Besatzung zeigte, den Tempel ohne Weiteres betreten, würde es aber wohl nicht gewagt haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß diese Schlangen unschädlich sind, wenigstens zu den



Schlangentempel in Dahomey.

nicht giftigen gehören; denn Hunderte derselben hingen ringsum an den Wänden oder von der Decke herab, öffneten drohend den Rachen gegen mich, hingen mit drei Viertheilen ihres Körpers von der Decke herab und schienen mich sehr feindselig behandeln zu wollen, was jedoch keineswegs geschah und vielleicht um so weniger, als ich mich selbst jeder feindlichen Bewegung gegen sie enthielt.

„Zu meinen Füßen sah ich mehrere nackende Menschen am Boden knien, welche, mit den Häuptern in den Staub geneigt, die Schlangen anbeteten, sich von ihnen umschlingen und bekriechen ließen, was immerhin

einen gewissen Muth voraussetzte oder vielleicht auch nur ein Beweis war, daß die Leute die Unschädlichkeit der Thiere kannten, es waren doch mehrere darunter von 11 bis 12 Fuß Länge.

„Die Bewohner der Stadt begegnen sehr häufig diesen Schlangen in den Straßen, alsbald fallen sie davor auf die Kniee, bitten um Entschuldigung wegen der Freiheit, welche sie sich gegen sie herausnehmen werden, dann heben sie dieselben sorgsam auf und tragen sie unter fortwährenden Entschuldigungen in das Schlangenhaus zurück, damit denselben ja kein Schaden geschehe.

„In diesen selbst werden diese Thiere von den Priestern ihrer Gottheiten gefüttert und alle die Gläubigen widmen ihnen eine große Menge lebendiger Opfer, kleine und größere Thiere, welche den Priestern übergeben werden, welche natürlich das Beste für sich behalten und davon üppig und reichlich leben."

In dem ganzen Königreich Dahomey gründet sich die Religion auf den Glauben an zwei zu einander im Gegensatz stehende Principien, ein gutes und ein böses; daher ihre Hauptbestrebungen darauf hinausgehen, den wohlthätigen Gottheiten zu danken, aber doch immer mit dem Vorbehalt, dem Teufel zwei Lichter anzustecken. Dem bösen Princip wird nämlich eine große Menge von Opfern dargebracht, um dasselbe zu bewegen, seinen Zorn, der immer von den furchtbarsten Folgen begleitet ist, an Anderen auszulassen. Zur Empfangnahme dieser Opfer verstehen sich die Priester sehr gerne, welche in der Nähe einer jeden Stadt zu wohnen pflegen, gewöhnlich haben sie etwas besser gebaute Häuser, als man sie im Allgemeinen trifft, auch sind sie äußerlich wie innerlich sehr wohl gepflegt und gehalten. Immer stehen sie mitten in einer Busch- und Baumgruppe, welche so dicht und düster ist, daß niemals ein Sonnenstrahl durchdringt, obwohl durch geöffnete Wege der Luft so viel Zugang gestattet ist, um den Boden um das Haus her zu trocknen, der Aufenthalt also keineswegs ein ungesunder ist.

Diese Wohnungen nennen die Priester Tempel und behaupten, daß die Gottheiten darin ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätten, sie selbst aber, die Priester, halten an deren Stelle sorgsame Wache und sind sehr darauf bedacht, ihren Göttern kein Opfer der Ehrfurcht oder der Furcht entgehen zu lassen, was wir sehr begreiflich finden werden, wenn wir erfahren, daß diese Opfer die eigentlichen Einkünfte der Priester ausmachen. Es werden von den Negern an der äußeren Umgürtung dieser Häuser, welche aus einer dichten, schwer zu durchdringenden Dornenhecke besteht, die Geschenke niedergelegt, welche bestimmt sind, den Zorn der bösen Götter zu versöhnen, sie bestehen nicht nur aus allen möglichen Lebensmitteln, aus Früchten, kleinem und größerem Geflügel, wenn die Geschenkgeber wohlhabend sind, aus meh-

reren Ziegen und Rindern und endlich auch aus leicht verkäuflichen Handelsgegenständen, Elephantenzähnen, Büffelhäuten, Goldstaub und dergleichen. Man kann denken, in welcher glücklichen Weise solche reiche Geschenkgeber mit den Göttern verkehren, die ihnen natürlich nichts abschlagen, sondern alle Uebelstände von ihnen entfernt halten. Haben die Eingeborenen den Göttern reichlich Opfer gebracht, so hindert sie auch nichts daran, den Tempel, das Priesterhaus selbst zu betreten und den Gottheiten ihr Anliegen persönlich vorzutragen und an's Herz zu legen.

Die Götter sind höchst verschiedener Art. In diesen Tempeln findet man Statuetten von Männern, Frauen, von Thieren, wie sie wirklich vorkommen (das Fratzenhafte der Zeichnung abgerechnet), oder von phantastischen Ungeheuern, von Hunden mit Rachen so groß wie der Hund selbst, von Affen mit Ohren, in weche die Affen sich wie in Mänteln einwickeln könnten, von Schlangen mit langen Beinen und dergl. mehr. Aber auch Gegenstände, nicht dem Thierreich angehörig, sind da zur Verehrung aufgestellt. Backzähne eines Elephanten, Hauer eines Flußpferdes, Hörner irgend einer Antilopenart sind Gegenstände der höchsten Aufmerksamkeit, denn, wie bereits bemerkt, jedes beliebige Ding kann zum Fetisch werden, sobald die Priester demselben durch ihre ausgesprochenen Beschwörungsformeln gewisse Eigenschaften ertheilen, welche hierzu nöthig sind, was sie sich gut bezahlen lassen, um so mehr, als sie wissen, die Zahl dieser Heiligthümer nach Belieben zu vermehren.

Ein mit dem Zauber versehener Abschnitt eines Elephantenhauers, auf dem die Klaue eines Tigers befestigt ist, schützt, als Armband getragen, gegen eine Verwundung durch schneidende Werkzeuge, durch Tiger- und Löwenklauen, durch Säbel und Aexte. Ein bezaubertes Antilopenhorn schützt gegen den Tod durch das Feuergewehr. Ein Gürtel von irgend wie gefärbtem Leder mit dem Blute von geopferten Tauben benetzt, sichert gegen jede Gefahr, die man durch Gift laufen könnte, schützt also auch gegen den Schlangenbiß. Mit anderen Amuletten versehen, könnte man unbedenklich auf die Elephanten- oder Tigerjagd gehen.

In allen solchen Tempeln sieht man auch durch Gelübde darin gestiftete Nachbildungen menschlicher Gliedmaßen, welche durch die Götter geheilt worden sein sollen und denen immer Geschenke beigefügt sind, so reich als die Geber irgend sie darzubringen vermögen.

Die eigentlich bösen Geister haben Tempel, welche ihnen ganz besonders speciell gewidmet sind und zu denen bei Todesstrafe keinem Menschen der Zutritt gestattet ist. Bei Todesstrafe, das will sagen, sobald ein Verwegener sich dem Tempel mehr nähert, als der Priester, der allein den Tempel bewohnt, es geeignet findet, wird er von ihm durch einen vergifteten Pfeil

oder durch irgend eine andere tödtliche Waffe hingerichtet, ohne daß irgend ein Mensch sich um die Sache bekümmert.

Hier brauen die Priester ihre geheimen Zaubermittel und hier erziehen sie die jungen Leute, welche einmal die Erben ihrer Geheimnisse werden und sie als Priester ersetzen sollen.

In der Regel stehen die Tempel unfern der großen Heerstraße, unfern des Verbindungsweges zwischen zweien benachbarten Staaten oder Städten; wenn nun irgend ein vornehmer Reisender bei einem solchen Tempel vorbeikommt, so steigt er von seinem Reitthiere oder von seinem Palankin herab und geht gebeugten Hauptes vorüber, eine Ceremonie, welcher selbst der König sich nicht entziehen darf. Während dieser Zeit steht in der Pforte des düsteren Heiligthums ein Priester, fortwährend einen Wedel bewegend und Beschwörungen murmelnd, um die bösen Geister zurückzuhalten, ihre üblen Einflüsse zu brechen, zu verhindern. Hat man eine genügende Entfernung vom Tempel erreicht, so darf man sich wieder seiner Reisegelegenheit bedienen; der Priester muß aber für seine Aufmerksamkeit gewaltig beschenkt werden, allein ihm selbst wird nichts gegeben, es kommt ihm in Form eines Opfers zu Händen, welches außerhalb an der Umgürtung des Tempels niedergelegt wird.

Ohne Zweifel ist es die Schlange, welche am häufigsten als Gottheit angerufen wird, eine Uebereinstimmung mit dem classischen Alterthum befremdet beinahe, das ist nämlich, daß die Schlange vorzugsweise von den Aerzten angebetet wird, als Genius angerufen erscheint. Der Aesculap der Römer, der Asklepios der Griechen, trug ja den Schlangenstab als Sinnbild, doch glaube ich, daß man nicht zu viel Werth auf diese Aehnlichkeit zu legen habe und ein Zusammenhang zwischen dem alten Römer- und Griechenthum und der jetzigen Zeit von Dahomey läßt sich ohne Zweifel nicht nachweisen.

Im Uebrigen behandeln die Priesterärzte die Krankheiten fast immer durch Beschwörungen, durch abergläubige, mitunter von den drolligsten Ceremonien begleitete Austreibungen der bösen Geister. Die einzigen Mittel, welche sie anwenden, sind höchst drastische Purganzen, meistens aus dem Safte von Euphorbien gewonnen. In einem Falle haben sie eine wirklich große Geschicklichkeit, in der Behandlung des furchtbar gefährlichen Guinea-Wurmes, des Fadenwurmes, welcher sich zwischen der Haut und dem Muskelgewebe entwickelt, anfangs gar nicht bemerkt wird, auch keine Schmerzen verursacht, später aber durch eine lebhafte Entzündung und durch wüthende Schmerzen sich nur zu gut kund giebt.

Das abscheuliche Thier sieht aus, wie ein mäßig starker Zwirnsfaden, macht eine gefährliche Wunde und verursacht eine ebenso gefährliche Ent-

zündung, deren juckende, brennende Schmerzen kaum zu ertragen sind, die Haut verzehrt er bis auf die durchsichtige Hornschicht, welche die äußerste Decke bildet; dann kann man ihn vollkommen deutlich sehen, wie er im Hintergrunde in der Tiefe der Wunde in einer Art Höhlung liegt und daselbst ganz vergnüglich um sich frißt.

Die Aerzte schneiden nun die äußerste Decke der Haut weg, um zu dem Thiere selbst zu gelangen, dann fassen sie dasselbe mit zwei feingeschabten Bambussplittern wie mit einer Pincette, wobei sorgfältig darauf gesehen wird, daß man sein äußerstes Ende faßt. Nunmehr wird dieses um die Splitterchen gewickelt und man setzt dieses so lange fort, bis der Wurm sich zu sperren beginnt, wodurch der Faden gespannt wird. Wollte man nunmehr das Ziehen weiter fortsetzen, so wäre nicht nur die Operation mißlungen, sondern das Uebel würde ärger werden als es vorher war, denn aus dem abgerissenen Wurm entwickeln sich Hunderte von kleinen Thieren, welche man durchaus nicht so schnell beseitigen kann, als sie sich in das zarte Fleisch der Wunde einbohren, ein jeder wieder sein eigenes Nest bildend, darin wachsend, das Wurzelfleisch zerstörend und allmälig eine vollständige Zersetzung herbeiführend, an welcher der unglückliche Leidende allmälig erliegt und zwar unter furchtbaren Schmerzen, die sich so steigern, daß sie zum Wahnsinn führen sollen.

Die Priester hüten sich auch wohl, es dahin kommen zu lassen. Sobald der Wurm sich sperrt, halten sie mit der Operation inne und setzen sie erst fort, wenn die Spannung nachgelassen hat. Dies muß nicht selten ein Dutzendmal wiederholt werden, endlich aber ist man des gefährlichen Fadens Herr bis auf die letzte Spur, die Operation ist gelungen und man beendet die Cur durch wiederholtes Auswaschen der Wunde, bis diese sich schließt. Die Eingebornen glauben, daß sie diesen Wurm mit dem Wasser trinken, dessen sie sich bedienen müssen, dies ist aber nicht richtig. Der Fadenwurm befindet sich allerdings im Wasser im mikroskopischen Zustande, aber er gelangt nicht durch den Magen und die Gedärme in das Bein oder den Fuß, sondern viel directer, indem er sich beim Baden oder beim Durchwaten durch das Sumpfwasser an das Bein ansetzt; seine außerordentliche Kleinheit ist der Grund, warum man seiner im Anfange durchaus nicht gewahr wird.

In der Nähe von Widah bewohnen die Schlangenpriester eines der weitesten und größten Gebäude der ganzen Stadt und sie leben daselbst auf das Ueppigste von den reichen Geschenken, welche die Gläubigen ihnen zutragen, in Folge ihrer doppelten Eigenschaft als Aerzte und als Zauberer. Obwohl sie es vollkommen geheim halten und den politischen und sonstigen Angelegenheiten ganz fremd zu sein scheinen, so ist doch ihr Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten so groß, daß man sagen darf, was in dem Reiche ge-

schieht, geschehe nur durch ihren Rath und auf ihren Einfluß. Um den Glauben zu erhalten, als seien sie wirklich allen Staatsangelegenheiten so fremd, wie sie vorgeben, halten sie sich wenigstens während des Tages immer in ihren Tempeln und heiligen Hainen auf, und es ist äußerst schwer, bis zu ihnen zu dringen. Sie sollen sehr sichere Mittel gegen gewisse Krankheiten und auch gegen den Biß giftiger Schlangen haben, sie geben aber selbst gegen große Belohnungen und noch größere Versprechungeu nichts davon her.

Die Schlangen, welche sie dem Volke als ihre Götter vorführen, sind sämmtlich nicht giftiger Art, wie man auf den ersten Blick sieht, da ihnen die scharf gebogenen, beim Oeffnen des Rachens vorspringenden Giftzähne fehlen, im Uebrigen sind sie zum Theil von einer Größe, welche sie gefährlich erscheinen läßt, auch ohne daß sie giftig sind, denn obwohl die mehrsten nicht mehr als vier bis sechs Fuß messen, so giebt es doch welche unter ihnen von der doppelten Länge, von zwölf bis vierzehn Fuß. Wie es scheint, gehören sie sämmtlich dem Geschlechte an, welche Linné mit dem Namen python bezeichnet, sie sind lang, schlank, sehr zum Klettern geeignet, und behalten diese Eigenschaft auch in ihrem Gefängniß bei, wenn man es so bezeichnen darf, da ihr hoher und weitläufiger Tempel von beiden Seiten offen ist und sie ganz nach Belieben aus- und eingehen. An der Decke dieses aus runden Bäumen, aus schlanken Bambussäulen errichteten Gebäudes hängen sie zu Hunderten mit dem Schwanz um einen Ast gewickelt, mit drei Viertheilen des Körpers in Wellenlinien sich auf und ab bewegend, und je nachdem sie hungrig sind, sofort in Empfang nehmend, was die Frömmigkeit der Eingeborenen ihnen an lebender Nahrung bietet.

Die Schlangen durchziehen ungehindert die Straßen der Stadt und ihre Heiligkeit ist so groß, daß sie nie der geringsten Gefahr ausgesetzt sind. Ein junger französischer Offizier tödtete eine solche Bestie innerhalb der Räume des von der französischen Garnison besetzten Forts. Durch die Neger der Bedienung verlautete etwas davon außerhalb der Festung, und die Priester kamen voll Zorn und Grimm herbei, um das Leben des Offiziers als Sühnopfer für die freventlich getödtete Abgottsschlange zu fordern, und es gelang nur durch sehr bedeutende Geldopfer, die habgierigen Wichte zu beschwichtigen. Der junge Offizier aber war von da an Gefangener des Forts; denn hätte er sich irgendwo sehen lassen, so wäre er sofort ermordet worden, welchem Schicksale er nur dadurch entging, daß er mit dem nächsten Schiffe nach seiner Heimath zurückkehrte. Hätte er seinen Frevel innerhalb der Stadt begangen, so wäre er sofort zerrissen worden.

In der Nähe des Ortes Xavi ist noch ein Schlangentempel, welcher aber nicht von Priestern, sondern von Priesterinnen bewohnt ist. Diese

Damen nennen sich die Gattinnen, die Frauen der Abgottschlangen, deshalb sie auch sehr im glänzenden Schmuck erscheinen, Hals und Brust und Arme mit einer Ueberfülle von Korallen, goldenen Verzierungen und anderen werthvollen Dingen bedeckt. Sie sind minder wild und grausam als ihre männlichen Collegen, versehen jedoch auch ihren Dienst mit großem Ernst und großer Würde. So lange sie jung sind, erfreuen sie ihre Ehegatten, die Schlangen, durch ihre üppigen Tänze, späterhin beschäftigen sie sich mit der Erziehung junger Novizen. Die älteste der Priesterinnen sucht in der Stadt die schönsten Mädchen aus, welche sie im Alter von acht bis zehn Jahren finden kann, sie werden nun unterrichtet in ihren künftigen Pflichten und müssen eine mehr oder minder lange Prüfungszeit bestehen, während welcher sich erst über ihre Tauglichkeit zu dem Schlangendienste das Nöthige feststellen läßt. Wo eine solche nicht vorzuliegen scheint, entläßt man sie zu ihren Familien. Die brauchbaren Mädchen aber werden, wenn sie heirathsfähig sind, einer der Schlangen förmlich angetraut. Nachdem sie einige Jahre als solche fungirt haben, können sie über sich verfügen, dürfen sie den Tempel verlassen und einen irdischen Gatten nehmen, was indessen doch selten gelungen ist, da man sich vor ihnen fürchtet; sie behalten nämlich als Priesterinnen stets etwas Heiliges an sich und verlangen in solcher Art die vollkommenste Unterwerfung von ihren Ehegatten

Aber auch diese Verehrung schädlicher Thiere ist durchaus nicht beschränkt auf die rohen Naturvölker, im Gegentheil haben wir von einem sehr cultivirten Volke, von dem der alten Aegypter, treue historische Nachrichten über ihre Verehrung von Schlangen, Krokodilen und anderen, sie wurden sogar von ihnen einbalsamirt und als große Heiligthümer in ihren Königsgräbern aufbewahrt. Wunderbar muß man übrigens den Umstand nennen, daß eben diese Aegypter, welche das Krokodil als heilich und göttlich verehrten, auch das Ichneumon in gleicher Weise verehrten, welches der Todfeind des Krokodils ist, der ihm in den Magen kriechen und sich so von Innen herausfressen soll, dasselbe wie begreiflich durch diese etwas schmerzhafte Operation tödtend. Ebenso war es mit den Reihern, Störchen und ähnlichen Vögeln, welche die kleinen Schlangen fraßen, sie beteten diese letzteren an und thaten doch dasselbe mit denjenigen Thieren, welche die Schlangen vertilgten. Das Räthsel löst sich wohl nur dadurch, daß die Aegypter das Krokodil anbeteten, um seinen bösen Willen zu bezwingen, das Ichneumon aber deswegen, weil es dem böswillgen Thiere den Garaus machte.

Trotz dessen war dieser Thierdienst schon im grauen Alterthum etwas dem Verstande, namentlich den Griechen, Auffallendes, Unerklärliches; und Diodor sagt in seiner historischen Bibliothek im 83. Kapitel des ersten Buches:

„Eine mit Recht für Manchen befremdende Erscheinung in Aegypten, welche wohl einer näheren Betrachtung werth ist, erscheint mir die Heilighaltung einiger Thiere. Die Aegypter verehren einige derselben nicht nur so lange sie leben, sondern auch noch nach ihrem Tode, wie z. B. die Katzen, die Hunde, das Ichneumon, ferner die Wölfe, die Krokodile, sodann die Habichte und die Vögel, welche sie Ibis nennen.

„Einer jeden Gattung von Thieren, welche in solcher Weise verehrt wird, sind Ländereien gewidmet, deren Ertrag zur Ernährung derselben bestimmt ist, demnächst bringen die Aegyter diesen Thieren auch noch andere Opfer dar, Geschenke, welche von Gelübden herrühren. Wenn ein Kind krank wird, so geloben sie mehrstentheils den Göttern bei der Genesung desselben so viel Gold zu weihen, als die Haare des Kindes wiegen. Tritt nun die Genesung ein, so geschieht das Gelobte und das Gold wird den Wärtern der heiligen Thiere zur Pflege derselben übergeben.

„Außerdem füttern sie die heiligen Thiere, ein jedes nach seiner Art; sie werfen den Raubvögeln, wenn sie daher fliegen, Stücke Fleisch zu und fordern sie auf, dasselbe im Fluge zu fassen; sie weichen den Katzen und dem Ichneumon weißes Brod in Milch ein, sie locken sie zur Speise herbei oder sie füttern sie mit Fischen aus dem Nil." (Sehr naiv führt Diodor an, daß dergleichen Aberglaube gar keine Schande und gar nicht lächerlich sei, indem er sagt:) „Und statt sich diesen Diensten zu entziehen oder sich ihrer zu schämen, wenn die Sache unter die Leute käme, rühmen sie sich vielmehr ihrer Thätigkeit, als würden sie zu den würdevollsten Diensten erkoren.

„Die eigentlichen Wärter der heiligen Thiere haben ihre eigenen Abzeichen, durch welche sie kenntlich sind und wodurch man sogar weiß, was für Thiere diese zu verpflegen haben; man verehrt diese Männer, ja man fällt ehrerbietig vor ihnen auf die Knie.

„Stirbt eines der ihrer Pflege anvertrauten Thiere, so bringen sie dasselbe unter Wehklagen an die heilige Stätte, die zum Balsamiren der Thiere bestimmt ist. Dort werden sie mit wohlriechenden Oelen und anderen gewürzreichen Soffen, welche die Verwesung hindern, getränkt und dann in Felsengräbern beigesetzt.

„Wer eines dieser Thiere vorsätzlich tödtet, muß sterben; geschah es unabsichtlich, so kommt er mit einer durch die Priester zu bestimmenden Strafe weg. Ist es aber eine Katze oder ein Ibis, so kann nichts den Unglücklichen retten."

Wie tief die Verehrung gegen diese Thiere sei und in welchem Grade bei dem Volke sie eingewurzelt, erzählt uns Diodor aus eigener Ansicht: Zur Zeit des Konigs Ptolemäus Auletes lag den Aegyptern sehr daran, mit den Römern auf freundschaftlichem Fuße zu stehen und sie bemühten

sich um die Unterstützung der mächtigen Nation. Damals kam es vor, daß ein römischer Soldat aus Versehen eine Katze tödtete. Das Volk war so entsetzt und so erzürnt, daß es, die Macht der Römer gänzlich vergessend, über den Soldaten herfiel und ihn zerriß, obgleich er sein Verbrechen nicht mit Vorsatz begangen hattte. „Und diese Erzählung haben wir nicht von Hörensagen, sondern wir sind Augenzeuge davon gewesen auf unserer Reise in Oberägypten."

Derselbe Historiker führt nun noch an, in welcher reichlichen und verschwenderischen Weise die heiligen Thiere gehalten werden, man bereitet ihnen die köstlichsten Speisen, man spart weder Geld noch Mühe, um ihnen Angenehmes zu erweisen, sie werden gebadet, mit Salben eingerieben, geräuchert, es werden ihnen prächtige Lager bereitet, auch ist man sehr besorgt, ihre sonstigen Triebe zu befriedigen, man hält ihnen sogenannte Kebsweiber, sucht die schönsten Weibchen der Gattung aus und führt sie ihnen zur Wahl vor. Auch sie werden auf das Trefflichste gepflegt und gefüttert; stirbt ein solches Thier, so wird ein Leichenbegängniß gehalten, welches an Pracht Alles überbietet, was selbst der reichste Privatmann in ähnlichem Falle aufzuwenden vermag. Ist es nun gar der Stier Apis, welcher stirbt, so reichen viele Hunderte von Silbertaleuten nicht aus, um die Kosten zu bestreiten.

Ueber die Verehrung des Apis, des berühmten schwarzen Stieres, sagt Diodor, daß in einen solchen die Seele des sterbenden Osiris übergegangen wäre und daß eben diese Seele noch lebend von einem Apis zum anderen wandere, daher die tiefe Trauer von der Zeit des Sterbens des Apis bis zum Wiederfinden eines anderen, weil in dieser Zeit die Seele des Osiris obdachlos ist. Von dem Tode des mächtigen Gottes an suchen die Priester nach einem Kalbe, welches ähnliche Abzeichen hat. Haben sie ein solches gefunden (oder einen jungen Stier, was ihnen noch lieber ist), so hört die Trauer im Lande auf und man ergiebt sich einer so unbegrenzten Lustigkeit wie früher der tiefsten Bekümmerniß. Um auf die Göttlichkeit Anspruch machen zu könnnen, muß das gefundene Thier bis auf einen Fleck auf der Stirne ganz schwarz sein, die Haare im Schwanze müssen sich als gespalten erweisen und unter der Zunge muß sich ein schwarzes Mal befinden, das die Gestalt eines Käfers haben soll. Sind diese Bedingungen erfüllt, so ist die Wohnung des Gottes Osiris gefunden und im größten Triumph wird derselbe nach der heiligen Stätte geleitet, wo man seiner pflegen wird, bis auch ihn wieder das Schicksal alles Sterblichen erreicht. Während der ersten 40 Tage seines Aufenthalts in Memphis besuchen ihn die Frauen und stellen sich ihm entblößt gegenüber, um sich von ihm betrachten und dadurch weihen, heiligen zu lassen, späterhin dürfen sie ihn nicht mehr sehen.

Die Heiligkeit des Apis überträgt sich auf alle anderen Stiere, deren keiner geschlachtet werden darf, ohne daß ein Priester auf das Genaueste untersucht habe, ob derselbe nicht irgend eines der Kennzeichen des Apis an sich trage, in welchem Falle derselbe unter allen Umständen geschont werden muß.

Schon die Alten haben vergeblich nach den Gründen solcher wunderbaren Verirrung gesucht, uns bleiben sie vollends verborgen, obschon sich diese Thierverehrung in gewisser Weise bis zu uns fortgepflanzt hat. Man hält es z. B. für freventlich, einen Storch zu tödten, wiewohl er dem Stande des Vogelwildes und der Bienen großen Schaden thut, und eine abergläubige Heilighaltung des Krokodils in Indien haben wir noch heute zu beklagen. Der Aberglaube hält diese gefährlichen Bestien für die Vollstrecker des Willens der Götter und gestattet ihnen daher nach Belieben sich zu vermehren, was auch in solchem Grade geschieht, daß die Flüsse davon wimmeln. Zu gleicher Zeit gilt aber der Tod durch ein Krokodil für ein großes Glück. Die Indier baden sich täglich im Ganges, im heiligen Flusse, täglich werden Menschen von den Krokodilen unter Wasser gezogen, ertränkt und dann vielleicht vor den Augen der Badenden am gegenüberliegenden Ufer verzehrt, ohne daß man auf die Thiere Jagd macht oder die Eier derselben aufsucht — das ist der Fatalismus aller morgenländischen Völker.

Auch besonders große und schöne Bäume sind und waren bei den Naturvölkern Gegenstände der Verehrung. In Indien ist es der weithin schattende Banian-Baum, die heilige Feige (ficus religiosa), bei den alten Deutschen war es die Eiche, sie war auch bei den alten Griechen verehrt, die Eiche von Dodona weissagte sogar und als die Argonauten ihr Schiff zimmerten, wurde ein Brett von der heiligen Eiche in den Schiffsrumpf eingefügt, damit dasselbe den Seefahrern die Gefahren verkünde, sie darauf vorbereite. Bei den Griechen war auch der Lorbeer und der Oelbaum, der erstere dem Apollo, der letztere der Minerva geheiligt und noch heutigen Tages haben wir Deutsche eine Art von Verehrung der Myrthe nicht abgelegt, sie ist uns ein Symbol der Reinheit, die Braut trägt dieselbe als Zeichen der Jungfräulichkeit im Haar. Mittelalterlich grausam wurde der nicht Berechtigten der Kranz öffentlich abgerissen und mittelalterlich grausam haben noch in neuester Zeit christliche Geistliche, die Verkündiger der Religion der Liebe, Personen vor dem Altare beschimpft, lediglich auf eine erbärmliche Klatscherei hin.

Wie abscheulich dies auch sei, immer ist es ein Beweis, welchen Werth man noch jetzt, wo man längst aus den Zeiten der Anbetung lebloser Gegenstände heraus ist, auf solche Zeichen legt.

Aberglaube und Unglaube gehen im Uebrigen immer Hand in Hand,

leider auch Aberglaube und Glaube und zum Theil desto mehr, je strenger dieser letztere ist. Es giebt keine Thorheit, deren die Menschen sich nicht schuldig gemacht hätten, wenn es sich um den Aberglauben handelt, und das Schreckliche ist, daß auch der sogenannte gebildete Theil Antheil an diesem thörichten Verhalten nimmt. Es würde gar nicht möglich sein, ein Capitel in der nöthigen Vollständigkeit zu geben, welches alles dasjenige enthielte, was der thörichte Mensch thut und glaubt in der Ueberzeugung, den Gesetzen der von ihm bekannten Religion zu folgen. So ist ja bei uns Christen ein ganz feststehender Glaubensartikel die Person des Teufels. Es ist ein Ketzer, ein Bösewicht, ein Ungläubiger oder Irrgläubiger, der nicht durchdrungen ist von dem wirklichen Vorhandensein des Satans, der die Menschen zum Bösen verführt und der sie zur Hölle vorbereitet. Den mittelalterlichen Malern und den jetzt lebenden Ausmalern dieser Satzungen begegnet dabei die drollige Inconsequenz, daß sie den Teufel so scheußlich malen, wie ihre verbrannte Phantasie nur irgend kann und vermag. Der Teufel unserer Theologen ist ein schwarzes, langbehaartes Scheusal mit gefletschten Hauzähnen, mit glührothen Augen, mit Krallen an den Händen, mit Bocks- oder Pferdehufen an den Beinen und mit einem langen Wickelschwanz, wohl schwerlich zur Abwehrung der Fliegen.

Dieses Ungeheuer ist der Verführer, in dieser Gestalt trat er zu Christus, zeigte ihm alle Reiche der Welt und bot ihm dieselben an für seinen Abfall von Gott, in dieser Gestalt tritt der Teufel noch jetzt jeden Christen an, um ihn zu verführen. Nun möchte ein vernünftiger Mensch wohl fragen, wie er sich von einem Ungeheuer, wie wir es hier geschildert haben, verführen lassen wird; da ist ein junger Gardelieutenant ein viel besserer Teufel und seine Bemühungen, ein Mädchen zu verführen, werden sicherlich viel wirksamer sein als solche dieser Teufelsfratze. Indessen man darf das nicht laut sagen, es ist jedenfalls sehr auffallend verstoßend gegen die Glaubenssatzungen und diese dürfen doch um keinen Preis angetastet werden.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

An die geehrten Abnehmer!

Bei dem außerordentlichen Reichthum und der Vielseitigkeit des Gegenstandes, welchen dieses Werk behandelt, ist es unmöglich gewesen, auf alle Materien so erschöpfend und ausführlich einzugehen, wie es vielleicht manchem Leser erwünscht gewesen wäre.

Für diesen Theil der geehrten Leser, welche das Verlangen hegen, tiefer in den Gegenstand einzudringen, ist diesem allgemeinen Theil nach ein **besonderer Theil** angereiht worden, über dessen speciellen Inhalt der nachstehende Abschnitt aus dem Inhaltsverzeichnisse näheren Aufschluß giebt, wonach ein Jeder beurtheilen kann, was er darin zu erwarten hat und ob dieser besondere Theil für ihn von Werth.

Mancher der geehrten Leser wird nach einer populären und dabei dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Belehrung über diese Materien gesucht haben und deshalb eine solche Ergänzung mit Freuden begrüßen.

Die ältesten Culturvölker. Wohnsitze derselben. Bedingungen, unter denen sie allein auftreten können. Die fruchtbarsten Länder der Erde. Aegypten, das Geschenk des Nils. Die Bewohner des mächtigen Stromes und seiner Ufer. Gesittung des Volkes. Kriegerisches Leben. Die Priesterschaft und deren Wirksamkeit. Die Macht der Herrscher, welche zugleich Oberpriester sind. Große und kleinere Reiche. Kunstschöpfungen längs der Stromufer. Pracht der Tempel. Größe der Aushöhlungen und der Grabmonumente. Verringerung der Zahl der kleinen Dynastien und Vereinigung derselben zu einem mächtigen Reiche. Kunstschöpfungen aus dieser Zeit. Der Möris-See und das Labyrinth. Einwanderung fremder Völker. Die Hyksos, die Hirtenkönige und ihre zügellosen Schaaren, wahrscheinlich semitischen Ursprungs. Ganz Unterägypten wird von ihnen überschwemmt. Einwanderung des Patriarchen Jakob und seiner Söhne. Ob sie die Vorläufer der Hyksos waren. Vertreibung dieser letzteren. Die Aegypter als Eroberer. Die Lösung der Hieroglyphenschrift. Großartge historische Entdeckungen.

Die eingewanderten Semiten, die Kinder Jakob's vermehren sich und scheinen den Aegyptern gefährlich zu werden. Bedrückung derselben. Beabsichtigte Auswanderung immerfort hintertrieben. Endlicher Auszug unter Moses' Führung. Aelteste Sagen der Hebräer, ihr Patriarchenthum. Ihre Abstammung. Ihr Aufenthalt in Mesopotamien.

Das Land der Verheißung. Umherirren der Israeliten in den Wüsten um den Sinai und in den Thälern des Gebirges. Das durch 400jährige Sklaverei muthlos und thatenlos gewordene Volk soll in der Wüste untergehen, daher ein 40jähriges, scheinbar zweckloses Umherwandern in dem dürftigen Gebirgslande. Gesetzgebung am Sinai. Eroberung des Landes der Verheißung und die erste Zeit des Aufenthaltes daselbst unter Richtern und Propheten. Die Zeit der Könige. David, der Mann nach dem Herzen Gottes. Andeutungen über dessen Leben. Salomo, David's Sohn, und die Weisheit des erhabenen Königs. Zeiten der höchsten Pracht und eines nie dagewesenen Glanzes. Die Juden, stets unzufrieden mit ihren Herrschern, sinnen fortwährend auf Empörung. Der große Bund der zwölf Stämme trennt sich in zwei Reiche. Kämpfe der Juden mit den Nachbarvölkern. Untergang des Reiches in der babylonischen und assyrischen Gefangenschaft.

Das Zwischenstromland Mesopotamien. Die Urzeit von Assyrien und Babylon. Baukunst und Sculptur in beiden Reichen. Die großen Könige von Baaylon und Ninive. Die Ruinen dieser beiden Städte. Die Perser und die Meder. Die Dynastie des Kyros.

Die Juden. Die Einwanderung der Arier nach dem Indus- und Ganges-Lande. Die Heldensagen Indiens. Die Eroberung des mächtigen Reiches und der Untergang seiner ältesten Bevölkerung. Das Kastenwesen. Anknüpfungspunkte der Geschichte Indiens an die von Assyrien, Persien und Griechenland.

Das fernste Culturleben, das chinesische. Mäßiger Einfluß von China auf die Entwickelung der Wissenschaften und der Literatur. Einfluß auf die bildenden Künste so gut wie gar nicht vorhanden. Versuch einer geschichtlichen Darstellung. Eigenthümliche Gesittung. Philosophie der Chinesen. Staatssystem. Innere Zustände. Wirkung nach Außen hin.

Cultur der Griechen und Römer. Die Fabelzeit Griechenlands. Die Söhne der Götter und Menschen, die Heroen, gestalten die Welt um. Das griechische Heldenalter. Rohheit der alten Griechen. Cultur und Gesittung der späteren. Gesetzgebung. Verachtung aller Kunst von Seiten einzelner griechischer Staaten, gewaltiger Aufschwung derselben bei anderen. Die Architectur, die Sculptur, die Dichtkunst in höchster Blüthe. Kriege unter einander, welche die Fortschritte hemmen. Kriege mit den Persern, welche dem Lande Aufschluß geben über seine Kraft. Die berühmten Philosophen Griechenlands. Macedoniens steigende Macht. Untergang der griechischen Freiheit durch die Griechen selbst.

Rom und seine ersten vier Könige. Begründung eines Freistaates. Republikanische Verfassung desselben. Leiden des Volkes unter dieser Verfassung. Rom durch die Gallier erobert. Rom im Conflict mit Griechenland und mit Persien. Gänzlich veränderte Weltanschauung. Rom greift immer weiter um sich. Die punischen Kriege. Die Eroberung von Spanien, Gallien, Brittannien. Kriege mit Jugurtha. Die Cimbern und Teutonen. Eroberung von Aegypten. Das Weltreich. Innerer Zerfall desselben. Einfluß Roms auf die Cultur überhaupt, auf die Künste, die Philosophie, die Gesetzgebung. Verfall sowohl von Roms Größe als von den gesammten Errungenschaften der Cultur. Der Untergang der alten Götter. Das Christenthum und seine Secten. Mahomed und die erobernden Araber. Der zerstörende Islam unter den Kalifen reichlich fruchtbringend. Die Cultur, Astronomie, Philosophie werden nach Europa verpflanzt 2c. 2c. 2c.

Die Verlagshandlung.

Vollmer, Carl Gottfried Wilhelm,

Der Mensch die Räthsel und Wunder seiner Natur, Ursprung und Urgeschichte seines Geschlechts sowie dessen Entwickelung vom Naturzustande zur Civilisation : nach den neuesten Forschungen der Naturwissenschaft und Geschichte populär dargestellt
Bd.: [1]

1865